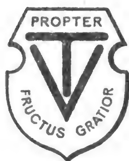
Politisch-Ant... Monatsschrift für Praktische Politik, für Politische ...


SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
FIAT LVX
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS

Politisch-Anthropologische REVUE

Monatsschrift für das soziale und geistige Leben der Völker

Vierter Jahrgang 1905/06



Thüringische Verlags-Anstalt Leipzig.

Druck von Dr. L. Nonne's Erben (Druckerei der Dorfzeitung) in Hildburghausen.

Inhalt
des vierten Jahrganges.

Aufsätze.

Berichte.

Biologie.

Anthropologie.

Kulturgeschichte.

Rassen- und Völkerpolitik.

Rassen- und Sozialhygiene.

Bücherbesprechungen.

Politisch-anthropologische Revue

IV. 1. — 1905.

Monatsschrift für das soziale und geistige Leben der Völker.

Ideen über organische und soziale Entwicklung.

Dr. J. G. Meyer.

Eine alte Mahnung für jede wissenschaftliche Forschung lautet, die Mannigfaltigkeiten des Daseins nicht leichtfertig zusammenzuwerfen. Die Anhänger eines jeglichen „Monismus“ sollten sich daher ganz besonders dieses „Gesetz der Spezifikation“ zum Bewußtsein bringen; es steht gleichwertig da neben dem Satze der Homogenität, der gebietet, „Gleiches mit Gleichem zu vereinigen“, und den wir hinwiederum jedem zum Dualismus Neigenden anempfehlen möchten.

Der moderne radikale Monismus betrachtet als sein höchstes Ideal die Erkenntnis, daß alles Seiende, die Welt des Unorganischen, die des Organischen und die des Geistes nur durch Summierung von ein und denselben mechanischen Kräften und Bewegungen entstanden sei. Eine neuerdings wieder aufgekommene dualistische Lehre dagegen zieht eine schroffe, unüberschreitbare Grenzlinie zwischen dem Sein des Leblosen und dem des Lebendigen, indem sie in die organischen Zellen und Individuen gewisse modifizierte Lebenskräfte, „Dominanten“ legt, die in gar keinem geschichtlichen Zusammenhang mit den unorganischen Molekularkräften stehen sollen. Zwischen dem geistigen und dem organischen Leben dagegen wird eine solche schroffe Grenze von Reinke, dem Begründer dieser Lehre, nicht ausdrücklich gezogen. Wir glauben nun auch die erstere Scheidewand etwas weniger undurchdringlich zu gestalten, wenn wir uns des von Wundt in die Psychologie eingeführten Begriffes der „schöpferischen Resultanten“ auch für die Erfassung der objektiven Außenwelt bedienen. Dieses bedeutungsvolle Prinzip sagt, daß das aus einer Anzahl von Elementen entstandene Produkt mehr ist, als die Summe dieser Elemente, daß es ein ganz neues Gebilde ist. Die körperliche, durch das Sehen mit zwei Augen bewirkte dreidimensionale Anschauung ist z. B. mehr als die Summe aus den beiden flächenhaften Bildern, die jedes Auge für sich allein hat.

Als eine solche „neue Schöpfung“ der Summierung von unorganischen Molekülen betrachten wir das lebendige Protoplasma, die lebendige Zelle und den lebendigen Organismus, dann aber weiter als eine solche „neue Schöpfung“ der Summierung von menschlichen

Einzelindividuen oder Personen: das Reich der Kultur, also der Gesittung, der Sittlichkeit und Politik, der Wissenschaft und Kunst usw., oder die Nationen, Staaten und Gesellschaften.

Die Nation, der Staat, die Gesellschaft sind stets mehr als die Summe der diese Gebilde zusammensetzenden Individuen: „Kulturdominanten" oder „Kulturkräfte" beherrschen das gesellschaftlich-politische Leben, indem sie diese sittlichen Einheiten zusammenhalten und entwickeln.

Das Reich der Kultur steht ebenso über dem des Organischen, des Pflanzen- und Tierlebens, wie dieses über dem des Unorganischen oder Mineralischen. Indem wir in allen drei Reichen das Walten desselben Naturgesetzes annehmen, tun wir dem Satze der Homogenität Genüge: in allen Gebieten herrscht das Gesetz der Differenzierung, das von B. von Cotta in die Worte gekleidet wurde: „die Mannigfaltigkeit der Erscheinungsformen ist eine notwendige Folge der Summierung von Resultaten aller Einzelvorgänge, die nacheinander eingetreten sind". Im Reiche des Lebendigen kommen zu diesem allgemeinen Prinzipe als durchaus neu die Prinzipien der Abänderung, der Vererbung und der Anpassung, die auf der Grundlage der neu „erschaffenen" Einheiten „Zelle und Individuum" tätig sind.

Eine Modifikation erfahren die deszendenztheoretischen Prinzipien in dem sich geschichtlich dem organischen Leben anschließenden Gebiete der Gesittung, der Kultur, in welchem sich ihnen die neuen gesellschaftlichen und staatlichen Einheiten als Schauplatz ihrer Tätigkeit darbieten.

Hier nun können wir den allmählichen Uebergang von dem einen Reich in das andere wohl mit einer gewissen Sicherheit beobachten.

Das Menschengeschlecht unterscheidet sich von allen anderen organischen Arten dadurch, daß die einzelnen Individuen einen eigenartigen Charakter, einen Individualcharakter, eine Persönlichkeit besitzen, während der Charakter der einzelnen wilden Tiere in den einzelnen Arten im großen ganzen und allgemeinen derselbe ist. Auf den tiefsten Stufen der Gesittung kommt dieser Unterschied vielleicht noch wenig zum Ausdruck: die hier noch ganz roh wirkende Naturzüchtung verhindert die Ausbildung schroff unterschiedener Persönlichkeiten. Zartere, zum Betrachten und Nachdenken, zur Barmherzigkeit oder zur Milde neigende Charaktere z. B. würden von den rohen und rücksichtslosen sofort unterdrückt werden, umkommen, den Frauen verächtlich oder unerreichbar sein und nicht Gelegenheit finden, ihre Eigenschaften auf Nachkommen zu vererben. Erst in höheren Kulturzuständen, in späteren Zeiten konnten auch diese sanfteren Eigenschaften zur Entwicklung gelangen, z. B. sobald sich eine Priesterkaste, sobald sich Ackerbau und Handwerk ausgebildet hatten. So begünstigt die Kulturentwicklung immer mehr die Bildung von verschiedenartigen Charakteren; je weiter die Civilisation vorschritt, je mannigfaltiger ihre Zwecke und Aufgaben wurden, desto ungleichartigere und unähnlichere Personen konnten heranwachsen und ihr Wesen auf Nachkommen vererben, die dann ihrerseits wieder der Kultur in der verschiedensten Weise die Wege ebneten und vorschrieben. Entwicklung zur Individualität ist also das naturgemäße Ziel, welchem die Menschheit bei ihrem Werden entgegengeht: jeder Person ihr eigener, ihr eigentümlicher Charakter.

Wenn wir Bürger civilisierter Staaten auch schon alle persönliche Namen besitzen, so wissen wir uns doch von diesem Ideale noch weit entfernt. Dem Politiker, dem Agitator, dem führenden Staatsmann ist es oft ganz klar, wie sie die große Masse, die Menge, den „süßen Pöbel" behandeln müssen, um sie zu leiten und ihren eigenen Wünschen gefügig zu machen. Was für den einen paßt, wirkt auch bei dem anderen, wie ja ebenso der Jäger ganz genau weiß, auf welche Weise er den Fuchs und das Reh, den Hasen und das Huhn zu jagen hat. Einen hochgebildeten, einen selbständig tätigen und denkenden Menschen hingegen muß jeder, der von ihm etwas erreichen, der ihn zu einer Tat überreden will, ganz individuell behandeln.

Mit dieser wichtigen Tatsache des menschlichen Individualcharakters hängt nach meiner Ansicht das Entstehen der gesellschaftlichen überindividuellen Einheiten zusammen, die kulturgeschichtliche Wahrheit, daß der Mensch im Gegensatze zum Tier ein „politisches" Lebewesen ist, ein Wesen, das nur in Gesellschaft, bei höherer Entwicklung nur im Staate leben, wirken und seinen natürlichen Anlagen gemäß sich entfalten kann. Der gesellschaftliche und der politische Trieb sind eine „Neuschöpfung" der Summe nebeneinander lebender einzelner Individuen. Die Sonderung, Differenzierung in individuelle Charaktere, in Personen macht den einzelnen Menschen ergänzungsbedürftig, er braucht Gefährten, Genossen, um die Einseitigkeit seiner Individualität auszugleichen; natürlich kommt dem einzelnen dieses nicht logisch zum Bewußtsein, sondern nur als Sympathie mit anderen Menschen, eben als Geselligkeitstrieb. Herdentriebe gibt es ja auch bei wilden Tieren, sie werden durch gleiche Lebensart, gleiche Gefahren und Bedürfnisse hervorgerufen: das einzelne Mitglied dieser Herden aber gilt im allgemeinen individuell wohl nichts: stirbt eines, so kommt es den anderen kaum zum Bewußtsein, daß eine Lücke entstanden ist. Häufiger mag es vorkommen, daß fremde Eindringlinge aus der Herde wieder hinausgetrieben oder getötet werden, gegen eine solche positive Veränderung reagiert die Macht der Gewohnheit. Bei gewissen Tiergesellschaften, wie z. B. bei den Ameisen, Bienen, Termiten, tritt dann eine so weitgehende körperliche Differenzierung in Geschlechter und Zwischengeschlechter ein, daß diese gewissermaßen als verschiedene körperliche Organe desselben physischen Körpers, eben der Gesellschaft gelten können. Hier ist es ganz selbstverständlich, daß solche Wesen in Gemeinschaft leben, daß sie nur bei gegenseitiger körperlicher Ergänzung imstande sind, ein längeres Dasein zu fristen. Dieses alles ist von der menschlichen Gesellschaft, selbst in ihren Anfängen, wesentlich verschieden, wenn auch natürlich zugegeben werden muß, daß die ersten sozialen Gemeinschaften sich aus solchen in Herden oder in Familien zusammenlebenden tierischen Vorfahren der Menschen entwickelt haben. Sobald aber die artikulierte Sprache, die Vernunft, die Person entstanden, sobald der Mensch geworden war, traten andere höhere Vereinigungsprinzipien in Wirksamkeit: aus der Herde wurde die Horde.

Wenn wir uns mit Hülfe der Phantasie in eine Gesellschaft versetzen, die durchweg aus Personen mit dem unsrigen vollständig gleichartigen Charakteren besteht, so kommt uns wohl zum Bewußtsein, daß hier von einem Gefühle der Zusammengehörigkeit, der Solidarität,

also von Sympathie nicht eigentlich die Rede sein könne; zum mindesten würden sich die einzelnen Mitglieder der Gesellschaft gleichgültig, langweilig sein, wenn sie sich nicht gar zuwider sein sollten, sie würden keinen oder nur geringen Anteil aneinander nehmen, die höheren gesellschaftlichen Instinkte, Triebe und Gefühle, wie Mitleid, Teilnahme, Liebe würden wohl kaum aufkommen, und die Herde würde Herde bleiben, nur durch die gleichartige Lebensweise, den gleichen Lebensunterhalt, die gleichen Gefahren zusammengehalten. Die wilden Tiere sind gewissermaßen „Tausendgänger" von einander, der Mensch würde seinen vollständigen Doppelgänger nicht lieben können.

Sobald sich aber der Einzelne als etwas Besonderes zu fühlen begann, bildeten sich in ihm gewisse neue Empfindungen gegenüber der Außenwelt, es entwickelte sich in ihm das Bedürfnis nach Mitteilung, die artikulierte Sprache. Soziales Empfinden oder auch, auf die Gefahr hin, sentimental zu erscheinen, „Liebe" — und andererseits „Vernunft" bildeten sich gleichzeitig weiter aus; die äußerste Trennung, Differenzierung des „homo sapiens" zu Personen mit Individualcharakter hatte zur Folge die „Kulturdominanten": einerseits die Tugend und die Liebe, andererseits die Vernunft, die Sprache, also die Vergesellschaftung, die Entstehung politisch sozialer Gebilde.

Wir müssen annehmen, daß die Menschheit ursprünglich eine einzige Art darstellte, deren nicht zahlreiche Mitglieder eine im allgemeinen gleiche Veranlagung besaßen. Die verschiedenen äußeren Verhältnisse aber, welche nach größerer Vermehrung im Laufe der Zeiten auf die einzelnen, räumlich gesonderten Horden, Stämme und Völker einwirkten, riefen Anpassungen und Abweichungen hervor, ließen bei einzelnen Gemeinschaften gewisse Gaben rudimentär werden und verkümmern, oder verhinderten überhaupt ihr Hervortreten, brachten dagegen andere in besonders einseitiger Weise zur Entwicklung. Die natürliche Vererbung wirkte dahin, daß die Charaktere bei den Nachkommen sich erhielten; durch Erziehung, Unterricht, Ueberlieferung, durch „soziale Vererbung" wurden diese Stammes- oder Nationalcharaktere befestigt, so daß heute eine bunte Menge der verschiedensten Völkertypen entsprechend dem allgemeinen Weltgesetze der fortschreitenden Differenzierung das Erdenrund bewohnt. Der bekannte Forscher im Gebiete der Völkerkunde, Waitz, hebt ausdrücklich hervor, daß die verschiedenen Kulturzustände der Völker in weit höherem Maße von dem Wechsel ihrer gesamten Lebenslage und ihren Schicksalen, überhaupt von anderen Momenten abhängig sind, als von ihrer ursprünglichen geistigen (und, wie hier wohl hinzuzusetzen ist, gemütlichen) Begabung.

Die Begriffe „Vererbung" und „Anpassung" an neue Verhältnisse sind, wie schon oben angedeutet, im Reiche der Kultur etwas andere, als im Reiche der organischen Lebewelt. Wir haben wohl nicht das geringste Urteil darüber, was das neugeborene Kind an ererbten geistigen und seelischen Anlagen mit auf die Welt bringt. Sobald es sich dem Mutterschoße entrungen hat, wird es äußeren geistigen Einflüssen, der mütterlichen Pflege, der Erziehung oder der Dressur, dem Einwirken der Ueberlieferung usw. ausgesetzt. Es ist unmöglich, in dieser Beziehung naturwissenschaftliche Versuche anzustellen, da die

Humanität es verbietet. Ein europäischer und ein afrikanischer Säugling würden, ganz sich selbst überlassen, natürlich bei Sicherstellung ihrer Ernährung, wohl beide zu gleichwertigen, tierähnlichen Wesen heranwachsen. Ein neugeborenes französisches Kind würde sich unter Umständen in Rußland vielleicht zu einem „echten Moskowiter“, in Deutschland zu einem „Alldeutschen“ entwickeln, wenn auf keiner Seite ein Bewußtsein, eine Kenntnis der Unterschiebung vorhanden wäre. Chamisso, der in Frankreich geboren, zu einem Stern der deutschen Literatur wurde, ist wohl ein Beweis für die Möglichkeit solchen Sieges der kulturellen über die natürliche Vererbung; ähnlich die echt deutschen Dichter französischer Abkunft Willibald Alexis und Theodor Fontane. Ob ein Negerknabe bei guter, liebevoller Erziehung, wenn ihn sein Aeußeres, seine Aussprache nicht stets fremd, unsympathisch, lächerlich erscheinen ließen, nicht auch ein gebildeter, nationaler Europäer werden könnte, vermag die Wissenschaft exakt durchaus nicht zu entscheiden. Was also das Kind als ererbte geistige und seelische Eigenschaften bei der Geburt miterhält, wissen wir ganz und gar nicht; sobald der junge Mensch ein eigenes Seelenleben zu entwickeln beginnt, wird er sofort dem bestimmenden Einfluß der Umgebung, d. h. also der eigenen oder der fremden Nationalität ausgesetzt. Ein gewissenhafter Chemiker würde sich weigern, mit derartig „unreinen“ Stoffen, dem Ererbten und dem Erworbenen, zu arbeiten; eine reinliche Analyse des zusammengesetzten Körpers in seine Elemente ist aber, wie gesagt, unmöglich.

Eine solche ist nun für die Kulturgeschichte auch gar nicht notwendig. Diese letztere hat es nicht mit den physischen und einzelnen Menschen, sondern mit den menschlichen Gemeinschaften zu tun. Einzelne, ganz individuell nur für sich lebende Menschen, außerhalb jedes gesellschaftlichen Verbandes, hat es nie gegeben: solche Wesen wären über die tierische Entwicklungsstufe nie hinausgekommen. Diese hypothetische Annahme der Natur- und Vernunftrechtler ist als gänzlich unhaltbar von allen maßgebenden Kreisen längst aufgegeben worden. Für die Kulturgeschichte handelt es sich um eine Untersuchung der menschlichen Gemeinschaften und ihrer Entwicklung. Dieses sind, wie gesagt, nicht etwa bloße Summierungen physischer Einzelwesen, sondern es sind ganz neue eigenartige geistige Gebilde, deren bloßes körperliches Substrat die menschlichen Individuen und ihre Kunstprodukte sind. Der menschliche Körper ist ja auch mehr als eine bloße Summierung der ihn zusammensetzenden Moleküle! Wie, um es nochmals zu sagen, der Gegenstand der Biologie über dem der Anorganologie steht, so erhebt sich das Objekt der Soziologie über das der Biologie.

Was in dieser psychischen, geistigen oder sozialen Einheit der Gesellschaft von einer Generation zur anderen gleich bleibt, konservativ ist, das ist ererbt; daß es so bleibt, ist eine Wirkung der Vererbung oder Erblichkeit. Was dagegen neu erscheint, gehört in das Gebiet der „individuellen“, d. h. hier der „der einzelnen Gemeinschaft“ eigentümlichen Veränderlichkeit oder der Variabilität — und, zumal wenn es sich zu gestalten und zu befestigen strebt, in das der Anpassung.

Hier nun stellt es sich klar heraus, daß ein tiefgehender Unterschied zwischen der Entwicklung einer organischen Form und der

einer menschlichen Gemeinschaft darin besteht, daß das Kind, die folgende Generation, im ersteren Falle von dem „Elter“, der Mutter, vollständig abgetrennt wird: man kann genau unterscheiden zwischen embryonalem und postembryonalem oder kindlichem Zustand. Bei den sozialen Generationen ist dieses nicht möglich: sie gehen flüssig ineinander über, sie bilden ein zusammenhängendes untrennbares Ganzes. Der Unterschied zwischen angeborenen und erworbenen Eigenschaften fällt also in der Soziologie fort, denn wir können doch niemals einen Zeitpunkt feststellen, an welchem die neue Generation geboren und vor welchem sie noch im Körper der älteren herangewachsen wäre. Diese im Gebiete der Biologie so bedeutungsvolle Frage hat also in der Kulturgeschichte keinen Sinn.

Ferner ist es klar, daß die Völker und die menschlichen Gemeinschaften infolge ihrer Vernunft auf jeden Fall auch einer direkten Anpassung fähig sind, d. h., daß sie sich unter Umständen den sie umgebenden, sich verändernden Verhältnissen und gewissen Ideen unmittelbar, sozusagen freiwillig anpassen können, ohne stumpfsinnig zu warten, welche von den „zufällig“ eingetretenen Abänderungen sich im Kampfe um das Dasein als die stärkeren erweisen würden. Der „mechanischen“ Selektion oder Auswahl bei Züchtung durch diesen Wettkampf wird in vielen Fällen nur ein gewisses oberflächliches Ausmodellieren der erworbenen Abweichungen zufallen, wie es ja von einigen Forschern auch für die Entwicklung der Tiere und Pflanzen gelehrt wird.

Als Umgebungsreize wirken auf den Menschen Beweggründe oder Motive und Ideen: in den politischen Verhältnissen, in der inneren staatlichen Entwicklung müssen die Völker streben, das einmal erkannte oder gefühlte Gerechte herzustellen, — in der gesellschaftlichen Entwicklung das Gute. Das am besten und am zeitgemäßesten diesen Forderungen Angepaßte siegt dann im Laufe der Zeit über das Schwächere, das ausgejätet wird.

Zu der im Reiche des Organischen und auch dem der Kultur so verbreiteten Erscheinung des Atavismus, des Rückschlages, zu dem Auftreten längst veralteter Formen gesellt sich im Reiche der Gesittung als eine „Schöpfung“ der sozialen Resultanten der Posterismus, d. h. der Vorschlag, die Verwirklichung verfrühter Zustände und Einrichtungen, die erst in einer späteren, kulturell höher entwickelten Gesellschaft zeitgemäß und gesund sein würden; die modernen Friedensschwärmer seien als treffliches Beispiel dieses Posterismus genannt; der Suchende wird jedoch in Geschichte und gegenwärtigem Leben noch eine große Anzahl hierher gehörender Fälle leicht finden können. Wenn der Atavismus eine krankhafte Erscheinung der Vererbung ist, so ist der Posterismus eine solche der Anpassung oder Abänderung.

Eine soziale und politische Neotenie, ein Zurückbleiben auf jugendlichem Entwicklungsstadium dürfte in der Kulturgeschichte auch oft zu beobachten sein: ich nenne nur den politischen Zustand Mecklenburgs.

Wir vermeiden so einen kritiklosen öden Monismus, ohne in einen jeder Vernunft widerstrebenden Dualismus zu verfallen. Es sind dieses alles aber nicht etwa nur analogisierende Spielereien,

sondern ernste Denkergebnisse, die sich nach dem Satze der Identität mit logischer Notwendigkeit einstellen, dabei aber dem Gesetze der Spezifikation durchaus Genüge tun: man muß strenge unterscheiden zwischen organischem und sozialem Atavismus, zwischen organischer und sozialer Neotenie usw. Der Umstand aber, daß in beiden Gebieten die deszendenztheoretischen Prinzipien angewandt werden können, deutet auf eine innere Verwandtschaft und eine Verknüpfung beider hin, wie das Cottasche Gesetz der fortschreitenden Differenzierung einen inneren Zusammenhang der ganzen Welt vom Unorganischen bis zum Sittlichen ahnen läßt. Die in der Biologie zur Verwendung gekommenen deszendenztheoretischen Ausdrücke stammen ja zum großen Teil aus kulturellen Verhältnissen, so: Vererbung, Anpassung, Kampf ums Dasein. Darwin hebt ja selbst in einem an Häckel gerichteten Briefe hervor, daß er seine Idee vom „Wettkampfe um das Leben" dem berühmten Werke von Robert Malhus „Ueber die Bevölkerung" verdanke, und der Jenenser Gelehrte beruft sich oft mit großer Genugtuung auf den bekannten offenen Brief Schleichers, in dem dieser die darwinistische Entwicklung für eine von ihm schon lange erkannte Tatsache der Sprachenentwicklung erklärt.

Wenn wir die Frage nach einer sprungweisen oder einer allmählichen Abänderung noch einer kurzen Besprechung unterziehen wollen, so geht meine Ansicht dahin, daß diese weder im Gebiete des Organischen noch in dem des Sittlichen von prinzipieller oder fundamentaler Bedeutung ist. Ein Kontinuum, ein lückenlos Zusammenhängendes gibt es nun einmal im Reiche der sinnlichen Erscheinungen nicht: der stetige leere Raum und die stetige leere Zeit, das „Werden" als Indifferenz von Sein und Nichtsein sind nur Vorstellungen unseres sinnlich nicht beeinflußten Verstandes oder unserer denkenden Vernunft. — Was den groborganisierten Wesen in lückenlosem Zusammenhange erscheint, würde von einem feineren Wahrnehmungsvermögen als mehr oder weniger weiter Sprung aufgefaßt werden oder umgekehrt. So dürfen wir vielleicht uns richtig ausdrücken, indem wir sagen, daß nach menschlicher Auffassung gewaltige Sprünge in der organischen wie in der kulturellen Entwicklung wohl meist ungesunde Gebilde, Monstrositäten hervorbringen, — während die normale, gesunde Entwicklung in mehr oder weniger kleinen Sprüngen, bezw. was dasselbe ist, allmählich vorschreitet. —

Selbstverständlich sind auch die rein organischen oder biologischen Wirkungen des Abstammungsgesetzes für eine bewußte Kulturentwicklung von Bedeutung. Der Mensch ist in gewisser Beziehung doch ein gewöhnliches Säugetier und gehört also zu dem Reiche des Organischen. Die Ergebnisse der biologischen Forschung müssen von dem Staatsmanne in vielen Hinsichten berücksichtigt werden, so z. B. in hygienischen und pädagogischen Fragen. Ebenso haben die molekularen Verwandtschaftsverhältnisse, die gewöhnlichen chemischen Kreuzungs- und Summierungs-Verhältnisse auch in der Biologie Geltung, ohne daß doch diese Wissenschaft dadurch verhindert wird, ihre ganz eigenartigen, auf das unorganische Gebiet gar nicht übertragbaren Wahrheiten zu erkennen und der weiteren Forschung zugrunde zu legen: dasselbe Verhältnis nun besteht zwischen der biologischen und soziologischen Abstammungslehre.

Während die differenzierende, sondernde Naturentwicklung des Organischen bei dem Entstehen von Arten und Abarten Halt macht, — geht sie, wie gesagt, beim Menschen bis auf einen besonderen Individualcharakter: dann aber setzt die Kulturentwicklung mit sammelnder oder integrierender Tendenz ein, sie vereinigt die Individuen zu Horden, die Horden zu Stämmen, diese zu Völkerschaften, zu Staaten, die Staaten zu Reichen. Dieser Siegeszug der Gesittung scheint auf eine dereinstige Vereinigung der gesamten Menschheit hinzudeuten.

Daneben aber gliedert sich die einzelne Kulturgemeinschaft nach Innen in demselben Sinne weiter, in welchem sich auch das Tierreich differenziert hat und noch differenziert. Die Arbeitsteilung, die Bildung von Ständen und Kasten gehört hierher: doch auch hier findet dann später im Gegensatz zum organischen Leben stets eine Wiedervereinigung statt; die übermäßige Arbeitsteilung führt zur Arbeitsvereinigung, die gesellschaftliche Zersplitterung zur Gebrauchsvereinigung, zur Assoziation, Verstaatlichung usw.

Diejenigen Naturforscher also, welche aus ihren biologischen Kenntnissen und Erfahrungen Schlüsse auf das Werden von Staat und Gesellschaft ziehen wollen, werden gut tun, ihr Augenmerk scharf auf diese höchst wichtigen Abweichungen zu richten: so mancher tüchtige Gelehrte wohl hat seine Zeit in unfruchtbarer Tätigkeit verschwendet, indem er, in kritiklosem Monismus befangen, verständnislos biologische Wahrheiten auf die Kulturmenschheit anwandte.

Ein Lehrbuch der Anthropologie.

Dr. Ludwig Woltmann.

Sowohl in den Kreisen, die sich mit anthropologischen Fragen fachwissenschaftlich beschäftigen, als unter den zahlreichen Gebildeten der Gegenwart, welche der naturwissenschaftlichen Menschenkunde wachsendes Interesse entgegenbringen, hat man es schon seit langer Zeit als einen Mangel empfunden, daß es kein Lehrbuch der Anthropologie gibt, in dem man sich über den Stand dieser Wissenschaft schnell und sicher orientieren kann.

Das einzige Buch in deutscher Sprache, das bisher in Frage kommen konnte, ist J. Rankes „Der Mensch“, aber dieses Werk ist im wahren Sinn des Wortes nie recht modern gewesen. Der Verfasser hat sich in den zusammenfassenden und grundlegenden Problemstellungen ganz von den reaktionären Ideen Virchows leiten lassen, der bekanntlich der natürlichen Entwicklungslehre und speziell dem Darwinismus wenig günstig gesinnt war. Es ist dies um so bedauerlicher, als J. Ranke durch zahlreiche und wichtige Spezialuntersuchungen, z. B. über die Wirbelsäule und die Schädelbasis des Menschen, sich große Verdienste um die Anthropologie erworben hat. Da aber sein Buch in der Anwendung der Deszendenztheorie auf die Menschenkunde gänzlich versagt, hat es nicht denjenigen fördernden und befruchtenden Einfluß ausüben können, der sonst sicherlich von ihm ausgegangen sein würde.

Andererseits ist es auffallend, daß unter den deutschen Anthropologen bisher keiner an eine zusammenfassende Darstellung der anthropologischen Wissenschaft herangegangen ist. Eine gewisse Scheu vor Erörterung grundlegender Fragen, eine oft allzu große Skepsis hinsichtlich des wahren Standes sicherer anthropologischer Kenntnisse, überhaupt die allgemeine Abneigung gegen die Synthese, die bis vor kurzem die ganze moderne Naturwissenschaft beherrschte, mag diese Zurückhaltung erklären.

Es ist daher ein erfreuliches, den synthetischen Bestrebungen unserer Zeit entsprechendes Unternehmen, daß endlich ein Forscher es gewagt hat, ein Lehrbuch der Anthropologie herauszugeben, das sich mit großer innerer Sicherheit und Folgerichtigkeit auf den Standpunkt der Deszendenztheorie stellt und von hier aus die organische Herkunft und die Rassengliederung des Menschengeschlechts zu beleuchten sucht. Dieses Werk ist C. H. Stratz' „Naturgeschichte des Menschen", die jüngst (bei Ferd. Enke, Stuttgart) erschienen und mit 342 Abbildungen und fünf farbigen Tafeln ausgestattet ist.

In der Einleitung gibt der Verfasser einen Ueberblick über die Entwicklung der anthropologischen Forschung. Erst im 18. Jahrhundert beginnt eine objektive wissenschaftliche Erforschung des Menschen sich Bahn zu brechen. K. Linné war der erste, der dem Menschen seinen natürlichen Platz innerhalb der Säugetierreihe anwies und ihn mit den Affen, den Halbaffen und Fledermäusen zur Gruppe der Primaten vereinigte. Er unterschied nach Hautfarbe und geographischer Verteilung vier Rassen, die weiße (Homo europaeus), die gelbe (Homo asiaticus), die schwarze (Homo afer) und die rote (Homo americanus). Der holländische Gelehrte P. Camper führte den nach ihm benannten „Gesichtswinkel" als erstes Schädelmaß in die Anthropologie ein, während Blumenbach die Menschen nach der Schädelform in fünf Rassen gliederte, in die mongolische, amerikanische, kaukasische, malaiische und äthiopische.

Durch Linné, Camper und Blumenbach waren damit mehrere wertvolle Gesichtspunkte gewonnen worden, wodurch die Menschenrassen offenbar deutlich unterschieden werden konnten. In Wirklichkeit zeigte es sich aber, daß die sogenannten oder angeblichen „Rassen" nicht scharf und genau in diese Schemata eingefügt werden können, sondern nicht selten eine große Variabilitätsbreite der physischen Merkmale aufweisen.

Inzwischen waren der Anthropologie neue Anregungen von seiten der Zoologie zuteil geworden. Indem Darwin die Zoologie reformierte und auf die Basis der Deszendenztheorie stellte, waren damit für die biologische Grundlegung der Anthropologie neue Gesichtspunkte gewonnen worden. Darwins Theorie bedeutete eine gründliche Reform des Rassebegriffes. Die Menschenrassen wurden nun nach den Regeln tierischer Arten und Varietäten aufgefaßt und ihre Entstehung auf dieselben Prinzipien der natürlichen Zuchtwahl im Kampf ums Dasein zurückgeführt, nach denen Darwin den Ursprung tierischer und pflanzlicher Arten erklärt hatte.

Die phylogenetische d. h. stammesgeschichtliche Entwicklung des Menschengeschlechts ist durch Darwin, seine Mitarbeiter und Schüler unwiderleglich in die tierische Phylogenese eingeordnet worden. Die

Geologie hat eine Reihe erdgeschichtlicher Stufen nachgewiesen, denen eine aufsteigende Entwicklungsweise der Lebewesen, von den Wirbellosen, Knorpelfischen, Amphibien bis hinauf zu den Säugetieren und Menschen entspricht. Darwin, Häckel, Dubois und andere sahen in den Menschenaffen beziehungsweise in ihnen ähnlichen Wesen den organischen Stamm, von dem der Mensch sich abgezweigt hat. Nach einer neueren Auffassung von Klaatsch, der sich auch Stratz anschließt, soll dagegen der Mensch direkt von den Urprimaten oder Ursäugern abstammen, während sämtliche andere Säugetiere, die Affen inbegriffen, sich seitlich und später von der geraden Entwicklungsbahn entfernt haben. Namentlich ist es die Beschaffenheit der menschlichen Hände, die als ein uraltes Besitzstück auf das rätselhafte Chirotherion hinweisen, das zwei kleinere vordere und zwei größere hintere Hände mit gegengestellten Daumen besaß, also ein Klettertier von nicht allzu geringer Größe gewesen sein muß. Danach faßt Stratz die phylogenetische Entwicklung des Menschengeschlechts dahin zusammen, „daß es höchst wahrscheinlich mit nur sehr wenigen Mutationen aus der Wurzel der Ursäuger hervorgegangen ist und eines der ältesten, wenn nicht das älteste Geschlecht des gesamten Säugetierreiches vertritt, wobei es trotz höchster Entwicklung doch der gemeinschaftlichen Grundform am nächsten geblieben ist."

Hinsichtlich der Ontogenese, d. h. der Entwicklung des menschlichen Individuums erkennt Stratz das von Häckel formulierte und von anderen früher bestrittene biogenetische Grundgesetz an, daß die Ontogenese in kleinem Maßstab den Entwicklungsgang der Phylogenese wiederholt. Das Werden des Individuums läßt auch hier die merkwürdige Tatsache erkennen, daß der Mensch in mancher Hinsicht mehr primitive Bildungen bewahrt hat als alle übrigen Säugetiere. Im Gegensatz dazu entwickelt sich speziell beim Menschen das Gehirn, namentlich das Vorderhirn, einseitig stark, und wandelt sich der Greiffuß in einen Stützfuß um. Durch das zähe Festhalten an den primitivsten Säugetierzuständen kennzeichnet sich der Mensch auch ontogenetisch als die älteste aller bekannten Säugetierformen.

Zur individuellen Entwicklung gehören ferner die Wachstumserscheinungen und die geschlechtliche Differenzierung. Der neugeborene hat andere Proportionen als der heranwachsende und dieser andere als der ausgewachsene Mensch. Das Größenwachstum ist in der Regel mit dem 20. bis 25. Jahr abgeschlossen. In einzelnen Fällen kommt aber noch eine Größenzunahme nach dem 30. Lebensjahre vor. Der Neugeborene hat Ueberlänge der Arme, Unterlänge der Beine, größeren Kopf und Rumpf, Verhältnisse, die beim Erwachsenen sich bedeutend verschieben. Außerdem geht das Uebergewicht des Schädels gegenüber dem Gesicht immer mehr zugunsten des letzteren zurück, so daß in der Vorderansicht der Gesichtsschädel beim Neugeborenen zwei Fünftel, beim Erwachsenen zwei Drittel des Gehirnschädels beträgt.

Bei der Ausbildung der sogenannten sekundären Geschlechtsmerkmale entfernt sich der männliche ebenso wie der weibliche Körper weit von der ursprünglich gemeinschaftlichen kindlichen Form, nur mit dem Unterschiede, daß beim Manne das individuelle Gepräge überwiegt, während bei der Frau die Eigenschaften der Art in viel reinerer Weise gewahrt bleiben. Es entstehen Unterschiede in Größe

und Gewicht, in der Ausdehnung der Brust und der Hüfte. Auch bilden sich Geschlechtsmerkmale am Schädel aus, derart, daß z. B. beim Manne der Gesichtsteil, beim Weib der Gehirnteil des Schädels überwiegt. Beim Manne herrscht eine stärkere Ausbildung der Muskeln, bei der Frau des Unterhautfettgewebes vor. Beim Weibe ist die Haut dünner, zarter, glatter und meist heller als beim Manne. Während beim ersteren die Kopfhaare, sind beim letzteren die Körperhaare stärker entwickelt.

Ein spezifisches weibliches Merkmal ist die Ausbildung der Brustdrüse, die im Beginn des zweiten Kindesalters sich zur Knospe (Areolomamma), dann aber schnell zur Knospenbrust (Mamma areolata) entfaltet. Beim weiteren Wachstum bildet sich die reife Brust (Mamma papillata). Bemerkenswert ist, daß die sekundären Geschlechtscharaktere bei niederen Rassen weniger ausgebildet sind als bei höheren, und daß speziell das Stadium der reifen Brust außer von der weißen in der Regel nur von der gelben Rasse erreicht wird. Bei den übrigen Rassen ist die Knospenbrust die Regel und nähert sich bei Größenzunahme in ihrer äußeren Gestaltung der Form der Birne oder des Euters.

Im vierten Kapitel gibt Stratz eine systematische Analyse der körperlichen Merkmale des Menschen. Die Kraniometrie oder Schädelmessung erfährt eine ausführliche Besprechung. Danach sind die starke Dachwölbung, der Torus frontalis (Augenbrauenwulst), der Torus occipitalis (am Hinterhaupt) und die Kinnbildung die wichtigsten phylogenetischen Merkmale des menschlichen Schädels. Was die Gesamtgestalt des Menschen anlangt, deren exakte Untersuchung Aufgabe der „Anthropometrie" ist, so finden wir neben plumpen und gedrungenen Gestalten zierliche und schlanke. Man hat dies früher für Erscheinungen gehalten, die durch Ernährung und Uebung individuell erworben werden, in Wirklichkeit aber als natürliche Anlagen innerhalb der ererbten Variabilitätsbreite des Menschengeschlechts anzusehen sind. Zur Bestimmung der Körperproportionen bedient sich Stratz des Kanons von G. Fritsch, der zum anatomischen Grundmaß die Länge der Wirbelsäule hat, und mit dem die als normal geltenden Körperverhältnisse der erwachsenen Europäer aufs genaueste übereinstimmen.

Eines der glänzendsten Abschnitte des Buches ist derjenige über „Die Rassenentwicklung". Wenn wir die körperlichen Eigenschaften des Menschen vom phylogenetischen Standpunkt betrachten, so lassen sie sich in primitive, rudimentäre und progressive einteilen. Primitive Eigenschaften nennt Stratz diejenigen, die der Mensch aus seinen ältesten Urzuständen ganz oder in nur wenig veränderter Form erhalten hat. Dazu gehört die Art der Ernährung der Frucht und die Bildung der oberen Gliedmaßen, insbesondere der Hand. Die rudimentären Eigenschaften umfassen alle Rückbildungen und können sich auch auf den Verlust früher wertvoller Vorzüge beziehen, die aber unter veränderten Lebensbedingungen überflüssig geworden sind. Dazu gehört die Rückbildung des Gebisses, der Sinnesorgane, des Blinddarms und der Zehen. Zu den progressiven Eigenschaften, die auf eine größere Differenzierung und Vervollkommnung hinweisen, gehört in erster Linie die weitere Entwicklung des Gehirns und der Nerven-

bahnen, die dadurch bedingte Größenzunahme des Schädels und die weitere Ausbildung der unteren Gliedmaßen zum Stützorgan.

Was nun die Einteilung der Menschheit in kleinere Gruppen oder Rassen anbetrifft, so sind nach Stratz die jeweiligen primitiven Eigenschaften im Zusammenhang mit dem geringeren oder größeren Grad der Rückbildung und der Fortbildung ausschlaggebend. Je stärker die rudimentären und die allgemein progressiven Eigenschaften ausgebildet sind, desto höher steigt die damit ausgestattete Menschengruppe auf der Stufenleiter der Entwicklung. Der älteste uns bekannte Mensch ist die diluviale Neandertal-Spy-Rasse, die sich durch ausgesprochene Dolichocephalie, mächtige Entwicklung des Torus frontalis und geringe Wölbung des Schädeldachs auszeichnet. Viel näher den lebenden Rassen steht der Cro-Magnon-Typus, der eine stärkere Wölbung als der Schädel von Spy zeigt und darin sogar manche recente Schädel übertrifft.

Auf Grund der Beschaffenheit des Schädels und der Proportionen des Skeletts, sowie anderer körperlicher Merkmale gelangt Stratz dazu, die Rassen des lebenden Menschen in drei große Gruppen einzuteilen. Die erste Gruppe umfaßt sämtliche Menschengruppen mit vorwiegend primitiven Merkmalen, die protomorphen Rassen, welche den Naturvölkern der Ethnographen entsprechen sollen. Die zweite umfaßt die drei am höchsten differenzierten Menschengruppen, die herrschenden, archimorphen Rassen, welche den Kulturvölkern der Ethnographen entsprechen. Nach dem Grundton der Haut werden sie in die melanoderme oder schwarze, in die leukoderme oder weiße und in die xanthoderme oder gelbe Rasse eingeteilt. In einer dritten Gruppe sind die aus den vorigen hervorgegangenen Mischrassen oder metamorphen Rassen zusammenzufassen. Zu den protomorphen Rassen zählt Stratz mehrere isolierte Menschengruppen, wie die Australier, die Papua in Neuguinea, die Amerikaner, die Koikoin in Südafrika und die Eskimo in den Polargegenden, ferner die Wedda auf Ceylon, die Aino in Yezzo, die Dajak in Borneo, die Hova in Madagaskar.

Die Australier bilden eine abgeschlossene protomorphe Gruppe, welche durch die Häufung primitiver Merkmale und die große Variabilitätsbreite zur ältesten und somit niedrigsten Menschenrasse gestempelt wird. Der Schädel ist dolichocephal mit verhältnismäßig geringem Ueberwiegen des Gehirnteils über den Gesichtsteil. Der Torus frontalis und occipitalis (wo die Nackenmuskeln ansetzen) ist oft stark entwickelt. Die Kiefer sind meist kräftig gebildet, mit geringer Prognathie. Das Kinn ist schwach entwickelt, oft fliehend. Die Beine sind meist normal lang, während die Arme Ueberlänge zeigen. Die Nase ist meist breit, niedrig, doch kommen auch schmälere Nasen mit höherem Rücken zur Beobachtung, die Kopfhaare sind schlicht, lockig und kraus, ihre Farbe oft rötlich, oft schwarz, in einzelnen Fällen ein dunkles Aschblond. Die Hautfarbe schwankt zwischen hellstem Goldbraun und dunkelstem Blaubraun bis Schwarz.

Die echten Neger sind gekennzeichnet durch eine zunehmende Ueberlänge sämtlicher Gliedmaßen, durch eine größere Zunahme des Schädeldaches, die sich namentlich in der hinteren Breite geltend macht, und durch eine starke Ausbildung des Kiefers und des Gebisses.

Bei der gelben Rasse finden wir Lang- und Kurzköpfe, starke Entwicklung des Oberkiefers, Unterlänge der Beine, straffes schwarzes Haar und äußerst geringe Körperbehaarung.

Am kürzesten behandelt Stratz die leukoderme oder weiße Hauptrasse. Kennzeichen sind die Größenzunahme und stärkere Wölbung des Gehirnschädels nach allen Richtungen, wobei die ursprüngliche dolichocephale Form gewahrt bleibt, das kleinere Gesicht mit schmaler und hoher Nase, die größere Länge der Beine, die stärkere Körperbehaarung, die normalen Proportionen bei einer Gesamthöhe von acht Kopfhöhen.

Was die Stellung der protomorphen Rassen zu den Hauptrassen in phylogenetischer Hinsicht angeht, so sieht Stratz in den Akka die Vorläufer der Melanodermen, in den Eskimo diejenigen der Xanthodermen, in den Aino und Wedda diejenigen der Leukodermen.

Im vorstehenden habe ich versucht, in aller Kürze, doch übersichtlich und zum Teil mit den eigenen Worten des Verfassers, den wesentlichen Inhalt und den fortschreitenden Gedankengang des Buches darzustellen. Zum Schlusse sei es gestattet, einige kritische Bedenken und Bemerkungen daran anzuknüpfen, die sich auf wenige aber doch grundlegende Fragen der physischen Anthropologie erstrecken, und in denen ich mit dem Verfasser nicht übereinstimmen kann.

Es ist eine nicht richtige Wiedergabe der Ansicht von Häckel, wenn Stratz schreibt, daß derselbe gelehrt habe, daß der „Mensch vom Affen abstamme". Häckel hat in den menschenähnlichen Affen immer Seitenzweige eines gemeinsamen Stammbaumes gesehen und sie ausdrücklich für „Spezialisten" erklärt. Die Entdeckung des Chiroteriums ist gewiß ein wichtiges Beweisglied in der Kette der phylogenetischen Entwicklung, aber ob damit die „Affentheorie" aus der Welt geschafft wird, halte ich für sehr fraglich. Für sehr gewagt halte ich auch die Anschauung, daß der Urmensch sozusagen fix und fertig aus den hypothetischen „Urprimaten" oder gar „Ursäugern" mit „nur sehr wenigen Mutationen" hervorgegangen sei. Abgesehen davon, daß vorläufig alle paläontologischen Nachweise über die Ursäuger und Urprimaten und die daraus „mutierenden" Zwischenstufen fehlen, ist die „Mutationstheorie" selbst eine noch so wenig wohlbegründete Hypothese, daß man sie schwerlich schon auf die Phylogenese des Menschen anwenden kann. Von hervorragender zoologischer Seite ist mehr als hinreichend wahrscheinlich gemacht worden, daß Mutationen bei Tieren infolge ihrer eigenartigen Organisation und Struktur kaum vorkommen können. Doch, wie dem auch sein mag, ob wenige Mutationen oder allmähliche Entwicklungsstufen vom Ursauger zum Menschen hinaufgeführt haben, höchstwahrscheinlich hat der Mensch einmal affenähnliche Zustände durchlaufen. Mehr haben Darwin und Häckel nicht behauptet.

Indem Stratz die Gestalt des Europäers von etwa 180 cm und von acht Kopfhöhen Körpergröße als Grundplan und Ausgangspunkt für die Bestimmung der Proportionen der anderen Rassen benutzt, erscheint dies in der Darstellung selbst als eine willkürliche Voraussetzung. Denn nirgends wird näher begründet, warum diese Grundgestaltung die normale oder vollkommenste ist. Hier hätte eine Spezial-

untersuchung darlegen müssen, worauf die Vollkommenheit dieser Rasse und ihrer Proportionen beruht. Dazu müssen physiologische und ästhetische Gesichtspunkte herangezogen werden, indem gezeigt wird, daß eine bestimmte Verteilung der organischen Massen eine bessere psychophysische Ausrüstung im Kampf ums Dasein bedingt, oder daß eine bestimmte rhythmische Gliederung nach mathematischen Gesetzen eine höhere körperliche Schönheit hervorruft. Erst wenn diese Voraussetzung bewiesen ist, kann der Proportionskanon der europäischen Rasse als Maßstab für die höhere oder niedere Organisation der anderen Menschenrassen zugelassen werden.

Wenn auch Stratz die Begriffe „Rasse“ und „Volk“ auseinanderzuhalten sucht, so geschieht dies doch nicht mit derjenigen Schärfe und Folgerichtigkeit, die zu einer wohlbegründeten Rasseneinteilung erforderlich ist. Dazu kommt, daß es in seinem Buche an einer deutlichen und klaren Bestimmung des Rassebegriffes fehlt. Gegen Müllers Einteilung der Menschenrassen nach der Beschaffenheit der Haare macht Stratz z. B. den Einwurf, daß eine solche Einteilung nicht stichhaltig sei, „schon allein aus dem Grunde, weil sich sämtliche Haarformen sowohl bei Europäern als auch bei Australiern nebeneinander vorfinden“. Als wenn „Europäer“ und „Australier“ je eine Rasse bildeten! Infolge dieses unklaren Rassebegriffes kommt er zu der ungeheuerlichen Schlußfolgerung: „Die artlichen Varianten unterscheiden sich nur wenig, oder gar nicht von den individuellen Varianten innerhalb einer kleinen Gruppe“ (S. 179). Er verweist dabei auf J. Ranke, der unter der Bevölkerung Oberbayerns sämtliche bis dahin bestimmte sogen. Rassenschädel nebeneinander nachgewiesen habe. Wer sagt aber, daß die „Oberbayern“ eine „Rasse“ bilden? Möglicherweise, ja sehr wahrscheinlich sind in ihnen langschädelige Nord- und Mittelländer, alpine Rundschädel und Reste prähistorischer Rassen samt ihren verschiedenen Mischlingen und Rückschlägen durcheinandergewürfelt. Ferner dürfte es sehr gewagt sein, die Australier für eine „Rasse“ auszugeben. Schon Virchow betonte, daß sie in Wirklichkeit eine „Nation“ seien. Die unter den Australiern auftretenden blonden und rötlichen Elemente sind schwerlich als Keimvariationen einer und derselben Rasse, sondern vielmehr als uralte Beimischungen aufzufassen. Dafür spricht, daß die korrelativen Merkmale, wie hellere Haut, schmale gebogene Nase, schlichtes welliges Haar zugleich auftreten, die in ihrer Gesamtheit auf eine andersgeartete fremde Rasse hinweisen. Dies wird durch die neuesten Forschungen von Howitt bestätigt, der uralte indogermanische Beimischungen bei den Australiern annimmt. Man kann sich die prähistorische Vermischung der Rasse gar nicht frühzeitig genug erfolgend vorstellen. Auch ist ihre prähistorische Verteilung zum Teil eine andere gewesen als heute. Das gegenseitige Verdrängen und Durchdringen, also historische und soziale Vorgänge, sind unumgängliche Gesichtspunkte für eine sichere anthropologische Analyse der Menschengruppen. Rasse ist nicht nur eine morphologische, sondern auch eine genealogische Einheit. Lappen und Chinesen sind daher keine „Rassen“ wie Stratz annimmt; die „Chinesen“ sind vielmehr aus dem eigentlichen mongolischen Menschen und aus der der „mittelländischen Rasse“ verwandten paläasiatischen Rasse, zu der auch die Ainos gehören, zusammengesetzt. Außerdem sind blonde

Nordländer nach China gekommen, wie Ujfalvy, ten Kate und andere gezeigt haben.

Hiermit hängt es zusammen, daß Stratz in der Behandlung der europäischen Rassen gänzlich versagt, denn dieses Kapitel ist sehr dürftig ausgefallen. Blonde Nordländer, dunkle Mittelländer und der sog. Homo alpinus werden alle in eine Rasse zusammengeworfen. Während er Papuas und Australier auf Grund geringfügiger Merkmale scharf auseinanderhält, genügen ihm blonde Haare, blaue Augen und höhere Statur nicht, um diese Eigenschaften einer besonderen von der europäischen Bevölkerung abzutrennenden Rasse zuzuweisen, weil „sie weder eine so große Bedeutung haben, noch so ausschließlich einer einzigen Menschengruppe zukommen“ (S. 369). Möglich ist es ja, aber sehr unwahrscheinlich, daß die Depigmentierung bei verschiedenen Rassen stattgefunden hat. Dagegen spricht der schon erwähnte Umstand, daß mit dem Auftreten von Blonden innerhalb einer dunkeln Bevölkerung auch die korrelativen Merkmale der blonden Rasse gefunden werden. Immer mehr wird es klar, daß die nordische Rasse schon seit uralten Zeiten von ihrer nordeuropäischen Heimat sich über die angrenzenden Ländergebiete ausgebreitet hat. Daß die älteste Kulturrasse Aegyptens diesem Typus angehörte, ist erwiesen. Wenn die Theorie richtig ist, daß in dem durch die Eiszeit veränderten Milieu Nordeuropas aus der mittelländischen die nordische Rasse hervorgegangen ist — und diese Theorie hat sehr große Wahrscheinlichkeit für sich —, dann liegen hinreichend Zeiträume vor uns, um die Ausbreitung der Blonden von ihrem Ursitz nach allen den Richtungen zu verfolgen, wo heute ihre letzten Reste vorgefunden werden.

Stratz berücksichtigt auch viel zu wenig die anthropologische Bedeutung des sogenannten „Homo mediterraneus“, der nach den Untersuchungen von Schrenk und anderen sich durch ganz Rußland und Vorderasien bis weit nach Ostasien erstreckt. Manche Gruppen, die Stratz für „protomorph“ hält, mögen versprengte Reste oder Mischprodukte dieser Rasse sein. Auch dürfte sie am Aufbau der Bevölkerung Amerikas beteiligt sein, denn hier finden wir neben mongolischen Typen andere, die dolichocephal sind, schmale Adlernasen und schlichtes welliges Haar zeigen. Es geht daher nicht an, die Amerikaner zu den „Protomorphen“ zu rechnen.

Es gibt noch eine Reihe anderer Punkte, welche zu kritischen Bemerkungen herausfordern, z. B. die Zusammenstellung von Rassestufen mit Kulturstufen, infolgedessen die Neger als archimorphe „Kulturvölker“ figurieren, während die angeblich „protomorphen“ Amerikaner auf die Stufe der „Naturvölker“ herabsinken. Nichts erfährt man über die Rasse der Juden, nichts über den Unterschied der echten Brachycephalen von den Pseudobrachycephalen und Eurycephalen, nichts über die Platyknemie und andere wichtige Spezialfragen. Eine ganze Reihe von Forschern, die sich seit langen Jahren mit den europäischen Menschenrassen beschäftigen, wird einfach ignoriert, während die Verdienste von anderen, wie z. B. von Klaatsch, weit über Gebühr gepriesen werden. Aber leider liegt die Sache so, daß viele Anthropologen über Hottentotten und Papuas besser unterrichtet sind, als über die Rassenbeschaffenheit ihres eigenen Volkes.

Wenn auch einzelne Auffassungen des Autors abgelehnt werden müssen, so kann uns dies doch nicht hindern, dem Buch als Ganzen große Anerkennung zu zollen. Denn daß Stratz mit der biologischen und der phylogenetischen Auffassung Ernst macht, muß ihm hoch angerechnet werden. Und aus diesem Grunde möchten wir seine Arbeit angelegentlich empfehlen.

Die Rassengeschichte der französischen Nation.

Professor Dr. G. de Lapouge.

1. Vorgeschichtliche Zeiten.

Die heutige Bevölkerung Frankreichs ist das Endergebnis mannigfaltigster Mischungen, und es gibt kaum ein Land in Europa, dessen Bewohner verschiedenartigeren Ursprungs sind. Zahlreiche Rassen haben sich in vorgeschichtlicher und geschichtlicher Zeit an der Bildung dieser Bevölkerung beteiligt: die einen haben sich vielleicht im Lande selbst entwickelt, andere sind aus ziemlich entfernten Gegenden gekommen, einige zweifellos ausländische Bestandteile sind zu verschiedenen Zeiten eingeführt worden. Kriegerische Einfälle, friedliche Einwanderungen und endlich der Sklavenhandel sind die Hauptursachen gewesen, so verschiedene Bestandteile zusammenzubringen. Die Mehrzahl der Eroberungen und der langsamen Einsickerungen hat übrigens nur Volksbestandteile eingeführt, die schon vorher in der Urbevölkerung vertreten waren. Die geschichtlichen Völker wenigstens, die Gallien ganz oder teilweise erobert haben, gehörten den gleichen Rassen an wie die Eingeborenen. Wenn auch bei diesen Völkern die Rassen ein anderes Mischungsverhältnis und geringfügige Beimengungen hierzulande unbekannter Bestandteile aufwiesen, wenn sie auch fremde Sprachen redeten und eine andere Gesittung mitbrachten, so bestand doch kein grundsätzlicher Unterschied zwischen ihnen und den früheren Einwohnern. Die Verschiedenheit rührte hauptsächlich von der geschichtlichen Sonderentwicklung her und von daraus folgenden Auslese-Vorgängen.

Auch die gewaltsamsten Eroberungen vernichten nur in den seltensten Fällen und in beschränkten Gebieten die eingeborene Bevölkerung; es bleiben von ihr die Frauen, die Kinder und die Gefangenen übrig. Die Frauen erziehen die Kinder, die sie von den Siegern bekommen, in ihrer eigenen Sprache, die Kinder der Besiegten wachsen heran, und so stellt sich nach und nach die ursprüngliche Bevölkerung wieder her, sucht die Eroberer aufzusaugen und merzt sie häufig auch aus durch das Spiel der gesellschaftlichen Auslese. Die lebende Bevölkerung stammt daher von allen Volksbestandteilen ab, die seit den entferntesten Zeiten der Vorgeschichte in unserem Lande ansässig waren.

Wir wissen nichts von den Wesen, die im Miozän die Steine von Thenay und Puy Courny bearbeitet haben sollen, und nicht mehr wissen wir von den Urmenschen, die die Feuersteine des unteren

Pleistozäns (sogen. Reutélien und Mesvinien) gebraucht und beschlagen haben. Die Vorgeschichte beginnt in Frankreich erst mit der dritten Zwischeneiszeit[1]). Die berühmten Handstücke (sogen. Melléeus), die Mortillet auf die zweite, warme Zwischeneiszeit bezogen hatte, finden sich, wie Rutot gezeigt hat, nur im Anfang der dritten Eiszeit (sogen. Campinien). Sie treten mit dem Mammut auf und sind kennzeichnend für die erste Kunstfertigkeit, die diesen Namen verdient, auf unserm Boden. Menschliche Gebeine hat man in den durch solche Beile bezeichneten Schichten nicht gefunden, und es ist reine Vermutung, wenn man sie durch Pithecanthropus Neandertalensis geschlagen sein läßt. Dieser Pithecanthropus Neandertalensis King, näher verwandt mit P. erectus Dubois aus dem Pliozän von Java als mit der Gattung Homo, scheint wirklich zu Anfang der dritten Eiszeit auf dem Schauplatze erschienen zu sein. Die bisher gefundenen Ueberbleibsel dieser Rasse sind zeitlich nur ungenau bestimmt. Die sie enthaltenden Schichten sind diejenigen der kälteliebenden Tierwelt mit dem Mammut, die sich kaum verändert hat vom Beginn der dritten Eiszeit bis zu dem der vierten Zwischeneiszeit, wo zuerst Rhinoceros tichorrhinus und dann Elephas primigenius verschwinden, während das Rentier bis zum Ende dieser Zeit kennzeichnend wird, an dessen Stelle dann der Hirsch tritt. Die Neandertalrasse ist weder in Schichten, die mit dem E. antiquus, noch in solchen, die mit dem Rentier gleichzeitig sind, gefunden worden; genauer kann man die Zeit ihres Auftretens und Verschwindens nicht bestimmen. Vielleicht wird uns die Geologie eines Tages lehren, was die Paläontologie bisher im Dunkel lassen mußte.

Der Pithecanthropus Neandertalensis ist beinahe in ganz Frankreich gefunden worden, in den Pyrenäen (Malarnaud), in der Auvergne (Denise), in Burgund (Arcy), in der Normandie (Brèchamps, Marcilly), aber immer nur in vereinzelten Bruchstücken. Eine Bestattung, wie die von Spy in Belgien, hat man nicht entdeckt. Schwalbe hat gezeigt, daß unter den der Neandertalrasse zugeschriebenen Knochenfunden sich solche befinden, die den Uebergang zum wirklichen Menschen bilden. Es scheint demnach, daß diese Rasse höhere Entwicklungsstufen erstiegen hat, und viele Anthropologen betrachten sie als Stammrasse der Steinzeitmenschen. Andere sehen in der durch Schwalbe von den reinen Neandertalern abgetrennten Wesen Bastarde von diesen und richtigen Menschen.

---

[1]) Bezüglich der ziemlich verwickelten Einteilung der Eiszeiten und Zwischeneiszeiten, vergl. Lapouge „L'Aryen" (Paris, Fontemoing, 1899) S. 80—186 und das Literaturverzeichnis S. 106—108. Das von mir gegebene Gesamtbild ist jetzt nicht mehr zutreffend und vollständig infolge des Fortschritts der Wissenschaft, aber es ist immer noch das einzige, das das Pleistozän nach allen seinen Erscheinungen umfaßt. De Geer hat seitdem eine bemerkenswerte Abhandlung über die skandinavischen Verhältnisse seit der vierten Eiszeit bis auf unsere Tage veröffentlicht (Om strandliniens förskjutning usw., Geol. Fören. in Stockholm Förh. XV 378). Rutot hat sich besonders mit dem belgischen Pleistozän der dritten Eiszeit beschäftigt (Antiquité de L'homme, Bull. Soc. Belg. de géol. 1903; Comparaison des couches pliocènes et quaternaires de la Belgique usw. 1903) und Cugerand gibt davon eine gute Uebersicht (Le Quaternaire belge, Rev. gèn. des sciences, 1902). Das große Werk von Penck und Brückner (Die Alpen im Eiszeitalter, Leipzig, 1901 bis 1904) betrifft auch nur ein beschränktes Gebiet, aber in allen Zeitaltern.

Bisher hat man in Frankreich noch keine Vertreter des von Gorjanovic-Kramberger[1]) in Kroatien entdeckten rundköpfigen Pithecanthropus, P. Krapinensis, gefunden, der vielleicht der Stammvater unsrer Rundköpfe sein könnte; er scheint (dem franz. Chellien entsprechend) dem Ende der zweiten Zwischeneiszeit oder der dritten (zweiten quaternären) Eiszeit anzugehören.

Man will neuerdings in diesen Pithecanthropen, wenigstens im Neandertaler, zurückgebliebene Seitenäste erblicken, die im Wettkampfe mit den noch jetzt lebenden Menschenrassen, denen die Funde von Chelles und St. Acheul zuzuschreiben wären, unterlegen und untergegangen sind.

Die mit aller wünschenswerten Vorsicht und Genauigkeit vorgenommenen Ausgrabungen bei Mentone haben in der Tat zwei menschliche Skelette geliefert, die nicht älter als die zweite, nicht jünger als die dritte Zwischeneiszeit zu sein scheinen. Im ersten Falle wären sie Zeitgenossen des Pithecanthropus von Krapina, im zweiten des Neandertalers, oder doch nur wenig jünger, da dessen bekannte Ueberbleibsel dem Ende der dritten Eiszeit angehören.

Die Mentoner Skelette lagen in einer Schicht mit Ursus spelaeus, Hyaena und Felis spelaea, außerdem mit einem großen Biber, der in Krapina älter als P. Krapinensis ist. Unmittelbar darunter kommt eine Schicht mit Rhinoceros Merckii. In den benachbarten Höhlen hat man Elephas antiquus zusammen mit Rh. Merckii gefunden. Homo ist also unmittelbar über die Ueberbleibsel einer wärmeliebenden Tierwelt gelagert. Ueber der Bestattung war das Erdreich völlig unberührt, und in der Tierwelt war außer Ursus spelaeus auch das Murmeltier vertreten, kennzeichnend für die Zeit der größten Vereisung, aber es läßt sich nicht entscheiden, ob diese Schicht, in der eine andere Menschenrasse (Cro-Magnon) gefunden wurde, der dritten oder vierten Eiszeit[2]) angehört.

Diese untere Rasse von Mentone, Homo Grimaldii, von niederem Wuchs und ausgesprochener Langköpfigkeit (Ind. 69), sehr negerähnlich durch Nase und Kiefer, sehr affenähnlich durch die höckerigen Zähne, ist die ältestbekannte Menschenrasse. Schädelgestalt und sonstige Merkmale scheiden sie von den gleichzeitigen Pithecanthropen ebenso scharf wie die jetztlebenden Menschen. Die Bestattung enthielt die Gebeine eines jungen Mannes und, darauf liegend, die eines alten Weibes, der verzweifelten Mutter oder einer geopferten Sklavin; sie zeigte eine Steinsetzung, und das erstere Skelett war nach Entblößung der Knochen mit Ocker bemalt. Ich lege auf diese Entdeckung großen Wert, nicht nur wegen ihrer anthropologischen Bedeutung, sondern auch darum, weil immer noch viele Anthropologen den paläolithischen Rassen religiöse Gebräuche und Fürsorge für die Toten absprechen. Das Gegenteil ist wahr. Gleich bei seinem ersten Auftreten übte der wirkliche

---

[1]) Ueber die neue Frage des P. Krapinensis siehe: Gorjanovic-Kramberger, Der paläolithische Mensch von Krapina, Mitt. d. Anthr. Ges. in Wien, 1901 und 1902; Lapouge, L'homme fossile de Krapina, Revue scientifique I, 1903.

[2]) Verneau, Les fouilles du prince de Monaco aux Baoussé-Roussé, un nouveau type humain, L'Anthropologie, 1902; Gaudry, Contributions à l'étude des hommes fossiles, ibid. 1903; Boule, Age des squelettes de Menton, Comptes rendus de l'Acad. des sciences, 1904, tome i.

Mensch die Bestattung, gewöhnlich in Höhlen und mit Bemalung der Knochen.

Es ist möglich, daß in Frankreich ungefähr zu gleicher Zeit rundköpfige Menschen gelebt haben. Der Schädel von La Truchère zwar, gefunden in einer mit P. Neandertalensis gleichalterigen Mammutschicht, gilt als verlagert durch Umwühlungen, aber man wird sich nicht wundern dürfen, eines Tages das hohe Alter dieses Schädels bewiesen zu sehen. Eingebettet in Schuttmassen mit kälteliebenden Tieren und Ueberbleibseln eines Eichenwaldes, kann er kaum, wenn keine Umwälzung stattgefunden hat, älter als das Campinien sein, denn die Eiche ist in unserm Lande schwerlich vom Ende dieses Zeitabschnittes bis zu dem des Rentiers gediehen, als das Mammut bereits verschwunden war. Es ist wohl möglich, daß Schädel und Eichen jung sind, daß ihnen mit anderem Schutte auch schon fossile Mammutknochen durch große Ueberschwemmungen beigemengt wurden, aber diese durch keine geologische Tatsache gestützte Annahme hat wenig Wert. Sie gründet sich besonders auf die Unwahrscheinlichkeit des Daseins wirklicher Menschen zur Zeit des P. Neandertalensis. Da nun bei Mentone solche Menschen in einer noch älteren Schicht nachgewiesen sind, hört die Unwahrscheinlichkeit auf.

Der Schädel von La Truchère ist brachycephal und von einer Gestalt, die noch jetzt im Lande vorkommt. Er ist übrigens pathologisch, mit Spuren Wormscher Knochen an der schiefen Stirnnaht und von einer Geräumigkeit, die auf Wasserkopf schließen läßt.

Es ist wahrscheinlich, daß diese Rassen nicht die einzigen waren, die gegen die dritte Eiszeit in Frankreich gelebt haben. Das Skelett der Cro-Magnon-Rasse, H. spelaeus Lapouge, 60 cm über der Bestattung der beiden H. Grimaldii liegend, kann aus dem Ende der dritten, wenn nicht der vierten Eiszeit stammen. Im ersten Falle wäre die Rasse von Cro-Magnon fast ebenso alt wie die negerartige, im zweiten ungefähr gleichzeitig mit den schönen Elfenbeinschnitzereien von Brassempouy und aus anderen Höhlen, obwohl diese nicht als ihr Werk gelten können. Wo man Skelette der Rasse von Cro-Magnon trifft, fehlen Spuren der Kunst fast immer. Unter den Arbeiten der paläolithischen Elfenbeinschnitzer finden sich solche, die die Rasse von Grimaldi vorzustellen scheinen, die keineswegs mit dem Erscheinen der anderen ausgestorben ist.

Der Anfang der vierten Zwischeneiszeit, in der das Mammut selten zu werden anfängt und die Kunstübung von Solutré der von La Madeleine weicht, ist durch einen sehr bedeutenden Entwicklungsfortschritt bezeichnet. Es ist die Zeit der erhabenen, im Umrisse ausgeschnittenen Schnitzereien, der eingehauenen und bemalten Höhlenbilder, die lange Reihen von Tieren mit erstaunlicher Naturtreue darstellen[1]). Diese Bilder, häufig an schwer zugänglichen Orten, in engen Gängen oder unter niederen, die aufrechte Haltung nicht gestattenden Wölbungen gefunden, werden als wunderwirkende Sinnbilder angesehen,

[1]) Bezüglich der Grottenbilder s. Acad. des Inscriptions, Comptes rendus 1903. Ueber die Höhlen von Font de Gaume, Bernifal, Altamira, Teyjat gibt es verschiedene, meist mit Abbildungen versehene Veröffentlichungen. Die Revue scientifique (II 1901) hat auch einen Aufsatz von Rivière, „Die Zeichnungen der Höhle von La Mouthe“, mit Abbildungen gebracht.

die man im Innern der verborgensten Heiligtümer anbrachte, um die Macht über die dargestellten Tiere zu erlangen. Diese von Reinach und anderen Altertumsforschern gegebene Erklärung ist die einzige, die der eigenartigen Lage und Beschaffenheit dieser Bildwerke entspricht. Wir wissen aus diesen Gemälden und Bildhauereien, daß der Mensch schon die Halmfrüchte kannte, Häuser bewohnte, sich des Schlittens bediente, den Zaum und vielleicht sogar den Sattel gebrauchte. Die Zeichen auf dem Anhänger von St. Marcel (Indre) können kaum anders denn als Schriftzeichen gedeutet werden, und ähnliche sind auf vielen anderen Gegenständen gefunden worden. Die Rasse, der man diese uralte Kultur zuschreiben muß, ist die von Laugerie, aber man kennt zum mindesten drei andere wohl unterschiedene Rassen, die während der vierten Eiszeit in Frankreich gelebt haben.

1. Rasse von Chancelade oder Laugerie, H. priscus Lapouge. Wegen des Zusammenhangs der Kunstfertigkeiten am gleichen Orte, vermutlich von den Elfenbeinschnitzern von Moustier abstammend, ist sie uns nur durch wenige Skelette bekannt. Sie war eher klein, ungefähr 162 cm hoch, mit einem Schädelindex von etwa 72—73, einem langen und breiten Gesicht, hohen Augenhöhlen, schmaler und langer Nase. Der Schädel, hoch und mit gerader Stirn, ist sehr geräumig; derjenige von Chancelade hält 1710 ccm, was für die höchstbegabten Menschen der Neuzeit viel ist.

2. Rasse von Grimaldi. Diese negerähnliche Rasse ist wahrscheinlich in verschiedenen Bildwerken mit Fettsteiß und Negergesicht dargestellt. Man kennt aber aus dieser Zeit keine Gebeine. Die Bildwerke stammen eher aus der vierten Eiszeit als aus der vierten Zwischeneiszeit.

3. Rasse von Cro-Magnon, H. spelaeus Lapouge. Sie ist besonders durch ihren hohen Wuchs, 180 cm, durch ihr breites und niederes Gesicht und gedrückte Augenhöhlen ausgezeichnet, war weniger langköpfig als die vorhergehende, mit durchschnittlichem Index von 74. Bekannt durch mehrere Skelette von Mentone, wo ihre Bestattungen über denen der vorgenannten liegen und sich über das ganze Magdalénien erstrecken, ist sie auch bei Sargel (Aveyron) in einer vorneolithischen Schicht gefunden worden, scheint sich aber erst in neolithischer Zeit weiter nach Westen ausgebreitet zu haben. Ihre Fundstätten zeigen nicht die künstlerische Entwicklung der Rasse von Chancelade. Gewisse Anthropologen nehmen an, sie könne von der negerartigen abstammen.

4. Unbestimmbare rundköpfige Rasse. Man hat in Estagel, Ostpyrenäen, mit magdalenischen Gerätschaften brachycephale Schädel gefunden, die noch nicht beschrieben sind. Sie sind wegen ihrer Rundheit verdächtig, weil nach der herrschenden Meinung die Rundköpfe nicht vor der neolithischen Zeit in unsere Gegend gekommen sind. Der Fund von Krapina zeigt, daß die Brachycephalie keine so junge Schädelgestalt ist, da es ja schon zur Zeit der Vorläufer der Menschen langköpfige (P. erectus, Neandertalensis) und rundköpfige (P. Krapinensis) Rassen gegeben hat und auch der Schädel von La Truchère brachycephal ist.

5. Es sind noch die mit keiner der genannten Rassen übereinstimmenden Schädel von Solutré zu erwähnen. Da es unmöglich ist

zu entscheiden, welche von ihnen paläolithisch sind, kann man nur sagen, daß die Fundstätte von Solutré noch andere, von den genannten verschiedene Rassen vermuten läßt.

Kurz, während der vierten Zwischeneiszeit war Frankreich von ebenso vielen Rassen bewohnt wie heute, deutlicher voneinander verschieden, wenig tiefer stehend als die lebenden oder ihnen sogar an leiblichen und geistigen Kräften gleich, zu einer verhältnismäßig hohen Entwicklungsstufe gelangt, ihre Toten mit bestimmten Gebräuchen bestattend und durch Steinsetzungen schützend, mit Wandbildern die anscheinend gottesdienstlichen Zwecken dienenden Höhlen ausschmückend, das gezähmte Pferd als Zug- und Reittier gebrauchend, in allerlei Handfertigkeiten erfahren und die Kunst ausübend. Es ist wahrscheinlich, daß diese Menschen einer Schrift sich bedienten, es ist sicher, daß sie gegen die fünfte Vereisung, vor der neolithischen Zeit, Ackerbau betrieben, da Piette in Mas-d'Azil einen Haufen Weizenkörner aus dieser Zeit gefunden hat.

Die Entdeckungen der letzten Jahre haben demnach die Anschauungen über die Bevölkerung der Rentier- und Mammutzeit vollständig umgestaltet, und man darf sich daher nicht wundern, wenn heutzutage die französischen Anthropologen in denselben den Grundstock für diejenige des neuzeitlichen Frankreichs erblicken.

Die neolithischen Bewohner Frankreichs sind heute durch mehr als tausend meßbare und eine erstaunlich große Zahl unvollständiger Schädel bekannt. Die anerkannten Rassen sind jedoch weniger zahlreich, als man glauben könnte, und ihre Anzahl übertrifft nicht die der nur aus wenigen Dutzenden von Schädeln bekannten paläolithischen. Um diese Tatsache zu verstehen, muß man sich erinnern, daß die neolithische Zeit, wenn man die Uebergangszeit mit kupfernen oder bronzenen Schmucksachen ausschließt, höchstens vier- bis fünftausend Jahre gedauert hat. Die Mächtigkeit und Vielfältigkeit der Schichten des mittleren und oberen Pleistozäns, die man vor 10 Jahren noch kaum ahnte, gestatten dagegen, den Zeitraum zwischen den Schabern und Aexten von Chelles und Moustier und denen aus geglättetem Stein auf mindestens 100000 Jahre auszudehnen.

In den neolithischen Schichten der Höhlen, in den Plattengräbern und Dolmen hat man fünf Haupttrassen und zahlreiche Bindeglieder gefunden:

1. Rasse von Beaumes Chaudes oder L'Homme mort, Mittelmeerrasse, H. meridionalis Lapouge. Diese kleinwüchsige und feingliederige Rasse, durch ausgesprochene Langköpfigkeit und Schmalheit des Gesichts wie der Nase gekennzeichnet, bildet den Grundstock der neolithischen Bevölkerung. Sie herrscht in den ältesten Bestattungen und in den Höhlen vor. Man betrachtet sie als örtliche Fortentwicklung des H. priscus. In der Tat unterscheidet sie sich von diesem nur durch die größere Feinheit des knöchernen Gesichts, die durch Wechselwirkung den Schädel schmäler macht (Ind. 71 im Mittel).

2. Rasse von Cro-Magnon, H. spelaeus Lapouge. Sie scheint sich in neolithischer Zeit über weite Gebiete verbreitet, aber in Frankreich rasch ihre Reinheit verloren zu haben. Man kennt nur wenige bezeichnende und mit hohem Wuchs entsprechenden Langknochen vereinigte Schädel, die jünger sind als die ersten Anfänge der neo-

lithischen Zeit. Fast überall nennt man sie mit Unrecht bei Bestattungen, die nur die Rasse von Beaumes Chaudes enthalten. H. meridionalis ist sehr dolichocephal (Ind. 71), schmalnasig und schmalgesichtig, mit ziemlich runden Augenhöhlen und nicht größer als 162 cm. H. spelaeus dagegen ist bedeutend weniger langköpfig (Ind. 74—75), hat ein breites Gesicht mit mittlerer Nase und sehr bezeichnenden breiten und niedrigen Augenhöhlen und erreicht eine Größe von 180 cm. Es ist demnach keine Verwechselung möglich, und doch findet man eine solche, durch einen anfänglichen Irrtum von Broca veranlaßt, so häufig in den Schriften unserer Zeitgenossen.

3. Langköpfige nordische Rasse, H. europaeus Linné. Von der langköpfigen, lichthaarigen, sogenannten „arischen" Rasse läßt sich eine in den Gräbern am Ende der neueren Steinzeit weit verbreitete Rasse, race de Genay von Hervé genannt, nicht trennen. Sie scheint, entweder unmittelbar oder durch das Bindeglied der Mittelmeerrasse, von H. priscus abzustammen, hat aber ihre Entwicklung außerhalb von Frankreich durchgemacht, wo sie sich von Nordost nach Südwest verbreitet hat. Andere Anthropologen lassen sie von der Cro-Magnon-Rasse abstammen.

4. Pygmäen. Ich habe eine neolithische Zwergrasse von Souliès Hérault beschrieben, verschieden von der von Schweizersbild und anderen schweizerischen Fundstätten.

5. Rundköpfe. Vom Beginn der neueren Steinzeit an findet man zwei Herde von Rundköpfen, einen in der Provence, den anderen in den östlichen Pyrenäen (Sallèles Cabordès, Sinsat). Sie scheinen unmittelbare Nachkommen der Rasse von Estagel zu sein. Im Seinebecken findet man eine verwandte, nach den Steinbrüchen von Grenelle benannte Rasse. Die Rundköpfe von Furfooz scheinen Mischlinge zu sein, und ihr Vorkommen ist weniger beschränkt. Im allgemeinen kann man sagen, daß man vom Beginn der neueren Steinzeit an überall Rundköpfe findet, gewöhnlich nur vereinzelt, manchmal auch in Gruppen. Man nimmt an, daß von Nordosten her eine ziemlich starke Einwanderung derselben stattgefunden habe, aber sicherlich war schon vorher die Rasse bei uns einheimisch. Sie ist etwas vom heutigen H. alpinus verschieden und zeigt mehr Verwandtschaft mit H. acrogonus.

Eine zusammenfassende, sachkundige Arbeit über die neolithischen Rundköpfe Frankreichs würde uns wahrscheinlich das Verständnis der jetzigen Zusammensetzung des französischen Volkes, das fast ganz rundköpfig ist, wesentlich erleichtern. Eine solche Zusammenstellung ist noch zu machen, und sie ist nicht leicht. Die Skelette mit kurzem Schädel aus neolithischen Bestattungen oder Grabhöhlen sind verhältnismäßig wenig zahlreich, fast alle von Mischlingen herrührend und zeitlich schwer zu bestimmen. Häufig findet man auch brachycephale Schädel ohne Beigaben. Diese Schwierigkeit kommt bei nachweislich alten Rassen weniger in Betracht, aber gerade, weil die neolithischen Rundschädel sehr selten sind, ist man geneigt, wenn man sie gelegentlich in einer Grotte oder in einem Grabe antrifft, sie für jünger zu halten. Es ist auch eine Erfahrungstatsache, daß die Nachbestattungen in Dolmen z. B. viel mehr Rundköpfe liefern als die ursprünglichen. Trifft man sie daher in einem Dolmen, selbst mit neolithischen Beigaben und

Knochenstücken, muß man sich immer fragen, ob es sich nicht um eine nachträgliche Beisetzung handelt.

Wenn wir, was aber irreführend sein kann, nach dem Verhältnis der Schädel in den Grabstätten urteilen, so wären in neolithischer Zeit die Rundköpfe zahlreicher gewesen in der Provence, in der Freigrafschaft, in den Vogesen, lauter Gegenden, wo auch heutigen Tages der Index hoch ist. Sie wären auch in den Ostpyrenäen, die heute zu den dolichocephalsten Gebieten gehören, zahlreich gewesen. Fast ganz gefehlt hätten sie dagegen im Aveyron und in Lozère, auf der mittleren Hochebene, die heute den Mittelpunkt der Brachycephalie bildet.

Aber man darf, das kann nicht oft genug wiederholt werden, nicht vergessen, daß die Dolmen und Grabgrotten nur die Ueberbleibsel von Königen, Priestern und Vornehmen enthalten, manchmal auch mit ihren Knechten und Lieblingsweibern.

In der Uebergangszeit vom Stein zum Kupfer sehen wir zwei neue, in den alten Grabstätten nicht vorhandene Rassen auftreten. Die erste, die von Borreby, hochgewachsen, mit großem Gesicht, fliehender Stirn und geringer Rundköpfigkeit, wird auf eine Kreuzung von H. dinaricus mit europaeus zurückgeführt und scheint nur im Nordwesten von Frankreich vereinzelt vorzukommen. In England dagegen scheint sie vorgeherrscht zu haben. Die zweite ist H. contractus Lapouge, eine kleinwüchsige Rasse, die ich in kupferzeitlichen Höhlen der Cevennen gefunden habe, die später auch in jüngeren Bestattungen von L'Hérault und in der lebenden Bevölkerung Westfrankreichs festgestellt wurde und zweifellos eine bedeutende Rolle in der europäischen Rassenmischung gespielt hat. Der Schädel ist deutlich gekennzeichnet durch das Zurücktreten des Gesichts hinter die Schädeldecke, die doppelte Krümmung dieser an den Stirn- und Seitenhöckern, die Einrollung des Hinterhauptbeines, die Kleinheit des niedrigen Gesichts, das in seiner Rückbildung dem des spelaeus gleicht, aber mit runden Augenhöhlen. Die Rasse steht an der unteren Grenze der Brachycephalie (Ind. 79 oder 80) und ist von sehr kleiner, untersetzter Gestalt mit schmächtigen Gliedmaßen.

Nach ihrer Kleinheit zu urteilen, könnte diese Rasse mit den neolithischen Zwergen in Verbindung stehen, aber ihre Zwerghaftigkeit erklärt sich auch außerdem durch die geringe Entwicklung des Knochengerüstes, die sich auch unzweideutig in der Schädelbildung ausspricht. Die vorspringende Stirn, die Höcker am Hinterkopf, übrigens ständige Merkmale der Zwergrassen, scheinen mir erblich gewordene Folgen der Entbehrung. Die Ansicht, H. contractus stamme von meridionalis oder spelaeus ab, nämlich durch eine infolge von Rachitis heruntergekommene Bevölkerung, läßt sich wohl vertreten.

Diese Rasse erscheint zuerst in den Cevennen, längs des rechten Rhoneufers. Weiter im Süden oder im Westen findet sie sich nur in etwas jüngeren Gräbern oder Grotten. Ist sie nicht eingeboren, so ist sie wohl aus der Schweiz gekommen, wo man sie tatsächlich seit dem Ende der Steinzeit antrifft. Sonderbar, daß uns die Rasse fast nur durch weibliche Skelette bekannt ist. So ist es in den Grabhöhlen der Cevennen, so auch in den Plattengräbern von L'Hérault, wo man häufig einen Mann der Rasse H. europaeus mit einem oder zwei jungen Weibern von contractus findet. Und doch liegt ein

Zeitraum von zwei, drei, vielleicht sogar fünf Jahrtausenden zwischen diesen beiden Bestattungsarten, höchst sonderbar! In den germanischen Gräbern, z. B. den fränkischen aus dem Boulonnais, findet man diese kleinen Weiber der Contractus-Rasse, mehr oder weniger rein, sehr häufig mit Männern germanischen Schlages beigesetzt. Dieses Beispiel zeigt uns deutlich, wie die Spuren einer vielköpfigen Bevölkerung sich nur durch Zufall in den Gräbern fremdrassiger Eroberer erhalten haben können.

Die zweimal verlassene und wieder aufgenommene Sitte der Leichenverbrennung hat unsere Hülfsmittel zur Kenntnis der Völker, die von der Steinzeit an bis zum Christentum aufeinander gefolgt sind, bedeutend vermindert.

Wir kommen zu den geschichtlichen Zeiten, von denen an der Grund zur französischen Bevölkerung endgültig gelegt ist. Zwei große Einwanderungen, die gallische und die germanische, haben hauptsächlich in den oberen Gesellschaftsschichten das Blut der langköpfigen, lichthaarigen Rasse verstärkt. Dann beginnt die neuerliche starke Vermehrung von H. alpinus die Abkömmlinge der Langköpfe aus der jetztlebenden Bevölkerung, die nahezu vollständig rundköpfig ist, zu verdrängen. Bis zu diesem Rassenwechsel, der sich unbeachtet in den letzten zwei oder drei Jahrhunderten vollzogen hat, bestand die große Mehrzahl aus mehr oder weniger veränderten und gekreuzten Nachkommen der Steinzeitmenschen und langköpfiger, lichthaariger Einwanderer aus neolithischer Zeit.

2. Geschichtliche Zeiten.

In den vorgeschichtlichen Zeiten hatten wir es mit Völkern zu tun, von deren Namen wir nichts wissen, von denen wir aber die Knochen kennen; in geschichtlicher Zeit müssen wir uns zunächst mit Völkern beschäftigen, deren Namen uns zwar bekannt sind, denen wir aber mit Sicherheit auch nicht einen einzigen Schädel zuschreiben können.

Als ältestes geschichtliches Volk in Frankreich pflegt man die Iberer zu nennen, die man den neolithischen Bewohnern Süd- und Westfrankreichs gleichstellen wollte. In den Basken glaubt man die Ueberbleibsel dieses Volkes und seiner Sprache wiederzufinden, die ursprünglich dem berberischen Sprachstamme angehört habe. Doch ist dies kaum noch mit den heutigen Errungenschaften der Wissenschaft zu vereinigen.

Die ägyptischen Funde zwingen uns, die Kenntnis des Kupfers bis übers Jahr 5000 zurückzuverlegen. Zu gleicher Zeit erscheint auch die Bronze, wenn auch während eines Jahrtausends sehr selten. Nicht nur ist es sehr unwahrscheinlich, daß die Bronze in Aegypten bekannt gewesen sein soll, ohne sich durch den Handel nach Europa zu verbreiten, zu einer Zeit, in der Bernstein von der Ostsee schon ins Niltal gelangte, sondern wir haben sogar Grund zu der Annahme, daß in Frankreich zuerst die Bronze hergestellt wurde, da sich hier aus Kupfer und Zinn gemischte Erze finden, die ohne weiteres Bronze geben, und außerdem noch zahlreiche Zinnlager. Dies Metall fehlt vollständig im Verbreitungsgebiet der Aegypter und Assyrer, die es nur aus dem

Abendlande beziehen konnten. Man kann wahrhaftig nicht mehr von dem von Mortillet gelehrten indo-chinesischen oder malaiischen Ursprung sprechen. Die Altertumsfunde dieser Länder zeigen, daß ihre Bewohner bis auf unsere Zeit die Mineralschätze ihres Bodens nicht gekannt und nur Steinwerkzeuge gebraucht haben, ganz zuletzt auch ein wenig Kupfer, um dann unmittelbar zum Eisen überzugehen.

Zwischen dem Ende der Steinzeit oder selbst der Uebergangszeit und der geschichtlichen der Iberer sind mehr Jahrhunderte verflossen als von diesen bis zu unserm zwanzigsten. Das älteste geschichtliche, auf die Iberer sich beziehende Ereignis ist die Auswanderung der Sikaner, eines iberischen Volkes, das durch die Ligurer von den Ufern des Flusses Sikanos vertrieben wurde und sich in Sizilien niederließ, wo es später, gegen das zwölfte Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung, durch die Sikuler italischen Stammes unterworfen wurde. Zudem ist es nicht sicher, ob die Sikaner iberischer waren als die heutigen Spanier, denn nach dem Wortlaut waren sie nur Bewohner von Spanien, das von Griechen und Römern auch Iberien genannt wurde. Die eigentlich geschichtlichen Iberer, die diesen Namen mit Recht und nicht bloß als Bewohner eines Landes trugen, erscheinen erst ums Jahr 500. Um diese Zeit kamen sie aus Katalonien nach Südfrankreich und drängten die Ligurer nach und nach gegen die Rhone zurück. Wie Jullian mit Recht bemerkt, haben bei uns die iberischen Ortsnamen fast alle die Endung berri, „neu" bedeutend. Es ist möglich, daß die Iberer nahe Verwandte der alten Bewohner von Frankreich waren, aber wir sind durch nichts ermächtigt, die vorligurischen Einwohner für Iberer auszugeben.

Die Ligurer sollen, wie man sagt, vor den Galliern das weite Gebiet zwischen Aquitanien, Mittelitalien, der Elbe und dem Mittelmeer eingenommen haben, ja sogar nach Spanien und Britannien vorgedrungen sein, an den Zügen der Seevölker gegen Aegypten teilgenommen und die Gegend am Kaukasus und Schwarzen Meere besiedelt haben. Die kleinen, kräftigen, rundköpfigen Ligurer seien bei uns die Träger der Bronzekultur gewesen und hätten eine dem Keltischen und Italischen verwandte Sprache geredet.

Sicher ist, daß die Ligurer seit alter Zeit ein mächtiges Volk waren; die Erzählung von den Sikanern zeigt sie uns als Eroberer lange vor dem zwölften Jahrhundert. Noch im achten spielten sie eine bedeutende Rolle, denn Hesiod nennt sie unter den großen, den Erdkreis bewohnenden Völkern. Weniger fest steht wohl die Ausdehnung ihrer Herrschaft bis zur Elbe. Die Ortsnamen geben nur ein unsicheres Zeugnis, und die als ligurisch angesehenen Fluß- und Bergnamen können ebensogut noch älter oder aber gallisch sein, denn die vielumstrittene Endung asc ist ebensogut gallisch wie ligurisch. Zweifellos ist es aber ungerechtfertigt, auf die Ligurer oder irgend ein anderes vorgallisches Volk, den rundköpfigen Grundstock des französischen Volkes zurückzuführen. Immer hat es in Frankreich Rundköpfe gegeben, und wären auch, was durch nichts bestätigt wird, die Iberer rundköpfig gewesen, so hat es doch, wie wir sehen werden, in gallisch-römischer Zeit einen solchen rundköpfigen Grundstock gar nicht gegeben, sondern die Gegend war ebenso langköpfig geblieben wie in neolithischer Zeit.

Sind die Ligurer von auswärts gekommen? Haben sie fremde Volksbestandteile mitgebracht? Wir wissen nichts davon. Da sie ihre Toten verbrannten, können die Grabstätten keinen Aufschluß geben. Wir können auch nicht unterscheiden, was von den zahlreichen durch neuere Inschriftfunde bekannt gewordenen vorkeltischen Mundarten iberisch ist. Unter der gallischen Deckschicht hat in Frankreich eine Bevölkerung fortgelebt, deren Sprachen, mehr italisch als keltisch, sich bis in die letzten Jahre der Römerherrschaft erhalten haben. Ich glaube gezeigt zu haben, daß die Mundart von Nemausus zwischen dem oskischen und umbrischen steht. Die Sprache des Kalenders von Coligny hat ebensoviel Verwandtschaft mit dem Illyrischen wie mit den keltischen Sprachen. Was die Inschrift von Rom betrifft, so ist sie nach meiner Ansicht viel mehr italisch als keltisch, und die Sprache geht schon ins Romanische über. Die Inschriften aus der Provence lassen sich leichter auf die Ligurer zurückführen, und auch die lepontischen hält man für ligurisch. Diese Mundarten haben sich nicht weit von der vorgenannten entfernt und alle haben ein mehr italisches Aussehen. Schon lange vertrete ich den Gedanken, daß diese alte Verwandtschaft mit Italien die Aufgabe der Römer ungemein erleichterte, nachdem einmal die Macht des kriegerischen Adels der Gallier gebrochen war.

Man schreibt den Kelten die Leichenbrandhügel des ersten Eisenalters zu. Diese Kelten sollen rundköpfig gewesen und von den Ostalpen, ihrer ersten Heimat, zuerst nach Süddeutschland, dann nach Ostfrankreich vorgedrungen sein, schließlich das ganze Land erobert und die Hallstattkultur eingeführt haben. Es ist aber keineswegs bewiesen, daß die Ausbreitung dieser Kultur die Folge einer Eroberung war, und noch weniger, daß ihre Träger zu den Rundköpfen gehörten. Diese Lehrmeinung von der Rundköpfigkeit der Kelten, aufgestellt, um dies Eindringen eines brachycephalen Grundstockes in Frankreich zu erklären, hat nicht mehr Grund als die entsprechende, auf die Ligurer sich beziehende. Es ist sogar sicher, daß die Hallstätter in großer Mehrzahl Langköpfe von der Beschaffenheit des europaeus waren. Daher ziehen auch viele Anthropologen vor, die Ligurer für dies Ueberhandnehmen der Rundköpfe verantwortlich zu machen. Broca war der erste, der den Rassenunterschied zwischen den Galliern und der jetztlebenden Bevölkerung im Herzen Frankreichs, Cäsars Celtica, hervorhob. Er nahm an, daß diese Rundköpfe im mittleren Frankreich von den Kelten abstammten, und schuf, da er die gleiche Rasse in der Gegend von Moskau fand, den Ausdruck „celto-slave“ zur Bezeichnung der Linnéschen Rasse H. alpinus. Jetzt wissen wir freilich, daß die mittlere Hochebene und die Cevennen, so rundköpfig sie auch heute sind, noch in gallisch-römischer Zeit von dolichocephalen oder mesocephalen Menschen, Nachkommen der vorgeschichtlichen Bevölkerung, bewohnt waren. Brocas Meinung war daher irrig, aber sie paßte so gut zu den damals herrschenden Vorstellungen, daß man sie auch noch in neueren Werken wiederfindet.

Jene erste gallische Einwanderung in der älteren Eisenzeit wird daher sehr fraglich, und ich möchte die Ankunft der geschichtlichen Gallier, von wer weiß woher? im Nordosten von Frankreich nicht weiter als bis ins siebente Jahrhundert zurückverlegen. Von da an

treffen wir eine in dieser Gegend ansässige Bevölkerung, die ihre eigene Kultur (La Tène) hatte und sich in weniger als drei Jahrhunderten über fast ganz Mitteleuropa, Oberitalien, Spanien, die britischen Inseln ausbreitete. Von diesem Volke, das seine Toten begrub, besitzen wir zahlreiche Schädel, fast alle von der Gestalt des europaeus. Wir können es bis in den Anfang unserer Zeitrechnung verfolgen, und es besteht nicht der geringste Zweifel, daß wir es mit den Galliern zu tun haben. Was den Unterschied zwischen „keltischen" und „gallischen" Galliern betrifft, so bin ich ganz der Ansicht Galens (Antidot. XIV): „einige nennen diese Völker Galater, andere Gallier, die meisten Kelten". Die Namensverschiedenheit kommt wahrscheinlich von der abweichenden Art, das gleiche Wort zu hören und wiederzugeben, infolge der verschiedenen Sprache der Völker, die zwischen der unbekannten gallischen und der griechischen und lateinischen Form die Vermittler bildeten.

Es ist sicher, daß die über den Rhein kommenden Gallier eine beträchtliche Menge langköpfiger und lichthaariger Volksbestandteile mitgebracht haben. Die zahlreichen und bedeutenden Friedhöfe an der Marne beweisen, daß vom sechsten und fünften Jahrhundert an in dieser Gegend eine sehr dichte Bevölkerung hauste. Die Besiedelung Frankreichs durch die Gallier ging allmählich vonstatten, und als die Römer ins Land kamen, war der Südwesten, der die Helveter anlockte, nur durch den Stamm der Lemoviker besetzt. Zwischen Garonne und Pyrenäen gab es sozusagen keine Gallier. Die Völker bei Toulouse und Nimes waren dort kaum seit dem Ende der punischen Kriege ansässig, während es damals in Spanien schon blühende gallische Siedelungen gab.

Dem Einfluß der Gallier scheint man die heutige Niedrigkeit des Index und die Häufigkeit heller Haare in ihren Hauptsitzen zuschreiben zu müssen. Im Umkreis dieser Völker steigt der Index, als ob die Rundköpfe die Urbevölkerung gebildet und sich in den Zwischenräumen der gallischen Siedelungen behauptet hätten. Meine eigenste Meinung ist, daß bis zu einem gewissen Maße dieser Zustand schon vor der gallischen Einwanderung herrschte und daß die Gallier in den besten Gauen Frankreichs einfach ältere Langköpfe überlagert haben, an deren Grenzen, in den Wäldern, die Vorfahren der heutigen Rundköpfe wohnten. Die gesellschaftliche Auslese hat seitdem diese Herde von Langköpfen erhalten und geschieden.

Die römische Eroberung hat die gallischen Bestandteile in Gallien stark vermindert. Es ist wahrscheinlich nur eine schwache Minderheit richtiger Gallier in den Mittelpunkten ihrer Hauptsiedelungen übrig geblieben. Wenn man irgendwo ein gallisches Volk suchen will, so muß man nicht nach Frankreich, sondern nach Irland gehen. Infolge der irischen Auswanderung hat aber auch Amerika mehr gallisches Blut als Frankreich

Von der römischen Eroberung an können wir uns, dank der Häufigkeit geschichtlicher Urkunden, eine gute Vorstellung von der Umgestaltung der Bevölkerung machen. Die Römerherrschaft hat zahlreiche und verschiedene fremde Bestandteile nach Gallien gebracht, doch darf man deren Bedeutung nicht übertreiben. Schon zu Cäsars Zeit wurden die echten Römer selten. Es kamen Afrikaner und Griechen, mehr als die phönikischen und griechischen Pflanzstädte

eingeführt hatten, ferner Neger, Syrier, auch Palästina hat viel Auswanderer geschickt. Fast alle Juden des Südens und ein beträchtlicher Teil der Einwohner von Languedoc und der Provence stammen von der Diaspora her. Den größten Zufluß fremder Bestandteile aber, der auch die meisten Spuren hinterlassen hat, brachte die Ansiedelung zahlreicher germanischer Völker. Diese Völkerschaften, die sofort fest ansässig wurden, haben Wurzel geschlagen und eine unzerstörbare Nachkommenschaft hinterlassen. Die germanischen Bauern wurden häufig in öden und armen Gegenden angesiedelt, und von ihnen stammen die Ansammlungen hellhaariger Menschen in Gegenden, wohin weder die gallische Eroberung, noch die Fruchtbarkeit des Bodens, noch die germanische Eroberung das Blut dieser Rasse gebracht haben können. Im Aveyron z. B. sind an verschiedenen Orten die Spuren dieser Besiedelung noch jetzt zu erkennen. Die Geschichte dieser friedlichen Eroberung, die viel wichtiger ist als die spätere kriegerische, ist noch zu schreiben, wäre aber jedenfalls sehr merkwürdig.

Die Ansiedelung von Germanen hatte den Zweck, das Land wieder zu bevölkern, das einen großen Teil seiner Bewohner verloren hatte. Diese bedeutsame Tatsache lehrt uns die Geschichte.

Anthropologische Zeugnisse über die gallo-römische Bevölkerung der beiden ersten Jahrhunderte sind selten wegen der kurz vor der römischen Eroberung wieder allgemein gewordenen Sitte der Leichenverbrennung. Gegen das Ende der Römerherrschaft aber werden die Friedhöfe mit Beerdigung häufig, aber man hat ihre Untersuchung bisher ziemlich vernachlässigt. Daher ist die Zahl beschriebener Schädel verhältnismäßig klein, genügt jedoch, uns zu überzeugen, daß die Verbreitung der Rassen in Frankreich damals eine ganz andere war als heutzutage.

Im allgemeinen kann man sagen, daß der Schädelindex zwischen 75 und 78 lag, alle Mittelzahlen der veröffentlichten und von mir verarbeiteten Schädelreihen bewegen sich zwischen diesen Grenzen. Der Index schwankt nur wenig in der ganzen Ausdehnung der Länder. Die einzigen Gegenden, wo er die Neigung zu steigen zeigt, sind in den Vogesen, im Jura, in den Alpen. Zwei oder drei Gruppen erheben sich über 78, alle diejenigen der mittleren Hochebene bleiben darunter, mit einziger Ausnahme derjenigen von Pont de Naud aus der Clermonter Sammlung, die 78 erreicht. Im Aveyron und in La Lozère ist der Index noch niedriger und steigt nicht über 76 und 77. Ganz klein wird er an der Küste des Mittelmeers, in Ligurien und an den Pyrenäen. In der Umgegend von Nimes hat Carrière nur 72,2 gefunden. Die zahlreichen Gruppen von Gard und L'Hérault, die ich nächstens veröffentlichen werde, schwanken zwischen 72 und 76.

Es war also, am Ende der Römerherrschaft, der Schädelindex um fünf oder sechs Einheiten niedriger als heute. Die örtlichen Unterschiede waren geringfügig, und der Index hatte ungefähr die gleiche Höhe und die gleiche Regelmäßigkeit der Verbreitung, wie jetzt noch in England. Der große rundköpfige Grundstock im Herzen des Landes bestand nicht, und in La Lozère und im Aveyron war der Index um zehn Einheiten kleiner als jetzt.

Die drei Haupttypen der Friedhöfe aus jener Zeit sind: 1. der kleine contractus, der fast allein die höheren Indices liefert und daher, wenn er stark vertreten ist, die Mittelzahl erhöht, 2. der große, langköpfige H. europaeus, 3. der kleine, langköpfige H. meridionalis, hauptsächlich im Süden verbreitet und die dolichocephalsten Schädel der Gruppen liefernd. Unser rundköpfiger alpinus und einige andere, gewöhnlich fremdländische, brachycephale und dolichocephale Schädelformen treten nur vereinzelt und ohne erkennbare Gesetzmäßigkeit auf. Nirgends finden wir Brachycephalie höchsten Grades, wie in neolithischer Zeit, z. B. in der Grotte von Sinsat, wo von sechs meßbaren Schädeln fünf folgenden Index haben: 83,1, 83,8, 92,3, 92,7, 96,8.

Die Größe war nicht sehr bedeutend, bei den reinen Galliern nicht über 166 cm. Die Gallo-Römer blieben sogar noch unter dieser Zahl, die man nur in den durch ihre Beigaben kenntlichen Barbaren-Gräbern findet. Von der Haar- und Augenfarbe wissen wir durch eigenen Augenschein so gut wie nichts: was die Geschichtsschreiber sagen, bezieht sich auf die ersten Gallier, nicht auf die Gallo-Römer. Immerhin läßt sich vermuten, daß die hellen Farben noch vorherrschend waren, sonst hätten wohl die Schriftsteller den Wechsel erwähnt.

Es ist nötig hervorzuheben, daß die gallo-römischen Schädel fast alle aus ländlichen Friedhöfen stammen und daß ich sorgsam die germanischen ausgeschieden habe. Sie stellen daher weder die oberen Stände, noch die Stadtbevölkerung, noch fremde Bestandteile dar.

Aehnlich wie die friedliche Ansiedelung haben die kriegerischen Einfälle zu wiederholten Malen mehr als eine Million Germanen ins Land gebracht. Man darf sich nicht vorstellen, daß die Westgoten, die Burgunder, die Franken das meiste germanische Blut eingeführt haben. Ich glaube, daß zuerst der Sklavenhandel, dann die Bauernansiedelung die Zusammensetzung der Völker viel gründlicher umgestaltet haben. Durch vier Jahrhunderte hat man nicht aufgehört, Germanen oder andere Barbaren auf Galliens Fluren zu verpflanzen.

Diese Besiedelung und die später folgende Eroberung hat fast ausschließlich Blut der langköpfigen, lichthaarigen Rasse nach Gallien gebracht. Die sogenannten merovingischen, durchweg christlichen Friedhöfe liefern uns in Menge die Ueberbleibsel der Germanen und ihrer Mischlinge mit Gallo-Römern. Man darf nicht glauben, daß ein Friedhof, in dem man germanische Gürtelschnallen findet, deshalb auch ein germanischer ist. Sehr oft sind auch Eingeborene auf dem gleichen Leichenfeld bestattet, besonders Weiber, denn in vielen fränkischen Friedhöfen gehören diese zur Contractus-Rasse. Auch die Eingeborenen selbst haben germanische Sitten und Gerätschaften angenommen, und mancher Gallo-Römer, den schon während des Lebens ein germanischer Name geschmückt hatte, birgt auch, ohne einen einzigen Barbaren unter seinen Vorfahren zu haben, in seinem Grab germanische Waffen und Schmucksachen.

Der germanische Einfluß auf die Rasse der Gallo-Römer war jedoch nicht so bedeutend, als die Menge der Einwanderer glauben machen könnte. Die Kämpfe der schon früher ansässigen Germanen gegen die Eindringlinge und dieser untereinander haben die germanischen Volksteile bedeutend geschwächt. Die Germanen, von gleicher Rasse

wie die Gallier, haben nichts anderes getan, als die schon vorher vorhandenen langköpfigen und hellfarbigen Volksbestandteile zu verstärken. Darum hat ihr Einfluß den Wuchs etwas gehoben, den Index aber nur wenig herabgesetzt. Die Schädel des 5.—8. Jahrhunderts sind nur wenig von den gallo-römischen verschieden.

Der Schädelindex der Germanen lag ungefähr zwischen 74 und 75. Kollmann hat aus 675 Reihengräberschädeln die Mittelzahl von 75 gefunden, aber diese Schädelreihe, deren Index von 64 bis 92 geht, enthält notwendigerweise an beiden Enden fremdrassige Bestandteile. In Frankreich findet man fränkische und burgundische Gruppen, die noch etwas langköpfiger, 73 bis 75, sind, und schließt man die zahlreichen eingeborenen Weiber der Contractus-Rasse aus, so kommt man, wie in Hardenthune (?) auf 73, was ungefähr das Mittel für die rassenreinsten Germanen ist, in Bremen zum Beispiel.

Die germanische Beimengung hat den Index im Osten, im Norden und in der Mitte bis zum Fuß der Hochebene um eine oder zwei Einheiten herabgesetzt. Die Vogesen- und Juragegend, reich an Brachycephalen und stark besiedelt, hat noch eine stärkere Erniedrigung erfahren. Im Süden dagegen scheinen die Westgoten den Index nicht viel verändert zu haben, da der ihrige ja ungefähr mit dem der Eingeborenen übereinstimmte.

In späteren Schädelgruppen, nach der ersten Berührung der Rassen, findet man einen Index, der im Norden zwischen 74 und 76 schwankt, selten im Osten bis zu 78 steigt und im Süden ungefähr ebensoweit wie im Norden heruntergeht, im übrigen zwischen 76 und 78 schwankt. Auch in dieser Zeit sind die Cevennen und das Mittelland noch nicht rundköpfig. Eine Gruppe von Puy Crouel, bei Clermont Ferrand, ergibt 77; diejenigen von Aveyron und von Lozère bewegen sich um das gleiche Mittel und bleiben noch um zehn Einheiten unter den heutigen.

Aus dem eigentlichen Mittelalter haben wir nur wenige Schädel, da die Gräber jener Zeit die Aufmerksamkeit der Sammler von Merkwürdigkeiten nicht auf sich gelenkt haben. Es gibt nur vereinzelte Schädel aus Grüften, aus Gräbern unter dem Plattenboden der Kirchen oder aus städtischen Friedhöfen, auf die man bei Bauarbeiten stieß. Die Fundstücke sind nicht nur selten, sondern geben auch kein so richtiges Bild der Bevölkerung, wie in dem unmittelbar vorhergehenden Zeitraum. Fast alle diese Schädel haben Vornehmen oder doch wenigstens Städtern angehört. Trotzdem ist die Zahl der Rundköpfe schon beträchtlich, selbst der echte alpinus nicht selten. In Paris war vom 4.—8. Jahrhundert der Index 77,6 gegen 76,3 der Vornehmen von Chelles, der Landleute von 77 ungefähr. Im 8. Jahrhundert steigt der Index in Paris auf 78,4 und im 12. sogar auf 79,1. Die Bauern der Umgegend verhalten sich ähnlich. Auf der mittleren Hochebene war der Index schon etwas höher, 79,3 in Clermont Ferrand, etwa 79 in Rodez, 80 in Lozère. Nirgends findet man dagegen in Frankreich so brachycephale Gruppen, wie die auf dem Ostabhang der Vogesen, die nach Blind zwischen 82 und 84,3 schwanken. Es scheint, daß bis zum 15. Jahrhundert die Vogesen einen Hauptherd der Rundköpfe in Westeuropa gebildet haben.

Es hat demnach den Anschein, als ob sich während des ganzen Mittelalters die rundköpfigen Bestandteile bedeutend vermehrt hätten, während die anderen sich gleich blieben. Gegen Ende des Mittelalters war die Bevölkerung Frankreichs schon zu zwei Dritteln das, was sie heute ist. Der hundertjährige Krieg entvölkerte weite Landstriche und verminderte die Gesamtbevölkerung erheblich, aber weder auf diesen Krieg noch auf die Kreuzzüge darf man die Erhöhung des Index zurückführen, die sich schon vor dem zehnten Jahrhundert bemerklich macht. Sicher sind von außen in keinerlei Weise, weder als Einwanderung, noch als kriegerische Eroberung, rundköpfige Bestandteile eingedrungen, die diesen Rassenwechsel erklären könnten. Man muß ihn notwendigerweise auf gesellschaftliche Auslesevorgänge zurückführen und auf verschiedene Lebenskraft und Vermehrungsfähigkeit der Rassen.

Das Mittelalter war eine sehr kriegerische Zeit, und doch lehrt das Wachstum und der Reichtum der Bevölkerung bis zum Beginn des hundertjährigen Krieges, daß die Lücken rasch und reichlich ausgefüllt wurden. Sicherlich waren die Zustände nicht vollkommen, aber niemals, auch nicht unter dem römischen Reichsfrieden, zeigte das Land solchen Wohlstand und so rasche Fortschritte. Die Auswanderung war gering, die Einwanderung kam nicht in Betracht. Die Leibeigenschaft schränkte die innere Verschiebung sehr ein. Wohl zu keiner Zeit war die Bevölkerung bodenständiger, und doch hat sie gerade damals die bedeutendste Umgestaltung erfahren, die wir kennen.

Der rundköpfige Volksbestandteil, der, aus unbekannten Ursachen, sich in solchem Maße zu vermehren begann, ist der H. alpinus von heute. Diejenige Rasse, der früher die verhältnismäßig kurzen Köpfe angehört hatten, H. contractus, nahm im Gegenteil in entsprechender Weise ab. Heutigentages ist H. alpinus so häufig, H. contractus so selten, daß ich diesen zuerst als ausgestorbene Rasse betrachtet hatte. Man könnte zu glauben versucht sein, H. contractus habe sich unmittelbar in H. alpinus verwandelt; das ist aber aus Gründen, deren Auseinandersetzung zu weit führen würde, unwahrscheinlich. Ganz gewiß sind die Menschen des Mittelalters nicht dieselben wie in der Kupferzeit, aber sie stehen der Alpinus-Rasse fern. Wenn Uebergangsmerkmale vorkommen, so sieht man sie derartig verteilt, daß sie auf Blutmischung hindeuten. Es scheint vielmehr, daß bei Kreuzungen H. alpinus einen überwiegenden Einfluß ausgeübt hat, so daß die Mischlinge ersten Gliedes ihm sehr nahe standen und bei fortgesetzter Blutmischung fast alle Merkmale von H. contractus einbüßten. Ich halte jedoch diese Vermutung für nicht viel wahrscheinlicher als eine einfache Umwandlung. Es stehen ihr schwere Bedenken entgegen, und sie ist nicht im Einklang mit dem Mendelschen Gesetz. Nach einer anderen Annahme wäre im Gegenteil H. alpinus ein Blendling von H. contractus und H. acrogonus, welch letzterer sehr alt im Lande ist. Fest steht, daß H. alpinus nur kleinwüchsig ist im alten Verbreitungsgebiet von H. contractus und daß auf der anderen Seite in Gebieten stärkster Rundköpfigkeit H. alpinus sich zu verlieren scheint, während H. acrogonus in großer Anzahl auftritt.

Je mehr wir uns der Jetztzeit nähern, desto seltener werden die anthropologischen Fundstücke. Schädel aus den Jahrhunderten nach der Renaissance sind in den Sammlungen sehr spärlich vertreten und

die wenigsten sind beschrieben. So sind wir völlig im unklaren über den Fortgang dieses auffallenden Rassenwechsels, der aus Frankreich ein rundköpfiges Land gemacht hat.

Eine Anzahl von Schädeln aus Beinhäusern oder Friedhöfen unsrer Zeit ist veröffentlicht, sie gehören aber Menschen vom Ende des 18. oder Anfang des 19. Jahrhunderts an. Diese Gruppen, ob städtisch oder ländlich, haben stets einen um ein oder zwei Einheiten kleineren Index als die lebende Bevölkerung, nach Umrechnung des Kopfindex in den Schädelindex. So hat Durand de Gros für eine ländliche Gruppe aus Ste Radegonde bei Rodez 84 ermittelt gegen 85 der Lebenden (86—87 Kopfindex). Ebenso hat in der Bretagne Guérande, wie ich im Walde von Paimpont, festgestellt, daß der Index von Schädeln aus Beinhäusern um zwei oder drei Einheiten unter dem jetzigen liegt. Gerade im 19. Jahrhundert scheint das Steigen des Index besonders rasch gewesen zu sein, und diese Bewegung steht nicht stille, denn überall, wo man mit Zwischenräumen von einigen Jahren Lebende gemessen hat, geben die letzten Erhebungen die höchsten Mittelzahlen. Ebenso verhalten sich die Farben, und das geht so rasch, daß nicht nur die ältesten Leute, sondern wir selbst die augenfällige Abnahme der hellen Farben feststellen können. Der Franzose der Jetztzeit ist in anthropologischer Hinsicht ein ganz anderer Mensch als der des Mittelalters, selbst der Renaissance. Nur in den oberen Gesellschaftsschichten, in der Stadtbevölkerung und in einigen vom Rassenwechsel weniger berührten Gegenden findet man noch Vertreter der einst vorherrschenden Rassen, besonders der hellen langköpfigen, die im Verschwinden begriffen ist, wie früher H. contractus.

Die Ueberhandnahme der Rundköpfe ist nicht bloß eine anthropologische Tatsache. Auch die Geistesrichtung des französischen Volkes hat sich mit der Gestalt des Gehirns geändert. Die Gemütsart der zeitgenössischen Franzosen, ihre Betrachtungsweise der politischen, religiösen, moralischen, ja sogar der literarischen Fragen ist eine ganz andere als früher. Der Unterschied macht sich um so bemerklicher, je mehr die Verpöbelung der Sitten und Einrichtungen den Einfluß der höheren Stände durch den der unteren ersetzt. Dies zeigt sich in den geringsten Einzelheiten. Es genügt, die Poesie des Tingeltangels, eine wahre Negerpoesie, mit der volkstümlichen Dichtung des Mittelalters zu vergleichen, um sich den geistigen Rückschritt klar zu machen. Der kriegerische Geist der Franzosen von ehedem hat einer übertriebenen Friedensliebe Platz gemacht, die den Frieden um jeden Preis will. Unabhängigkeitssinn und Widerspruchsgeist, die Ursachen so vieler Umwälzungen und Bürgerkriege, sind verschwunden, Bedientenseelen sind in der Mehrheit. Die bemerkenswerten Angriffe auf das Christentum, die wir vor Augen haben, riefen nur tatenlose Klagen hervor in einem Lande, das die Ligue und die Religionskriege gesehen hat. Der Franzose der Geschichte ist nicht mehr, an seiner Stelle sehen wir ein neues Volk mit ganz anderen Neigungen. Es ist das erstemal in der Geschichte, daß ein rundköpfiges Volk zur Herrschaft gelangt ist. Die Zukunft allein kann lehren, wie dieser merkwürdige Versuch ausfallen wird, mit dem endgültigen Untergang Frankreichs oder, wie die Demokraten meinen, mit dem Zukunftsstaat.

3. Gegenwärtige Bevölkerung.

Der gegenwärtige Zustand des französischen Volkes ist uns durch die Werke der zeitgenössischen Anthropologen bekannt. Die älteste zusammenfassende Arbeit über die anthropologische Völkerkunde Frankreichs hat Collignon 1890 in L'Anthropologie veröffentlicht (L'indice céphalique des populations françaises); sie beruht auf Messungen an 8707 Erwachsenen, fast lauter Soldaten, und war durch eine nach Departements eingeteilte Karte erläutert. Seitdem hat der gleiche Anthropologe andere hervorragende Abhandlungen veröffentlicht, ebenfalls mit Karten, über die nördliche Bretagne, die Normandie und besonders den Südwesten und die angrenzende Hochebene. Diese meisterhaften Arbeiten bilden die Grundlage unserer Kenntnisse. Verschiedene andere Gebiete, Indre, Vienne, Meuse von Atgier, L'Hérault und Aveyron von mir, sind später bearbeitet worden. Ich besitze noch die nicht veröffentlichten Messungsergebnisse von 10000 Menschen. Ungefähr 30000 liegen den genannten Arbeiten zugrunde.

Auf der anderen Seite hat Bertillon eine Karte des Kopfindex nach Departements, eine andere nach Arrondissements entworfen, nach den anthropometrischen Listen des Sicherheitsdienstes. Seine Karten geben uns den Index nicht nur der ansässigen Bevölkerung, sondern auch der Leute, die 1. nach Paris ausgewandert, 2. durch irgend ein Vergehen in die Hände der richterlichen Behörden gefallen sind. Sie enthalten daher Volksbestandteile, die einer doppelten Auslese unterworfen waren. Außerdem hat Bertillon die größte Länge von der Nasenwurzel, nicht von der Stirn ab, gemessen, was ein wenig den Index erhöht.

Zu diesen Stoffsammlungen muß man die von Topinard über die Farben veröffentlichten Karten rechnen, außerdem eine Menge vereinzelter Beobachtungen und Gruppen neuzeitlicher Schädel.

Wir verfügen demnach über einen verhältnismäßig reichhaltigen Stoff, der aber doch immer noch nicht vollständig genug ist. In manchen Gebieten sind mehr als 1000, in anderen weniger als 100 Leute gemessen worden. Man hätte, vor der sich vollziehenden gründlichen Mischung der Bevölkerung, genaue Erhebungen machen sollen, denen im Großherzogtum Baden entsprechend. Leider hat die Politik den Untersuchungen Hindernisse bereitet. Wir haben in Frankreich zwei politische Parteien, die Juden und die Demokraten, die nichts von Rassenunterschieden wissen wollen. Nachdem sie die Gemäßigten aus der Macht verdrängt hatten, vor ungefähr drei oder vier Jahren, war eine ihrer ersten Maßregeln, mir die Fortsetzung der Untersuchungen bei der Aushebung zu verbieten, und seitdem hat niemand mehr Erlaubnis dazu bekommen.

Collignon gibt als mittleren Index der französischen Bevölkerung 83,57, Bertillon 83,8. Die Uebereinstimmung dieser beiden Zahlen ist fast vollständig, und der Collignonsche Index kann daher als für unsere Zwecke genau genug betrachtet werden.

Die Bezirke im Osten und Südosten sind stark rundköpfig, mit Index 86—88 in den Vogesen, im Jura, in Savoyen. Die innere Hochebene ist nicht minder brachycephal, besonders La Lozère und die benachbarten Departements, bis zum Südabhange der Cevennen (Index gleichfalls zwischen 86 und 88). Man kann sagen, daß das längliche

Dreieck zwischen Meurthe und Mosel im Norden, Hochsavoyen und Gers im Süden und Südwesten durchweg ausgesprochen rundköpfig ist; der Index sinkt in diesem Gebiete selten unter 84, mit Ausnahme einer Brücke zwischen dem Becken der Rhone und dem des Allier. Ein anderer Herd der Rundköpfigkeit liegt in der Bretagne, der Vendée, der oberen Normandie, doch steigt der Index kaum über 84 und fällt sogar an der Küste (Finisterre, Morbihan) bis auf 82.

Die südlichen Departements bilden ein Gebiet niedriger Indices, wo die Brachycephalie von Ost nach West abnimmt. Am Fuße der Alpen haben wir 83, an dem der Ostpyrenäen kaum 79. Ein anderes solches Gebiet liegt zwischen dem Herde der Rundköpfe im Innern, der Bretagne und dem Golf der Gascogne.

Ein dritter Herd niedriger Indices umfaßt die Täler der Seine, Somme und Schelde, d. h. die große Ebene von Nordfrankreich und ihre nächste Nachbarschaft gegen Süden und Osten. In diesem Gebiet ist der Index seit dem Mittelalter nur um eine oder zwei Einheiten gestiegen, auf der Hochebene des inneren Landes dagegen um zehn; das bedeutet einen Rassenunterschied, der vor einigen Jahrhunderten noch nicht bestand.

Diese allgemeine Verteilung auf große Herde ist nur in groben Zügen richtig. Sie setzt eine Gleichartigkeit der Bevölkerung hinsichtlich der Kopfbildung voraus, während die einzelnen Bezirke häufig anders beschaffene Inseln einschließen.

Man kann daher nicht behaupten, daß die länglicheren Köpfe der Städter auf einer Verwischung der Unterschiede und einem allgemeinen Mischmasch beruhen. Es ist das ein schwerer und, obwohl oft widerlegter, doch immer wieder vorgebrachter Irrtum, vor dem ich meine Leser schützen möchte; er kann ihnen als Maßstab dienen, um solchen Arbeiten, in denen sie ihm begegnen, als oberflächlich oder absichtlicher Täuschung verdächtig zu mißtrauen.

Auch da, wo sich bedeutendere gallische Städte befanden, oder längs der großen Handelsstraßen, geht der Index merklich herunter.

Was den Wuchs betrifft, so ist er ein hoher im Norden und Osten von Frankreich — oder, besser gesagt: es gibt dort viele große Leute. Der Wuchs ist ein kleiner in den Gebirgsgegenden, ein mittlerer im übrigen Frankreich.

Die Farben sind ein schwer abzuschätzendes Merkmal, da sie nicht mit dem Maßstabe festgestellt werden können. Im allgemeinen läßt sich sagen, daß der Norden und der Osten reicher an hellen Bestandteilen sind. In den übrigen Teilen des Landes trifft man sie einigermaßen zahlreich nur im Bereich der alten gallischen Hauptstädte. Sie sind entweder auf gallischen Ursprung zurückzuführen oder darauf, daß diese Brennpunkte des Verkehrs eine stärkere germanische Besiedelung erfuhren. Letztere Annahme ist besonders für den Norden die wahrscheinlichere.

Die Größe hängt sehr von der Nahrungsweise ab. Eine gut genährte Bevölkerung stellt immer eine verhältnismäßig größere Zahl vollständig entwickelter Leute zur Aushebung, und gilt daher in der Statistik als hochwüchsig. Ein Volk gleicher Abstammung, aber schlecht genährt, hat bei der Musterung weniger ausgewachsene Männer aufzuweisen und daher kleinere Mittelzahlen. Da die ererbten Eigen-

schaften im späteren Lebensalter zum Durchbruch kommen, würde man bei dreißigjährigen Männern ungefähr die gleiche Größe finden, da aber der Anthropologie meist nur die Wehrpflichtigen zur Verfügung stehen, ist diese Quelle des Irrtums schwer zu vermeiden. Deshalb lege ich auch auf die Größe, wie auch auf die Farben, weniger Wert. Die Schädelgestalt, durch das Längenbreitenverhältnis ausgedrückt, ist bei weitem das wichtigste Rassenmerkmal, und zwar wegen ihrer Unveränderlichkeit während des Lebens und wegen ihrer entwicklungsgeschichtlichen Bedeutung.

Im allgemeinen kann man H. alpinus als Grundstock des heutigen französischen Volkes betrachten. Diese Rasse ist zwar fast nirgends rein, schlägt aber in den Kreuzungen überall durch und verwischt rasch die sonstigen Verschiedenheiten. Sogar die kleinwüchsige Mittelmeerrasse, von der man so viel spricht, ist fast ganz von ihr verdrängt worden. Ich habe diese während meines siebenjährigen Aufenthalts in Montpellier oft gesucht, aber selten gefunden. Die verschiedenen alten und fremden Rassen machen sich fast nur noch durch Abänderung des Typus alpinus bemerkbar, wo sie sich mit ihm vermischt haben. Nur H. europaeus allein widersteht noch ziemlich gut der Aufsaugung. Er macht im Norden einen beträchtlichen Teil der Bevölkerung aus, sogar der ländlichen. Häufig findet man ihn im Osten, aber mit einem verkürzten Mischlingskopf, und er gibt sich nur durch das Gesicht, die Farben und die Leibeslänge zu erkennen. Im übrigen Frankreich kommt er nur zerstreut und vereinzelt vor. Die Stadtbevölkerungen und die höheren Stände sind besonders reich an Bestandteilen, die dem H. europaeus nahestehen.

Die französische Bevölkerung, so wie ich sie geschildert habe, wird nicht ewig dauern. Seit einem halben Jahrhundert hat die Einwanderung mehr fremdes Blut ins Land gebracht als alle kriegerischen Einfälle. Die ausländischen Bestandteile werden häufig. Man begegnet zwar in Paris noch nicht so vielen Gelben und Schwarzen, wie in London, aber man darf sich keiner Täuschung hingeben. Vor Ablauf eines Jahrhunderts wird das Abendland mit überseeischen Arbeitern überschwemmt sein. Anderseits verändert Auslese und innere Verschiebung sehr rasch die Zusammensetzung des Volkes. Die rundköpfigen Bezirke besiedeln die andern, und man muß sich darauf gefaßt machen, in 100—200 Jahren im größten Teil des Landes einen Index von 90 und darüber zu finden. Kommen noch, um das Werk zu vollenden, einige Tropfen gelben Blutes hinzu, so werden die Franzosen zu richtigen Mongolen. Quod Dii omen avertant!

Eine Kulturgeschichte der Germanen.

Professor Dr. O. Kraitschek.

(Referat über L. Wilser, die Germanen, Beiträge zur Völkerkunde, Thüringische Verlagsanstalt Leipzig, 1904.)

Ludwig Wilser faßt in dem vorliegenden Bande seine in einer bedeutenden Zahl größerer und kleinerer Publikationen zum Ausdruck gebrachten Anschauungen über Abstammung, Verwandtschaft, Wande-

rungen und kulturelle Bedeutung der Germanen zusammen, die er bekanntlich für das Stammvolk der Indogermanen hält.

Da wir das Werk eines Mannes vor uns haben, der in erster Linie Naturforscher ist, so nimmt es uns nicht Wunder, daß die Darstellung der germanischen Entwicklung mit einer anthropologischen Einleitung beginnt, deren zwei erste Abschnitte der Erörterung der Anfänge des Lebens auf der Erde und der Frage nach der Urheimat des Menschengeschlechtes gewidmet sind.

Mit Recht betont hier der Verfasser, daß für eine Entstehung des Lebens in tropischen Gegenden bisher zwingende Beweise nicht vorgebracht worden sind. Nach seiner Ansicht ist der Ursprung des Lebens dort zu suchen, wo die Abkühlung begonnen hat, an den Polen. Auch die Umwandlung mariner Tierformen in landbewohnende Warmblüter soll in arktischen Regionen erfolgt sein. Die Arktogäa also, das heute größtenteils von Meer bedeckte nördliche Zirkumpolargebiet, hält Wilser für das Ausstrahlungszentrum der Lebewelt und auch des Menschen. Diese Anschauungen über die Heimat des Menschengeschlechtes decken sich nahezu mit denen Wagners, der das paläarktische Gebiet dafür in Anspruch nimmt. Auch Kříž[1]) hat in letzter Zeit dem Gedanken Ausdruck gegeben, daß die Wiege des Menschengeschlechtes in den nördlichen zirkumpolaren Gebieten zu suchen sei.

Die von Wilser verfochtene Annahme, daß Europa das Entwicklungszentrum wenigstens des dolichocephalen Teiles der Menschheit sei, hat entschieden etwas Bestechendes. Ich möchte bei dieser Gelegenheit auch an die so außerordentlich klaren und einleuchtenden Ausführungen Penkas in seinen Origines Ariacae (S. 72 ff.) erinnern, der die Eiszeit für die allmähliche Auswanderung eines Teiles der langköpfigen Urbevölkerung Europas verantwortlich macht. Während also ein Teil derselben, den schwierigen Verhältnissen weichend, auswanderte und sich Wohnsitze suchte, die einen geringeren Kampf ums Dasein forderten, blieb ein anderer Teil im Lande und wurde durch das schwierige Ringen mit den ungünstigen Verhältnissen zur höchststehenden Rasse herangezüchtet. In diesem Sinne sagt auch Wilser, daß die Eiszeit „den weißen Mann geschaffen habe". So würde sich erklären, daß wir von Europa nach Südosten und Osten gehend auf immer tiefer stehende Vertreter des genealogisch zusammenhängenden Dolichocephalenstammes treffen. Die Endglieder werden einerseits durch die Hottentotten und Buschmänner, andererseits durch die Australier gebildet.

In dem Abschnitte „Menschenrassen" wendet sich Wilser der schwierigen und noch durchaus nicht endgültig gelösten Frage nach der Genealogie der auf europäischem Boden gefundenen fossilen Menschenrassen zu. Für den ältesten Repräsentanten des Menschengeschlechtes in Europa hält er in Uebereinstimmung mit der herrschenden Meinung die Neandertalrasse, die er, entsprechend seinen in der Namengebung befolgten Prinzipien als homo primigenius bezeichnet. Neben dieser Form erscheint auch eine solche von negroider Bildung, die durch die in der Kinderhöhle von Mentone gefundenen Skelette repräsentiert wird (homo primigenius, var. nigra). Die Aufstellung einer eigenen

---

[1]) Quartärzeit in Mähren, Mitt. d. anthr. Ges. in Wien, 1898, S. 1.

diluvialen Rasse auf Grund des sogenannten Grimalditypus wird allerdings von manchen Anthropologen nicht gebilligt.

Eine höhere Entwicklungsstufe haben jene Menschen erreicht, deren Reste in den Höhlen von Engis, Egisheim, Olmo und Brünn erhalten sind. Wegen ihrer nahen Verwandtschaft mit den heutigen Mittelländern schlägt Wilser für sie den Namen homo mediterraneus vor. Eine Kümmerform der alten Mittelmeerrasse sind die in der Schweiz gefundenen Zwerge.

Aus der gleichen Wurzel wie die vorige ist auch die Cro-Magnon-Rasse entsprungen, deren diluviales Alter auch für Mitteleuropa durch den Schädel von Lautsch wohl unzweifelhaft festgestellt ist. Für diese Rasse schlägt Wilser den Namen homo priscus vor.

So richtig die Benennung der verschiedenen Menschenrassen nach zoologischen und botanischen Analogien auch ist, so wenig bewahrt sie die Wissenschaft vor Verwirrung, sobald sich die Gelehrten über die Bezeichnungen nicht einigen. Lapouge hat, demselben Prinzipe huldigend, für Wilsers homo primigenius pithecanthropus neandertalensis, für Wilsers homo mediterraneus homo priscus, für Wilsers homo priscus endlich homo spelaeus angewendet. Es ist hohe Zeit, daß hier Ordnung geschaffen wird, da sonst eine heillose Konfusion die Folge wäre.

Die Cro-Magnon-Rasse, die durch langen Schädel und breites Gesicht gekennzeichnet ist, hält Wilser für die Stammform der nordischen Rasse, für die er die von Linné geschaffene Bezeichnung homo europaeus beibehält. Für die Herleitung des homo europaeus von der Cro-Magnon-Rasse lassen sich eine Reihe von Argumenten geltend machen. Die bedeutende Größe des Alten von Cro-Magnon, die Größe und blonde Komplexion der denselben Typus besitzenden kanarischen Guanchen, die schon wiederholt betonte und neuerdings durch die anthropologische Statistik bestätigte Breitgesichtigkeit der langköpfigen schwedischen Dalekarlier, die Aehnlichkeit mancher prähistorischer skandinavischer Schädel mit denen von Cro-Magnon, all dies spricht für die Möglichkeit der oben angeführten Ansicht. Ein zwingender Beweis ist damit aber noch nicht erbracht, und Lapouge erklärt den Sachverhalt z. B. ganz anders. Im Gegensatze zu anderen französischen Forschern (Topinard, Cartailhac, Mortillet) schließt er seinen homo spelaeus (Cro-Magon) wegen der abweichenden Gesichtsform ausdrücklich von der Genealogie des homo europaeus aus. Die im Bereiche des homo europaeus vorkommenden Kombinationen von Langkopf und Breitgesicht erklärt er entweder für atypisch oder dadurch entstanden, daß Individuen des Cro-Magnon-Elementes in die Entwicklung des homo europaeus hineingezogen wurden, d. h. denselben Milieuwirkungen ausgesetzt waren und dadurch in dieselbe Entwicklungsbahn gedrängt wurden wie dieser. In Anbetracht dieser widersprechenden Anschauungen wird man gut daran tun, die Frage nach der genealogischen Stellung der Cro-Magnon-Rasse vorläufig noch als offen zu betrachten.

Die rundköpfige Bevölkerung Europas leitet Wilser von Asien her. Er schlägt für die unvermischte Brachycephalenrasse den Namen homo brachycephalus vor. Mit Recht wendet er sich gegen die aus der Indexbestimmung eines Krapinaer diluvialen Schädels gezogenen weitgehenden Konsequenzen. Der hyperbrachycephale Index desselben

ergab sich aus einer auf Grund einiger Bruchstücke vorgenommenen Berechnung. Es geht denn doch nicht an, aus so unsicheren Voraussetzungen so weitgehende Schlüsse zu ziehen, wie dies z. B. Lapouge tut, der den diluvialen Menschen von Krapina für die Stammform der europäischen Brachycephalen hält.

Im wesentlichen mit denselben Argumenten, die Penka in seinen Origines Ariacae angeführt hat, sucht nun Wilser den Nachweis zu führen, daß die diluviale Bevölkerung Westeuropas dem Ren folgend, wenigstens zum großen Teil nach Norden an die Gestade der westlichen Ostsee wanderte[1]), wo dann die Umwandlung der paläolithischen in die neolithische Kultur erfolgt sein soll. Warum aber gerade nur die skandinavische Halbinsel das Ausgangsgebiet der arischen Wanderungen sein soll, dafür bleibt uns Wilser den Beweis schuldig. Sieht man den archäologischen Beweis für die Umwandlung der paläolithischen Kultur zur neolithischen in diesen Gegenden als erbracht an, so ist die Annahme Penkas, daß die altdänischen Länder (Schonen gehört auch dazu) als die arische Urheimat zu betrachten seien, viel wahrscheinlicher, da sich nur für diese Gebiete, nicht aber für die skandinavische Halbinsel eine mesolithische Uebergangskultur nachweisen läßt.

Wie wohl allgemein bekannt sein dürfte, vertritt Wilser die Anschauung, daß die unvermischten Arier der blonden nordischen Rasse angehörten. Diese Anschauung ist in der letzten Zeit wieder heftig angegriffen worden, besonders von Sergi, dessen phantastische Anschauungen jedoch kaum viel Beifall finden dürften. Ein weit gefährlicherer Gegner ist ein anderer Italiener, de Michelis, der in seinem Werke Origine degli Indoeuropei den Nachweis zu erbringen sucht, daß das indogermanische Urvolk schon stark gemischt gewesen sei und überwiegend dem brachycephalen, doch mit nordischen und mittelländischen Elementen durchsetzten, sogenannten keltoslawischen Typus angehört habe. Die Schwäche seiner Argumentation liegt hauptsächlich darin, daß er die in Brandgräbern bestatteten prähistorischen Menschen für seine Brachycephalen reklamiert, während wir doch über ihre somatische Beschaffenheit naturgemäß nie etwas Sicheres erfahren können. Ich muß offen gestehen, daß ich mich da doch lieber an die schriftlichen Zeugnisse der Alten halte, die bei den meisten Indogermanenvölkern das Vorherrschen blonder Elemente erweisen, als an die auf so vager Grundlage ruhenden Konstruktionen de Michelis. Bei eingehender und vorurteilsloser Betrachtung aller einschlägigen Zeugnisse und Verhältnisse erscheint doch die Annahme der „scuola nordistica“, wie sie de Michelis nennt, die weitaus plausibelste. Sie hat in letzter Zeit wieder eine mächtige Stütze durch die Forschungen Woltmanns gefunden, der durch eingehende ikonographische Studien zu der Ueberzeugung gelangt ist, daß die mittelalterliche und Renaissancekultur Italiens hauptsächlich ein Werk des der nordischen Rasse angehörigen germanischen Elementes respektive der ihm nahestehenden Mischlinge gewesen sei. Erscheint es da allzu kühn, wenn wir für das Altertum Aehnliches voraussetzen, zumal wenn sich für die höheren

---

[1]) Siehe auch die Arbeit von Sarauw über einen Steinalterbauplatz in Dänemark, Aarböger for nord. Oldkydighad, 1903, Heft 3.

Gesellschaftsschichten der klassischen Völker eine verwandte anthropologische Zusammensetzung nachweisen läßt wie für die des mittelalterlichen Italien? Die von Ratzel vor kurzem (Petermanns Mitteilungen 1904) ausgesprochene Ansicht, daß die blonden Indogermanen bald der Mythe angehören werden, entspricht also durchaus nicht den tatsächlichen Verhältnissen und es besteht für diejenigen, welche die Urindogermanen für Angehörige der nordischen Rasse halten, heute weniger als je ein zwingender Grund, von ihrer Anschauung abzugehen.

Die Ausführungen Wilsers über den Unterschied zwischen Rasse, Volkstum und Sprachstamm scheinen dem anthropologisch gebildeten Leser auf den ersten Blick überflüssig. Da aber das Buch für einen weiteren Leserkreis bestimmt ist, so schadet es durchaus nicht, daß diese elementaren Dinge wieder einmal eingehender behandelt wurden. Leider gibt es noch immer genug Leute, die von einer angelsächsischen oder slawischen Rasse sprechen und dabei nur die einer gewissen Sprachgruppe angehörigen Menschen meinen. Es ist hauptsächlich Denkfaulheit und eine gewisse Scheu vor ungewohnten Vorstellungen, was solchen handgreiflichen Irrtümern ein so zähes Leben gibt, und man kann daher nicht oft und energisch genug dagegen zu Felde ziehen.

In den nun folgenden Ausführungen über die Verwandtschaft der indogermanischen Völker, sowie über die Stammesgliederung der Germanen spielt das linguistische Element eine so große Rolle, daß der Referent die Beurteilung eines großen Teiles der vorgebrachten Argumente einer berufeneren Instanz zu überlassen sich gezwungen sieht. Er wird sich also hier vielfach auf eine bloß referierende Wiedergabe des Inhaltes beschränken.

Wenn ich dem Autor auch darin nicht beipflichten kann, daß ausschließlich die skandinavische Halbinsel die Heimat der Indogermanen sei, so scheint es doch richtig, wenn er hinsichtlich der Frage nach der Heimat der Germanen der historischen Ueberlieferung Glauben schenkt, die bis vor kurzer Zeit von der Wissenschaft nur deshalb verworfen wurde, weil sie dem gelehrten Vorurteile nicht entsprach. Wie schon von Wilser selbst in seiner Herkunft der Deutschen und von Penka in seiner Herkunft der Arier durch Anführung einer großen Zahl von Quellenstellen gezeigt wurde, ist für die meisten Germanenstämme Skandinavien als Heimat erwiesen. Da nun eine Einwanderung nach der skandinavischen Halbinsel seit der jüngeren Steinzeit nicht nachweisbar ist, so muß man dieses Gebiet als die Heimat aller Germanen betrachten, da es sonst nicht erklärlich wäre, daß sich die germanischen Stämme zur Zeit ihres historischen Auftretens sprachlich noch so nahe standen[1]).

Im Abschnitte „Stammesgliederung der Germanen“ sucht Wilser den Nachweis zu führen, daß die von Tacitus und Plinius genannten Hauptstämme der Germanen mit den späteren großen Stämmen identisch seien. Er unterscheidet also vier Hauptäste: 1. den kimbrisch-ingävonisch-friesischen, 2. den marsisch-istävonisch-fränkischen, 3. den schwäbisch-hermionisch-alemannischen und 4. den gotisch-wandilischen. Die Sachsen lassen sich allerdings in diesem Schema nicht unterbringen;

[1]) Vor kurzem soll sich auch, wie ich einer Zeitungsnotiz entnehme, Felix Dahn für die skandinavische Herkunft der Germanen ausgesprochen haben.

sie bilden die Verbindung mit den Skandinaviern und stehen den Hermionen am nächsten. In dem Abschnitte Nachbarn und Vorgänger sucht Wilser zunächst die Stellung der anderen indogermanischen Stämme zu den Germanen zu ermitteln. Es läßt sich eine scharfe Scheidung zwischen Germanen und Kelten überhaupt nicht vornehmen, da der kimbrisch-ingävonische Stamm die Brücke von den Kelten zu den Germanen bildet. Die Kelten stehen in sprachlicher Beziehung zwischen Germanen und Italikern. Auch hinsichtlich der Sitten und Einrichtungen lassen sich zwischen Kelten und Germanen neben manchen Gegensätzen zahlreiche Analogien nachweisen. Bei dieser Gelegenheit sei daran erinnert, daß die Italiker mit den Kelten auch eine wichtige soziale Einrichtung gemeinsam haben, die sich bei den Hochschotten bis in die Neuzeit erhalten hat. Der keltische Klan entspricht nämlich der römischen gens.

Die Slawen, deren älteste historisch nachweisbare Sitze zwischen Finnland (Eningia) und Weichsel (Plinius), zwischen Karpathen und Ostsee (Tacitus) lagen, zeigen ebenfalls zahlreiche enge Beziehungen in Einrichtungen, religiösen Vorstellungen, Personen- und Ortsnamenbildung und Sprachschatz zu den Germanen. Andererseits läßt sich allerlei Verwandtschaft der Slawen mit den Hindus nachweisen, die als die erste Welle der Slawen zu betrachten sind.

Die Etrusker oder Tyrsener gehören zu der thrakischen Völkergruppe, die wieder durch die Litauer mit den Germanen zusammenhängt. Daß die vielumstrittenen Etrusker zu den Indogermanen gehören, beweisen ihre körperliche Beschaffenheit (blonde Dolichocephalen), ihre Sitten, Gebräuche, ihre Kunst und Schrift, endlich auch ihre Sprache, in der sich, wenn sie auch stark entartet erscheint, viel arisches Sprachgut nachweisen läßt. Daß sie speziell zu dem thrakischen Zweige der Indogermanen gehören, schließt Wilser daraus, daß die Namen Pelasger und Tyrsener gleichbedeutend sind; die Pelasger aber hält er für die thrakischen Vorläufer der ebenfalls mit diesen nahe verwandten Hellenen.

Wie das Litauische zwischen dem Germanischen und dem Thrakisch-Hellenischen, vermittelt das Skythische zwischen dem Germanischen und dem Persischen. Die Sitten der Skythen zeigen auch manche Anklänge an die nordisch-germanischen, die Schilderung der Perser bei Herodot ruft Erinnerungen an die Germania wach. Der Zusammenhang zwischen Skythen, Persern, Medern und Parthern läßt sich auch aus den historischen Quellen nachweisen. Ansprechend ist die Deutung von Parsagarda (diese Form hält Wilser für die richtige) aus dem germanischen „gard". Bei Stephan von Byzanz wird der Name als Perserlager erklärt. Eine indisch-persische Sprachgemeinschaft läßt Wilser nicht gelten, sondern er gruppiert die Völker in zwei Oströme: 1. Germanen-Slawen-Inder, 2. Germanen-Skythen-Perser. In anthropologischer Beziehung haben hauptsächlich die Untersuchungen Ujfalvys erwiesen, daß die Perser der nordischen Rasse angehörten. Die Skythen waren es, durch deren Vermischung mit Mongolen die verschiedenen asiatischen Mischvölker entstanden sind, wie Türken und Magyaren, bei denen der krumme Säbel noch an skythischen Einfluß erinnert.

Nun geht Wilser zur Betrachtung der Mittelmeerrasse und ihrer Beziehungen zu den Indogermanen über. Ihr gehörte die Bewohner-

schaft ganz Süd- und Westeuropas an. In Britannien ist ihre Anwesenheit sowohl durch Gräberfunde als auch durch eine Nachricht des Tacitus verbürgt. Dieser bringt sie mit Recht mit den stammverwandten Iberern in Verbindung, wenn auch ihre Einwanderung aus Hispanien als historische Konstruktion zu betrachten ist. Den alten Namen Irlands: Ivernia hält Wilser für gleichbedeutend mit Iberia.

Die Basken sind im wesentlichen Iberer, doch sind sie mit nordischen und rundköpfigen Elementen gemischt. In ihrer Sprache finden sich auch indogermanische Worte. So hält Wilser den Volksnamen selbst für indogermanisch, bringt ihn mit dem nordischen Wasce, Recke, in Verbindung und macht die keltische Wanderung dafür verantwortlich.

Mit den Iberern nahe verwandt sind die von ihnen nicht scharf zu scheidenden und ebenfalls der Mittelmeerrasse angehörigen Ligurer. Daß die überlieferten ligurischen Wörter zweifellos indogermanisch sind, erklärt Wilser aus teils rätisch-etruskischen, teils keltischen Einwirkungen auf die ligurische Sprache. Gegen Mehlis, dem er sonst beipflichtet, wendet er sich mit Recht bezüglich der Einwanderung der Ligurer aus Afrika. Wie den Baskennamen hält Wilser auch den Ligurernamen für indogermanisch. Daß ἑτεροεθνεις gerade „einer anderen Rasse angehörend" bedeutet (S. 109), dürfte kaum zu beweisen sein. Soviel scheint aber doch sicher, daß die Ligurer im wesentlichen der Mittelmeerrasse angehörten, da sonst auch der bei Diodor erwähnte Gegensatz zwischen dem langen Gallier und dem leibarmen Ligurer nicht erklärlich wäre. Auch weisen die Gräberfunde darauf hin. Nicht sicher ist, daß sie auch eine nichtindogermanische Sprache gesprochen haben. Man kann sich ganz gut vorstellen, daß zu der Zeit, von der die antiken Quellen berichten, die einst im ligurischen Gebiete vorhandene Oberschicht von nordischer Rasse in der Masse der sprachlich arisierten mediterranen Urbevölkerung aufgegangen war, wie wir das ja später sich wiederholt in ähnlicher Weise abspielen sehen.

Aus derselben Rasse, der die Ibero-Ligurer im Westen angehören, gingen auch die Semiten im östlichen Mittelmeerbecken hervor. Wilser hält es für verfehlt, für die Semiten ein außereuropäisches Verbreitungszentrum anzunehmen. Hierin kann ich ihm jedoch nicht beipflichten, da sich die europäische Abstammung der mediterranen Rasse ganz gut mit der Annahme verträgt, daß sich innerhalb derselben eine Unterrasse bildete, die auch sprachlich differenziert war und ein besonderes sekundäres Verbreitungszentrum besaß. Ich vermute, daß als solches für die eigentlichen Semiten die arabische Halbinsel oder wenigstens ein Teil derselben anzunehmen sei.

Höchst interessant sind die Bemerkungen über die Rasse der Sumero-Akkadier. Ihr physischer Typus, wie ihn die Ausgrabungen Haynes und Peters erwiesen haben, schließt jeden Gedanken an Mongolen aus; da aber auch semitische Physiognomien fehlen und wir wissen, daß ihre Sprache nichtsemitisch war, so lassen sich ihre Langschädel und feinen Gesichter wohl nur auf homo europaeus deuten. Freilich müssen wir uns dann fragen, wie die turanischen Analogien im Sumerischen zu erklären sind. Ob die Deutungen sumerischer Wörter, worunter sich auch die vielumstrittenen Bezeich-

nungen für Kupfer (urud) und Beil (balag) befinden, aus dem Indogermanischen als gelungen zu betrachten sind, bleibe dahingestellt.

Ueber den Einfluß der nordischen Libyer und Pelasgo-Tyrsener auf die ägyptische Kultur erfahren wir außer der nackten Tatsache, daß ein solcher stattgefunden hat, nichts Genaueres.

Der nun folgende „geschichtliche Teil" knüpft an das „Stammesgliederung der Germanen" betitelte Kapitel an und bringt eine genauere Geschichte der einzelnen germanischen Hauptstämme. Wilser glaubt an den Zusammenhang zwischen Cimbern und Kimmeriern und hält auch gegen Arbois de Jubainville die Aehnlichkeit der Namen der gallischen Cymri und der germanischen Cimbri nicht für zufällig. Ihm sind, wie schon erwähnt, die Cimbern und Teutonen, sein kimbrisch-ingävonisch-friesischer Stamm, ein Bindeglied zwischen Germanen und Kelten, was er hier speziell durch sprachliche Argumente eingehender zu beweisen sucht. Während man früher einen Unterschied zwischen den nicht scharf voneinander zu scheidenden Kelten und Germanen nicht machte, soll der letzteren Sondername aus der Zeit stammen, wo die Hermionen nach Süden und Westen drängten. „Germanen" wäre also nichts anderes als „Hermionen" in keltischer Lautgebung.

Da Wilser die Auffassung der großen nachtacitäischen Stämme als politischer oder staatlicher Verbände als unhaltbar bezeichnet, sucht er sie mit den alten von Tacitus und Plinius erwähnten Stämmen in Zusammenhang zu bringen. Diese schon früher ausgesprochene Ansicht wird hier näher begründet. Zunächst beschäftigt er sich mit den Franken. Goten und Schwaben als ihre Ursprungsstämme sind ausgeschlossen, bleiben als solche also Ingävonen und Marsen. Da aber die Ingävonen d. h. Friesen bei Tacitus als Küstenbewohner erscheinen, sind auch sie auszuschließen und die Franken sind also mit den Marsen (Istävonen) zu identifizieren. Dafür sollen auch linguistische Momente sprechen, im alten Marsengebiete findet sich nämlich dieselbe Wiedergabe des Hauchlautes durch ch wie bei den Franken (z. B. Chatti, Chanci, Chlodovechus, Chroticheldis usw.). Daß die Chauken zu den Franken gehörten, beweist außerdem die identische Anwendung der Worte Francas und Hugas im Angelsächsischen, ferner die Angabe der Quedlinburger Chronik, daß die Franken früher Hugonen geheißen hätten. Auch die Cherusker müssen zu den Franken gerechnet werden. So gewinnt auch die Annahme, daß Arminius das historische Urbild Sigfrids sei, eine neue Stütze.

Der Name der Sueben ist identisch mit dem der Schweden (Svear), in den das d durch die Zusammensetzung mit thiod gekommen ist. Der Zusammenhang zwischen Schwaben und Schweden spiegelt sich auch noch in der Ueberlieferung (Annolied, Schweizer Volkslied), während sich bei dem suebischen Volke der Longobarden die Herkunft aus Skandinavien noch historisch nachweisen läßt (Zusammenstellung der Zeugnisse S. 223 f.). Das mächtige Suebenvolk der Semnonen läßt sich wenigstens bis auf die kimbrische Halbinsel zurückverfolgen; der Stammesheld der gleichfalls suebischen Angeln kam aus Scania (Schonen).

Von den weiteren Ausführungen interessieren besonders die über die Alemannen und die Baiern. Für die Vorfahren der ersteren hält Wilser die Semnonen, indem er den bei Diodor (77,13) genannten

Kennennamen für aus Semnen verschrieben hält. Auch kann kein anderes der suebischen Völker die Rolle der Semnonen weitergespielt haben, deren völliges Verschwinden aber auch unwahrscheinlich ist. Die von den Alemannen wohl zu scheidenden Schwaben im engeren Sinne hält er für Nachkommen einiger anderer Suebenstämme.

Die Baiern hält Wilser nicht für die Nachkommen der Markomannen, deren allmähliche Zerstreuung historisch nachzuweisen ist, sondern für die Nachkommen der das Bindeglied zwischen Goten und Sueben bildenden hermionischen, aber nicht suebischen Lugier, woraus sich auch die allerdings von manchen Germanisten geleugneten Beziehungen zwischen dem Bairischen und Gotischen erklären sollen.

Die ältesten historisch nachweisbaren Sitze der Goten liegen nach Wilser an dem von Frederikshald bis Trälleborg verlaufenden schwedischen Küstenstriche, auf den er die Angaben des Pytheas bezieht. Nach Jordans Ueberlieferung wanderten sie unter König Berig aus Skandia aus. Gegen Ende des ersten Jahrhunderts nach Christus wohnten sie schon südlich der Ostsee. Außer Jordanes berichten noch zahlreiche andere Quellen über die nordische Herkunft der Goten (Zusammenstellung S. 273 f.). Dieselbe muß um so mehr als historische Tatsache betrachtet werden, als ja der Gotenname noch heute an einem Teile Schwedens und der Insel Gotland haftet und auch die nordische Sage die Erinnerung an die Auswanderung eines Teiles der Goten bewahrt hat (S. 274).

Die Wanderung der ebenfalls gotischen Rugier wird gekennzeichnet durch Rogaland im Westen der skandinavischen Halbinsel und die Insel Rügen. Von hier aus kamen sie zur Odermündung, um dann weiter südwärts zu ziehen. Für die nach Agathias auch zu den Goten gehörigen Burgunder ist die Abkunft aus Skandinavien ebenfalls quellenmäßig bezeugt und wird in die Zeit des Kaisers Tiberius I. gesetzt (Vita Sigismundi), Plinius kennt sie schon auf dem Festlande. Die Rolle Rügens in den Wanderungen der Rugier spielt in der der Burgunder Bornholm (Borgundarholmer). Aus dem Folgenden sei noch die Ansicht Wilsers hervorgehoben, daß die Vernichtung des Wormser Hunnenreiches trotz Waitz doch durch Attila erfolgt sei.

Die Wandalen besetzten nach der Auswanderung der Kimbern, Teutonen und Ambronen Jütland, das auch als Gotland zu deuten ist. An den einen Hauptstamm des Volkes, die Sillinge, dürfte der angelsächsische Name von Schleswig, Sillende, erinnern. Ihr Name haftet übrigens auch an Schlesien, wohin die Wandalen wanderten, um sich der Herrschaft der Goten zu entziehen. Nach einer Uebersicht der weiteren Schicksale der Wandalen wendet sich Wilser mit Recht gegen die Annahme, daß die blonden Kabylen Nordwestafrikas Nachkommen der Wandalen seien.

Die Sachsen sind der einzige Stamm, dessen Einordnung in den vierteiligen germanischen Stammbaum Schwierigkeiten macht. Wilser faßt sie als ein Zwischenglied auf, das zwischen Istävonen und Hermionen steht, doch auch mit den nordischen Völkern Berührungen hat. Ihre älteste historisch bekannte Heimat ist die kimbrische Halbinsel (Ptolemaeus). Sie stellen eine zweite, später nachgerückte Schicht der Südgermanen dar.

Die hier versuchte Behandlung der deutschen Stammesgliederung zeichnet sich besonders dadurch vor den meisten anderen Arbeiten über diese Frage aus, daß die lange Zeit ohne stichhaltigen Grund verworfene historische Ueberlieferung in gebührender Weise berücksichtigt wurde. Auch der Gedanke, daß die neuen Stämme keine künstlichen Gebilde seien, sondern mit den alten bei Tacitus und Plinius erwähnten Urstämmen in Zusammenhang stehen, scheint ein glücklicher zu sein. Ob freilich der Verfasser in jedem einzelnen Falle das Richtige getroffen hat, ist eine andere Frage und ich muß gestehen, daß mir die beigebrachten Beweise nicht immer überzeugend erschienen, so daß also manches der hier behandelten Probleme (z. B. die Gleichsetzung von Lugiern und Baiern) noch nicht als endgültig gelöst zu betrachten sein dürfte.

Im letzten, kulturgeschichtlichen Teile des Werkes behandelt Wilser zunächst die Bronzefrage. Man kann ihm nur aus vollem Herzen beipflichten, wenn er die Behauptung Mortillets, daß die Bronze nach Europa eingeführt worden sei, als einen aus unbewiesenen Voraussetzungen gezogenen Schluß bezeichnet. Was bisher zur Unterstützung dieser Annahme vorgebracht wurde, ist so wenig überzeugend, daß man sich nur wundern muß, daß der orientalische Ursprung der europäischen Bronze von so vielen als feststehende Tatsache betrachtet wurde und noch wird. Wenn auch die Frage heute noch nicht als zweifellos entschieden zu betrachten ist, so deuten die archäologischen Verhältnisse doch viel eher auf europäischen Ursprung der Bronze hin als auf orientalischen. Wilser weist nun zunächst darauf hin, daß in Europa der Bronzezeit eine Kupferzeit vorausging, daß in unserem Erdteile an vielen Orten Kupfer gefunden wurde, daß uralte prähistorische Kupferbergwerke entdeckt worden seien und daß die Kupfergeräte, wie Schmelztiegel und Gußlöffel bewiesen, einheimische Erzeugnisse seien. Da nun — Wilser stimmt hierin mit Reinach überein — Britannien die Hauptquelle des europäischen Zinnes war, doch auch sonst in Europa Zinn gewonnen wurde, so ist es wahrscheinlich, daß man hier, wo man Kupfer schon lange verarbeitete und Zinn in reicher Fülle hatte, auch die Bronzemischung erfand. Auch deuten wie bei den Kupfergeräten viele Anzeichen auf einheimische Herstellung der Bronzesachen[1]). Einige von S. Reinach angeführte Nachrichten aus antiken Autoren deuten darauf hin, daß die Phryger die Erfinder gewesen seien. Da dieser thrakische Stamm aber aus Europa stammte, ist es nicht unmöglich, daß er die Kenntnis der Bronzemischung schon von dort mitgebracht hat. Die Bronzefrage ist wohl noch recht dunkel, so viel aber ist sicher, daß die Wahrscheinlichkeit ihrer Lösung im Sinne der orientalischen Richtung immer geringer wird. Die Bronzefrage ist nur ein Teil der Frage nach der alteuropäischen Kultur überhaupt, die besonders Reinach in seinem „le mirage Oriental" überschriebenen Artikel im Sinne einer von orientalischen Einflüssen wenig berührten selbständigen Entwicklung behandelt hat. Zu ähnlichen Resultaten ist auch de Michelis in seinem schon zitierten Werke gelangt.

Decken sich die Anschauungen Wilsers über die prähistorische Bronze Europas mehr oder minder mit denen einer Reihe anderer

[1]) Sehr wesentlich ist in dieser Hinsicht die allmähliche Steigerung des Zinngehaltes von geringen Spuren zur klassischen Mischung von etwa 10 pCt., die mit der typologischen Entwicklung parallel läuft.

Forscher, so nimmt er bezüglich der Runenfrage eine fast ganz isolierte Stellung ein. Wilser bekämpft nämlich die Anschauung, daß die europäischen Alphabete vom phönikischen abstammten und daß die Runen eine späte Ableitung aus dem römischen Alphabete seien. Er ist der Anschauung, daß allerdings alle europäischen Alphabete einer Wurzel entsprungen seien, diese aber nicht im Oriente, sondern im Norden zu suchen sei: das europäische Uralphabet glaubt er in einer Runenreihe von 18 Zeichen gefunden zu haben, die sich aus der gemeingermanischen durch Hinweglassung der zusammengesetzten Zeichen herstellen läßt. Diese Zeichen sollen in allen europäischen und kleinasiatischen Schriftarten gleich sein, während die abgeleiteten Zeichen auf einer Sonderentwicklung beruhen und daher abweichen. Bei verschiedenen europäischen Völkern finden sich Spuren vorrömischer bezw. vorgriechischer Schrift, die immer mehrere Urzeichen enthält.

Die Existenz einer von phönikischen Einflüssen unabhängigen alteuropäischen Schrift ist durch die Entdeckungen von Evans in letzter Zeit sehr wahrscheinlich geworden. In welchem Teile Europas diese aber entstanden ist und von wo aus sie sich verbreitet hat, können wir heute wohl noch nicht sagen. Nützlich wäre es jedenfalls gewesen, wenn Wilser auf die Beziehungen der germanischen Runen zu den anderen alteuropäischen Schriften näher eingegangen wäre. Erst wenn man von der Verwandtschaft derselben untereinander fest überzeugt ist, kann man den Beweis für eine europäische Urschrift als erbracht ansehen. Auch das Fehlen von älteren Inschriften im Norden ruft gewichtige Bedenken hervor.

Der letzte Abschnitt des kulturgeschichtlichen Teiles ist dem Nachweis gewidmet, daß die mittelalterliche deutsche Kunst ihre Wurzeln in der germanischen Vorzeit habe. Das während der Völkerwanderung in so charakteristischer Form auftretende germanische Zierwerk, nicht sehr glücklich auch als merowingisch bezeichnet, ist nach Wilser und Seesselberg keineswegs aus römischen oder byzantinischen Vorbildern abzuleiten, sondern als Endglied einer langen einheimischen Entwicklung zu betrachten. Vorläufer dieser germanischen Kunstübung sollen sich auch in der Zierkunst der Kelten bemerkbar machen. Die Zierformen des romanischen und gotischen Baustiles gehen zum großen Teil auf diese altgermanischen Motive zurück.

Aus verschiedenen Ueberlieferungen geht hervor, daß die Germanen schon früh eine hochentwickelte Holzbautechnik hatten; neben dem allen arischen Völkern geläufigen Blockbau hatten sie den Fachbau entwickelt, der seine höchste Vollendung in den norwegischen Stabkirchen gefunden hat. In diesem Holzbaustil waren schon alle Elemente des späteren romanischen Baustiles vorhanden und dieser entstand dadurch, daß die altnationalen Formen des Holzbaues beim Vordringen der Steinbautechnik aus dem Süden dem neuen Materiale angepaßt wurden. Als der Steinbau im Norden eindrang, wandte sich die durch den Schiffbau immer in Uebung gehaltene Holzbaukunst besonders dem Dachstuhl zu; solche Dachstühle von hoher Vollendung kann man an den norwegischen Kirchen, sowie auch in Nordfrankreich bewundern. Diese Dächer nun hält Wilser für die Voraussetzung, ja für die Ursache des gotischen Stiles.

Daß altgermanische Kunstüberlieferung bei der Entwicklung des romanischen Stiles ganz gewiß eine beträchtliche Rolle gespielt hat, kann man wohl unbedingt zugeben, doch scheint es mir nicht richtig, das antike Moment so vollkommen auszuschalten, wie es Wilser tut. Daß dem ganzen Aufbau der romanischen Kirche die römische Basilika zugrunde liegt mit ihrem über die Seitenschiffe emporragenden Mittelschiff und ihrer Apsis, das ist wohl ganz unbestreitbar. Auch in der Ornamentik finden sich neben einer großen Zahl germanischer Formen doch auch viele antikisierende. Wenn man den gotischen Baustil nicht einfach als eine organische Weiterbildung des romanischen auffassen will, ist es jedenfalls richtiger, den Anstoß zu seiner Entwicklung im germanischen Norden als im arabischen Süden zu suchen, da der arabische Spitzbogen doch nur rein ornamental ist, während er im gotischen Baustil das maßgebende konstruktive Prinzip bildet, dessen Vorbild ganz gut kühne Holzkonstruktionen gewesen sein können.

In dem vorliegenden Buche wird eine reiche Fülle von Ideen ausgesprochen, die teils schon seit längerer Zeit vom Verfasser und von anderen Gelehrten vertreten werden, teils neueren Datums und daher weniger bekannt sind. Obwohl ich der Anschauung bin, daß die wesentlichen Grundgedanken der von Wilser vertretenen Anschauungen größtenteils richtig sind, so muß ich doch gestehen, daß mir bei mancher der behandelten Fragen die Beweisführung nicht ausreichend zu sein scheint, um zu sicheren Schlüssen zu berechtigen. Jedenfalls ist über eine Reihe der hier angeregten Fragen das letzte Wort noch nicht gesprochen.

Die Beurteilung Japans in Europa.

Dr. med. et phil. H. ten Kate.

In einer der letzten Nummern der Politisch-anthropologischen Revue (Sept. 1904) wird über einen Aufsatz von Dr. Carl Peters berichtet, der über „Die mongolische Rasse und Europa“ handelt. Soweit ich, ohne das Original zu kennen, seine Ansichten beurteilen kann, glaube ich, daß er im allgemeinen recht hat. Doch in einigen Punkten kann ich ihm nicht beistimmen, weshalb ich mir erlaube, an dieser Stelle einige Bemerkungen über das in Frage stehende Problem zu machen. Dabei dürfte ein langjähriger Aufenthalt im fernen Osten, vornehmlich in Japan, mir als Arzt und Anthropologen wohl das Recht geben, über die mongolische Rasse im allgemeinen und die Japaner im besonderen ein bestimmtes und begründetes Urteil abzugeben.

Dr. Peters sagt, „daß die weiße Rasse von Neuem einen zum mindesten ebenbürtigen Gegner auf der Erde gefunden hat“. Diese Behauptung ist aber nicht unbedingt zuzugeben, da nämlich die angebliche Ebenbürtigkeit sehr relativ ist. Sie betrifft jetzt eigentlich nur das Heer und die Flotte. Wer da glaubt, daß er aus der Vortrefflichkeit dieser beiden auf die übrigen Fähigkeiten der Japaner und die Verhältnisse ihres Vaterlandes schließen darf, der irrt sich gründlich. Obgleich die Japaner im allgemeinen intelligent sind

und nicht wenige begabte Individuen aufzuweisen haben, halte ich die geistigen Anlagen und Geistesprodukte der Japaner und die der „weißen Rasse“, kollektiv genommen, für durchaus nicht gleichwertig. Ich habe die psychischen Charaktere der Japaner schon an andern Stellen zu skizzieren versucht (Globus Bd. 82, 84 und 85; Bataviaasch Nieuwsblad vom 24. Sept. 1904) und habe u. a. darauf hingewiesen, daß man bei diesem Volke zwar viele Talente, aber nur wenige Genies findet, und daß überhaupt die Rassenseele anders beanlagt ist. Auch ist von einer durchgreifenden Assimilation unserer westlichen Kultur gar nicht die Rede; sie ist nur partiell. Ich schätzte an anderer Stelle die Anzahl der Japaner beiderlei Geschlechts, welche mehr oder weniger von der abendländischen Kultur beeinflußt worden sind, auf vier pro Mille, ausschließlich die Offiziere der Armee und Flotte. Daß man ein ganzes orientalisches Volk von vielen Millionen innerhalb fünfzig Jahre nicht umgestalten kann, wird übrigens jedem Ethnologen klar sein. Es ist fast unglaublich, wie das „gebildete“ Publikum in Europa und den Vereinigten Staaten sich so hat irreführen lassen. Die englischen und amerikanischen Globetrotter und Journalisten sind daran viel schuld. Wenn man die Sachlage aber kritisch und rücksichtslos betrachtet, so ergibt sich außer dem oben Gesagten, daß die Japaner im allgemeinen unserer Kultur nicht gerade sympathisch gegenüber stehen, und daß das „Beste“, was sie bis jetzt davon behalten haben, wohl namentlich die Kriegskunde zu Land und zur See einschließlich der neuesten Mordmaschinen ist. Diese „Kulturerrungenschaften“ fanden einen guten Boden vor, denn die Japaner sind immer ein kriegerisches, tapferes Volk gewesen. Und deshalb sind sie gefährlich für „die europäische Vormundschaft im fernen Osten“, wie Dr. Peters sagt. Denn diese Vormundschaft wollen die Japaner jetzt übernehmen und aus einem Groß-Japan (Dai Nippon) ein Größeres Japan machen.

Dr. Peters braucht nicht daran zu zweifeln, daß die Chinesen Japans Beispiel folgen wollen, und daß Japan die Führung der ostasiatischen Nationen übernehmen will. Schon seit Jahren wird China von Japan „bearbeitet“. Es ging alles im stillen, und so geht es teilweise heute noch. Aber soviel wissen wir jetzt sicher, daß es in China von der Mandschurei bis Yünnan von japanischen Spionen, Agenten und Instrukteuren wimmelt, welche den Einfluß Japans vorbereiten. Schon sind viele chinesische Zeitungen in japanischen Händen und aus diesen erfahren die Chinesen von den Siegen der japanischen Waffen über Rußlands Truppen. Seitdem sehen die Chinesen vertrauensvoll zu ihren insulären Rassenverwandten auf. In ihnen glauben sie die Erlöser von den westlichen Barbaren gefunden zu haben. China will erwachen, wenigstens die intelligenten und leitenden Klassen, obwohl die große Masse des Volkes natürlich sehr schwer in Bewegung zu setzen ist.

Ein verhängnisvolles Omen für Europa ist, daß nach einer am Ende des vorigen Jahres geschlossenen Uebereinkunft zwischen den beiden Reichen alle buddhistischen Tempel in China unter Aufsicht japanischer Priester kommen werden. Wer den religiösen Indifferentismus (die Japanomanen nennen es Toleranz) von Chinesen und Japanern kennt, wird begreifen, daß die Religion hiermit nur wenig

zu tun hat, und daß der Zweck hauptsächlich politisch ist. Was für einen Einfluß dies später haben wird, braucht hier nicht näher betont zu werden.

Wie jetzt Japan in Korea wirtschaftet und die Einwohner zu japanisieren versucht, ob sie wollen oder nicht, ist allgemein bekannt. Daß der Besitz von Tonking, sowie die Vormundschaft über Siam durch Japan geplant ist, ist sehr wahrscheinlich. Aber zwischen Wollen und Können liegt noch eine breite Strecke unvorhergesehener Möglichkeiten.

Dennoch glaube auch ich an die gelbe Gefahr im Sinne von Dr. Peters, d. h. diese Gefahr wird sich beschränken auf Asien, speziell Ost- und Südostasien. Das Feldgeschrei „Asien für die Asiaten" wäre vielleicht richtiger umzuändern in ein „Ostasien für die Japaner". Wenn man an den Größenwahn dieses Volkes denkt, an ihre Eitelkeit, ihren Ehrgeiz und extremen Patriotismus und an den Umstand, daß die Japaner die Weißen nicht gerade lieben, so hat diese scheinbar zu kühne Behauptung nichts Unwahrscheinliches.

Wir Occidentalen haben die Japaner mit aller Gewalt zu „civilisieren" versucht. Nolens volens haben die Japaner sich unserer Kultur angepaßt, so weit es ging, ohne dabei natürlich ihre Rassenseele einzubüßen. Damit nicht zufrieden, sind wir weiter gegangen. Wir haben unsere lieben Schüler himmelhoch gelobt und sie gründlich verzogen. Schließlich haben wir sie 1899 offiziell als ebenbürtig anerkannt — und zum Danke werden wir ernten, was wir gesäet haben.

Die jetzigen Japanophilen und Japanomanen vergessen, daß ihre gelben Freunde von heute ihre Feinde von morgen sein werden. Sie sehen nicht ein, daß sie mit ihren albernen Schmeicheleien die Japaner noch eiteler und dreister machen, als sie schon sind. Es gilt, das Prestige der weißen Rasse aufrecht zu erhalten.

England, das jetzt aus seiner Schadenfreude über Rußlands Niederlagen nicht herauskommt, wird dies wahrscheinlich später einmal einsehen. Jede Nation, die in Asien Interessen hat, sollte bedenken: tua res agitur!

Macau, den 15. Januar 1905.

Die Preisrichter von Jena.

Endlich läßt sich auch Herr Professor Schäfer herab, ein Wort zu seiner Verteidigung zu sagen. (Historische Zeitschrift, 1905, 1.) Doch erst wenn ich den Ausdruck „Betrüger" zurücknehme und „volle Sühne für meine Ausschreitungen leiste", will er so gnädig sein, weiter mit mir zu reden. — Wer meine Angriffe auf die Jenenser Preisrichter gelesen hat, wird aus dem Zusammenhang erkennen, daß ich den Ausdruck „Betrüger" in bezug auf ihn gar nicht gebraucht habe. Wer damit gemeint war, ist ja an der richtigen Adresse verstanden worden. Ich hatte vielmehr Professor Schäfer „gewissenlose Ignoranz" vorgeworfen aus Gründen, die ich nicht wiederholen will. Aus den neuesten Mitteilungen von Professor Conrad geht übrigens hervor, daß Herr Schäfer meine Arbeit nicht nur nicht prämiiert wissen wollte, sondern daß er sie schlankweg für „druckunwürdig" erklärt hat. Ein solch' tölpelhaftes Urteil kann ja nur das Hohngelächter der Hölle herausfordern und berechtigt noch mehr dazu, diesem Gelehrten „idiotenhaftes Benehmen" vorzuwerfen. Sollte aber Professor Schäfer den Versuch machen, seine Beurteilung zu

begründen, so will ich ihm jetzt schon sagen, daß bei der grenzenlosen Verachtung, die ich gegen diesen „Gelehrten“ empfinde, ein solcher Versuch mir persönlich vollständig gleichgültig ist.

Auch Professor Conrad versucht nun (Januar-Heft der Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik), sein Verhalten bei der Preisverteilung zu rechtfertigen.

Herr Conrad schreibt, daß die Preisrichter auf die Behandlung des Rasseproblems kein besonderes Gewicht gelegt hätten, da dasselbe noch zu wenig geklärt sei. Diese Ausrede kann bei Sachverständigen nur ein Lachen hervorrufen. „Wenig geklärt“ ist dies Problem nur für diejenigen, die von diesen Dingen absolut nichts wissen und verstehen, wie die Herren Preisrichter. Gerade die Forscher, die sich mit diesem Problem schon seit Jahrzehnten beschäftigen, wie Lapouge, Wilser, Ammon, Hueppe, Wirth, Gumplowicz, haben anerkannt, daß ich den gegenwärtigen Stand dieser Wissenschaft allseitig klar und deutlich zur Darstellung gebracht und dadurch zur Klärung und Förderung des Problems nicht wenig beigetragen habe. Wenn die Frage bisher „so wenig geklärt“ war, so wäre es eben die Aufgabe der Preisschriften gewesen, zur Lösung der Frage ihren Teil beizutragen, zumal das Rassenproblem ein integrierender Bestandteil der Deszendenztheorie und der Preisfrage ist. Dieses Verdienst meiner Arbeit zu erkennen und zu würdigen, dafür haben die Preisrichter absolut kein Verständnis und — Wohlwollen gehabt.

Herr Conrad behauptet, daß ein Gegensatz bestehe „zwischen den Auffassungen von Dr. Woltmann und seinen Anhängern (!!) auf der einen und einer ganzen Anzahl hervorragender Männer der Wissenschaft auf der anderen Seite“. — Ich frage, wo ist diese „ganze Anzahl hervorragender Männer“, auf die sich Herr Conrad beruft? Sie existiert nur in seiner Einbildung, denn alle öffentlichen vergleichenden Kritiken, die bisher über die Jenenser Preisschriften erschienen sind — fast ein Dutzend — erkennen übereinstimmend an, daß meine Arbeit die relativ beste ist und daß mir bei der Preisverteilung großes Unrecht geschehen ist. Dies ist aber nicht nur die Ansicht von Rassenanthropologen, die Herr Conrad komischerweise meine „Anhänger“ zu nennen beliebt, sondern auch von Vertretern der Rechtswissenschaft, Geschichte und Soziologie, die dem Rassenproblem zum Teil sehr skeptisch gegenüberstehen, und auf deren Urteile ich früher hingewiesen habe.

Die ganze Anzahl hervorragender Männer der Wissenschaft, die Herr Conrad ins Feld führt, besteht in den Professoren Loening, Riehl und Lindner. Diese Gelehrten haben Herrn Conrad auf freundliches Ersuchen bestätigt, daß sie die Arbeit von Hesse für eine wissenschaftlich wertvolle Arbeit halten. Diese Urteile sind vollständig wertlos, da sie keine vergleichenden Urteile sind und da sie außerdem den peinlichen Eindruck bestellter und mit kollegialer Freundlichkeit gelieferter Arbeit machen.

Herr Conrad hält den nationalökonomischen Teil meines Buches für „verhältnismäßig unbedeutend“, und Herr Schäfer den historischen Teil für „schülerhaft“.

Ich bitte, die Preisschriften in bezug auf diese Punkte zu vergleichen. Man wird bei den anderen Arbeiten auch nicht einen einzigen Vorzug vor der meinigen entdecken können. Im Gegenteil: ich gebe im zweiten Teile meines Buches eine vergleichende Entwicklungsgeschichte der menschlichen Gesellschaft, der Formen der Familie, der Wirtschaft, der Staaten und Völker und versuche sie vom Standpunkt der Deszendenztheorie, d. h. der natürlichen Auslese im Daseinskampf und des Rasseproblems zu beleuchten. Man mag über diesen Versuch denken, wie man will, aber in den anderen Preisschriften ist kaum eine Spur von einem solchen Versuch zu entdecken. Mein Buch ist überhaupt der erste Versuch in der Literatur, der dieses Problem in systematischer Weise behandelt. Auch dafür haben die Preisrichter weder das nötige Verständnis noch das nötige Wohlwollen besessen.

Ich habe mich in diesem Teile mit einer Reihe der schwierigsten Probleme der biologischen Geschichts- und Gesellschaftstheorie beschäftigt, auf die sich die anderen Autoren überhaupt nicht eingelassen haben. Es ist daher allzu natürlich, daß bei einer so umfassenden Problemstellung, welche die verschiedenartigsten Spezialwissenschaften berücksichtigt, Irrtümer und Lücken im einzelnen sich einstellen mußten, welche die anderen Preisbewerber um so eher vermeiden konnten, als sie auf diese schwierigen Fragen überhaupt nicht eingegangen sind.

Und so hat denn Herr Professor Conrad „veraltete nationalökonomische Literatur“ und Herr Professor Schäfer „historische Schnitzer“ in diesem Teile meines Buches entdeckt. Die von diesen Gelehrten beanstandeten Stellen sind mir genau bekannt, und ich habe sie unverändert stehen lassen, mit einer einzigen Aus-

nahme, wo tatsächlich ein Mißverständnis möglich war. Aber keiner der bisherigen zahlreichen Kritiker hat auch nur einen einzigen dieser Mängel entdeckt. Um dem erstaunten Publikum einen Einblick in die Preisrichtertätigkeit von Herrn Conrad und Schäfer zu eröffnen, will ich hiermit die drei größten Kapitalverbrechen mitteilen, die meiner Arbeit so viel Unheil bereitet haben.

Der eine Punkt betrifft S. 181, wo ich mich auf Haxthausens Studien über die inneren Zustände Rußlands berufe, die jetzt etwas über 50 Jahre alt sind. In einer Randbemerkung stand im Manuskript von einem der Preisrichter geschrieben, daß die russische Mir keine uralte Erscheinung, sondern eine Einrichtung des Mittelalters sei. Dabei war auf die neueste Literatur verwiesen, die mir in der Tat nicht bekannt geworden war. Nun habe ich in meinem Buche gar nicht behauptet, daß die Mir eine uralte Einrichtung sei. Ferner ist dieses Buch von Haxthausen der einzige Fall, wo von veralteter nationalökonomischer Literatur die Rede sein kann. Furchtbar lächerlich ist es aber, von einem einzigen so nebensächlichen Umstande die Beurteilung der ganzen Preisschrift abhängig zu machen.

Von einer „nationalökonomischen Dürftigkeit" meines Buches kann überhaupt nicht die Rede sein. Alle Fragen der Nationalökonomie habe ich herangezogen, soweit sie für die Fragestellung nötig waren. Von den Problemen, die ich in den Kapiteln über die Entwicklung der Eigentumsrechte, die physiologischen Grundlagen des Erbrechts und die Entstehung der Wirtschaftsklassen behandelt habe, findet man in den anderen Preisschriften kaum eine Spur.

Daß auf der anderen Seite die Arbeiten von Hesse, Ruppin und Matzat in ihrem naturwissenschaftlichen Teil im Vergleich mit der meinigen ganz miserabel sind, daß die Arbeit von Schallmayer mit nichtssagenden Worten dem so schwierigen Rassenproblem aus dem Wege geht, daß die Schriften von Matzat und Hesse die politische Parteien überhaupt nicht behandeln, obgleich es im Preisausschreiben verlangt war, — alles dies will in den Augen der Preisrichter nichts bedeuten, während meiner Arbeit der Umstand, daß ich mich einmal auf „veraltete nationalökonomische Literatur" berufe, daß ich einige angebliche Irrtümer in nebensächlichen historischen Fragen begangen habe, zum Kapitalverbrechen angerechnet wurde. Seltsam, daß die Preisrichter von Jena für die angeblichen Vorzüge der anderen Arbeiten so inniges Verständnis besessen haben, während sie für die Verdienste meiner Schrift total blind gewesen sind!

Das andere Kapitalverbrechen, das den Zorn des Herrn Schäfer erregte, besteht in folgenden Ausführungen (S. 268): „Karls des Großen blutige Feldzüge haben die Sachsen, den tapfersten und edelsten Stamm der Deutschen, stark gelichtet, nachdem schon ein großer Teil nach England gezogen und dort den wertvollen Grundstock zur englischen Bevölkerung gelegt hatte. Im Jahre 782 ließ er 4500 Sachsen an einem Tage hinrichten, eine größere Zahl wurde in die Gefangenschaft fortgeführt oder anderswo angesiedelt. In der Schlacht bei Detmold kamen viele Tausende um, ebenso an der Hase. Immer wieder empörten sich die Sachsen in ihrem unbezwingbaren Drang nach Freiheit und Selbständigkeit. Karl wütete weiter in ihren Reihen und rottete die tapfersten und besten systematisch so sehr aus, daß die Sachsen, abgesehen von ihren Eroberungszügen gegen die Slawen östlich der Elbe, in der deutschen Geschichte nie wieder eine bedeutende Rolle gespielt haben. Mit den Sachsen, klagt sogar ein neuer Schriftsteller, ist in Deutschland für immer der Geist der Freiheit und Unabhängigkeit verloren gegangen."

Im Manuskript stand, von der Hand des Herrn Schäfer, an dieser Stelle: Absoluter Unsinn! Ich habe mich wegen dieser Stelle bei Fachgelehrten erkundigt. Man kann sie für übertrieben, für ein Vorurteil halten, aber „absoluter Unsinn" ist sie sicher nicht. Es hat mich belustigt, bei dieser Gelegenheit in der letzten Auflage von Meyers Lexikon den Abschnitt über die Sachsenkriege nachzulesen. Da steht geschrieben: (15. Bd., S. 52): „Massenverpflanzungen von Sachsen in andere Reichsteile und umgekehrt Ansiedelung fränkischer Kolonisten in Sachsen, verbunden mit der völligen Erschöpfung des Landes und der Volkskraft, sowie das Heranwachsen eines an die Frankenherrschaft gewohnten Geschlechts bewirkten die schließliche Beendigung des Krieges."

Das dritte Kapitalverbrechen steht auf S. 173. Hier heißt es: „Der schönfärbende Tacitus meint, daß bei den Germanen nur sehr wenige, und diese nicht aus Sinnenlust, sondern ihres hohen Standes halber, mehrere Frauen hatten. Daß Tacitus hier flunkert, ist allzu deutlich, denn bei den Germanen war nach Sitte und Gesetz, wie bei den Griechen und Römern, das Konkubinat gestattet, bis es erst durch Karl den Großen verboten wurde." — Hier hat Herr Schäfer an den Rand geschrieben:

„Tacitus flunkert nicht." — Zum Teufel, woher weiß Herr Schäfer, daß Tacitus nicht flunkert? Ganz allgemein ist doch die Auffassung, daß Tacitus die Sitten der Germanen in tendenziöser Weise schildert, um den Römern einen Spiegel vorzuhalten.

Nach einer Mitteilung von Professor Häckel waren dies die hauptsächlichsten Verbrechen, die Herr Conrad und Herr Schäfer festgestellt haben. Einige andere Beanstandungen sind so furchtbar kleinlich und lächerlich, daß ich sie nicht erwähnen will. Wenn aber je ein Preisrichter sich blamiert und seine absolute Unfähigkeit erwiesen hat, so ist es Herr Professor Schäfer, als er auf Grund dieser historischen Mängel meine Schrift für — „druckunwürdig" erklärte!

Herr Professor Schäfer hat mir vorgeworfen, daß ich „die Ehre eines Standesgenossen mit Füßen getreten" hätte. Davon kann nicht die Rede sein, wie eingangs dargelegt wurde. Im Gegenteil, Herr Professor Schäfer hat seinerseits in rohester Weise den wissenschaftlichen Ruf und die Arbeitskraft eines ernst strebenden Forschers mit den Füßen getreten!

Inzwischen hat die öffentliche Kritik gesprochen. Sie hat einstimmig das Urteil der Preisrichter verworfen und ihre Unfähigkeit und Ungerechtigkeit an den Pranger gestellt. Dr. L. Woltmann.



Berichte und Notizen.



Die zwei Rassen von Krapina. Alle menschlichen Reste von Krapina gehören der altdiluvialen Species Homo primigenius an, zu der auch der Mensch von Neandertal und Spy gehört. Die charakteristischen Eigenschaften dieser Art der Gattung Mensch sind, soweit der Schädel in Betracht kommt: fliehende Stirn, stark hervortretende Supraorbital-Ränder und kinnlose, prognathe Unterkiefer. Aber innerhalb dieser Art gibt es nun eine Reihe von Varietäten. Zwei von diesen sind in Krapina vertreten. Die Schädeldächer sind nämlich entweder gewölbt oder flach, die Schlüsselbeine sind entweder gerade oder tordiert. Die Oberschenkel stehen entweder vertikal auf dem distalen Gelenkknopf und erinnern dann an den eines Australiers, oder sie sind anders gestellt, viel schmächtiger und erinnern dann an den von Negritos. Am Schläfenbein ist bald eine Spina glenoidalis enthalten, welche eine alte, bisher noch nicht beobachtete Knochenform darstellt, bald die modernere Spina angularis. Es standen sich also in Krapina gleichzeitig zwei im Skelettbaue ziemlich differente Rassen gegenüber. Die Erklärung dieses Umstandes ist dadurch gegeben, daß man aus der Art, wie die Knochen zerbrochen und angebrannt vorgefunden wurden, auf einen Akt des Kannibalismus schließen muß. Schon daraus folgt, daß die Bewohner der Höhle von Krapina seinerzeit von einer fremden Horde überrumpelt worden sind. Die genaue Untersuchung der Knochen ergibt jetzt, daß die eindringende Horde einer anderen Rasse angehört hat. Auch von ihr sind bei dem Kampfe einige gefallen. (Prof. Dr. Karl Gorjanovic-Kramberger, Mitt. d. anthrop. Ges. in Wien, 1904, No. 4 u. 5.)

Urgeschichtliche Neger in Europa. Im Tale der Maas zwischen Dinaut und Namur wurde schon 1855 durch Spring im Kalksinter ein Schädel gefunden, von dem Fullrott sagte, daß er „den rohesten .... Negertypus zu vertreten" scheine. In den 1902 vom Fürsten von Monaco an der Riviera veranstalteten Ausgrabungen wurden die Skelette eines Weibes und eines Jünglings von ähnlicher Bildung gefunden. Am Nordufer des Genfersees fand Schenk drei verschiedene, sämtlich langköpfige Typen, die der Rasse von Cro-Magnon (homo priscus, vielleicht auch mit homo mediterraneus vermischt), der von Genay (homo europaeus) und dem negerähnlichen „type de Grimaldi" entsprechen. Im Jahre 1903 zeigte Verneau der Pariser Anthropologischen Gesellschaft negerähnliche Schädel aus der Bretagne. Ebenso fand man diesen Typus in den letzten Jahren in alten Fundstätten Italiens. Man kann die durch alles das sichergestellte negerartige Urbevölkerung Europas entweder als Homo primigenius var. nigra oder besser als Homo niger var. primigenia bezeichnen. Sie scheint etwas höher zu stehen als der Neandertalmensch. Daß sie in der Urzeit ebenso wie verschiedene ausgestorbene Großaffen in unserem Weltall gelebt haben, hat nichts Auffallendes, wenn man bedenkt, daß vor der Eiszeit unsere ganze Fauna und Flora der heutigen afrikanischen entsprach. (Dr. L. Wilser, Globus, 1905, No. 3.)

Expansion der Rassen. Das Verlangen nach Weltfrieden und das nach Weltpolitik gehen in den modernen Kulturnationen nebeneinander her. Westeuropa ist heute übervölkert und kann nur noch leben durch Ausbeutung der überseeischen Welt. Wenn jedes einzelne Land seine Subsistenzmittel innerhalb seiner Grenzpfähle zu finden vermöchte, würde der Weltfriede wohl als gesichert erscheinen können. Denn aus Vergnügen und zu bloßem Sport wirft sich keine moderne Nation in einen großen Krieg. Der Ruf nach Frieden ist also sicherlich keine Heuchelei. Aber, da die verschiedenen „Herden" nach fremden „Weideplätzen" ausschauen müssen, um Nahrung für ihre anschwellende Brut zu finden, sind ihre leitenden Köpfe, genannt Regierungen, völlig im Rechte, wenn sie unaufhörlich für Kriegsmöglichkeiten rüsten. „Si vis pacem, para bellum" war zu keiner Zeit mehr am Platze als heute, wo die Nationen der weißen Rasse sich in der Weltwirtschaft einrichten. Wo Expansion notwendig ist, besteht auch die Gefahr des Kampfes auf Leben und Tod gegen Mitbewerber. Zwischen die Friedensschalmeien in Europa dringt der Kanonendonner aus dem fernen Osten und macht klar, daß das Leben auf unserem Planeten noch eine Wirklichkeit ist. Rußland wollte keinen Krieg, o nein, sicherlich nicht, aber es wollte Expansion nach dem warmen Weltmeer im Osten und traf hier naturnotwendig mit Japan zusammen, das nach den üppigen Besiedelungsländern um dasselbe Weltmeer strebt. (Dr. Karl Peters, Die Finanz-Chronik, 1904, No. 52.)

Rassenverhältnisse in China. Bei den Nordchinesen scheint die Kopflänge im Mittel größer zu sein als bei den Südchinesen, und vielleicht auch der Horizontalumfang. In den Indices des Hirnschädels läßt sich kein deutlicher Unterschied erkennen, dagegen scheinen doch die absoluten Höhenmaße des Gesichtes bei den Nordchinesen im Mittel größer zu sein. In den Breitenmaßen zeigen die bisherigen Untersuchungen keinen Unterschied. Die Nordchinesen haben etwas längere Gesichter im Verhältnis zur Breite als die Südchinesen; jene erscheinen also im Durchschnitt etwas leptoprosoper als diese. Der mandschukoreanische (nördliche) Typus von Baelz hat langes schmales Antlitz mit abwärts spitz zulaufendem Oval bei gar nicht oder nur wenig vortretenden Wangenbeinen. Die große Länge des Gesichts bei dem vornehmen Typus der Japaner kommt fast ganz auf Rechnung des Untergesichts von den Jochbeinen nach dem Kinn zu. Das Gesicht der Malayo-Mongolen (grober japanischer Typus nach Baelz) erscheint viel kürzer und breiter als bei dem mandschu-koreanischen Typus. Bei starkem Vorstehen der Jochbeine gewinnt das Gesicht, von vorne gesehen, den Anschein eines an den Ecken etwas abgerundeten schrägstehenden Quadrates. — Mit den Verhältnissen in Europa verglichen scheinen sich die Chinesen nur durch geringere Entwicklung der Nasenhöhe und Mittelgesichtshöhe, größere Stirnhöhe im Verhältnis zur ganzen Kopfhöhe zu unterscheiden, ferner durch eine im Verhältnis zu ihrer Höhe breitere Nase. Hinsichtlich der Breitenverhältnisse des Kopfes lassen sich zwischen Europäer und Chinesen bisher keine wesentlichen Unterschiede erkennen; doch liegt der höchste Punkt der Wangenbeingegend bei den Chinesen mehr zur Nase hin und tritt zugleich stärker nach vorn heraus. Das Gesicht der Chinesen scheint sowohl in der Höhe des Wangenbeines wie der Augen weniger von der senkrecht zur Sagittalebene gedachten Gesichtsebene abzuweichen, als beim Europäer. Untereinander können die vorhin genannten beiden chinesischen Rassetypen durch Messungen vorläufig noch nicht unterschieden werden. (Dr. F. Birkner, Beiträge zur Rassenanatomie der Chinesen, München, 1904.) — R. W.

Die Verbreitung der Wurmkrankheit in den Vereinigten Staaten ist am stärksten in nassen Jahren, und zwar besonders in den sandigen Gebieten. Wie sehr manche Gegenden unter der Wurmkrankheit leiden, erhellt daraus, daß z. B. in der Umgebung der Stadt Tampa (Florida) etwa 90 pCt. der Bevölkerung infiziert sind. Es ist noch nicht vollständig aufgeklärt, warum sandiger Boden der Ausbreitung der Krankheit günstiger ist als Lehmboden; sicher erscheint, daß letzterer für die Entwicklung der Larven von Uncinaria americana aus mehreren Gründen weniger geeignet erscheint. Soweit die Erfahrungen des Verfassers gehen, leiden blonde Personen mehr an der Wurmkrankheit als brünette und, was das Auffallendste ist, Europäer mehr als Neger. Die hygienischen Verhältnisse der Neger sind sonst allgemein schlechter als die der unteren Schichten der europäischen Bevölkerung. — Fälle der Wurmkrankheit wurden am meisten bei Kindern und Frauen angetroffen, dagegen bei männlichen Personen im Alter von 25 Jahren und darüber relativ seltener. (Dr. Ch. Wardell Stiles: „Prevaleuce and Geographic Distribution of Hookworm". Hygienic Laboratory Bulletin, No. 10.) — F.

Herde und Wanderungen der Cholera. Der Umstand, daß sich in Persien, Afghanistan und in Russisch-Turkestan Seuchen besonders leicht entwickeln, hängt einmal mit dem ausgesprochen kontinentalen Klima zusammen, sodann aber auch mit den psychisch-anthropologischen Eigentümlichkeiten der dortigen Bevölkerung. Namentlich der mohammedanische Fatalismus und das Mißtrauen gegen die europäischen Aerzte begünstigt ihn. Auch im Jahre 1904 ist in Persien eine Cholera-Epidemie entstanden, jedoch mit geringerer Ausdehnungskraft als im Jahre 1892. Die Wanderung der Seuche erfolgt stets auf ganz bestimmten Wegen, und zwar längs der Karawanen-Straßen. — Während chronischer Alkoholismus die Widerstandsfähigkeit herabsetzt, konnten durch einmalige Alkohol-Injektionen Heilungen auch in schweren Fällen erzielt werden. (Dr. Martin Hahn, Wiener klin.-therap. Wochenschr., 1905, No. 1.)

Der Wert der Degenerations-Zeichen. Morel in Frankreich und die sogen. positive Schule in Italien haben das Verdienst, auf die Entartungszeichen hingewiesen zu haben. „Entartung" ist aber nichts anders als eine von der großen Menge der Menschen stark abweichende Reaktion auf verschiedene äußere und innere Reize, welche das Individuum und die Umgebung stören kann. Diese Definition ist eine physio-psychologische und stützt sich nicht nur auf ein einzelnes Symptom, sondern auf eine Reihe solcher. Entartung an sich ist noch keine Krankheit, wenn sie auch etwas Pathologisches im Gegensatz zum bloß Abnormen ist. Wohl aber sind Entartete Kandidaten der Krankheit. Die Entartung ist meist angeboren, so daß wir ein ab ovo invalides Zentralnervensystem vor uns haben. Man kann anatomische, physiologische, psychologische und soziale Entartungszeichen unterscheiden. Nach anderem Gesichtspunkte kann man Varietäten, krankhafte Veränderungen und Atavismen unterscheiden. So manches, was man bisher als Entartungszeichen beschrieb, war auf rachitischer, skrofulöser oder hereditär-luetischer Basis entstanden oder sonstwie pathologisch bedingt. Der Uebergang zu den pathologischen Formen bildet das große Heer der A-, Hypo- und Hyperplasien, meist auf Grund einer leichten Ernährungsstörung, soweit sie nicht etwa ethnisch bedingt sind. Alle anatomisch-klinischen, also somatischen Entartungszeichen oder Stigmen haben das gemeinsam, daß sie die Funktion nicht oder nur wenig stören. Manche sind nur „ästhetische" Störungen. Am wichtigsten sind die Atavismen bez. Pseudoatavismen. Es steht nun fest, daß die Zahl aller dieser Degenerationszeichen in gleichem Maße zunimmt, wie das Gehirn ab ovo minderwertiger wird. Die Untersuchungen darüber unterliegen freilich vielen Fehlerquellen. Unter den „Normalen", d. h. den Makellosen, scheinen die Degenerationszeichen in den unteren Volksschichten häufiger als in den oberen, die obersten wiederum ausgenommen, zu sein. Im allgemeinen können die somatischen Degenerationszeichen nur als Signal dienen, das Individuum auf physiologisch-psychologische Entartungszeichen hin zu untersuchen. Die Bedeutung der somatischen Entartungszeichen kann jedoch so weit gehen, daß sie zur Stütze einer unsicheren Diagnose in foro dienen. Auch civilrechtlich können sie wichtig werden, da man schon wiederholt durch sie auf eine nichteheliche Empfängnis eines Kindes in sonst normaler Familie aufmerksam geworden ist. Je mehr und je genauer man forscht, um so höher wird man die Entartungslehre bewerten, ohne daß man deshalb blindlings, wie einige Italiener es tun, ihr vertraut. Zweifelhaft bleibt immer noch, was man alles zu den Stigmen zu rechnen hat. (Med.-Rat Dr. Näcke, Monatsschr. f. Kriminalpsychologie und Strafrechtsreform, 1904, No. 2.)

Ueber die Zähne der Schweden. Innerhalb Schwedens haben die Bewohner der alten nördlichen Provinz Dalarne besonders gute, die der Insel Gotland besonders schlechte Zähne. Da Gotland ein zur Silurformation gehöriges Kalkplateau ist, während in Schweden die kalkarmen Urgesteine vorherrschen, so scheint diese Tatsache der Theorie, daß kalkhaltiges Wasser gute Zähne begünstigt, zu widersprechen. Aber dieser Widerspruch ist nur ein scheinbarer. Nicht alle Gegenden von Dalarne haben Bewohner mit guten Gebissen, und in den kalkreichen Gegenden sind sie entschieden besser als in den kalkarmen. In den kalkreichen Gegenden finden sich zugleich die breitesten Gesichter, und auch die Breite des Gesichtes begünstigt gute Zähne. Vor allen Dingen aber kommt es auf die bleibende Härte der Trinkwässer an. Diese ist bei kohlensaurem Kalkboden durchaus nicht bedeutend. Auch innerhalb Gotlands wechselt die Güte der Gebisse mit der Härte des Trinkwassers. Der große Unterschied zwischen Dalarne und Gotland kommt daher, daß die Dalarkarier hartes Bauernbrot, die Gotländer aber weiches,

saures Schwarzbrot und weiches zuckerhaltiges Weißbrot genießen. (Dr. Röse, Deutsche Monatsschr. für Zahnheilkunde, 1904, Dezemberheft.)

Kinnbildung und Sprache. Nach Walkhoff ist die Form des menschlichen Kinns, wie sie sich seit der Diluvialzeit herausgebildet hat, durch eine Veränderung der Muskelwirkung, insbesondere durch die stärkere Ausbildung der Musculus Genioglossus, welche im Unterkiefer ein besonderes dreieckiges Gerüst von Knochenlamellen, ein sogenanntes Trajektorium erzeugt, bedingt. Die Ausbildung des Genioglossus aber ist eine Folge der Entwicklung der Sprache und damit indirekt der höheren Geistestätigkeit. E. Fischer macht dagegen geltend, daß auch Stumme genau dieselbe Form des Kinns besitzen, daß diese also nicht durch die Sprache und die durch diese bewirkte Ausbildung der Trajektorien des Genioglossus bedingt sein könne. Walkhoff wendet hiergegen ein, daß es sich nicht um eine Entwicklung beim Individuum, sondern bei der Gattung handelt, und daß auch der Stumme das ganze Trajektorium vererbt bekommt. Nach Weidenreich hat das angebliche Trajektorium des Genioglossus gar nichts mit diesem Muskel zu tun, weil dieser seitlich ansetze, das Trajektorium aber auch bei Durchsägung des Knochens in der Mittellinie zu finden sei, wenn auch schwächer ausgebildet. Walkhoff hält seine Lehre aufrecht und beruft sich gegenüber der Methode von Weidenreich auf die Röntgographie. (Walkhoff, Weidenreich und Fischer, fünf kontradiktorische Aufsätze im Anatomischen Anzeiger, 1903 und 1904.)

Die Ruthenen im Lichte der neuesten anthropologischen Forschungen. Die ruthenische, ukrainische oder „kleinrussische" Nation besitzt nicht nur eine ethnologische, sondern, was sehr beachtenswert ist, auch eine anthropologische Individualität, insofern nämlich, als sich die bei ihr auftretenden körperlichen Merkmale von den für das übrige Slawentum ermittelten Zahlen abweichende statistische Ergebnisse liefern: Während die Körpergröße für das ganze europäische Rußland durchschnittlich 164,1 cm beträgt, beträgt sie für das Gouvernement Charkow 164,5, für das Gouvernement Poltava aber, also für die eigentliche Ukraine, 165,2. Die Zahl der Blonden ist unter den Ruthenen eine für das südliche Wohnland auffallend große; sind doch neben 3,8 pCt. Fuchsroten 24,4 pCt. „Blonde" und 58,5 pCt. „Dunkelblonde" ermittelt worden. Noch stärker nach dem Lichten hin neigt die Augenfarbe: denn es wurden nur 7,1 pCt. schwarze und 25,3 pCt. braune, dagegen 50 pCt. graue und 17,6 pCt. „himmelblaue" Augen ermittelt; die graue Augenfarbe scheint also am verbreitetsten zu sein. Dagegen entfernt sich das Ruthenentum in bezug auf die Schädelform weiter vom germanischen Typus als der Durchschnitt des Slawentums. Beträgt doch der Schädelindex selbst bei den Großrussen nur 80,8, bei den Ruthenen aber 82,5—85. (Andreas Mykytiak, Ruthenische Revue, 1904. No. 23.) — Es bestätigt sich also das auch sonst Beobachtete, daß sich sekundäre nationale Rassentypen dadurch bilden, daß Merkmale aus verschiedenen Rassen zusammengebracht und in bestimmten Prozenten fest verbunden werden. — A. K.-H.

Rückwanderungen deutscher Bauern aus Südrußland. Bei den deutschrussischen Siedelungen haben wir zu unterscheiden zwischen den ältesten (seit ca. 1765) im Südosten, an beiden Ufern der Wolga um Saratow, meist von Mitteldeutschen angelegt, jetzt über 300000 Seelen, ferner die schwäbischen Siedelungen (etwa 1820 gegründet) am Nordufer des schwarzen Meeres bis nach Transkaukasien und schließlich die Nachschübe der letzten Jahrzehnte besonders in Wolhynien und Podolien. Insgesamt mögen es 700000 Seelen sein. Nur die Bauern um Saratow sind wohlhabend, die anderen sind an einfache Verhältnisse gewöhnt und deshalb wohlgeeignet, es bei einer Uebersiedelung in den preußischen Osten mit den polnischen Kleinbauern aufzunehmen oder die deutschen Siedelungen in Südwestafrika oder Brasilien zu stärken. In den letzten Jahren, in denen infolge von Bedrückungen und Mißernten die Auswanderung dieser Deutschrussen bedeutend gewesen ist, haben sich die meisten Auswanderer nach Kanada, manche auch nach Sibirien gewandt. („Der Auswanderer", Witzenhausen, und „Alldeutsche Blätter", 1905, No. 3.)

Verschiedene Arten des Deutschtums im Auslande. Man hat mehrfach seine Verwunderung darüber ausgesprochen, daß auf der einen Seite die Balten in Kurland, Esthland, Livland und Ingermanland seit Jahrhunderten so fest ihr Deutschtum bewahren, während andererseits diejenigen Deutschen, welche in den letzten Generationen nach England und Amerika ausgewandert sind, so schnell anglisieren. Aber ein großer Unterschied liegt darin, daß die nach England und Amerika Ausgewanderten volks- und freiheitsliebende Deutsche waren. War

es da ein psychologisches Rätsel, daß sie, die doch um ihrer nationalen und freiheitlichen Gesinnung den Staub des alten Vaterlandes von ihren Pantoffeln schütteln mußten, sich dem neuen Vaterlande anschlossen, dem selbstverständliches Recht war, was sie drüben vergeblich hatten erkämpfen wollen, und wofür sie die Heimat ausgestoßen hatte. Ist es ein psychologisches Rätsel, daß Männer mit starken nationalen Sehnsüchten, mit dem Bedürfnis, einer freien, selbstbewußten Volksgemeinschaft anzugehören, sich einer solchen, die noch dazu blutsverwandt ist, auch heute noch vielfach anschließen? Man braucht das nicht zu rechtfertigen, man kann es beklagen, aber man sollte sich nicht darüber wundern. (Frh. von Grotthuß, Der Türmer, 1905, Heft 4.)

Anthropologische Pädagogik. Niemand wird fragen, welches pädagogische System heute herrschend sei: jeder nennt Herbarts Namen, des Denkers, der die Pädagogik zur Wissenschaft erhob. Die Vulgärpädagogik, die auf vorherbartianischem Standpunkt steht und die modernste wissenschaftliche Pädagogik, deren Anhänger gleich ihm ihre Pädagogik auf eine Philosophie begründen, treten allerdings feindlich gegen ihn auf. Aber philosophische Systeme sind subjektiv und daher ephemer. Ich suchte nach einem nicht ephemeren Prinzip und fand, es gibt nur eins, das Volkstum. Beschränken wir uns auf deutsche Volkstumspädagogik, kürzer, Deutschtumspädagogik. Sie will einen recht real ausschauenden Deutschen heranbilden, der die modernen ethischen Forderungen erfüllt, soweit er es vermöge seines Volkstums vermag. Das Volkstum ist nicht dauernd in dem Sinne, als ob es sich nie wandelte, aber es wandelt sich nur in sich selbst, wechselt nicht beständig sein Prinzip. Unveränderliche Rassen gibt es nicht, aber es gibt für alle Zeit Rassen. Als Beispiel diene die Erziehung eines Krüppels: Körperliche Gebrechen haben auch seelische Abweichungen vom Normalen zur Folge. Krüppel werden leicht verschlossen und neigen zur verschrobenen Grübelei. Flieht ein Deutscher die Menschen, so darf man darauf rechnen, einen Naturfreund in ihm zu finden. An Blumen und Tieren lernt der Krüppel, daß er auch einem lebenden Geschöpf etwas sein kann. Es ist nun Zeit, seinen deutschen Familiensinn zu Hülfe zu rufen. Von ihm zur Genossenschaftlichkeit ist ein kleiner Schritt. Man muß dann den Tätigkeitstrieb benutzen, ihn zur Selbsttätigkeit und Selbständigkeit gelangen lassen, und er wird sich als Glied der weitesten Genossenschaft, des Staatskörpers, fühlen. So weit das Beispiel. Was hier als deutsch bezeichnet ist, darf nur voraussetzungsweise als solches angesprochen werden. — Die harmonische Verquickung der Individualpädagogik mit der Sozialpädagogik wird ein Problem der Deutschtumspädagogik bilden. Die geographische Bedingtheit der Pädagogik vom vaterländischen Boden wird zu beachten sein. Weniger griechische und römische Geschichte, Geographie von Asien und Australien — mehr deutsche wird sie einführen. Hygiene, Stenographie, Gesetzeskunde werden Lehrfächer an der Schule werden. Es gibt nur einen Weg, das Volkstum einer Nation zu untersuchen und darzustellen, den historischen. Man muß vermeiden, bloß Auchdeutsches mit Nurdeutschem zu verwechseln. Mittels der Differentialpsychologie muß man den Unterschied von entsprechenden französischen, englischen oder spanischen Charakterzügen aufzeigen. (Dr. Hans Zimmer, Volkstums-Pädagogik, Langensalza 1904, F. G. L. Gressler.)

Vererbung intellektueller Eigenschaften im Zusammenhang mit der von physischen. Man darf den Charakter eines Kindes nicht mit dem seiner erwachsenen Eltern vergleichen wollen. Man kann die Aehnlichkeit nur dann beurteilen, wenn man das Kind mit dem Zustand seiner Eltern vergleicht, als sie selbst noch Kinder waren. Bei dieser Vergleichung sind die Großeltern meist die einzigen Quellen der Information; aber diese sind sehr unzuverlässig. Es wurde daher vorgezogen, die Vererbung der moralischen Charaktere durch Vergleichung von Geschwistern festzustellen. Andererseits erhält man fast nie getreue Schilderungen über die Charaktere von Erwachsenen. Man hat sich also auf die Kinder beschränken müssen, über welche die Lehrer gute Auskunft erteilt haben. Die umfangreiche Untersuchung dauerte fünf Jahre und erstreckte sich über fast 200 Schulen. Sie richtete sich auf den Schädelindex, auf allgemeine Gesundheit, Augenfarbe, Haarfarbe, Kopflänge, Kopfbreite, Muskelkraft und andere physische Merkmale, sodann auf Lebhaftigkeit, Beliebtheit, Gewissenhaftigkeit, Geschicklichkeit und andere seelische Eigenschaften, zu denen auch noch die Handschrift gerechnet wurde. Das Resultat war: die beiden Kurven, welche die physische und die psychische Aehnlichkeit bezeichnen, laufen, sich wiederholt schneidend, eng nebeneinander. Niemand würde

sagen können, welche von beiden höher steht. Daraus ergibt sich der unabweisbare Schluß, daß die physische und geistige Aehnlichkeit bei Kindern ein und dieselbe ist. Würde neben der Vererbung auch die gleiche Erziehung eine Rolle spielen, so müßte die Kurve der psychischen Aehnlichkeiten höher stehen, als die der physischen. — Die Gleichheit bei den Geschwistern involviert die gleiche Erbschaft von den Eltern. Wir erben unserer Eltern Temperament, wie wir ihre Statur erben. Eine Vergleichung der Vererbungsintensität des Menschen mit der beim Pferde, beim Hunde, bei niedrigeren Tieren zeigt, daß sie keineswegs geringer als diese ist. Leider ist in England, in Amerika die Fruchtbarkeit der intellektuellen Klassen sehr viel geringer als die der Handarbeiter. Die Zukunft wird also in diesen Ländern einer geringen Geistestätigkeit aber großen Geschicklichkeit gehören. Die beste Erziehung kann keine Intelligenz schaffen. Die Intelligenz muß in leiblicher Nachkommenschaft geboren werden. (Prof. Karl Pearson, Journ. of the anthrop. institute of Great Britain, Bd. XXXIII, ausgegeben Dezember 1904.)

Bücherbesprechungen.

Karl Lamprecht, Moderne Geschichtswissenschaft. Fünf Vorträge. Freiburg i. Br. 1905, H. Heyfelder.

Unter den deutschen Historikern der Gegenwart nimmt K. Lamprecht eine hervorragende Stellung ein. Während die andern in Archiv-Krämerei ersticken oder eine auf Gesetzmäßigkeiten basierende Geschichtstheorie für unmöglich erklären, läßt sich Lamprecht in seinen universalgeschichtlichen Bestrebungen nicht beirren. Nicht irgend eine philosophische Idee, sondern die nahe Berührung mit der modernen Psychologie und Völkerkunde hat ihn dazu geführt, nach den psychologischen Gesetzen der Völkerentwicklung zu forschen und auf den gegenwärtigen Charakter der Geschichtswissenschaft bestimmend einzuwirken. Moderne Geschichtswissenschaft ist ihm an erster Stelle sozial-psychologische Wissenschaft. Hierin sieht er den Gegensatz zwischen der älteren und neueren Richtung, wobei es sich näher um die Bedeutung der sozial-psychischen Faktoren in ihrem Verhältnis zu den individual-psychischen, um die Auffassung einerseits der Zustände, andererseits der Helden als bewegender Kräfte des historischen Verlaufs handelt.

Im zweiten und dritten Kapitel gibt der Verfasser eine Darstellung des allgemeinen Verlaufes der deutschen Geschichte unter psychologischen Gesichtspunkten; im dritten analysiert er den seelischen Charakter der Uebergangszeiten, im vierten gibt er eine psychologische Betrachtung der Kulturzeitalter überhaupt; im Schlußkapitel werden die universalgeschichtlichen Probleme vom sozial-psychologischen Standpunkte zusammengefaßt.

Uns interessieren besonders zwei Seiten der psychologischen Geschichtstheorie, einmal ihre Beziehung zum sogenannten historischen Materialismus von Marx und sodann ihre Stellungnahme zu der anthropologischen Geschichtsauffassung.

Lamprecht erkennt an und weist es selbst im einzelnen nach, daß „in der inneren nationalen Entwicklung die geistigen Werte neuer Kulturzeitalter der Regel nach im Zusammenhange mit wirtschaftlichen und sozialen Veränderungen stehen“. Er bestreitet aber, daß diese Lehre zur Erklärung aller inneren Erscheinungen des sozial-psychischen Fortschritts genügt. In erster Linie ist hier der Einfluß der einen menschlichen Gemeinschaft auf den Entwicklungsprozeß einer anderen zu betonen, der sich in dem zwischen den Gemeinschaften bestehenden Verkehr äußert. Diese Einflüsse und Uebertragungen können entweder durch Menschen selbst oder durch irgendwelche menschliche Produkte geschehen, also entweder durch Völkervermischungen oder durch Uebertragung von Werkzeugen, Erfindungen, Denkmälern der Sprache und Schrift. Zu den langandauernden Mitteln der Uebertragung gehören die Rasse und die Schrift. „Auf den langandauernden beruht die Möglichkeit des mindestens teilweisen Wiedererwachens einer als Ganzes schon erstorbenen Kultur, also die Renaissance in jeder Form, eine der merkwürdigsten Erscheinungen menschlicher Entwicklung.“

Auch sonst läßt Lamprecht dem Rassetemperament in der Bestimmung der sozialen Psyche einen entscheidenden Einfluß zukommen. Hierfür zeigt er eine Verständnis- und eine Vorurteilslosigkeit, wie sie sonst bei den Universitätshistorikern

heute noch so selten anzutreffen sind. Doch Lamprecht geht noch weiter. Er stellt sich ganz auf den Boden der naturwissenschaftlichen Biologie, wenn er dies auch nur gelegentlich tut, so ist es doch für seine Gesamtauffassung von prinzipieller Bedeutung. Er schreibt: „Es sei episodisch auch einer anderen Frage gedacht, die sich hier aufdrängt. Wenn sich die Psyche als Erscheinung, wie wir sie empirisch ihren Lebenserscheinungen nach festlegen können, tatsächlich ändert: handelt es sich da um konstitutive Aenderungen, die gleichsam den biologischen Charakter der Seele verändern, oder nur um Aenderungen an die Erscheinungsweise eines und desselben, sich im Grunde völlig gleichbleibenden biologischen Typus? Wie man im folgenden sehen wird, weicht zur Begründung der Haupttatsachen einer psychologischen Geschichtsschreibung die Bejahung der zweiten Alternative vollständig aus. Allein grundsätzlich wird man sich doch, entgegen der herrschenden Meinung, für die erste Alternative entscheiden müssen. Nach allen sonst zu Gebote stehenden Analogieen muß angenommen werden, daß einer schwankenden Bewußtseinsweite der menschlichen Psyche auch bestimmte physische, also physiologische Veränderungen in der sinnlichen Repräsentation der Seele entsprechen müssen, wie ja solche beim Einzelmenschen, namentlich in dem erst allmählichen Auswachsen des Kinderhirns, tatsächlich nachgewiesen sind. Und die Tatsache, daß dergleichen Abweichungen bisher bei den verschiedenen Rassen verschiedener Kulturhöhe noch nicht aufgefunden worden sind, berechtigt bei dem noch durchaus in Anfängen begriffenen Stande der Forschungen auf diesem Gebiete nicht im geringsten dazu, für den Menschen und insbesondere für seine seelischen Organe eine Erscheinung absoluten psychologischen Beharrens zu statuieren, die entwicklungsgeschichtlich die sonderbarste Ausnahme bilden würde."

Es ist schade, daß Lamprecht auf diese Fragen nicht näher eingegangen ist, dann würde er erkannt haben, daß moderne Geschichtswissenschaft nicht die sozialpsychologische, sondern die anthropologische ist, von der jene nur einen Teil bedeutet. Der auf naturwissenschaftlichen Methoden aufgefaßte Mensch muß zum Mittelpunkt der Geschichte gemacht und auf ihn müssen alle wirtschaftlichen, gesellschaftlichen und geistigen Zustände und Faktoren in letzter Instanz bezogen werden.

Dr. L. Woltmann.

Dr. Arthur Ruppin, Die Juden der Gegenwart: Eine sozialwissenschaftliche Studie. Berlin 1904, S. Calvary & Co., 296 S.

Verfasser schreibt „als Jude, dem das jüdische Volk und seine Geschichte mehr ist als eine rein wissenschaftliche Frage, wie er im Vorwort selbst angibt, aber er schreibt sehr sachlich, objektiv und auf ausreichendes Zahlenmaterial gestützt. Er gliedert die Geschichte des Judentums seit der Zerstörung Jerusalems in vier Perioden, die durch die Jahre 711, 1350 und 1789 getrennt sind. In der Periode von 1350—1789 findet die bekannte schwere Erniedrigung der Juden statt, die ihr Maximum im 17. Jahrhundert (also gleichzeitig mit der tiefsten Erniedrigung der deutschen Nation) findet. Die Zeit der Erniedrigung von außen fällt zusammen mit dem eigenen geistigen Herabsinken auf das Niveau der talmudistischen Spitzfindigkeiten. Die Juden lebten so isoliert von der christlichen Kultur, als wenn sie nicht durch die Mauern des Ghetto, sondern durch weite Meere von ihr getrennt gewesen wären. Noch im 18. Jahrhundert wurde ein junger Mensch von einem jüdischen Armenverweser aus Berlin gewiesen, weil er beim Lesen eines deutschen Buches ertappt war. Erst nach 1750 begannen sich die Wege des mittel- und westeuropäischen Judentums vom polnischen und allgemein vom osteuropäischen Judentum zu trennen. Bis dahin besaßen nur die portugiesischen Juden eine höhere Kultur. Das gesamte aschkenasische Judentum war bis 1750 einheitlich und sprach das sogenannte Judendeutsch (den Jargon). Erst jetzt begann man im Westen zur Landessprache überzugehen. Damit lösten sich schichtweise die westlichen Juden vom bisherigen Niveau, das nur dem Ostjudentum verblieb, los. Berlin war das Zentrum der jüdischen Aufklärung. Besonders hier, aber auch anderswo kann man einzelne Kultur-Schichten des Judentums, welche im allgemeinen Generationen entsprechen, unterscheiden. Die unterste Schicht, die noch ganz dem orthodoxen Ostjudentume entspricht, existierte in den westlichen Großstädten nur vor 1750. Darauf kam die Generation, der Mendelsohn angehörte. Sie entspricht heute der zweiten, dem Ostjudentum noch am nächsten stehenden Schicht: man hat Kaftan und Schläfenlocken aufgegeben, die Landessprache erlernt, hält aber größtenteils

an Orthodoxie und Ritualien fest. Diese zweite Schicht lebt heute in vielen Kleinstädten Mitteleuropas, in Algier, in den Judenvierteln der amerikanischen Riesenstädte usw. Die auf Mendelsohn folgende Generation entspricht der dritten Schicht: der Jargon ist ganz aufgegeben, der Sabbat wird nicht mehr gefeiert, die Speisegesetze kaum noch befolgt, aber die Söhne werden noch beschnitten und dürfen sich mit keiner Christin verheiraten. Zu dieser dritten Schicht gehört heute die Mehrzahl der jüdischen Kaufleute in Mittel- und Westeuropa. Die vierte Schicht entspricht den Söhnen der vorigen Generation. Man selbst ist beschnitten und jüdisch erzogen, bleibt auch meist beim Judentum aus Pietät, aber man legt keinen Wert mehr darauf, beide Eigenschaften auf die Nachkommenschaft zu übertragen. Diese Schicht besteht namentlich aus Millionären und Akademikern. Die folgende Generation gehört dann dem Judentum nur noch der Rasse, nicht mehr der Religion an, und da Heiraten mit Christen jetzt beliebt sind, so gehört die hierauf folgende Generation in typischen Fällen nicht einmal mehr der reinen jüdischen Rasse an. Tatsächlich hat von all den Juden, die zur Zeit Mendelsohns in Berlin lebten, heut kaum einer noch einen jüdischen Nachkommen, sie alle sind dem Christentume zugefallen. Die heutigen reichen Juden-Familien Berlins aber sind vor zwei bis drei Generationen aus dem Osten eingewandert. — Durch das ganze Buch Ruppins, dessen zweiter Abschnitt die Bevölkerungsstatistik, der dritte die biotischen Verhältnisse, der vierte das Geistesleben, der fünfte das Erwerbsleben, der sechste die Moralität und der siebente die politische Stellung der Juden behandelt, zieht sich wie ein roter Faden der Hinweis auf die Tatsache, daß bisher die Widerstandskraft des Judentums lediglich in der ghettohaften Unkultur des Ostjudentums bestanden hat: Jede jüdische Familie, die von der vordereuropäischen Kultur berührt wurde, ging etwa drei Generationen später der Taufe, vier Generationen später der Blutvermischung entgegen. Trotzdem wünscht Verfasser weder diesen Aufsaugeprozeß noch den ostjüdischen Kulturstillstand, sondern spricht in seinem letzten Abschnitte die Hoffnung aus, daß die Nationalitätsidee imstande sein würde, für das Ostjudentum ein neues spezifisches Kulturideal zu schaffen. Dr. A. Koch-Hesse.

Dr. Carl Peters, England und die Engländer. Berlin 1904, C. A. Schwetschke & Sohn.

„Sicher ist es schädlich für Völker, ihre Mitbewerber im internationalen Wettkampf zu überschätzen, aber es ist noch gefährlicher sie zu unterschätzen"; darum glaubt der durch eine unglückliche Verkettung von Umständen dem Reichsdienst verloren gegangene Verfasser, der „deutschen Sache einen Dienst" zu erweisen, wenn er uns „das England von heute" genau so schildert, wie es ist".

Des Verfassers ebenso anregende und anschauliche, wie treffende und lehrreiche Schilderung von Land und Leuten, von Handel und Verkehr, von Politik und Presse, von Heer- und Seewesen, von Erziehung und Unterricht, vom Volks- und Gesellschaftsleben geben uns Stoff genug zur Beurteilung und zum Vergleich mit heimischen Zuständen. Ganz gewiß „war die geschichtliche Bedeutung Englands in den physikalischen Bedingungen des Landes von vornherein gegeben" und es brauchten sich nur die vorgebildeten Keime ungestört „weiter zu entwickeln, um hier die Herrin der Meere entstehen zu lassen"; sicherlich findet Karl Ritters Meinung, derzufolge „die geschichtliche Entwicklung der Völker" aus der „Eigenart ihrer Länder erwächst", gerade hier ihre Bestätigung. Trotzdem ist sie aber nur teilweise richtig: zu den günstigen äußeren Bedingungen muß, und zwar als Hauptsache, eine durch leibliche und geistige Eigenschaften ausgezeichnete, tatkräftige und ausdehnungsfähige Rasse kommen, wenn ein Volk sich über den Durchschnitt erheben und eine weltbeherrschende Stellung einnehmen soll. Gerade am englischen Volk zeigt sich die geschichtliche Bedeutung und die angeborene Tüchtigkeit germanischen Volkstums. Peters sagt selbst, daß London, dieser Mittelpunkt des Welthandels, die „Hauptstadt der Erde", einen überwiegend „niederdeutschen" Eindruck macht: der Norddeutsche verliert dort völlig das Gefühl, sich in einer fremden Rasse (diese ist ja auch die gleiche) zu bewegen. Auch die Laute der Sprache erinnern heimatlich an den Klang des Plattdeutschen in unsern Elbmarschen."

Einer der hauptsächlichsten, in der geschichtlichen Entwicklung der beiden Staatswesen begründeten Unterschiede zwischen England und dem Deutschen Reich mit preußischer Spitze liegt in der Auffassung des Staates und seines Verhältnisses zu

den einzelnen Bürgern. Der Gedanke, „daß der einzelne des Staates wegen da sei“ und dieser „das Ganze absolutistisch verwalten müsse“, ist der englischen Eigenart fremd, die „vielmehr vom Recht des Individuums“ und „einer freiheitlichen Gliederung von unten nach oben ausgeht“. Die altgermanische „Freiheit“, die bei uns dem Einheitsstaat erlag, hat sich in England „durch alle Epochen seiner Geschichte hindurch behauptet“. Hier wurde sogar das Königtum unter die Grundsätze „der altgermanischen Verfassung, von der uns Tacitus berichtet, endgültig gebeugt“. Das ist die geschichtliche Bedeutung der großen Umwälzungen des 17. Jahrhunderts, in denen die königliche Macht gegenüber dem „Haus der Gemeinen“ unterlag. „Oliver Cromwell ist somit der eigentliche Begründer des gesamten modernen England in politischer, sowie in sozialer Beziehung.“ Das hat einige Schattenseiten: im Eisenbahnbetrieb, im Zollwesen z. B. vermißt der Verfasser „die preußische Strammheit“, doch überwiegen ohne Frage die Vorteile bei weitem. Ja die „Bevormundung“ des einzelnen ist jenseits des Aermelkanals unbekannt, der Selbstverwaltung und dem Unternehmungsgeist sind keine Schranken gesetzt; selbst die „Bank von England“, der eigentliche „Eckstein für das Londoner Geschäftsleben, ja für das Kreditsystem der gesamten Erde“, die auch das ganze Staatsschuldenwesen verwaltet, ist keineswegs eine Staatseinrichtung, sondern „wie alle andern eine Privatbank“.

Daher, weil ihm von je freie Betätigung und Mitarbeit gestattet war, ist der Engländer vor allen andern Völkern „staatsmännisch angelegt“. Bei einem starken Unabhängigkeitssinn ist ihm „jede Willkür von oben zuwider“, dabei hat er aber die größte Achtung vor „Ordnung und Gesetz“. Durch diese selbständige Entwicklung erklären sich auch die auffallenden Gegensätze seines Wesens: in manchen Dingen sehr weit vorgeschritten, ist er in anderen wieder auffallend zurückgeblieben, bei der ausgesprochensten Vorliebe für Selbständigkeit und Unabhängigkeit beugt er sich völlig unter das Joch gesellschaftlicher Formen, er ist entschieden freiheitlich und fortschrittlich gesinnt, dabei aber doch wieder „so konservativ, daß er auf allen Gebieten das historisch Gegebene gelassen hinnimmt und sich lieber mit ihm abfindet, als es umstürzt“. Eines aber verdient die besondere Beachtung und Nachahmung des Deutschen, der oft in übermäßigem Gerechtigkeitsgefühl, oft auch in mangelndem Verständnis eigenen Wertes und übertriebener Hochschätzung alles Fremden, allzu bescheiden vor rücksichtslosen Mitbewerbern zurücktritt, das ist das englische Selbstbewußtsein: „I am english“ ist immer noch dessen stolzester Ausdruck. „Hier liegt das eigentliche Geheimnis der Expansivkraft des Angelsachsentums, denn solcher Nationalstolz wirkt anwerbend auf alle Fremden, mit denen er in Berührung tritt.“

Sehr lehrreich und lesenswert ist auch der Abschnitt über „Heer und Flotte“. Außer seinem Reichtum hat das britische Inselreich auch alle anderen Bedingungen zur Schaffung und Unterhaltung einer überlegenen, weltbeherrschenden Seemacht, einmal die Menge der von Schiffahrt und Fischerei lebenden Bevölkerung, dann aber seine unerschöpflichen Schätze von Kohle und Eisen, denn

Wo das Eisen wächst in der Berge Schacht,
Da entspringen der Erde Gebieter.

Anders, bedeutend ungünstiger liegen die Verhältnisse für das britische Landheer, denn es „stellt die Kehrseite der politischen Eigenart des Angelsachsentums dar“. Im Freiheitssinn „liegt die Wurzel der großen politischen Befähigung“ des englischen Volkes, zugleich aber auch das hauptsächlichste „Hindernis für die Schaffung einer Armee auf der modernen Grundlage der allgemeinen Wehrpflicht“. Trotz mancherlei Mißerfolgen, wie z. B. im Burenkrieg, ist doch bisher dank einer geschickten Politik, die eine Militärmacht gegen die andere auszuspielen verstand, England mit Söldnertruppen ausgekommen, und gerade die Freiheit vom Dienstzwang ist einer der Hauptgründe, „weshalb der Brite so hochmütig auf andere Völker herabblickt.“ Ob es gelingen wird, den „Eiertanz“ noch einige Zeit fortzusetzen und ohne Einführung der allgemeinen Wehrpflicht die Machtstellung des britischen Weltreichs aufrecht zu erhalten, muß die Zeit lehren. Uebrigens drängen auch bei uns, da wir die zweijährige Dienstzeit angenommen haben und Kolonialkriege mit Freiwilligen führen, die Verhältnisse nach einer Umgestaltung unserer Wehrverfassung. Ein Weltreich mit unaufhörlichen überseeischen Kämpfen und über den ganzen Erdball zerstreuten Besatzungen stellt eben andere Anforderungen, als der bloße Schutz der Landesgrenzen und erheischt ein wirklich stehendes, vom Feldherrn bis zum Gemeinen aus Berufssoldaten zusammengesetztes, jederzeit schlag-

fertiges Heer. Ein solches Berufsheer hat ja auch wieder seine großen Vorteile; während bei uns der Dienst unter den Fahnen die jungen Leute ihrem Beruf entzieht, bildet er in England einen wirklichen Lebensberuf, der es sogar den Gemeinen gestattet zu heiraten, und „besonders befähigten Köpfen die Aussicht eröffnet, bis zu den höchsten militärischen Rangklassen hinaufzusteigen". Jedenfalls muß uns Englands Beispiel lehren, daß die Herrschaft zur See unbedingte Voraussetzung der Weltherrschaft ist.

Auf das englische Unterrichtswesen und Gesellschaftsleben näher einzugehen, verbietet mir der Raum. Auch hier sind Licht- und Schattenseiten vereinigt, auch in dieser Hinsicht können beide Völker gegenseitig voneinander lernen.

Auch Peters als unparteiischer und scharfer Beobachter verkennt nicht, „daß im englischen Volkstum selbst keimartig sich entschiedene Symptome des Niedergangs — mehr eines geistigen als leiblichen — zu zeigen beginnen, daß die Lust zur gewissenhaften Arbeit augenscheinlich mehr und mehr verloren geht". Hierin sind wir den Engländern noch über, und sie selbst erkennen im Deutschen „immer deutlicher den eigentlichen Mitbewerber um die Weltherrschaft". Ob und wann wir aber diese Erbschaft antreten werden, oder ob bloß eine Erbteilung stattfinden soll, ist eine offene Frage. „Gegenüber der drohenden Verwirklichung der angelsächsischen Konföderation", meint Peters, „wird Europa schließlich nur die eigene zollpolitische Zusammenschließung übrig bleiben. Einigt sich die Welt über See unter englischer Führung, so kann nur die Gründung der Vereinigten Staaten von Europa unserem alten Erdteil sein Uebergewicht erhalten." Meiner oft geäußerten Ansicht zufolge müßte ein Staatenbund der Germanen, ohne England und Nordamerika, vorangehen. Ein solcher wäre auch ohne die Nachbarn stark genug, „politisch und wirtschaftlich für alle Jahrtausende die Führung in der Menschheit zu behaupten".

Wie wir aber vom eigenen Standpunkt aus das englische Weltreich beurteilen mögen, immer werden wir „dieser großen geschichtlichen Schöpfung ... voll tiefster Bewunderung" gegenüberstehen. Eine „Geringschätzung der Engländer" ist sicherlich am wenigsten geeignet, uns in dem Weltkampf mit ihnen zu stärken.

Dr. L. Wilser.

Karl Bleibtreu, Die Vertreter des Jahrhunderts. Drei Bände (der dritte Band separat unter dem Titel: H. P. Blavatzky und die Geheimlehre). Berlin und Leipzig 1904, Fr. Luckhardt.

Bleibtreu empfindet einen Abscheu vor dem eben verflossenen Säkulum und stellt im vorliegenden Werke einen Vergleich mit dem 18. Jahrhundert an. Mancher wird Bleibtreus Schätzung freilich einseitig finden; für ihn beruht der Wert eines jeden Jahrhunderts in den großen, schöpferischen Persönlichkeiten, insonderheit Künstlern und Denkern (Staatsmänner sollen auch Denker sein), die es hervorgebracht hat oder von denen es hervorgebracht worden ist. Wer so den Wert eines Zeitalters mißt, handelt allerdings folgerichtig, wenn er aufs stärkste die Anbetung des Erfolges verurteilt. Denn daß unser Jahrhundert sehr erfolgreich gewesen ist, wird man nicht bestreiten können. Aber persönliche, ihre Zeit überdauernde Größe bestreitet Bleibtreu den Vertretern des 19. Jahrhunderts; in keinem, den einzigen R. Wagner etwa ausgenommen, soll ein voller Genius sich offenbart haben. Sie waren Augenblicksmenschen, vom Bedürfnis und der Laune der Zeit geschaffen, und was sie schufen, diente nur ihrer Zeit. Aber darein setzt ja gerade das Jahrhundert seinen Stolz, praktisch und realistisch zu sein. Daher gilt ihm das Urteil, das Bleibtreu über einen seiner echtesten Vertreter, Bismarck, fällt: „im Nichtig-Irdischen aufgehend", voll „derber Gleichgültigkeit gegen die wahren höchsten Fragen der Menschheit". Dieser Grundton von Bleibtreus Kritik wirkt inmitten der Tagesliteratur erfrischend; er wagt es, ganz ernstlich von Dingen zu reden, die eigentlich in guter Gesellschaft verpönt sind, nämlich von der metaphysischen Bedeutung, dem heiligen Sinne des Lebens, den der, der daran glaubt, nie verleugnen kann, am wenigsten in praktischen Fragen. Man könnte sagen, Bleibtreu werte die Repräsentanten des Jahrhunderts danach, ob sie, Göttliches verkörpernd, an der Erlösung der Menschheit mitarbeiten. Er setzt voraus, daß ein solcher Geist nicht ohne eine Ahnung seines eigenen, inneren Berufes werde bleiben können. Ganz deutlich tritt Bleibtreu mit diesem sozusagen religiösen Maßstabe erst im letzten Bande hervor, der „des Jahrhunderts größtem Geiste", der Helena Blavatzky, und ihrer Erneuerung

der Karmalehre gewidmet ist. Denn erst die Karmalehre ermöglicht es, mit dem Gedanken ewiger Bedeutung menschlichen Tuns Ernst zu machen. (Beiläufig sei hier erwähnt, daß gerade die Karmalehre auch eine Metaphysik der Rasse gewährt — s. Bd. II, S. 214).

Die Vertreter des 19. Jahrhunderts, die Bleibtreu prüft und wägt, hier aufzuzählen, ist nicht möglich, noch weniger, zu seinen Urteilen Stellung zu nehmen. Eine Unterschätzung wollen wir jedoch erwähnen: die des großen, noch ziemlich unbekannten Schweizer Dichters Spitteler (a. a. O. S. 198), die gerade Bleibtreu nicht hätte passieren dürfen. Jedenfalls offenbart sich in Bleibtreus Studien eine gewaltige Belesenheit und eine mehr als originelle Persönlichkeit, ja zweifellos ein Zug von Größe. Dem gegenüber möchte es kleinlich sein, über die gewagte, oft barocke Form mit ihm zu rechten; des Menschen Stil ist seine Bestimmung. Wer ihn so zu lesen vermag, wird nicht oft ein interessanteres kritisches Werk in die Hand bekommen. Dr. G. Wyneken.

Herbert Spencer, An Autobiography. London 1904, Williams & Nongate, 2 vol.

Spencers kürzlich erschienene Autobiographie — von der Professor L. Stein in Bern eine Uebersetzung unter der Feder hat — wird wohl auch in Deutschland dankbare Leser finden. Sie kann uns zwar über den im allgemeinen bekannten äußeren Verlauf eines stillen Gelehrtenlebens nur in kleinen Zügen Neues bieten und ich habe um so weniger Anlaß, an dieser Stelle hieraus etwas mitzuteilen, als mein Aufsatz „Herbert Spencer und sein letztes Buch" den Lesern der Pol.-Anthr. Revue die wichtigsten Daten aus dem Leben des Philosophen erst vor wenigen Monaten in Erinnerung gebracht hat. Wertvoller sind die Blicke, die wir in sein Gemütsleben tun dürfen. Eine englische Zeitschrift meinte, sie würden bei manchem eine geringere Bewertung seiner Person zur Folge haben. Ich finde das nicht; ich finde nur, daß sie ihn uns menschlich näher bringen, daß es aber auch für die Beurteilung seiner Gedankengänge von Wert ist, die Welt seiner Emotionen zu kennen, aus der heraus sein Geist den Antrieb zu seiner weitreichenden Tätigkeit fand. Er selbst sagt ja auch: „In the genesis of a system of thougt the emotional nature is a large factor, perhaps as large a factor as the intellectual nature."

Das Werden und Wachsen der Spencerschen Lehre ist von anderen schon vielfach skizziert worden. Aber es ist doch von hohem Interesse, diesen Werdegang von dem Philosophen selbst dargestellt zu sehen, von ihm zu erfahren, zu welchen Einflüssen er sich bekennt, welche er abweist, wie die eine und andere ursprüngliche Annahme besserer Erkenntnis Platz machte, welche Gründe einer früheren Entdeckung der einen oder anderen Wahrheit im Wege standen. In letzterer Hinsicht ist namentlich die Erklärung interessant, weshalb er 1852, als er in seinem Essay „A Theory of Population" die Bedeutung der Selektion für die Entwicklung der Menschheit aufwies, nicht auch schon Darwins Entdeckung vorweg nahm und die Bedeutung der Selektion für die Entstehung der Arten erkannte. Was ihm im Wege stand, war, wie er meint, seine Ueberschätzung der Vererbung erworbener Eigenschaften, die ihm damals die Entstehung der Arten hinreichend zu erklären schien. — Eine Widerlegung des Irrtums, als ob Spencers Evolutionslehre lediglich eine Verallgemeinerung aus der Lehre Darwins wäre, sollte heute nicht mehr notwendig sein. Wäre es aber der Fall, so würde der auch sonst interessante erste Entwurf des Systems der synthetischen Philosophie, den Spencer seinem Vater schon 1858 mitteilte, jeden Zweifel beseitigen, daß nicht nur die in den Essays und den beiden Erstlingsbüchern verstreuten Bausteine vorhanden waren, sondern auch das System selbst in seinen Grundzügen feststand, ehe Darwin mit seiner Entdeckung hervortrat. — Die Ausarbeitung der synthetischen Philosophie läßt uns die Autobiographie nicht bis zu Ende verfolgen, denn die Vollendung erfolgte bekanntlich erst im Jahre 1896, während der Verfasser uns seinen Lebenslauf nur bis 1889 erzählt und darüber hinaus nur noch ein im Jahr 1893 geschriebenes Kapitel Betrachtungen beifügt.

Es braucht kaum gesagt zu werden, daß Spencers bekannte Vielseitigkeit auch in der Autobiographie zum Ausdruck kommt in einer Menge von Bemerkungen über wissenschaftliche und politische Dinge, über Kunst, über Gegenstände der Technik und des Geschäftslebens. Es verbietet sich von selbst, hier auch nur andeutungsweise einen Ueberblick geben zu wollen. Doch möchte ich noch eine Bemerkung herausfischen, weil sie sich berührt mit den kürzlich in der Pol.-Anthr. Revue nach

dem Archiv für Kriminalanthropologie mitgeteilten Ausführungen Näckes, „Zur Schichtenbildung der Psyche". Spencer stellt Betrachtungen darüber an, daß gewisse Charaktervorzüge seiner Eltern auf ihn nicht in gleichem Grade übergegangen seien und sucht den Hauptgrund dafür in seiner schwächeren Körperkonstitution. Die höheren Emotionen, meint er, seien eben die physiologisch kostspieligsten. Er verweist dabei auf seine Prinzipien der Psychologie, wo er schon gezeigt habe, wie wir von einfachen unmittelbar mit der Existenzfristung verknüpften Aktionen des Gehirns allmählich zu jenen höchsten und meistverwickelten emporgestiegen seien, die aus jüngeren, noch nicht völlig fest organisierten Strukturen des Gehirns rührten und deshalb am leichtesten dem Straucheln unterworfen seien. Indem er nun darlegt, daß die Leistungsfähigkeit der jüngstentwickelten Strukturen des Gehirns von einer quantitativ und qualitativ ausreichenden Ernährung abhängiger sei, als die der älteren, glaubt er den beeinträchtigenden Einfluß seiner körperlichen Schwächlichkeit auf seine seelischen Eigenschaften, insbesondere auf seine Fähigkeit zu altruistischen Gefühlen, nachgewiesen zu haben.

Ich kann nicht unterlassen, in diesem Zusammenhang auch noch auf die Rezension von T. G. Meyers „Kulturgeschichte im Lichte der Darwinschen Theorie" in No. 6 des dritten Jahrganges der Pol.-Anthr. Revue zurückzukommen. Dort ist gesagt, es sei eine tiefsinnige Bemerkung Meyers, daß direkte Anpassung in der organischen Welt selten vorkomme, dagegen im Kulturleben sehr häufig sei; in der Tat sei die psychische Veränderlichkeit größer als die organische. Ich glaube, auch hier spielt die Tatsache mit, daß die uns wahrnehmbaren gröberen physischen Gestaltungen die älteren, gefestigteren zu sein pflegen, die psychischen und die mit ihnen unmittelbar verknüpften feineren physischen Gestaltungen aber die jüngeren. Der Grund für die größere Beständigkeit der älteren Gestaltungen ist unschwer in der Selektion zu erkennen. Es haben sich von ihnen nur diejenigen erhalten, die allen Wechselfällen gewachsen waren, während die jüngeren vielleicht ihre Existenz einem ganz vorübergehenden Zusammenwirken günstiger Faktoren verdanken können und die Probe auf ihre Widerstandsfähigkeit unter ungünstigeren Umständen erst zu bestehen haben werden.

Von dieser kleinen Abschweifung zurückkommend, habe ich nur noch zu bemerken, daß manche Gedanken, die uns in der Autobiographie begegnen, seit deren Niederschrift eine eingehendere Behandlung in Spencers letztem Buche Facts and Comments gefunden haben. Die bei Besprechung des letzteren in Aussicht gestellte deutsche Uebersetzung desselben ist unter dem Titel „Erfahrungen und Betrachtungen aus der Zeit" inzwischen erschienen. (Stuttgart, Schweizerbartsche Verlagsbuchhandlung.) Dr. J. G. Weiß.

S. Günther, Ziele, Richtungen und Methoden der modernen Völkerkunde. Stuttgart 1904, F. Enke. Geb. 1,60 Mk.

Die vorliegende Schrift durchzieht als Leitfaden der Gedanke, daß die Völkerkunde eine selbständige Wissenschaft geworden ist und als solche behandelt werden muß. Zwar haben auch die ältesten Völker ein mehr oder minder klares Bewußtsein von der körperlichen Verschiedenheit der Rassen gehabt, wie die Wandmalereien der Aegypter beweisen, aber erst Griechen und Römer, unter denen Herodot und Tacitus besonders zu nennen sind, haben völkerkundliche Probleme behandelt. Vom 18. Jahrhundert ab kann von den Anfängen einer wissenschaftlichen Völkerkunde die Rede sein, da damals die ersten Versuche in „praktischer Völkerpsychologie" vorgenommen wurden, unter denen diejenigen der Patres Garnier und Lafiteau hervorragen, die sich lange Zeit bei den Indianerstämmen Kanadas aufhielten. Den ersten Einblick in die Rassenzusammensetzung der Völker eröffnete Blumenbach durch die Aufstellung seiner Lehre von den fünf Hauptmenschenrassen, welche den Ausgangspunkt der ganzen Rassenanthropologie gebildet hat. Schon frühzeitig treten die Worte Ethnographie und Ethnologie auf. Der Verfasser möchte beide streng gesondert sehen. Ethnographie ist danach ein rein beschreibender, sammelnder und induktiver Wissenszweig. Die Aufgabe der Ethnologie soll dagegen eine deduktive und synthetische sein, aus der Fülle des angesammelten Stoffes allgemeine Gesetze des Völkerlebens abzuleiten. Eine solche zielbewußte Ethnologie hat sich erst im 19. Jahrhundert Bahn gebrochen und knüpft an Namen wie Montesquieu, Voltaire, Rousseau, Diderot, Condorcet an. Hier liegen auch die ersten

Anfänge der Anthropogeographie. A. Bastian soll eine neue Aera der Ethnologie eingeleitet haben, und wird deshalb in hohen Worten gefeiert.

Da die Völkerkunde ein Grenzgebiet ist, so trifft sie mit vielen anderen Wissenschaften zusammen, mit somatischer Anthropologie, Urgeschichte, Sprachwissenschaft, Psychologie, Soziologie und Erdkunde. Die Beziehungen zu allen diesen Disziplinen werden vom Autor eingehend und treffend erörtert. Einige Punkte müssen wir jedoch beanstanden. Es ist wohl unzutreffend, wenn der Verfasser die Rassenlehre als eine „somatische Ethnographie" bezeichnet, wenn er behauptet, daß Rassenreinheit kaum mehr als ein anthropologischer Begriff gelten könne. Ueberhaupt ist die Schrift in bezug auf die anthropologische Seite des Problems ganz unzulänglich. Die soziologische und historische Betrachtung der Rassen, wie die Anthropo-Soziologie und die Lehre vom Einfluß der Rassenungleichheit auf die Völkergeschichte werden mit keinem Worte erwähnt. Gobineau, Lapouge, Penka, Wilser, Ammon usw. existieren für den Verfasser nicht. Es ist dies wieder ein Zeichen dafür, wie schwer die extra universitatem begründeten und gepflegten Wissensgebiete in die offiziellen Lehrfächer eindringen. Dr. E.

Richard Andree, Votive und Weihegaben des katholischen Volkes in Süddeutschland. Ein Beitrag zur Volkskunde. Braunschweig 1904, Vieweg & Sohn. 190 Folioseiten und 34 Tafeln.

Das bisher von den Ethnologen wenig beachtete Gebiet der Votive unserer christlichen Kulturvölker, welches so ungemein stark an Gebräuche bei Naturvölkern, bei den Völkern des klassischen Altertums und des ostasiatischen Großkulturkreises erinnert, wird in diesem reich ausgestatteten Werke zum ersten Male für ein bestimmtes geographisches Gebiet wohl erschöpfend behandelt. Ganz Süddeutschland vom Main bis zur Etsch und vom Elsaß bis zum Böhmerwald ist auf den Schmuck seiner zahllosen Kirchen und Kapellen hin durchsucht worden. Das im Grunde heidnische und auch für Deutschland noch aus der Heidenzeit stammende Prinzip des Opfers sitzt im Landvolk ungemein fest und hat nur äußerlich eine christliche Färbung erhalten. Dementsprechend wenden sich die Votivopfer nicht an den Christengott selbst, sondern an Heilige. Wird es auch von seiten der Kirche betont, daß die Heiligen nur Fürbitter bei Gott seien, so wähnt das Volk doch meist, daß der Heilige unmittelbar eine ihm vorgetragene Bitte gewähren könne. Unbewahrt kommen die alten polytheistischen Vorstellungen wieder zum Vorschein, oder sie haben sich noch aus alter heidnischer Zeit fortgesetzt. Und zwar kann man in Süddeutschland sowohl Anknüpfungen an die altgermanische, als an die altrömische Religion bemerken. Ganz urzeitalterlich mutet es an, daß einem und demselben Heiligen, gleichsam als wenn er aus verschiedenen Personen bestände, an seinen verschiedenen Kultstätten eine verschieden große Kraft zugetraut wird. Der sichtbar dargestellte Heilige ist zur Ortsgottheit geworden. Andererseits entwickelten sich bestimmte Heilige zu Schutzpatronen einzelner Gewerbe und Stände, worin offenbar eine höhere Stufe der polytheistischen Religionen erreicht ist. Ursprünglicher ist die Verehrung heiliger Quellen. Da die Kapellen vielfach über sie hinweg gebaut sind, so ist ihre Verehrung offenbar älter als die Kapelle. Infolge des Einzuges der französischen Madonna von Lourdes hat die Quellenverehrung mit den Resten der Quellenopfer auch in Süddeutschland einen Aufschwung erlebt. Die Aufnahme alter Lokalkulte hat im Christentum, wie im Islam und im Buddhismus, die Notwendigkeit der Wallfahrten erzeugt. Der Grundcharakter der Opferhandlungen in Süddeutschland ist ein agrarischer. Noch heute naht das Landvolk den Heiligen mit genau denselben Wünschen, die nach Ovids Schilderung am Feste der Palilien die Hirten vorbeteten. Daneben spielt die Heilung von Krankheiten die Hauptrolle. Die Wachskerzen sind unmittelbar aus dem Heidentum übernommen. Die kleinen Eisenhämmer als Weihegaben sind wohl Reste des Donarkultus. Daneben werden allerlei Ackergeräte dargebracht, vor allem aber die Modelle menschlicher Figuren oder Körperteile aus Eisen, Holz, Ton oder Wachs. Auch phallische Opfergaben werden heute noch dargebracht. Und selbst der roh materialistische Gedanke, daß die Gottheit mit Fleisch und Feldfrüchten gespeist werden müsse, ist noch lebendig. O. Ch. K.

A. W. Howitt, The native tribes of South-East-Australia. London 1904, Macmillan & Co.

Das Ergebnis einer 40jährigen Forschertätigkeit liegt uns hier vor. Wir müssen es uns leider versagen, auf den ethnographischen Teil des Buches einzugehen, obwohl derselbe durchaus auf Grundlage unermüdlicher Studien geschrieben wurde, und werden uns darauf beschränken, über die Hypothese des Autors von der Rassenabstammung der Australneger zu berichten. Die Ureinwohner Australiens sind nach Howitt die wollhaarigen, ozeanischen Negritos und nicht, wie viele Forscher annehmen, die Melanesier. Die Negritos bewohnen heute noch zerstreut in kleinen Stämmen die Inselwelt von den Andama-Inseln bis zu den Philippinen und Neu-Guinea. Sie sind aber die Ueberreste einer ehemals sehr weitverbreiteten Rasse, die die ganze malaiische Welt beherrschte. Auf der malaiischen Halbinsel haben sich noch die Samangs und auf Java die Kolangs erhalten. Zu diesem negritischen Grundtypus kommt ein Einschlag indogermanischen Blutes und zwar jener niedersten Form der indogermanischen Rasse (Low Caucasian type) wie sie durch die Dravidas in Indien, die Veddhas in Ceylon, die Ainus in Japan, die Maoutze in China repräsentiert wird. Als charakteristische Eigenschaften aller dieser verstreuten Stämme gelten bekanntlich lichtes Haar, dunkle Augen, auffallend lange Bärte und ein dichtbehaarter Körper. — Howitt weist auf Grundlage der Forschungen von Dr. Jack und A. R. Wallace nach, daß die Meerenge, welche heute Australien von Neu-Guinea trennt, die Torresstraße sich erst in spätterziärer Zeit gebildet hat. Früher war Australien durch eine ununterbrochene Ländermasse mit dem asiatischen Kontinent verbunden. Die Besiedelung Australiens dürfte also im Pleistozän von Asien her erfolgt sein. Man hat bisher an dem Alter des Menschen in Australien überhaupt gezweifelt. Howitt führt aber eine ganze Reihe von Fällen an, in welchen Steinartefakte, Aexte und Waffen aus Basalt, im pleistozänen Schwemmland in verhältnismäßig großer Tiefe von Minenarbeitern gefunden wurden. Was für Europa und Asien noch nicht erwiesen ist, daß der Mensch im Terziär gelebt hat, hält Howitt in Australien für bewiesen. Der Mensch war dort ein Zeitgenosse jener riesigen Masurpalien, die im Pleistozän ausgestorben sind. Seit jener Epoche hat der Australneger nur sehr geringe Fortschritte gemacht und seine Kultur entspricht ungefähr der der neolithischen Periode Europas.

Das Werk Howitts, welches eine Ueberfülle an ethnographischem und anthropologischem Material enthält, sei allen jenen, die sich für den fossilen Erdteil Australien interessieren, bestens empfohlen. Ermüdend wirkt allerdings die Aufzählung und Beschreibung unwichtiger Institutionen und Gebräuche der australischen Naturvölker. Der Autor weiß nicht immer zwischen dem, was vom allgemeinen Standpunkte von Bedeutung oder unwesentlich ist, zu unterscheiden. l. f.

M. Rudolf, Die neue Frauentracht. Rud. Zimmermann, Rochlitz i. Sa. 1905, Preis 30 Pfg.

In anregender Weise sucht Rudolf der Reformtracht Eingang zu verschaffen in den Kreisen, die sich aus Gründen der „Eitelkeit“ und des Geldbeutels bisher den Bestrebungen Schultze-Naumburgs und anderer gegenüber ablehnend verhielten. Er führt aus, daß aus Gründen der Gesundheit, Schönheit und Unabhängigkeit die Kleiderreform notwendig ist und mahnt zum Schlusse die Mütter, die selbst nicht mehr entwicklungsfähig sind, wenigstens ihre Kinder nicht zu verunstalten.

H. K.-B.

Zur Beachtung.

Die Redaktion befindet sich **Berlin SW.**, Köthenerstraße 44. — Wir bitten dringend, wenigstens alle **eingeschriebenen** Sendungen an die **Redaktion,** nicht an die persönliche Adresse des Herausgebers zu richten.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Ludwig Woltmann. Redaktion: Berlin SW., Köthenerstraße 44.
Thüringische Verlagsanstalt Leipzig, Salomonstraße 9.
Druck von Dr. L. Nonne's Erben (Druckerei der Dorfzeitung) in Hildburghausen.

Politisch-anthropologische Revue

IV. 2. 1905.

Monatsschrift für das soziale und geistige Leben der Völker.

Die jüngere Steinzeit und die Rassenfrage.

Professor Dr. Moriz Hoernes.

1. Die neolithische Kultur.

Vom Standpunkte unserer modernen Kultur gesehen ist die jüngere Steinzeit Europas wohl die merkwürdigste unter den prähistorischen Perioden. Denn daß der Mensch, ganz am Anfang seines Erdenweges, die Metalle lange Zeit nicht kannte und sich, bei einer im ganzen kümmerlichen Existenz, vielfach mit dem Stein behelfen mußte, ist nur natürlich; daß er später, noch vor dem Eisen, andere Metalle, darunter das Kupfer und, durch glückliche Zufälligkeiten die größtenteils aus Kupfer bestehende Bronze, deren Erfindung an einem oder mehreren Orten, zu einer Zeit oder zu verschiedenen Zeiten gemacht worden sein kann, kennen und benutzen lernte, ist wenig erstaunlich. Man sah zu sehr durch die „Kulturbrille", als man dies unglaublich fand und demgemäß hartnäckig leugnete. — Dagegen ist es in Wahrheit überraschend zu sehen, welcher hohe Grad seßhafter Gesittung noch ohne alle und jede nützliche Kenntnis der Metalle in der neolithischen Periode erreicht war. In dieser und in keiner anderen sind die ersten Grundlagen der europäischen Civilisation geschaffen worden[1]). Hier sind die Wurzeln der bäuerlichen Besiedlung unseres Kontinents, welche, oft schwer beschädigt und scheinbar ganz vertilgt, doch immer wieder neue Schößlinge emporgetrieben haben.

Es waren fleißige, erfahrene und bedächtige, vielleicht erfindungsarme, aber zähe und starke Menschen, welche dieses Erstlingswerk

[1]) Belege und überhaupt Einzelheiten können in dieser prinzipiellen Betrachtung nicht beigebracht werden. Einen kritischen Ueberblick der angeblichen Uebergangsstufen von der älteren zur jüngeren Steinzeit gab ich in meinem Buche „Der diluviale Mensch in Europa", 1903, S. 76—97, ein gedrängtes Referat über das Studium der neolithischen Kulturgruppen in Deutschland in den „Deutschen Geschichtsblättern" III, 1902, S. 145—152. Die dort verzeichnete Literatur ist seither wieder angewachsen, ohne eine entscheidende Wendung oder Lösung zu bringen. Eine Darstellung der neolithischen Kulturgruppen Oesterreich-Ungarns und ihrer Beziehungen zu den benachbarten Gebieten bereite ich seit längerer Zeit vor und hoffe, daß sie zur Klärung mancher Frage beitragen wird. Das Studium der neolithischen Probleme ist auf gutem Wege, — durch das Hereinzerren der Rassenfrage kann es aber nicht gefördert, sondern nur gestört werden.

vollbrachten. Ihre Herkunft und ihre Schicksale sind in tiefstes Dunkel gehüllt. Wir wissen nur, daß es eben Menschen waren. Wir kennen nicht ihre Ursitze, Wanderungen und Ziele, nicht ihren Stamm und ihr Geblüt; wir wissen nicht, welche Sprachen sie redeten, welche Gruppen sie bildeten. Rein als Menschen müssen wir sie nehmen. Ihre Schädel- und Körperformen sind ja zum Teile bekannt; aber was können sie uns sagen? Es waren wohl weiße Menschen, aber nicht einmal das ist für alle sicher.

Sicher erkennbar ist nur ein kleiner Teil ihres Kulturbesitzes, den uns der Boden bewahrt hat. Aber dieser kleine Teil, nicht ihre Rasse oder Sprache, ist eben das, weswegen allein man heute von ihnen redet, was allein sie in unseren Augen denkwürdig macht. Hierin bilden sie eine längst erkannte, vielgliedrige Einheit, deren schärfere Erfassung als solche, deren Einteilung in Gruppen von dem vorgeschrittenen Stande der Wissenschaft erwartet werden darf.

Die ältesten Grundlagen der bäuerlichen Kultur in Europa sind von der neolithischen Bevölkerung geschaffen worden, nicht wie die Fundamente eines großen Bauwerkes in einem Zuge, zielbewußt, kühn und unerschütterlich, sondern schwankend, planlos, unscheinbar in einer für den Historiker verächtlichen Dumpfheit des Sinnes. Aus der Geschichte kennen wir Zeiten und Orte, wo sich die Ereignisse: Keime, Blüte, Reife und Verfall, in unglaublich engen Grenzen zusammendrängen, Die dankbare Nachwelt, die daraus einen Teil ihres geistigen Inhalts gewinnt, wird nicht müde und nicht fertig zu erzählen und zu preisen, wie das geschehen sei innerhalb einiger Jahrzehnte, innerhalb der Mauern einer Stadt oder der Marken eines Ländchens, am schönsten in der Gestalt einer einzelnen Person konzentriert, die wir dann als Halbgott ehren und lieben dürfen. Gegenüber solchen Steigerungen des Lebens erscheint alles andere leer und nichtig oder nur durch seinen Bezug auf jene teilweise geadelt.

Solche Zeiten sind die der europäischen Vorgeschichte insgesamt, ehe der Sturmschritt der geschichtlichen Evolution erst den Süden, dann die Mitte und endlich auch den Norden und den trägen Osten unseres Weltteiles erfaßte. Hier muß man die Wünsche des Geschichtsschreibers begraben und die Ueberzeugung, daß auch dieses Leben in vielen einzelnen und verschlungenen Reihen Anfänge, Fortgang, Blüte, Reife und Verfall in sich schloß, vorläufig auf sich beruhen lassen. Absolute Jahreszahlen, schöngegliederte Stufengänge fehlen hier noch ebenso, wie klangvolle Namen.

Was wissen wir von der jüngeren Steinzeit Europas? — Viel und wenig. Sie kannte zuerst jene nicht bloß aneignende, sondern reproduzierende Wirtschaftsform, auf der noch heute ein großer Teil unserer materiellen Existenz beruht. Damit hat sie die Kluft zwischen dem Menschen und den übrigen Tieren erst in ihrer vollen Breite aufgerissen. Die Viehzucht und die Bodenkultur, beide noch ziemlich bescheiden, beide noch neben der zurücktretenden Jagd und Fischerei, neben dem alten einfachen Pflanzensammeln gepflegt, die Keramik, die Herstellung polierter und zuweilen durchbohrter Steinsachen (neben anderen, die sich von paläolithischen nicht sonderlich unterscheiden), der Hüttenbau auf der nackten Erde oder auf einer Plattform über Seegewässern, Anlage und innere Ausstattung von flachen oder

erhabenen Gräbern für die verehrten Toten, — das sind lauter kleine Flammenzeichen einer neuen und lange dauernden Zeit, mag sie gekommen sein wie immer und woher immer. Dörfer bezeugen Seßhaftigkeit und politische Verbände, der Totenkult Religiosität in unserem Sinne, die Ausbreitung gewisser Rohstoffe und Fabrikate einen bescheidenen Handel mit Nachbarstämmen. All das ist auf einmal da. Freilich fehlt auch etwas, das früher da war, die flotte Skulptur und Zeichenkunst einiger paläolithischer Jägerstämme, und es fehlt noch etwas, das vielleicht näher lag: das Metall mit alle dem, was ihm an treibenden Kräften innewohnt. So ist es lange geblieben, und das Leben muß diesen Menschen verhältnismäßig leicht geworden sein. Infolge ihrer gesteigerten Lebensfürsorge hatten sie geregelte Arbeit und Muße und es fehlte ihnen nicht an Raum. Hier waren fischreiche Meeresküsten und Seen, dort wimmelte der Wald von Wild; hier dehnte sich üppiges Weideland, dort lockten isolierte steile Höhen zur Besiedelung. Sie selbst waren anfangs wenig zahlreich, und wenn ein stärkerer Nachbar drängte, konnten sie leicht ausweichen oder wegziehen und neuen Boden gewinnen. So dauerte die jüngere Steinzeit in allen Ländern Europas jahrtausendelang, wenn gleich viel kürzer als die paläolithische Zeit.

Alles, was man über die Herkunft dieser Kultur und ihrer Träger gesagt hat, was man durch Kombinationen erschlossen oder mit Sicherheit ermittelt zu haben glaubt, ist ungewiß, hypothetisch, problematisch. Die einen lassen beide, Kultur und Menschen, von auswärts kommen, die anderen jene im Lande erstehen, diese von der paläolithischen Bevölkerung abstammen. Eine dritte Meinung läßt die Kultur, getragen von wenigen Zuwanderern, fremder Herkunft, die Masse der Bevölkerung aber einheimischen Ursprungs sein. All das bleibe vorläufig dahingestellt. Ist uns eine Art Einblick in diese dunklen Vorgänge überhaupt vergönnt, so kann sie nur am Ende, nicht am Anfang einer Untersuchung neolithischer Kulturformen vielleicht gewonnen, eher nur angebahnt werden.

Manches deutet auf Uebertragung gewisser ursprünglicher Kulturformen aus benachbarten Kontinenten nach Europa. Da sind zunächst die Kulturpflanzen und die Haustiere. Weder die einen noch die anderen lassen sich mit Bestimmtheit auf ihre Ursprungsgebiete, wo die einen zuerst angebaut, die anderen zuerst gezüchtet worden, zurückverfolgen. Aber es sind doch genau dieselben Nährpflanzen, wie Weizen, Gerste, Hirse, etliche Hülsenfrüchte, ferner der Flachs, welche wir einerseits im neolithischen Europa, andererseits im ägyptischen und vorderasiatischen Orient vorwiegend kultiviert finden, während andere, wie Roggen und Hafer, welche dem Süden lange Zeit oder gänzlich fremd blieben, auch nördlich der Alpen erst spät auftreten. Aehnlich steht es mit den Haustieren. Was man von der Geschichte ihrer ersten Zähmung und Züchtung erschlossen hat, deutet auf den Süden und Osten, nicht auf den Norden und Westen.

Allein auch die südliche oder südöstliche Herkunft der neolithischen Kulturpflanzen und Haustiere ist nur bis zu einem gewissen Grade wahrscheinlich, keineswegs sicher. Noch weniger ist dies der Fall mit den Typen der Artefakte und der anderen Kulturformen. Die Steinwerkzeuge z. B. haben entweder primäre Formen, die sich

bis nach Japan, Amerika usw. verfolgen lassen und, weil sie überall erfunden (richtiger gefunden) werden konnten, über die Herkunft der Typen nichts aussagen; oder sie haben zwar besondere Formen, welche aber auf lokalen Verhältnissen (dem Material usw.) und lokalen Entwicklungen beruhen, so besonders im Norden, aber auch im Westen Europas. Die Herstellung geschliffener Steinwerkzeuge als eine früher unmögliche und daher unbekannte Geduldarbeit scheint, wie die — früher gleichfalls unmögliche — Töpferei mit dem Seßhaftwerden der ehemals nomadischen Menschheit fast wie eine gesetzliche Folge, fast mit Naturnotwendigkeit zusammenzuhängen.

Wie will man da große und weitreichende Beziehungen und Uebertragungen ermitteln? Aehnlich steht es wohl mit den Siedelungs- und Gräberformen, mit der Wahl des Wohnplatzes auf fester Erde, auf sicherer Berghöhe oder auf einer Plattform an oder über dem Wasser, mit dem Bau megalithischer Grabkammern, der Aufschüttung von Tumulis oder der anderweitigen Bezeichnung der eingeebneten Ruhestätte eines Toten. Wir wissen, wie weit sich diese Sitten und Bräuche erstrecken, wir sehen zum Teil, wie sie von der Bodenform und anderen natürlichen Bedingungen abhängig sind, aber wir wissen nicht, wo sie sich herschreiben, ob sie einheimischen oder fremden, einfachen oder mehrfältigen Ursprungs sind. Ueberhaupt darf man sich die neolithische Kultur auch nur einer lokalen Gruppe oder Stufe nicht von vornherein als ein Gewächs einheitlichen (sei es einheimischen, sei es fremden) Ursprunges denken. Wir tragen mit Mühe und Not aus Trümmern einen Teil des alten Bildes zusammen; von seiner Entstehung wissen wir noch nichts.

2. Neolithische Kultur- und Völkerbewegungen.

Die großen kulturhistorischen Prozesse vollziehen sich in sogen. „geschichtslosen" Zeiten anders als späterhin. Man muß da einen anderen Maßstab anlegen: nicht den des Historikers, des Philologen und Linguisten, sondern den des Geographen und des Ethnographen. Als solcher hat nun Friedrich Ratzel gezeigt[1]), wie man aus dem gesamten archäologischen, anthropologischen und sprachwissenschaftlichen Materiale eine Vorstellung von dem allgemeinen Kulturgange jener fernen Zeiten gewinnen könne.

Ratzel denkt sich die helle oder mittelländische Rasse in den Ländern um das Mittelmeer, in Südeuropa, Nordafrika und Vorderasien während des Diluviums entwickelt, d. h. zu einer Zeit, als Europa von Nordasien durch Eiswüsten, Meere, Seen und Sümpfe getrennt war, aber mit Vorderasien und Nordafrika durch Landbrücken zusammenhing. Die Sahara war damals noch bewohnbar, und infolge größerer Feuchtigkeit bot der ganze Nordrand Afrikas dem Menschen günstigere Lebensbedingungen, als jemals später. Die südlichen und südwestlichen Zweige der mittelländischen Rasse seien daher mit afrikanischen Elementen gemischt und zeigten — besonders Semiten und Hamiten — neben

---

[1]) Der Ursprung und die Wanderungen der Völker geographisch betrachtet. II. Geogr. Prüfung der Tatsachen über den Ursprung der Völker Europas. (Ber. d. phil.-hist. Kl. der kgl. sächs. Gesellsch. d. Wiss., 1900, S. 23—147.) Vergl. auch F. Ratzel, Der Ursprung der Arier im geograph. Licht (Umschau III, 1899, S. 825. 840).

dunklerer Hautfärbung häufig mulattenhafte Züge. Während Nordeuropa noch mit Eis bedeckt war und im mittleren Teile unseres Kontinents wenige unstete Jägerhorden streiften, hätten sich Viehzucht und Ackerbau entwickelt und sei die älteste Kultur der mittelländischen Rasse erblüht bei den südlichsten Zweigen derselben, in Vorderasien und Nordafrika.

Als dann infolge dieses kulturellen Aufschwunges die Bevölkerung im Süden mächtig anwuchs und gleichzeitig, von dem Ende der Quartärstufe an, der Norden immer bessere Lebensbedingungen bot, sei eine allmähliche Ausbreitung der mittelländischen Rasse von Süden und Südosten nach Norden und Nordwesten erfolgt. Von den europäisch-asiatischen Grenzgebieten rückten die neuen Stämme vor und besiedelten stufenweise, von Lichtung zu Lichtung weiterschreitend, das Waldland im Norden der Alpen bis zu den westlichen und nördlichen Meeresgestaden. Anfangs wohnten sie zerstreut im dichten Urwald, auf selbstgeschaffenen oder von der Natur bereiteten Blößen, auf Anhöhen, am Wasser oder über dem Wasser; aber langsam wandelten sie den Wald in Kulturland um und schufen so, in tausendjährigem Ringen, das geschichtliche Westeuropa, während die hinter ihnen sitzenden finnisch-ugrischen Stämme eine Familie von kulturarmen Waldvölkern blieben. Die Begründung der Kultur im mittleren und nördlichen Europa sei also nicht direkt vom Süden her, wo Meer und Alpen diesem Prozeß im Wege standen, sondern vom Südosten her geschehen. Wie bei Flüssen das Gefälle dem Wasser seine Wege weist, gibt es nach einem treffenden Ausdrucke Ratzels auch ein Kulturgefäll, das von dem höheren zum niederen Stande mit Naturgewalt hintreibt. „Dieses Gefäll ist nun in Alteuropa entschieden westlich und nordwestlich gerichtet."

Man hat das bekanntlich in Deutschland und Frankreich lebhaft bestritten und der spontanen Entwicklung auf west-, mittel- und nordeuropäischem Boden die größten, auch für den Süden maßgebenden Erfolge zugeschrieben. „Man wird einsehen", hofft Ratzel, „daß auch für den vorgeschichtlichen Europäer das Gesetz des Verharrens gilt, das der Befruchtung von außen her bedarf, um neue Knospen zu treiben." Die angeborenen Talente mag man sich so hoch denken, als man will, so mußten sie doch immerhin erst geweckt werden, und das besorgte nach Ratzel namentlich der Verkehr, für Aegäer und Hellenen, wie für Mitteleuropäer und Skandinavier. Die vorgeschichtliche Kultur Europas ist nach ihm eine Teilkultur orientalischen Ursprunges, welche jahrtausendelang von der höheren Civilisation Vorderasiens und Nordafrikas abhängig blieb. Ursprünglich neolithisch, habe sie auf denselben Wegen, auf denen sie anfangs eingedrungen war, später die Bronze, noch später das Eisen, daneben neue Sämereien und Haustiere (Roggen, Hafer, Pferd usw.) erhalten. Die Balkanhalbinsel vermittelte den Verkehr mit Kleinasien, Südrußland die Verbindung mit dem Kaukasus und Innerasien. Der erste Saatwurf geschah durch allmähliche Besiedlung des Raumes bis nach Irland und Norwegen hinauf; den zweiten großen Faktor der Ausbreitung bildete der Handel, namentlich seit der Einführung der Metalle. Es bedurfte eines Geographen, wie Ratzel, um die Prähistoriker, welche gewöhnlich in archäologischer Beschränkung denken und arbeiten, daran zu erinnern, daß auch der stille Verkehr

selbst in solcher Zeit eine Art Völkerwanderung darstellt. Der prähistorische Landverkehr war nicht klein. Der Transport der Metalle und anderer Handelswaren erforderte Scharen von Trägern und bewaffneten Begleitern, und im Tausch dagegen wanderten Sklaven nach Süden und Osten. Es war ein Handel, wie er bis vor kurzem in Afrika herrschte: der Kaufmann zugleich Feldherr und Fürst, seine Handelsniederlassungen befestigte Siedelungen inmitten einer ausgedehnten Machtsphäre. „Mit der Größe der Hindernisse, die der Verkehr zu überwältigen hatte, wuchs das Verlangen, sich festzusetzen und an Ort und Stelle das zu erzeugen, dessen Transport so große Schwierigkeiten machte, mit anderen Worten: es wuchs die kulturübertragende Macht des Verkehrs.“ Mit der Kultur wuchs aber auch die Volkszahl. In der jüngeren Steinzeit sind nur die Haupttäler der Alpen besiedelt, in der Bronzezeit schon die innersten Winkel und Höhen bis zu 2000 m. Aber schon in der jüngeren Steinzeit selbst beobachten wir, was wieder mehr Sache des Archäologen ist, diese Wirkungen des Verkehrs in Gestalt wechselnder Phasen, die sich sprunghaft ohne innere, von außen unbeeinflußte Entwicklung ablösen. Wir verfolgen auch schon hier eine fortschreitende Differenzierung der Länderräume, die auf der tieferen Einwurzelung der Kultur beruht und allmählich zur Ausbildung kultureller Individualitäten führt.

Diese Kulturgruppen mögen in einzelnen geschützten Lagen, wie etwa in den skandinavischen Ländern, identisch sein mit den anthropologisch homogenen Gruppen, welche man seit der ältesten geschichtlichen Zeit dort kennt. Aber keineswegs darf man, wie das in unserer nationalfühlenden Zeit so gerne geschieht, Persistenz der Bevölkerung für ganz Europa seit dem Beginne der jüngeren Steinzeit annehmen. Das wäre eine falsche, durch Sympathie entstellte Auffassung der Vorgeschichte Europas. Denn es besteht zwar, trotz jener sprunghaften Ablösungen, die wir an einzelnen Stellen wahrnehmen, im Grunde tiefe Gleichartigkeit der Kultur in den einzelnen Entwicklungsphasen, und diese deutet vielleicht auf Kontinuität der Rasse, auf ein gemeinsames großes Reservoir, aus dem die einzelnen Strömungen geflossen sind. Aber sie deutet nicht auf ein Verharren und Fortbestehen der einzelnen Völker und Völkchen in den von ihnen einmal besetzten Länderräumen. Das wächst an, das füllt den Raum, widersetzt sich dem Durchzug; aber es hat doch nur schwachen Halt am Boden, nur geringe politische Beständigkeit. Es genügt, sich der bekannten gewaltigen Völkerbewegungen zu erinnern, welche in kurzen, geschichtlichen Zeiträumen fast überall auf Erden vor sich gegangen sind, um sich jener beliebten Ansicht zu entschlagen und nicht schon für die jüngere Steinzeit, wo wir es ernstlich nur mit stummen Skeletten und Geräten zu tun haben, von Hellenen und Italikern, Thrakern und Illyriern, Kelten und Germanen, ja überhaupt von arischen Völkern und Gruppen, zu sprechen. Denn es gibt ebensowenig einen arischen Schädel, wie ein arisches Tongefäß oder Steinbeil. Die arische Gruppe der mittelländischen Rasse, nicht zu verwechseln mit der blondweißen Untergruppe der letzteren, welcher man sie so gerne substituiert (Pösche, Penka, Wilser u. a.), ist im Verlauf jenes großen Prozesses auf europäischem Boden sicher einmal aufgetreten und spielte von da an als sprachverwandte, siegreich

anwachsende Völkerfamilie eine bedeutende Rolle. Aber wann dieses „einmal“ gewesen, ist durchaus ungewiß, und es hat gar keine Berechtigung, die Stämme der jüngeren Steinzeit schon, soweit als möglich, für Arier zu erklären. Die ersten arisch redenden Stämme erscheinen in Mittel- und Nordeuropa für uns durchaus anonym, unkenntlich und vielleicht sogar in einer relativ späten Phase jenes ganzen Prozesses.

Dieser geographischen Betrachtung des Problems steht bekanntlich eine rassenkundliche gegenüber, welche die Arier der Urzeit als physische Rasse nimmt und mit dem blonden, hochgewachsenen, dolichocephalen Menschenschlag des heutigen germanischen Nordens identifiziert. Beliebt ist die Auffassung, daß der Grund zu diesem Typus in West- und Mitteleuropa schon während der Eiszeit gelegt worden sei. Als dann das Gebiet des einstigen nordischen Inlandeises bewohnbar wurde, hätten sich im Süden desselben die Urarier angesiedelt und wären dort, im Westen des baltischen Meeres, auf fruchtbarem, reich gegliedertem Boden, gegen Angriffe und Vermischung gesichert, zu jener Kulturkraft gediehen, welche die historische Rolle ihrer Nachkommen bestimmte. Gegen die Möglichkeit dieses ganzen Vorganges ist im Grunde nichts einzuwenden; aber wahrscheinlich ist er nicht und noch weniger bewiesen. Allein mit einer so bedingten Zustimmung werden sich die verschiedenen jungen und alten Autoren, die untereinander, wegen dieser Kombination, in Prioritätsstreitigkeiten liegen, kaum zufrieden geben. Ich kann also nur sagen, daß ich für dieses ganze Suchen nach den Urariern im prähistorischen Denkmälervorrat kein Verständnis besitze[1]. Das entschuldigt mich vielleicht.

Ueberhaupt: Rasse und Kultur...? Ich bin geneigt, der Rasse den größten Einfluß auf die Kultur zuzugestehen und überzeugt, daß z. B. die Kulturen Chinas und Japans, der bedingte Kulturwert des Negers in allen Zonen, der Einfluß des jüdischen Elementes auf die Kultur, an welcher es teilnimmt, durch rassenhafte Anlagen bestimmt sind. Typisch verschiedener physischer Beschaffenheit entsprechen immer und überall, so bei Mann und Weib, bei Kind und Greis, beim Gesunden und beim Kranken, beim Weißen und beim Schwarzen typisch verschiedene ethische und intellektuelle Eigenschaften. Es ist eine Keckheit oder eine Torheit, deshalb, weil uns die Schädelbildung oder der Bau des Gehirns nicht überall die gleichen Verschiedenheiten zeigen, wie Haut und Haarfarbe, Gesichtsbildung, Körpergröße usw., weil der Neger nicht auch innen schwarz gefärbt und das Blut aller Menschen rot ist, zu behaupten, daß die Menschen zwar äußerlich, aber nicht innerlich ungleich seien. Ja, unterstützt durch den verwirrenden Fluß aller lebendigen Dinge, ist man so kühn geworden zu erklären, daß es auch keine sicheren physischen Kennzeichen der Rasse gebe, und ein hervorragender Anatom jüdischer Abstammung hat die Existenz eines jüdischen Typus geleugnet. Natürlich gibt es nicht einen jüdischen Typus, aber eine Summe von Typen, die dem entsprechen, was wir als jüdische Rasse sehr wohl erkennen. Gustav Ratzenhofer

[1] „Quant aux Aryas“, sagte G. de Mortillet 1886, „je ne sais pas ce que c'est. Je ne les connais pas du tout; je ne puis donc en parler.“ Und S. Reinach, gewiß kein Lobredner Mortillets, fügt hinzu: „Cela était fort raisonnable.“

hatte ganz recht, als er sagte, daß ihm die Männer, welche die Rasse als ausschließlich wirksamen Kulturfaktor propagieren, ebenso wie jene, welche sie als solchen sans phrase verwerfen, verdächtig seien, nicht wissenschaftliche Forschung zu betreiben, sondern irgend einem Interesse dienen zu wollen: dem des Adels wie Gobineau, dem des Germanentums wie Chamberlain, der Ablenkung der Aufmerksamkeit von wirklich rassenhaften Erscheinungen, wie die andere Partei. Eines wie das andere liegt mir, und ich glaube jedem ernsthaften Altertumsforscher, ferne. Allein bei der Frage nach den kulturbildenden Faktoren ist noch folgendes zu berücksichtigen:

Erstens ist die Rasse evident nicht das einzige, was die Kultur bestimmt. Wenn man von ihr absieht und sich die Menschen gleich beschaffen denkt, findet man noch Ursachen genug, welche zusammengewirkt haben müssen, um kulturelle Unterschiede der menschlichen Gruppen hervorzubringen: Klima, Flora, Fauna, geologischer Boden, geographische Verhältnisse, geschichtliche Schicksale, Dinge, welche ja sicherlich an den Rassen selbst gemodelt, wenn nicht gar sie ausschließlich zustande gebracht haben. — Zweitens ist die Rasse, wie wir sie heute nehmen müssen, ein geschichtlich gewordenes Produkt, das nur so weit verantwortlich gemacht werden kann, als seine bekannte historische Ausbildung und Durchbildung reicht. Die Vorrasse oder Urrasse, aus welcher eine historisch gefestigte und dokumentierte Rasse später hervorgegangen ist, kann der letzteren nicht gleichgesetzt werden. Oder läßt sich etwa aus den Meisterjahren eines berühmten Mannes das Bild seiner unbekannten Kindheit und Jugend anders als mit Hilfe der Phantasie rekonstruieren?

Diese beiden Erwägungen sind für den Prähistoriker in der Rassenfrage maßgebend und bestimmen ihn, den Einfluß der Rasse zwar theoretisch anzuerkennen, praktisch aber fast ganz aus seinen Kombinationen auszuschalten. Selbst der Beweis der Zugehörigkeit einer bestimmten Kulturgruppe zu einer bekannten Rasse, wie es bei der frühbronzezeitlichen Bevölkerung Dänemarks der Fall ist, kann nicht so sehr hoch angeschlagen werden. Wissen wir denn damit, wie die nordgermanische Rasse damals geistig und ethisch beschaffen war? Können wir diese Menschen ohne weiteres den historischen Germanen gleichsetzen? Zwischen jenen Baumsargleichen und den Germanen des Tacitus liegt mehr Zeit, als zwischen diesen und uns selbst, und jene waren einander so wenig gleich, als wir den Cheruskern zur Zeit des Arminius. Auch möchte ich fragen, was denn als Quelle brauchbaren Wissens vorzuziehen ist: Skelette hochgewachsener dolichocephaler Menschen mit blonden Haarresten, aber ohne Grabbeigaben, oder nicht meßbare Leichenbrandreste mit reichlichen Beigaben? Natürlich ist beides zusammen besser, als eines allein; aber es kann doch kein Zweifel sein, welcher Teil der Ueberlieferung der wertvollere ist. Wir sind daher genötigt, die neolithischen Kulturträger einfach als Menschen zu nehmen.

Bei aller Verschiedenheit der neolithischen Zonen und Provinzen Europas herrschte, wie gesagt, tiefe Gleichartigkeit des allgemeinen Kulturniveaus. Das macht eben den prähistorischen Charakter der alteuropäischen Zustände, daß dieser ganze Kontinent, mit Ausnahme

des äußersten Südostens, der schon früh zum Morgenland gerechnet werden muß, bis in sehr späte Zeiten unter einem gewissen höheren Niveau der Civilisation stehen geblieben ist. Er ist ein städteloses Gebiet mit Lehm- und Pfahlhütten, Erd- und Steinwällen, im besten Falle mit Dolmen und rohen Steinpfeilern, mit zersplitterten, machtlosen Stämmen, während im Orient Weltreiche und Weltstädte blühten, Tempel und Fürstenpaläste prangten, und Straßen und Brücken die Berge und Gewässer unterjochten. Was konnte von diesem reichbesetzten Tische für jene Darbenden abfallen; was mochten sie am liebsten hinnehmen? Die Funde in vorgeschichtlichen Wohnstätten und Gräbern unserer Heimat geben darauf Antwort: Die Kenntnis einfacher technischer Prozeduren, Rohmaterial zu deren Ausführung, Muster, die leicht nachgeahmt werden konnten, und natürlich sonst allerlei kleine, leicht tragbare Gegenstände, die dem primitiven Menschen stets willkommen sind: Schmuck, Waffen, zierliches Gerät. Bis in die letzte vorgeschichtliche Phase Mitteleuropas, bis in die La Tène-Periode, zieht sich, trotz aller eigenen industriellen Betätigung, diese Abhängigkeit. Erst in der La Tène-Periode erfolgt ein teilweiser Umschwung, und erst diese Zeit sah auch, kurz vor dem Auftreten der Römer, die ältesten wirklichen Städte im Norden der Alpen.

Die Gefahr der Betrachtung dieser Dinge unter dem Gesichtspunkte der Rassenfrage liegt u. a. darin, daß man geneigt sein wird, zugunsten gewisser Länder und gewisser Erscheinungen in diesen, dem Bilde an einer Stelle glänzende Lichter aufzusetzen und andere dagegen dunkler zu halten, d. h. mit bester Absicht das alteuropäische Kulturgemälde zu fälschen und statt der objektiven Wahrheit der Fundtatsachen subjektiv gefärbte Anschauungen reden zu lassen.

3. Die neolithischen Kulturgruppen.

Verhielt es sich in Alteuropa so, wie oben angenommen worden ist, so war die neolithische Periode, wie auch alle Folgezeiten bis zu dem ersten geschichtlich bezeugten Auftreten keltischer und germanischer Stämme, erfüllt mit größeren und kleineren Vorgängen friedlicher und kriegerischer Art. Es waren teils größere Verschiebungen, teils kleine Zuwanderungen und partielle Umsiedlungen, teils nur Eröffnungen neuer Beziehungen und neuer Einflüsse aus fremden Gebieten. Infolge dieser mannigfaltigen, einander störenden und kreuzenden Vorgänge fehlt es an einer einfachen, geraden Entwicklungslinie, auf welcher sich die einzelnen Formen mit innerer Logik aneinander reihen, und wo ihnen ihre Stellung rein typologisch angewiesen werden könnte. Man erkennt Gruppen von größerer und geringerer Bedeutung, deren Gebiete sich teilweise decken, und die namhaften erweisen sich zum Teil von überraschender Ausdehnung; aber sie lassen noch keine genetische Folge erkennen. Unvermittelt, ohne Uebergänge und Zwischenstufen erscheinen sie nebeneinander, so daß der alte palaio-neolithische Hiatus hier, freilich in hundertfach kleinerem Maßstabe, sich mehrmals wiederholt. Allein zum Unterschied von dem großen alten Hiatus ist die meßbare Differenz der Kulturhöhe hier äußerst gering, oft gleich Null. Die Formen der Gefäße und der Steinwerkzeuge sind verschieden, aber einander gleichwertig; der Grundstock

der Ornamente ist immer der gleiche und besteht aus einer geringen Zahl geradliniger Muster — horizontalen und vertikalen Liniengruppen, Zickzackbändern, schraffierten Dreiecken usw., — welche in wechselnder Technik und Anordnung nicht nur während der jüngeren Steinzeit, sondern auch noch in vielen Folgezeiten unermüdlich wiederholt werden. Nur der hie und da auftretende Mäander und eine Gruppe krummliniger Ornamente, welche in der stilistisch vollendet ausgeführten Spiraldekoration gipfelt, heben sich, wie Elemente einer höheren Ordnung von jener monotonen, prähistorischen Formengesellschaft ab. Man hat diesen Mustervorrat alteuropäisch genannt, weil man ihn zuerst aus Alteuropa kennen lernte. Er ist aber ebenso primär, allgemein und zählebig, wie gewisse Steinbeiltypen, Körperschmuckformen u. dergl.

Nur in der Anwendung dieses Formengutes, in der Ausführung, im Stoff, in der Technik usw. unterscheiden sich die zahlreichen Untergruppen des geometrischen Stils, welche die Archäologie und die Völkerkunde in Europa und außerhalb desselben, in der neolithischen, sowie in den verschiedensten Metallzeiten, kennen gelernt hat. Man hat gelernt, diese Fülle ordnend auseinander zu legen, auf scheinbare Zusammenhänge und überraschende Aehnlichkeiten zwischen zeitlich und räumlich weit auseinander fallenden Dingen weniger zu achten, als auf sicher Zusammengehöriges und Engverwandtes in kleineren Kreisen. Im Studium dieser kleinen Kreise liegt die richtige Verwertung der erhaltenen Zeugnisse geometrischer Dekoration, die in der Ethnographie und Archäologie eine so ausgedehnte Rolle spielt.

Die Trägerin der geometrischen Zierformen ist in der jüngeren Steinzeit Europas fast ausschließlich die Keramik, ein Amt, das sie in der ältesten Metallzeit zum großen Teile an die Arbeit in Bronze abgibt[1]). Die Keramik der Bronzezeit hat in vielen europäischen Ländern andere Vorzüge, als den Reichtum an geometrischer Flächenverzierung. Sie besitzt eine größere Verschiedenheit in den Dimensionen der Erzeugnisse und einen viel größeren Reichtum in der Profilierung. Sie hält mehr auf starke Einziehungen oder Ausladungen des Mundsaumes oder des Bauches, auf scharfe Kanten und tiefe Kehlen, auf Abgliederung der tektonischen Elemente, geschmackvolle Anbringung der Henkel, sorgfältige Glättung, die häufig den Spiegelglanz erreicht. Die Kochgefäße sind einfach praktisch geformt, die großen Vorratsbehälter, manchmal wahre Riesengefäße, technisch erfreulich und auch formell befriedigend gestaltet, das Eß- und Trink-

---

[1]) So namentlich in Mittel- und Nordeuropa. In Südeuropa und dem Orient verwendete man, abgesehen von gewissen Prunkstücken, lange nicht die gleiche Mühe und Sorgfalt auf die Verzierung von Waffen und Werkzeugen aus Bronze, wie z. B. in Ungarn und Skandinavien. Der Grund ist leicht einzusehen. Die Bronze war im Süden und im Orient doch nicht so kostbar, als in den mittleren und nördlichen Ländern unseres Kontinentes. Träger der Kunstformen sind infolgedessen dort andere Stoffe: Gold und Silber, Elfenbein, Stein, Glas usw. und in ununterbrochener Folge allerdings auch die Tonwaren, letztere besonders vermittels der Malerei, die — wo immer sie in der mitteleuropäischen Keramik auftritt — sich auf gewisse südliche und östliche Gebiete beschränkt und so den Zusammenhang mit fremden Sphären mehr oder minder deutlich erkennen läßt. Dasselbe gilt, wie ich an anderer Stelle ebenfalls ausführlich dargelegt habe, von den plastischen Regungen in der neolithischen Keramik Mitteleuropas, welche mit der Malerei an Tongefäßen so oft Hand in Hand gehen.

geschirr, die Grab- und Prunkgefäße endlich bewegen sich in neuen, edlen Formen, denen man teilweise die Ableitung von Vorbildern aus Metall ansieht. Es ist also ein Fortschritt, kein Rückgang, den diese häufig ornamentlose Keramik der Bronzezeit mit sich bringt. Die hallstättische Keramik knüpft dann in vielen prunkvollen Erscheinungen wieder an die neolithische an. Sie vereinigt, als eine Art Vollenderin, die Vorzüge beider vorausgegangenen Perioden, ohne jedoch nur einen der Vorzüge der gleichzeitigen klassischen Keramik des Südens — Drehscheibenarbeit und scharfer Brand, figürliche Dekoration (weniges abgerechnet) und stilisiertes Pflanzenornament — anzunehmen.

Für die jüngere Steinzeit steht also die Keramik im Vordergrunde der kunst- und kulturgeschichtlichen Erscheinungen. Arbeit in Ton zeigt überall ein charakteristisches Gepräge; denn sie ist gegenüber der Arbeit in Stein und ähnlichen Stoffen das beweglichere Element, welches lokale Unterschiede begünstigt und dauernd erhält.

Neben der Keramik hat man natürlich auch die übrigen Erscheinungen der einzelnen neolithischen Gruppen — die Steinsachen und anderen Nebenfunde an Werkzeug und Schmuck, die Fundstelle überhaupt, d. h. den Charakter der Wohn- und Grabstätten — zu berücksichtigen, soweit sie vorhanden sind. Allein von dieser Seite sind die Gruppen oft nicht genügend charakterisiert. Oft fehlt es an Wohnplätzen oder an Gräbern; manchmal sind auch die Werkzeugtypen ungenügend bekannt oder ermangeln charakteristischer Eigenschaften. Das Studium der Keramik bietet dagegen für die älteren Perioden stets den großen Vorteil, der sich schon bei der bisherigen Bearbeitung der mykenischen und frühklassischen Altertümer Griechenlands und Italiens ergeben hat. Die keramischen Formen und Verzierungen sind die verbreitetsten und lesbarsten Urkunden einer schriftlosen Vergangenheit; sie sind es, die uns Pergamente und Inschriften noch am ehesten ersetzen können. Aus diesem Grunde sehe ich im vertieften Studium der neolithischen Keramik, wie es von Deutschland ausgegangen und erst hier, dann in den Nachbarländern, in regen Fluß geraten ist — trotz vieler unbefriedigender Meinungen und Schlüsse, die dabei unterwegs auftauchten, — den Anfang eines großen Fortschrittes und glaube, daß hier das Feld für die Betätigung derer ist, die in neolithischen Dingen klarer sehen wollen als bisher.

Um schließlich noch einmal auf die Rassenfrage zurückzukommen, so meine ich, daß auch der Prähistoriker da einmal ein Wort wird mitreden dürfen. Aber zuvor muß er, frei von vorgefaßten Meinungen, die jetzt alles verwirren, Bestand und Ausdehnung, Zeitstellung und gegenseitiges Verhältnis der Kulturgruppen soweit als möglich feststellen und, wenn möglich, auch ihre Entstehung ermitteln. Was sich daraus rein geographisch erklärt, kann weiter keine Rolle spielen. Dann mag man zusehen, wieweit sich etwa die Grenzen jener Gruppen mit sicher konstatierten Rassengrenzen decken und sonach endlich jene Gruppen mit diesen Rassennamen bezeichnen. — Aber davon sind wir noch weit entfernt!

Die Porträtschilderung in Geschichte und Völkerkunde.

Dr. Max Kemmerich.

Während sich der Porträtierungskunst im Raume schon seit längerer Zeit das Interesse weiterer Kreise zuwandte, ist das literarische Porträt, die Kunst der Darstellung einer Person vermittelst der Sprache, völlig vernachlässigt worden. Sogar Meyers Konversationslexikon kennt unter dem Stichwort „Porträt" ausschließlich das ikonographische. Daß dem so ist, muß Gründe haben und diese liegen, wie mir scheint, hier auf der Hand.

In den Bildergallerien hängen die Porträts meist schon nach Schulen geordnet nebeneinander und es erfordert nicht allzuviel Zeit und Mühe, sofern die Beobachtungsgabe vorhanden ist, die einzelnen Werke Zug um Zug miteinander zu vergleichen, zu gruppieren nach Gemeinsamkeit und Verschiedenheit, Fortschritte aufzuzeigen usw. Da die Bilder eben unmittelbar mit den Augen wahrgenommen werden können, so sind Unterschiede in Auffassung und Darstellung unschwer zu erkennen. Beim literarischen Porträt ist der Sachverhalt viel komplizierter. Wir haben mit Aufwendung von ungeheuer viel Mühe und Zeit eine riesige Literatur durchzuarbeiten und sind gezwungen, die so gewonnenen Bilder im Geiste festzuhalten und miteinander in Relation zu bringen. Wir stellen hierbei hohe Anforderungen an Vorstellungskraft und Gedächtnis, da wir das geschriebene Bild immer erst durch unsere nachschaffende Geistestätigkeit in ein räumliches umsetzen müssen.

Leichter hat es also der Kunsthistoriker in diesem Falle, als der vergleichende Literarhistoriker, und das ist auch der Grund, weshalb unser Gebiet liegen blieb, aber es ist kein Grund, es auch ferner liegen zu lassen. Machen wir uns zunächst Aehnlichkeit und Verschiedenheit der beiden Porträtarten klar.

Sie beide entspringen dem Wunsche, eine Persönlichkeit über die engen räumlichen und zeitlichen Grenzen ihrer Existenz hinauszuheben. Das Porträt ist sozusagen ein „dokumentarisches Aequivalent gegen die zerstörende und vergessenmachende Gewalt des Todes" (Fürst), dem das Objekt der Darstellung zum Opfer fällt. Der natürliche Wunsch, weiteren Kreisen der Mit- und Nachwelt wenigstens im Bilde erhalten zu bleiben, die laudis immensa cupido werden befriedigt. Andererseits haben die Angehörigen und Anhänger ebenfalls das Verlangen, eine liebe oder bedeutende Persönlichkeit kennen zu lernen.

Auch im Geiste des Künstlers ist die Vorbedingung für beide Porträtarten dieselbe: Er muß sich ein klares Bild des Darzustellenden machen und versuchen, dasselbe so genau als möglich im Beschauer oder Hörer wieder zu erwecken. Je mehr Detail er hierbei apperzipiert und je besser es ihm gelingt, durch seine Darstellung sein Publikum dazu zu zwingen, ihm hierin zu folgen, ein desto besserer Künstler ist er.

Nur die Mittel, das bezeichnete Ziel zu erreichen, sind bei beiden Porträtierungsarten verschieden. In der Kunst im Raume, sagen wir mit Lessing in der „Malerei", bilden Pinsel, Meißel und Stift, in der

Kunst in der Zeit die Feder das Mittel der Darstellung. Die Verschiedenheit der Mittel bedingt aber auch eine Verschiedenheit in der Anwendung beider Porträtierungsarten. Das ikonographische Porträt führt ja nur die körperlichen Merkmale vor Augen und läßt lediglich andeutungsweise aus diesen auf Geist, Charakter und Gemüt schließen. Das literarische Porträt hingegen führt umgekehrt mit verhältnismäßiger Leichtigkeit Charakterzüge usw. an, während es körperliche Merkmale nur nacheinander, sozusagen perlenschnurartig zusammenzusetzen vermag. Eine Häufung körperlicher Details belastet die Darstellungskraft des Lesers nur unnötig, während sie für den Maler unumgänglich notwendig ist. Das vollständige Umschreiben einer Persönlichkeit ist demnach nur möglich durch Kombination beider Verfahren.

Da, wie wir sahen, die Aehnlichkeiten zwischen beiden Methoden die Verschiedenheiten weit überwiegen, die Schwierigkeit aber nicht in Frage kommen darf, so ist eine Geschichte des literarischen Porträts als Ergänzung zu der des ikonographischen sehr wohl möglich.

Ivo Bruns[1]) hat in mustergültiger Weise als Erster das Thema behandelt, beschränkte sich aber auf die griechischen Schriftsteller der klassischen Zeit. Den ersten Versuch einer Entwicklungsgeschichte des literarischen Porträts im Mittelalter und Neuzeit machte ich. Sonst existiert sehr wenig. Nachstehend wollen wir den heutigen Stand der Frage skizzieren.

I. Symbolische Periode. In den ältesten Charakteristiken, die wir besitzen, werden, wie es sich ja eigentlich von selbst versteht, nur diejenigen Seiten einer Person betont, die den Mitmenschen für den Wert des zu charakterisierenden ausschlaggebend erscheinen. Das sind sehr wenige und zwar in den primitivsten Zeiten nahezu ausschließlich kriegerischer Mut und Kraft, in deren Folge Macht und furchtgebietendes Wesen, sowie alles, was damit im Zusammenhang steht. Die ältesten beziehungsweise primitivsten erhaltenen Porträts sind die der assyrischen und ägyptischen Könige. Von Rammân-uirâri I., ca. 1325 v. Chr., dem ältesten assyrischen Herrscher, dessen Porträts ich habhaft werden konnte[2]), besitzen wir nachstehende Steinplatteninschrift:

„Rammân-uirâri, der glänzende Fürst, der Erwählte (?) des Gottes, der Stellvertreter der Götter, der da neu gründete die verfallenen Städte . . ., der zerschmettert die Gesamtheit der Feinde überall, niedertritt ihre Länder . . ., in Besitz nahm die Scharen der Menschen, ausdehnte Gebiet und Grenze, dem die Gesamtheit der Könige und Fürsten. . . unterworfen haben, der glänzende Priester Bels, Sohn des Pudil, des Statthalter Bels, des Priesters des Asur . . . . . ., bezwang sämtliche Könige, Berge und Waldgebiete an der Grenze des weitverbreiteten Kutî . . .“ usw. usw.

Die anderen Porträts sind im selben Stile gehalten bis zum Untergang des Reichs. Die häufigsten Epitheta sind: der Held, Stellvertreter und Liebling der Götter, der erhabene, rechtmäßige, großmächtige König, der Weise, der Hohe, der in Kämpfen mächtige, der Starke, der das Szepter hält ohnegleichen, der König der vier Weltgegenden, der König aller Herrscher, der Herr der Herren, der erhabene Priester, der erhabene

[1]) „Das literarische Porträt der Griechen im 5. und 4. Jahrhundert v. Chr.“ Berlin, 1896.

[2]) Schrader, keilinschriftliche Bibliothek, I. Bd., S. 5/7 ff.

Richter, dessen Schreckensglanz die Weltgegenden niederwarf, der rollende Donnerschlag, welcher wie ein Stoß des Unwetters über das feindliche Land seine Macht entfaltet, der das Blut der Feinde über Schluchten und Höhen fließen läßt, ihre Köpfe abschnitt und an der Seite ihrer Mauern ausschüttete usw. usw. Dazu kommt in bramarbasierender Phrase eine Liste der Eroberungen und Erwerbungen für das Reich, der erbauten Tempel und neugegründeten Städte. Es kommt also den Königen, die sich ja selbst charakterisieren, nur darauf an, ihre Macht kund zu tun und sie als möglichst schrecklich hinzustellen. Ich fand keinen einzigen individuellen Zug. Die einzelnen Könige unterscheiden sich ausschließlich durch die Verschiedenheit der gewählten Phrasen; daß die Kriegstaten der Einzelnen voneinander abweichen, ist klar, hat aber mit der Charakteristik nichts zu tun.

Ganz ähnlich sind die altägyptischen Porträts auch eine Summe volltönender Phrasen, in denen sich nicht der allergeringste individuelle Zug entdecken läßt.

Ramses II. wird folgenderweise charakterisiert[1]): „Der Sohn des Rê, der von Amon geliebte Ramses, der immer und ewig Leben spendet, der vom Amon Rê, dem Herrn des Tempels „Throne beider Länder“, dem thebanischen geliebt wird, leuchtend auf dem Throne unter den Lebenden gleich wie sein Vater Rê alltäglich.

Der gute Gott, der Herr des Südlandes, der buntgefiederte Horus des Tempels von Edfu, der schöne silberne Sperber, der Aegypten mit seinen Flügeln schützt, für die Menschen schattenbereitend, die Burg der Stärke und des Sieges, der aus dem Mutterleib schrecklich hervorkam, um sich seinen Ruhm zu nehmen, seine Grenzen ausbreitend, dessen Leib Farbe gegeben ist, gleich der Stärke des Kriegsgottes Mont. . ., der starke Stier, gegen das elende Aethiopien, der Gebrüll ausstößt gegen das Negerland; während seine Hufen die Trogodyten zerstampften, stieß sein Horn auf sie“ usw. usw. —

Erman sagt ausdrücklich, daß genau dasselbe auch vom „elendesten König“ gesagt wird, und daß der Leser noch immer nicht weiß, was in der Inschrift steht, denn alles, was er bisher gelesen hat, heißt zu deutsch nichts anderes, als „im dritten Jahre Ramses II.“

Assyrer und Aegypter haben demnach lediglich Sinn für die Stellung des Königs als solche, und kümmern sich nicht im allergeringsten darum, ob der gezeichnete König ähnlich ist oder nicht. Ja, der Versuch dazu wird nicht einmal gemacht. Der große Phrasenschwall ist lediglich eine durch hundertjährige Konvention gewordene formelhafte Umschreibung der Begriffe „stark, kühn und mächtig“, die für den einzigen in Betracht kommenden Stand, den des Königs und Kriegers, charakteristisch sind. Bei primitiveren Völkern fehlt nur der Wortschwall, die Sache ist dieselbe.

Bei einem Jägervolke wird entsprechend die Befähigung für die Jagd einseitig hervorgehoben, bei Seefahrern die für das Meer, bei Kriegern die für den Krieg usw. Immer ist es aber nur eine Fähigkeit, die betont wird und diese ist nichts weniger als charakteristisch, da sie auch an jedem anderen Volks- beziehungsweise Standesgenossen gerühmt wird.

---

[1]) Vgl. Erman, Aegypten, I. Bd., S. 90 f.

II. Periode. Der Uebergang von dieser Periode zu der zweiten, deren charakteristischer Unterschied darin besteht, daß man wenigstens den Versuch macht, eine Persönlichkeit ähnlich zu zeichnen, was aber auf dieser Entwicklungsstufe noch nicht gelingt, vollzieht sich naturgemäß nur sehr langsam. Jede künstlerische Entwicklung ist gleichbedeutend mit einer Steigerung des Wirklichkeitssinnes. Ganz allmählich werden mehr und mehr Details apperzipiert und wiedergegeben. Je tiefer die Stufe, auf der der Künstler steht, desto weniger Details vermag er demnach aufzunehmen und darzustellen. Da zudem durch die viel gleichmäßigeren Lebensbedingungen primitiver Völker die Individuen auch viel weniger differenziert sind, sich körperlich und geistig ähneln durch die einseitige Inanspruchnahme ein und derselben Fähigkeiten bei allen —, auch heute gilt von Standesgenossen dasselbe, man denke an unsere Bauern, Schauspieler, Geistlichen und an die verblüffenden Resultate der zusammengesetzten Porträts von Galton und Spencer — so liegt auf der Hand, daß Fortschritte nur sehr schwierig sind und genau genommen nur möglich bei gleichzeitiger Differenzierung der Gesellschaft. Tatsächlich finden wir die ersten Porträts, die einen Fortschritt erkennen lassen, erst von dem Augenblicke ab, wo dem bisherigen einzigen Stande — wohlverstanden, von dem wir Porträts besitzen — nun in der Geistlichkeit ein zweiter an die Seite tritt.

Sehr interessant ist die deutsche Literatur, weil sie entwicklungsgeschichtlich wohl am weitesten zurück- und hinaufreicht, wenn sie auch leider von klassischen und kirchlichen Einflüssen stark berührt ist.

Das ist auch der Grund, weshalb wir erst im 10. Jahrhundert mit unserer Betrachtung beginnen können, weil vorher das römische Element durchaus überwog, während von dem urgermanischen Geistesprodukte, Hildebrands Lied usw., die der symbolischen Reihe angehören würden, kaum mehr etwas vorhanden ist.

Wir haben es mit zwei scharf getrennten Gruppen von Porträts zu tun, der der geistlichen und der der weltlichen Personen, welch letztere jedoch ebenfalls das ganze frühe Mittelalter hindurch von geistlichen Autoren verfaßt sind.

Das aus zahlreichen Heiligen- bezw. Geistlichen-Leben gewonnene Bild eines Klerikers sieht etwa folgendermaßen aus: Aus edlem Geschlechte stammend, schön von Körper (worin die Schönheit besteht, wird nirgends gesagt) und gewöhnlich reich an Gütern, tritt der junge Mann, der trotz herzlichstem Verhältnis zu Eltern und Angehörigen in der Regel mit diesen erst einen harten Kampf zu bestehen hat, in den geistlichen Stand ein. In der Klosterschule entpuppt er sich sofort als Wunderknabe, nimmt sich die Erwachsenen zum Beispiel, hat zwar keinen Sinn für kindliche Spiele, wohl aber für Studium und Askese, und entwickelt sich zum juvenis-senex. Durch seine Altklugheit macht er sich außerordentlich beliebt, und ist der Einzige bei der nächsten Amtsbesetzung in Frage kommende Kandidat. Unter heißen Tränen und Beteuerungen seines Unwertes nimmt er die Wahl natürlich an, wird Abt oder Bischof. Gegen andere ist er mild und freigebig, gegen sich erbarmungslos streng; er schränkt alle Lebensbedürfnisse auf ein Minimum ein, übt Nächstenliebe in einer uns ganz merkwürdig anmutenden Weise und trägt entsagungsvolle Demut bei jeder Gelegenheit zur Schau. Merkwürdigerweise hindert

letztere ihn nämlich durchaus nicht, jederzeit ein „Bild“ zu sein des Jammers, der Demut, Bescheidenheit u. s. f. Was der Biograph stets konstatiert, mit Erwähnung des Eindruckes, den dieses „Bild“ auf die fromme Gemeinde macht. Neben diesen idealen Betätigungen fördert der Geistliche seine Diözese durch Neugründungen von Klöstern und Schulen, Renovierung von Kirchen, Neubauten, Förderung der Landwirtschaft und Geistesbildung, Hebung der Künste, Vermehrung des Kirchenvermögens und Sorge für die Wohlfahrt seiner Schutzbefohlenen. Mit heiterer Ergebenheit sieht er, wohlvorbereitet durch Beten und Studium frommer Werke, durch Insichgehen und Erwerbung einer milden, ernsten und gemessenen, gegen Freud und Leid apathischen Gemütsverfassung dem langersehnten Tode entgegen. Ihm galt sein Streben während des ganzen Erdenwallens, die Märtyrerkrone leuchtete als höchster Lohn vor seinem geistigen Auge. So sind alle Geistlichen-Leben des 10. und 11. Jahrhunderts: jeder Charakterisierte ist im Vollbesitze aller Tugenden, so daß wir mit Recht von einem geistlichen Ideal oder Typus sprechen können. Verschiedenheiten zeigen sich fast nur in der Form der einzelnen Handlungen, deren Wesen immer das Gleiche ist, und in den zur Charakteristik verwandten Worten. Jeder Auftretende hat ein Epitheton, nach dem Geschmack des Schriftstellers verschieden, meistens werden diese summiert und potentiert und außerdem die Umgebung der jeweiligen Hauptperson herabgesetzt.

Diesem geistlichen Ideal entspricht ein Helden- bezw. Königsideal. Auch der Held ist von edelster Abstammung, schön und reich, steht in herzlichen Beziehungen zu seinen Angehörigen, die nur hie und da durch Empörungen gegen seinen Vater, ein Ausfluß jugendlichen Tatendranges, getrübt werden. Tapferkeit, Treue, Begabung, Leutseligkeit und Freigebigkeit verschaffen ihm die Krone. Als König mehrt er das Reich, ein Feldherr und tapferer Degen, mit Klugheit und List, Vorsicht und Ungestüm. Nun stellt er im eigenen Lande als rechter Friedenskönig mit unerschütterlicher Gerechtigkeit Ruhe und Ordnung her. Hart gegen Unbotmäßige, mild und versöhnlich gegen Unterworfene, gnädig und freigebig gegen seine Getreuen, lohnt und straft er nach Verdienst. Die Kirche und ihre Diener fördert er nach Kräften, ist fromm und zeigt dies gern in äußeren Werken. Maßvoller Lebensfreude, Jagd, Spiel und Gelagen im Kreise der Getreuen ist er nicht abgeneigt. Sein Hof glänzt von Leuchten der Kunst und Wissenschaft. Sein Privatleben ist einwandfrei! In allen diesen germanischen Königen pulsiert kein warmes Leben, keine richtige, übersprudelnde Lebensfreude, d. h. das wollen uns die geistigen Autoren weismachen, indem sie unsere Helden ihrem heiligen Ideal möglichst nähern. Wer sehen will, wie diese kraftvollen Gestalten wirklich waren, der betrachte ihre Taten oder lese unsere Kunst- und Volksepen, die Jahrhunderte später niedergelegt wurden, als unser Volk bereits mächtig an römischen Ketten zu rütteln begonnen hatte.

Doch zurück zum Porträt des 10. bis 12. Jahrhunderts. Das Charakteristikum dieser Zeit besteht darin, daß die Einzelperson für sich noch nicht erfaßt ist. Jeder Porträtierte ist lediglich aufgefaßt als Repräsentant seines Standes. Die idealen Anforderungen, die an den Beruf des Geistlichen oder Herrschers gestellt werden (durch Bibel, Kirche, Tradition, die Antike, das Vorbild eines besonders

Gewaltigen, etwa Karls des Großen usw.) schweben als Idealtypus dem Autor vor, der sie nun deduktiv auf jeden schematisch anwendet[1]).

In den folgenden Jahrhunderten mehren sich langsam die individuellen Züge; asketische Handlungen, die bisher dominierten, bekommen ein mehr persönliches Gepräge, und das Bestreben, den Dargestellten von der Umwelt zu unterscheiden, sowie die Fähigkeit dazu, nehmen zu.

III. Periode. Die Steigerung des Wirklichkeitssinnes tritt am ehesten in der Behandlung des äußeren Menschen in die Erscheinung. Während das 10. Jahrhundert nur zwei physiologische Charakteristiken besitzt und die folgenden auch nur langsam sich der Vervollkommnung nähern, erreicht das 14. Jahrhundert mit Tillmann von Ellhagen den Kulminationspunkt. Ein Beispiel aus der Limburger Chronik Tillmanns, das Porträt des Trierer Erzbischofs Kuno von Falkenstein (Mon. Germ. Hist. IV, I., S. 51), möge dies beweisen:

„Item nu saltu wissen phyzonomien unde gestalt hern Conen vurgenant, want ich in dicke gesehen unde geprufet han in sime wesen unde in mancher siner manirunge. He was ein herlich stark man von libe unde wol gepersoniret (gestaltet) unde gross von allem gelune (Körperbau), unde hatte ein gross heubt mit eime struben videm brunen krulle (Haarwuchs), ein breit antlitze mit pussenden backen, ein scharp menlich gesichte, einen bescheiden mont mit glefsen etzlicher masse dicke; die nase was breit, mit gerumeden naselochern, die nase was ime mitten nider gedrucket; mit eime grosse kinne unde mit einer hohen Stirne, unde hatte auch ein gross brost unde rodelfare (rotfarbig) under sinen augen, unde stont uf sinen beinen als ein lewe, unde hatte gutliche geberde gen sinen frunden, unde wanne daz he zornig was, so pusseden unde floderten ime sine backen unde stonden ime herlichen unde wislichen unde nit obel. Want der meister Aristoteles sprichet in dem virden buche Ethicorum: „Non irasci, in quibus oportet, insipientis esse." Daz heisset also: „Wer nit umb not zorn enhait, daz enist nit eins wisen rait."

Alles in diesem Porträt ist durchaus individuell. Da wir das ikonographische Porträt Kunos besitzen, können wir das leicht konstatieren. Die Art Tillmanns steht in der deutschen Literatur vereinzelt da, aber durchgehends erreichen auch die andern gleichzeitigen Schriftsteller eine viel größere Naturwahrheit, als die der früheren Jahrhunderte. Bemerkenswert ist nun, daß die Untersuchungen von J. Fürst[2]) an einer ganzen Literaturgattung, der ägyptischen in den letzten Jahrhunderten v. Chr., zeigen, wie die induktive Betrachtungsweise sich zuerst des Körpers bemächtigt. Der Wunsch der Aegypter, in Testamenten und anderen Urkunden eine möglichst genaue Personalbeschreibung des Testators usw. zu liefern, führt zu einem eigentümlichen Verfahren. Die einzelnen Körperteile werden eingehend inventarisiert und diesem Signalement noch die besonderen Kennzeichen (Narbe, Malzeichen, Leberfleck, Sommersprossen, Kahlköpfigkeit) hinzugefügt. Später (vom Jahre 10 nach Chr. an) wird das besondere Kennzeichen unter Fortlassung der Körperbeschreibung ausschließlich

[1]) Vergl. zu obigem Kühne, „Das Herrscherideal des Mittelalters" und Kleinpaul, „Das Typische in der Personenschilderung".

[2]) „Untersuchungen zur Ephemeris des Diktys von Kreta." Leipzig 1903. Auf diese hervorragende Publikation sei aufs nachdrücklichste hingewiesen.

angeführt. Die Technik des Porträtierens wurde formelhaft. Diese eigentümliche, ausschließliche Betonung des körperlichen Elementes wurde in Byzanz und bei den christlichen Apokryphen des zweiten Jahrhunderts festgehalten und soll heute noch modifiziert in Indien blühen. Der Orient bietet auch in altarmenischen Epen und in dem persischen Geschichtswerk des Hamza von Ispahan (10. Jahrhundert nach Chr.) Belege hierfür.

Die Entwicklung des literarischen Porträts beginnt sonach mit ganz allgemeinen körperlichen und geistigen Idealtypen. Der Sinn für das Reale, d. h. die induktive Betrachtungsweise setzt mit der Physis ein und schreitet nur ganz allmählich zur Psyche fort. Weshalb nun gerade der Orient (Aegypten der hellenistischen Zeit, Kleinasien und Byzanz, Armenien, Persien und Indien) sich in detaillierten Porträtkünsteleien des äußeren Menschen gefällt und hierbei die tollsten Ausgeburten zeitigt (durchaus keine Schönheitsideale), während das Abendland nur den Limburger Chronisten aufweisen kann, vermochte ich nicht zu ergründen. Selbst Vermutungen wage ich nicht auszusprechen und überlasse es anderen, die Frage zu klären. Wir können ja in dem orientalischen, steckbriefartigen Signalement Ansätze zur Identifikation von Personen sehen, die als eine Art von Vorläufer des Bertillonschen Messungsverfahrens anzusprechen sind, zumal die türkischen Herrscher Abdrücke ihrer Hände als nicht zu verfälschende Unterschriften verwandten. Dem widersprechen aber Fantasiegebilde, wie das Porträt des Antichrist mit seinen Geschmacklosigkeiten. Jedenfalls ist zu berücksichtigen, daß der Orient auf eine seelische Charakteristik in dieser Periode völlig verzichtet, während Tillmann auch nach dieser Richtung hin nicht Unbedeutendes bietet. Ich habe die oben skizzierte Entwicklungsstufe des literarischen Porträts die physisch-induktive Periode genannt.

IV. Periode. In Italien hat bereits im 13. Jahrhundert Dante und in gewisser Beziehung auch Thomas von Celano[1]) beachtenswertes geleistet. Im 14. Jahrhundert — also etwa gleichzeitig mit Tillmann — entstanden Petrarcas schon an modernes Empfinden erinnernde Dichtungen und Boccaccio gelang es, „das Seelenleben der Frau zum ersten Male in der modernen Literatur zu erschließen“[2]).

Das 15. Jahrhundert leistet mit Aenäas Sylvius Piccolomini, der „Vita“ Leonis Baptistae Alberti, mit Guicciardini und Macchiavelli ganz hervorragendes. Aber auch in Deutschland beginnt man mehr und mehr, wenn auch um mehrere Generationen später, sich als selbständiges

[1]) Walther Götz meint in einem zur Geschichte des literarischen Porträts (Historische Zeitschrift, Bd. 92, S. 68 f.) betitelten heftigen Angriff auf mich — wir werden später noch weiter darauf zurückkommen —: „Thomas von Celano hat den heilig. Franz v. Assisi körperlich und geistig beschrieben und haftet der geistigen Charakteristik auch eine übermäßige Häufung der besten Eigenschaften und ein Mangel an Hervorhebung des Wesentlichen an, so liegt doch immerhin der Versuch einer höchst ausführlichen Wesensbeschreibung vor, die nicht nur typische Heiligen-Charakteristik ist“. Dieser Satz beweist, wie wenig Götz das Wesen erkannt hat. „Versuche“, Aehnlichkeit zu erreichen, hat man schon fünf Jahrhunderte früher gemacht und Häufung aller Tugenden ist gerade charakteristisch für die unvollkommene Fähigkeit einer Zeit zu individualisieren; zudem würde selbst für Deutschland Thomas nach meiner Einteilung schon nicht mehr in die typische Periode fallen. Vergl. auch Götz „Quellen zur Gesch. d. h. Franz von Assisi“, S. 85 f.

[2]) Vergl. Voßler, Beilage z. Allg. Zeitg. 1904, No. 164.

Individuum zu fühlen. Das beweist schon die älteste mir bekannte deutsche Selbstbiographie, die Kaiser Karls IV. Auch die Autobiographien des biederen Augsburger Chronisten Burkard Zink, Götzens von Berlichingen u. a., gehörten hierher. Nun wäre es aber verfehlt — auch Götz hat mich vom Gegenteil nicht überzeugen können — anzunehmen, daß man damals schon eine Persönlichkeit so einheitlich erfassen konnte, wie im 19. Jahrhundert. Mag auch hie und da eine Ausnahme zuzugeben sein, so ist doch im allgemeinen festzuhalten, daß bis zum Ende des 18. Jahrhunderts, vielleicht sogar noch später, jedenfalls aber während der Renaissance, die Entwicklungsstufe des literarischen Porträts sich folgendermaßen charakterisiert: der Wirklichkeitssinn haftet zunächst an einzelnen Handlungen. Diese werden motiviert, und zwar jede für sich. In den Fällen, in denen eine Person ganz offensichtlich durch eine dominierende Eigenschaft, die sich in allen ihren Handlungen widerspiegelt, ihren Stempel erhält, ergibt auch diese Methode einen Totaleindruck. In den selteneren Fällen jedoch, in denen sich Handlungen widersprechen und sich ein einheitliches Bild nur erreichen läßt durch Aufdeckung der Quelle, aus der alle fließen, ist es dem Charakteristiker nicht möglich, ein Gesamtporträt zu erzielen. Ich nannte diese Entwicklungsstufe die psychisch-induktive und sprach Macchiavelli für einen ihrer glänzendsten Repräsentanten an.

V. Periode. Im 19. Jahrhundert hat man, um ein völlig widerspruchsloses Gesamtporträt zu erzielen, versucht, alle Aeußerungen einer Persönlichkeit auf einen Kern zu reduzieren. Bourget ist der erste mir bekannte Schriftsteller, der diese Methode handhabt bezw. klar erkennen läßt und systematisch anwendet. Doch ist auch Humboldt hier zu nennen, wiewohl sich seine Methode mit der Bourgets nicht deckt. Das Material wird, soviel nur immer über eine Persönlichkeit herbeizuschaffen ist, gesammelt und gruppiert. Die durch Zusammennehmen des Gemeinsamen und Ausscheiden des Widersprechenden entstandenen Gruppen werden wieder unter Oberbegriffe gestellt, die induktiv durch dasselbe Verfahren gewonnen sind. Und so fort, bis die ganze Pyramide in eine Spitze, die sensibilité, den psychischen Kern oder zentralen Punkt der Persönlichkeit ausläuft. Nun wird deterministisch und deduktiv von der Spitze aus der Charakter nach abwärts aufgebaut. Bei diesem Verfahren sind alle nebensächlichen, zufälligen, störenden oder widersprechenden Züge ausgemerzt, und nur das im fortgesetzten Wandel des Ichs Konstante ist beibehalten. Wenn beispielsweise ein Mann heute liberal, morgen konservativ und dann revolutionär ist, steht der Charakterschilderer vor einem sogenannten psychologischen Rätsel. Bringt er aber an Hand der Sensibilité-Methode die ganze Persönlichkeit unter den Oberbegriff des Strebens nach Macht, so löst sich das Rätsel spielend. Der Betreffende ist eben nie in der Partei aufgegangen, sondern hat nur nach seinem jeweiligen Vorteil bald diese, bald jene als Sprungbrett benutzt.

Nun ist es aber durchaus nicht Aufgabe des Historikers, Werturteile zu fällen. Es sei hier lediglich konstatiert, daß Bourgets Methode für uns neu ist, und jedem sei es überlassen, sie für gut oder schlecht zu halten, sie zu befolgen oder sie zu verwerfen. Meines Erachtens ist die größere Gefahr des Verzeichnens nur für

den gegeben, der kein Meister im Porträtierungsfache ist, und der soll sich dann doch ja mit etwas anderem befassen. Für den weit und scharfblickenden Psychologen bietet aber komplizierten Charakteren gegenüber nur die Sensibilité-Methode die Möglichkeit, sie vollkommen und widerspruchslos zu erfassen. Am eigentümlichsten berührt bei dieser „modernsten" Methode, daß schon die alten Griechen, speziell Xenophon und Isokrates, sie mit Meisterschaft übten. Vom Euagoras heißt es bei Bruns (S. 124 f.):

„Von einem bedeutenden Leben, das abgeschlossen vorliegt, wird das Fazit gezogen. Eine Herrschernatur, die sich in der Verwaltung, in der Politik, im Felde bewährt hat, wird vor uns aufgerollt. Ihr Handeln im einzelnen wird ferngehalten, wir sollen die Persönlichkeit, die dieses Handeln bedingte, kennen und ihre Erfolge dadurch begreifen lernen. Hierzu geht der Schriftsteller auf die letzten Faktoren, die die Eigenart eines Menschen ausmachen, zurück: die natürliche Anlage und die Erziehung. (Taine teilt ganz ähnlich ein in die Kategorien Rasse, Milieu-Umwelt und Zeit.) . . . Dann wird die so gewordene Persönlichkeit in den verschiedensten Lagen und Verhältnissen gezeigt: in ihrem Auftreten überhaupt, im Verkehr mit Menschen, im Amt. Alle Beziehungen sind so gewählt, daß sich das Ganze der entwickelten Persönlichkeit in ihnen widerspiegelt. Jede ist eine Probe auf die vorausgehende sittlich-intellektuelle Analyse. Dem Ganzen liegt das Bestreben zugrunde, vom Zufälligen auf das Bleibende, Wirkliche zurückzugehen. Daher ist keine Einzelszene, keine Anekdote eingemischt."

Das 4. vorchristliche Jahrhundert in Griechenland verstand also bereits einen Charakter aus einer einzigen Wurzel abzuleiten und eine Individualität aus natürlicher Anlage und Erziehung aufzubauen.

Gegen meine Ausführungen[1]) nimmt Götz in seinem äußerst lesenswerten, oben zitierten Aufsatz Stellung. Er meint Entwicklungsstufen ließen sich erst aufstellen nach gründlicher Erforschung der gesamten einschlägigen Literatur. Besonders betonte er, daß man zunächst die Entwicklungsgeschichte eines Volkes prüfen müsse, und daß „innerhalb der in letzter Linie vorhandenen Einheit des Kulturlebens der germanisch-romanischen Völker" es nützlicher sei, den Verschiedenheiten nachzugehen „als auf gut Glück zu verallgemeinern". Endlich meint er, daß man den jeweiligen Zweck des Porträts auf den einzelnen Literaturgebieten prüfen müsse und unterscheiden, ob es sich um die Darstellung einer Persönlichkeit in der Biographie, Geschichtsschreibung, Novelle, Epos, Drama oder sonst einer Kunstgattung handle.

Von vornherein sei zugegeben, daß Götz sehr Verständiges fordert, etwas anderes ist es, ob der große Apparat, den er in Bewegung setzen möchte, auch notwendig ist zur Erreichung entwicklungsgeschichtlicher Stufen. Da er selbst zugibt, daß das Kulturleben der germanisch-romanischen Völker eine Einheit bildet, so muß folgerichtig das für das eine Volk gewonnene Ergebnis auch für die anderen zutreffen. Auf die Verschiedenheiten aber hinzuweisen, nur um ein „triviales" Ergebnis zu vermeiden, erscheint mir eine unnötige Befürchtung. Triviale Ergebnisse gibt es in der Wissenschaft überhaupt nicht. Und wie wenig die von mir gewonnen es sind, beweisen die heftigen Angriffe von Götz,

[1]) Die „Charakteristik bei Macchiavelli", Leipzig 1902, S. 117—131.

geschrieben unter der Devise „im Deutschen lügt man, wenn man höflich ist". Uebrigens ergeben Verschiedenheiten sich doch erst, wenn man die Aehnlichkeiten geprüft hat; und Entwicklungsstufen lassen sich, wie auf der Hand liegt, nur aufstellen nach dem Kriterium der Aehnlichkeit innerhalb einer Stufe. Das behandelte Gebiet ist noch so neu, daß man sich zunächst auf einige wenige Grundtatsachen beschränken muß. Nun ist zweifellos die Rasse, das Volk, die Zeit und die überlieferte Bildungsmasse für die psychische Reife eines Autors ausschlaggebender, als das Gebiet, das er behandelt. Großer wissenschaftlicher Apparat ist ja eine sehr schöne Sache, aber die Erfahrung lehrt, daß kühne, aber wohlgestützte Hypothesen im Fluge Höhen erreichen, auf die erst nach langer Zeit der mühsam tastende Krückstock des mit „zureichenden" Mitteln wohlversehenen exakten Gelehrten nachhumpelt. Wenn wir daher eine Literaturgattung verfolgen, so genügt dies vollkommen zur Gewinnung eines Resultates, das dann nur allgemeiner gefaßt sein muß. Ich gebe aber zu, daß man besser die Biographen als die Geschichtsschreiber zugrunde legt. Ein Blutstropfen eines beliebigen Menschen gibt ja auch gewisse Anhaltspunkte für das Blut der Menschheit, die jedenfalls genügend sind als unterscheidende Kriterien dem Blute von Fröschen oder Hunden gegenüber.

Vorausgesetzt ist allerdings, daß man sich diesen Tropfen auch ganz genau ansieht. Ich räume ein, daß die erlangten Resultate desto anfechtbarer sind, je bestimmter sie lauten, muß aber aufrecht erhalten, daß sie in vorsichtiger Fassung unbedingte Glaubwürdigkeit beanspruchen können. Die Anforderungen, die Götz stellt, machen jede Hypothese und damit jeden schnellen Fortschritt der Wissenschaft unmöglich. So sehr es zu wünschen wäre, wenn seinen Anregungen Folge geleistet würde, so wenig darf er erwarten, daß wir, weniger ängstlichen Gemüter, Dezennien müßig sein sollen, bis sich schließlich ein paar Dutzend Gelehrte zu einer solchen Sisyphusarbeit entschlossen haben. Dabei behaupte ich gar nicht, daß es unmöglich wäre, meine Hypothesen in Einzelheiten zu korrigieren. Angriffe auf solche geistesgeschichtlichen Untersuchungen sind ja nicht schwer, und wer glaubt, dadurch, daß er irgend einen Schmierifax ausgräbt, der beispielsweise in der Gegenwart noch typisch verfährt, meine Einteilung angreifen zu können, dem will ich sein Vergnügen nicht stören. Aber wir dürfen natürlich nur die besten Schriftsteller berücksichtigen, und je mehr treffliche Autoren, die in derselben Zeit lebten, psychisch miteinander übereinstimmen, desto zutreffender ist unsere Schlußfolgerung.

Das literarische Porträt, soweit es sich um Völker handelt, über die noch keinerlei einschlägige Untersuchungen vorliegen, muß zunächst so betrachtet werden, wie fremde Länder, die noch nie der Fuß eines Forschers betrat. Ohne im geringsten die Wege, die in verdienstvoller Weise Götz einer eingehenden Forschung anempfiehlt, abzuweisen, wollen wir sie zu wandeln einer ferneren Zukunft überlassen und festhalten, daß jede Notiz aus unbekannten Regionen Beachtung verdient und Anlaß zu weiteren Schlüssen sein könnte. Wohin wir nur einen Blick werfen in fremde Literaturen, da strömen uns neue Erkenntnisse in Fülle zu. Gewiß sind Arbeiten eingehendster Art im Sinne von Götz unbedingt notwendig, auch wenn sie nur dazu dienen,

Hypothesen zu beweisen, aber ich bestreite, daß man nicht auch Schlüsse ziehen kann bevor diese vorliegen. Wie jeder auf eine durch Induktion gewonnene Voraussetzung aufgebaute Schluß nur dann etwas Neues bietet, solange die Induktion keine vollständige war, d. h. solange die Möglichkeit zu irren noch vorhanden ist, so ist selbstverständlich auch in unserm Falle die Möglichkeit eines Irrtums nicht ausgeschlossen. Wenn Bruns keine Schlüsse zog, was Götz ihm als Verdienst anrechnet, so war das ganz erklärlich, denn die kaum zweihundertjährige Geschichte des einzigen Griechenvolkes hätte es allerdings nicht erlaubt, für die ganze Menschheit aus ihr etwas zu folgern. Wir sind schon allein deshalb besser daran, weil uns Bruns vorarbeitete, darum können wir aber auch nur Schlüsse ziehen über Literaturen, die mit der griechischen in Zusammenhang stehen. Wir haben dazu ein Recht, weil wir von einer einheitlichen kulturellen Entwicklung der griechisch-römisch-germanischen Völker wissen. Nach dem biogenetischen Grundgesetz dürfen wir sogar noch weiter gehen, und zwar stelle ich mir das folgendermaßen vor. Sind wir bei unseren Untersuchungen über das literarische Porträt irgend eines Kulturvolkes bis zu dem Punkte gelangt, wo alle schriftliche Ueberlieferung aufhört, dann können wir (mit Vorsicht natürlich) zur Ergänzung unserer Entwicklungslinie die Literatur der jetzt noch lebenden Naturvölker heranziehen. Es kämen hier besonders Lieder, Sagen und Märchen in Betracht, und wenn auch Götz die Hände über dem Kopf zusammenschlägt, so würde ich doch eventuell nicht davor zurückscheuen, ein Lied der Botokuden heranzuziehen zur Ergänzung der altgermanischen Dichtungen, wofern sich nachweisen ließe, daß die Germanen auf einer Entwicklungsstufe in die Geschichte eintraten, die etwas vorgeschrittener war, als die der genannten Völkerschaft. So haben v. d. Steinens Untersuchungen über die Bakairi die Uranfänge der Kunst und des Porträts klarer enthüllt, als die am weitesten zurückgehenden Forschungen auf europäischem Boden, und die Wissenschaft mehr gefördert als dickleibige Bände über irgend einen großen Künstler. Auch die Kinder-Psychologie dürfte stellenweise mit Vorteil herangezogen werden. Mit anderen Worten: Beim Nachspüren nach der Quelle des literarischen Porträts können wir uns derselben Mittel bedienen, wie die Ethnologie und verwandte Wissensgebiete schon seit langem.

Wenn die Literaturen der Kulturvölker nach allen Richtungen eingehend untersucht sind, wobei wir uns mit Vorteil der von Götz gegebenen Anregung bedienen können, sind die der außereuropäischen Völker in derselben Weise durchzuarbeiten. — Vor allem kämen hier die Erzeugnisse der Perser, Araber[1]), Inder, Chinesen und Japaner in Betracht. Es werden sich sodann mehr oder größere Unterschiede und Verwandtschaften zwischen den Literaturen der einzelnen Völker bezw. Kulturkreise ergeben, und es ermöglichen, Gruppen zu bilden und einen Stammbaum zu konstruieren. Für den Anfang würde es genügen, einige wenige hervorragende Schriftsteller zu untersuchen und an Hand der hier gewonnenen Ergebnisse Entwicklungsstufen aufzustellen, nach Art der von mir für Europa versuchten: Je groß-

---

[1]) Soweit ich die arabische Literatur bisher durchsah, ergaben sich erstaunliche Aehnlichkeiten mit der unseren.

zügiger wir vorgehen, desto besser. Keinesfalls dürften wir auf alle Uebergänge eingehen, wie das Götz möchte, sondern wir müssen uns mit ein paar Typen begnügen. Wenn wir ein klares Bild über die drei Entwicklungsstufen Kind, Mann und Greis gewinnen wollen, dürfen wir auch nicht über jeden Tag Buch führen, da wir sonst vor lauter Exaktheit und Detail-Untersuchung und vor lauter feinen Uebergängen am Schlusse die Unterschiede nicht kennen und nicht sehen.

Die Resultate unserer Prüfung der fremden Literaturen werden uns nicht nur in die Lage versetzen, ein Urteil über die Entwicklung des literarischen Porträts zu fällen, sondern wir brauchen auch dieses weite Ausholen, um unsere eigene Literatur richtig beurteilen zu können und imstande zu sein, ihr einen Platz auf der Stufenleiter des menschlichen Geistes anzuweisen, soweit dieser sich in Betrachtung des Nebenmenschen äußert. Aller Voraussicht nach wird das Rassenproblem auch irgendwie im literarischen Porträt zum Ausdruck kommen. Entweder wir werden finden — was höchst unwahrscheinlich ist und ich jetzt schon verneinen möchte —, daß alle Rassen sich zum Individuum genau gleich verhalten haben wie wir, oder aber, daß sie eine grundsätzlich andere Stellung einnahmen, wenigstens nach Erreichung einer gewissen geistigen Reife. Ich möchte da gleich für die oben berührte Frage, was es mit der Körperschilderung für eine Bewandtnis hat, Interesse erwecken. Es ist doch höchst auffallend, daß wir der großen Literatur-Gattung bei den Byzantinern usw. in unserer Literatur (von Tillmann, Thomas von Cellano und vielleicht noch einigen anderen abgesehen) nichts Ebenbürtiges an die Seite setzen können, daß aber andererseits auch bei uns der Weg zum induktiven Erfassen der Seele über das induktive Erfassen des Körpers als erste wichtige Etappe führt. Da wäre zu prüfen, ob im ganzen Orient (vielleicht in der ganzen Menschheit?) die Tendenz nach Wirklichkeit beim Körperlichen einsetzt, bei großen Literaturen (ob die Rasse eine Rolle spielt?) speziell im Orient die ganze Beobachtungsgabe sich auf das Körperliche beschränkte, es hier zu den außerordentlichsten Blüten brachte und nicht mehr imstande war, mit frischer Kraft sich an die Psyche heranzuwagen.

Hätten wir durch eingehende Untersuchungen, wenn auch nicht sehr vieler Autoren, ein festes Entwicklungsschema gefunden, dann könnten wir sogar an diesem die geistige Reife der Völker messen, wie man ja auch die kulturelle Höhe eines Volkes an seinen Leistungen auf dem Gebiete der bildenden Kunst, wo das Porträt eine große Rolle spielt, messen kann.

Hier mag mir eine Bemerkung gestattet sein über die Priorität der redenden oder der bildenden Künste. Jakob Burckhardt meint bekanntlich, daß die ersteren als die leichteren sich zuerst entwickelt hätten und Götz will auch aus dieser unbewiesenen Hypothese etwas folgern. Ich bin zu dem genau entgegengesetzten Resultat gekommen, daß meistens erst die bildende und dann erst die redende Kunst sich entwickelte, bezw. bei verschiedenen Entwicklungsstufen die erstere früher die höhere erklomm, als die zweite. Auch ist es ein Irrtum zu glauben, daß das Aeußere einer Person leichter mit Worten wiederzugeben ist, als mit dem Stift. Man mache nur einmal den Versuch, irgend einen

Bekannten zu beschreiben, und gleichzeitig ihn auch noch so roh zu skizzieren oder zu karikieren und man wird gleich sehen, wie das erstere viel schwieriger ist. Ich halte es für ganz und gar unmöglich, das Aeußere einer Person unzweideutig in Worte zu kleiden und meine mit Virchow, daß es leichter ist, ein Werk zu verfassen, als einen Schädel — oder ganzen Menschen — exakt zu beschreiben.

Einen von verschiedener Seite gemachten Einwand haben wir noch zu widerlegen. Götz z. B. meint: „daß vom deutschen Epos des Mittelalters über den Limburger Chronisten eine Entwicklungslinie zu Macchiavelli und von da zu Bourget gehe, ist eine ungeheuere Prämisse". Zweifellos. Wenn ich behaupten würde, daß der Säugling Karl über den Mann Moritz zum Greise Wilhelm heranreift, so wäre das allerdings heller Blödsinn und es ist für mich wenig schmeichelhaft, daß Götz mir so etwas zutraut. Die Sachlage ist aber folgende: Karl kenne ich nur als Säugling und will wissen, was aus ihm wird, deshalb schließe ich aus dem Manne Moritz und dem Greise Wilhelm auf seine Zukunft, wobei ich natürlich auch von letzterem auf ersteren schließen kann. Das scheint mir so klar, daß ein Mißverständnis ausgeschlossen sein sollte. Kommen wir nun auf meine obige Entwicklungsstufe zurück: Die Charakterisierungsart unserer Historiker kenne ich. Wenn ich mir die Frage vorlege, ob man von jeher dieselbe Methode befolgte, so muß ich sie verneinen, denn sehr viele Autoren, unter denen ich Macchiavelli herausgreife, haben den Kern nicht aufgedeckt, sondern die einzelnen Handlungen zu motivieren versucht. Aber auch das ist nicht die erste Stufe, sondern wir finden schon früher, z. B. beim Limburger Chronisten eine Entwicklungsstufe, auf der man sich im wesentlichen damit begnügte, den Körper möglichst getreu zu zeichnen. So schloß und forschte ich nach rückwärts, bis ich zu meinen Entwicklungsstufen kam. Daß ich zur Ergänzung bei der Einheit der Kultur der in Betracht kommenden Völker die Literaturen, die mir am besten bekannt waren, „freimütig" — es scheint sonst üblich zu sein, eine Unkenntnis zu verheimlichen — in erster Linie berücksichtigte, kann man mir nicht gut verargen. Es ist ja möglich, daß hierdurch sich kleine Ungenauigkeiten ergaben, vor allem in betreff der zeitlichen Abgrenzung der verschiedenen Entwicklungsstufen. Ich werde dankbar jede Korrektur annehmen, zumal es mir gar nicht zu behaupten einfällt, daß ich mit den Jahreszahlen das Richtige getroffen habe. Schließlich weicht ja jeder Schriftsteller vom andern ab, und wir sind noch längst nicht so weit, auf alle diese Nuancen eingehen zu können. Das Wichtigste ist jedenfalls die Erkenntnis, wie die einzelnen Seelen-Zeitalter ihre Mitmenschen auffaßten und darstellten, und hier unterliegt es gar keinem Zweifel, daß auch der größte Geist den Stempel seiner Zeit auf der Stirne trägt. Wie jeder von uns, der sich nur etwas mit Kunst beschäftigt hat, einem Bilde ansieht, ob es dem 16., 17., 18. oder 19. Jahrhundert angehört, ob es Italien oder den Niederlanden entstammt, während nur sehr wenige Kenner den Namen des Künstlers zu nennen wissen — wenn es sich nicht etwa um so markante Persönlichkeiten wie Rembrand, Tizian oder Veronese handelt —, so ist auch auf dem Gebiete des literarischen Porträts der Geist des Jahrhunderts und des Volkes prädominierender als der des Meisters. Diese Erkenntnis halte

ich aufrecht, auch wenn ich in meinem Fluge über die Höhen manchen Hügel und Erdhaufen übersehen haben sollte[1]).

Vielleicht regen diese Zeilen diesen oder jenen Forscher zu näherer Betrachtung der Literaturen auf das Porträt hin an, oder aber zur Aeußerung einer abweichenden Meinung. Schilderungen von ganzen Völkern, die ja schon seit langem von der Ethnographie in ihren Gesichtskreis gezogen wurden, kämen erst in zweiter Linie in Betracht. Rasseneigentümlichkeiten der Schriftsteller aber, wie sie sich in der Darstellung der Nebenmenschen äußern, wären zunächst zu berücksichtigen. Es liegt hier ein weites Feld der Forschung für den Zugreifenden offen, und ich wäre glücklich, wenn meine Worte nicht ungehört verhallen würden.

Nach Fertigstellung des Aufsatzes kommt mir der erste Band eines auf vier Bände berechneten Werkes von Friedrich M. Kircheisen über die „Geschichte des literarischen Porträts in Deutschland" zu Händen. Zu meiner großen Freude macht sich der Verfasser die von mir aufgestellten Entwicklungsstufen mit geringen Modifikationen zu eigen und legt sie dem Plane seines Werkes zugrunde. Vergl. meine Besprechung in der Beilage z. Allg. Ztg. No. 9. Es sei hier nur noch erwähnt, daß der Verfasser es wahrscheinlich macht, daß Gudrun- und Nibelungenlied in hohe Vorzeit hinaufreichen, und daß sie uns ein Bild gewähren von der urgermanischen Weise der Darstellung des Nebenmenschen. Die Entwicklungsstufe ist symbolisch, bezw. sie beschränkt sich auf stereotype Epitheta und hat somit eine gewisse Verwandtschaft mit der oben von der ägyptischen und assyrischen Porträtierungsweise gegebenen Charakteristik.

Die Herkunft der neueren Dichter Italiens.

Dr. Ludwig Woltmann.

Bei meinen Untersuchungen über den Einfluß der Germanen auf die Kulturgeschichte Italiens hat sich herausgestellt, daß auch die neuere Epoche dieses Landes (1750—1870) eine Leistung hervorragender germanischer Männer gewesen ist. Von etwa dreißig der bedeutendsten Talente, die das moderne Italien hervorgebracht hat, ist nur ein einziger, Giuseppe Mazzini, als ein Abkömmling der vorgermanischen Bevölkerung anzusehen. Unter diesen dreißig möchte ich hier die fünf größten Poeten, Alfieri, Foscolo, Manzoni, Leopardi und Aleardi, einer kurzen anthropo-genealogischen Betrachtung unterziehen.

Vittoria Alfieri (1749—1803) entstammt einem uralten piemontesischen Grafengeschlecht. Alfieri ist ein bekannter altdeutscher Name, der von Alph, Alpho, Alphi-heri abzuleiten ist. In einem Sonett hat der Dichter sich selbst beschrieben: hohe Statur, rötliche Haare, weiße Haut, blaue Augen und gerade Nase. Ein schönes Bildnis des Dichters, gemalt von Fabre, befindet sich in den Uffizien. Seine Physiognomie gleicht in auffallender Weise derjenigen Goethes.

---

[1]) Vergl. zu obigem Aufsatz meine Artikel in der „Wissenschaftlichen Beilage zur Allgemeinen Zeitung", 1903, No. 214, 215, 235, 244 und 245 und „Die Charakteristik bei Macchiavelli", Leipzig 1902. Speziell S. 117—131.

Ugo Foscolo (1777—1827) wurde auf Zante aus einer venezianischen Patrizierfamilie geboren. Von Foscolo sind mir zwei Bildnisse bekannt. Er hatte rötlich-blondes lockiges Haar und ebensolchen Bart, die Augen waren blau, der Teint hell. Seine Gestalt war von mittlerer Größe, wie er in einem Gedicht selbst angibt. Foscolo ist ein langobardischer Name. Fuscus (= gelb, blond) ist zwar lateinischen Ursprungs, als Name wurde es aber erst von den Langobarden gebraucht (Fosco, Foscari, Foscolo, Fuscaldo).

Alessandro Manzoni (1785—1873) gehörte einer lombardischen Grafenfamilie an, deren Name althochdeutsch ist (Manzo, Manzone, nhd. Mantz). Manzoni war über mittelgroß (173 cm), hatte kastanienfarbene Haare, blaue Augen, helle Haut, hohe ein wenig fliehende Stirn, schmales, langes Gesicht und vorspringendes Kinn. Die ganze Familie hatte diesen germanischen Typus, denn ein Biograph berichtet, daß sie nach ihrer Haut, ihrem Teint, ihrer ganzen Leibesbeschaffenheit fast das Aussehen von Engländern hatte.

Giacomo Leopardi (1798—1837) war der Sproß eines alten Grafengeschlechts zu Recanati, einem Orte in der langobardischen Mark Ancona. Des Dichters Vater hat eine „Istoria gentilizia della famiglia Leopardi" verfaßt, worin er nachweist, daß die Familie bis auf einen Attone (ahd. Hatto, Atto) zurückgeht, der im 12. Jahrhundert lebte. Die Familie besaß damals weite Landstrecken am Flusse Potenza und gehörte wohl zu den langobardischen Feudalgeschlechtern, die sich von Spoleto aus über die angrenzenden Gebiete verbreitet hatten. In den älteren Generationen kommen altdeutsche Namen, wie Mainetto, Gradolone, Tedelgardo und andere vor. Zusammen mit den Leopardi hatten noch andere langobardische Familien, die Roberti, Antici, Mazzagalli in Recanati ihre Kastelle errichtet. Der Name Leopardi ist identisch mit dem altdeutschen Leubared, Liuparat, Liupard und ist eine analoge Bildung wie Leopoldo, Leonardo. Der Dichter war von mittlerer Gestalt, ging aber mit gebeugter Haltung. Seine Hautfarbe war weiß, die Augen blau, die Nase groß und vorspringend, das Haar kastanienfarben.

Aleardo Aleardi (1812—1878) stammte aus einem Grafengeschlecht in Verona, dessen Name Aleardi ahd. Adelardi lautet und daraus ähnlich wie Alberto aus Adelberto entstanden ist. G. Daneo beschreibt den Dichter als einen Menschen von mittlerer Statur, mit dem Gesichtstypus der Napoleoniden und glänzenden Augen. Diese Schilderung wird vervollständigt durch ein lebensvolles Bildnis im Museo civico zu Livorno: die Haare waren dunkelblond, der Bart hellblond, die Augen blau und der Teint rosig.

Alle fünf haben germanische Familiennamen und zeigen den reinen oder nahezu reinen germanischen Typus. Bezeichnend ist, daß vier aus Grafengeschlechtern und einer aus dem venezianischen Patriziat, also alle aus dem Adel hervorgegangen sind. Im italienischen Adel und in der Bauernbevölkerung einiger Distrikte Oberitaliens und Toskanas hat sich bis heute die germanische Rasse am reinsten erhalten.

Nordische Reiseeindrücke.

Von Ludwig Wilser.

Von Greifswald, wo die deutschen Anthropologen getagt hatten, trug uns der Dampfer „Mönchgut" nach Rügen hinüber, nach Saßnitz. Die Rugia der alten Chroniken trägt ihren Namen von dem gotischen Völkchen der Rugier, die ungefähr um den Anfang unserer Zeitrechnung aus Skandinavien herübergekommen waren und zur Unterscheidung von ihren in der alten Heimat verbliebenen Stammesgenossen „Inselrugier", Ulmerugi, an. Holmrygir, ags. Holmrycas, genannt wurden. Aber nicht lange, nur zwei bis drei Jahrhunderte, bewohnten sie das fruchtbare Eiland; von den übermächtigen Goten besiegt und unterworfen, suchten sie durch Auswanderung ihre Unabhängigkeit zu wahren, wandten sich, dem Laufe der Oder folgend, südwärts und gelangten durch die Pforte zwischen Sudeten und Karpathen ins Tal der March und an die Donau, wo sie im „Rugiland", gegenüber vom heutigen Wien, ungefähr zwischen March und Kamp, eine neue Heimat fanden. Von hier zogen sie gegen Ende des 5. Jahrhunderts in zwei Abteilungen, zuerst mit Odoaker, dem berühmtesten, in jähem Wechsel vom Gipfel des Glücks in des Unglücks Abgrund gestürzten Sohn ihres Volkes, dann mit dem großen Theoderich nach Italien. Nachdem in den Wirren des Gotenkrieges einer ihrer Edlen, Erarich, kurze Zeit die Königskrone getragen hatte, teilten sie das tragische Schicksal der Ostgoten. Welche Erinnerungen von „Königen und Helden alter Zeit" wecken die nordischen Namen! Doch zurück zur Gegenwart. Abends, als die Kurkapelle spielte, entwickelte sich am Strand ein buntes und bewegtes Badeleben; allgemeines Aufsehen erregte ein mit schmucken Matrosen bemanntes Boot, das nach einer Abendunterhaltung an Land eine Gesellschaft reicher Hamburger zu ihrer auf der Reede ankernden stattlichen Lustjacht zurückbrachte. Seit ich in meiner Jugend Mrs. Brasseys „Segelfahrt um die Welt" gelesen, schwärme ich für diese Art zu reisen, doch ist es leider beim Schwärmen geblieben.

Am andern Tage, einem Sonntag, streifte ich einsam durch die herrlichen Buchenwälder der grünen Insel und bewunderte die zerklüfteten Kreidefelsen, auf deren Gipfel zahlreiche Warnungstafeln von fortwährenden Rutschungen unterwaschener Teile Kunde geben. Bei solchen Felsstürzen treten immer neue Adern von Feuerstein zutage, die sich in schiefen, schwärzlichen Streifen über die weiße Felswand hinziehen. Der ganze Strand ist mit Feuersteinknollen bedeckt, der Reichtum an diesem für die Kulturentwicklung der Menschheit so wichtigen Gestein unerschöpflich. Wie kein anderer Stoff eignet sich der Feuerstein zur Herstellung der mannigfaltigsten Werkzeuge und Waffen, und sein muscheliger, scharfkantiger Bruch regt zur Erfindung immer neuer Formen an; ich zerschmetterte einen der herumliegenden Knollen auf einem Findlingsblock und sammelte die Splitter, von denen viele ohne weitere Bearbeitung zum Schneiden, Schaben oder Bohren zu gebrauchen waren. Hier, an den Gestaden der Ostsee — dieser Gedanke muß sich jedem Altertumsforscher aufdrängen — waren alle Voraussetzungen und Bedingungen gegeben für das Entstehen einer steinzeitlichen Kultur, deren Reichtum und Vielgestaltigkeit in den

Sammlungen von Stettin, Stralsund, Lund, Kopenhagen und Stockholm unser Staunen erregt. Auf einem Fußwege las ich auch ein bearbeitetes Feuersteinmesserchen auf, als Andenken für mich wertvoller als all die Schätze der Saßnitzer Buden. Der vielgenannte und besuchte „Herthasee“ bei Stubbenkammer mit seiner schönen Aussicht vom Königsstuhl trägt leider seinen Namen mit doppeltem Unrecht, denn erstens hieß die von den Schwaben verehrte „Mutter-Erde“ weder Hertha noch Nerthus, sondern Aertha, und zweitens kann der heilige See dieser Göttin nur in einem früher von schwäbischen Völkern bewohnten Lande, also auf Seeland oder Laaland, gesucht werden. Dicht neben dem See ist ein mächtiger, anscheinend aus slawischer Zeit stammender Ringwall; denn die Nachfolger der gotischen Rugier — ob unmittelbar oder mit Unterbrechung, ist nicht mehr festzustellen — waren wendische Rujaner, nach dem besetzten Lande benannt. Daher sind noch heute die meisten Ortsnamen auf Rügen slawisch.

Von Stubbenkammer führt ein reizender Waldweg nach Lohme. Ueber eine weite Meeresbucht weg erblickt man von Lohme aus Arkona, die nördlichste Spitze der Insel, mit dem 1827 erbauten Leuchtturm. Dort stand, bis Stadt und Festung im 12. Jahrhundert von dem Dänenkönig Waldemar I. erobert wurde, das weitberühmte und herrlich geschmückte, nach nordischer Sitte aus Holz erbaute Heiligtum des Gottes Svantovit, dessen Standbild in der einen Hand ein mächtiges Methorn als Sinnbild des Ueberflusses, in der anderen als Schutzgeist ein blankes Schwert trug und den die Schlauheit der Geistlichen später zum „Heiligen Veit“, Sanctus Vitus, gemacht hat. Schon als ich in meiner Jugend das Lied „Auf Arkonas Bergen steht ein Adlerhorst“ singen hörte, fiel mir der seltsame, italienisch klingende Name auf. Woher stammt er, ist er germanisch oder slawisch? Allem Anschein nach weder das eine noch das andere (Urkan ist spätere Entstellung), sondern keltisch, gleichlautend mit Arkunia, Hercynia, und nichts anderes als „hoher Fels“ oder „Berg“ bedeutend. Auf dem benachbarten Bornholm sind zahlreiche Gräber mit Waffen und Schmucksachen keltischen Stils (La Tène) gefunden worden, und wir müssen daher annehmen, daß in den letzten Jahrhunderten vor unserer Zeitrechnung noch Kelten, deren letzte belgische Welle mit dem kimbrischen Stamm der Germanen im innigsten Zusammenhange steht, an der Ostsee gewohnt haben. Die vielen auf Rügen gefundenen Grabstätten gehören freilich größtenteils einer noch viel älteren Zeit, dem Steinalter, an. Nach der vom Senior der deutschen Altertumsforscher, Dr. Rudolf Baier, der Greifswalder Versammlung gewidmeten Schrift „Vorgeschichtliche Gräber auf Rügen und in Neuvorpommern“ waren in den zwanziger Jahren des vorigen Jahrhunderts auf der Insel noch 1869 vorgeschichtliche Gräber, „meist hochgetürmte, weithin sichtbare, aus mächtigen Felsblöcken zusammengesetzte Bauten“, bekannt. Und heute? Wo sind sie geblieben, die Zeugen einer mehrtausendjährigen Vergangenheit? Die immer ausgiebiger betriebene Landwirtschaft hat den größten Teil derselben eingeebnet und das Land unter den Pflug genommen; die Steinblöcke wurden zerschlagen und zur Ausbesserung der Straßen und Wege verwendet oder in Hausbauten vermauert; die langen Decksteine wurden mit Vorliebe zu Schwellen und Treppenstufen in Herrenhäusern oder zu Meilensteinen verarbeitet.

Nach stundenlanger Wanderung, immer durch den schönsten Buchenwald, kam ich nach Saßnitz zurück, wo ich, wie in Stubbenkammer, einen Teil der Greifswalder Versammlung wiederfand.

Am andern Morgen hatte sich das Wetter gründlich geändert. Die Hitze war verschwunden und vom Meere her wehte eine steife Brise, die mächtige Wogen mit weißen Schaumkämmen gegen die Feuersteinblöcke des Strandes heranwälzte. Der „Imperator“, auf dem ich mich nachmittags nach Schweden einschiffte, hatte kaum den Hafen verlassen, als das große und schöne Schiff mächtig zu schwanken und bald wie eine Nußschale hin und her zu taumeln begann; oft berührte die Reling die Wasserfläche und schäumende Sturzwellen überschwemmten das Deck. Die Folgen blieben nicht aus. Das laute, fröhliche Geplauder verstummte allmählich, aus den unteren Räumen drangen stöhnende Klagelaute herauf, und ab und zu sah man einen Unglücklichen dem Aegir „schrecklich Opfer“ bringen. Obwohl eine richtige Landratte und durchaus kein „seebefahrener Mensch“, blieb ich doch merkwürdigerweise ganz unbehelligt, ließ mich vom Sturm zerzausen und konnte mich nicht satt sehen am „Spiel der Wellen“. Lange hatte neben mir ein lustiger Berliner ausgehalten und über die armen Opfer der Seekrankheit allerlei teilnehmende und liebenswürdige Bemerkungen gemacht, plötzlich aber stockte sein Redefluß, sein lachendes Gesicht wurde bleich und verzog sich zu merkwürdigen Falten, er taumelte nach der Brüstung — auch du, mein Brutus!

Der schwere Seegang verzögerte unsere Fahrt, so daß des „Helios leuchtende Fackel“ schon in den Wogen zu erlöschen begann, als die schwedische Küste in Sicht kam und man endlich über den Hafengebäuden von Trelleborg die blaue, gelbgekreuzte Flagge flattern sah. Um meine Sprachkenntnisse etwas aufzufrischen, summte ich einige Gesänge der Frithjofs-Saga, die ich auswendig wußte und die schwedisch noch viel schöner klingen, als in der besten Uebersetzung, vor mich hin, unter anderem:

Der er flagga pa mast, och den visar at norr,
och i norr är den älskade jord;
jag vill följa de himmelska vindarnas gång,
jag vill styra tillbaka mot Nord.

Und die Flagge am Maste sie weiset nach Nord,
und dort winkt das geliebteste Land;
ich will folgen der Winde, der himmlischen, Flug,
ich will steuern zum nordischen Strand.

Auch der Name Trelleborg oder Trolleborg, d. h. Elfenburg, weckt eigentümliche Erinnerungen; er ist, wie auch Trojaburg (skand. Trojeborg, engl. Troytown), häufig im Norden und bezeichnet immer eine Stätte, die durch einen der merkwürdigen, aus Steinsetzungen bestehenden Schnecken- oder Irrgänge (Labyrinthe) ausgezeichnet war oder noch ist. Es war ein großes Verdienst des gewiß nicht von Irrtümern freien, aber doch durch „deutschen Gelehrtendünkel“ über Gebühr verlästerten Ernst Krause, in seinem Buch „Die Trojaburger Nordeuropas“ (Glogau 1893) und der ergänzenden Schrift „Die nordische Herkunft der Trojasage“ (im gleichen Jahr und Verlag) auf den Zusammenhang der nordischen mit den südeuropäischen Labyrinthen und beider mit der Verehrung des Sonnengottes hingewiesen zu haben.

Das Steinlabyrinth von Wisby z. B., das uns Almgren bei der Festsitzung in Stockholm in seinem Lichtbildervortrag vorzeigte, gleicht dem auf kretischen Münzen und nordischen Runensteinen wie ein Ei dem andern. Es ist dies eine ungemein wichtige, die nordische Herkunft der griechischen Götter und heiligen Gebräuche bezeugende Tatsache. Nach Herodot, Pomponius Mela, Diodor, Plinius und Pausanias schickten ja auch die Hyperboreer nach Delos, dem Eilande des Sonnengottes, Gesandtschaften und Weihgeschenke.

Aus diesen Gedanken rüttelte mich der Ruf eines Reisegefährten auf: „Nun wollen wir uns aber bei einer schwedischen Sexa von den Leiden der Ueberfahrt erholen.“ Ein solches Mahl mit einem schwedischen Punsch kann allerdings einen verstimmten Magen wieder in die Reihe und die gesunkenen Lebensgeister in die Höhe bringen: es besteht aus sechs bis acht kalten Platten, manchmal auch einer warmen, mit allerlei guten, die Eßlust reizenden Dingen, besonders „Früchten des Meeres“, von denen man sich für 1½—2 Kronen nach Hunger und Geschmack nehmen darf, was und wieviel man will. Dazu wird „Knäkkebröd“ gegessen, meist dick mit Butter bestrichen, denn ohne „smör“ tut es der Schwede nicht. Als ich „das Land meiner Sehnsucht“, wie meine Frau beim Abschied scherzend gesagt hatte, betrat, kam mir als erster Sohn desselben auf der Landungsbrücke ein Schutzmann entgegen, in dunkelblauem Ueberrock und einem dem deutschen ähnlichen Helm, schlank, mindestens sechs Fuß groß, mit rötlichem Schnurrbart, ein echter Nordländer. Es sei hier gleich bemerkt, daß man auch in Schweden, besonders an der Südküste, Menschen mit dunklen Haaren und Augen antrifft; je weiter man aber — das hat ja auch die unter Retzius' Leitung durchgeführte Volksuntersuchung zahlenmäßig festgestellt — ins Innere oder gegen Norden vordringt, desto reiner wird die Rasse (Homo europaeus Linné). Dabei findet man bei beiden Geschlechtern stattliche und schöne Erscheinungen. Frauen und Mädchen zeichnen sich häufig durch tadellosen Wuchs, edle Gesichtsbildung, zarte Farben, reinblaue Augen und reiches, goldschimmerndes Haar aus. Wahrlich, Karl V., der zu sagen pflegte, der ganze Adel Europas stamme aus Skandinavien und Gotland, hatte nicht so unrecht.

Von Trelleborg reiste ich noch am gleichen Abend über Malmö, d. h. Sandhügel, alt Malmhaugur, und den Oeresund, auf dem große, schön eingerichtete Dampffähren unter schwedischer und dänischer Flagge den Verkehr vermitteln, nach Kopenhagen, dän. Kjöbenhavn, schwed. Köpenhamn, d. h. „Kaufmannshafen“. Die dänische Kriegsflagge, der Danebrog, d. h. „Dänenzier“ (der zweite Teil des Wortes steckt im franz. broche, in den keltischen Namen Brogitarus, Allobroges), blutrot mit weißem Kreuz, soll vor 800 Jahren in einer mörderischen Schlacht gegen die heidnischen Slawen vom Himmel gefallen und seitdem Feld- und Siegeszeichen der Dänen geworden sein; wahrscheinlich aber ist das Kreuz das uralte, heidnische Sonnenzeichen und hat mit dem Christentum nichts zu tun.

Die Stadt Kopenhagen, rings von Wasser umgeben und mit großen Hafenanlagen versehen, ist zur Seehandelsstadt wie geschaffen, wenn auch, seit Riesendampfer alle Meere durchfurchen, der Ostseehandel entschieden zurückgegangen ist. Sie hat auch verschiedene

schöne Parkanlagen mit herrlichen Baumgruppen und Seen, wie Oester Anläg, Oersteds Park, Botanisk und Rosenborg Have. Von öffentlichen Gebäuden fällt besonders das Schloß Amalienborg mit seinem runden Platz, die Marmor- und Frauenkirche, der runde Turm, die Universität und das neue Rathaus mit seinem schlanken Uhrturm in die Augen. Das Königliche Schloß am Königsneumarkt (Kongens Nytorv) ist seit dem Brande von 1886 noch nicht wieder hergestellt. Das Hauptleben flutet durch die Oestergade mit ihren vielen und schönen Läden, darunter die der Königl. Porzellanmanufaktur und der weltbekannten Fabrik von Bing und Gröndahl. Den kunstliebenden Fremden lockt vor allen Sehenswürdigkeiten das Thorwaldsenmuseum und die Frauenkirche mit den gewaltigen Christus- und Apostelstandbildern, den Altertumsfreund das Altnordische Museum mit seinen unvergleichlichen Schätzen, die dem Besucher einen hohen Begriff von dem Alter und der Bedeutung der dänischen Kultur geben. Hier sieht man Steinwaffen und Werkzeuge in unerschöpflicher Fülle, Baumsärge, in denen sich durch die Einwirkung der Gerbsäure die Tracht der Bronzezeit fast unverändert erhalten hat, einen kunstvoll gearbeiteten und verzierten Wagen aus dem gleichen Zeitalter, eherne gewundene Hörner (lurer), die so wohl erhalten sind und zusammenstimmen, daß sie wiederholt schon zu musikalischen Aufführungen benutzt werden konnten, das vergoldete Sonnenbild von Trundholm, den Silberkessel von Gundestrup, der uns eine Vorstellung gibt von dem durch die kimbrische Sühnegesandtschaft an Kaiser Augustus geschickten Opferkessel, getreue Nachbildungen der leider gestohlenen Goldhörner, verschiedene Runensteine und viele andere ehrwürdige Vorzeitdenkmäler. Abends bietet der weltberühmte Vergnügungspark Tivoli alle möglichen Unterhaltungen und Zerstreuungen.

Das dänische Volk ist tüchtig und liebenswürdig; die Gebildeten sprechen fast alle deutsch. Im übrigen ist die dänische Sprache der schwedischen zwar sehr ähnlich, aber nicht so leicht zu verstehen, da die Dänen sehr viel verschlucken. Eine der am meisten gehörten Redensarten ist z. B. „va b'ha", soll heißen hvad behaver, „was beliebt?" Das den nordischen Sprachen eigene Passiv gestattet oft eine große Knappheit des Ausdrucks, z. B. Vaskes, stryges og rulles, d. h. „hier wird gewaschen, gebügelt und gemangt". Deutscher Einfluß gibt sich in dem oft zu lesenden „Isenkramhandel" zu erkennen, während doch jern das dänische Wort für Eisen ist.

Die Dänen blicken auf eine ruhmreiche Vergangenheit zurück und waren von je ein Heldenvolk, wovon der stolze alte Spruch Kunde gibt:

Först troer jeg min gode svärd
og saa min gode hest,
dernäst troer jeg mine Dannesvenne,
jeg troer mig self allerbedst.

Zuerst vertrau ich auf mein Schwert
und auf mein Roß, das gute,
auf meine Dänenhelden dann,
zumeist dem eignen Mute.

Daß die Nachkommen solcher Männer die Schmälerung ihrer Macht und Bedeutung schmerzlich empfinden, daß sie ein bitteres

Gefühl gegen die Deutschen, die ihnen, allerdings in ehrlichem und gerechtem Kampf, zwei der schönsten Provinzen weggenommen, nicht überwinden können, wer will es ihnen verargen? Trotzdem muß, in Anbetracht der gemeinsamen Abstammung und Veranlagung, eine Politik der Versöhnung und Verbrüderung mit den germanischen Nachbarvölkern, insbesondere den kernhaften Nordgermanen, als die für das Deutsche Reich ersprießlichste und durch die Weltlage von selbst gegebene betrachtet werden. Man hat es mir in alldeutschen Kreisen verdacht, daß ich in diesen Blättern (II, 8) sogar von einer Abtretung des dänischen Nordschleswig gesprochen habe; um das angedeutete Hochziel, ein Schutz- und Trutzbündnis, zu erreichen, selbstverständlich aber nur unter dieser Bedingung, scheint mir in der Tat dieser Preis nicht zu hoch.

Stets war es mir auf Reisen ein angenehmes Gefühl, wenn ich nach Erledigung der Sehenswürdigkeiten planlos in den Straßen einer Stadt umherschlendern und ganz ungezwungen Leben und Treiben, Sitten und Eigenart des betreffenden Volkes beobachten konnte. Bei einer solchen Wanderung durch Kopenhagen kam ich auch auf einen kleinen Platz, den „Graubrüdermarkt", von dessen eigentümlich anmutendem, reizvollem Eindruck ich überrascht war. Das Grün in der Mitte, die nüchterne Bauweise der anscheinend aus dem 18. Jahrhundert stammenden Giebelhäuser — war es das? Nein, bald wurde mir klar, daß die künstlerische Wirkung einzig und allein durch den „Reiz der Farbe" erzielt war, denn die Häuser waren in verschiedenen, aber stimmungsvoll zueinander passenden Farben gestrichen, die Fenster- und Türumrahmungen durch hellere Töne hervorgehoben. Schwer nur konnte ich mich von dem traulichen Plätzchen trennen, weil ich hier zum erstenmal in einem Städtebild einen oft gehegten Gedanken verwirklicht fand: warum macht man nicht häufiger Gebrauch vom billigsten Ziermittel, der Farbe? Ein häßlicher Anstrich kostet genau ebensoviel wie ein geschmackvoller, zur Umgebung stimmender, und welch ein Unterschied in der Wirkung! Vor kurzem fand ich in einem Zeitungsberichte die Erläuterung und Erklärung: auf Anregung eines Verschönerungsvereins hatten sich die Besitzer entschlossen, ihre alten Häuser neu streichen zu lassen, aber — das ist die Hauptsache — in gemeinsamem Einverständnis und unter der Leitung eines kunstsinnigen Mannes, des Malers Möller-Jensen. Möchte ihr Beispiel Nachahmung finden.

Mein nächstes Ziel war Lund, die Hauptstadt von Schonen, der alte Bischofssitz, die berühmte schwedische Hochschule. Leider war es mir nicht vergönnt, hier die Bekanntschaft des Mitherausgebers der Anthropologia Suecica, des Professors Fürst, zu machen; er war, wie auch Retzius in Stockholm, dessen freundlichen Besuch in Heidelberg ich gerne erwidert hätte, in der Sommerfrische, überhaupt das ganze Städtchen in den Ferien wie ausgestorben. Hoch ragen über die niederen Häuser die beiden Türme der herrlichen Domkirche empor, die an unsere schönsten rheinischen Bauten romanischen Stils erinnert. Auf einem Säulenfuß las ich in nordischen Runen, aber niederdeutscher Sprache die Worte „Got help", angeblich von dem deutschen Baumeister Adam von Büren herrührend, der, an seiner Kraft verzweifelnd, auch die darunter stehenden Sinnbilder, einen Mann mit einem Hammer

auf der Haut eines zusammengebrochenen Esels, eingehauen haben soll. Diese werden durch den altdänischen Spruch erklärt:

Thet maa vel it asen vaere,
Som tagr mer end det kand baere.

Fürwahr ein großer Esel ist der Mann,
Der mehr sich auflädt, als er tragen kann.

An einer Säule der merkwürdigen Krypta befindet sich das Bild des Jaette (Riesen) Finn, der nach der Sage um den Lohn für seine Mithilfe beim Bau betrogen wurde.

In der Nähe steht das Tegnerdenkmal, das Versammlungshaus für die gesamte Studentenschaft (student förening) mit großem Festsaale, reich ausgestatteten Lesezimmern u. dergl., die alte Universität (jetzt Bibliothek) und die neue, mit schöner Aula und einer sehenswerten Altertümersammlung im Keller, in der besonders die von Menschenhand bearbeiteten Rentierstangen von Näsbyholm und die zahlreichen Runenkalender meine Aufmerksamkeit fesselten. Außerdem besitzt die Stadt ein hübsches Freiluftmuseum mit südschwedischen Bauernhäusern samt ihrer ganzen, die nordische Volkskunst gut erläuternden Einrichtung. Abends stand ich dann noch vor dem einstöckigen Häuschen, das eine Inschrift als einstige Wohnung des Sängers der Frithjofssage kenntlich macht.

Obwohl die Fahrt von Lund nach Stockholm einen ganzen Tag, ungefähr zwölf Stunden mit dem Schnellzug, dauert, wirkt sie doch nicht ermüdend, denn erstens gehen die Wagen so ruhig, daß das Lesen nicht anstrengt, und zweitens bringen die vielen Seen Abwechselung in die Landschaft. Zur Uebung in fremden Sprachen lese ich gern Zeitungen, denn sie enthalten die meisten der im täglichen Leben vorkommenden Ausdrücke; die schwedischen Zeitungen sind gut bedient, bringen rasch und zuverlässig die neuesten Nachrichten und enthalten auch manchen wissenschaftlich wertvollen Beitrag. Läßt man das Blatt sinken, so schweift das Auge mit Wohlgefallen über das grüne Land, das nach Norden zu immer waldreicher und felsiger wird, während Schonen mit seinen Kornfeldern und Windmühlen an die pommerische Ebene erinnert. Viel schönes Vieh weidet das saftige Gras ab, und die über die grünen Wiesen galoppierenden Rosse muten ganz altgermanisch an. Einen reizenden Schmuck der Landschaft bilden die zerstreut liegenden Bauernhäuschen, alle aus Holz, die meisten rot gestrichen, mit weißen, gelben oder rosenroten Eckbalken und Fensterrahmen. Auf den größeren Haltestellen — Norrköping mit 60000 Einwohnern ist übrigens die einzige bedeutende Stadt auf der Strecke — gibt es überall Kaffee, Kuchen und „smörbröd"; nirgends fehlt auch das Sodahäuschen, die „vattenbutik". Die auf den Bahnhöfen feilgebotenen „ersten" Kirschen, bei uns schon vor einem Vierteljahr gegessen, gemahnen an die nördliche Lage. Stockholm, die „Königin der Ostsee", das „nordische Venedig", ist schon so oft und anschaulich von entzückten Besuchern geschildert worden, daß ich hier nur sagen kann, es enttäuscht auch die höchstgespannten Erwartungen nicht. Wer einmal das Glück gehabt, diese stolze Königsstadt zu sehen, wird stets ihr großartiges Bild in der Erinnerung bewahren. Wie wir

unter den zahllosen erbeuteten Fahnen der Riddarholmskirche, an den Grabmälern Gustav Adolfs und Karls XII. des schwedischen Heldentums und Kriegsruhms gedenken, so umweht uns in den weiten Sälen, unter den reichen Schätzen des Nationalmuseums der Geist der Vorzeit. Von den ersten Anfängen der neueren Steinzeit (Mesolithicum) bis zur Kunst der Gegenwart offenbart sich hier dem Auge des Forschers eine ununterbrochene, stetig auf- und fortschreitende Entwicklung menschlicher Geschicklichkeit. Besonders der germanische Stil, die Kunstfertigkeit und der Geschmack unserer Vorfahren zeigt sich hier in den glänzendsten Proben, an den lehrreichsten Beispielen. Ich darf wohl sagen, daß ich auch hier meine Auffassung desselben bestätigt gefunden habe: wenn z. B. die sich umwindenden Schlangen eines ostgotländischen Beschlägs, eines langobardischen Goldblättchens aus Mailand und der Steine aus der altfränkischen Peterskirche in Metz genau die gleiche Gestalt aufweisen, so ist diese Uebereinstimmung unmöglich durch Uebertragung, sondern nur durch eine gemeinsame Quelle in der Stammesheimat der noch ungetrennten Germanen zu erklären. In dem von Hazelius gegründeten Freiluftmuseum „Skansen" (Schanze; von da herrlicher Rundblick über die Stadt) mit seinen Bauernhäusern, Volkstrachten, Runensteinen, Lappenzelten, nordischen Tieren fand ich in einem Häuschen auch hölzerne Nachbildungen des noch heute üblichen Weihnachtsgebäckes, „julbröd"; eine Art desselben, „gullvagn, Goldwagen" genannt, fiel mir besonders in die Augen, da sie die Gestalt des Hakenkreuzes hat und somit meine längst geäußerte Ansicht bestätigt, daß dies weitverbreitete Sinnbild nichts anderes ist als das heilige Sonnenzeichen der Nordländer.

Einen schönen Abschluß der Stockholmer Tage bildete eine von der „Schwedischen Gesellschaft für Anthropologie und Geographie" in den prachtvollen Räumen des Grand Hotel zu unsern Ehren — eine größere Zahl von Teilnehmern der Greifswalder Versammlung war inzwischen auf dem Seewege eingetroffen — veranstaltete Abendunterhaltung mit lehrreichen Lichtbildervorträgen von Montelius und Almgren und einem daran sich anschließenden Festmahl:

Skal för din ära, du härliga Nord!

Während der Rückfahrt unterhielt ich mich u. a. mit einem Volksschullehrer, einem hübschen und aufgeweckten jungen Mann von ungefähr 20 Jahren, der zwar die deutsche Sprache „sehr schwer" fand, sich aber doch ganz gut darin ausdrücken konnte. Er fuhr, wie er mir erzählte, nach Lund zu einem Ferienkurs für Lehrer und Lehrerinnen; in dem Verzeichnis der Vorlesungen fand ich auch eine solche über „Rassen und Völker" — wahrlich, dachte ich bei mir, das könnte in Deutschland manchem Lehrer höherer und höchster Schulen nichts schaden. Von Malmö, der volkreichen Handelsstadt, fuhr ich quer durch die Landschaft Schonen nach dem Hafenstädtchen Simrishamn (alt Simbaershamn; die Schreibung Cimbrishamn der meisten deutschen Karten erweckt falsche Vorstellungen von einem Zusammenhange mit den Cimbern). In Schonen sind Ortsnamen auf löf, unser deutsches leben, englisch ley, sehr häufig, und einige dieser Ortschaften, darunter Eslöf als bedeutendste, liegen auch an der Bahn. Sie sind

für die germanische Stammeskunde und älteste deutsche Geschichte von großer Wichtigkeit; denn diese Sitte der Namengebung, von den schwäbischen Angeln mit großer Zähigkeit festgehalten, hat das Volk auf allen seinen Wanderungen, über die dänischen Inseln nach Jütland und von da teils nach England, teils südwärts, mitten durch Deutschland bis an den Main, begleitet. Zu den schon früher beigebrachten Beweisen für diese seit Jahren von mir vertretene und verteidigte Ansicht und die Bedeutung des Wortes fand ich auf der Reise einen neuen, entscheidenden. Der in Kopenhagen befindliche Runenstein von Snoldelev auf Seeland war mir zwar längst durch Abbildungen bekannt, doch hatte ich seine Inschrift, „Kunualt stain sunar ruhalts thular a salhaukum, d. h. Gundwalds Stein, des Sohnes Rodwalds, Sängers auf Salhöh", nicht weiter beachtet. Dies alte Salhaug heißt aber heute Sallöv, beide Endungen sind also gleichbedeutend (got. hlaiv, ags. hlaev, ah. hleo, hlewes, Hügel).

Nur ein schmaler, in 2—3 Stunden zu durchfahrender Meeresarm trennt die schwedische Küste von der dänischen Insel Bornholm, die mit ihren Granitklippen geologisch zur skandinavischen Halbinsel gehört. Sie hieß früher Austravia, „Osterö", oder Baltea, vom baltischen Meer, und erhielt ihren jetzigen Namen erst von den gotischen Burgunden, die das nach dem Cimbernzug verlassene Eiland in Besitz nahmen (an. Borgundarholmr, ags. Burgendaland). Saxo Grammaticus spricht noch von einer Burgunda insula, in der „Dänischen Geschichte" von Meursius aber (Amsterdam 1638) finden wir den Uebergang von Boringholmia — die Einwohner sagen noch heute Borrinjholm — zu Borneholmia, Bornholm, der jetzigen Namensform. Da wegen Sturms der kleine Dampfer nach Rügen nicht auslaufen konnte, mußte ich einen Tag länger, als ursprünglich beabsichtigt, auf der Insel bleiben und benutzte die Zeit, um den nördlichen Teil derselben zu durchstreifen, die auch von Deutschen viel besuchten Seebäder Allinge und Sandvig, die wildzerrissenen Klippen von Johns Kapell und die beiden „Löwenhäupter", an denen bei der bewegten See der weiße Gischt hoch emporspritzte, den Hammersee, das landschaftlich schöne „Paradiestal", die malerischen Trümmer der schwedischen Zwingburg Hammershus, die Olekirke, eine der Bornholm eigentümlichen Rundbauten zu gottesdienstlichen und Verteidigungszwecken, u. a. Auf den Friedhöfen stehen häufig unter neueren Grabsteinen noch alte Runensteine aus dem 12. oder 13. Jahrhundert, zum Teil aus heidnischer Zeit. Reiche Lager feiner Tonerde haben eine Terrakottenindustrie, von Hjort, hervorgerufen, die außer anderen hübschen Sachen auch kleine Nachbildungen von Runensteinen herstellt, die von den Fremden als eigenartige Andenken gerne gekauft werden. Der von mir heimgebrachte trägt die Inschrift: „Svenur lit raisa stain thena eftir Tosta fathur sin auk eftir Alflak brothur sin auk eftir mothur sina auk eftir sustur sina, d. h. Sven ließ den Stein errichten für seinen Vater Tosta, seinen Bruder Alflak, seine Mutter und seine Schwester."

Da ich in verschiedenen norddeutschen Städten noch liebe Verwandte und alte Freunde aufsuchen wollte, war mein Aufenthalt in Skandinavien zwar nur kurz bemessen, doch reich an großen und schönen Erinnerungen, die ich nicht besser auszudrücken weiß, als mit den Worten des Dichters (Grafström):

Jag minns de gamla skogarna och landen,
der danande man under klippor far,
jag minus den sjö, der dunkelgröna stranden
sin höga mur kring blaa djupet drar.

Ich denk' der alten Wälder in dem Lande,
wo Brandung donnernd an den Klippen nagt,
ich denk' der See, an deren grünem Strande
die Felswand über blaue Tiefen ragt.

Ueber den gegenwärtigen Stand der Judenfrage.

Dr. Leo Sofer.

Es hätte nicht Kischinews und der endlosen Scharen von jüdischen Flüchtlingen aus Rußland und Rumänien bedurft, um Europa darauf aufmerksam zu machen, daß trotz der in allen kultivierten Staaten, mit Ausnahme Rußlands und Rumäniens, durchgeführten sogenannten Emanzipation der Juden auch im Westen eine Judenfrage im weitesten Umfange des Wortes besteht; existieren doch sowohl in Deutschland als auch in Oesterreich mehrere politische antisemitische Parteien, die die ohnehin größtenteils auf dem Papier stehende Emanzipation wieder rückgängig und für die Juden eine Ausnahmsgesetzgebung herbeiführen wollen. In Deutschland begann diese Bewegung mit dem Auftreten Stöckers (1878), an den sich Liebermann von Sonnenberg, Förster, Böckel, Bruhn u. a. anschlossen, politisch hervorzutreten. In Oesterreich eroberte Schönerer (1890) dem Antisemitismus die politische Tribüne. Heute stehen in Oesterreich folgende deutsche Parteien auf antisemitischem Programm: die Christlich-Sozialen unter Dr. Lueger, Prinz Lichtenstein und Dr. Gessmann, die ihren Hauptsitz in Wien und Niederösterreich haben, neuerdings aber in Vorarlberg und Tirol die erbgesessenen Klerikalen verdrängen, und bei der Bekämpfung der Juden hauptsächlich das wirtschaftliche Moment betonen; die Alldeutschen unter Schönerer und die Freialldeutschen unter K. H. Wolf, die hauptsächlich in Böhmen sitzen und den Rassenantisemitismus pflegen; endlich die Deutsche Volkspartei unter von Derschatta und Prade, die stärkste Gruppe, die vor allem in den Alpenländern verbreitet ist, zwischen den früher genannten Richtungen steht und jetzt während der heftigen Kämpfe um den nationalen Besitzstand die Parole „Schonzeit für die Juden" ausgegeben hat. Die Deutschklerikalen unter Dr. Ebenhoch und Dr. Kathrein verwerfen gleich den Klerikalen der slawischen Gruppe grundsätzlich den Rassenantisemitismus, gehen aber sonst bei vielen, die Juden betreffenden Aktionen mit den antisemitischen Parteien. Die Jungtschechen mit ihrem Hauptorgane, der „Narodni Listy" kokettieren mit dem Antisemitismus, wie sie angeben, aus nationalen Gründen, weil die Juden in dem Kampfe zwischen Deutschen und Tschechen auf Seite der ersteren stünden. Die führende und mächtigste Gruppe unter den Polen, die Stanczykenpartei, hat nach dem Grafen Tarnowski die Losung des Asemitismus ausgegeben, sozusagen die unblutige Aushungerung und Verdrängung der Juden aus allen sozialen und wirtschaftlichen Positionen. Auch in dem

benachbarten Ungarn treten analoge Bestrebungen, allerdings in verhüllterer Form hervor; unter den Magyaren repräsentiert diese Richtung die katholische Volkspartei. Abgesehen davon sind die, bei 50 pCt. der Gesamtbevölkerung repräsentierenden „Nationalitäten" Ungarns: Rumänen, Slowaken, Deutsche und Serben, alle mehr oder weniger judenfeindlich, da sie den Juden vorwerfen, daß sie die herrschende Rasse in ihren Magyarisierungstendenzen unterstützen. Ich war bei der Besprechung der österreich-ungarischen Verhältnisse etwas ausführlicher, weil das Donaureich bei einer wahrhaft modernen Lösung der Judenfrage vielleicht eine führende Rolle zu spielen berufen ist.

Antisemitisch ist ferner die nationalistische Partei Frankreichs, die anläßlich der Dreyfusaffäre entstand, nachdem ihr Drumont jahrelang in der „Libre Parole" vorgearbeitet hatte. Ebenso haben beide Parteien Rumäniens, die Liberalen unter Sturdza und die Konservativen unter Cantacuzene, die einander in der Herrschaft des Landes ablösen, jede Emanzipation der Juden verhindert. Rumänien und Rußland sind die beiden Länder, wo die Regierungen selbst ausgesprochen antisemitisch sind. In diesen Ländern kann nicht mehr oder noch nicht von einer Judenfrage gesprochen werden, da diese Frage bereits im Sinne einer systematischen, durch Paragraphen und Verordnungen geregelten Unterdrückung der Juden geregelt ist.

Das Entstehen des politischen Antisemitismus war selbstverständlich von einschneidendem Einfluß auf das Verhalten der Juden selbst. Seit Mendelsohn, also seit dem Ende des 18. Jahrhunderts, waren alle intellektuellen, aufstrebenden Köpfe der westlichen Juden im Sinne einer möglichst weitgehenden Assimilation tätig. Ueber die Möglichkeit und über die Grenzen der Assimilation machte man sich bei dem unmotivierten Enthusiasmus, der einen Grundzug des jüdischen Wesens bildet, sehr vage Vorstellungen. Man strebte der machthabenden Nation (und da kommen in erster Linie die Deutschen in Betracht, an die die Juden eine unleugbare, aber auch unleugbar einseitige Wahlverwandtschaft kettet), in allem und jedem zu gleichen, selbst mit Hintansetzung jeder Tradition, mit Hintansetzung der eigenen Würde. Nur die gottesdienstlichen Zeremonien sollten eine Ausnahme bilden, und selbst auf diese erstreckte sich der nivellierende Einfluß. In politischer Beziehung strömten die Juden begeistert zu den liberalen Parteien, im Deutschen Reiche vornehmlich zu den Nationalliberalen, in Oesterreich zu der „Vereinigten Linken"; heute steht ein großer Teil nach manchen Wirrungen und Wandlungen im sozialdemokratischen Lager; das eine wie das andere nicht so sehr aus Ueberzeugung, als aus einer (allerdings total falschen) Taktik. Im Wesen des Judentums liegt bei aller Schnelligkeit und Gründlichkeit, mit der es zweifellos die europäische Kultur in sich aufnahm, und in der es den Japanern nicht nachsteht, ein starker konservativer Zug, ein treues Festhalten an dem Ueberlieferten. Aber in dem Rausche des raschen materiellen und sozialen Aufstieges vollzog sich ein brüsker Bruch mit der Vergangenheit, der sich rächen mußte. Denn diese ziel- und haltlose Assimilation gebar den modernen Asemitismus; ein Hauptverdienst an dem Entstehen dieser Richtung gebührt den „freisinnigen" Journalisten jüdischer Abstammung, die durch ihr frivoles, oberfläch-

liches, von Sensationsgier beherrschtes und nach dem bloßen Gelderwerb gerichtetes Gebahren, sich — was nur zu wünschen war — aber auch das jüdische Volk, das von der Oeffentlichkeit mit jenen Freibeutern mit Unrecht identifiziert wurde, unheilbar kompromittierten; mit diesen Worten will ich aber durchaus nicht das analoge Treiben der „konfessionslosen" Journalisten, das sich besonders in der österreichischen sozialdemokratischen Presse breit macht, in Schutz nehmen. Die trübe Korruptionswelle, die aus diesen Lagern stammte, war eine drohende Gefahr nicht nur für die arische Gesellschaft, sondern auch für das jüdische Volk, wenn sich dieses nicht in letzter Stunde von dieser Sippe und den mit ihnen verbündeten Geldmännern und Geschäftspolitikern losgesagt hätte.

Erst seit dem Entstehen des politischen Antisemitismus, dem man anfänglich vollkommen verständnislos gegenüberstand, begann man in jüdischen Kreisen über das Wesen der Assimilation nachzudenken.

Solange man dem jüdischen Volke lehrte, daß ablegbare Unterschiede, die abzustreifen in seinem Willen lag, es von der übrigen Bevölkerung trennten, die Unkenntnis der nationalen Sprache und Geschichte, die Abneigung gegen die nationalen Sitten und Gebräuche, konnte es hoffen, durch Aneignung des fremden Kulturschatzes die Gegnerschaft zu überwinden. Es war im Laufe des 19. Jahrhunderts mit Eifer und Geschick in dieser Richtung tätig; selbst auf dem Gebiete der deutschen Dichtkunst hatte es Lorbeeren errungen; ich hebe dies hervor, weil die echte Poesie mit den Wurzeln des Volkstums verquickt ist. Aber trotzdem gönnte das deutsche Volk Heine in unserer denkmalslustigen Zeit nicht eine Elle Bodens für einen Denkstein; trotzdem konnte ein Mann wie Carl Weigert keine ordentliche Professur an der Leipziger Universität, an der er als Assistent tätig war, erlangen, eingestandenermaßen bloß deshalb, weil er ein Jude war, um aus vielen ein Beispiel hervorzuheben. Prof. Lubarsch, ein Biograph Weigerts, macht zur Entschuldigung des damaligen Verhaltens der Leipziger Fakultät geltend, daß „es in Sachsen, ebenso wie in Mecklenburg und Braunschweig, ausgeschlossen war und noch ist, die Anstellung eines Juden zum besoldeten Staatsbeamten durchzusetzen. Deswegen waren auch die Versuche von Ernst Leberecht Wagner (s. Z. ein sehr bekannter Kliniker), der beim Könige mehr galt als die gesamte Leipziger Fakultät, durch persönliche Vorstellung für Weigert etwas zu erreichen, erfolglos". Das genügt wohl.

Man wirft den Juden die Rasse, die sie natürlich nicht ablegen können, vor, man wirft ihnen die vorwiegende Beschäftigung mit dem Handel vor, einen geschichtlichen Prozeß, in dem die Juden der Amboß, der Arier der Hammer war. Man stößt uns bewußt zurück; damit muß die Konstruktion des Deutschen, Polen oder Tschechen „mosaischer Konfession" in nichts zerfallen. Der gesellschaftliche Assimilationsprozeß hat ja sein natürliches Analogon in der Art und Weise, wie z. B. der Magen einen fremden Körper sich assimiliert. Zwei Dinge gehören im allgemeinen zu der gedeihlichen Entwicklung des Prozesses; ein Körper, der assimiliert werden will, und ein Körper, der die Kraft und den Willen zum Assimilieren hat. Der jüdische Körper stürzte sich mit Selbstvergessenheit und Erlösungssucht in

den arischen Magen, aber der arische Magen scheint ihn nicht zu vertragen. Er stößt ihn wieder aus.

Anderseits muß man folgendes beachten. Die Nationalitätenbewegung ist allen sozialdemokratischen Voraussagungen zum Trotz immer noch im Wachsen begriffen; jüngst las ich, daß in Innsbruck die Ladiner einen Verein zur Pflege ihrer Eigenart gründeten; in den weltvergessenen Dörfern der Karpathen lernen die Armenier eifrig ihre nationale Sprache. In einer solchen Zeit schärft sich natürlich der Blick des Ariers für die jüdischen Eigenheiten, aber der Jude verliert auch den Assimilationswillen. Es erwacht die jüdische Nation.

Der jüdisch-nationale Wind kam aus dem Osten; doch er weckte im Westen einen kräftigen Widerhall. Die jüdische Jugend des Westens vertiefte sich gleich ihren deutschen Schulkameraden in ihren Schiller; aber sie begann jetzt, die Worte von dem Volke, das nichtswürdig ist, wenn es nicht sein Alles setzt an seine Ehre, und die Mahnung, zu seinem Volk zu stehn, mit anderen Augen zu betrachten. Aus der deutschen Kultur schöpfte sie ihr jüdisch-nationales Gefühl, um dann die Alten für ihre Ideen zu erwärmen, und an die Arbeit für eine jüdische Kultur zu schreiten.

Die Assimilation hatte Bankerott gemacht; nicht Assimilation, sondern Separation; aber wohlgemerkt, verworfen wurde nur die Assimilation im Sinne der Aneignung einer fremden Eigenart, nicht im Sinne der Aneignung der europäischen Kultur. Eine Assimilation ohne Mischheirat ist undenkbar. Und eine Massenvermischung, ihre Möglichkeit angenommen, aber nicht zugegeben, führte nur zur Entstehung eines modernen Marannentums, einer Schichte, zu der sich Ansätze in Wien und Berlin finden, die nicht jüdisch und nicht christlich ist, und von dem Arier als Fremdkörper empfunden wird, ganz abgesehen von der moralischen Verwerflichkeit einer Taufe ohne Gläubigkeit, wie es bei den Judentaufen doch die Regel ist. Dem vorletzten spanischen Ministerpräsidenten Maura wurde in offener Sitzung von der Opposition das Wort: Chuetta, bekanntlich der Name der jüdischen Marannen auf den Balearen, zugerufen. Ob Maura wirklich ein Chuetta ist, interessiert uns nicht. Aber der Vorfall beweist, wie kräftig heute noch nach Jahrhunderten trotz Taufe die Rassengegensätze in Spanien empfunden werden.

Die jüdisch-nationale Idee wird gewöhnlich mit der zionistischen identifiziert; das ist aber falsch. Die zionistische Idee ist ein Teil, ein Weg der nationalen Idee. Bestimmte Formen hat die jüdisch-nationale Bewegung besonders in Oesterreich angenommen. Sie ging hier von dem Wiener „Jüdischen Volksverein" aus, dessen Obmann R. Rappaport und dessen Organ das „Jüdische Volksblatt" ist. Politische Erfolge erzielte sie bis jetzt nur in der Bukowina; in Czernowitz ist ebenfalls ein jüdischer Volksverein mit dem gleichen Programme wie der Wiener. Sein Obmann Dr. Straucher ist Landtags- und Reichstagsabgeordneter und Landesausschußmitglied. Ihr Programm, an der auch der Soziologe Dr. Paul Weisengrün mitgearbeitet hat, verlangt für die Juden Oesterreichs die nationale Autonomie. Die Punkte II und V lauten:

II. Die Jüdische Volkspartei erstrebt insbesondere die Verwirklichung sowohl eines wirtschaftlichen als auch eines politischen Gegenwarts-Programmes in Oesterreich; sie läßt sich hierbei von dem Gesichtspunkte leiten, daß ohne politische

Betätigung eine Minoritätsnation innerhalb eines gemischtsprachigen Staates von selbst zu einem nebensächlichen Faktor wird.

Der bisherige Kampf wurde um die Gleichberechtigung der Juden als Staatsbürger geführt, nicht aber um die Gleichberechtigung des jüdischen Volkes. Wir folgen dem Beispiele anderer Völker in Oesterreich, die nicht nur von der Gleichberechtigung, sondern auch von der Gleichwertigkeit ihrer Nation sprechen.

Zur Erledigung ihrer gemeinsamen, über die Kultusinteressen hinausgehenden Angelegenheiten und zu ihrem Schutze bedürfen die Juden einer gesetzlich anerkannten Organisation; diese wird von uns in der Durchführung der Forderung der nationalen Autonomie erblickt, wie sie die modernen nationalen Parteien in Oesterreich bereits anstreben. Diesen Forderungen muß sich auch das jüdische Volk anschließen, und es wird den Organisationen der einzelnen Länder Oesterreichs überlassen werden müssen, welche Art und Form sie für die Erreichung ihres Zweckes geltend machen wollen.

V. Die Jüdische Volkspartei faßt zunächst die wirtschaftlichen und politischen Interessen der Stammesgenossen Oesterreichs ins Auge, indem sie an der Erhaltung und Konsolidierung dieser Monarchie das größte Interesse hat. Zugleich aber enthält ihr national-kulturelles Progamm Bestimmungen, die das gesamte Judentum berühren. Von diesem kulturell-nationalen Standpunkte aus wird auch die folgende Stellungnahme der Partei zur zionistischen Frage diktiert.

Da die psychischen Gemeinsamkeitsmerkmale es in erster Linie sind, welche die verschiedensten Individualitäten desselben Blutes zusammenketten, da eine gewisse Gemeinsamkeit der Instinkte und Wertungen sich den zersetzenden Tendenzen klimatischer und materieller Natur gegenüber als das stärkste Bindeglied rassengleicher Menschengruppen erwiesen hat, so kann das Territorium nicht als die alleinige volksbildende Kraft angesehen werden. Die Jüdische Volkspartei kann sich daher mit denjenigen Bestrebungen, welche in der Begründung einer palästinensischen Heimstätte die Lösung der Judenfrage erblicken, nicht identifizieren. Sie tritt hingegen für die Hinüberleitung der Judenmassen, welche in verschiedenen Ländern als wirtschaftlich überflüssige Elemente gelten, in unser geliebtes altehrwürdiges Land ein, da eine Kolonisation im großen Maßstabe ebenso dem Prinzip der historischen Kontinuität wie dem Gesetze wirtschaftlicher Notwendigkeit gerecht würde.

Mit diesem Programm glaubt die Jüdische Volkspartei eine Plattform geschaffen zu haben, auf der sich alle Schichten des jüdischen Volkes vereinigen können.

Die speziellen österreichischen Verhältnisse stellen diesem Programm ein günstiges Prognostikon; seine Ersprießlichkeit aber auch für ungarische, deutsche, russische und rumänische Verhältnisse leidet für mich keinen Zweifel. Es setzt aber eine Revision des Begriffes: Nation und des Begriffes: Staat voraus, die der Zukunft vorbehalten bleibt. Die Nation darf nur in ihrem eigenen Blühen, aber nicht in der Herrschaft über andere Nationen ihr Heil erblicken. Der Staat wiederum muß seine Agenden auf die militärischen, finanziellen und eventuell auf die juridischen Angelegenheiten beschränken; die Sorge für Kirche, Schule und Haus, für Kunst und Wissenschaft muß er der nationalen Autonomie überlassen. Diese Voraussetzungen erheischt das jüdisch-nationale Programm, daß ich mit Rücksicht auf den Raum nur skizzieren kann. Seine Verwirklichung macht das Eingreifen eines fremden Volkes in das Innen- und Binnenleben der Nation, die stärkste Quelle des Nationalitätenhaders im allgemeinen und der Judenfrage im besonderen, unmöglich. Der schwächste Teil der antisemitischen Programme sind unleugbar die positiven Vorschläge, die sie zur Lösung der Judenfrage machen. Eine „Antichinesenbill“ nach Schönerer, „Schußgeld für Juden“ nach dem Abgeordneten Ernst Schneider (Wien), die „Pückleriana“ in Berlin können doch höchstens den Wert eines historischen Dokumentes oder eines tragikomischen Intermezzo erreichen. Dagegen haben die jüdisch-nationalen Vorschläge den Vorzug, daß sie modern im besten

Sinne des Wortes sind, und nicht nur den Vorteil des jüdischen Volkes, sondern auch die berechtigte Kritik desselben berücksichtigen.

Man lasse die Juden in Freiheit und Ruhe als gleichberechtigte Staatsbürger ihre eigene Angelegenheit verwalten; dafür entsagen sie jeglichem Einfluß auf die inneren Angelegenheiten der sie umgebenden Völker. Das halte ich für einen annehmbaren Ausgleich.

Naturwissenschaft und Weltanschauung.

Dr. M. F. Gombert.

In letzter Zeit ist die Frage nach dem Verhältnis der Naturwissenschaft zur Religion und nach ihrer Bedeutung für die Weltanschauung wieder mit großer Lebhaftigkeit erörtert worden. Zahlreiche Naturforscher, wie Oswald, Ladenburg, Verworn, Laßwitz und andere haben Schriften und Vorträge veröffentlicht, welche erkennen lassen, daß diese Probleme für das moderne Bewußtsein von entscheidender Wichtigkeit geworden sind. In doppelter Hinsicht zeichnen sich die neueren Versuche von der rein materialistischen Theorie aus, wie sie vor etwa 50 und mehr Jahren von Vogt, Moleschott und Büchner gelehrt wurde. Einmal hat man gelernt, den erkenntnis-theoretischen Standpunkt zu beachten, d. h. die sinnlich wahrgenommene und theoretisch gedachte Welt nicht ohne weiteres für die objektive Wirklichkeit zu halten, sondern zugleich über den Ursprung und die Tragweite der naturwissenschaftlichen Erkenntnisse nachzudenken. Kurz, es ist der philosophische Gedanke eines Berkeley, Hume und Kant, der in der neueren Naturwissenschaft Einzug gehalten hat.

Andererseits hat man der Religion selbst gegenüber eine objektivere Stellung eingenommen und gelernt, Religion und Kirche zu unterscheiden und von dem allgemeinen Wesen der Religion bestimmte historische Formen und Erscheinungsweisen abzutrennen. Danach erscheint das religiöse Bewußtsein als ein eigenartiges Verhalten des Menschengeistes, das auf andere Bewußtseinsarten, auf Wissenschaft, Kunst und Moral, nicht restlos zurückgeführt werden kann. Zwar enthält das religiöse Bewußtsein intellektuelle, ästhetische und ethische Vorstellungen und Gefühle, aber es ist zugleich ein anderes und neues Verhalten der Seele, das in jenen Betätigungen nicht vorhanden ist.

Es ist eine selbstverständliche Voraussetzung, daß die Naturforschung (sowohl die Erkenntnis des substantiellen Aufbaus des Weltalls wie die Anwendung naturwissenschaftlicher Methoden auf die Menschenwelt, die tierische Abstammung des Menschen, die Entwicklung seiner gesellschaftlichen Ordnungen und geistigen Fähigkeiten) durch keinerlei Rücksicht auf traditionelle und konventionelle Anschauungen religiöser Art behindert werden darf. Physik und Chemie müssen die letzten Substanzen und Energieen, die Atome und Bewegungen erforschen, sowohl in den Gestirnen wie in der irdischen Materie, welche den Körper und das Gehirn des Menschen

zusammensetzt. Sie mögen soweit vordringen, wie sie können und uns zeigen, wie eine Welt nach mechanischen Gesetzen entsteht, und wie im Gehirn eines Philosophen chemisch-elektrische Vorgänge sich abspielen, wenn die höchsten Ideen seinen Geist beschäftigen.

Auch ist kein Anstoß daran zu nehmen, daß es zahlreiche, zum Teil sich widersprechende naturwissenschaftliche Hypothesen gibt. Am allerwenigsten haben die Theologen ein Recht, daraus eine Unzulänglichkeit der naturwissenschaftlichen Weltansicht herzuleiten; denn so große Widersprüche und Ungereimtheiten, wie in gewissen religiösen Dogmen, sind in der Naturwissenschaft unmöglich. Dazu kommt, daß die religiösen Dogmen Anspruch auf absolute Gewißheit erheben, die naturwissenschaftlichen Hypothesen aber mit dem Bewußtsein vorläufiger Annahmen verbunden sind.

Wie unsere Sinnesorgane sich entwickelt und durch vollkommenere Differenzierung und Anpassung die Breiten und Tiefen der Welt immer mehr erschlossen haben, so sehen wir auch in der wissenschaftlichen Erkenntnis einen geistigen Entwicklungsprozeß, der die Selbstkorrektur durch fortschreitende Erfahrung in sich selber trägt. Theoretisch ist es durchaus als möglich zu betrachten, daß wir mit unseren Sinnes- und Verstandeskräften die ganze wahrnehmbare Welt erfassen und sie als ein Ergebnis von notwendig und mechanisch wirkenden Substanzen, Kräften und Bewegungen darstellen können. Ein solches Weltbild zu schaffen, ist für die Naturwissenschaft ein Recht und eine Pflicht. Aber sie überschreitet ihre Aufgaben und Methoden, wenn sie diese also erkannte Welt für die ganze Welt erklärt und darauf eine mechanische Weltanschauung aufbauen will, in welche auch alle geistigen und idealen Triebrichtungen des Bewußtseins eingeordnet werden sollen. Durchaus begründet ist es daher, wenn Laßwitz schreibt, daß die Welt der Naturwissenschaft nur ein Teil des wahren Wissens ist: „Sie ist nicht falsch, aber sie ist nicht vollständig. Es ist, als wenn jemand uns Noten aufschriebe und dann sagen wollte, diese Noten seien Musik. Die Noten mögen schon richtig sein; es fehlen nur noch die Töne.“

Es ist also anzuerkennen, daß die naturwissenschaftlich aufgefaßte Natur eine Realität ist, aber sie ist nur eine bedingte und unvollkommene Wirklichkeit. Es fehlen in ihr die „Töne“. Die Töne und die Musik in der Welt zu vernehmen und zu deuten, die Formen und Zwecke, die Entwicklungen und Geschichten, wenn man will, die Erlebnisse der einzelnen Dinge und Gruppen von Dingen, ja im wahren Sinne des Wortes eine Weltgeschichte und ein Weltgericht zu begreifen, das kann nie und nimmer die Aufgabe unserer Sinneswahrnehmung und des von ihr geleiteten Verstandes sein.

Schon der Begriff der „Entwicklung“, den die Naturforscher so gern und häufig gebrauchen, ist kein aus dem Sinnen und dem Verstande geborener Begriff; er ist eine praktische Idee, die aus unserem eigenen Leben, aus unserer subjektiven Tätigkeit entsprungen ist. Von dieser Erfahrung aus deuten wir ähnliche Vorgänge in der Natur und schlagen wir eine Brücke zwischen der Entwicklung unseres Ichs und der Entwicklung der Welt. Hier sind andere Erkenntniskräfte tätig, die uns mit dem Innern der Natur in Verbindung setzen, nämlich unsere Gefühle, unsere Zweckideen und Handlungen. Auch sie

erschließen uns einen Teil der Wirklichkeit, die andere Seite der Welt, einer subjektiven Wirklichkeit zwar, die aber durch eine notwendige Deutung nach den Grundsätzen deduktiver und induktiver Analogie das „Innere der Natur“ zur Welt eines universellen Subjekts erweitert.

Damit ist der Weg gebahnt für eine ethische, künstlerische und religiöse Erfassung der Welt. Dadurch erst bekommt Welt und Leben Sinn und Zweck.

Wenn Laßwitz sagt, daß die Naturwissenschaft dem religiösen Gefühl nichts anhaben könne, so ist das nur im allgemeinen zuzugeben. Denn die speziellen Formen und Ideen des religiösen Bewußtseins dürfen mit der Naturwissenschaft nicht in Widerspruch treten. Letztere ist vielmehr der notwendige intellektuelle Hebel für den religiösen Fortschritt. Auch der Religion gegenüber müssen wir denselben Standpunkt der Kritik einnehmen, wie gegenüber allen anderen Aeußerungen des Menschengeistes. Auch die Religion hat sich entwickelt.

Die Entwicklung der Religion ist aber aufs innigste verbunden mit der Entwicklung der menschlichen Gesellschaft. Die Naturforscher sind leicht geneigt, in der Religion ein bloß intellektuelles Verhältnis des Menschen zur Natur zu erblicken. Sie übersehen das gesellschaftliche Moment im religiösen Bewußtsein und vergessen, daß alles geistige Leben in der Beziehung des Menschen zum Menschen sich entwickelt hat. Die symbolischen Begriffe der Religion, die Ideen des Persönlichen und Zwecktätigen, die praktischen Ideen von Glaube, Liebe und Hoffnung, welche das religiöse Bewußtsein auf die Natur überträgt, entspringen ursprünglich aus dem gesellschaftlichen Verhältnis des Menschen zum Menschen. So sind die Götter Widerspiegelungen von Helden und Herren, selbst die Vorstellung Gottes als eines Allvaters entspringt einem menschlichen Verhältnis.

Diese soziologische Seite des religiösen Problems ist namentlich von Feuerbach, Marx und Spencer betont worden und wirft ein höchst aufklärendes Licht in die Ursprünge und die Entwicklungsgeschichte der religiösen Systeme, von ihren niedrigsten Anfängen in Animismus und Fetischismus bis zu den erhabenen Ideen eines Buddha und Jesus.

Die Geschichte der Religion zeigt uns aufs deutlichste, daß ihre Entwicklung von der sozialen Stufe der wirtschaftlichen Tätigkeit und des ethischen und intellektuellen Denkens abhängt. Denn das religiöse, wie alles geistige Verhalten des Menschen zur Natur geht durch die Gesellschaft und die Arbeit hindurch, die den einzelnen erst in unmittelbaren psychologischen Zusammenhang mit der Natur bringen.

Da wir in diesem Verhältnis ein naturgesetzliches und notwendiges Prinzip sehen, so können wir jener radikalen Ansicht nicht zustimmen, welche eine Ueberwindung der Religion für die Zukunft prophezeit. Glaube, Liebe, Hoffnung werden immerfort, wie in den ältesten Zeiten, die Gemüter der Menschen beherrschen und Motive und Gleichnisse für die inneren Beziehungen der Seele zum Weltganzen abgeben. Eine solche Beziehung ist und bleibt Religion und kann durch nichts anderes, nicht durch Wissenschaft, Kunst und Moral ersetzt werden. Der Fortschritt der letzteren verändert nur den Inhalt und die Form des religiösen Bewußtseins, ohne es je verdrängen zu können.

Der Mensch der Gegenwart muß sich in diesen Entwicklungsprozeß einordnen und seine eigene Religion, sein religiöses Bewußtsein zur Welt selbst gestalten. Die Kritik der Religion führt nicht zur Vernichtung, sondern nur zu einer neuen Form der Religion. Diese Form hat das neuzeitliche Bewußtsein sich schon geschaffen. Es ist die Weltanschauung eines Bruno, Spinoza und Goethe, in welcher Naturerkennen und geläutertes religiöses Gefühl einheitlich verbunden sind. Auch sie erkennen zwei Quellen der Erkenntnis an, ohne dadurch die Natur in zwei getrennte Welten zu zerreißen. Denn es ist eine und dieselbe Natur, die in unseren Sinnen und Erfahrungen, und die in unseren Gefühlen und Ideen Wirklichkeit hat.

Berichtigung.

Unter Berufung auf § 11 des Preßgesetzes verlange ich die Aufnahme folgender Berichtigung:

Dr. Woltmann hat in No. 12 des dritten Jahrgangs seiner Zeitschrift, S. 772, folgende Behauptung aufgestellt: „In Jena wurden 50000 Mark unter Preisbewerber und fünf Preisrichter verteilt, von welchen die letzteren allein 15000 Mark erhielten!"

Diese Behauptung ist unwahr. Nachdem in dem Preisausschreiben als Summe der Preise 30000 Mark angegeben waren, ist bei der Preisverteilung infolge der Munifizenz der Familie des Stifters die Summe von 46000 Mark unter die Preisbewerber verteilt worden. Die Preisrichterhonorare (deren Betrag von je 3000 Mark schon im Jahre 1899 festgesetzt war) sowie die Geschäftsunkosten des ganzen Unternehmens wurden außerdem gespendet, kamen also an dieser Summe nicht in Abzug. Es kann demnach von irgend einer Benachteiligung der Preisbewerber durchaus nicht die Rede sein, und ich muß eine derartige grundlose Verdächtigung in der schärfsten Weise zurückweisen.

Jena, den 9. März 1905.

Dr. Heinrich Ernst Ziegler, Professor.

Der „korrekte" Herr Professor.

Es ist eine dumm-dreiste Bemerkung von Professor Ziegler, meine Behauptung sei „unwahr". Unwahrheit wirft man nun demjenigen vor, der wider besseres Wissen eine Aeußerung tut. Nun erfahre ich aber erst durch Professor Ziegler, daß insgesamt nicht nur 50000 Mark, sondern über 60000 Mark in Jena verteilt worden sind. Mit keinem Wort habe ich behauptet, daß die Preisbewerber durch die den Preisrichtern zuerteilte Summe „benachteiligt" worden seien. Eine „derartige grundlose Verdächtigung" ist nichts als eine dumm-dreiste Erfindung des „korrekten" Herrn Professor. Ich habe nur festgenagelt, daß die Preisrichter für ihre leichtfertige und ungerechte Arbeit, die sie im Laufe von ein paar Wochen in „Ueberstunden" erledigten, jeder 3000 Mark, insgesamt **15000 Mark** erhielten, während sie es für gut fanden, denjenigen, der nach dem Urteil aller bisherigen Kritiker das wissenschaftlich Beste geleistet hat, mit lumpigen 2000 Mark abzufinden.

Der „korrekte" Herr Professor „spottet seiner selbst und weiß nicht wie".

Dr. Ludwig Woltmann.

Berichte und Notizen.

Die Urheimat des Menschengeschlechts. Von keinem einzigen der großen Säugetierstämme, deren Endglieder: Elefanten, Nashörner, Flußpferde, Löwen, Bären, Hunde, Rinder, Hirsche, Schafe, Schweine, Ziegen sich mit dem Menschen über die Erde verbreitet haben, kennen wir das Ursprungsland. Es bleibt daher nur die Annahme übrig, daß der Bildungsherd der Säugetiere, folglich auch des Menschen, in heute unzugänglichen und unerforschlichen Gegenden, im alten Nordlande der „Arktogäa", zu suchen sei. Tatsächlich muß der Ursprung des Lebens auf unserer Erde da liegen, wo die Abkühlung zuerst das Gedeihen organischer Substanz möglich machte. Man könnte nun zwei Schöpfungsherde entsprechend den beiden Polen erwarten. Solche Theorien vom „zweipoligen Erdenleben", von zwei getrennten Entwicklungsreihen, die beide Male im Menschen gipfelten, sind auch aufgestellt worden; dadurch sollten die Unterschiede zwischen afrikanischem und indischem Elefanten, zwischen Neger und Drawida (Nigritier) zu erklären sein. Aber in zwei vollständig getrennten Schöpfungsherden, unter ungleichen äußeren Bedingungen würde die Entwicklung verschiedenere Bahnen eingeschlagen haben. Es sind auch keine Tatsachen bekannt, die zur Annahme einer doppelten Schöpfung nötigten. Weil sich beide Pole verschieden verhalten in bezug auf die Verteilung von Wasser und Land, ist nur der Nordpol zum Schöpfungsherd geworden. Das um ihn herum gelegene Gebiet, die Arktogäa, ist das den Pflanzen- und Tier-Geographen wohlbekannte Ausstrahlungsgebiet für die gesamte Flora und Fauna der Erde. Von hier aus haben sich Welle auf Welle immer höherer Lebensformen über die Erde ergossen. Dort, wo die Entwicklung am frühesten einsetzt, muß sie die zunächst höchste Lebensform, den Vormenschen erzeugt haben. Die Vormenschen waren mittelgroße, dichtbehaarte, schwanzlose Geschöpfe mit noch ziemlich kleinem, aber entwicklungsfähigem Gehirn, mit kräftigen Kiefern, starkem Gebiß und Hintergliedmaßen, die, verhältnismäßig kürzer als die menschlichen Beine und die Hauptstütze der Leibeslast bildend, in einen gleichmäßig beim Aufrichten wie zum Festhalten brauchbaren Fuß endeten. Einzelne diesem Vormenschen sehr nahestehende Geschöpfe haben sich bis in die Zeit des Menschen selbst erhalten, denn man hat eine von primitiver Menschenhand gefertigte Zeichnung von ihnen aufgefunden (vergl. L'Anthropologie XIV, 1903, S. 531). Von diesen Vormenschen, von denen ein später direkter Nachkomme ja auch auf Java gefunden worden ist, haben sich Menschen und Großaffen divergierend entwickelt. Die ältesten fossilen Spuren von Großaffen fanden sich in Europa, denn der einzige außereuropäische im nordwestlichen Pandschab ist jünger als die europäischen. Der Entwicklungsgang der Großaffen ging also jedenfalls über Europa. Das Gleiche gilt vom Menschen. Aus Europa (Neandertal, Taubach) ist die älteste Menschenrasse bekannt, die des homo primigenius. Die geologischen Schichten, in denen er sich findet, sind wahrscheinlich älter als die des Pithekanthropos auf Java. In Europa laufen alle Richtungslinien wie die Strahlen eines Fächers zusammen. Das gemeinsame Verbreitungszentrum kann folgerichtig nur in der Nähe, und zwar nordwärts, gesucht werden. In Hinblick auf die dichten Pelze der Großaffen kann man auch die Kahlheit des Menschen nicht als Beweis für seinen tropischen Ursprung anführen. Die Kahlheit ist vielmehr aus der Art des menschlichen Sitzens und aus der Schaffung künstlicher Schutzdecken zu erklären. Alle ersten Kulturerrungenschaften, wie Wurfkeule, Lanze, Bogen, sind dort älter, wo sie, wie in Europa, vor Jahrtausenden im Gebrauch waren, als wo sie, wie in Australien, es jetzt noch sind. (Dr. Ludwig Wilser, Sonderdruck aus d. Verh. d. Naturh.-medizin. Vereins zu Heidelberg 1905, No. 2.)

Verbreitung der Menschenrassen. Die gewöhnlich für die Bevölkerung der Erde angenommene runde Zahl von 1½ Milliarden wird jetzt um annähernd 1½ Millionen überschritten. Schätzt man die von Menschen bewohnte Fläche des Erdballes auf 150 Millionen Quadratkilometer, dann kommen auf je eine solche Flächeneinheit im Durchschnitt zehn Menschen. Die Dichtigkeit der Bevölkerung ist in Europa am höchsten, sie beträgt hier (390 Millionen Menschen auf 9,7 Millionen qkm) rund 40, in Asien (820 : 44) = 18, in Afrika (141 : 30) und Nordamerika (106 : 21) = 5, in Südamerika (38 : 18) = 2, in Australien und Polynesien (6 : 9) = 0,7. In den Polargegenden kommt ein Mensch auf 33 qkm. (Supan, Petermanns Mitteilungen, Ergänzungsheft, Bd. CXLVI.) — R. W.

Die Variationen des menschlichen Schädels und die Klassifikation der Rassen. Der menschliche Schädel hat sechs Flächen wie ein fester Körper von kubischer Form. Nach Blumenbach nennt man diese Flächen Normen und unterscheidet die norma facialis, occipitalis, die beiden normae laterales, ferner die obere norma „verticalis" (richtiger horizontalis superior) und die untere norma basilaris (= horiz. inf.). Nun geht die übliche Klassifikation in Langköpfe und Kurzköpfe nach Retzius auf die Messungen der die größten Ausdehnungen umfassenden norma verticalis zurück, während die norma basilaris wichtiger ist. Es zeigen die Schädel mit gleichem Index unter Umständen gänzlich verschiedene Konturen der norma verticalis: die Landschädel haben entweder ellipsoide oder eiförmige oder pentagonale Konturen. Die Kurzschädel haben keilförmige oder kreisrunde Konturen. Im Zusammenhang mit diesen Variationen der norma verticalis oder auch selbständig bestehen Variationen der anderen Normen. Neben den keilförmigen und den kreisrunden Kurzköpfen steht z. B. die Varietas Platycephalus. Die pentagonoide Varietät des Langschädels entspricht seiner fötalen Form; aus einer Statistik über 1600 Schädel Erwachsener ergibt sich aber, daß fast ein Fünftel die pentagonoide Form bewahrt. Bei der ellipsoiden Varietät bilden sich sehr verschiedene Formen der Parietalhöcker und des Hinterhauptes aus; es kann jedoch ontogenetisch nachgewiesen werden, daß dies nicht Anzeichen verschiedener Rassen sind, wie einige Anthropologen behauptet haben. Die ovoide Varietät ist eine halbreife ellipsoide. Die ellipsoide Form ist also der reife Grundtypus des Langschädels. Der des Kurzschädels ist die kreisrunde Form, während die keilförmige und die flachköpfige Varietät Anklänge an den fötalen Zustand sind. Dagegen können Langschädel und Kurzschädel nicht ontogenetisch voneinander abgeleitet werden und müssen daher als spezifische Formen oder Arten innerhalb der europäischen Menschheit angesehen werden, die man als homo eurafrikanus und homo eurasicus bezeichnen kann. Alle diese Resultate werden dadurch gesichert, daß man bei der Untersuchung von der norma basilaris, also von der Schädelbasis ausgeht und auf die fötalen Zustände achtet, während die bisherige reine Kraniometrie die Rassen vervielfältigt und nicht befähigt ist, die Einheit des Ursprunges des anthropologischen Typus zu entdecken. (Prof. G. Sergi, Archiv f. Anthropologie, 1904, No. 2.)

Schädelumfang, Gehirn und Kultur. Broca und später Topinard haben festgestellt, daß die Schädelkapazität der Pariser Bevölkerung vom 10. bis zum 16. Jahrhundert n. Chr. um 35,35 bezw. um 33 ccm gestiegen ist. Umgekehrt konnte Emil Schmidt feststellen, daß die Schädelkapazität der Aegypter bis zur Gegenwart um 44,5 cm gesunken ist. In beiden Fällen entspricht der größeren Schädelkapazität die höhere Kultur. Diese Rechnungen beruhen auf der Methode des arithmetischen Mittels. Man kann aber auch die Werte in Gruppen, z. B. solche von 100 zu 100 ccm, ordnen und dann herausrechnen, in welcher Häufigkeit sich die Werte einer gegebenen Zahlenserie auf die Gruppen verteilen. Nach dieser Methode fand Hunter, daß die Hirngewichte der nordamerikanischen Neger am häufigsten in die Gruppe 1277—1417 gr, die der nordamerikanischen Weißen am häufigsten in die Gruppe 1418—1548 fielen. Nach den Zahlen von Matiegka in Prag haben von der Arbeiterklasse nur 26 pCt. ein Hirngewicht von über 1400 gr, von den Handwerkern und Kleingewerbetreibenden aber 43 pCt., von den Unterbeamten, Elementarlehrern usw. 49 pCt. und von den Studierten sogar 57 pCt. Man kann ferner berechnen, daß von 98 hervorragenden Menschen 54 pCt. ein Hirngewicht über 1450 gr besitzen, von 279 gleichalterigen Durchschnittsmännern (aus Hessen) aber nur 25 pCt. — Dem Hirngewicht entspricht die Schädelkapazität. Von 49 Hottentotten-Buschmännern hatten nur 16 pCt., von 95 Australiern nur 28 pCt. eine Kapazität über 1300 ccm, dagegen von 387 Deutschen 75 pCt. und von 108 Chinesen sogar 92 pCt.; von diesen Hottentotten-Buschmännern hatten 51 pCt., von diesen Australiern 45 pCt. eine Kapazität unter 1200 ccm, dagegen von diesen Deutschen nur 8 pCt. und von diesen Chinesen gar nur 2 pCt. Dazu sei bemerkt, daß der Chinese auf einer höheren Stufe der Durchschnittsbildung steht als der Deutsche. — Der Schädelkapazität entspricht der Schädelumfang. Er ist bei den Australiern in 74 pCt. der Fälle kleiner als 516 cm, bei den Deutschen nur in 48 pCt.; er ist bei den Australiern in 18 pCt. größer als 520 cm, bei den Deutschen dagegen in 40 pCt. Nach Galton und Veun nimmt die Güte der Zensur bei den Studierenden von Cambridge mit dem aus Länge, Breite und Höhe berechneten Schädelumfang zu. Dasselbe fanden Vachide und Pelletier an Schülern der Primärschule des Seine-Departements. Nach Matiegka hatten unter den siebenjährigen Schulknaben von den „unbegabten" Kindern 19 pCt. einen Schädelumfang unter 50 cm, von den „sehr begabten" nur 11 pCt.; von den

„unbegabten“ hatten 9 pCt. einen Schädelumfang über 52 cm, von den „sehr begabten“ 19 pCt. — Bei den neolithischen Schädeln Frankreichs hat die größte Gruppe eine Kapazität unter 1400 ccm, bei den pariserischen des 12. Jahrhunderts eine solche zwischen 1400 und 1500 ccm und bei den pariserischen der Gegenwart eine solche von über 1500 ccm. Im Rheinland haben zur jüngeren Steinzeit 45 pCt. der Schädel einen Umfang über 515 mm, dagegen zur Römerzeit 62 pCt. In der Völkerwanderungszeit aber sinkt die Schädelkapazität, um erst von da an wieder langsam zu steigen. Von 226 altägyptischen Schädeln hatten 40 pCt. eine Kapazität über 1400 ccm, von 76 modernen Aegypterschädeln nur 28 pCt. Auch nach dieser Methode der Gruppenbildung berechnet, scheint Hirngewicht, Schädelkapazität und Kulturhöhe in allen Fällen parallel zu gehen. (G. Buschan, Korrespondenzblatt der Deutschen anthrop. Gesellsch. 1904, No. 10—12.) — Die Tatsache, daß die Chinesen eine größere Schädelkapazität zu besitzen scheinen als die Deutschen, und ebenso die Australier als die Buschmänner (bei gleicher Kulturhöhe), legt die Frage nahe, ob bei solchen Vergleichen zwischen fernstehenden Rassen der Parallelismus zwischen Schädelkapazität und Hirngewicht, oder der zwischen Hirngewicht und Intelligenz auch immer zutrifft. Es wäre ja z. B. möglich, daß die Gehirne der ostasiatisch-australischen Rassen ein anderes spezifisches Gewicht oder eine andere Faltung besitzen als die der europäisch-afrikanischen Langschädel-Rassen. — A. K.-H.

Kulturschichten in Ozeanien. Es gilt, eine Kulturerscheinung zu finden, die nach Art und Verbreitung kaum die Möglichkeit polyphyletischen Ursprunges zuläßt. Eine solche Erscheinung gibt es in Ozeanien, und zwar gehört sie nicht dem soviel leichter und weiter verschleppbaren materiellen Kulturbesitze an, sondern betrifft die gesellschaftliche Organisation. Im östlichen Australien herrscht bekanntlich das exogame Zweiklassensystem mit kognatischer Deszendenz. Genau über dasselbe Gebiet sind aber auch die Geheimbünde mit Maskentänzen verbreitet. Ferner ist für diesen Kulturkreis die Kolbenkeule, der zusammengesetzte Schild, wahrscheinlich die Steinschleuder und vielleicht das Klangbrett bezeichnend. Auch das Baumhaus findet sich nur innerhalb dieses ostpapuanischen Kulturkreises. Ein Teil seines Kulturbesitzes, namentlich das Zweiklassensystem mit kognatischer Deszendenz ist aber auch über die Osthälfte von Australien verbreitet und zwar bis zu der auch sonst wichtigen Diagonalen von Kap York bis Kap Katastrophe, sie ist hier aber völlig durchsetzt durch Bestandteile einer älteren Kulturschicht. So treten auf dem sozialen Gebiete neben den Klassen fast durchwegs kleinere Gruppen totemistischen Charakters auf. Bei einigen Stämmen mit ausgeprägter geographischer Randlage finden sich diese totemistischen Gruppen allein, so daß sie sich deutlich als autochthon gegenüber dem papuanischen Klassensystem zeigen. Ueberall, wo sie sich finden, findet Vererbung durch den Vater statt, im Gegensatze zur kognatischen Deszendenz. Die agnatische Erbfolge beherrscht die Westhälfte Australiens und außerdem einen Teil der Küstenstriche des Ostens. In denselben Grenzen ist die Speerschleuder und die Plattformbestattung (sonst dagegen: Begräbnis) üblich. Das Zweiklassensystem ist zwar über den ganzen Kontinent verbreitet, aber im Westen wenig ausgebildet. Auch diese Völker mit agnatischer Erbfolge bilden also einen besonderen Kulturkreis, der sich aber auch über die westliche Hälfte von Neuguinea und überhaupt über Westmelanesien und Westmikronesien erstreckt und als westpapuanisch bezeichnet werden mag. Vielleicht sind auch Weiberorganisationen für ihn charakteristisch. Außerhalb des Festlandes treten seine Elemente freilich nur sporadisch auf. Trotzdem ist er auch hier vielleicht älter als die ostpapuanische Kultur, denn er bildet auch in Neukaledonien die Grundlage. Sehr gut möglich ist es, daß in Australien die Steingeräte der westpapuanischen Gebiete paläolithischen, die der ostpapuanischen neolithischen Charakter zeigen. Aber es existieren dort zwei noch ältere Kulturschichten. In Tasmanien findet man weder Plattformbestattung noch Begräbnis, sondern Leichenverbrennung oder Reisiggrubenbestattung. Rohe Steinwerkzeuge, rohe Speere und Wurfkeulen, der Wetterschirm, die Kletterschlinge und wohl auch der Feuerbohrer bildeten den wesentlichsten Kulturbesitz der Tasmanier, die außerdem die Narbentätowierung übten. Reste dieser Kultur haben sich namentlich in den Gebirgsgegenden Australiens erhalten; die Wurfkeule ist sogar über den ganzen Kontinent verbreitet. Zu der im Alter darauf folgenden altaustralischen Kulturschicht gehören die Bienenkorbhütten, der Bumerang, vielleicht der schmale Schild aus einem Stück Holz mit aus dem Vollen geschnitztem Griffe, der Klangstab als Musikinstrument, die Körbe aus spiraligen Wülsten und wahrscheinlich die Fellkleidung, die Durchbohrung des Nasenseptums, das Zahnausschlagen sowie Begräbnisplätze oder

Nischengrab. Die australische und tasmanische Kultur, die verschmolzen überall in Ozeanien die Grundschicht bilden, mögen als nigritisch zusammengefaßt werden. In Melanesien macht sich das nigritische Element nur schwach bemerkbar. Dagegen werden die beiden anderen Kreise hier von einer weiteren spezifisch melanesischen Schicht überlagert, einer Schicht, die allerdings im Osten weit schwächer ist als im Westen. Ihr Hauptcharakteristikon ist der Bogen, und zwar der flache einfach gekrümmte Bogen mit übergestreifter Sehne. Die Ostspitze von Neuguinea und Neupommern bilden allerdings ein bogenloses Zwischengebiet. Weiter sind spezifisch für die melanesische Kulturschicht eine Felltrommel, der Kamm (aus einem Stück Bambus) als Schmuckstück, der aus Kokosnußschale oder Muschel geschnitzte Löffel, wahrscheinlich das Giebelhaus, Matten, eine bestimmte Färbetechnik und der Faserschurz. In sozialer Hinsicht ist innerhalb des Zweiklassensystems das Auftreten größerer Familienverbände oder Sippen unter vorwiegender Geltung der mütterlichen Verwandtschaft zu erwähnen. Die melanesische Kultur ist wesentlich Landkultur. Sie ist in Ostneuguinea von einer reinen Küstenkultur verdrängt worden, die als protopolynesisch zu bezeichnen ist. Ueberall im Gebiete der protopolynesischen Kultur finden sich Einauslegerboote, das Dreiecksegel, zusammengesetzte Angelhaken, aber auch Netze und Reusen verschiedener Art, Tritonshörner als Signalinstrumente, Drillbohrer und bestimmte Beilformen, ferner in politisch-sozialer Beziehung vielleicht schon das ausgebildete Häuptlingswesen, das Ständewesen und die Institution des Tabu, alles außer im eigentlichen Polynesien auch in Mikronesien wohl ausgeprägt. Die neupolynesische Kultur zerfällt in zwei Provinzen, eine nordöstliche und eine südwestliche. Zur ersteren gehören Tahiti, Hawai, die Marschallinseln und teilweise die Marianen. Diese Inseln besitzen den Auslegerbalken ohne Verbindungsstäbe, ein einrahiges Segel statt des zweirahigen und, ähnlich den melanesischen, eine Felltrommel. Die nordostpolynesische Kultur ist über Mikronesien eingewandert, die südwestpolynesische über Melanesien. Die sogenannten „melanesischen" Sprachen sind, was schon von Fr. Müller behauptet, von anderen aber bestritten wurde, Mischsprachen aus papuanisch und protopolynesisch. Die heutigen Bevölkerungsverhältnisse in einem großen Teile Melanesiens sind aus einer allmählichen Aufsaugung der zur Zeit der Wanderungen zweifellos zahlreichen polynesischen Küstenansiedelungen durch die numerisch stärkere Binnenlandbevölkerung hervorgegangen. Die Polynesier scheinen eine gewisse Erinnerung an die ostasiatische Bronzekultur bewahrt zu haben. Während sich im Osten die polynesische Kultur herausbildete, entstand im Westen die malaiisch-mikronesische Mischkultur, für die gewisse Schöpflöffel, geflochtene Körbe, namentlich aber die Weberei und das Muschelgeld spezifisch ist. Vielleicht älter schon ist die malaiisch-melanesische Mischkultur mit dem Vierecksegel und dem Zweiauslegerboot. (F. Gräbner, „Kulturkreise und Kulturschichten in Ozeanien", Zeitschr. f. Ethnologie, 1905, No. 1.)

Die negroide Gärung in Südafrika. Es wird immer offenbarer, daß der in Südafrika wütende Aufstand gegen die deutsche Herrschaft der Ausbruch einer allgemeineren Gärung, der sogenannten „äthiopischen Bewegung" ist. So regelmäßig wie die Indianerkriege in Amerika wiederholen sich auch die Kaffernkriege, nur daß die Indianer ausgerottet wurden, die Kaffern dagegen sich ständig vermehren. Die Gefahr der Kaffern ist dadurch so groß geworden, daß diese christianisiert sind und nun eine zuerst rein kirchliche Selbständigkeit erstrebten. Ueber ein halbes Dutzend teils englisch, teils afrikanisch, teils mehrsprachig geschriebene Blätter machen für eine solche Propaganda. Im Gebet der Negerkirchen heißt es: „Gib, daß unser Land nicht das Erbe anderer Nationen werde, sondern daß es sei das Erbe unserer Kinder." Methodistische Zeitschriften fordern die Kaffern auf, eigene Republiken zu gründen. („Südafrika" 1905, No. 15.) Es ist interessant, daß, ähnlich wie in Nordafrika der Islam zusammenballend wirkt, es auch in Südafrika wieder eine monotheistische, die Gleichheit aller Menschen behauptende Religion ist, welche die zerstreuten Negerstämme um ein gemeinsames Banner einigt und ihnen den Dünkel einflößt, es mit den Weißen aufnehmen zu können. — A. K.-H.

Rassenprädisposition für Malaria? In den Vereinigten Staaten sind die farbigen Rassen (hauptsächlich Neger) viel mehr der Malaria ausgesetzt als die europäischen. So fielen im Jahre 1900 bei den Farbigen 60,0 Malariasterbefälle auf 100000 Einwohner, bei den Europäern aber nur 6,5. Aber diese Statistik muß mit Vorsicht aufgenommen werden, weil die Neger hauptsächlich die Malariadistrikte bewohnen. In den ländlichen Distrikten der Nordoststaaten ist die Sterblichkeitsrate an Malaria bei allen Rassen die gleiche. (Hans Fehlinger, Mitt. der k. k. Geogr. Gesellsch. in Wien 1904, No. 11—12.)

„Das deutsche Element in den Vereinigten Staaten unter Berücksichtigung seines politischen, ethnischen, sozialen und erzieherischen Einflusses". So lautet das Thema eines vom German Department of the University of Chicago erlassenen Preisausschreibens. Preise: 3000, 2000 und 1000 Dollar. Termin: 22. März 1907.

Das aussterbende England. Die Ziffern der englischen Volksvermehrung sind im beständigen Rückgang begriffen. Seit 10 Jahren findet ein ganz gleichmäßiges Fallen von Jahr zu Jahr statt. Waren es im Jahre 1897 noch 2,96 pCt. Geburten, so waren es 1898: 2,93 pCt., 1899: 2,91 pCt. und 1904 nur noch: 2,79 pCt. Aber selbst absolut genommen haben im Jahre 1904 über 3000 Geburten weniger stattgefunden als im Jahre 1903. Diese Verhältnisse nähern sich immer mehr denjenigen Frankreichs. Aber auch die Kindersterblichkeit ist in England im Gegensatz zu Frankreich sehr groß: 13,6 pCt. aller Kinder sterben im ersten Lebensjahre. (Londoner Generalanzeiger 1905, No. 1129.)

Die Statistik der Todesfälle durch Alkoholismus beschäftigte in der ersten Sitzung des neuen Jahres die „Académie de médicine" zu Paris. Es wurde festgestellt, daß die Verwaltungsbehörden bei diesen statistischen Aufstellungen grobe Irrtümer begehen; die Trunksucht als Erzeugerin der Tuberkulose und somit als Todesursache wird in vielen Fällen aus allen möglichen Rücksichten verschwiegen. Die Schuld dafür trifft die Aerzte, die aber ihrerseits als Entschuldigung angeben können, daß man ihnen die Feststellung der Trunksucht als Krankheits- oder Todesursache sehr erschwert. Werden sie doch oft, wenn sie der Wahrheit in dieser Hinsicht die Ehre geben, gerichtlich verfolgt. Die „Académie de médicine" hat deshalb ihren Hygiene-Ausschuß beauftragt, die Verwaltungsbehörden an die Beobachtung des Reglements zu erinnern, auf Grund dessen die Hospitalärzte die genaue Todesursache aller ihrer verschiedenen Patienten anzugeben haben. — In der Schweiz wurde von jeher eine exakte Sterblichkeitsstatistik geführt. Dr. Hoppe zeigte in einer Berechnung, daß dort in den Gemeinden von über 5000 Einwohnern im Alter von 20—40 jeder 7. bis 8., im Alter von 40—60 jeder 6. und über 60 Jahren jeder 17. Mann durch Alkohol oder unter dessen Mitwirkung stirbt.

Die Wiedergeburt durch das Kind. In alten absterbenden Kulturen sehen wir an oberster Stelle die Verehrung der dem Grabe zuschreitenden Generation. Genau das Umgekehrte vollzieht sich heute, die neue Religion ist der Kultus des Kindes, vom Kinde erhoffen wir die Wiedergeburt, die Veredelung und Erlösung der Menschheit. Das sind die Gedanken der Schwedin Ellen Key: Die ganze Menschheit ist noch in ihrer Kindheit, künftige Entwicklungen werden einen Menschentypus hervorbringen, der vielleicht so weit von uns entfernt sein wird, als wir es heute von dem Ichthyosaurus der Juraperiode sind. Und diese Veredelung des Geschlechts soll die zentrale Gesellschaftsaufgabe sein. Wir müssen zur Ehrfurcht vor der Stärke und Schönheit des eigenen Körpers, vor der Göttlichkeit der Fortpflanzung erzogen werden. Nicht auf die unvermählte zärtliche Mutter eines strahlend gesunden Kindes wird der Schatten der Mißachtung fallen, sondern auf diejenigen Mütter, die ohne Rücksicht auf das Los des Kindes sich mit entarteten Männern verbinden. — Aber noch ist die Werkstätte der Natur ein undurchdringliches Mysterium: Nur in seltenen Fällen vereint ein Individuum alle Vorzüge, körperliche und geistige. Es könnte also unter Umständen gerade durch eine Auswahl, bei der die körperliche Gesundheit maßgebend wäre, ein Rückgang der Menschheit entstehen, ein Geschlecht arm an Individualitäten, an wirklich produktiven Erscheinungen. (Adele Schreiber, „Ellen Keys Religion des Kindes", Frauenrundschau 1905, No. 8.)

Montesquieus Abstammung. Montesquieu zeigte einen gewissen Adelsstolz, aber keinen gemeinen, vielmehr den auf seine „germanischen Ahnherren", deren kriegerischen und freien Sinn er bewunderte. Montesquieu hat sich nie für einen Gallier, sondern für einen Abkömmling der Franken gehalten. (Eduard Engel, „Montesquieu", Der Türmer 1905, No. 2.)

Bücherbesprechungen.

Ludwig Gumplowicz, Geschichte der Staatstheorien. Verlag der Wagnerschen Universitäts-Buchhandlung, Innsbruck 1905.

Es ist immer eine anziehende Aufgabe gewesen, die Geschichte einer Idee oder Theorie von ihren ersten Anfängen bis zu ihrer neuesten Entwicklungsphase

zu verfolgen. Eine vollständige Geschichte der Staatstheorie war bisher nicht vorhanden. Auch Gumplowicz erhebt nicht den Anspruch darauf, eine vollständige Literaturübersicht, eine lückenlose Reihenfolge der Schriftsteller zu geben; er will nur die wichtigsten Etappen in der wissenschaftlichen Erkenntnis von Staat und Gesellschaft zur Darstellung bringen; und man muß anerkennen, daß eine klare und sachkundige Behandlung des Problems ihm vollständig gelungen ist. Von Hammurabi bis auf die neuesten Formulierungen der politischen Anthropologie sucht er überall die leitenden Ideen herauszuschälen, ihre Entstehung aus der tatsächlichen politischen Entwicklung und dem Bewußtsein der verschiedenen Epochen herzuleiten, und zu zeigen, wo ein Fortschritt oder Rückschritt in der Erkenntnis stattgefunden hat.

Wie alle Wissenschaft aus der Praxis ihren Ursprung genommen hat, so sind auch die politischen Ideen aus den politischen Sitten und Handlungen herausgewachsen. In China und Indien hat sich eine eigentliche politische Theorie noch nicht entwickelt, aber die Moralisten und Gesetzgeber hatten natürlich auch bestimmte Auffassungen vom Staat, die in ihre Morallehren und Rechtssätze eingegangen sind. Aus den Schriften des Confucius und Ment-Asze, sowie aus dem Gesetzbuche des Manu lassen sich „politische Ideen" abstrahieren, aber die selbständige Formulierung solcher Ideen ist erst das Werk des griechischen Geistes gewesen, weshalb eine Geschichte der „Staatstheorie" nur mit den Griechen beginnen kann. Hier wird die wissenschaftliche Erkenntnis des Staates und seines Ursprunges ein Selbstzweck geistiger Interessen.

Die ersten Spuren finden wir bei den Sophisten, bei Herodot und Sokrates, aber dann erhebt sich die Staatstheorie sofort zu der wissenschaftlichen Höhe eines Platon und Aristoteles. Beide suchen das Wesen und den Ursprung des Staates aus der menschlichen Natur herzuleiten, wobei Platon noch den tatsächlich vorhandenen und den „seinsollenden" Staat nicht scharf sondert, während der Realist Aristoteles als geschulter Naturforscher beides deutlich zu trennen weiß. Diese Vermengung von Wirklichkeit und Ideal spielt überhaupt in der Geschichte der Staatstheorie eine unheilvolle Rolle; selbst Hobbes, Locke und namentlich Rousseau ist diesem Irrtum verfallen. Gumplowicz sucht die grundlegenden Gedanken der Platonischen und Aristotelischen Lehren ans Licht zu ziehen, wobei ihm der Nachweis nicht schwer fällt, daß wir in manchen Punkten in der Gegenwart nicht viel weiter gekommen sind, sondern die Aufgabe haben, die Grundanschauungen der beiden großen Denker weiter auszubauen. Und in der Tat finden wir Probleme, wie die soziale Auslese, sexuale Zuchtwahl, Arbeitsteilung, physiologische Unterschiede zwischen den Menschen usw., mehr oder minder deutlich ausgesprochen.

Die römischen Staatstheorien eines Cicero, Seneca und Marc Aurel waren nur Nachklänge griechischer Ideen. In der Schöpfung des Rechts und in der politischen Praxis waren die Römer groß und vorbildlich, aber eine abstrakte Wissenschaft von Staat und Recht zu entwickeln, dazu war ihre ganze Geistesart nicht veranlagt.

Mit dem Christentum treten die theologischen Ideen wieder in die politischen Raisonnements ein, es war für Europa ein Rückfall in orientalische Denkungsart, der zwar durch den römischen Kaiserkult, der einen gleichen Ursprung hatte, schon vorbereitet war. Einen Lichtblick in der mittelalterlichen Scholastik bietet Marsilius von Padua, der als erster die Idee der Volkssouveränität gegenüber der Kirche und dem Papste vertrat (1270—1340). Macchiavelli, Bodin, Grotius, Althus bilden weitere Etappen in der Entwicklung der Staatstheorie. Neue politische Ideen erwuchsen aus der revolutionären Praxis der Völker, namentlich in England und Frankreich. Hobbes ließ den Staat durch einen „gegenseitigen Urvertrag" entstehen, da die Menschen im Naturzustand nur die Selbstsucht als einzige Triebfeder des Handelns kennen und in einem „Krieg aller gegen alle" leben. Da nun ein solcher Krieg alle im Lebensgenuß gleich gefährdet, so gibt es, um aus diesem Zustande herauszukommen, keine andere Rettung als nur die, daß die Gesamtheit alle Machtvollkommenheit auf eine Person oder Körperschaft überträgt, die dann alle absolut zum Frieden zwingt. So entsteht nach Hobbes der Staat. Anders war die Meinung John Lockes. Nach seiner Theorie sind die Menschen im Naturstand völlig frei und gleich. Aus diesem Zustand entsteht der Staat ebenfalls durch einen Vertrag. „Nachdem die Menschen im Naturzustande frei, gleich und ganz unabhängig sind, so kann niemand daraus hinweggebracht und der politischen Herrschaft irgend eines anderen unterworfen werden, ohne eigene Einwilligung. Mittelst einer solchen aber kann er wohl mit seinesgleichen sich zu einer Gesellschaft vereinigen zu gegenseitigem Schutze, zu Sicherheit und friedlichem Leben ... Durch eine solche

Vereinigung entsteht die bürgerliche Gesellschaft, in welcher die Mehrheit das Recht hat, zu handeln und zu beschließen".

Montesquieu verdanken wir die klare und scharfe Unterscheidung der drei Gewalten im Staate, der gesetzgebenden, der vollziehenden und der rechtsprechenden Macht. Rousseau entwickelte die Ideen Lockes und Montesquieus zu einem sozialen System, das in seinem „Gesellschaftsvertrag" so große öffentlich-geistige Wirkungen hervorrief. Statt von einem fingierten Urzustand auszugehen, suchte dagegen Kant die politische Geschichte aus der tatsächlichen Natur des Menschen zu erklären, denn „die menschlichen Handlungen sind ebensowohl als jede andere Naturbegebenheit nach allgemeinen Naturgesetzen bestimmt". Der Antagonismus unter den Menschen, die „ungesellige Geselligkeit" ist die Ursache zur Entfaltung aller Anlagen, welche die Natur in den Menschen gelegt hat.

In der Folge sind besonders drei Fortschritte zu verzeichnen, erstens die scharfe Unterscheidung von Staat und Gesellschaft, die wir besonders St. Simon verdanken, die Auffassung der Gesellschaft als eines Organismus und die Idee einer stufenmäßigen Entwicklung der menschlichen Gesellschaft, welche Comte in die Wissenschaft einführte. Von hier an kann erst von einer Soziologie als selbständiger Disziplin gesprochen werden.

Die letzte Phase der Staatstheorie wird durch Darwin und Gobineau inauguriert, die in der konsequenten Anwendung biologischer und anthropologischer Methoden die Soziologie mächtig gefördert haben. Von nun an tritt das Verhältnis von Rasse und Gesellschaft in den Vordergrund des wissenschaftlichen Interesses. Gumplowicz selbst steht dieser Theorie skeptisch, aber durchaus vorurteilslos gegenüber. „Auch ist es nicht unmöglich", schreibt er, „daß die politische Anthropologie der Soziologie gegenüber dieselbe Rolle spielen könnte, wie die soziologische gegenüber der juristischen. Während letztere sich erfolglos abmühte, den Staat aus dem Recht zu erklären, kam die Soziologie und wies nach, daß das ein vergebliches Beginnen sei, da sich der Staat nur aus dem Zusammentreffen heterogener sozialer Bestandteile, als ein naturgesetzliches Produkt wechselseitiger Beziehungen solcher sozialen Einheiten erklären lasse. Daran hält die Soziologie heute fest und sucht den Schlüssel zur Erklärung des Staatsproblems in dem interessegemäßen Handeln solcher sozialen Elemente des Staates. Nun ist es ja möglich, daß die Soziologie sich täuscht, wie sich die Juristerei täuschte, und daß eines Tages die politische Anthropologie ihr triumphierend nachweisen werde, daß der Staat kein soziales Produkt, keine soziale Erscheinung, sondern lediglich ein physio-biologisches Produkt sei, und daß seine ganze Organisation des Herrschaftsverhältnisses der einen sozialen Gruppen über die anderen auf der Beschaffenheit der Blutkörperchen, auf der Schädelform, auf der Farbe der Haare und Augen der Herrschenden und Beherrschten beruht. Die Möglichkeit eines solchen Nachweises im voraus zu leugnen, wäre nicht wissenschaftlich."

Gumplowicz sieht im „Rassenkampf" soziale Gruppen, die in Wechselbeziehung zueinander stehen. Er vertritt selbst die Anschauung, daß diese Gruppen einen gesonderten natürlichen Ursprung haben, will aber nicht zugeben, daß sie anthropologisch voneinander verschieden sind. Freilich als Gumplowicz vor mehr als 30 Jahren ein Büchlein „Rasse und Staat" herausgab, war er anderer Meinung. Damals faßte er die Rassen biologisch und anthropologisch auf, so daß in jener kleinen Schrift schon alle Keime der „Politischen Anthropologie" enthalten sind.

Dr. Ludwig Woltmann.

Rudolf Goldscheid, Zur Ethik des Gesamtwillens. Eine sozialphilosophische Untersuchung. Leipzig, O. R. Reisland.

Beschäftigt sich die formale Ethik im allgemeinen mit den Pflichten des Einzelnen gegenüber der Gesellschaft, so sucht Verfasser zu zeigen, welche Forderungen die Gesellschaft gegenüber dem Einzelnen zu erfüllen hat, „wenn dieser verhalten werden soll, sein ethisches Ich ihr als Bildnerin zu überlassen". Verfasser sucht zunächst eine psychologische Grundlage zu gewinnen und kritisiert hier sowohl die übliche Theorie des psychophysischen Parallelismus, wobei er namentlich Wundt, Dilthey und Paulsen bekämpft, als die Theorie von der psychophysischen Kausalität und Wechselwirkung. Er bekennt sich vielmehr zur Immanenztheorie, für die überhaupt nur ein einheitliches Psychophysisches gegeben ist, obgleich dieses logisch nur

als Zweiheit, als Psyche und Physis zu begreifen ist. Von diesem einzig richtigen Standpunkte, den Verfasser auch als „psychophysischen Parallelismus strengster Observanz“ bezeichnet, nimmt er das Recht her, „die psychisch gegebenen psychischen Vorgänge auf die“ ebenfalls „psychisch gegebenen physischen Vorgänge zurückzuführen“ (S. 53), ohne damit in Materialismus zu verfallen. Der Ethik weist er zwei Aufgaben zu, sie solle erstens „der angeborenen teleologischen Anlage so weit ihre natürliche Entwicklung belassen, daß durch sie die volle physische Gesundheit gewährleistet ist“ und sie solle zweitens darüber „eine Wertungsweise ausbauen, die sittliche Vollkommenheit anbahnt, indem sie die einzelnen Vorstellungen dergestalt mit Gefühlsmomenten verknüpft, daß der aus ihrer notwendigen Assoziation hervorgehende Wille das individuelle Wohl auf dem Umwege des Gemeinwohls sucht“ (S. 73). Würde der Mensch nicht, „wenn auch von Natur aus nur für sein eigenes Ich, das Gute suchen und das Böse meiden, würde diese Anlage nicht physiologisch in ihm begründet sein, nicht das Wesen seines Willens ausmachen“, so sei es unmöglich, „ohne diese egoistisch-hedonistische Anlage jemals eine altruistisch-hedonistische Anlage bei ihm hervorzuzaubern“ (S. 102). Unser Endzweck sei, lustbetonte Vorstellungen zu haben. Aber die Ethik könne „bestimmen, an welche Vorstellungen allein Lustmomente sich anknüpfen sollen“, weil die Intellektualität nur dadurch auf den Willen zu wirken vermag, daß „die mit ihr unlösbar verknüpften Gefühlsbetonungen zugleich Willenskomponenten darstellen“. Als Grundfrage der Ethik betrachtet Verfasser: „Wie schaffen wir einen Zustand, wo die Vorstellungen vom Guten lustbetont, die Vorstellungen vom Bösen unlustbetont auftreten“ (S. 103). Nun kritisiert Verfasser ausführlich und scharf die Ethik des Katholizismus (Autorität als letztes Gewissen) und die des Protestantismus (völlig inkonsequente Durchführung des Satzes: Gewissen als letzte Autorität), glaubt aber an eine oberste sittliche Idee, an „das psychologisch notwendige Auftreten des kategorischen Imperativs in unserm Seelenleben“, „begründet in unserer hedonistischen Natur“ als „eine unzerstörbare Folge unseres Wertungsvermögens“ (S. 180). Auch Buddha und damit Schopenhauer unterliegen einer Kritik. Dem Verfasser erscheint der Wille scheinbar teils „von unbewußten Agentien bestimmt“, teils „von Vorstellungen bestimmt“ und daher teils frei, teils unfrei. Aber sowohl erkenntnistheoretische, als sittliche Gründe drängen ihn „zur Auffassung des Willens im Sinne des Determinismus“: Denn die Kausalität sei das „Gesetz der Gesetze“ (S. 296) und zugleich werde durch die Annahme der Willensfreiheit des Einzelnen die Verantwortlichkeit der Gesellschaft aufgehoben. Aber „der ökonomischen Anlage der ganzen übrigen Natur“ trete „in dieser sich notwendig aus der gefühlsbetonten Empfindung entwickelnden ethischen Anlage“ des Menschen „ein feindliches Prinzip entgegen“ (S. 302). Nur langsam setzt sich die ethische Anlage durch, „weil das Werden der Gesellschaft noch immer in tiefster Verwirrung verharrt, weil die Herrschenden die Postulate ihres Egoismus den Abhängigen als Inhalt des Altruismus darstellen.“ Was uns not tue, sei also vor allem die sittliche Wiedergeburt der Bevorrechteten“ (S. 317). Denn Verfasser nimmt eine doppelte Wurzel der Moral an, die egoistische Herrenmoral, die sagt: „es sollen Herren aus dem Menschengeschlecht hervorgehen“, und die altruistische Untertanenmoral, die sagt: „es soll niemand leiden“. Aber die wahre Herrenmoral fordere, daß der stärkste Wille „Herr über sich selber“ sei (S. 330). Verfasser kommt dann zunächst zu dem Resultate, daß der Selbsterhaltungstrieb der Herrschenden in den anderen als heteronomes Gewissen neben dem antonomen lebe, und er bekämpft dieses heteronome Gewissen, weil alle Kultur auf der antonomen Ethik des Gesamtwillens beruhe. Die Kulturentwicklung aber ist ihm einerseits „Steigerung des Willens zur Macht über die Natur“ (S. 368), andererseits „Hinwirken auf das geringste Leid der geringsten Zahl“, wobei jede dieser Bestimmungen „die unentbehrlichste Grenze für die andere ist“ (S. 383). „Vom Kampf ums Dasein zum Kampf ums Recht“ heißt seine Parole (S. 430). Auf den weiteren Inhalt des interessanten, sehr sachlich geschriebenen, die anthropologisch-psychologische Unterschiede des Menschen aber leider gänzlich ignorierenden Buches einzugehen, würde zu weit führen. Dr. A. Koch-Hesse.

Dr. J. Lanz-Liebenfels, Theozoologie oder Die Kunde von den Sodomsäfflingen und dem Götter-Elektron. Eine Einführung in die älteste und neueste Weltanschauung und eine Rechtfertigung des Fürstentums und des Adels. Wien-Leipzig-Budapest, Moderner Verlag. 171 S., Preis 2,50 Mk.

Das höchst eigenartige Buch, das von einer ebenso großen Gelehrsamkeit in den orientalischen Wissenschaften wie von einer überaus großen Kühnheit der Schlußfolgerungen zeugt, geht von der bekannten Tatsache aus, daß es im Altertum eine exoterische und eine esoterische Wissenschaft, die erstere für die Masse, die letztere als Geheimlehre für die Jünger, gegeben habe. Es könne daher nicht Wunder nehmen, wenn in den aus dem Altertum auf uns überkommenen hebräischen, griechischen usw. Schriften viele Geheimworte vorkommen, die für die Eingeweihten einen ganz anderen und zwar erotischen Sinn haben, als wie es dem Wortlaute nach scheint. Diesen geheimen Sinn glaubt Verfasser nun ermittelt zu haben. Er lautet in des Verfassers Worten etwa folgendermaßen: Einst lebten auf der Erde Tiermenschen. Schwanz und Haarkleid kommen noch unter den jetzigen Europäern bisweilen atavistisch vor. Die noch häufig angetroffene Fettsteissigkeit und die Fettansätze um die Hüften sind Reste ehemaliger natürlicher Schwimmgürtel, deuten also auf wasserbewohnende Vorfahren der heutigen Menschheit. Auch die afrikanischen und urgeschichtlich-europäischen Zwerge und die Kretins der Alpengegenden deuten auf Tiermenschen als Vorfahren. Die griechischen Satyrn, der haarige Esau, der berühmte Sündenbock, Pan, die Sphinx, die Nymphe Echidna, die Berserker und Werwölfe der Edda usw. waren Tiermenschen. Die eigentliche Menschheit aber beging das fürchterliche Verbrechen der Sodomiterei mit allen diesen Tiermenschen. Der Affe war z. B. bei den Aegyptern das beliebteste Schoßtier, und die Geilheit der Affen übersteigt jede Vorstellung. Aus vielen Stellen namentlich der Bibel geht hervor, wie verbreitet die Sodomiterei war, und daß dieser widernatürliche Verkehr eine Nachkommenschaft erzeugte, die wiederum der Sodomsbuhlschaft diente. Der Handel und die Zucht der Sodomssprößlinge war ein äußerst gewinnbringender Geschäftszweig, und besonders die Tempelpriester erwarben sich dadurch ungeheuere Reichtümer. Auf vielen antiken Abbildungen zeigen sich die Bastarde. Der ganze Götzendienst im alten Testament war eigentlich eine solche Buhlschaft. Der griechische Boreas und der germanische Loki hatten sodomische Gelüste, „und der ganze mittelalterliche Hexenglaube geht offenbar auf die Sodomie zurück". Ueber den Grund der ganzen Erscheinung vergleiche Ezech. XXIII, 20. Alle Gastereien und Symposien der Alten waren wüste Sodomsgelage. In der römischen Kaiserzeit sind hierfür namentlich die „Meerestiere" (pagutu) beliebt, die schon im alten Assyrien in Türmen oder ummauerten Gärten gehalten wurden, und von denen eine Abbildung auf uns gekommen ist: es sind das zweibeinige, etwa 1,20 m hohe Bestien mit einer Schuppenhaut. Unter zahlreichen Geheimworten (Wein, Blut, Wasser, Holz, Brot, Fisch, Feige, Bohne usw.) ist in allen möglichen antiken Schriftstellen, die sonst keinen Sinn geben, von ihnen die Rede. Es sind offenbar Bastarde aus Mensch und Tier. Aber auch geflügelte menschenähnliche Wesen gab es dereinst. Es sind dies die Engel, die »Geister« und »Göttervögel« der Alten. Für ältere Erdentwicklungszeiten sind paläontologisch gewaltige geflügelte Wesen mit voller Sicherheit nachgewiesen. Auch mit geflügelten Wesen trieb die antike Menschheit Sodomsbuhlschaft; in der Bibel treten sie unter den Geheimworten „Wachteln" oder „geflügelte Ottern" auf. Was nun von den Engeln berichtet wird, läßt deutlich erkennen, daß darunter Tiermenschen verstanden seien. Auch der Teufel war ein solches geflügeltes Wesen, er war im Paradiese ein gottähnliches oder gottgleiches über Adam stehendes Wesen, der die Eva begattet hat. Also die Gottmenschen haben die Affenmenschen, die Udumu-Menschen sodomisiert. Dadurch haben sie selbst von ihrer höheren Natur verloren, dagegen die udumi gottähnlicher gemacht und emporgezüchtet. Die Götter sind also eigentlich Urmenschen gewesen. Der Ahnenkult ist daher bekanntlich die Grundlage der Religionen. Die Götter sind ältere Stammformen des Menschengeschlechts....., sollte es nicht möglich sein, daß sie mit altertümlichen Sinneswerkzeugen ausgestattet waren? Hirnanhang und Zirbeldrüse waren wahrscheinlich elektrische Organe. Die Götter waren aber nicht nur lebendige elektrische Empfangsstationen, sondern auch elektrische Kraft- und Sendstationen. Ganz ernste Forscher haben in neuester Zeit das Vorhandensein von Strahlen nachgewiesen, die vom Menschen ausgehen (N-Strahlen). Auf diese elektrischen Organe sind alle seltsamen Feuererscheinungen der Bibel usw. zurückzuführen. Durch elektrische Strahlen kann aber wahrscheinlich auch jungfräuliche Befruchtung stattfinden. Der Judengott ist ebenfalls nichts anderes gewesen, als eins jener elektrischen Urweltswesen. Der Satz, „Gott ist ein Geist", ist zu deuten „Gott ist ein beflügeltes Wesen". Der Logos der Bibel, der Perseus der Griechen aber ist der Stammvater des europäischen Menschen, des Menschen im eigentlichen Sinne. Die heutigen farbigen Menschenrassen aber sind nichts anders, als durch homo europaeus hinauf-

gezüchtete udumi usw. Wie Göttinnen erscheinen die Germanenweiber den zeitgenössischen Römern. Christus war einer der letzten wirklichen Gottmenschen, denn sein Vater war ein Engel mit elektrischer Kraft. Und auch das verheißene „Himmelreich“ ist „ein irdischer Begriff“, ein idealer, sozialer und rassenhygienischer Staat. Wir sind „Gottes-Kinder“ im wörtlichen Sinne, Gott ist gereinigte Rasse. Lasset uns das teuerste Erbe unserer Väter, unser Blut, unsern Samen als etwas Göttliches hochhalten. Die Menschheit ist ungleich und ein tiefer Graben, der nicht verschüttet werden darf, umgibt unser Walhall, ein Graben, den kein Aeffling überspringen darf. Der Erdball war und ist Germaniens Kolonie.

Es wäre leicht, an diesem mit grandioser Phantasie aufgetürmten Weltbilde Kritik zu üben oder es ins Lächerliche zu ziehen. Doch tausendmal lieber können uns Bücher sein, die zu viel wagen, als diejenigen, die nur alte Gedanken wie abgetragene Kleider feilbieten. Aber dreierlei sei dem Autor doch geraten: erstens vorsichtiger zu sein in der Wahl seiner Quellen, und nicht jede apokryphe Stelle, nicht jede offenbare Fabelerzählung als historischen Bericht zu fassen. Zweitens sich überhaupt weniger auf bibliographisches, als auf naturwissenschaftliches Material zu stützen, und drittens die an sich schon ungeheuer kühne und weittragende Hypothese von der Bastardabstammung der heutigen Menschheit nicht durch andere Hypothesen, wie namentlich die von den elektrischen Urkräften, unnötig zu komplizieren. Weniger wäre bedeutend mehr gewesen. Ch. K.

A. Grotjahn, Soziale Hygiene und Entartungsproblem. Besonderer Abdruck aus dem Handbuch der Hygiene. Verlag von Gustav Fischer, Jena 1904.

Es ist ein erfreuliches Zeichen für den Wandel in den wissenschaftlichen Ueberzeugungen unserer Zeit, daß in dem Supplement-Band des „Handbuchs der Hygiene“ nun auch die Rassen- und Entartungsfrage zur Anerkennung gelangt. Freilich ist es nur ein bescheidenes Plätzchen, das der Erörterung dieses Problems zugestanden wird; ganze vier Bogen mußten genügen, um die wichtigen Fragen der Bevölkerungsverminderung, der Untauglichkeit zum Heeresdienst, zum Stillgeschäft usw. zu behandeln, während die zahlreichen dicken Bände des Handbuchs mit endlosen Darstellungen der physikalischen Hygiene, der Bakteriologie usw. angefüllt sind.

Der Verfasser entledigt sich der ihm gestellten Aufgabe mit großem Geschick. Er ist kein unbedingter Anhänger der „Rassenhygiene“, während er gegenüber der Schulmedizin besonders die sozialen und wirtschaftlichen Gesichtspunkte ins Feld führt, die bei den Fragen der Entartung und Hygiene eine wichtige Rolle spielen. Er nimmt eine vorsichtige und zurückhaltende, zum Teil vermittelnde Stellung ein, einen Standpunkt, der bei den verwickelten und schwierigen Fragen, die noch zum größten Teile der Lösung harren, für einen Mitarbeiter des Handbuchs vorläufig der empfehlenswerteste ist.

Die heutige Hygiene stellt sich fast allgemein die Aufgabe, die einzelnen Individuen vor krankmachenden Ursachen zu schützen und sie gegen dieselben widerstandsfähiger zu machen; und wenn sie in ihren prophylaktischen Maßnahmen auch teilweise gesellschaftliche Gesichtspunkte walten läßt, so beabsichtigt sie dabei doch immer, daß ihre Wirkungen dem Einzelindividuum zugute kommen sollen. Nun sind seit einiger Zeit Stimmen laut geworden, „die bei der wachsenden hygienischen Kultur bei aller Anerkennung ihres Wertes für den Einzelnen die doch für das große Ganze bedenkliche Nebenwirkung zum Vorwurf machen, daß sie die körperlich schwachen und leistungsunfähigen Glieder der menschlichen Gesellschaft vor einem wünschenswerten frühzeitigen Ende bewahre, diese vielmehr bis zur Fortpflanzung konserviere und so deren Minderwertigkeit auf dem Wege der Vererbung dem Menschengeschlecht künstlich erhalte“. An diesen Vorwurf knüpft die Entartungstheorie an. Grotjahn sucht im folgenden den Begriff der Entartung zu umgrenzen und seine Beziehungen zu den verschiedenen Auffassungen der Hygiene klar zu stellen.

Grotjahn unterscheidet physikalische Hygiene, soziale Hygiene und das Entartungsproblem. Was die physikalische Hygiene betrifft, so hat die große Abhängigkeit der Gesundheit von den elementaren Faktoren und der Nahrung zunächst dazu geführt, die hygienischen Beziehungen der Luft, des Wassers, des Bodens, des Klimas, der Wohnung und der Nahrungsmittel eingehend zu studieren.

Physik, Chemie und Bakteriologie kommen hier als Hilfswissenschaften in Betracht. Alle Untersuchungen und Maßnahmen werden auf die Lebenseigenschaften der Individuen bezogen. Grotjahn schlägt daher für diese Form der Hygiene die Bezeichnung physikalisch-biologische Hygiene vor. Ich möchte ihm darin nicht folgen, da die Biologie, im gewöhnlichen Sinne des Wortes, sich nicht nur mit dem Leben der Individuen, sondern auch der Arten und Rassen beschäftigt. Was Grotjahn meint, entspricht mehr der Physiologie, so daß man die heute übliche Auffassung und Betätigung am besten physikalisch-physiologische Hygiene nennt und den Namen biologische Hygiene für jene Untersuchungen und Betätigungen reserviert, die sich mit der Verbesserung und Verschlechterung der Rassen beschäftigen, wozu auch die Entartungstheorie gehört.

Der Individualhygiene stellt der Autor seinen Begriff der sozialen Hygiene entgegen. Der Mensch hat sich teilweise von den unmittelbaren Einflüssen der Natur unabhängig gemacht. Zwischen ihm und der Natur steht die Kultur, und diese ist gebunden an die gesellschaftlichen Gebilde, an Horde, Stamm, Sippe, Gemeinde, Staat, Volk und Rasse mit ihren verschiedenen Wirtschaftsformen. Die Hygiene muß daher auch die Einwirkungen dieser gesellschaftlichen Verhältnisse und des sozialen Milieus, in dem die Menschen geboren werden, leben, arbeiten, genießen, sich fortpflanzen und sterben, eingehend studieren.

Wie verhält sich aber das Entartungsproblem zu der sozialen Hygiene? Die Geschichte zeigt zahlreiche Beispiele, wie Völker aufsteigen, blühen und verfallen, und es liegen Beweise und Beobachtungen vor, welche darauf hindeuten, daß das körperliche Substrat dieser Kulturvölker in den einzelnen Entwicklungsphasen nicht das gleiche geblieben ist. Es kann daher der Medizin, Hygiene und Anthropologie nicht die Berechtigung abgesprochen werden, sich mit diesen Fragen der Völkergeschichte zu beschäftigen.

Der Autor hält es nun für eine „durch nichts begründete Ansicht“, daß die Völker einen sogenannten physiologischen Alterungsprozeß durchmachen müßten, und daß infolgedessen auch ihr Ende selbstverständlich und naturgemäß begründet sei. Er verwirft den Vergleich zwischen gesellschaftlichem Organismus und dem Individualkörper, denn der letztere sei eine Einheit und die von ihm erzeugte neue Einheit stehe losgelöst von ihm da, während ein Volk ein Komplementbegriff einer Anzahl von Individuen sei und in unerschöpflicher Fülle durch Nachwuchs die absterbenden zu ersetzen vermöge, so daß eine körperlich ewige Fortdauer logischerweise nicht ausgeschlossen werden könne, vielmehr als das Naturgemäße vorausgesetzt werden müsse.

Ich kann diesen theoretischen Darlegungen des verehrten Verfassers nicht beistimmen. „Logischerweise“ braucht auch ein Individualkörper nicht zu altern und zu sterben, und doch ist es ein Naturgesetz, von dem wir noch keine Ausnahme erfahren haben. Ferner ist es eine ganz unbewiesene Voraussetzung, daß „ein Volk in unerschöpflicher Fülle durch Nachwuchs die absterbenden zu ersetzen vermöge“. Es bestehen in der Tat gewisse Analogieen zwischen dem Leben eines Individualorganismus und eines Volksorganismus. Der erstere stirbt ab, weil seine Zellen nur bis zu einem gewissen Grade Lebenskraft besitzen, die Fähigkeit der Assimilation und der Fortpflanzung verlieren. Die Völker sterben ab, weil ihre Individuen die Fähigkeit der Fortpflanzung verlieren. Die Ursachen dieser gesunkenen Vitalität zu studieren, ist eben die Aufgabe der biologischen Hygiene, welche nicht nur Individuen und Gesellschaft, sondern auch die Nachkommen in Betracht zieht, und die ferner die Einwirkungen der Natur, der Gesellschaft und der geistigen Kultur in ihrem Einfluß auf die Vitalität, auf die Verbesserung oder Verschlechterung der folgenden Generation einer Prüfung unterzieht. Darum nennt man die biologische Hygiene auch Rassenhygiene, weil sie die Gesundheit einer biologischen Einheit gleichartiger Individuen, die durch Blutsverwandtschaft zusammenhängen, zum Gegenstand der Untersuchung macht.

Mir ist es nicht recht verständlich, warum Grotjahn diesen Namen und diesen Begriff ablehnt. Eine Verwechslung mit der Gobineauschen „Rassetheorie“ ist ausgeschlossen, da die letztere sich mit der physischen und geistigen Vitalität der verschiedenen Menschenrassen beschäftigt, die nach dieser Ueberzeugung ungleichartig sind. Wer sich aber mit der ganzen „Naturgeschichte des Menschengeschlechts“ beschäftigt, wird sowohl die allgemein biologischen wie die speziellen rassenanthropologischen Gesichtspunkte anwenden müssen. Selbst die Rassenhygiene darf in ihren eigenen Problemen die Lehre von der Ungleichheit der Rassen nicht ablehnen. Es könnte ja sein, daß die verschiedenen Rassen bestimmten Einflüssen der Außenwelt

verschiedene Widerstandskraft entgegenbringen, wofür sehr viele Beobachtungen vorliegen, und es wäre für die soziale Hygiene eines Volkes, das aus ungleichen Rassenelementen zusammengesetzt ist, von größter Wichtigkeit, solche Verschiedenheiten festzustellen.

Ferner ist das Problem der Rassenkreuzung von nicht zu unterschätzender hygienischer Bedeutung. Es könnte z. B. sein, daß die Vermischung einer einwandernden Rasse mit den Eingeborenen die erstere erst für ein bestimmtes Klima lebensfähig macht; es könnte Rassenkreuzung eine Ursache für Erhöhung der Gesundheit und Lebenskraft, oder auch für das Gegenteil sein.

Ich bin auf die Erörterung der allgemeinen theoretischen Fragen etwas weitläufiger eingegangen, weil eine Begriffsverständigung auf diesem Gebiete die unerläßliche Voraussetzung für fruchtbares gemeinsames Zusammenarbeiten ist.

In den folgenden Abschnitten, auf die ich nur hinweise, behandelt Grotjahn die Ergebnisse der Untersuchungen über Entartungserscheinungen und sucht er den gesicherten Besitzstand unseres bisherigen Wissens umsichtig zu umgrenzen.

L. Woltmann.

Dr. Norbert Grabowsky, Verkehrte Sinnesneigung, 4. Aufl. von „Die verkehrte Geschlechtsempfindung". Leipzig 1904, Max Spohr, 41 S. Preis 75 Pfg.

Verfasser geht in seinen Schriften von einer konsequent bis zur Absurdität durchgeführten Schopenhauerschen Lebensverneinung aus und predigt absolute Enthaltsamkeit von der sinnlichen Liebe, weil diese ja neues Leben, also neues Elend und neue Qual hervorbringe. Im vorliegenden Schriftchen betont er, daß die Krafft-Ebingsche Erklärung der echten Homosexualität (weibliche Seele im männlichen Körper und umgekehrt) falsch sei. Ihr tiefster Grund bestände vielmehr in einem Abscheu nicht sowohl vor dem anderen Geschlechte, als vor der Fortpflanzung. Nicht nur der Sadismus, sondern jede normale Geschlechtsliebe sei grausam, weil sie unbekümmert darum geschehe, daß aus ihr ein neues Menschenleben mit all seinem Jammer hervorgehe. Daher auch das Bestehen der Scham. Das Ziel müsse also reingeistige Liebe und sinnliche Enthaltsamkeit sein. Das Urningtum sei gewissermaßen eine Staffel zu diesem höchsten Ziele, da Fortpflanzung bei der homosexuellen Liebe ja ausgeschlossen ist. So wenig jedes Samentierchen zur Befruchtung gelangt, so wenig brauche aller Samen in die Vagina zu gelangen. Die Samenentleerung sei im Grunde nichts anders als die Harnentleerung; auch die letztere könne ja befruchtend wirken, nämlich im Schoße der Erde. — Zum Glück dürften die Anschauungen des Herrn Grabowsky ganz vereinzelt bleiben. Wer die Fortpflanzung seiner Rasse für unbedingt wertvoll hält, wird über diesen Enthaltsamkeitsstandpunkt und konsequenterweise auch über die ganze pessimistische Nacht-Philosophie zur Tagesordnung übergehen. Bixiou.

Druckfehler-Berichtigung.

In No. 1 muß es auf S. 56 Zeile 2 und 1 von unten heißen „ein Verständnis und" statt „eine Verständnis- und" und auf S. 57 Zeile 28 von oben „mittels naturwissenschaftlicher" statt „auf naturwissenschaftlichen".

☛ Zur Beachtung. ☚

Die Redaktion befindet sich **Leipzig-L.,** Grenzstraße 12. — Wir bitten dringend, wenigstens alle **eingeschriebenen** Sendungen an die **Redaktion,** nicht an die persönliche Adresse des Herausgebers zu richten.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Ludwig Woltmann. Redaktion: Leipzig-L., Grenzstraße 12.
Thüringische Verlagsanstalt Leipzig, Salomonstraße 9.
Druck von Dr. L. Nonne's Erben (Druckerei der Dorfzeitung) in Hildburghausen.

Politisch-anthropologische Revue

IV. 3. — 1905.

Monatsschrift für das soziale und geistige Leben der Völker.

Sind die Goten in Italien untergegangen?

Dr. Ludwig Woltmann.

Es ist eine weitverbreitete Auffassung, daß die Ostgoten in Italien vollständig untergegangen seien. Auch L. Wilser schreibt in seinen „Germanen" (S. 277): „Möglich, daß einzelne Goten mit Weib und Kind auf ihren Burgen in Oberitalien und in den Alpenländern zurückgeblieben sind; sie werden beim Einfall der Langobarden entweder im Kampfe gegen diese umgekommen oder in ihren Adel aufgegangen sein. Andere mögen sich den Westgoten oder den benachbarten Burgunden, Alemannen oder Bajovaren angeschlossen haben. Das Volkstum der Goten hat sich nirgends erhalten." O. von Pillement, der kürzlich „Ueber den Verbleib der Ostgoten" in der Beilage der Allgemeinen Zeitung (1904, No. 208) geschrieben hat, sucht Reste der Goten nur am Abhang der Alpen nachzuweisen.

Dieser Auffassung, daß die Goten gänzlich oder fast gänzlich in Italien vernichtet worden seien, sind schon früher Muratori, Leo und von Glöden entgegen getreten. Im folgenden will ich versuchen, der letzteren Ansicht neue Beweisgründe hinzuzufügen.

Nach der Eroberung Italiens durch die Ostgoten (489) wurden die meisten Heruler, die vorher das Land in Besitz genommen hatten, umgebracht, doch nicht alle, da Procop berichtet, daß Theoderich diejenigen, die von seinen früheren Gegnern noch übrig waren, für sich gewann und von nun an unangefochten über Goten und Italiker herrschte. Die Goten selbst scheinen teils zerstreut, teils sippenweise sich angesiedelt zu haben. In dichteren Gruppen saßen sie in einigen Teilen von Nord- und Mittelitalien, während in den südlichsten Provinzen, in Calabrien und Apulien, weder Siedelungen noch Besitzungen, in Bruttium nur wenige Soldaten waren. Auf Sizilien waren vier Festungen von Goten besetzt, in Neapel lagen acht Hundertschaften.

Ueber die Gesamtzahl des gotischen Volkes in Italien sind viele, zum Teil sehr unfruchtbare Betrachtungen angestellt worden. Nach Procop führte Witigis ein Heer von 150000 Mann vor Rom, von denen 30000 getötet wurden. Man kann daraus schließen, daß das Gesamtvolk der Goten mit Weib und Kindern gegen eine Million gezählt haben mag. Neuere Forscher wollen die Zahl der streitbaren

Männer nur auf 20000 und das ganze Volk auf 100000 Seelen bemessen. Ich halte diese Zahl für viel zu niedrig, wenn ich auch nicht in Abrede stellen will, daß Procop etwas übertrieben haben mag. Als Theoderich dem Vandalenkönig Trasamund seine Schwester Amalafrida zur Gemahlin schickte, sandte er 1000 edle Goten als Leibwächter mit, denen noch ein Haufe von 5000 streitbaren Männern folgte, was notwendigerweise auf eine weit größere Gesamtzahl von Goten schließen läßt als jene Gelehrten annehmen. Während zwei Menschenalter mochte die Zahl der eingewanderten Goten unter den günstigen Lebensverhältnissen Italiens sich verdoppelt haben, so daß es nicht zu hoch gegriffen ist, wenn man auf Grund der Angaben Procops die Gesamtzahl gegen eine Million einschätzt.

Freilich wurden die Reihen der Goten in den blutigen Kriegen mit Belisar und Narses nicht wenig gelichtet, wenn es auch ganz falsch ist, von einem Untergang oder einer Vernichtung der Goten in Italien zu sprechen. Als Rasse sind die Goten zum größeren Teil in Italien erhalten geblieben. Abgesehen davon, daß fast alle Frauen, Kinder und die halbwüchsige Jugend erhalten blieben, was für die physische Erhaltung einer Rasse von der größten Bedeutung ist, so blieb auch eine große Anzahl von gotischen Kriegern am Leben und im Besitztum. Das geht aus den Schilderungen des Procop unwiderleglich hervor, und es ist im höchsten Grade lehrreich, dem Schicksal der Gruppen und Siedelungen der Goten im einzelnen nachzuspüren.

Einmal war schon vor den entscheidenden Kämpfen ein nicht zu unterschätzender Teil der Goten romanisiert worden und zum katholischen Glauben übergetreten. Schon im Jahre 537 ergab sich Pitzas, ein gotischer Führer in Samnium, mit allen Goten, die mit ihm angesessen waren, und brachte dadurch Belisar in Besitz von der Hälfte des samnischen Küstenlandes bis an den Fluß Volturno, der mitten durch das Land fließt. Die Goten aber, die jenseits des Flusses saßen, wollten nicht dem Beispiel des Pitzas folgen und dem Kaiser untertan sein (G. K. I, 15). Die Goten in Petra ergaben sich 538 unter der Bedingung, des Kaisers Sklaven und Belisar untertan zu sein. Die Mehrzahl wurde ins Heer aufgenommen, einige mit Weib und Kindern am Ort zurückgelassen (II, 11). Alle Goten, die in Chiusi und Todi sich ergeben hatten, wurden nach Sizilien und Neapel verpflanzt (II, 13). Die zahlreiche Besatzung der Goten in Urbinum unter Morras übergab sich und die Stadt an Belisar unter der Bedingung, daß ihnen nichts Böses geschehe, und daß sie als Untertanen des Kaisers ganz gleiche Rechte wie das Heer selbst genössen (II, 19). Die Besatzung von Fiesole wurde nach Uebergabe ins Heer aufgenommen (II, 27). Die Goten in Ariminium durften die Hälfte des beweglichen Eigentums behalten und wurden Untertanen des Kaisers (II, 27). Die edlen Goten, die in den Burgen der Kottischen Alpen wohnten, ergaben sich und leisteten den Treueid (II, 28). Nach der Uebergabe von Ravenna ließ Belisar die Goten, die südlich vom Po wohnten, zu ihren Aeckern zurückkehren, um sie in Frieden zu bebauen. Die in Ravenna wohnenden Goten, an Zahl ebensoviel wie die römischen Soldaten, blieben dort und behielten ihr Eigentum (II, 29). Ebenso ergaben sich die Besatzungen von Tarvisium und den übrigen Burgen Venetiens, ferner

die Goten von Cesena dem Belisar und „sie blieben bei ihm". Wer in der Schlacht bei Taginae vom Gotenheer nicht umgekommen oder in die Hände des Feindes gefallen war, der suchte im verborgenen zu entschlüpfen, zu Fuß oder zu Pferde, wie Glück, Umstände oder örtliche Verhältnisse es eben gestatteten (IV, 32). Nach der Schlacht am Vesuv zogen die berühmten Tausend Goten, die Unversöhnlichen, nach Ticinum, um Italien zu verlassen. Die übrigen beschworen sämtlich den Vertrag, des Kaisers Untertanen zu sein (IV, 35).

Agathias berichtet uns über diesen Vertrag Genaueres. Die Goten machten mit Narses einen Vertrag dahin, daß sie ihre eigenen Güter bewohnen und dem römischen Kaiser untertan sein sollten. Von denjenigen, welche sich infolge des Vertrags zerstreut hatten, zogen die einen, die früher südlich vom Po gewohnt hatten, nach Tuscien und Ligurien, wie es jedem beliebte; die anderen verteilten sich über Venetien in die Städte und Kastelle dieser Gegend.

Der Gotenkrieg hatte ein Nachspiel im Frankenkrieg. Denn nach Tejas Tode schickten die Goten, die nördlich des Po saßen, zu Theodabald, den König der Franken, um Hülfe. „Die übrigen sahen wohl auch die Aenderung und Umwälzung der bestehenden Verhältnisse mit günstigen Augen an, verhielten sich aber untätig, da sie an dem Erfolg verzweifelten und die Unbeständigkeit des Glückes fürchteten; sie schwankten unentschlossen hin und her und beobachteten mit größtem Eifer, was vorging, um sich den Siegern anzuschließen" (I, 5). Tatsächlich schlossen sich die Goten, die in Aemilia, Ligurien und in den angrenzenden Landschaften wohnten, den Franken an. Der Krieg verlief unglücklich. Aligern, der Bruder des Tejas, übergab die Festung Cumae mit dem Königsschatz und beschloß, „als Römer zu leben". Auch Ragnaris ergab sich in Compsa mit 7000 Goten, die nach Byzanz geschickt wurden.

Mögen auch zahlreiche Goten verschickt und in den letzten Kämpfen umgekommen sein, so ergibt sich doch aus der ganzen Darstellung, daß im anthropologischen Sinne von einer gänzlichen Vernichtung der Goten gar nicht die Rede sein kann. von Glöden hat schon gezeigt, daß der größere Teil der Goten Colonatsverhältnisse eingegangen sei, während andere sich unter der neuen Herrschaft im vollen Besitz ihrer Güter behauptet hätten, wie durch manche Urkunden aus jener Zeit bewiesen wurde. Es ist klar, daß aus jenen dunklen Zeiten nur wenige Zeugnisse erhalten sein können. Aber es ist von Bedeutung, daß im Cartularium Langobardum Rechtsgebräuche der Goten erwähnt werden. Noch bis ins 11. Jahrhundert erhielt sich gotisches Recht. Es gibt eine Urkunde vom Jahre 709, in der ein Stavila, ein Bürger von Brescia, nach gotischem Recht einen Rechtsakt vollzieht, und eine aus dem Jahre 1045, in welcher ein Obezo de Vico Godi angibt, nach gotischem Recht zu leben.

Mehr als die spärlich erhaltenen Urkunden von gotischen Rechtsbräuchen beweisen die zahlreichen gotischen Namen die Erhaltung ihres Volkstums, namentlich in Mittelitalien, wie aus den Regesten des Klosters Farfa hervorgeht. Die gotischen Namen unterscheiden sich nach Bruckner von den langobardischen hauptsächlich durch den schwachen männlichen Nominativ auf a, der im Langobardischen auf o ausgeht, dann durch inneres ja- und je-, durch i für westgermanisch

= langobardisches e, durch ê oder î für langobardisches â, und durch das Fehlen der zweiten Lautverschiebung im allgemeinen. Zu solchen gotischen Namen gehören: Nefila, Tinka, Leunia, Hermia, Guala, Trocta, Trotta, Maurica, Barbula, Mimpula, Merula, Hilpja, Leonia, Mauricula, Ansefrida, Asfrida, Gilgerardus, Giliodorus, Giliepertus, Giliefredus, Tresiduus, Merualdus, Merulus, Amilpertus, Gutta, Quala. In Oberitalien sind die Reste der gotischen Namen dürftiger als in Mittelitalien, z. B. Tricideus, Gisa, Romedius, Eldiselus, Uula, Totila, Uuila, Fasto, Widica.

Außer diesen führe ich noch Aldighieri an, den gotischen Namen jener Familie, aus der Dantes Stammbaum sich ableitete, ferner Fraulissa, Savolina (got. savil = Sonne), den Namen der Mutter Giordano Brunos. Auch der Name Teja oder Tegia ist in Mittelitalien nicht selten. Ferner dürfte der in Toscana so häufig vorkommende Familienname Gotti oder Godi an diesen Stamm erinnern. Davidsohn erwähnt sechs Ortschaften in Toscana namens Ariana oder Riana, die er auf arianische Goten zurückführt.

Aus den Berichten des Procop geht aufs deutlichste hervor, daß namentlich in Toscana Goten in größerer Zahl sich hielten. Das ist auch die Ansicht von Leo, Gregorovius, Bruckner und anderen, die sich mit der frühmittelalterlichen Geschichte Italiens beschäftigt haben. Und wenn Toscana und Florenz vor allen anderen Teilen Italiens sich durch eine erstaunliche Produktion von Genies auszeichneten, so dürfte dies in erster Linie dem Einfluß der gotischen Rasse zu danken sein, die nach dem Urteil aller Historiker der begabteste und edelste Stamm der Germanen gewesen ist. Vielleicht fließt in Dante, Leonardo und Bruno gotisches Blut, und wahrscheinlich sind germanische Gestalten, wie Giotto, Fra Angelico, die aus der niederen Bauernbevölkerung hervorgingen, Nachkommen gotischer Kolonen.

Beruf und Militärtauglichkeit.

Dr. med C. Röse.

Aus der Centralstelle für Zahnhygiene in Dresden.

In den politischen Kämpfen zwischen den Vertretern der deutschen Landwirtschaft und Industrie spielt die Frage über die Militärtauglichkeit der beiden Berufsgruppen eine gewisse Rolle. Während man früher ganz allgemein angenommen hatte, daß die landwirtschaftliche Bevölkerung infolge ihrer gesunderen Lebensweise auch bessere Rekruten liefern müsse als die Industrie, tauchten im Laufe des letzten Jahrzehntes einige Statistiken auf, die anscheinend das Gegenteil bewiesen. Zuerst ist in Bayern[1]) eine solche amtliche Statistik aufgestellt worden, die alle Heerespflichtigen nach ihrem Berufe in fünf Gruppen einteilte:

1. Land- und Forstwirtschaft;
2. Industrie und Gewerbe, einschließlich Bergbau und Bauwesen;
3. Handel und Verkehr (Transportwesen), einschließlich Gast- und Schankwirtschaft;

---

[1]) Zeitschrift des Kgl. Bayr. Statist. Bureaus 1897, Heft III.

4. Sonstige Berufsklassen (Schüler, Studierende, Künstler, Beamte und Bedienstete des Staates, der Gemeinden usw. usw.);
5. Personen ohne Beruf.

In Tabelle 1 habe ich die Hauptergebnisse dieser bayerischen Statistik in übersichtlicher Art zusammengestellt. Danach hatten die gewerblich beschäftigten Heerespflichtigen die besten Tauglichkeitsverhältnisse, die landwirtschaftlich beschäftigten folgten erst an zweiter Stelle.

Brentano[1]) hat die vorwiegend landwirtschaftlichen und die vorwiegend industriellen Regierungbezirke Deutschlands einander gegenüber gestellt und glaubt zu finden, daß die Industriegebiete absolut mehr taugliche Soldaten liefern als die reinen Ackerbaugegenden, weil sie dichter bevölkert seien. In ähnlicher Weise suchte Elben[2]) in Württemberg die Kreise und Oberämter mit vorwiegender Ackerbau- und Industriebevölkerung einander gegenüber zu stellen. Brentano gegenüber betont Elben mit Recht, daß es durchaus nicht darauf ankomme, ob 1000 Quadrat-Kilometer Landfläche in Industriegegenden mehr taugliche Soldaten lieferten als 1000 Quadrat-Kilometer Landfläche in Ackerbaugebieten. Von ausschlaggebender Bedeutung sei allein die relative Wehrhaftigkeit der verschiedenen Bevölkerungsgruppen; man wolle wissen, ob unter 100 Landwirten mehr militärtaugliche Soldaten vorhanden seien, als unter 100 Handwerkern. Aber auch das scheine in Württemberg nicht der Fall zu sein. Elben ist der Ansicht, „daß der Vorzug der körperlichen Tüchtigkeit gegenwärtig nach der Seite der gewerblichen Bevölkerung neigt“. Elben betont aber selbst, daß er einen streng wissenschaftlichen Beweis für diese seine Ansicht nicht führen könne, da die Grundlagen seiner Statistik nicht sicher genug seien.

So standen die Dinge, als ich im Jahre 1901 die Erhebungen der Centralstelle für Zahnhygiene über die Beziehungen zwischen Zahnverderbnis und Militärtauglichkeit begann. Es konnte nicht ausbleiben, daß beim gesellschaftlichen Gespräche mit den Aerzten und Offizieren der Musterungskommissionen auch die Frage über den Einfluß des Berufes auf die Militärtauglichkeit berührt wurde, und da meinte eines Tages ein erfahrener sächsischer Stabsarzt: Die Herren theoretischen Statistiker mögen schreiben und drucken, was sie wollen; für uns militärärztliche Praktiker steht es fest, daß die Landbevölkerung die Grundlage unserer deutschen Wehrkraft ist. Aehnliche Urteile hörte ich in Posen und Thüringen. Wer hatte nun recht? Da mein eigenes Untersuchungsmaterial alle dazu nötigen Handhaben bot, so habe ich es auch in der Richtung des vorliegenden Themas bearbeitet. Leider mußte die Veröffentlichung der Ergebnisse wegen Ueberhäufung mit anderen Arbeiten längere Zeit hinausgeschoben werden.

Inzwischen hat der Reichskanzler dem Deutschen Landwirtschaftsrate eine Denkschrift überreicht, in der die deutschen Heerespflichtigen vom Jahre 1902 nach Herkunft und Beruf in vier Gruppen eingeteilt worden sind.

---

[1]) Lujo Brentano und Robert Kuczinski. Die heutigen Grundlagen der deutschen Wehrkraft. Stuttgart 1900.

[2]) Elben, Einige Untersuchungen über die Militärtauglichkeit in Württemberg in den Jahren 1889—98. Württembergische Jahrbücher 1900.

Professor Sering[1]) hat das Material dieser Druckschrift eingehend bearbeitet. Es zeigte sich (Tabelle 2), daß auch heute noch beinahe $^2/_3$ aller tauglichen Rekruten vom Lande stammen. Aus der Tabelle 2 B ist ferner ein gewisser günstiger Einfluß des landwirtschaftlichen Berufes auf die körperliche Entwicklung erkennbar: Die stadtgeborenen Landwirte sind ebenso tauglich wie die landgeborenen; dagegen sind die stadtgeborenen Heerespflichtigen der gemischten Berufe gegenüber ihren Berufsgenossen vom Lande minderwertig.

Der ungünstige Einfluß des Stadtlebens auf die körperliche Tauglichkeit ist ganz besonders deutlich aus Tabelle 3 ersichtlich, wo nach Sering die Bevölkerung Berlins mit der Landbevölkerung der Mark Brandenburg verglichen worden ist.

Schließlich muß ich noch kurz auf die Ergebnisse der bayerischen Statistik vom Jahre 1902 eingehen, in der die Heerespflichtigen sowohl nach ihrem eigenen, als auch nach dem Berufe ihrer Väter geordnet worden sind. Die jungen Landwirte selbst waren wiederum, ähnlich wie in Tabelle 1, etwas weniger tauglich als die gleichalterigen Gewerbetreibenden. Zählt man aber alle in Stadt und Land beschäftigten Söhne von Landwirten und Landarbeitern zusammen, dann sind diese Bauernsöhne etwas tauglicher als die Söhne der Gewerbetreibenden. Die Zahlen der Tabelle 4 bekunden eine für jeden Kenner der bayerischen Verhältnisse ohnehin klar zutage liegende Tatsache: Die bessere Auslese der bayerischen Bauernsöhne und Landarbeiter wendet sich den lohnenderen Industrieberufen zu, nur der minderwertige Ausschuß bleibt dem landwirtschaftlichen Berufe treu.

Um Irrtümer zu vermeiden, muß ich bemerken, daß die Prozentwerte in den Tabellen 1 und 4 auf verschiedene Weise berechnet worden sind, und daß sie nicht unmittelbar miteinander verglichen werden können. Wir haben ja in Deutschland leider die etwas umständliche Einrichtung, daß bei jeder Musterung außer dem jüngsten, vollzähligen Jahrgange, noch ein minderwertiger Ausschuß von zwei älteren Jahrgängen mitgeschleppt wird. Es ergeben sich nun ganz verschiedene Prozentsätze der Militärtauglichkeit, je nachdem man diese Zurückgestellten mitrechnet (Tabelle 1) oder nicht (Tabelle 4). Die letztere Berechnungsart kommt der Wirklichkeit am nächsten, aber sie gibt dennoch kein völlig genaues Bild von der wirklichen Militärtauglichkeit der einzelnen Bezirke, da durch Zu- und Abwanderung zwischen dem 20.—22. Lebensjahre unter Umständen ganz erhebliche Abweichungen herbeigeführt werden können. Vollkommen richtige Werte kann man nur auf die Weise erhalten, daß man z. B. den 1882 geborenen Jahrgang nicht 1902, sondern 1904 nach den alphabetischen Listen zusammenstellt, nachdem 1903 und 1904 auch über die Militärtauglichkeit der 1902 und 1903 Zurückgestellten entschieden worden ist. Noch viel zweckmäßiger wäre es freilich, wenn die deutsche Heeresverwaltung ihre jetzige Musterungsordnung ganz aufgeben und sich der in Schweden üblichen anpassen wollte. Dort werden die jungen Leute erst im 21. Lebensjahre gemustert, und es wird dann sofort endgültig

[1]) Die Bedeutung der ländlichen Bevölkerung für die Wehrkraft des Deutschen Reiches nach den von dem Herrn Reichskanzler angeordneten Erhebungen. Archiv des deutschen Landwirtschaftsrats 1904.

entschieden, ob die Heerespflichtigen tauglich sind oder nicht. Die anthropologische Forschung lehrt, daß im 21. Lebensjahre weitaus bei den meisten Menschen die Entwicklung des Skelettes abgeschlossen ist. Man kann also in diesem Alter eine endgültige Entscheidung treffen; im 20. Lebensjahre aber ist das noch nicht immer möglich. Auch vom volkswirtschaftlichen Standpunkte aus würde die vorgeschlagene Aenderung der Aushebungsordnung nur freudig zu begrüßen sein. Kräftig entwickelte Leute, die aus irgendwelchen Gründen frühzeitiger dienen wollen, können sich ja nach wie vor freiwillig melden. Für die zahlreichen bisherigen Zurückgestellten aber würde es eine sehr wünschenswerte Erleichterung sein, wenn man sie nicht mehr 1—2 Jahre lang hinzuziehen und in ihrem Erwerbsleben zu behindern brauchte.

Alle bisher besprochenen Statistiken geben uns wohl einige Fingerzeige, aber durchaus keinen klaren Aufschluß über den Einfluß des Berufes auf die körperliche Entwicklung. Von der eingehenderen Besprechung der Statistiken von Brentano und Elben kann ich völlig absehen, da sie auf viel zu unsicheren Grundlagen beruhen, als daß sie für die ernste wissenschaftliche Forschung überhaupt in Betracht kommen könnten. Was die beiden amtlichen Statistiken betrifft, so beruhen sie zwar auf völlig unantastbaren Grundlagen; doch sind sie in so einseitiger Weise nach dem herkömmlichen Schema F zusammengestellt, daß sie keinen tieferen Einblick in die Ursachen und Bedingungen der verschiedenen Militärtauglichkeit gestatten.

Die körperliche Entartung einer Bevölkerung kann durch sehr verschiedene Ursachen bedingt sein. Ich habe bereits den Nachweis geführt[1]), daß schlechte Zähne und künstliche Ernährung der Säuglinge einen sehr schädlichen Einfluß auf die körperliche Entwicklung ausüben. Es lieferten:

Gutbezahnte Heerespflichtige = 47,8 pCt. taugliche Soldaten.
Sehr schlechtbezahnte Heerespflichtige nur = 32,2 pCt. taugliche Soldaten.

Es lieferten:

Ueber 1 Jahr gestillte Heerespflichtige = 47,9 pCt. taugliche Soldaten.
Nichtgestillte Heerespflichtige nur = 31,1 pCt. taugliche Soldaten.

In einer späteren Arbeit werde ich zeigen, daß auch die Kalkarmut der Nahrung und des Trinkwassers die körperliche Entwicklung der Kinder und die Militärtauglichkeit der Heerespflichtigen beträchtlich herabdrückt.

Ferner darf nicht übersehen werden, daß reichlicher und frühzeitiger Alkoholgenuß die Militärtauglichkeit einer Bevölkerung erheblich zu beeinträchtigen vermag. Nun kommt schließlich noch der bedeutende Einfluß der verschiedenartigen Rassemischung in Betracht. Wir haben in ganz Deutschland nicht einen einzigen Bezirk, der sich an körperlicher Tüchtigkeit mit der nordschwedischen Bauernbevölkerung messen könnte. Selbst unsere Ostpreußen reichen da nicht ganz heran. Es gewährt wirklich einen künstlerischen Genuß, die schlanken, sehnigen Gestalten der jungen Krieger unseres herrlichen, nordgermanischen Brudervolkes

[1]) Röse, Zahnverderbnis und Militärtauglichkeit. Deutsche Monatsschrift für Zahnheilkunde 1904, Heft 3. — Röse, Die Wichtigkeit der Mutterbrust für die körperliche und geistige Entwicklung des Menschen. Deutsche Monatsschrift für Zahnheilkunde 1905, Heft 3.

zu betrachten, von denen z. B. in der Landschaft Dalarne 75,5 pCt. militärtauglich waren (Tabelle 25). Eine Bevölkerung, deren durchschnittliche Körpergröße 170½ cm beträgt, wird unter sonstigen gleichen Bedingungen selbstverständlich mehr taugliche Soldaten liefern, als eine Bevölkerung von 164 cm durchschnittlicher Körpergröße, bei der z. B. manche, sonst leidlich gesunde Leute wegen zu geringer Größe ausgemustert werden.

Auf alle diese verschiedenen Umstände muß sorgfältig geachtet werden, wenn man eine einwandfreie Statistik über die Beziehungen zwischen Militärtauglichkeit und Beruf liefern will.

Bevor ich zur eigentlichen Berufsstatistik übergehe, möchte ich zunächst über die Beziehungen zwischen der Militärtauglichkeit von Stadt und Land berichten. Schon mancher Agrarier hat von der körperlichen Entartung der Industriebevölkerung gesprochen und meinte damit die Stadtbevölkerung. Und umgekehrt spricht mancher von den kräftigen Fäusten der Industriearbeiter und meint damit die Landgeborenen des gröberen Handwerkes und Baugewerbes. Außer den Schädigungen des Berufes spielen in der Stadt noch verschiedene andere schädliche Ursachen eine große Rolle, vor allen Dingen der größere Alkoholgenuß, schlechte Zähne, überfeinerte Lebensweise usw. Ferner haben die meisten deutschen Großstädte ein viel kalkärmeres Trinkwasser als das umgebende Land, und auch die ganze sonstige Ernährungsweise der Stadtbevölkerung steht deutlich unter dem Zeichen des Kalkmangels. In den großen Städten leidet schon die Jugend unter dem Stubenluftelend. Schließlich dürfen auch die frühzeitigen Ausschweifungen der städtischen Bevölkerung nicht außer acht gelassen werden.

Bei meinen Untersuchungen in Thüringen lieferten die Mittelstädte Nordhausen, Gotha und Coburg alle drei einen geringeren Prozentsatz von tauglichen Soldaten als die umgebende Land- und Kleinstadtbevölkerung. Da man hätte einwenden können, daß die Ergebnisse einer einzigen Jahresuntersuchung nicht genügend beweiskräftig seien, so habe ich in Tabelle 5 nur die Verhältnisse im Bezirkskommando Sondershausen angeführt, wo mir die Tauglichkeitsziffern von 12 Jahren aus den amtlichen Listen zur Verfügung standen.

Mein Untersuchungsmaterial gestattete mir aber einen noch viel tieferen Einblick in die körperliche Entartung der städtischen Bevölkerung. Auf meinen Fragebogen hatte jeder Heerespflichtige nicht nur seinen eigenen, sondern auch den Geburtsort von Vater und Mutter angeben müssen. Danach habe ich dann die Stadtbevölkerung einteilen können in:

1. Landgeborene (Vater, Mutter und Kind auf dem Lande geboren);
2. ⅓-Städter (das Kind in der Stadt, beide Eltern auf dem Lande geboren);
3. ⅔-Städter (das Kind und eines der Eltern in der Stadt, das andere der Eltern auf dem Lande geboren);
4. Vollstädter (Vater, Mutter und Kind in der Stadt geboren).

Als Stadt ist jeder Ort mit mehr als 6000 Einwohnern angesehen worden, als Land jeder Ort mit weniger als 6000 Bewohnern. Das Leben in den kleinsten Städten von 2000—6000 Einwohnern nähert

sich in der Regel mehr dem ländlichen als dem städtischen Leben, und mein Material wäre zu sehr zersplittert worden, wenn ich diese Gruppe der kleinsten Städte als besondere Abteilung für sich hätte zusammenstellen wollen. Es war an und für sich schon eine recht mühevolle Arbeit, bei vielen Tausenden von Heerespflichtigen und Schulkindern der Einwohnerzahl von je drei Geburtsorten nachzuforschen, die über ganz Deutschland und die benachbarten Länder zerstreut lagen. In einigen Tabellen sind die ²/₃-Städter und ¹/₃-Städter zu einer einzigen Gruppe der „Halbstädter" zusammengefaßt worden. In den Tabellen 11 und 12 habe ich außerdem noch zwischen Großstädten von mehr als 100000 Einwohnern und Kleinstädten von 6000—100000 Bewohnern unterschieden. Die mittelgroßen Städte sind dabei zu den Kleinstädten gerechnet worden.

Aus den Tabellen 6—8 geht mit aller Deutlichkeit hervor, daß die vollstädtischen Heerespflichtigen nur halb so viele taugliche Soldaten liefern als die landgeborenen Stadtbewohner. Die Halbstädter nähern sich mehr den Vollstädtern als den Landgeborenen. Genau im gleichen Grade mit der Militärtauglichkeit nimmt bei den Vollstädtern auch der Brustumfang, die Atmungsbreite und das Körpergewicht ab. Dagegen zeigt die Körpergröße unregelmäßige Schwankungen, weil sie in der Hauptsache durch rassenmäßige Einflüsse bedingt wird. Ein von hochgewachsenen Eltern abstammender junger Mann erreicht im 20. Lebensjahre trotz des schädlichen Einflusses der städtischen Entartung dennoch seine ihm durch Vererbung vorgeschriebene Körpergröße. Aber er wird zur langen, dürren Hopfenstange, mit hängenden Schultern und eingefallener Brust. Obgleich (Tabelle 6) die vollstädtischen Dresdener Heerespflichtigen durchschnittlich um 1,6 cm größer sind als die landgeborenen, so stehen sie dennoch an Gewicht und Brustumfang erheblich zurück. Alle Berufe in der Stadt Dresden, zu deren Ausübung besondere körperliche Kraft erforderlich ist, sind vorwiegend mit Landgeborenen besetzt. Unter den Brauern und Schankkellnern z. B. befinden sich 64,3 pCt., unter den Fleischern 61,0 pCt., unter den Bäckern 53,9 pCt., unter den Kopfarbeitern aber nur 23,2 pCt. und unter den Angehörigen des feineren Handwerkes nur 20,0 pCt. Landgeborene.

Die körperliche Entartung der städtischen Bevölkerung beginnt selbstverständlich nicht erst im erwerbsfähigen Alter, sondern schon in der Jugend. In den Dresdener und Nordhäuser Schulen (Tabellen 9 und 10) haben die vollstädtischen Knaben nicht nur das geringste Gewicht, sondern auch die geringste Körpergröße. Im schulpflichtigen Alter macht sich, wie ich schon in einer früheren Arbeit erwähnt habe, der Einfluß der rassenmäßigen Vererbung auf die Größenentwicklung noch nicht im vollen Umfange geltend. Erst im 16.—18. Lebensjahre schießen die von großen Eltern abstammenden, aber schlechtentwickelten Vollstädter zu langen, engbrüstigen Gestalten empor.

Ueber das rasche Aussterben der Bevölkerung in den großen Städten ist schon von verschiedenen Forschern geschrieben worden; doch konnte bisher keine volle Einigung erzielt werden, weil uns die sichere Grundlage einer großen, amtlichen Statistik über diese wichtige Frage fehlt. Und wie leicht ließe sich diese Grundlage bei Gelegenheit einer allgemeinen Volkszählung schaffen! In Tabelle 11 habe ich

versucht, einen Ueberblick über die Herkunft der Dresdener Bevölkerung in drei verschiedenen Lebensaltern zu geben. Die jüngste Altersklasse der Bezirks- und Bürgerschulen umfaßt die gesamte, im 7. Lebensjahre stehende männliche Bevölkerung Dresdens. Zu den im 14. Lebensjahre stehenden Konfirmanden dieser Schulen sind außerdem die gleichalterigen Schüler der 9- und 6klassigen höheren Schulen und Institute hinzugezählt worden.

Um für das 20. Lebensjahr die gesamte männliche Bevölkerung annähernd zu ermitteln, habe ich dem jüngsten Jahrgange der Heerespflichtigen die Abiturienten der höheren Schulen hinzugezählt. Der Zuwanderungsstrom der ländlichen Bevölkerung nach den Städten fließt am stärksten im Alter von 14—20 Jahren. Gegenüber der großen Masse von Lehrlingen und jugendlichen Arbeitern, Dienstmädchen und Fabrikarbeiterinnen, ist der Zuzug verheirateter, älterer Leute viel geringer. So kommt es, daß unter den 7jährigen Knaben Dresdens nur 6,5 pCt. Landgeborene sich befinden, unter den 20jährigen Jünglingen aber 29,4 pCt. Trotzdem der Altersunterschied nur 13 Jahre beträgt, so müssen doch die 7jährigen Knaben gegenüber den 20jährigen Heerespflichtigen als eine um ein Menschenalter jüngere Bevölkerungsschicht aufgefaßt werden. Die Kinder der landgeborenen Heerespflichtigen werden selbstverständlich $^1/_3$- oder $^2/_3$-Städter, ihre Enkel in ihrer überwiegenden Mehrheit Vollstädter. Nun sehen wir in Tabelle 11, daß tatsächlich bei den 7jährigen Knaben der Prozentsatz der Halbstädter um 22,3 pCt. größer ist als bei den Heerespflichtigen. Diesem Ueberschusse von Halbstädtern bei den Schulkindern entspricht ein Ueberschuß von 22,9 pCt. Landgeborenen bei den Heerespflichtigen. Dagegen ist der Prozentsatz der Vollstädter in allen drei Altersstufen nahezu gleich gering: Nur $^1/_5$ der Bevölkerung Dresdens besteht also aus Vollstädtern! Die Zahl der Volldresdener ist noch bedeutend geringer. Diese Ziffern legen die Vermutung nahe, daß tatsächlich schon nach zwei Menschenaltern ein bedeutendes Aussterben der städtischen Bevölkerung in der Großstadt Dresden stattgefunden haben muß. Nun darf man sich aber dieses Aussterben nicht etwa in der Art vorstellen, daß die Vollstädter eine erheblich kürzere durchschnittliche Lebensdauer hätten, als die Landbewohner. Die Hauptursache des Aussterbens der vollstädtischen Bevölkerung liegt vielmehr im Kindermangel! Die eingewanderten Landgeborenen bleiben allerdings noch der alten Vätersitte treu und sorgen für zahlreiche Nachkommenschaft. Die Halbstädter der nächsten Generation aber leben schon nicht mehr unter so günstigen Bedingungen, wie ihre Eltern. Ihre Ansprüche ans Leben sind gestiegen, ihre körperliche und geistige Spannkraft aber ist geringer geworden; und so fällt ihnen der Kampf ums Dasein mit der immer von neuem zuströmenden, unverbrauchten Landbevölkerung schwerer. Viele von diesen Halbstädtern heiraten darum gar nicht, andere beschränken absichtlich ihren Kindersegen. Um des lieben Geldes willen werden bei der Eheschließung einzige Töchter bevorzugt, die dann gleich ihren Müttern ebenfalls nur ein Kind oder auch gar keines bekommen. Kurz, die Kinderzahl nimmt schon bei den Halbstädtern ganz beträchtlich ab. Andererseits befinden sich unter den Zugewanderten der Großstädte viele Kleinstadt- oder Mittelstadt-Vollstädter, und so kommt das eigentümliche Ergebnis zustande, daß

der Prozentsatz der Vollstädter bei den 7jährigen Knaben und bei den 20jährigen Heerespflichtigen in Dresden nahezu gleich groß ist.

Um ganz sicher zu gehen, habe ich in Tabelle 12 die Vollsachsen der Stadt Dresden, deren beide Eltern in Sachsen geboren waren, noch einmal für sich zusammengestellt. Die gefundenen Verhältniszahlen sind aber fast genau dieselben wie in Tabelle 11, das heißt: Auch in einem so vorwiegend industriereichen Lande, wie Sachsen, ergänzt sich die Bevölkerung der Großstädte größtenteils durch Zuzug vom Lande.

Dieselbe Erscheinung wiederholt sich bei den thüringischen Städten Nordhausen, Coburg und Gotha (Tabellen 13 und 14); nur ist dort die Zahl der Landgeborenen noch größer und die Zahl der Vollstädter noch geringer, weil viele Mittelstadt-Vollstädter nach den großen Städten abwandern. Diese Kreuzzüge nach den großen Städten bilden eine ungeheuere Gefahr für die Zukunft unseres ganzen deutschen Volkes. Es handelt sich ja nicht nur um eine Abnahme der körperlichen Wehrkraft, die bei weiterer rascher Zunahme der Großstädte unausbleiblich ist. In einer besonderen anthropologischen Arbeit werde ich demnächst den Nachweis führen, daß durch die großen Städte der Landbevölkerung gerade ihre besten Köpfe auf Nimmerwiedersehen entzogen werden. Unsere heutige, in einseitigem Ueberwachstume begriffene Industrie treibt geradezu einen Raubbau an der geistigen und körperlichen Kraft der Landbevölkerung. Die geistige Mutterlauge auf dem Lande wird infolgedessen immer dünner, und schließlich könnte eine Zeit kommen, wo die Industrie selbst unter den Folgen ihres heutigen Raubbaues zugrunde gehen wird, weil sie nicht mehr genug unverbrauchte gute Köpfe vom Lande findet, die das ungeheure, aber tote Triebwerk ihrer Maschinen erst beleben müssen. Ein hervorragend tüchtiger, befreundeter Lehrer aus meinem nordthüringischen Heimatsorte klagte mir vor einigen Jahren: „Du magst es glauben oder nicht, aber es ist Tatsache, daß meine Schüler in den letzten 25 Jahren immer dümmer geworden sind. Nur die dummen Familien bleiben auf dem Lande zurück, alle gescheiten ziehen in die Städte." Ich habe nun einmal nachgeforscht, wie viele Leute im Laufe des letzten Menschenalters aus meinem Heimatsorte in die Städte eingewandert sind, und da zeigten sich wirklich ganz erschreckende Verhältnisse: Aus einem Orte von 1200 Einwohnern sind im Laufe des letzten Menschenalters nicht weniger als 38 Familien abgewandert. Von einigen leben die alten Eltern noch auf dem Lande, aber die Kinder sind alle in die Städte gezogen; auch nicht eines ist zurückgeblieben, um die gute Rasse auf dem Lande zu erhalten. So schlimm, wie in meinem Heimatsorte, ist die Abwanderung ja glücklicherweise nicht überall in ganz Deutschland. Aber, das deutsche Volk hat ein Recht darauf, daß diese tiefeingreifenden Binnenwanderungsverhältnisse durch eine amtliche Statistik endlich einmal völlig klar gestellt werden. Vogel-Strauß-Politik ist hier nicht am Platze. Ueber die deutschen Pferde, Rinder und Schafe, ja selbst über die Obstbäume haben wir ganz eingehende Statistiken. Nur über den deutschen Menschen sind wir noch nicht hinreichend unterrichtet. Und der soll doch auch eine gewisse Bedeutung haben! Wie einfach wäre es z. B., gelegentlich einer allgemeinen Volkszählung besondere Fragekarten auszugeben, auf denen jedes verheiratete Familien-

oberhaupt den Geburtsort von Mann, Frau und Kindern aufzuzeichnen hätte. Dann wäre die Frage rasch gelöst, wie es mit dem Kinderreichtume der landgeborenen, halbstädtischen und vollstädtischen Bevölkerung in ganz Deutschland steht, und die bisher noch schwankenden Anschauungen über das Aussterben in den großen Städten wären mit einem Schlage geklärt. Eine solche große amtliche Statistik könnte dann noch weiter unterscheiden zwischen Großstädtern, Mittelstädtern und Kleinstädtern, Halbmittelstädtern, Mittelkleinstädtern usw. Es ist sehr wahrscheinlich, daß das Aussterben der städtischen Bevölkerung vorwiegend in den Großstädten erfolgt. Die geforderte Statistik würde sofort Klarheit darüber schaffen, ob diese Ansicht richtig ist.

Ich komme nun zum zweiten Teil meines Aufsatzes, zur eigentlichen Berufsstatistik.

Zur Zeit der ersten Musterung, im 20. Lebensjahre, gehören die jungen Leute ihrem Beruf erst 6 Jahre an. Es entsteht nun die Frage, ob diese Zeit lang genug ist, um bereits wirkliche Berufsschädigungen hervorzubringen. Sering neigt zu der Ansicht, daß eine Berufsstatistik der Wehrfähigen selbst ohne jede Bedeutung sei; um die Bedeutung der verschiedenen Berufe für die Wehrkraft klar zu stellen, müßte man eine fortlaufende Statistik über den Beruf der Eltern anstellen. Mir scheint, daß Sering mit dieser Ansicht ein wenig übers Ziel hinausgeschossen ist. Ich gebe ohne weiteres zu, daß der Beruf des Vaters von größerer Bedeutung ist. Aber auch der Beruf des Heerespflichtigen selbst ist nicht ohne Belang. Die sichersten Aufschlüsse erhält man dann, wenn die Berufe von Vätern und Söhnen miteinander verglichen werden können. Diesen Vergleich habe ich probeweise für das Gebiet des Bezirkskommandos Meißen durchgeführt. Dazu gehört die Stadt Meißen mit 21 000 Einwohnern und ein Landgebiet, in dem sich Industrie und Landwirtschaft ungefähr die Wage halten. Um über die Trinkwasserverhältnisse Aufschluß zu gewinnen, habe ich in sämtlichen Ortschaften des Untersuchungsgebietes die Härte der Brunnen und Wasserleitungen geprüft. Es zeigte sich, daß die rein landwirtschaftliche Gegend von Lommatzsch etwas härtere Trinkwässer hat als das vorwiegend industrielle Gebiet der Gegend von Nossen und Meißen. Die Landwirte des Bezirkskommandos Meißen leben also im Durchschnitte unter etwas günstigeren natürlichen Bedingungen als die Industrieberufe. Diesen Vorteil haben sie aber mit wenigen Ausnahmen beinahe überall in ganz Deutschland. Kurz, die Gegend von Meißen ist ganz besonders geeignet, uns im kleinen das zu zeigen, was eine über ganz Deutschland ausgedehnte Statistik im großen zeigen würde. Ich habe nun nach den alphabetischen Listen des Bezirkskommandos in Meißen die einheimischen Heerespflichtigen der Jahrgänge 1893, 1894 und 1895 zusammengestellt und sie in Tabelle 15 nach ihrem eigenen, in Tabelle 16 nach dem väterlichen Berufe geordnet. Die Berufsgruppen selbst sind in gleicher Weise zusammengefaßt worden, wie in einer meiner früheren Arbeiten[1]).

[1]) Röse, Zahnverderbnis und Beruf. Deutsche Monatsschrift für Zahnheilkunde, 1904, Heft 5.

1. Landwirte (dazu gehören alle landwirtschaftlichen Arbeiter, Schäfer, Schweizer, Fuhrleute, Kutscher, Gärtner, Fischer),
2. Baugewerbe (Maurer, Zimmerleute, Dachdecker, Steinbruchsarbeiter),
3. Bekleidungsgewerbe (Schuhmacher, Schneider),
4. Gröberes Handwerk (Schlosser, Tischler, Schmiede, Klempner, Stellmacher, Böttcher usw.),
5. Feineres Handwerk (Mechaniker, Instrumentenmacher, Drechsler, Buchbinder, Bildhauer, Uhrmacher, Musiker, Photographen, Lithographen, Graveure, Barbiere, Maler, Lackierer, Schriftsetzer, Bürstenmacher, Goldschmiede, Gürtler, Sattler, Töpfer, Weber, Tapezierer, Glaser, Hausindustriearbeiter usw.),
6. Diener, Markthelfer, Verkehrsbeamte (Postboten, Bahnwärter usw.),
7. Alkoholgewerbe (Brauer, Küfer, Schankkellner, Bierausgeber, Wirte),
8. Kopfarbeiter (Kaufleute, Schreiber, Lehrer, Techniker, Buchhändler, Geometer, Schüler),
9. Kellner und Köche,
10. Fleischer,
11. Müller,
12. Bäcker,
13. Zuckerbäcker,
14. Die Sammelgruppe „Arbeiter" umfaßt alle die gemischten Arbeiter in Stadt und Land, die keinen besonderen Arbeitsberuf angegeben hatten. In der Hauptsache sind es Tagesarbeiter aus der Industrie.

Für die besonderen Zwecke der vorliegenden Arbeit habe ich die Bäcker, Müller und Zuckerbäcker in eine einzige Sammelgruppe vereinigt. Vielleicht hätte ich diese drei Berufe mit zum groben Handwerke rechnen können. Im übrigen aber gliedert meine Berufseinteilung die Gesamtbevölkerung in viel natürlichere Gruppen, als die oben erwähnte bayrische Berufsstatistik. Ob ein Kopfarbeiter als Bauverständiger in der Schreibstube eines Baumeisters, oder als Handlungsgehülfe am Pulte des Kaufmanns, oder als Schüler auf der Schulbank sitzt, das ist für seine körperliche Entwicklung gleich schädlich. Warum denn also diese geistigen Berufe in drei verschiedene Gruppen auseinanderreißen! Andererseits, welches Sammelsurium der verschiedenartigsten Berufe ist unter dem Begriffe „Industrie" in der bayrischen Statistik zusammengeworfen worden. Und nun gar diese reinliche Scheidung zwischen Industrie und Landwirtschaft, die in den bisherigen Statistiken immer wiederkehrt; die kann wohl ein Stubengelehrter am grünen Tische, aber kein Mann der praktischen Erfahrung durchführen. Wie zahlreiche Arbeiter gibt es, die abwechselnd bald in Industrieberufen, bald als Landarbeiter tätig sind. Warum denn diese Leute gewaltsam in eine große Berufsgruppe hineinpferchen, bloß um dem herkömmlichen Schema gerecht zu werden. Ferner die zahlreichen Angehörigen des Baugewerbes, gehören die wirklich zur eigentlichen Industriebevölkerung? Nicht im geringsten. Die Bauarbeiter stehen vielmehr dem landwirtschaftlichen Berufe näher als irgend einem Industrieberufe. Wo wohnen denn die Bauarbeiter? In der Mehrzahl draußen auf dem Lande; sie arbeiten nur in den Städten. Sie betreiben fast alle nebenbei etwas Landwirtschaft oder Gartenbau. Aus den Dörfern des kleinen

Fürstentums Lippe-Detmold z. B. wandern in jedem Sommer etwa 13—14000 Landleute als Ziegelbrenner und Maurer in die Industriegegenden. Wenn der Sommer zu Ende ist, dann kehren sie mit gefüllten Taschen in die Heimat zurück und besorgen im Herbst und Winter die Bearbeitung ihrer eigenen Ackerscholle. Aber, ihr Hauptberuf ist „Ziegler". Also würde man sie nach dem herkömmlichen Schema in die Gruppe der Industriearbeiter einreihen müssen, mit denen sie doch in Wirklichkeit gar nichts zu schaffen haben.

Die Unterscheidung von gröberem und feinerem Handwerke hat sich als sehr zweckmäßig herausgestellt. Diese beiden Berufsgruppen umfassen die Hauptmasse der eigentlichen Industriearbeiter. Zum gröberen Handwerk sind selbstverständlich nur kräftige Leute brauchbar, und es kann daher nicht überraschen, daß die Angehörigen des gröberen Handwerks in allen Untersuchungsbezirken mehr taugliche Soldaten liefern, als die Angehörigen des feinen Handwerks. Wenn nun in einem Lande, wie Bayern, beinahe ausschließlich Grobindustrie (Brauerei, Eisengewerbe usw.) vorherrscht, und fast gar keine Hausindustrie vorhanden ist, dann darf es uns nicht wundern, daß dort nur die kräftigsten Bauernburschen zur Industrie übergehen, während der minderwertige Ausschuß bei dem Mangel an ausgedehnter Feinindustrie größtenteils auf dem Lande verbleibt. In Bayern bestehen also besondere Ausnahmeverhältnisse. Dort ist tatsächlich bei einer Statistik über Beruf und Militärtauglichkeit in erster Linie der Beruf der Väter ausschlaggebend. Wie steht es damit nun im Bezirkskommando Meißen? Gröberes und feineres Handwerk sind dort annähernd gleich stark vertreten. Bei der Einteilung der Heerespflichtigen nach ihren eigenen Berufen stehen die Angehörigen des Alkoholgewerbes und die Fleischer in der Tauglichkeitsliste an der Spitze obenan. Diese Erscheinung kehrt in den meisten von meinen Untersuchungsbezirken immer wieder und erklärt sich sehr einfach daraus, daß zu diesen Berufen nur auserwählt kräftige Leute brauchbar sind. Mancher Alkoholfreund wird vielleicht meinen, mit der Schädlichkeit des Alkoholgenusses könne es nicht weit her sein, da doch die Brauer, Küfer und Schankkellner einen so außerordentlich hohen Prozentsatz von militärtauglichen Leuten lieferten. Aber Tabelle 16 wird uns bald eines anderen belehren. Das Alkoholgewerbe gehört zu den Berufsarten, deren Schädigungen in der Regel erst bei einer späteren Generation zur Geltung kommen. Vor einem Menschenalter waren die Brauer und Küfer der Meißener Gegend sicherlich ebenso auserwählt kräftige Leute, wie die heutigen Angehörigen dieser Berufsgruppe. Aber ihre Söhne sind durch die Alkoholsünden ihrer Väter derartig entartet, daß sie in der Tauglichkeitsliste der Tabelle 16 tief unten, nahezu am Ende stehen. Auch von den Fleischern ist es bekannt, daß sie in ihrer großen Mehrheit dem Bacchusdienste nicht abhold sind. Die hochgradige Entartung der Fleischerssöhne muß ebenfalls teilweise dem Alkoholgenusse der Väter zur Last gelegt werden, andererseits beruht sie darauf, daß gerade in Fleischerfamilien eine angeblich kräftige, in Wahrheit aber sehr kalkarme Weißbrot- und Fleischkost an der Tagesordnung ist.

Im Gegensatz zu den Brauern und Fleischern stehen schon in allen meinen Tabellen, die nach dem Berufe der Heerespflichtigen

selbst geordnet sind, die Kellner und Köche fast regelmäßig an letzter Stelle untenan. Daß der Beruf eines Kellners ganz besonders gesundheitsschädlich ist, wird ja wohl niemand bezweifeln wollen. Und diese Berufsschädigung zeigt sich schon nach sechs Jahren bei der Musterung in sehr auffälliger Weise. Nächst den Kellnern haben die Kopfarbeiter und die Vertreter des feineren Handwerks die schlechtesten Tauglichkeitsverhältnisse. Beim feineren Handwerk ist allerdings zu beachten, daß diese Berufe von vielen jungen Leuten ergriffen werden, die von Natur aus nicht allzukräftig gebaut sind. Der gesundheitsschädliche Einfluß dieser Berufe läßt sich aber ganz einwandfrei durch Vergleich der Tabellen 15 und 16 führen. Während die Angehörigen des feineren Handwerks selbst immerhin noch 47,2 pCt. taugliche Soldaten liefern, sinkt dieser Prozentsatz bei den Söhnen von feineren Handwerkern herab bis auf 43,9 pCt.

Ganz anders liegen die Verhältnisse bei den Kopfarbeitern. Diese Berufsgruppe umfaßt gerade die Besten unseres Volkes. An durchschnittlicher Körpergröße sind die Kopfarbeiter allen übrigen Berufen überlegen (Schlußtabellen 28, 29). Wenn sie trotzdem eine so geringgradige Militärtauglichkeit aufweisen, dann muß ausschließlich die Berufsschädigung dafür verantwortlich gemacht werden. Man stelle sich doch auch nur einmal ernstlich vor, in welch unsinniger Weise die regelrechte körperliche Entwicklung unserer deutschen Kopfarbeiter geradezu unterdrückt wird! So unentbehrlich die Volksschule auch sein mag: vom ärztlichen Standpunkt aus ist und bleibt sie doch nur ein notwendiges Uebel. Man mag die Schulzimmer noch so hoch und luftig bauen, mag alle nur denkbaren hygienischen Verbesserungen anbringen und wird doch nie den unnatürlichen Zwang beseitigen können, der in dem Stillsitzen der Kinder liegt. Die Dorfjugend draußen auf dem Lande kann sich ja nach Schluß des Unterrichts glücklicherweise noch genügend in Feld und Flur austoben. Aber die armen Stadtkinder! Ich kann niemals ein Gefühl des tiefsten Mitleides unterdrücken, wenn ich gelegentlich beobachte, wie die armen Wesen auf den Bürgersteigen der Straßen oder drinnen in engen Höfen ihrem natürlichen Bewegungsdrange unbeholfen Ausdruck zu geben suchen. Wenn man doch wenigstens nach schwedischer Sitte der Schuljugend drei volle Monate Sommerurlaub geben wollte! Trotz dieser langen Ferien, und trotzdem der Schulzwang in Schweden nur sechs Jahre dauert, hat dieses Land die wenigsten Schriftunkundigen. Vielleicht denken unsere deutschen Schulgewaltigen einmal darüber nach, ob nicht auch in Deutschland weniger Unterricht mehr sein könnte! Glücklicherweise reicht der Zwang der allgemeinen Volksschule gerade nur bis an die Grenze der Geschlechtsreife. In den nun folgenden Entwicklungsjahren ist der jugendliche Körper aber immer noch wie weiches Wachs. Jede berufliche Schädigung, die einen jungen Menschen in dieser Entwicklungszeit trifft, greift unendlich viel tiefer ein als in späteren Jahren, wenn das körperliche Wachstum endgültig abgeschlossen ist. Wenn man junge Leute unmittelbar von der Schulbank her entnimmt und sie als Schreiber oder Handlungsgehülfen täglich 8—10 Stunden lang in dumpfer Stubenluft an den Schreibtisch fesselt, dann **muß** eine körperliche Entartung eintreten! Und nun die allerbeste Auslese unserer männlichen Jugend, die Schüler

der höheren Schulen, sind die etwa besser daran? Mir steigt heute noch ein heißer Groll auf, wenn ich an meine eigene Schulzeit auf dem Gymnasium zurückdenke.

Im Gegensatze zu den Angehörigen des feineren Handwerks sind im Bezirkskommando Meißen die Söhne von Kopfarbeitern um 2 pCt. tauglicher als die Kopfarbeiter selbst. Ein kleiner Teil dieser Söhne hat gesundere Berufe ergriffen, und dadurch kommt die ursprüngliche gute Rassenanlage wieder etwas zur Geltung.

Mancher meiner Leser wird es vielleicht etwas auffällig finden, daß ich das Bekleidungsgewerbe besonders aufgeführt habe, anstatt die Schuhmacher und Schneider mit in die Gruppe des feineren Handwerks einzureihen. Zu dieser Sonderstellung hatte ich jedoch meine guten Gründe. Nicht nur in Deutschland, sondern auch in anderen Ländern werden die Schneider und Schuhmacher seitens der Heeresverwaltung ganz besonders bevorzugt. Man braucht sie als Oekonomiehandwerker; und wenn es sich irgendwie mit den bestehenden gesetzlichen Bestimmungen noch vereinbaren läßt, dann werden die Angehörigen des Bekleidungsgewerbes gern für tauglich befunden. So kommt es, daß die Schneider und Schuhmacher in allen Bezirken eine ziemlich hohe Militärtauglichkeit haben, obgleich ihr Brustumfang und ihr Körpergewicht unter allen Berufsgruppen am geringsten ist (Tabelle 28).

Die „Arbeiter" stehen im Durchschnitte (Tabellen 28, 29) dem feineren Handwerke nahe. Dagegen nähern sich die Bäcker und Müller im allgemeinen mehr dem gröberen Handwerke. Ihre Militärtauglichkeit schwankt aber in den verschiedenen Untersuchungsbezirken in sehr weiten Grenzen. Das gleiche gilt von der Sammelgruppe der Verkehrsbeamten, Diener und Markthelfer.

Die kleine Gruppe der Elbschiffer stammt zum weitaus überwiegenden Teile von landwirtschaftlichen Vätern ab (Tabelle 17). Es sind ausgewählt kräftige Leute, die den gesundesten Beruf ergriffen haben, der sich überhaupt denken läßt. Darum stehen nicht nur die Elbschiffer selbst, sondern auch ihre Söhne in den Tauglichkeitsreihen der Tabellen 15, 16 und 20 obenan.

Ich komme nun schließlich zur letzten und wichtigsten aller Berufsgruppen, zur Landwirtschaft. Die Landwirte stehen zwar in keinem einzigen Untersuchungsbezirke an der Spitze der Tauglichkeitsreihe, aber sie übertreffen doch beinahe überall den Durchschnitt der Bevölkerung ganz beträchtlich an körperlicher Tüchtigkeit. Nur in zwei Bezirken sinkt der Tauglichkeitsprozentsatz des landwirtschaftlichen Berufes um 0,1 pCt. und 1,3 pCt. unter den Durchschnitt der ganzen Bevölkerung herab, nämlich in der Provinz Posen, wo der Alkoholismus der Landarbeiter eine große Rolle spielt, und im Bezirkskommando Sondershausen, also in meiner eigenen Heimatsgegend, wo ebenso wie in Bayern nur der Ausschuß der Bevölkerung dem landwirtschaftlichen Berufe treu bleibt.

Vergleicht man die Tabellen 15, 16 und 17 vom Bezirkskommando Meißen, so gehört dort etwa der vierte Teil aller Heerespflichtigen zum landwirtschaftlichen Berufe. Die Söhne von Landwirten dagegen sind zahlreicher; sie umfassen den dritten Teil aller Heerespflichtigen. Hinsichtlich ihrer Militärtauglichkeit stimmen die Söhne von Landwirten mit den heutigen Landwirten genau überein (62,5 pCt.). Stellt man

aber die 501 Söhne von Landwirten, die wieder Landwirte geworden sind, für sich zusammen, dann steigt der Prozentsatz ihrer Militärtauglichkeit sogar auf 65,3 pCt. Abgesehen von den paar Elbschiffern stehen also in der Meißener Gegend die Söhne von Landwirten ganz oben an der Spitze der Tauglichkeitsreihe. Alle Berufsgruppen, die sich durch hohe Militärtauglichkeit auszeichnen, ergänzen sich zum großen Teil durch Zuzug aus der Landwirtschaft (Tabelle 17).

Sieht man von den unter Alkoholschäden leidenden Gewerben der Brauer, Küfer, Schankkellner und Fleischer ab, dann ist die Reihenfolge der Militärtauglichkeit in den beiden Tabellen 15 und 16 fast genau die gleiche. Die Freiluftgewerbe (Elbschiffer, Landwirtschaft und Baugewerbe) sind am tauglichsten, die Stubenluftgewerbe (Kopfarbeiter, feineres Handwerk, Kellner) am untauglichsten. Das gröbere Handwerk, das in der Regel in größeren, luftigen Werkstätten betrieben wird und vielseitige körperliche Tätigkeit erfordert, steht den Freiluftgewerben sehr nahe. Diese Reihenfolge kehrt mit kleineren Abänderungen in allen meinen Untersuchungsgebieten (Tabellen 18—29) immer wieder. Aus den Tabellen 26 und 27 geht hervor, daß schon vor einem Menschenalter der ungünstige Einfluß der Stubenluftgewerbe auf die Höhe der Militärtauglichkeit genau ebenso groß war, wie heutzutage.

Kinderarmut, Stubenluft, Alkohol und kalkarme Nahrung, das sind die vier Haupttotengräber der großstädtischen Bevölkerung. Unzählige Millionen haben die deutschen Stadtverwaltungen schon ausgegeben, und sie werden in Zukunft noch weitere Unsummen opfern müssen, um die hygienischen Verhältnisse so günstig wie nur irgend möglich zu gestalten. Und wenn man es erreichen kann, daß die durchschnittliche Lebensdauer der großstädtischen Familien auch nur um ein halbes Menschenalter verlängert wird, dann wären diese ungeheuren Summen nicht umsonst geopfert worden. Mehr aber können wir nicht erreichen. Je größer die Städte werden, um so mehr sind sie auf den immerwährenden Zustrom frischer, unverbrauchter Kräfte vom Lande angewiesen. Vor einigen Jahren lernte ich unter den Offizieren eines deutschen Regiments den letzten Sproß eines alten, reichen Patriziergeschlechtes kennen. Es war ein Mann, der von seinen Vorfahren die echt germanische, vornehme Rassenerscheinung geerbt hatte, aber in so überfeinerter Form, daß seine Kameraden ihm den außerordentlich treffenden Spitznamen „Letzte Oelung“ beigelegt hatten. In Gestalt von solchen letzten Oelungen männlichen oder weiblichen Geschlechtes pflegen alle städtischen Geschlechter auszuklingen, die sich mehr als drei Generationen hindurch in den Städten fortgepflanzt haben.

Man hat schon öfters den Vorschlag gemacht, die Industrie möge sich dezentralisieren, um das übermäßig rasche Wachstum der Großstädte wenigstens einigermaßen zu verlangsamen. Solchen Bestrebungen kann nur aufs lebhafteste beigestimmt werden. Aber man möge ja nicht etwa in den Fehler verfallen, die Hungerindustrieen in den kalkarmen schlesischen, böhmischen, sächsischen und thüringischen Gebirgen noch weiter zu vermehren, weil dort der Baugrund und die Löhne etwas billiger sind. Wenn irgend möglich, dann sollten neue

Industrieunternehmungen gerade in fruchtbaren Ackerbaugegenden mit harten Trinkwässern angelegt werden. Glücklicherweise wird der zukünftige Rhein-Leinekanal streckenweise durch solche Gegenden führen, und dort wird sich darum voraussichtlich eine gesunde Industriebevölkerung entwickeln können. Aber, täuschen wir uns nicht darüber, trotz aller entgegengesetzten Bestrebungen wird das Hauptgewicht der deutschen Industrie auch in Zukunft nach wie vor in den Städten liegen. Und darum ist die Erhaltung eines gesunden, kräftigen Bauernstandes geradezu eine Lebensbedingung für die Weiterentwicklung der deutschen Industrie. Zwischen den Vertretern der beiden großen Hauptberufsgruppen Deutschlands wird gegenwärtig geradezu ein erbitterter Kampf geführt. Es geht zu wie in einer jungen Ehe zwischen zwei feurigen Eisenköpfen, die sich gegenseitig noch nicht abgeschliffen und ineinander eingelebt haben. In dieser Ehe vertritt die Industrie den Mann, die Landwirtschaft die Frau, das deutsche Volk die Kinder. Vorläufig sträubt sich die Landwirtschaft noch dagegen, ihre schönen Mädchenträume auszuträumen, und die Industrie steht noch allzusehr auf dem Junggesellenstandpunkte: Ich trage die Hauptlasten für die Erhaltung der Familie, folglich muß mein Wille allein maßgebend sein. Die Eheleute werden sich durch gegenseitiges Nachgeben ineinander einleben müssen, je früher, um so besser! Die Landwirtschaft darf nie vergessen, daß die Industrie tatsächlich erst den neuzeitigen, großartigen Aufschwung des deutschen Volkes ermöglicht hat. Die Industrie trägt nicht nur den Hauptteil der Ausgabe für Heer und Flotte, sondern sie schafft auch wirkliche Kulturwerte, indem sie Kunst und Wissenschaft aufs kräftigste fördert. Die vorliegenden Untersuchungen z. B. waren nur durchführbar dank der uneigennützigen Freigebigkeit eines hochdenkenden deutschen Großindustriellen. Andererseits darf freilich auch die Industrie nicht vergessen, daß die Landwirtschaft für das Gedeihen der Familie ebenso unentbehrlich ist. Sie bringt die Kinder zur Welt, die später dem Vater im Geschäfte helfen sollen. Seit jeher war es gute deutsche Sitte, daß der Mann die Mutter seiner Kinder in kritischen Zeiten schützt und ihr freiwillig gewisse kleine Vorrechte zugesteht. Ein solches kleines Vorrecht, das für die Landwirtschaft unbedingt geschaffen werden muß, wenn sie nicht verelenden soll, ist vor allen Dingen die Einführung eines besonderen Erbrechtes für den landwirtschaftlichen Besitz. Das altgermanische Recht fußte auf dem gesunden Grundsatze, daß die Erhaltung der Familie als Ganzes höher stehe als das Wohlergehen des einzelnen Familienmitgliedes. Darum wurde der Landbesitz immer nur einem Anerben übertragen, meistens dem ältesten Sohne. Die jüngeren Geschwister, denen es nicht geglückt war, sich anderwärts ein eigenes Anwesen zu erwerben, hatten dafür zeitlebens Sitz und Unterhalt auf dem väterlichen Hofe. Diese alte Sitte besteht heute noch in vielen Gegenden von Nordwest- und Südostdeutschland, ferner im größten Teil von Skandinavien. Im übrigen Deutschland aber hat zum großen Schaden für das deutsche Volk leider das römische Recht mit allgemein gleicher Erbteilung Platz gegriffen. Wenn wir in Hannover, Schleswig-Holstein und Westfalen heute noch einen so vorzüglichen germanischen Bauernstamm haben, dann verdanken wir dies in erster Linie der dortigen Anerbensitte, die

erst in jüngster Zeit sich wieder zu einem wirklichen Anerbenrechte zu verdichten beginnt. Die jüngeren Söhne der niedersächsischen Bauern haben im Mittelalter das ganze Ostelbien dem deutschen Volke zurückerobern helfen. Ritter und Großgrundbesitzer allein hätten das nie zuwege gebracht. Wäre der niedersächsische Bauer nicht zu Hülfe gekommen, dann würden wir im ostelbischen Deutschland heute wahrscheinlich genau dieselben Verhältnisse haben, wie sie in den russischen Ostseeprovinzen bestehen. Dank der inneren Zerrissenheit Deutschlands mußte das Kolonisationswerk im Osten jahrhundertelang ruhen. Erst Friedrich der Große hat die Zügel wieder aufgegriffen, die seit der Schlacht von Tannenberg am Boden schleiften, und im Laufe der letzten beiden Jahrzehnte ist man in Preußen sehr ernstlich bemüht gewesen, die deutsche Bauernbesiedelung in der Ostmark zu fördern. Leider liegen die Verhältnisse heute nicht mehr so günstig wie im Mittelalter. Es kommt ja nicht nur darauf an, daß wir irgendwelche deutschredenden Bauern in der Ostmark ansiedeln, sondern wir brauchen dort gerade eine Auslese der rassenmäßig tüchtigsten germanischen Bauernsöhne und Landarbeiter, um die Ostmark endgültig dem Deutschtume wieder zu erobern. Diese tüchtigsten Kräfte aber finden heute in der Industrie ein viel lohnenderes Unterkommen. Wir müssen also unser Hauptaugenmerk darauf richten, neben der Kolonisation im Osten auch im Herzen Deutschlands selbst zu kolonisieren! Die am reinsten erhaltene germanische Bevölkerung Deutschlands findet sich heute noch in Thüringen nördlich vom Thüringerwalde, in der Provinz Sachsen, in Hannover, Schleswig-Holstein, Westfalen, Hessen und Rheinland. In diesen Gegenden muß vor allen Dingen der Landflucht gesteuert werden, und man sollte soweit wie möglich allen dortigen Großgrundbesitz zerschlagen, um ihn zur Bauernansiedelung zu verwenden. Am richtigen Platze kann der Großgrundbesitz zweifellos geradezu kulturfördernd wirken. In vielen Gegenden Ostelbiens, wo sich eine intensive Landwirtschaft nicht lohnt, ist der extensiv arbeitende Großgrundbesitz durchaus an seinem Platze. Auch die Wälder und Forsten, soweit sie nicht dem Staate gehören, sind in den Händen der Großgrundbesitzer am besten aufgehoben. Aber in den fruchtbaren, kalkreichen Lehmgegenden von Mittel- und Nordwestdeutschland, die sich so vorzüglich für Bauernkolonisation eignen, dort ist der Großgrundbesitz geradezu eine eiternde Wunde am Körper des deutschen Volkes. In meinem 16 Quadratmeilen großen thüringischen Heimatländchen Schwarzburg-Sondershausen gibt es z. B. nicht weniger als 18 fürstliche Domänen. Und wo eine solche Domäne liegt, da hat sie sicherlich den besten Boden der Dorfgemarkung an sich gerissen. In den Fürstentümern Lippe und Waldeck ist mehr als die Hälfte des gesamten Bodens im Besitze der dortigen Fürstenhäuser. Ganze Quadratmeilen des besten niedersächsischen Bördebodens gehören den Grafengeschlechtern der Schulenburg, Alvensleben usw. Solange diese Latifundien deutschen Arbeitern Nahrung boten, ließ sich über ihre Daseinsberechtigung vielleicht noch streiten. Heute aber, wo der Betrieb nur noch mit unseren Todfeinden, den polnischen Wanderarbeitern, aufrecht erhalten werden kann, ist der mittel- und westdeutsche Großgrundbesitz zum schweren Krebsschaden für das deutsche Volk geworden.

Gumplowicz hat den heutigen preußischen Staat einmal sehr treffend mit einem ungeschickten Liebhaber verglichen, der die widerstrebende polnische Maid zur Liebe zwingen will; und damit sie sich besser gegen ihn wehren kann, drückt er ihr auch noch einen Revolver in die Hand. Der Revolver, das sind die ungeheuren Lohnsummen, die die polnischen Wanderarbeiter alljährlich mit sich in ihre Heimat zurücktragen. Wer die Ostmark germanisieren will, muß zunächst den auf polnische Wanderarbeiter angewiesenen Großgrundbesitz im Herzen Deutschlands zerschlagen, um dort kleinere und mittelgroße Bauerngüter zu errichten. Wenn der Staat und die deutschen Fürsten mit gutem Beispiel vorangehen, dann ist zu erwarten, daß auch die übrigen Großgrundbesitzer ihren westelbischen Besitz wenigstens teilweise zur innerdeutschen Bauernkolonisation abtreten werden. Mit dem Erlöse aus dem Verkaufe dieser Güter sollte dann der deutsche Adel in der Ostmark Großgrundbesitz ankaufen, je mehr, um so besser. Sobald die mitteldeutschen und nordwestdeutschen Latifundien mit Bauern besiedelt sind, dann brauchen wir keine polnischen Wanderarbeiter mehr. Die preußischen Polen bleiben als Landarbeiter in ihrer Heimat, und die Zuwanderung russisch-polnischer Wanderarbeiter hört auf. Es besteht zwar eine Verordnung, daß diese Leute vom 15. Dezember bis zum 31. Januar nach ihrer Heimat zurückkehren müssen. Aber diese Verordnung steht nur auf dem Papiere. Die russisch-polnischen Wanderarbeiter bleiben trotzdem in großen Massen dauernd in der Ostmark zurück, und die preußischen Landräte müssen beide Augen zudrücken, wenn sie die deutschen Großgrundbesitzer und Pächter in der Ostmark nicht schwer schädigen wollen.

Bei der innerdeutschen Kolonisation kommt es nicht nur darauf an, daß gutgermanische Bauern und Landarbeiter überhaupt angesiedelt werden, sondern es muß zugleich dafür gesorgt werden, daß die Familien dieser Ansiedler auch dauernd auf den Siedelungsgütern festgehalten werden. Und zu dem Zwecke ist es unbedingt erforderlich, daß überall in Deutschland ein besonderes Erbrecht für ländlichen Besitz geschaffen wird nach Art der altgermanischen Anerbensitte. Das Bürgerliche Gesetzbuch überläßt eine solche besondere Regelung des ländlichen Erbrechtes ausdrücklich den Einzelstaaten, und es ist hohe Zeit, daß die einzelnen deutschen Regierungen die endgültige Regelung des ländlichen Erbrechtes möglichst bald durchführen. Am notwendigsten ist diese Regelung in jenen Gegenden, wo leider bisher noch allgemeine gleiche Erbteilung besteht, wie z. B. in Thüringen. Es ist gewiß kein Zufall, daß gerade in meiner Thüringer Heimat die Landflucht einen so außergewöhnlich großen Umfang angenommen hat. Um den Nachteilen eines verkehrten Erbrechtes zu entgehen, hat die vortreffliche thüringische Bauernbevölkerung teilweise zum Zweikindersysteme übergehen müssen! Und das ist bekanntlich für jedes Volk stets der Anfang vom Ende gewesen! Für jene Gegenden, in denen die altgermanische Anerbensitte seit jeher in Kraft geblieben ist, mag ja das bereits 1874 gesetzlich festgelegte Höferecht für die Provinz Hannover oder das 1898 gesetzlich anerkannte Anerbenrecht für die Provinz Westfalen genügen. Der Zwang uralter Sitte ergänzt dort aufs vortrefflichste die noch vorhandenen

Lücken und Mängel dieser Gesetze. In anderen Gegenden Deutschlands aber ist das leider nicht der Fall. Wollte man z. B. das hannöversche Anerbenrecht völlig unverändert in Thüringen einführen, dann würde es wohl öfters vorkommen, daß der begünstigte Anerbe das väterliche Gehöft bald nach des Vaters Tode verkaufte und in die Stadt zöge. Das aber würde nicht der Absicht des Gesetzgebers entsprechen. Gemäß seinen größeren Rechten soll der Anerbe auch größere Pflichten erfüllen: Er soll die Familie dauernd auf dem Lande erhalten. Der väterliche Hof muß allen jüngeren Geschwistern, die unverschuldet in Not geraten sind, dauernd eine letzte Zufluchtsstätte bieten. Und dieser Zweck wird am besten erreicht, wenn der Anerbe nicht unumschränkter Herr, sondern wenn er nur Familienoberhaupt auf dem Familiengute ist. Nur unter Zustimmung der ganzen Blutsverwandtensippe dürfte ein solcher Familien-Bauernhof wieder in frei veräußerlichen Besitz umgewandelt werden. In den Gegenden, wo bisher das allgemeine gleiche Erbrecht geherrscht hat, wird es viel leichter möglich sein, das Rechtsbewußtsein des Volkes an eine solche Erbordnung zu gewöhnen, als an das unveränderte niedersächsische Höferecht und Anerbenrecht. Wenn ein jüngerer Bruder die Aussicht hat, daß nach dem etwaigen Aussterben der älteren Linie seine eigenen Nachkommen wieder in den Besitz des väterlichen Hofes gelangen können, dann söhnt er sich viel leichter mit einer neuen Erbordnung aus, die ihn persönlich benachteiligt. Der Inhaber oder Anerbe eines solchen Familienbauerngutes brauchte in Zukunft nicht mehr, wie bisher, ausschließlich auf das Vermögen der zukünftigen Frau zu achten. Vielmehr könnte er sich seine Gattin nach ihren körperlichen und geistigen Vorzügen auswählen. Diese Familienbauerngüter würden also geradezu eine Zuchtstätte für einen neuen kräftigen Bauernadel werden.

Ich will hier nicht weiter ausmalen, wie ich mir im einzelnen die Erbfolgebestimmungen für solche Familiengüter denke. Als ungefähres Vorbild kann das Erbfolgerecht dienen, wie es mit den „Erbstammgütern“ in der Provinz Hannover verbunden ist; nur müßte die Bestimmung ausgeschaltet werden, daß unbedingt der älteste Sohn das väterliche Gut erben muß. In der Regel wird ja allerdings der älteste Sohn der geeignetste Anerbe sein. Sollte er aber zufälligerweise körperlich krank oder geistig minderwertig oder sittlich entartet sein, dann müßte es dem Vater nach vorheriger Verständigung mit dem Familienrate der Blutsverwandten frei stehen, einen jüngeren Sohn als Anerben zu wählen. Dabei soll selbstverständlich der Grundsatz beachtet werden, daß immer nur der körperlich und geistig hervorragendste unter den Söhnen die Familie auf dem väterlichen Gute fortpflanzt.

Bei einer solchen Ordnung der ländlichen Erbfolge würden Landwirtschaft und Industrie gleichzeitig ihre Rechnung finden. Wir erhielten einen gesunden Stamm kräftiger Bauernfamilien, der der Industrie in seinen jüngeren Söhnen immer neuen, kräftigen Nachwuchs liefert; und was dann auch kommen könnte: Deutschland wäre gerüstet!

Tabelle 1. **Die Militärtauglichkeit der verschiedenen Berufe bei den bayrischen Heerespflichtigen vom Jahre 1896/97.**

Beruf	Anzahl der vorgestellten Heerespflichtigen	Anzahl und Prozentsatz der militärtauglichen Heerespflichtigen			
		ausgehobene	überzählige	freiwillig eingetretene	alle Tauglichen
		pCt.	pCt.	pCt.	pCt.
Industrie	47751	13552 (28,4)	632 (1,3)	379 (0,8)	14563 **(30,5)**
Landwirtschaft	41832	11053 (26,4)	552 (1,3)	129 (0,3)	11734 **(28,0)**
Handel	7658	1744 (22,8)	71 (0,9)	118 (1,6)	1933 **(25,2)**
Sonstige Berufe	6667	1046 (15,7)	32 (0,5)	261 (3,9)	1339 **(20,1)**
Ohne Beruf	643	72 (11,2)	9 (1,4)	31 (4,8)	112 **(17,4)**

Verteilung der tauglichen Heerespflichtigen auf die zwei Hauptberufsgruppen in Stadt und Land.

Nach den Ergebnissen des deutschen Heeres-Ergänzungsgeschäfts vom Jahre 1902.

Tabelle 2 A.

Herkunft	Beruf	Von je 100 Tauglichen entfallen auf jede Gruppe	Herkunft	Beruf	Von je 100 Tauglichen entfallen auf jede Gruppe
Land-geborene	Landwirtschaft	25,72 pCt.	**Stadt-geborene**	Landwirtschaft	3,64 pCt.
	Andere Berufe	37,55 „		Andere Berufe	33,09 „
	Insgesamt	**63,27** pCt.		Insgesamt	**36,73** pCt.

Man beachte: Beinahe $^2/_3$ aller tauglichen Heerespflichtigen stammen vom Lande.

Tabelle 2 B.

Herkunft	Beruf	Von je 100 untersuchten Heerespflichtigen waren tauglich	Herkunft	Beruf	Von je 100 untersuchten Heerespflichtigen waren tauglich
Land-geborene	Landwirtschaft	58,64 pCt.	**Stadt-geborene**	Landwirtschaft	58,52 pCt.
	Andere Berufe	58,40 „		Andere Berufe	53,52 „
	Insgesamt	**58,50** pCt.		Insgesamt	**53,97** pCt.

Man beachte: Die stadtgeborenen Landwirte sind fast genau so militärtauglich wie ihre landgeborenen Berufsgenossen (58,52 : 58,64 pCt.), dagegen sind die stadtgeborenen Heerespflichtigen der gemischten Berufe minderwertiger als ihre Berufsgenossen vom Lande (53,52 : 58,40 pCt.).

Tabelle 3. **Vergleich zwischen der Militärtauglichkeit der Provinz Brandenburg und der Stadt Berlin.**

Herkunft	Von je 100 Heerespflichtigen waren tauglich
Landgeborene der Provinz Brandenburg ohne Berlin	61,0 pCt.
Landgeborene der Berliner Vororte	54,0 „
Landgeborene der Stadt Berlin	39,9 „
Stadtgeborene der Stadt Berlin	33,1 „

Tabelle 4. **Die Militärtauglichkeit bei den bayrischen Heerespflichtigen vom Jahre 1902, teils nach ihrem eigenen, teils nach dem Berufe ihrer Eltern geordnet.**

Beruf	Prozentsatz der Militärtauglichkeit	
	nach dem eigenen Berufe der Heerespflichtigen geordnet	nach dem Berufe der Eltern von den Heerespflichtigen geordnet
Landwirtschaft	53,80 pCt.	56,06 pCt.
Andere Berufe	56,39 „	54,83 „

Man beachte: Die jungen Landwirte selbst sind in Bayern etwas weniger tauglich als ihre Altersgenossen aus anderen Berufen. Dagegen sind die in Landwirtschaft und Gewerbe beschäftigten Bauernsöhne tauglicher als die Söhne der Gewerbetreibenden. Das heißt: Nur der Ausschuß der Bauernsöhne bleibt dem landwirtschaftlichen Berufe treu, die bessere Auslese hat sich gewerblichen Berufen zugewendet.

Tabelle 5. **Vergleich zwischen der Militärtauglichkeit der Stadt Nordhausen und der umgebenden Land- und Kleinstadtbevölkerung.**

Durchschnitt aus den zwölf Jahren 1892—1903.

	Frühjahrsmusterung
Bezirkskommando Sondershausen ohne Nordhausen	**32,3** pCt.
Stadt Nordhausen	**24,4** „

Man beachte: Die Bevölkerung der Stadt Nordhausen liefert nahezu um ¼ weniger taugliche Heerspflichtige als die umgebende Land- und Kleinstadtbevölkerung.

Die Zunahme der körperlichen Entartung in den Städten.

Tabelle 6.

Stadt Dresden. Alle 20jährigen Heerespflichtigen 1902 = **2545.**

Herkunft der Heerespflichtigen	Anzahl und Prozentsatz der untersuchten Heerespflichtigen	Prozentsatz der militärtauglichen Heerespflichtigen	Durchschnittlicher Brustumfang in cm	Atmungsbreite in cm	Durchschnittliches Körpergewicht in kg	Durchschnittliche Körpergröße in cm
	pCt.	pCt.				
Landgeborene	829 (32,6)	**42,6**	82,8:89,4	6,6	57,8	164,6
Halbstädter	1252 (49,2)	**30,7**	81,5:87,8	6,3	56,9	165,7
Vollstädter	464 (18,2)	**22,0**	81,4:87,6	6,2	55,8	166,2

Tabelle 7.

Stadt Dresden. Vollsächsische 20jährige Heerespflichtige 1902 = **1615.**

	pCt.	pCt.				
Landgeborene	460 (28,5)	**40,9**	82,6:89,1	6,5	57,5	164,2
Halbstädter	801 (49,6)	**29,6**	81,5:87,8	6,3	56,9	165,6
Vollstädter	354 (21,9)	**24,8**	81,4:87,5	6,1	55,6	164,8

Tabelle 8.

Stadt Gotha. Mittelthüringische 20jährige Heerespflichtige 1901 = **159.**

	pCt.	pCt.				
Landgeborene	49 (30,8)	**57,1**	81,7:89,0	7,3	58,3	165,4
Halbstädter	81 (51,0)	**39,5**	80,5:87,8	7,3	58,6	164,4
Vollstädter	29 (18,2)	**27,6**	80,0:86,5	6,5	57,7	164,1

Man beachte: Die landgeborenen Heerespflichtigen liefern etwa doppelt so viele taugliche Soldaten wie die vollstädtischen.

Tabelle 9.
Dresden. Alle 6—14 jährigen Knaben der Katholischen Volksschulen = 1399.

Herkunft der Kinder	Anzahl und Prozentsatz der untersuchten Kinder	Durchschnittliches Körpergewicht	Durchschnittliche Körpergröße
Landgeborene	161 (11,5 pCt.)	**27,6** Kilo	128,5 cm
1/3-Städter	685 (49,0 „)	**25,6** „	124,3 „
2/3-Städter	399 (28,5 „)	**25,3** „	124,5 „
Vollstädter	154 (11,0 „)	**25,1** „	124,5 „

Tabelle 10. **Nordhausen.**
Alle 6—14 jährigen nordthüringischen Knaben der Volks- und Mittelschule = 1408.

Landgeborene	175 (12,5 pCt.)	**30,6** Klio	132,3 cm
1/3-Städter	402 (28,5 „)	**29,1** „	130,4 „
2/3-Städter	504 (35,8 „)	**28,3** „	128,9 „
Vollstädter	327 (23,2 „)	**28,1** „	128,6 „

Man beachte: Die landgeborenen Kinder sind körperlich am besten entwickelt, die vollstädtischen am schlechtesten.

Tabelle 11. **Stadt Dresden.**
Herkunft der im 7.—14. und 20. Lebensjahre stehenden männlichen Bevölkerung.

Herkunft	6—7 jährige Knaben		13—14 jährige Knaben		Heerespflichtige und Abiturienten	
	Anzahl	Prozentsatz	Anzahl	Prozentsatz	Anzahl	Prozentsatz
1. Großstädter	322	9,4 pCt.	228	8,7 pCt.	255	8,7 pCt.
2. Großkleinstädter	272	7,9 „	185	7,0 „	175	6,0 „
3. Kleinstädter	134	3,9 „	117	4,5 „	171	5,9 „
4. 2/3-Städter	1259	36,6 „	940	35,9 „	687	23,5 „
5. 1/3-Städter	1231	35,7 „	891	34,0 „	772	26,5 „
6. Landgeborene	224	6,5 „	259	9,9 „	857	29,4 „
1. 2. 3. Vollstädter	728	**21,2** pCt.	530	**20,2** pCt.	601	**20,6** pCt.
4. 5. Halbstädter	2490	**72,3** „	1831	**69,9** „	1459	**50,0** „
6. Landgeborene	224	**6,5** „	259	**9,9** „	857	**29,4** „
Gesamtanzahl	3442		2620		2917	

Tabelle 12. **Stadt Dresden.**
Herkunft der im 7.—14. und 20. Lebensjahre stehenden vollsächsischen männlichen Bevölkerung, deren beide Eltern im Königreiche Sachsen geboren sind.

Herkunft	6—7 jährige Knaben		13—14 jährige Knaben		Heerespflichtige und Abiturienten	
	Anzahl	Prozentsatz	Anzahl	Prozentsatz	Anzahl	Prozentsatz
1. Großstädter	285	13,6 pCt.	183	10,5 pCt.	213	11,6 pCt.
2. Großkleinstädter	169	8,0 „	120	6,9 „	105	5,7 „
3. Kleinstädter	72	3,4 „	63	3,6 „	108	5,9 „
4. 2/3-Städter	722	34,5 „	607	34,8 „	435	23,8 „
5. 1/3-Städter	705	33,6 „	582	33,4 „	489	26,7 „
6. Landgeborene	144	6,9 „	187	10,8 „	482	26,3 „
1. 2. 3. Vollstädter	526	**25,0** pCt.	366	**21,0** pCt.	426	**23,2** pCt.
4. 5. Halbstädter	1427	**68,1** „	1189	**68,2** „	924	**50,5** „
6. Landgeborene	144	**6,9** „	187	**10,8** „	482	**26,3** „
Gesamtanzahl	2097		1742		1832	

Tabelle 13. **Stadt Nordhausen.**

Herkunft der nordthüringischen 6—14jährigen Schulknaben und der nordthüringischen Heerespflichtigen.

Herkunft	6—14jährige Knaben der Volks- und Mittelschule		20jährige Heerespflichtige		20—22jährige Heerespflichtige	
	Anzahl	Prozentsatz	Anzahl	Prozentsatz	Anzahl	Prozentsatz
Vollstädter	327	23,2 pCt.	13	8,1 pCt.	41	13,2 pCt.
$^2/_3$-Städter	504	35,8 „	46	28,8 „	85	27,3 „
$^1/_3$-Städter	402	28,5 „	45	28,1 „	77	24,8 „
Landgeborene	175	12,5 „	56	35,0 „	108	34,7 „
Gesamtanzahl	1408		160		311	

Tabelle 14. **Städte Coburg und Gotha.**

Herkunft der südthüringischen und mittelthüringischen Heerespflichtigen.

Herkunft	Coburg 20jährige südthüringische Heerespflichtige		Gotha 20jährige mittelthür. Heerespflichtige		Gotha 20—22jährige mittelthür. Heerespflichtige	
	Anzahl	Prozentsatz	Anzahl	Prozentsatz	Anzahl	Prozentsatz
Vollstädter	8	10,8 pCt.	29	18,2 pCt.	68	19,6 pCt.
$^2/_3$-Städter	17	23,0 „	38	24,0 „	77	22,3 „
$^1/_3$-Städter	13	17,6 „	43	27,0 „	89	25,7 „
Landgeborene	36	48,6 „	49	30,8 „	112	32,4 „
Gesamtanzahl	74		159		346	

Bezirkskommando Meißen.

Alle 20—22jährigen einheimischen Heerespflichtigen der Jahrgänge 1893, 1894, 1895. Auszug aus den amtlichen Listen des Bezirkskommandos in Meißen.

Tabelle 15. Der Einfluß des **eigenen** Berufes auf die körperliche Entwicklung der Heerespflichtigen.

Beruf der Heerespflichtigen	Anzahl der untersuchten Heerespflichtigen	Prozentsatz der militärtauglichen Heerespflichtigen	Durchschnittlicher Brustumfang in cm	Durchschnittliche Körpergröße in cm
Brauer, Küfer, Bierausgeber	46	76,0 pCt.	83,7:91,2	166,3
Elbschiffer	19	73,7 „	82,7:91,3	167,7
Fleischer	58	69,0 „	82,2:90,2	163,7
Landwirtschaft	897	62,5 „	81,4:89,2	166,0
Verkehrsbeamte, Diener, Markthelfer	52	61,5 „	81,2:88,4	165,7
Baugewerbe	423	59,3 „	80,9:88,8	165,7
Gröberes Handwerk	570	56,3 „	80,4:87,9	165,1
Bekleidungsgewerbe	176	55,7 „	78,8:86,5	163,0
Bäcker, Zuckerbäcker, Müller	162	54,9 „	82,4:90,0	163,7
Arbeiter unbekannter Art	243	51,0 „	80,8:88,5	164,6
Feineres Handwerk	462	47,2 „	79,9:87,4	165,2
Kopfarbeiter	276	41,7 „	78,9:86,2	166,6
Kellner, Köche	12	25,0 „	79,9:86,4	162,5
Durchschnitt	3396	56,0 pCt.	80,7:88,3	165,3

Tabelle 16. **Der Einfluß des väterlichen Berufes auf die körperliche Entwicklung der Heerespflichtigen.**

Beruf der Väter	Anzahl der untersuchten Heerespflichtigen	Prozentsatz der militärtauglichen Heerespflichtigen	Durchschnittlicher Brustumfang in cm	Durchschnittliche Körpergröße in cm
Elbschiffer	6	66,7 pCt.	81,7:89,2	167,4
Landwirtschaft	1128	62,5 „	81,3:89,1	166,3
Baugewerbe	547	59,2 „	81,0:88,8	164,8
Gröberes Handwerk	201	56,2 „	79,8:87,4	164,6
Arbeiter unbekannter Art	461	55,3 „	80,5:88,1	164,2
Beruf unbekannt (meist Uneheliche)	186	54,8 „	80,8:88,6	164,8
Bäcker, Zuckerbäcker, Müller	39	53,8 „	81,7:88,9	166,7
Verkehrsbeamte, Diener, Markthelfer	157	51,0 „	80,2:87,5	165,2
Bekleidungsgewerbe	163	47,2 „	79,5:87,2	164,2
Feineres Handwerk	196	43,9 „	80,1:87,5	165,0
Kopfarbeiter	229	43,7 „	79,7:87,2	166,7
Brauer, Küfer, Bierausgeber, Gastwirte	60	43,3 „	79,9:87,4	164,2
Fleischer	21	38,1 „	79,6:86,8	162,9
Kellner, Köche	2	0,0 „	82,0:90,0	178,0
Durchschnitt	3396	56,0 pCt.	80,7:88,3	165,3

Tabelle 17. **Die Beziehungen zwischen dem väterlichen Berufe und dem Berufe der heerespflichtigen Söhne im Bezirkskommando Meißen.**

Beruf der Väter	Beruf der heerespflichtigen Söhne: Landwirtschaft	Gröberes Handwerk	Baugewerbe	Feineres Handwerk	Kopfarbeiter	Arbeiter unbekannter Art	Bekleidungsgewerbe	Bäcker, Müller, Zuckerbäcker	Fleischer	Verkehrsbeamte, Diener, Markthelfer	Brauer, Küfer, Bierausgeber, Wirte	Elbschiffer	Kellner, Köche
	pCt.	pCt.	pCt.	pCt.	pCt.	pCt.	pCt.	pCt.	pCt.	pCt.	pCt.	pCt.	pCt.
Landwirtschaft	**55,9**	**23,2**	**44,0**	16,7	15,6	21,4	14,2	**38,3**	**25,9**	**23,1**	**24,0**	**52,6**	16,7
Gröberes Handwerk	1,1	17,0	1,9	6,7	7,6	4,6	3,9	6,2	1,7	1,9	8,7	—	—
Baugewerbe	14,6	13,7	34,8	13,4	5,4	14,8	21,0	11,1	19,0	7,7	13,1	10,5	—
Feineres Handwerk	0,9	7,9	0,7	**19,1**	8,0	3,7	4,6	3,1	3,4	5,8	6,5	—	—
Kopfarbeiter	1,9	5,3	1,9	5,6	**41,3**	2,9	0,6	6,7	5,2	9,6	6,5	—	**33,1**
Arbeiter unbekannter Art	11,4	13,3	8,0	17,8	4,3	**33,3**	**23,3**	8,0	10,3	19,2	8,7	—	—
Bekleidungsgewerbe	2,3	4,7	1,2	6,7	4,0	6,6	19,9	6,2	1,7	7,7	—	5,3	8,4
Bäcker, Zuckerbäcker, Müller	0,1	1,2	0,2	—	1,1	0,8	0,6	9,3	3,4	5,8	6,5	—	8,4
Fleischer	0,1	—	0,5	1,3	0,4	0,8	0,6	—	12,1	1,9	—	—	—
Verkehrsbeamte, Diener, Markthelf.	2,3	6,0	2,8	6,7	8,7	3,7	3,9	3,1	5,2	11,5	4,3	5,3	16,7
Brauer, Küfer, Wirte, Bierausgeber	1,4	2,3	—	1,5	1,8	0,4	—	3,7	6,9	3,9	17,4	—	16,7
Elbschiffer	0,1	—	—	0,2	—	—	—	—	—	—	—	21,0	—
Kellner, Köche	—	—	—	0,4	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Väterlicher Beruf unbekannt[1])	7,9	5,4	4,0	3,9	1,8	7,0	7,4	4,3	5,2	1,9	4,3	5,3	—

[1]) meist uneheliche Kinder.

Man beachte: Alle Berufsgruppen der Heerespflichtigen, die sich durch hohe Militärtauglichkeit auszeichnen, entstammen zum großen Teile aus der Landwirtschaft.

Der Einfluß des Berufes auf die körperliche Entwicklung der Heerespflichtigen.

Tabelle 18. **Stadt Dresden.** Alle 20jährigen Heerespflichtigen. 1902.

Beruf	Anzahl der untersuchten Heerespflichtigen	Prozentsatz der militärtauglichen Heerespflichtigen	Durchschnittlicher Brustumfang in cm	Durchschnittliches Körpergewicht in kg	Durchschnittliche Körpergröße in cm
Brauer, Küfer, Bierausgeber	36	61,1 pCt.	83,8:89,8	59,8	164,5
Bäcker, Zuckerbäcker	118	61,0 „	84,5:90,9	59,4	161,9
Landwirtschaft	95	57,9 „	83,9:90,5	58,5	164,4
Fleischer	88	56,8 „	85,9:92,3	64,0	164,1
Gröberes Handwerk	393	44,0 „	82,2:88,8	57,9	165,0
Baugewerbe	133	41,4 „	82,6:89,1	57,6	164,7
Verkehrsbeamte, Diener, Markthelf.	212	36,3 „	81,9:88,1	56,3	164,7
Bekleidungsgewerbe	67	35,8 „	81,3:87,9	54,7	163,6
Arbeiter unbekannter Art	208	35,6 „	81,9:88,3	56,0	164,0
Kellner, Köche	30	26,7 „	81,0:87,0	56,5	163,2
Feineres Handwerk	547	22,1 „	80,8:87,0	56,0	165,3
Kopfarbeiter	618	17,6 „	80,6:86,8	56,4	166,6
Durchschnitt	2545	33,0 pCt.	81,8:88,2	57,0	165,1

Tabelle 19.
Stadt Dresden. Vollsächsische 20jährige Heerespflichtige. 1902.

Beruf	Anzahl der untersuchten Heerespflichtigen	Prozentsatz der militärtauglichen Heerespflichtigen	Durchschnittlicher Brustumfang in cm	Durchschnittliches Körpergewicht in kg	Durchschnittliche Körpergröße in cm
Brauer, Küfer, Bierausgeber	28	60,7 pCt.	83,7:89,5	59,6	164,5
Bäcker, Zuckerbäcker	63	60,3 „	84,6:91,1	59,3	161,9
Fleischer	59	57,6 „	85,9:92,0	65,1	164,1
Landwirtschaft	53	56,6 „	84,0:90,5	59,1	164.4
Gröberes Handwerk	250	40,8 „	81,8:88,4	57,2	165,0
Baugewerbe	97	39,2 „	82,4:88,8	56,7	164,7
Arbeiter unbekannter Art	146	34,9 „	81,9:88,3	55,8	163,9
Verkehrsbeamte, Diener, Markthelf.	143	31,5 „	81,7:87,6	56,2	164,7
Kellner, Köche	13	30,8 „	81,4:87,2	56,9	163,2
Bekleidungsgewerbe	34	26,5 „	81,4:87,5	54,6	163,6
Feineres Handwerk	329	23,1 „	80,6:86,8	56,1	165,4
Kopfarbeiter	400	17,5 „	80,7:87,0	56,4	166,6
Durchschnitt	1615	31,7 pCt.	81,8:88,1	56,9	165,1

Tabelle 20. **Königreich Sachsen.**
Alle 20—22jährigen Heerespflichtigen aus ländlichen Bezirken der Sächsischen Schweiz und der Gegend von Meißen und Riesa. 1902 und 1903.

Beruf	Anzahl der untersuchten Heerespflichtigen	Prozentsatz der militärtauglichen Heerespflichtigen	Durchschnittlicher Brustumfang in cm	Durchschnittliches Körpergewicht in kg	Durchschnittliche Körpergröße in cm
Fleischer	29	44,8 pCt.	81,3:89,2	61,0	165,3
Baugewerbe	366	44,8 „	80,9:88,4	58,7	165,2
Elbschiffer	60	41,7 „	81,0:88,6	60,6	164,0
Landwirtschaft	658	40,9 „	80,9:87,9	57,8	163,6
Verkehrsbeamte, Diener	37	40,5 „	81,7:89,1	60,6	167,1
Gröberes Handwerk	221	36,2 „	80,0:87,5	57,9	164,5
Bekleidungsgewerbe	44	34,1 „	78,0:85,2	55,0	162,8
Arbeiter unbekannter Art	146	33,6 „	80,5:87,7	58,0	163,5
Bäcker, Zuckerbäcker, Müller	76	32,9 „	80,7:87,9	57,2	161,3
Kellner, Köche	11	27,3 „	80,5:87,6	57,7	164,1
Kopfarbeiter	135	23,7 „	78,3:85,7	58,4	166,6
Feineres Handwerk	382	22,0 „	78,6:85,6	55,8	163,7
Durchschnitt	2165	35,8 pCt.	80,1:87,4	57,7	164,2

Der Einfluß des Berufes auf die körperliche Entwicklung der Heerespflichtigen.

Tabelle 21. **Bezirkskommando Gotha.**
Alle 20—22jährigen **einheimischen** Heerespflichtigen
der Landratsämter Gotha, Ohrdruf, Coburg und der Städte Gotha, Coburg. 1901.

Beruf	Anzahl der untersuchten Heerespflichtigen	Prozentsatz der militärtauglichen Heerespflichtigen	Durchschnittlicher Brustumfang in cm	Durchschnittliches Körpergewicht in kg	Durchschnittliche Körpergröße in cm
Brauer	12	58,3 pCt.	85,2:92,4	64,0	166,8
Fleischer	33	57,6 „	84,7:92,0	63,1	165,3
Bekleidungsgewerbe	68	57,4 „	80,1:87,4	56,7	163,9
Baugewerbe	344	50,0 „	82,1:89,4	59,4	165,2
Verkehrsbeamte, Diener	14	50,0 „	80,5:87,4	55,6	162,5
Landwirtschaft	396	49,5 „	82,1:89,6	59,4	165,9
Kopfarbeiter	169	47,3 „	80,8:88,2	59,9	166,8
Gröberes Handwerk	237	45,1 „	81,4:88,7	58,5	165,1
Feineres Handwerk	601	39,6 „	80,7:88,1	58,5	165,2
Arbeiter unbekannter Art	153	38,6 „	81,8:89,1	59,3	166,2
Bäcker, Zuckerbäcker, Müller	59	35,6 „	82,8:90,1	59,7	163,6
Kellner, Köche	23	34,8 „	82,2:89,6	60,5	166,1
Durchschnitt	2109	45,2 pCt.	81,5:88,9	59,1	165,4

Tabelle 22. **Bezirkskommando Sondershausen.**
Alle 20—22jährigen **einheimischen** Heerespflichtigen 1901
und der Landratsämter Sondershausen, Ebeleben. 1903.

Beruf	Anzahl der untersuchten Heerespflichtigen	Prozentsatz der militärtauglichen Heerespflichtigen	Durchschnittlicher Brustumfang in cm	Durchschnittliches Körpergewicht in kg	Durchschnittliche Körpergröße in cm
Fleischer	39	79,5 pCt.	83,2:90,1	63,7	168,5
Bäcker, Zuckerbäcker, Müller	48	56,3 „	82,0:88,6	60,9	165,9
Gröberes Handwerk	207	52,7 „	81,1:87,9	59,3	166,1
Verkehrsbeamte, Diener	45	51,1 „	79,7:86,5	58,8	166,1
Baugewerbe	300	48,3 „	81,3:88,2	60,0	167,2
Arbeiter unbekannter Art	137	46,7 „	81,2:88,1	59,3	166,8
Landwirtschaft	603	44,1 „	81,3:88,1	59,7	167,1
Bekleidungsgewerbe	109	43,1 „	78,4:85,4	55,9	164,4
Feineres Handwerk	351	40,5 „	78,9:85,9	57,2	166,1
Kellner, Köche	29	37,9 „	79,5:86,3	57,9	164,3
Kopfarbeiter	148	34,5 „	78,6:85,8	59,5	168,7
Durchschnitt	2016	45,4 pCt.	80,5:87,4	59,1	166,7

Tabelle 23. **Thüringen.**
Alle **zugewanderten und halbthüringischen** 20—22jährigen Heerespflichtigen.
1901 und 1903.

Beruf	Anzahl der untersuchten Heerespflichtigen	Prozentsatz der militärtauglichen Heerespflichtigen	Durchschnittlicher Brustumfang in cm	Durchschnittliches Körpergewicht in kg	Durchschnittliche Körpergröße in cm
Verkehrsbeamte, Diener	9	66,7 pCt.	79,1:85,5	56,2	164,2
Fleischer	20	55,0 „	84,5:91,7	62,1	162,9
Bäcker, Zuckerbäcker, Müller	41	53,7 „	82,6:89,3	60,3	164,5
Gröberes Handwerk	112	53,6 „	81,9:89,1	59,8	166,1
Landwirtschaft	141	51,8 „	81,5:88,5	59,2	165,4
Baugewerbe	43	48,8 „	81,6:89,2	59,0	166,1
Bekleidungsgewerbe	41	48,8 „	79,1:86,1	55,1	163,3
Brauer, Bierausgeber	5	40,0 „	86,7:94,5	62,5	160,9
Arbeiter unbekannter Art	68	38,2 „	80,9:88,0	58,2	166,0
Feineres Handwerk	172	36,6 „	79,5:86,6	57,3	165,4
Kopfarbeiter	194	35,0 „	79,4:86,6	59,0	167,3
Kellner, Köche	21	28,6 „	78,9:85,2	56,0	161,5
Durchschnitt	867	43,6 pCt.	80,6:87,7	58,6	165,7

Der Einfluß des Berufes auf die körperliche Entwicklung der Heerespflichtigen.

Beruf	Anzahl der untersuchten Heerespflichtigen	Prozentsatz der militärtauglichen Heerespflichtigen	Durchschnittlicher Brustumfang in cm	Durchschnittliches Körpergewicht in kg	Durchschnittliche Körpergröße in cm

Tabelle 24. **Provinz Posen. Kreise Samter und Schwerin.**
Alle 20—22jährigen Heerespflichtigen. 1902.

Beruf	Anzahl	Prozentsatz	Brustumfang	Körpergewicht	Körpergröße
Bekleidungsgewerbe	40	40,0 pCt.	79,0:87,3	56,4	164,2
Gröberes Handwerk	16	37,5 „	79,7:87,7	60,1	168,6
Baugewerbe	199	37,2 „	80,3:88,6	59,0	165,9
Fleischer	19	36,8 „	81,9:90,2	61,3	167,6
Landwirtschaft	605	32,6 „	81,0:88,8	58,6	165,7
Kopfarbeiter	48	27,1 „	78,7:87,3	59,3	167,8
Arbeiter unbekannter Art	54	26,0 „	81,8:90,2	58,5	166,5
Feiners Handwerk	37	21,6 „	78,3:86,0	56,7	165,6
Bäcker, Zuckerbäcker, Müller	17	17,6 „	80,5:89,0	59,4	168,0
Durchschnitt	1035	32,7 pCt.	80,6:88,6	58,6	165,9

Tabelle 25. **Königreich Schweden.**
Heerespflichtige aus der Landschaft **Dalarne.** 1902.

Beruf	Anzahl	Prozentsatz	Brustumfang	Körpergewicht	Körpergröße
Bekleidungsgewerbe	10	90,0 pCt.		63,4	169,2
Baugewerbe	12	83,4 „		65,3	172,3
Selbständige Landwirte	107	77,6 „		63,0	170,2
Landwirtschaftliche Arbeiter	148	74,3 „		62,0	170,4
Handwerker	35	71,4 „		63,3	171,0
Kopfarbeiter	15	66,7 „		63,0	171,8
Durchschnitt	327	75,5 pCt.		62,9	170,5

Tabelle 26. **Stadt Gotha und ihre Vororte Siebleben, Sundhausen.**
Alle **eingeborenen** Heerespflichtigen der Jahrgänge **1899, 1900, 1901.**
Auszug aus den amtlichen Listen des Landratsamtes in Gotha.

Beruf	Anzahl	Prozentsatz	Brustumfang	Körpergewicht	Körpergröße
Baugewerbe	49	73,5 pCt.	82,5:89,7		166,8
Landwirtschaft	53	62,3 „	82,3:89,5		165,7
Gröberes Handwerk	172	59,9 „	81,7:88,8		165,8
Arbeiter unbekannter Art	40	55,0 „	82,2:89,4		165,8
Bäcker, Fleischer, Verkehrsbeamte	85	54,1 „	81,8:89,0		163,8
Kopfarbeiter	170	48,8 „	79,5:86,6		166,6
Feineres Handwerk[1])	236	42,4 „	79,8:86,7		165,5
Kellner	17	23,5 „	79,2:86,3		165,0
Durchschnitt	822	51,9 pCt.	80,9:87,9		165,7

[1]) einschließlich Bekleidungsgewerbe.

Tabelle 27. **Stadt Gotha und ihre Vororte Siebleben, Sundhausen.**
Alle **eingeborenen** Heerespflichtigen der Jahrgänge **1874—1878.**
Auszug aus den amtlichen Listen des Landratsamtes in Gotha.

Beruf	Anzahl	Prozentsatz	Brustumfang	Körpergewicht	Körpergröße
Baugewerbe	48	56,3 pCt.			166,4
Landwirtschaft	38	55,3 „			168,7
Bäcker, Fleischer, Verkehrsbeamte	60	53,3 „			164,3
Gröberes Handwerk	74	50,0 „			167,3
Kopfarbeiter	164	48,2 „			168,0
Feineres Handwerk[1])	200	36,5 „			166,4
Arbeiter unbekannter Art	66	34,8 „			166,5
Kellner	10	10,0 „			163,7
Durchschnitt	660	44,4 pCt.			166,7

[1]) einschließlich Bekleidungsgewerbe.

Der Einfluß des Berufes auf die körperliche Entwicklung der Heerespflichtigen.

Tabelle 28. Alle Heerespflichtigen aus Deutschland und Schweden.
Berechnungsart: Durchschnitt aus sämtlichen Einzelwerten.

Beruf	Anzahl der untersuchten Heerespflichtigen	Prozentsatz der militärtauglichen Heerespflichtigen	Durchschnittlicher Brustumfang in cm	Durchschnittliches Körpergewicht in kg	Durchschnittliche Körpergröße in cm
Brauer, Küfer, Bierausgeber	99	66,7 pCt.	84,0:91,1	61,1	165,5
Fleischer	287	59,9 „	83,8:91,0	63,1	165,2
Gröberes Handwerk	2031	50,1 „	81,1:88,3	58,6	165,4
Landwirtschaft	3741	49,8 „	81,4:88,7	59,2	166,0
Baugewerbe	1917	49,8 „	81,3:88,8	59,2	165,8
Bäcker, Zuckerbäcker, Müller	526	49,6 „	82,6:89,6	59,5	163,6
Elbschiffer	79	49,4 „	81,3:89,2	60,6	164,9
Bekleidungsgewerbe	555	48,3 „	79,1:86,4	55,9	163,7
Verkehrsbeamte, Diener, Markthelf.	369	43,4 „	81,3:87,9	57,1	165,3
Arbeiter unbekannter Art	1260	42,3 „	81,3:88,5	58,0	165,1
Feineres Handwerk	2988	35,0 „	79,9:86,9	57,0	165,2
Kopfarbeiter	1937	33,0 „	79,7:86,6	58,0	167,1
Kellner, Köche	153	28,8 „	80,1:86,9	57,7	164,0
Durchschnitt	15942	44,3 pCt.	80,9:88,1	58,4	165,6

Tabelle 29.
Alle Heerespflichtigen aus Deutschland und Schweden.
Berechnungsart: Durchschnitt aus den Mittelwerten der einzelnen Untersuchungsbezirke

Beruf	Anzahl der untersuchten Heerespflichtigen	Prozentsatz der militärtauglichen Heerespflichtigen	Durchschnittlicher Brustumfang in cm	Durchschnittliches Körpergewicht in kg	Durchschnittliche Körpergröße in cm
Fleischer	287	63,7 pCt.	83,4:90,8	63,2	166,0
Brauer, Küfer, Bierausgeber	99	58,9 „	84,9:92,0	62,1	164,6
Elbschiffer	79	57,7 „	81,9:90,0	60,6	165,9
Baugewerbe	1917	54,3 „	81,5:88,9	59,9	166,6
Landwirtschaft	3741	53,3 „	81,8:89,0	59,4	166,3
Verkehrsbeamte, Diener, Markthelf.	369	51,0 „	80,7:87,5	57,5	165,1
Gröberes Handwerk	2031	50,8 „	81,1:88,3	59,4	166,5
Bekleidungsgewerbe	555	50,6 „	79,2:86,5	56,7	164,3
Bäcker, Zuckerbäcker, Müller	526	46,5 „	82,2:89,4	60,6	164,9
Arbeiter unbekannter Art	1260	40,9 „	81,4:88,6	58,2	165,3
Kopfarbeiter	1937	39,1 „	79,4:86,7	59,4	167,7
Feineres Handwerk	2988	34,3 „	79,6:86,7	56,9	165,4
Kellner, Köche	153	26,7 „	80,2:86,9	57,7	163,8
Durchschnitt	15942	47,1 pCt.	81,1:88,3	59,3	165,7

Kindersterblichkeit und Mutterschutz.

Dr. W. Mensinga.

Jede Frage, die das Problem des Lebens betrifft, ist heute zur öffentlichen Diskussion berechtigt; aber sie kann von verschiedenen Gesichtspunkten aus behandelt werden. Daraus leite ich die Berechtigung ab, nachfolgende auf Tatsachen beruhende Gedanken zur Darstellung zu bringen. Wenn die durch die Tageszeitungen gehende Nachricht

sich bewahrheitet, hat man in Berlin einen „Verein zur Bekämpfung der Kindersterblichkeit“ gegründet, ja, es sollen die Erben Virchows ein nicht unbedeutendes Kapital zugunsten dieses Vereins gestiftet haben.

Ich ehre und achte den guten Willen dieser Männer, die da glauben, durch Beschaffung von reiner keimfreier Kuhmilch usw. dem großen Uebel der noch größeren Kindersterblichkeit abhelfen zu können. Der Wille ist gewiß gut und prächtig, aber meines Erachtens wird da wieder vieles Geld ins Wasser geworfen werden, wie dies heute so oft geschieht; denn so bekannt es ist, daß in den Monaten Juli und August stets die größten Kindersterbezahlen zu verzeichnen sind, ebensowenig wird man imstande sein, die in diesen Monaten fällige Hitze — die Veranlassung zur abnormen Milchgärung, zu beseitigen. Es wird das gedachte Unternehmen die Kindersterblichkeit in absehbarer Zeit kaum um 1 pCt. herabdrücken. Und welche Zukunft bietet dann die „verbesserte“ Flasche?

In Sonthofen, einer ländlichen Gebirgsgegend Oberbayerns, wo die Saugflasche Mode ist, werden von den einzustellenden Rekruten kaum ein Viertel diensttauglich befunden; es ist doch anzunehmen, daß diese als Kinder relativ keimfreie Kuhmilch bekommen haben.

Natürlich ist die Dienstuntauglichkeit nicht bloß bei den Mannsleuten zu suchen, die Weiber werden ebensogut ihre 75 pCt. und mehr dazu liefern, — aber geboren muß werden! Was nützen nun diese Unzahl Reichskrüppel dem Gemeinwohl? und welche Lasten wälzen diese auf die noch brauchbaren Menschen! Würde der obengenannte Verein hier auch nur eine Spur von Wirkung oder Nutzen entfalten können? ich glaube es nicht!

Die Gesellschaft wird nur dann ein gewisses Ziel zu erreichen imstande sein, wenn sie auf die allerersten Ursachen zurückgeht. Eiternde Wunden mit schönem Pflaster zudecken, mag manchem, der nicht nachdenkt, vorzüglich erscheinen — das schadet aber mehr als es nützt, rationell ist es nicht. Somit bitte ich alle, die für die gedachte Sache sich interessieren, sich meine Grundsätze, die sich in langjähriger Praxis bewährt haben, einmal genau anzusehen, und dann danach zu verfahren:

1. Es ist Pflicht der gesunden Frau, Kinder zu empfangen, zu gebären, zu nähren, zu erziehen, alles zu seiner Zeit. Dieser Hauptgrundsatz kann Wort für Wort nie genau genug betont werden. Nichts von demselben kann ausgelassen oder kulminiert werden, ohne daß sofort pathologische Erscheinungen zutage treten.

Dieses zu verhüten, ist die Aufgabe der Hygiene, die damit tausend andern Uebeln, Mängeln, Gebrechen und dergl. mehr gleichzeitig vorbeugt; freilich gehört zur Konstatierung der Gesundheit etwas mehr als bloßes Zungebesehen nach altem Rezept.

2. Kranke, schwächliche, gebrechliche Frauen sind von dieser Pflicht ausgeschlossen.

Es mag manchem aus süßer Gewohnheit schwer sein, diesen Satz voll und ganz anzuerkennen; gibt es einen Zweifler, so möge er getrost einmal die Konsequenzen ziehen; denn der erste Grund zur Entartung wird hier gelegt. Werden indessen die in der vorliegenden Arbeit aufgestellten Grundsätze durchgeführt, so dürfte eine Zeit kommen, wo es gar keine kranken Frauen mehr gibt.

3. Ein Recht hat die Frau auf Schutz ihrer Gesundheit in Ausübung ihrer Pflicht. Ihr Arzt vermag in jeder Weise ihr dabei an die Hand zu gehen, diesen Schutz zu gewähren.

Bis in die jüngste Zeit war diese Forderung ein ganz unbekanntes Ding; man kümmerte sich nicht um die Gesundheit des Gebärmaterials; man ließ es höchstens bei einigen frommen Wünschen bewenden; daß hiermit aber den Gelegenheitserkrankungen ein großes, weites Feld eröffnet ist, das seinen Mann ordentlich ernährt, ist ja eine bekannte und anerkannte Tatsache.

4. Hat die Frau neun Monate getragen, geboren, sodann zwölf Monate gestillt (genährt, gesäugt), soll sie noch neun Monate Zeit haben zur vollständigen Erholung, Neukräftigung, Erfrischung der in Tätigkeit gewesenen Organe, bevor sie aufs neue empfangen darf, sodann aber trete bei der gesunden Frau derselbe Turnus wieder ein; das Kind ist dann 2½ Jahre und nicht mehr auf den Arm der Mutter angewiesen, wenn ihm ein Nachfolger beschert ist.

Jenseits der Vogesen begnügt man sich nicht damit, ausgetragene Kinder am Leben zu erhalten. Man hat dort auch Mittel und Wege gefunden, zu früh geborenen Kindern zu einem zweifelhaften Dasein zu verhelfen durch die sogenannte Couveuse — eine noble Spielerei. — Armes Land, das wegen der stetig abnehmenden Geburtenzahl schon gezwungen ist, mit der Erhaltung von frühgeborenen Schwächlingen sich zu begnügen.

Wenn wir in Deutschland durch die hier angegebenen Grundsätze die Kindersterblichkeit beseitigen, ein tadellos gesundes Geschlecht erzielen, so haben wir übergenug Menschenmaterial nicht nur für das eigene Land, sondern auch genug, um die Lücken, den Mangel an kräftigen Menschen in Welschland vollkommen auszufüllen, eine körperliche Veredelung des geistig so hochstehenden Nachbars zu gewährleisten.

Die leidige Gewohnheit solcher Frauen, die heutzutage noch zur Erhaltung der Familie mit arbeiten müssen, also vielfach außerhalb des Hauses sind, die Kinder von der Brust nehmen, um sie der verd...... Flasche zu überantworten, ist aufs heftigste zu befehden. Dieser Kampf wird mit Erfolg geführt, wenn man vernünftig die Sache klarstellt. Die Ladenwärterin vermag sehr wohl, den Säugling beizubehalten, die Fabrikarbeiterin nehme im Kinderwagen ihr Kind mit — für die Unterkunft solchen Gefährts muß in der Fabrik ein passender Raum sein.

Ich bemerke hier ausdrücklich, daß das hier Gesagte nur ein Uebergangsstadium bilden soll, denn alles dessen bedarf es in Zukunft nicht mehr; die Frau braucht dann nicht mehr mit zu arbeiten für die Erhaltung der Familie, sie darf sorglos sich dem hehren Erziehungsamte widmen.

Es ist ja doch ein durch nichts zu beschönigender Mißbrauch, die Frau zu zwingen, zu gebären, und schließlich auch noch das Produkt durch ihrer Hände Arbeit zu ernähren, es widerspricht dem Sinn des § 1354 des BGB., Abs. 1.

Gut ist es für die Frau, wenn sie vor der Ehe arbeiten, erwerben gelernt hat, z. B. für den Fall, daß sie Witwe wird; sie darf aber nicht vorher durch Arbeiten und Geburten, durch Geburten und Arbeiten

ausgemergelt sein. Uebrigens haben die Kinder der Witwe geistig eine bessere Zukunft als die Kinder des Witwers.

Die Ruhepause von neun Monaten vom Ende der zwölfmonatlichen Stillung bis zur folgenden Empfängnis ist einzig geeignet, alle die in Betracht kommenden Organe, ja den ganzen Körper für die abermalige Aufgabe vollkommen zu stählen und vorzubereiten, so daß „interkurrente" Krankheiten nicht zu erwarten sind, haben sie Namen, wie sie wollen; der ärztlichen Ansicht vor 50—60 Jahren z. B., daß schwangere Frauen nie den Typhus bekämen, lag diese Tatsache (der Widerstandsfähigkeit) zugrunde.

5. Nachdem der Turnus fünfmal stattgefunden, also innerhalb $12^1/_2$ Jahren, hat die Frau ihren staatlichen Pflichten genügt; unverwehrt sei es ihr dann noch, freiwillig weitere Verpflichtungen zu übernehmen, indessen immerhin unbeschadet ihrer Gesundheit.

Man liest oft von großem Kindersegen, die Tagesblätter berichten mit Vorliebe über vorkommende Fälle; es ist das ein Beweis, daß solche Fälle immerhin selten vorkommen, und mehr als Kuriosa zu betrachten sind; daß in weitaus der Mehrzahl der Ehen ein ganz anderer Verlauf zu verzeichnen wäre, darüber schweigt man, weils zum Sterben langweilig sein würde, die Reihe der „Verlustlisten" zu betrachten. „Ein Vater hat sein 25. Kind taufen lassen." Ob von derselben Mutter? wird hübsch verschwiegen. Forscht man solchenfalls näher nach, haben sehr oft zwei bis drei Mütter darüber den Hals brechen müssen. „Eine Frau hat ihr 20. Kind geboren" — wie viele Kinder leben noch von dieser Zahl? — Ich kenne eine, die achtzehnmal geboren und mit genauer Not dem Tode entrann; es lebten aber nur fünf Kinder, die übrigen waren an der Flasche zugrunde gegangen. Genug, man könnte von solchen Wüsteneien Bände füllen.

Die Statistik ergibt, daß im Durchschnitt auf jede Ehe fünf Kinder entfallen, daher die Zahl fünf für das dem Staate genügende Maß!!

6. Die unter diesem Regime geborenen Kinder sind alle stark und widerstandsfähig veranlagt, gegen folgenschwere Krankheiten sind sie mächtig gefeit, Todesfälle treten da nicht mehr ein.

Dies ist das punctum saliens. Ich habe bisher in dieser Thesenreihe noch nicht Gelegenheit gehabt, über Krankheitsursachen mich zu verbreiten, weil ein geeigneter Nährboden für diese bisher nicht vorhanden war; ich könnte somit hier eigentlich schließen. Indessen, ich muß den Tatsachen Rechnung tragen, um zu zeigen, wie man bereits vorhandenen Uebelständen gegenüber sich verhalten solle, und verweise somit auf die folgende These:

7. Es gibt Frauen, die (ein Zeichen der Degeneration) durch angeborene, seltener erworbene Mängel in den Ernährungsorganen, den Brustdrüsen, den Brustwarzen, nicht zu stillen vermögen; diese Mängel sind aber schon in der Hälfte der ersten Schwangerschaft erkennbar und sodann durch zweckmäßige Behandlung entfernbar. Ein einmal gehobener Mangel kehrt in der Folge nicht wieder.

Die tadelnswerte Sitte höherer Kreise, sich der Ammen zu bedienen, gibt einesteils ein schlechtes Beispiel für die Welt, andernteils fördert sie die Moral nicht: um ein reiches Kind vielleicht zweifelhafter Gesundheit zu erhalten, wird ein präsumtiv kerngesundes Kind geopfert! —

Das ideale Streben wahrer Mütter, selber zu nähren, wird durch dieses Verfahren um einige Grade niedriger gehängt, und nicht ganz charakterfeste Frauen lassen sich verleiten, der „Mühe des Selbststillens“ sich zu entschlagen. Wie leicht ist es nun für Frauen, die mit mangelhaften Nährorganen behaftet sind, ebenfalls den Gedanken an Selbststillen fahren zu lassen, der famosen Flasche sich zuzuwenden, oder ein anderes Kind um sein Mutterglück zu betrügen! Bunge-Basel behauptet, daß die Stillungsnot zurückführbar sei auf Alkoholismus der Eltern, ob des Vaters allein oder der Mutter, oder beider, ist mir noch nicht klar geworden. Zweifellos ist mangelhafte Brustdrüse und -Warze ein Zeichen von Entartung, ebenso führt Alkoholismus Entartung mit sich, ob aber dieses beides in Zusammenhang stehe, wage ich noch nicht zu entscheiden; daß aber eine unzweckmäßige Lebensweise, Bekleidung usw. in der Jugend und in den Pubertätsjahren großen Einfluß auf die Entwicklung resp. Nichtentwicklung der betreffenden Organe habe, gilt mir als ausgemacht.

8. Der Arzt ist in der Lage, etwaiges Stillungsunvermögen, die Stillungsnot, so zeitig zu erkennen, daß eine Beseitigung derselben wirksam vollführt werden kann; ferner ist er in der Lage, die Stillungstätigkeit solange wie erforderlich zu erhalten; unzeitig erneuerte Empfängnisse zu verhüten, solange bis der mütterliche Körper seine ursprüngliche Kraft und Elastizität zu neuem Tun wieder erreicht hat.

Die Forderungen dieser These sind verhältnismäßig neue und bisher noch nicht ganz zum Gemeingut der Aerztewelt geworden. Diese verhält sich stellenweise noch äußerst spröde, weil ein Verfahren dazu erforderlich ist, zu dem sich erst wenige verstehen können; es erfordert viele Geduld, eine gewisse Dexterität usw., die auf der Universität noch nicht gelehrt werden. Der Gedanke ist eben noch nicht zünftig, doch bricht er sich auch ohne Zunft schon Bahn.

9. Frauen, die ihrer Pflicht genügt, genießen besondere Ehrung im Staate; sie treten ein in den „Stand der Auserwählten“, etwa eine Art légion d'honneur (Ehrenschar), ohne Rücksicht auf Stand, Rang, Mittel usw. Ein symbolisches Erkennungszeichen gibt vor versammeltem Volke davon Kunde.

Wir leben nun einmal in einer Zeit des Egoismus; es will gerne jeder nach Verdienst nicht nur entlohnt wie auch belohnt werden, sondern es ist auch Sitte geworden, daß pflichtige Leistung öffentliche Anerkennung mit sich bringt.

Dieses vor Augen, betrachte man das stille-aufopferungsvolle, treue-entsagungsvolle Wirken der Mutter, der Frau, wie es zur Erhaltung der Art, zur Veredelung der Rasse, zur Beschützung der guten Sitte, zur Verhütung des Verfalls, zur Fernhaltung der Entartung, zur Vorbeugung von Seuchen vor allem andern erforderlich, unumgänglich notwendig und unentbehrlich ist, so wäre es durchaus opportun, dasselbe öffentlich anzuerkennen durch ein Symbol, am festlich gekleideten Körper zu tragen, das die in der fünften These aufgestellte staatliche Pflichtleistung vor allem Volke als abgeleistet rühmlichst dokumentiert: Eine Rose, bestehend aus fünf wie Herzen geformten Blättern, aus roter Koralle, gefaßt in Nickel, deren Spitzen in der Mitte überziert sind mit einer Krone aus Goldbronze — auf abgetönter vaterländischer Farbenschleife, als Medaillon an der Kette, oder als Rosette auf der

rechten Schulter zu tragen bis zum Tode der Besitzerin, nach dem Tode zurückzuliefern — ein Ehrenzeichen, das niemals erschlichen werden könnte — ich fühle und weiß, daß es mit gerechtem Stolz von der deutschen Frau getragen würde!

10. Die Erzeugung und Erziehung aller Kinder nach diesem Gesichtspunkte erfordert danach nicht die geringsten Extraausgaben, im Gegenteil, es werden große gegenwärtig ins Gewicht fallende und endlos wachsende Ausgaben erspart, namentlich solche für bis heute unberechenbare Not und Krankheiten, die nicht mehr eintreten. Sind auf diese Weise nun die Grundbedingungen für eine allgemeine Volkssanierung geschaffen, wozu es allerdings der Beihülfe eines ideal strebenden und wirkenden, seiner Aufgabe vollbewußten Aerztepersonales bedarf, das aber als bereits vorhanden angenommen werden kann, so fallen damit alle die heute mit Volldampf in Bewegung gebrachten Notbehelfe für die umfassenden Restaurierungsarbeiten der Gegenwart größtenteils weg.

Die erbliche Belastung, die für den Volkskörper und die Volksseele so verhängnisvoll ist, würde verschwinden; damit aber auch alle mit dieser in engerer oder weiterer Verbindung stehenden Ausflüsse der Not und der Verarmung — Verbrechen und Fehler, wie sie alle heißen mögen!

Der Zölibat im Lichte der Biologie und Kulturgeschichte.

Dr. Josef Müller.

Das hohe sittliche Ideal, wie es die katholische Kirche vor allem in Beherrschung der Sinnlichkeit vor Augen stellt, war im Urchristentum und, wenn auch minder, während der patristischen Periode in Praxis gesetzt worden. Die Kulturmenschheit war neu regeneriert; „die große Schule der Prostitution, welche unter dem Namen Venustempel geblüht hatte, war unterdrückt" (Lecky); die Forderungen waren hoch und Forderungen und Leistungen befanden sich im Einklang, wie es in einer gesunden Religionsgesellschaft sein muß. Eine Krisis entstand durch den Eintritt der noch unkultivierten Germanen in die Kirche; hier war schon die Einehe, besonders aber die Unauflöslichkeit der Ehe ein Punkt, dem sich die neuen Völker schwer fügten; es bedurfte gewaltiger Anstrengung und jahrhundertelanger Erziehung, bis diese bisher unerhörten Satzungen der katholischen Moral ins Leben

---

Anmerkung: Mit Genehmigung des Verfassers drucken wir hier einen kleinern Abschnitt aus dessen soeben erschienenem Buche „Das sexuelle Leben der christlichen Kulturvölker" ab, das in Th. Griebens Verlag (Leipzig 1904) erschienen ist. Der Verfasser, ein bekannter Reform-Katholik, hat schon mehrere bemerkenswerte Werke über das Geschlechtsleben veröffentlicht: „Das sexuelle Leben der alten Kulturvölker" und „Das sexuelle Leben der Naturvölker" (beide bei Ballhorn & Cremer, Würzburg, erschienen). — Der obige Abschnitt behandelt einen Gegenstand, der in dieser Zeitschrift schon mehrfach berührt wurde und der für die Fragen der Rassengesundheit und Rassenanlagen von größter Bedeutung ist. Auf das Buch selbst haben wir schon früher hingewiesen. — D. H.

und in den geistigen Besitz der Deutschen übergingen. Doch gelang das Werk im Mittelalter vollständig, und trotz aller Mißstände dieser Zeit war der katholische Geist so mächtig, daß er eine neue Form des Christentums von besonderer Kraft und Lieblichkeit auf diesem Boden zeitigen konnte. Nur eines gelang trotz aller Gewaltmaßregeln nicht: den Priesterzölibat allgemein zur Geltung und Uebung zu bringen. Hier machte die Kirchenregierung zwei große Fehler: Statt Nachgiebigkeit in einem Punkt zu zeigen, der doch nicht zu den wesentlichen des Dogmas gehört und der zu verschiedenen Zeiten sehr verschieden gefaßt worden war, versteifte sich die Kurie auf das einmal Beschlossene und steigerte noch sukzessiv die Forderungen; ferner ließ sie der verhängnisvollen Taktik Raum, ihre Vorschriften zum Teil nur auf dem Papier zu behaupten, praktisch aber die Mißachtung zu tolerieren, da die allgemeine Durchführung unmöglich war. Nur keinen Schritt zurück! Nur die Prinzipien hochhalten! das ist hier, wie in anderen Punkten Maxime der Kurie bis auf den heutigen Tag. Sie glaubt, ihrer Autorität etwas zu vergeben, wenn sie freiwillig zurückwiche und den Anforderungen der Zeit Konzessionen gäbe, und sie sieht nicht, daß ihr Ansehen auf diese Weise am gründlichsten von ihr selbst untergraben wird; denn so wird das Stigma der inneren Unwahrheit in eine Gemeinschaft getragen und in denen, die sich mit dem geltenden Gesetz in Zwiespalt wissen, Unlust und Disharmonie erzeugt, die nur einen Funken braucht, um zu offener Empörung gebracht zu werden. Dies zeigte sich in der Reformation. Wie auf ein Losungswort leerten sich die Klöster und traten die Priester zur neuen Lehre über, die ihnen ein geachtetes Dasein und die Legitimität ihrer Konkubinate bot; die Lehre der Reformatoren mit ihrem düsteren Charakter hatte weit mindere Anziehungskraft oder nur so weit, als sie die Unhaltbarkeit der Macht des Papstes und der bisherigen Tradition nachzuweisen und ein Christentum außerhalb jener Mächte zu ermöglichen schien.

Nun wäre der letzte Moment für eine einsichtsvolle Kirchenleitung gewesen, um dem Abfall ein Paroli zu bieten, und es ist kein Zweifel, daß bei Gestattung der Priesterehe die Bewegung sehr eingeschränkt, vielleicht ganz gedämpft werden konnte. Alle Vorstellungen waren aber umsonst; das Prinzip wurde aufrecht erhalten, und eine Anzahl schwankender Priester und Mönche, die noch das Interim abgewartet, schlossen sich definitiv den Reformatoren an als ebenso viele Missionäre für die Bewegung. Aber auch in den treu gebliebenen Landesteilen waren vielfach zölibatäre Priester kaum zu finden; es trat also die Aufgabe heran, solche erst zu schaffen, und erst dann konnte an die Heilung der eingerissenen Wunden und an die Befestigung des Volkes gedacht werden — eine Riesenarbeit. Aber sie wurde vollbracht; was das ganze Mittelalter nicht zuwege brachte: die Schaffung eines keuschen und sittenreinen Klerus, das geschah im 16. und 17. Jahrhundert, aber um welchen Preis! Ueberall mußten die Orden, namentlich der neugeschaffene Jesuitenorden, der auf Grund seiner eisernen Disziplin im Punkt des Zölibats von Anfang an intakt war, zu Missionszwecken zu Hülfe genommen werden, da sich der Weltklerus unzuverlässig erwies; der Jesuitenorden bemächtigte sich auch fast aller Bildungsstätten, verdrängte die Weltgeistlichen und die Laien und drückte den

katholischen Ländern sein Gepräge auf zum großen Schaden der einheimischen Kultur und Sprache wie auf Kosten des Gemeinschaftsgefühls mit den andersgläubigen Landesgenossen. Die Folge war, daß der Katholizismus überall jede Fühlung mit andern Kulturströmungen verlor, sich in ein Stilleben abseits von den Zeitbewegungen verlor und namentlich in Deutschland die geistige Führung an den Protestantismus abgeben mußte. Die auf einsamen Klosterschulen lateinisch geschulten Kleriker kamen kaum in Berührung mit den Ideen der Zeit, ja sie lernten nicht einmal ihre Muttersprache handhaben, wie die Predigtliteratur jener Zeit darlegt. Erst seit der Verdrängung der Ordensschulen und der Errichtung der theologischen Fakultäten an den Universitäten wurde es besser; die Zeit der Romantik brachte sogar ein Neuaufblühen des katholischen Geistes, der nun auch den Protestanten imponierend entgegentrat, bis das Wiedererstarken des reaktionären Elements im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts einen Rückschlag verursachte.

Es ist nicht zu leugnen, daß diese Entfremdung gegen die allgemeine Kultur mit dem Zölibat in Verbindung steht; durch ihn wird der katholische Priester der Welt entrückt und eine Kluft zwischen ihm und den gewöhnlichen Menschen geschaffen. Sein Empfinden wird unwillkürlich rigoros und hart, und die Stimmung des Volkes gegen ihn leicht feindlich. Die Entfremdung des Weltklerus von Zeit und Volk wird noch erhöht durch den starken Druck, den die ungemein zahlreichen Orden auf den einzelnen Priester und den Weltklerus überhaupt ausüben und den Einfluß, den sie bei der Kirchenregierung besitzen, wo sie als die Elite und Aristokratie, als die unbedingt zuverlässige Garde des Papstes, welche die Kongregationen und das Kardinalat vorzugsweise besetzt, die extreme Richtung im Katholizismus immer weiter fortbilden. Im Interesse der gemeinsamen Kultur und der Annäherung der katholischen Theologen an das Volk und die Zeitideen wäre es außerordentlich dienlich, wenn der Zölibat als Zwang fiele und die Macht der Orden, vor allem des Jesuitenordens, gebrochen würde.

Dazu kommen moralische Erwägungen. Zugegeben, daß der Zölibat höher steht als das Familienleben, darf er einem ganzen Stand als Pflicht auferlegt werden? Hat nicht Christus gesagt: Wer es fassen kann, der fasse es? Hat er je von seinen Jüngern lebenslängliche Keuschheit verlangt? Hat nicht der Apostel Paulus sein Anathem über die ausgesprochen, die das Heiraten verbieten? Wohl läßt ja die Kirche dem Ordinanden den Rücktritt vor der Weihe frei; aber eine moralische Nötigung liegt doch darin, daß sie den Zölibat als die conditio sine qua non an die Pforte des Priestertums stellt, und eine Härte ist es, wie ein Unglück für die Kirche, daß sie manche Seelen, die würdige und segensreiche Seelsorger geworden wären, durch die Versagung der Familienfreuden entweder abschreckt oder unglücklich macht. Rätselhaft ist zudem, daß die Kirche, die doch das Dispenswesen in so ärgerlichem Maß ausgebildet hat, von dieser Last fast nie befreit, selbst wenn der verfehlte Beruf handgreiflich am Tag liegt. (Auffallende Entscheidungen siehe Gangusch, Das Ehehindernis der höheren Weihe S. 50 f.) In dem jugendlichen Alter, in dem jetzt die Kandidaten zur Weihe treten, können sie die Größe der Verpflichtung, die sie auf

sich nehmen, noch nicht ermessen, zumal die asketische Schulung im Seminar und der erste Berufsenthusiasmus leicht die Möglichkeit dessen vorspiegeln, was sich später im Ernst des Lebens und beim Erstarken der Triebe doch als gewagt herausstellt. Eine Uebung, die aus innerstem freudigsten Geist hervorgehen muß und nur aus diesem leben kann, darf nicht zum Gegenstand eines äußeren zwingenden Gesetzes gemacht werden; nur wo Freiheit, und zwar Freiheit in jedem Augenblick, ist Vollkommenheit. Heroen sind Ausnahmsmenschen; das Wunder der Weihegnade schafft sie nicht. Soll ja der Priester der Jetztzeit imponieren, dann lieber Abstinenz von Alkohol, Nikotin, was dem physischen Wohlsein nur zugute käme! Ein richtiger Abstinent begreift gar nicht mehr, wie man Wein trinken kann; aber auch der größte Asket kann die Heftigkeit des Geschlechtstriebes im reifen Alter nicht ganz aufheben. Daß dem Ansehen der katholischen Geistlichkeit, das trotz (oder wegen?) des Zwangszölibats heutzutage nicht hoch steht, nur gedient wäre, wenn der Priester sein natürliches Menschenrecht wieder bekäme und die dann noch zölibatär Lebenden die Ehre des freiwilligen Keuschheitslebens genössen, liegt auf der Hand. Sagt doch selbst ein so begeisterter Verfechter des Zölibats wie Hieronymus: „Besser wäre es dem Menschen gewesen, in der Ebene dahinzuwandeln, als nach Höherem zu trachten und in die Tiefe der Hölle zu fallen“ (ad Eustoch.).

Aber auch soziale Erwägungen drängen zu dieser Lösung. Welch furchtbaren Nachteil der Zölibat dem Katholizismus gebracht hat durch Entgang der Nachkommenschaft, ist eklatant. Ranke sagt in seiner deutschen Geschichte: „Der Zölibat begünstigte das Aussterben der katholischen geistlichen Macht selbst da, wo sie noch geduldet wurde, während der Stand der verheirateten Pfarrer eine Pflanzschule für Gelehrsamkeit und Staatsbeamte wurde und der Kern eines gebildeten Mittelstandes — die ausgezeichnetsten Männer gingen aus seiner Mitte hervor.“ Wir nennen hier nur Lessing, Jean Paul, Geibel, Schelling, Fechner, Tegner, Jordan, Nietzsche. Justus Möser berechnete im Jahre 1750, daß 10 bis 15 Millionen schon damals Luther ihr Dasein verdankten; man sollte ihm, meinte er, als Vermehrer des Menschengeschlechts eine Statue errichten. Daß die Klöster verfielen und ihre Mitglieder dem bürgerlichen Leben wiedergegeben wurden, führte allmählich zu einer sehr bemerkenswerten Steigerung der Bevölkerung.

Schlimmer noch als dies numerische Zurückbleiben der Katholiken wirkt das qualitative Sinken nach Rang und Besitz. Ein Aufsatz der „Preußischen Jahrbücher“ (1896 Novemberheft) bewies, daß das niedrigere Bildungsniveau der Katholiken, wie es jetzt eklatant ist, allein schon aus dem Zölibat seines Klerus erklärbar ist. Es heißt da: „Der evangelische Geistliche hat Söhne, die er ebenfalls einem höheren Beruf zuzuführen bemüht ist und die dann durch ihre Nachkommenschaft eine weitere Verstärkung der höheren Bildungsschicht innerhalb der evangelischen Bevölkerung herbeiführen. Der ebenso begabte Sproß einer katholischen Bauernfamilie, dem es gelungen ist, sich zum Geistlichen emporzuarbeiten, stirbt, ohne Nachkommenschaft zu hinterlassen; seine Fähigkeiten können sich nicht forterben, kommen seinen Volksgenossen nicht weiter zugute, sondern erlöschen. Sein

Ableben schafft eine Lücke, die ausgefüllt werden muß, vielleicht von einer aufsteigenden Intelligenz; zur Vermehrung der Gebildeten seines Bekenntnisses hat er nichts beigetragen und seine Nachfolger werden es ebensowenig tun. So kann die obere Bildungsschicht innerhalb der katholischen Bevölkerung sich ceteris paribus unmöglich so schnell ergänzen und verstärken als auf evangelischer Seite, sie ist infolgedessen nicht imstande, eine so große Anzahl von Trägern der höheren Berufe, von Teilnehmern an der nationalen Bildung und dem nationalen Wohlstand hervorzubringen. Oft ist darauf hingewiesen worden, eine wie gewichtige Rolle das evangelische Pfarrhaus im Geistesleben unseres Volks gespielt hat, und zahlreich sind in der Tat die hervorragenden Männer auf allen Gebieten geistiger und materieller Kulturarbeit, deren Stammbaum in ein solches Pfarrhaus zurückweist. Das katholische Pfarrhaus hat infolge des Zölibats einen solchen Einfluß nie zu üben vermocht, obgleich die intellektuellen und sittlichen Kräfte hier nicht geringer sind als dort. 6,3 pCt. von allen Universitätsstudenten in Preußen waren 1882 Söhne von Geistlichen, und hierbei sind nicht die zahlreichen geistlichen Universitäts- und Gymnasialprofessoren, Schulräte, Direktoren und Inspektoren mitgerechnet. In früheren Jahren war der Prozentsatz noch höher. Nimmt man im Jahre 1530 2000 evangelische Geistliche an, so würde ihre Nachkommenschaft nach normaler Vermehrung jetzt 128 000 gebildete und wohlhabende Familien ausmachen. Nach ähnlicher Berechnung beträgt der Bildungsverlust an katholischen Familien mindestens 110 000 seit der Reformation, die der oberen Bildungsschicht zugefallen wären. Das Verhältnis steigert sich täglich mehr und ist auch im Gesamtinteresse der Nation zu bedauern."

Aber auch biologische und Rassebedenken erweckt der Zölibat. „Der Zölibat der Geistlichkeit", sagt Dodel, „ist ein permanenter Raubzug der Kirche gegen die Kraftquelle des Volksintellekts, ein markzerstörendes Prinzip gegen alles Gedeihen der ganzen Menschheit. Der Zölibat bedeutet permanente Rassenverschlechterung, unausgesetztes Ausjäten der Stärkeren unter gleichzeitiger Schonung der Schwachen, mit anderen Worten, langsamen Selbstmord der Volkskraft." (Entweder — Oder! Stuttgart 1902. Vergl. dazu Politisch-Anthrop. Revue 1902, S. 464 f. Ehlers, Die klerikale Gefahr im Licht des Darwinismus.)

Krüppel, Einäugige, Lahme, überhaupt körperlich Makelhafte und geistig Schwache sind vom Priestertum ausgeschlossen; nur die an Leib und Seele am besten Ausgestatteten, die gesunden, schönen und intelligenten jungen Männer werden erlesen und gehen so dem Fortpflanzungs- und Vererbungsprozeß verloren. Beim weiblichen Teil ist es mit den Nonnen gerade so. So wird die Nachzucht des katholischen Volkes wesentlich den geringwertigen Bestandteilen überlassen und sinkt so qualitativ den Protestanten gegenüber immer tiefer. Dabei muß noch in Betracht gezogen werden, daß die Priester im Katholizismus weit zahlreicher sind als die Pastoren, und daß die Nonnen überhaupt kein Analogon in der anderen Konfession haben (denn die Diakonissinnen legen kein Gelübde ab) und daß die katholischen Völker überhaupt zu den minder fruchtbaren, ja absterbenden gehören. Dodel berechnet, daß, wenn man auf je 1000 Katholiken

einen Priester rechne, auf die katholische Welt 250 000 Zölibatäre kommen, so daß mindestens eine halbe oder dreiviertel Million legitimer Kinder ungeboren bleiben. Die Zahl ist aber viel zu gering, zumal Dodel die Nonnen außer Betracht läßt. In Frankreich sind allein 250 000 Kleriker und Nonnen (1 : 150 der Bevölkerung wie in Tirol, in Belgien 1 : 160, in Deutschland 1 : 500, in Holland sogar 1 : 50!). Das volkarme und wenig fruchtbare Spanien hat auf 18 000 000 Einwohner 150 000 geistliche Personen, darunter 100 000 Klosterbewohner. In Italien ist es noch ärger. Auch finanziell legt diese Legion von Ehe- und Erwerbslosen dem Volke eine enorme Last auf. Die sittliche Höhe dieser Menschenmenge, die schon mit 16 Jahren Gelübde ablegen darf, steht nicht mit ihren Prätentionen auf gleicher Stufe. Selbst von der Demut und Bescheidenheit, die sie doch zum Gelübde gemacht, ist nach außen wenig zu merken. Maßen sich doch die Orden, zumal der Jesuitenorden, sogar die Herrschaft über Weltklerus und Christenheit an, natürlich ad majorem Dei gloriam!

Thomas von Aquin fordert von einem Gesetz (S. Th. 1, 2 qu. 94 a. 21), daß es notwendig, nützlich für Zeit und Ort angemessen sei. Wenn es je eine Zeit und eine Menschheit gab, für die der Zwangszölibat nicht paßt — er paßt im Grunde für keine —, so ist es die Gegenwart. Als man ihn vorschrieb, war der Katholizismus noch im ersten Feuer, hatte keinen Konkurrenten als das ersterbende Heidentum, lebte in einer Zeit, welcher Askese und Virginität über alles galt. Heute sehen wir Glied um Glied vom Leib der Kirche abbröckeln, haben wir nur mehr die alternden und ohnmächtigen Nationen gegenüber dem innerlich freilich zerspaltenen, aber durch Intelligenz und Aktivität mächtigen Protestantismus, und der mit soviel Einbuße an Kraft und Blut erkaufte Stolz des Zölibats genießt immer weniger Respekt; man hat gelernt, die Größe des Menschen in anderes zu setzen. Warum also eine Institution aufrecht erhalten, die ohne nennenswerten Vorteil solche Schäden im Gefolge hat? Während in allen disziplinaren Forderungen die Kirche sich der schwächeren Neuzeit angepaßt und z. B. die Kirchenbußen, das Fasten, die devotionellen Leistungen auf ein Minimum reduziert hat, ist sie merkwürdigerweise gerade im Zölibatsproblem immer strenger geworden, hat Zug um Zug die Fesseln enger gezogen und den dringenden Bitten um Erleichterung nur Zurechtweisungen und Anatheme entgegengesetzt (so Gregor XVI. in seiner Enzyklika Mirari vos vom 15. August 1832 und Pius IX. in der Enzyklika Qui pluribus vom 9. November 1846), als ob es sich nur um Libertinismus pflichtvergessener Menschen handelte. Die biologische und kulturelle Seite der Frage wurde nie ins Auge gefaßt, überhaupt immer nur der veraltete asketische und liturgische Standpunkt ins Feld geführt. Es ist klar, daß die Ehe in ihrer mystischen Tiefe und sittlichen Bedeutung, auch in dem Opfergeist, den sie fordert, leicht übersehen wird, wo man in erster Linie ihren sinnlichen Charakter ins Auge faßt. Beachtenswert dürften hier die Worte eines Mannes sein, der aus dem Weltleben zur rigorosesten Askese überging, Rancés, des Gründers von La Trappe. Er sagt in einem Brief: „Ich gestehe, daß die Menschen in der Welt die Selbstverleugnung auf anderen Wegen gewinnen als durch religiöse Kasteiungen, und daß sie solche nicht brauchen. Man muß beachten, daß, wenn Gott sie heiligen und ihnen

diese fundamentalen Tugenden des evangelischen Lebens, ohne welche niemand nach dem Apostel ihn in der Ewigkeit schauen wird, geben will, er eine besondere Sorgfalt entfaltet, sie durch tausend Mortifikationen, ihrem Stand angepaßt, zu prüfen, als da sind: Parteikämpfe, Verluste von Gütern, häusliche Verdrießlichkeiten, Schicksalsschläge, Treulosigkeit von Freunden, Undankbarkeit von mit Wohltaten Ueberhäuften, Unbilden, Schande. So sind die Menschen, mit denen sie leben, die Instrumente, deren sich Gott bedient, sie zu demütigen, und sie haben oft mehr in einem Augenblick in der Welt zu leiden als ein Mönch in der ganzen Zeit seines Lebens. Die Klöster sind Zufluchtsstätten und Häfen, wo man getrennt ist von allem Verkehr und keine Kommunikation mit den Weltmenschen hat, also auch nicht den Zufällen dieser ausgesetzt ist. Was ihnen begegnet, bleibt den Mönchen fern. Sie leben in Schutz vor den Stürmen und Aufregungen der Zeit ... Sie haben nichts zu leiden von der Welt, nichts von ihren Brüdern, mit denen sie, wie Basilius sagt, eine vollkommene Einigung des Geistes verbindet. Von welcher Seite ihr sie betrachtet, ihr findet sie von Widersprüchen frei und niemand kann ihnen die geringste Pein tun. Freilich ihre Lage wäre sehr unglücklich, wenn der Obere sie nicht mit liebevoller Einsicht und sorgfältiger Individualisation zu behandeln verstünde und auf dem Wege der Mortifikationen und Demütigungen, die er für passend findet, das wirkte, was Gott in der Welt durch Schicksalsfügungen leistet.“ (Lettre d'un Abbé régulier sur le sujet des humiliations et autres practiques de Religion. Paris 1677. Abgedruckt in Ste. Beuve, Port Royal. 3.)

Als Mittel zur Besserung habe ich in der Renaissance (5. Bd. 1904, Heft 6, S. 382 f.) vorgeschlagen: Hinaufsetzung des Altersminimums zum Eintritt in einen Orden für Männer auf das 50., für Frauen auf das 40. Jahr, wie ja letzteres unter Leo I. schon galt. Verbot jedes Bettelns und Eigenbesitzes (auch für das Kloster, daher Bestreitung der notwendigen Bedürfnisse aus vom Bischof verwalteten Fonds, die möglichst durch das Vermögen der Eintretenden gedeckt werden sollen), und vor allem Beseitigung jeder Selbständigkeit und Herrschaft in der Kirche. Die Seelen, welche die heroische Demut gelobt haben, sollen nicht gegen andere den Hochmut und die Wollust des Herrschens üben. Sie sollen dem mystischen Leben in Zurückgezogenheit sich widmen und, soweit sie können, auch für Pastoration und charitative Zwecke sich nützlich erweisen. Dann erfüllen sie eine hohe Aufgabe, für die in der Kirche immer Raum war, ohne die Aergernisse zu geben, die dem Klosterleben in seiner historischen Gestaltung zu allen Zeiten so viele Feinde erweckte. Und selbst wenn es keine Klöster gäbe: „Lieber mystischen Geist ohne Mönche, als Mönche ohne mystischen Geist!“ (Möhler.)

Montalembert freilich will gerade die Jugend, die Lebensepoche, „wo die Seele zu allem, was groß, was schön, was kraftvoll ist, hinanstrebt, wo sie sich fähig fühlt für jede Anstrengung, für jede mutige Tat, für jeden kühnen und begeisterten Aufschwung“, für das Kloster reklamieren; wie man die Soldaten aus der jugendlichen Vollkraft wähle, nicht aus den lebensmüden Greisen, so tauge für den Heroismus des Klosters vor allem die Erstlingsmenschheit, deren Reinheit noch durch nichts getrübt, deren Gediegenheit durch nichts geschwächt

worden sei. „Die Klöster sind ihrer Bestimmung gemäß nichts weniger alt die Invalidenhäuser der Welt. Nicht kranke oder krankhafte Seelen, sondern gerade die gesündesten und kräftigsten, die das ganze Menschengeschlecht aufzuweisen hat, sind es von jeher gewesen, die die Klöster mit Bewohnern angefüllt haben. Weit entfernt, eine Zuflucht für die Schwachen zu sein, waren die Klöster die wahre Kampfschule für die Starken." (Mönche des Abendlandes, Einleitung XXXV.)

Wenn man einen Panegyrikus für fromme Seelen schreibt, mag man solche Worte machen, und kann, wenn man nur die Lichtseiten einer Institution seit anderthalbtausend Jahren in einem Bilde zusammendrängt, auch Begeisterungswürdiges genug finden, zumal wenn man die Schattenseiten auf die böse Außenwelt wälzt, die nun einmal die guten Mönche mit Gütern und Privilegien überhäufen und korrumpieren wollte. Aber schon der Umstand, daß Montalembert auf 270 Seiten eine Verteidigung des Mönchtums vorausschickt, ehe er nur dessen Geschichte beginnt, zeigt doch, daß eine solche nicht nur nötig, sondern auch sehr schwer ist. Niemand in der Welt wird die Jugend von den religiösen Idealen fernhalten, selbst wenn keine Klöster existierten; als Weltpriester, ja als Missionär könnte ein hochgestimmtes Gemüt immer noch ein Feld der Betätigung finden, dem keine Klosterarbeit an die Seite zu stellen wäre; freilich stark müßte es sein und auf eigenen Füßen stehen können. Nicht am Leitseil einer äußeren Regel, eines despotischen Befehls bequem hingleiten, sondern aus eigener Lebenserfahrung, eigenem Ringen und Forschen die Initiative zum Handeln suchen, macht den Mann. Hat er so in Versuchungen und Kämpfen sich bewährt, so mag er schließlich, wenn er es nötig findet, aus der „Kampfschule der erprobten Freiheit" in die „Zufluchtsstätte" des Klosters sich retten. Das Leben braucht stärkere Geister als das Kloster.

Und was den Weltpriester betrifft, so mag er ehelos und keusch bleiben, wenn der Beruf dazu in ihm liegt, aber das Recht auf den allgemeinen Menschenberuf und seine persönliche Freiheit sollte ihm niemand rauben, da auch der Heiland sie ihm nicht genommen. Nun steht ja freilich die alte Anschauung entgegen, die den geschlechtlichen Verkehr mit dem Altardienst unvereinbar findet; sagt ja noch Freidank: „Weib oder Messe, eins von beiden — soll der Priester vermeiden. — Das Haus bedarf der Reinheit wohl, — in das Gott selber kommen soll." Aber dem kann entweder durch die orientalische Praxis abgeholfen werden, welche dem Priester tags vor dem Gottesdienst Enthaltung von der Ehe auferlegt; oder es müßten die höheren Weihen in ein reiferes Lebensalter verschoben werden und der Kandidat bis dahin in Predigt und Katechese nebst dem niederen Kirchendienst sich schulen. Es würden dann weniger Messen sein, aber der Bedarf würde ja immer noch gestellt werden können, zumal durch die verheirateten Kleriker für mächtigeren Zuwachs gesorgt wäre. (Näheres siehe „Renaissance" 1904, Heft 4, S. 206—213: „Zölibat und Priestertum".) Es ist also nicht einmal notwendig, mit den herkömmlichen Anschauungen zu brechen. Daß die Kurie bei Einführung und Aufrechterhaltung des Zölibats übrigens nicht von rein ideal-asketischen Motiven allein sich leiten ließ, daß der Gedanke, ein wohldiszipliniertes, durch Familien-

rücksichten nicht gebundenes Heer zur unbedingten Verfügung zu haben, eine wesentliche Rolle mitspielte, dürfte kaum bezweifelt werden können. Dieser Zweck würde dann freilich bei der Rückkehr zur alten Praxis Abbruch erleiden.

Die Flutsagen der arischen Völker.

Professor Karl Penka.

Nicht gering ist die Zahl der arischen Völker, bei denen sich Flutsagen finden. Es lassen sich solche in Europa bei den Hellenen, Kelten, Germanen (Skandinaviern) und Litauern, in Asien bei den Indern und Iraniern nachweisen. Und wenn man bedenkt, daß die ugrofinnischen Völker nicht nur in physischer Hinsicht, sondern auch in Sprache und Sitte eine tiefeingreifende Beeinflussung seitens der Arier, die sich schon in vorgeschichtlicher Zeit über weite von Ugro-Finnen besetzte Gebiete auf dem Wege der Infiltration ausgebreitet haben, erfuhren, und wenn man weiter den Umstand erwägt, daß in Nord- und Zentralasien Flutsagen fehlen, könnte man auch geneigt sein, die von Réguly bei den Wogulen Rußlands gesammelte Flutsage als eine von dem arischen Elemente überkommene Sage anzusehen.

Indem ich, was den Inhalt dieser Sintflutsagen selbst anlangt, auf die Darlegungen R. Andrees (Die Flutsagen, ethnographisch betrachtet, Braunschweig 1891) und H. Useners (Die Sintflutsagen, Bonn 1899) verweise, bemerke ich, daß es vor allen die verschiedenen Flutsagen der Inder, Perser und Hellenen sind, die im Mittelpunkte der Untersuchungen aller Forscher stehen, die den Ursprung der bei den arischen Völkern nachweisbaren Flutsagen zu erklären versucht haben. Es hat dies darin seinen Grund, weil bei jenen von vornherein am wenigsten von einer Beeinflussung seitens der Bibel oder gar Entlehnung der biblischen Erzählung die Rede sein konnte, während die Aufzeichnung der Flutsagen der Skandinavier, Waliser und Litauer zu einer Zeit erfolgte, vor der das Christentum schon lange seinen Einfluß auf die Gestaltung der Sage geltend machen konnte und auch wirklich vielfach geltend gemacht hat.

Was nun die Flutsagen der Inder, Perser und Hellenen anlangt, so stehen sich hier zwei Ansichten mehr oder weniger schroff gegenüber: die eine, die die Selbständigkeit derselben annimmt, die andere, die sie auf semitische Quellen zurückführt. So ist von älteren Forschern M. Müller entschieden für die Selbständigkeit der indischen Flutsage, die schon in vedischer Zeit in allen wesentlichen Zügen feststand, eingetreten und hat jeden semitischen Einfluß zum mindesten auf ihre älteste Fassung zurückgewiesen; als Grundlage derselben betrachtet er ein bestimmtes örtliches Naturereignis. Ebenso hat von neueren Indologen Bruno Lindner ihre Selbständigkeit betont, die auch Paul Regnaud zu erhärten gesucht hat. Andree erklärt, daß es ihm unmöglich sei, in der indischen Erzählung eine große Uebereinstimmung mit der hebräischen zu erblicken. „Eine Flut hier wie da — das stimmt, aber

Hauptsache bleibt in Indien doch der Fisch, und ein ethischer Hintergrund wie in der Bibel ist nicht vorhanden, abgesehen davon, daß auch sonstige bezeichnende Einzelheiten ganz fehlen, man müßte denn dahin rechnen, daß der Fisch die Flut vorher ankündigt und dem Manu befiehlt, ein Schiff zu bauen." Usener vollends kann nicht verstehen, wie verständige Forscher an eine Beeinflussung der indischen Flutsage durch die semitische denken konnten; sie stehe ganz auf sich und habe keine Einwirkung von außen erfahren.

Dagegen glaubten Fr. Lenormant, Th. Nöldeke, M. Haberlandt und H. Oldenberg semitisches Lehngut in der indischen Flutsage erkennen zu müssen. Ebenso schließt M. Winternitz (Die Flutsagen des Altertums und der Naturvölker. Mitteil. d. Wiener anthropol. Ges., 1901, XXXI, S. 327) aus der Uebereinstimmung mehrerer ihm charakteristisch scheinenden Züge, daß die indische Flutsage, deren verschiedene Fassungen ihm gleichfalls auf eine Ueberlieferung zurückgehen, die nur von verschiedenen religiösen Standpunkten aus verschiedene Bearbeitungen erfahren habe, ebenso wie die persische vom Helden Yima und die griechische von Deukalion und Pyrra sowie die Tempelsage von Hierapolis von einer oder der andern der semitischen (babylonischen oder hebräischen) Flutsagen abhängig seien.

In derselben Weise wie Winternitz nahmen schon vor ihm K. Geldner und James Darmsteter auf Grund gewisser Uebereinstimmungen Abhängigkeit der persischen Flutsage von der semitischen an. Dagegen hat seinerzeit Fr. Spiegel (Genesis und Avesta im „Ausland", 1868, S. 658) dieselbe für einen uralten indogermanischen Mythus erklärt, der mit der biblischen Sintflut in keine Beziehung gesetzt werden dürfe. Andree scheinen Spiegels Ausführungen so klar und einfach, daß er es nicht verstehen könne, wie man hier semitische Einflüsse annehmen konnte. Auch Bruno Lindner ist für die Selbständigkeit der persischen Flutsage eingetreten.

Ebenso glaubt Usener nachgewiesen zu haben, daß die ursprüngliche griechische Deukalionsage, die schon eine oberflächliche Betrachtung der indischen verwandter erscheinen lasse als der semitischen, ohne semitische Einflüsse zu ihrer Ausbildung gelangt sei; beide seien folgerichtig aus dem alten mythischen Bilde für den Aufgang des Lichtes erwachsen; doch seien nicht vollständig semitische Einflüsse bei den griechischen Flutsagen zu leugnen; insbesondere hätten sich in der Hierapolissage semitische und arische Ueberlieferungen gemischt. Indem Winternitz gleichfalls auf diesen Umstand hinweist, scheint ihm auch die Uebereinstimmung zwischen Deukalion und Pyrra, die, von Prometheus vorher gewarnt, im „Kasten" auf der Flut dahintreiben, bis sie an einem Berggipfel landen, mit Ut-napistim und Noah weit größer als die von Usener behauptete Aehnlichkeit zwischen Deukalion in Kasten und dem „Götterknäblein in der Truhe". Und von ganz besonderer Beweiskraft für die Entlehnung scheint ihm der Umstand zu sein, daß in der semitischen und der griechischen Sage übereinstimmend ein Opfer nach der Errettung aus der Flut dargebracht wird.

Andree fand bei der Untersuchung der griechischen Flutsagen, daß, je älter ihre Form, desto einfacher und echter sie gestaltet seien, je jünger aber, desto ausführlicher würden sie, desto mehr Ausschmückungen und Einzelheiten würden erzählt, die ihre unverkennbare

Entlehnung aus dem hebräischen Berichte nicht verleugnen könnten. „Auf das ursprünglich Echte wurden die orientalischen Züge aufgepfropft und dieses nimmt nicht Wunder, wenn man weiß, wie weit die Juden, namentlich in den Städten Kleinasiens und Nordafrikas, bereits frühzeitig verbreitet waren."

Was die in der jüngeren Edda mitgeteilte Sage vom Blute des Riesen Ymir, in dem das Riesengeschlecht bis auf Bergelmir und seine Frau ertrank, betrifft, so will sie Usener nicht als eine eigentliche Sintflutsage gelten lassen. Dagegen ist Andree geneigt, sie als eine echte und ursprüngliche Flutsage anzusehen, wenngleich er auch hier, nach Bugges Vorgang, christliche Einflüsse annimmt. Ebenso nimmt er an, daß die wälsche Flutsage sowie die Flutsage der Litauer durch den biblischen Bericht beeinflußt worden ist. Dagegen vermag er in der Flutsage der Wogulen keine besonderen Züge zu erkennen, die auf eine Entlehnung hindeuteten.

Auch die Frage der Entstehung der Flutsagen hat zur Aufstellung zweier wesentlich verschiedener Erklärungsweisen geführt. Während ein Teil der Forscher (so z. B. E. Suess, R. Andree) in ihnen Erinnerungen an tatsächliche Elementarereignisse zu finden glaubt, sehen andere Forscher wie G. Gerland, T. K. Cheyne, H. Usener, deren Ansichten Winternitz a. a. O. 331 zusammenstellt, in ihnen Mythen, die sich nicht auf die Erde, sondern auf den Himmel beziehen. So suchte Usener nachzuweisen, daß der Keim zu den Flutsagen der Griechen, Inder und Babylonier dadurch entstanden ist, daß nach alter Vorstellung der neugeborene oder wiederkehrende Lichtgott — ein solcher wäre nach Useners Deutung auch Deukalion, das „Zeusknäblein" — durch eine Flutwelle in die Höhe getragen wird und daß sich diese Flutvorstellung mit dem Bilde des in der Truhe, im Schiff oder auf dem Delphin durchs Wasser getragenen Gottes verband. Aus diesem Keime hätten sich dann „durch organische Entwicklung" selbständig die Flutsagen der genannten Völker entfaltet.

Diese Deutungen der Flutsagen als Mythen haben nicht die geringste Wahrscheinlichkeit für sich und auch Usener ist es trotz aller Gelehrsamkeit und allen Scharfsinnes nicht gelungen, für seine Annahme, daß die Helden der griechischen, indischen und babylonischen Flutsagen Sonnengötter seien, einen überzeugenden Beweis zu erbringen, wie Winternitz (a. a. O. 332) gezeigt hat.

Doch sind diese mythologischen Deutungen der Flutsagen insofern von Bedeutung, als sie ihre Entstehung hauptsächlich dem Umstande verdanken, daß es in den meisten Fällen nicht gelungen ist, Elementarereignisse aus der geschichtlichen Zeit in den Ländern jener Völker, bei denen Flutsagen sich finden, nachzuweisen, auf die dieselben zurückgeführt werden könnten. Dies gilt insbesondere von den Flutsagen der Inder, Perser und Griechen. Andererseits scheute man sich, an Ereignisse zu denken, die sich in einer der vorgeschichtlichen Perioden abgespielt haben. Usener bemerkt hierüber ausdrücklich: „Es kann kein Gedanke daran sein, daß eine Erinnerung an die großen Umwälzungen, welchen die Oberfläche unserer Erde einmal ausgesetzt war, sich in diesen Sagen erhalten hätte: die Erinnerungsfähigkeit des Menschengeschlechtes ist an Fortschritte der Kultur geknüpft, welche weit diesseits jener grauen Vorzeit erst ihren Anfang nehmen. Nur

örtlich beschränkte Vorkommnisse, wie sie noch heute in Gebirgstälern von engem Abfluß vorkommen können, lassen sich als tatsächlicher Anstoß zu vergrößernder Sagenbildung denken."

In dieser Hinsicht ist zu bemerken, daß die großen Umwälzungen, die die Oberfläche der Erde in vorgeschichtlicher Zeit erfahren hat, in chronologischer Hinsicht strenge auseinander gehalten werden müssen, daß es ein Unterschied ist, ob ein Land zur Quartärzeit, in der ja auch schon Menschen gelebt haben, oder in der gegenwärtigen geologischen Periode unter das Meer gesunken ist. Warum sollte es nicht möglich sein, daß die Erinnerung an ein solches Ereignis, wenn es zu Beginn der neolithischen Periode stattgefunden hat, sich die Jahrhunderte und Jahrtausende hindurch bis zur Zeit der Anwendung der Schrift durch die mündliche Ueberlieferung fortgepflanzt hat, besonders dann, nachdem die mythenschaffende Phantasie der späteren Generationen in dem Bestreben, das große Ereignis an und für sich sowie die Erhaltung des Menschengeschlechtes zu erklären, durch allerlei Erdichtungen der einfachen Erzählung von der Ueberschwemmung des Landes und der Vernichtung der Menschen den Charakter eines Mythus gegeben hatte? Hat doch bisher noch niemand aus chronologischen Erwägungen daran Anstoß genommen, wenn man einen oder den andern Mythus dem arischen Urvolke zuschrieb, obwohl gleichfalls zwischen der Zeit der proethnischen Einheit, die noch in die reine Steinzeit fällt, und der Zeit des Gebrauches der Schrift seitens der arischen Sondervölker Jahrtausende dazwischenliegen.

Läßt sich nun wirklich nachweisen, daß im Bereiche der Heimat des arischen Urvolkes noch zur Steinzeit große Gebiete von den Wellen verschlungen worden sind, so brauchen wir aus chronologischen Erwägungen gewiß kein Bedenken zu tragen, auf dieses Naturereignis die Flutsagen der arischen Völker zurückzuführen. Denn daß dieselben einen gemeinsamen Kern besitzen und daß ihre ältesten Gestaltungen vollkommen unabhängig von der semitischen Flutsage entstanden sind, dürfte sich aus den früheren Darlegungen wohl mit Sicherheit ergeben haben.

Wie den Lesern dieser Revue bekannt sein dürfte (s. III. Jahrg., No. 4, S. 244 f.), betrachte ich Südskandinavien oder das Gebiet der altdänischen Lande (die dänischen Inseln, Jütland, Schleswig und Schonen) als die arische Urheimat, d. i. als jenes Gebiet, in dem die Vorfahren der späteren arischen Sondervölker, soweit diese unvermischt geblieben sind, in Sprache und Kultur, sowie in ihrer physischen Erscheinung ein einheitliches Ganzes bildeten und von dem aus in der jüngeren Steinzeit die allmähliche wachstumsähnliche Ausbreitung der arischen Sprache und Kultur durch ihre hochgewachsenen blonden, blauäugigen und langschädeligen Träger einerseits nach dem kontinentalen Europa, anderseits nach der skandinavischen Halbinsel erfolgt ist. Diese Annahme beruht auf den Ergebnissen der physischen Anthropologie, der vorgeschichtlichen Archäologie, der Geologie, Tier- und Pflanzengeographie, sowie auf den Ergebnissen der linguistisch-historischen Forschung. Für unsere Frage ist es von besonderer Wichtigkeit, die geologischen sowie tier- und pflanzengeographischen Tatsachen kennen zu lernen, auf die sich unsere Hypothese stützt.

Daß die Urheimat der Arier am Meere gelegen sein mußte, ergibt sich zunächst aus der Gleichung: lat. mare, gallisch more, altir. muir, got. marei Meer, lit. mares das Haff, altsl. morje Meer. Man hat aus dem Umstande, daß sich diese Gleichung nur auf die Italiker, Kelten, Germanen, Litauer und Slawen und nicht auch auf die asiatischen Arier erstreckt, geschlossen, daß das arische Urvolk das Meer nicht gekannt habe, wie man überhaupt seinerzeit verlangt hat, daß ein Wort, wenn es als urarisch gelten soll, mindestens in einer europäisch-arischen und einer asiatisch-arischen Sprache vertreten sein soll. Demgegenüber muß darauf hingewiesen werden, daß jedes argumentum ex silentio hinfällig ist. Dies ist bei unserer Gleichung um so mehr der Fall, als die Sprachen der genannten arischen Völker Europas einerseits niemals eine eigene Spracheinheit gebildet haben, anderseits das Wort sich auch in der Sprache der Germanen findet, d. i. jenes Volkes, dessen Vorfahren auch Forscher, wie z. B. O. Montelius, die die Heimat der Arier in ein anderes Gebiet, als das von mir angenommene, verlegen, schon zur neolithischen Zeit, also in einer Zeit, in der ihre Sprache der arischen Ursprache gewiß noch sehr nahe stand, nach der skandinavischen Halbinsel einwandern lassen. Auf der skandinavischen Halbinsel, der unzweifelhaften Heimat der Germanen, hat sich dann diese Sprache, am wenigsten unter allen arischen Sprachen von den Sprachen der andern kontinentalen Arier beeinflußt und bereichert, zur germanischen, gegenüber allen andern arischen Sprachen scharf differenzierten Sondersprache entwickelt. Es kann daher aus einer Wortgleichung, die auch im Germanischen vertreten ist, mit größter Wahrscheinlichkeit geschlossen werden, daß schon das arische Urvolk den durch dieselbe ausgedrückten Begriff oder die durch dieselbe ausgedrückte Sache gekannt habe. Außer der angeführten Gleichung gibt es übrigens noch andere Gleichungen, aus denen sich ergibt, daß das arische Urvolk eine Reihe von Seetieren gekannt hat, wie ich eingehend auf S. 68 meiner „Heimat der Germanen", Wien 1893, gezeigt habe.

Das Meer, das das arische Urvolk gekannt hat, kann weder das Schwarze noch das Kaspische Meer, sondern nur die Ost- und Nordsee sein. Dies ergibt sich aus dem Umstand, daß das arische Urvolk zwei Fische kannte, die nicht in den Flüssen vorkommen, die sich mittelbar oder unmittelbar in das Schwarze oder Kaspische Meer ergießen: den Aal (griech. ἔγχελυς, lit. ungurýs, lat. anguilla, slaw. ągulja, j-ęgolja) und den Lachs (an. lax, ags. leax, ahd. lahs, lit. laszìszà, lett. lasis, poln. łosoś), worauf ich zuerst auf S. 46 meiner „Herkunft der Arier" hingewiesen habe. Man hat die Bedeutung der ersten Gleichung für die Bestimmung der Ursitze der Arier dadurch abzuschwächen gesucht, daß man die zu ihr gehörigen Wörter, wie dies M. Müller und O. Schrader getan haben, zu Diminutiven stempelte, die erst bei den einzelnen Völkern unabhängig voneinander von einem gemeinarischen Worte: anghi-s „Schlange" gebildet worden seien, so daß sie den Aal als „kleine Schlange" bezeichnen würden. Abgesehen von der sprachlichen Unmöglichkeit dieser Annahme, erscheint es auch vollkommen unbegreiflich, wie der Aal, der in der Regel 1,25 m bis 1,50 m groß wird, bisweilen sogar die Größe von 2 m erreicht, als „kleine Schlange" hätte bezeichnet werden können, da doch die größte europäische Schlange, die Ringelnatter, höchstens nur 1,60 m groß wird, gewöhnlich

jedoch erheblich hinter diesem Maße zurückbleibt. Was die zweite Gleichung anlangt, so liegt ihre Bedeutung darin, daß dieselbe sich auch auf die germanischen Sprachen erstreckt und die Verwandlung des ursprünglichen kh zum dentalen Reibelaut s oder sz im Baltischen und Slawischen jeden Gedanken an eine jüngere Entlehnung ausschließt.

Verstärkt wird die Bedeutung dieser beiden Gleichungen für die Entscheidung der Frage, von welchem Meere die Ursitze der Arier bespült wurden, durch den Umstand, daß der gemeinarischen Vegetation zwei Bäume angehörten, die in Osteuropa und den angrenzenden Teilen Asiens wegen ihres kontinentalen Klimas nicht vorkommen: die Buche (an. bok, ahd. buohha, lat. fagus, griech. *φαγός*, *φηγός*, letzteres Wort mit Bedeutungswechsel „Speiseeiche“ bedeutend) und die Eibe (lat. taxus, griech. *τόξον* Bogen, der jedenfalls deswegen mit dem Namen des Baumes benannt wurde, weil von jeher das Holz der Eibe mit Vorliebe zur Anfertigung von Bogen verwendet wurde, wie ja auch das an. ir, yr (wie *μελίη* bei Homer Esche und Lanze) Eibe und Bogen bedeutete und ebenso das irische ibhar noch heute taxus und arcus bedeutet, slaw. tisŭ, letzteres Wort auch in die Bedeutung Tanne übergehend. Die Ostgrenze des europäischen Verbreitungsgebietes der Buche geht von Königsberg über Lemberg nach den Donaumündungen. Aehnlich verläuft die Ostgrenze des Verbreitungsgebietes der Eibe.

Es hat der schwedische Reichsantiquar H. Hildebrand in seinem am 17. Dezember 1886 in der anthropologisch-geographischen Gesellschaft in Stockholm gehaltenen Vortrage „über die Urheimat der Arier“ gegen die von mir aufgestellte Hypothese von der südskandinavischen Herkunft der Arier den Einwand erhoben, „es sei bewiesen, daß die Buche während des Steinzeitalters Südskandinavien noch nicht angehörte, daß diese Zeit die Periode der Nadelhölzer gewesen, daß hernach die Eichenperiode gekommen sei, welche mit dem Bronzezeitalter zusammenfalle, und daß zuletzt erst die Buche aufgetreten sei“. Derselbe Einwand gegen meine Hypothese ist auch noch von Sir George Birdwood im Laufe der Diskussion erhoben worden, die während des Monats September 1887 in den Spalten der „Times“ im Anschluß an den von Professor A. H. Sayce als Präsidenten der anthropologischen Sektion der British Association in der Versammlung zu Manchester gehaltenen Eröffnungsrede geführt wurde. Ich habe darauf in meiner Abhandlung: „Ueber die Zeit des ersten Auftretens der Buche in Nordeuropa und die Frage nach der Heimat der Arier“ („Globus“ 1887, LII, S. 200 f.) zur Widerlegung dieses Einwandes eingehend dargetan, daß man in einer ganz willkürlichen Weise die letzten Phasen des bekannten Vegetationswechsels, der sich in Dänemark und mit einigen Abweichungen auch in Schweden und Norwegen nach der Glacialperiode abgespielt hat (Periode der hochnordischen oder alpinen Vegetation, bestehend aus der Zwergbirke, der Silberwurz und den Zwergweiden, Periode der Zitterpappel mit Beimischung von Birken und Erlen, Kiefernperiode, Eichenperiode und Buchenperiode), mit der Einführung der Bronze und des Eisens in eine chronologische Verbindung gebracht hat, daß ferner die Ursachen dieses allgemeinen Vegetationswechsels nicht in lokalen Verhältnissen gesucht werden dürfen, sondern daß derselbe auf den allmählich erfolgten Uebergang des kälteren Klimas, wie es noch im Anfange der nacheiszeitlichen Periode geherrscht, in das

wärmere Klima der späteren Zeit zurückgeführt werden müsse, daß zur neolithischen Zeit, wie sich aus den Schweizer Pfahlbauten ergibt, daselbst bereits das heutige Klima geherrscht hat, daß für diese Zeit in der Schweiz das Vorhandensein von Buchen unzweifelhaft nachgewiesen ist und daß auch für Skandinavien für dieselbe Zeit das heutige Klima und mit diesem zugleich das Vorhandensein der Buche, weil durch dasselbe bedingt und herbeigeführt, angenommen werden müsse.

Die Richtigkeit dieser Anschauungen haben die seit dem Jahre 1890 unternommenen methodischen Untersuchungen über die wichtigsten geologischen Phänomene, Niveau- und Klimaveränderungen sowie deren Verhältnis zur Entwicklung der Vegetation in Skandinavien im wesentlichen bestätigt, worüber eingehend Rutger Sernander in seiner Abhandlung: Om några arkeologiska torfmossefynd (Antiquarisk Tidskrift för Sverige. XVI, 1895, No. 2, S. 1—35) gehandelt hat. Es hat tatsächlich, wie die Funde in den Torfmooren erwiesen haben, die Buche zu Beginn der neolithischen Zeit den Boden Skandinaviens vom Süden her betreten; ja es besteht sogar zwischen dem ersten Auftreten der Buche in Skandinavien und der hier stattgefundenen Entstehung der neolithischen Kultur insofern ein Zusammenhang, als ein und dasselbe geologische Ereignis einerseits der Buche den Sieg über die Eiche verschaffte, andererseits zu der Entstehung der neolithischen Kultur den ersten Anstoß gab.

Wie schon ein Blick auf die von O. Drude entworfene Florenkarte Europas (in Berghaus' physikalischem Atlas), auf der sowohl die horizontale wie die vertikale Verbreitung der gemeinen Rotbuche eine übersichtliche Darstellung gefunden, zeigt, verträgt dieselbe weder große Kälte noch große Hitze, sondern erfordert zu ihrem Fortkommen gleich wie der unvermischte Arier ein maritimes Klima. Während sie im südlichen Teile Schwedens, auf den sie jetzt allein beschränkt ist, und in Dänemark in der Ebene und in der Nähe des Seestrandes wächst und daselbst schöne Wälder bildet, liebt sie in Deutschland bereits mehr die frischen Gebirgshänge als die Ebenen und ist gegen die südlichen, südwestlichen und südöstlichen Grenzen ihres Verbreitungsgebietes ein entschiedener Gebirgsbaum, so zwar, daß sie sich z. B. in Sizilien nur zwischen 1500—2000 m über dem Meere findet. Sollte daher die Buche in Skandinavien Boden gewinnen, so mußte daselbst ein maritimes Klima herrschen. Daß aber ein solches zur Herrschaft gelangte, war die Folge großer geologischer Veränderungen, die im Bereiche Südskandinaviens eingetreten waren.

In der borealen Periode, in der die Eiche nach dem skandinavischen Norden eingewandert war, hatte wahrscheinlich die Ancylushebung ihr Maximum erreicht. Das nordwestliche Europa lag damals beträchtlich höher als heute. Der englische Kanal existierte nicht und große Gebiete der Nordsee lagen über der Meeresfläche, so daß damals England und Skandinavien miteinander verbunden waren. Es dürfte wohl kaum zweifelhaft sein, daß diese Verteilung des Landes und der See den kontinentalen Charakter der borealen Periode verursachte. Da entstand nun durch allmähliche Senkung der englische Kanal, gleichzeitig senkten sich große Teile desjenigen Festlandes, das sich über große Gebiete im südlichen Teile der heutigen Nordsee erstreckt hatte;

ebenso entstanden die Belte und der Sund. Diese geologischen Veränderungen mußten eine durchgreifende Veränderung des Klimas herbeiführen. Das Klima Dänemarks nahm auch in der Litorina-Zeit während der atlantischen Periode einen entschieden insularen Charakter an und die Buche fand nun die günstigsten Bedingungen, um sich in Südskandinavien auszubreiten und die Eiche wenn auch nicht ganz zu verdrängen, so doch ihr früheres Verbreitungsgebiet bedeutend einzuschränken, nachdem dieselbe während der Kjökkenmöddinger-Periode neben und dann nach der Kiefer der verbreitetste Baum in Dänemark gewesen war (Sernander, a. a. O. 4 und in Englers Botanischen Jahrbüchern, XV, 53; O. Krümmel, Die geographische Entwicklung der Nordsee. „Globus“, 1894, LXV, 109).

Daß diese Veränderungen der Erdoberfläche jung sind, beweist einerseits die Tatsache, daß die Pflanzen- und Tierreste des niedrigen Landes von Helgoland mit der Pflanzen- und Tierwelt des heutigen Norddeutschland übereinstimmen, andererseits der Umstand, daß man an einigen Stellen, wie z. B. bei Husum, unter dem Meeresspiegel in den Resten eines Waldes menschliche Artefakte aus Feuerstein gefunden hat.

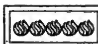
Daß diese Veränderungen, durch die die heutigen altdänischen Lande ihre jetzige Gestalt von Inseln und Halbinseln erhielten, auch den unmittelbaren Anstoß gaben zur Aufnahme des Ackerbaues und der Viehzucht und zur Begründung der auf dieser neuen Wirtschaftsform beruhenden neolithischen Kultur, die mit der linguistisch-historisch erschlossenen Kultur des arischen Urvolkes identisch ist, habe ich bereits an anderer Stelle (III. Jahrg. dieser Revue, No. 4, S. 245) gezeigt. Ohne diesen äußeren Anstoß hätte sich trotz aller Begabung und Tatkraft der Arier zum mindesten nicht in so kurzer Zeit dieser Fortschritt vollzogen. Denn bis dahin hatten sie sich über den Kulturzustand von Jägern und Fischern, als die sie am Ende der Glacialperiode, dem Renn folgend, nach den europäischen Norden aus West- und Mitteleuropa gekommen waren, nicht wesentlich erhoben; sie waren immer noch Jäger und Fischer geblieben, die sich nur roh bearbeiteter Geräte und Waffen bedienten. Und es ist ganz unrichtig zu glauben, wie Fr. Ratzel (Geographische Prüfung der Tatsachen über den Ursprung der Völker Europas. Berichte über die Verhandlungen d. k. sächs. Ges. d. Wissensch. zu Leipzig, 1900, LII, 97) treffend bemerkt, die eigene Begabung treibe allein ein Volk zum Fortschritt. „Wir sehen keinen Fortschritt ohne äußere Anregung.“

Ich brauche wohl kaum ausdrücklich zu bemerken, daß ich in diesen großen geologischen Umwälzungen, durch die jedenfalls zahlreiche Menschen ihren Tod fanden, jene natürlichen Ereignisse erblicke, die die Grundlage zur Entstehung der verschiedenen Flutsagen bei den arischen Völkern gebildet haben. Im übrigen sind ähnliche geologische Umwälzungen, wenn auch geringeren Umfanges, im Bereiche des skandinavisch - norddeutsch - holländischen Senkungsgebietes auch in geschichtlicher Zeit eingetreten.

So wurde, wie zuerst S. Nilsson erkannt hat, durch eine solche Senkung etwa um das Jahr 360 bis 350 v. Chr. ein Teil des Landes der Cimbern von den Fluten des Meeres bedeckt und diese dadurch zur Auswanderung gezwungen. „Solche Ueberflutungen haben zuweilen die Merkmale wahrer Sintfluten angenommen, so die Flut von 1277,

durch welche der Dollaert an der Emsmündung gebildet wurde und durch welche 43 Pfarreien zugrunde gegangen und in Friesland 80000 Menschen umgekommen sein sollen, so der „große Mandrankel“ (Menschentränkung) vom 8. September 1362, welcher 30 Pfarreien verschlang und von der Insel Sylt und Föhr große Teile abriß. Die große Weihnachtsflut von 1717 ertränkte nach den Angaben von Arends und Eilker 10328 Menschen und 90000 Stück Vieh. Man wird bei diesen Ziffern an ostindische Verhältnisse gemahnt.“ (Sueß, Das Antlitz der Erde. II, 528.) Von dem Zuidersee, der jetzt 3139 qkm groß ist, früher ein geschlossener, bei den Römern Flevo genannter, nur etwa 1375 qkm großer See war, wurden zunächst zu Anfang des 13. Jahrhunderts die nordwestlichen Ufer von den Wellen verschlungen; seinen jetzigen Umfang erreichte derselbe im Jahre 1287, wobei 80000 Menschen umgekommen sein sollen. (Vaal, De Zuiderzee, Amsterdam 1883.) Bekannt ist ferner, daß bereits ein Teil Hollands, und zwar nicht weniger als 14760 qkm, unter dem Niveau des Meeres liegt, dessen Eindringen nur durch künstliche Bauten abgehalten wird. Auch Teile der englischen Küste wurden in historischer Zeit vom Meere bedeckt.

Findet so die Entstehung der Flutsagen der arischen Völker ihre einfache Erklärung, so sind dieselben ihrerseits wieder ein neuer Beweis für die Richtigkeit der Hypothese von der südskandinavischen Urheimat der Arier.



Berichte und Notizen.



Der Körpertypus der Nordchinesen. In der männlichen Bevölkerung des nördlichen China sind beträchtliche Schwankungen des anthropologischen Verhaltens wahrnehmbar. Der Kopfindex bewegt sich zwischen 69 und 94, vom langen Oval bis nahezu zur Kreisform. Ebenso ist es mit der Körpergröße, die innerhalb der äußersten Grenzen von 148—186 cm schwankte. Die Klafterspannung übertrifft in diesen Gegenden das Maß der Körperlänge um ½ bis ca. 10 cm. Aus zahlreichen Messungen ergab sich ein durchschnittlicher Längenbreitenindex des Hirnschädels von 80,2, ein Gesichtsindex von rund 87, eine mittlere Körperlänge (= soldatische Standhöhe) von 1676 mm, ein mittleres Körpergewicht von 64 kg. Für das Verhältnis der Höhe zur Länge des Schädels konnte ein Durchschnittsindex von 65,5 berechnet werden; der Höhenbreitenindex des Schädels betrug im Mittel 82. (Y. Koganei, Mitt. d. Mediz. Fakultät zu Tokio, Bd. VI, Heft 2.) — R. W.

Zur Rassenlehre der Ainu auf Jesso. Unter den Ainu treten Kopfindices zwischen 75 und 79 in einer fast überwiegenden Mehrzahl, nämlich in 65 pCt. der Beobachtungen, vor; 16,5 pCt. entfallen auf eigentliche Dolichocephalie, 18,5 pCt. auf Brachycephalie (ohne Unterschied der Geschlechter aus 70 Männern und 200 Weibern berechnet). In der Ohrform, auf die speziell geachtet wurde, unterscheiden sich die Ainu merklich von den Japanern. Das Ohrläppchen ist bei diesen kürzer als bei jenen. Bedingt ist die große Länge des Ohrläppchens durch die Gewohnheit der Ainu, schwere Ringe hineinzustecken, die das Läppchen oft zum Zerreißen bringen. Diese Gewohnheit ist jetzt seltener geworden. Angewachsene Ohrläppchen mit sog. „Verbindung auf die Backe“ kommen nur in einer Minderzahl von Fällen (23 pCt.) zur Beobachtung, was vielleicht auch mit dem Ohrschmuck zusammenhängt. Weit (ungefähr rechtwinkelig) abstehende Ohren fanden sich in 6,2 pCt. (Y. Sakaki, Mitt. aus d. Medizin. Fakultät zu Tokio, Bd. VI, Heft 1.) — R. W.

Der nordeuropäische Ursprung unserer Zeitrechnung. Nach der Meinung der Alten verstanden sich auf Himmelskunde und Zeitrechnung hauptsächlich drei Völker: Babylonier, Aegypter und Hyperboreer. Von den babylonischen

Semiten kann die Rechnung nach Sonnenjahren nicht gut ausgegangen sein, da Juden und Araber noch jetzt an dem alten Mondjahre festhalten. Die Lehrmeister der Babylonier aber, die Sumerer, hatten durchaus europäische Gesichtszüge und ausgesprochen längliche Kopfbildung, können also nicht asiatischer Abstammung gewesen sein, um so mehr, als auch die Reste ihrer Sprache durchaus arischen Klang haben. Insbesondere stammt die Verehrung des Sonnengottes Bal (pers. Belos; an. bal, ags. Bäl = Flamme) zweifellos aus dem Norden, wie auch die Istar (Astarte) unserer Ostera entspricht. Mit dem Sonnendienst aber hängt die Berechnung des Sonnenjahres aufs innigste zusammen. Bei den Aegyptern stehen mit der Sonnenverehrung die Labyrinthe in Beziehung. Das Labyrinth am Mörissee glich dem kretischen, und beide glichen den nordischen auf Gotland, Fünen usw. Ebenso glich nach Herodot das Heiligtum auf Sais dem kreisförmigen Sonnentempel auf Delos, dessen Mysterien von den arischen Danaern dorthin gebracht sein sollen, und dessen Priesterschaft noch in historischen Zeiten im wechselseitigen Verkehr mit den Hyperboreern gestanden hat. Der bei weitem älteste datierbare kreisförmige Sonnentempel stammt aus dem hohen Norden, es ist der berühmte Stonehenge bei Amesburg, von dem seit der wissenschaftlichen Untersuchung von 1901 feststeht, daß er auch als Sonnenuhr und Zeitmesser gedient hat; aus der Abweichung der Sonnenbahn hat man berechnen können, daß er im Jahre 1780 v. Chr. erbaut worden ist. Der Sonnendienst von Delos stammt also offenbar vom Norden. Das griechische Apollon ist nichts anderes als das germanische Phol. (Vergl. sprachlich agathos = gut, sowie ähnliche Bildungen mit vorgeschlagenem alpha copulativum.) — Ferner berichtet Diodor, daß die Aegypter ihre Sternkunde von den Sonnenpriestern (Heliaden) auf Rhodos gelernt hätten. Die Griechen aber gaben zu, von einem Hyperboreer oder Skythen Abaris in der Himmelskunde unterrichtet worden zu sein. Alles dies und anderes mehr macht die nordische Herkunft der Berechnung nach Sonnenjahren wahrscheinlich. Hekatäos, einer der ältesten griechischen Schriftsteller, berichtet von der Insel der Hyperboreer, daß Apoll alle 19 Jahre dorthin komme. Nun fallen immer nach 19 Jahren die Mondphasen wieder auf den gleichen Tag des Sonnenjahres. In einer alten skandinavischen Sage aber heißt es, daß Wodan alle 19 Jahre seine Rosse abschirrt und weidet. Das dem Erzzeitalter angehörige Relief von Trundholm beweist, daß auch die Nordländer, wie die Hellenen, sich die Sonne als einen mit Rossen bespannten Wagen vorstellten. Wodan ist also in der erwähnten Sage noch die Sonne. Wäre der 19jährige Mond-Sonnenkreislauf (cyclus lunaris) nicht im Norden erkannt worden, so hätte jene Sage unmöglich entstehen können. Im Norden ist der Gegensatz der Jahreszeiten ein viel schärferer als in gemäßigten oder warmen Zonen. Kein Wunder, daß man dort die Wintersonnenwende, die Wiederkehr zunehmender Tage, mit ausgelassener Freude feierte. Dies Fest wurde aber fast im ganzen arischen Sprachgebiet, auch in warmen Gegenden, wo die Sehnsucht nach der Sonne gar nicht verständlich ist, gefeiert und dient damit auch als Beweis für die nordische Herkunft der Indogermanen. Die germanische Bezeichnung für die Wintersonnenwende ist Jul. Aber im alten Cypern hieß der Monat vom 22. Dezember bis zum 23. Januar Julos; auch das beweist, daß der Orient von der germanischen Zeitrechnung beeinflußt ist. Vielleicht war Jul auch die altarische Bezeichnung für jede, auch die sommerliche Sonnenwende, so daß die Benennung des siebenten Monats nach Julius Cäsar als Juli nur eine geschickte Erneuerung uralten Sprachschatzes war. — Die Unterscheidung von Tag und Nacht war natürlich die älteste Zeitrechnung der Menschheit. Später bot sich der Mond mit seinen wechselnden Phasen von selbst als Zeitmesser an; es entstand der Monat (ahd. manoth) von $29^1/_2$ Tagen. Hatte sich der Monatswechsel zwölfmal vollzogen, so war man wieder ungefähr in der gleichen Jahreszeit; es entstand das Mondjahr von 354 Tagen. So kam der Mensch auf die Zwölfteilung und zerlegte auch Tag und Nacht in je zwölf Stunden. Andererseits gab der Wechsel der vier Viertel des Mondes Anlaß zur Entstehung des Zeitmaßes der Woche (ahd. wecha = Wechsel, Weiche) von $7^3/_8$, abgekürzt sieben Tagen. Manchen Gelehrten gilt die Woche als spezifisch semitische Erfindung. Aber eine semitische Bezeichnung dafür ist in die arischen Sprachen nicht eingedrungen. Ferner fehlt den Semiten die planetarische Bezeichnung der Wochentage. Auch die Griechen, die nach Dekaden rechneten, und die Römer, die nur Kalenden, Iden und Nundinen kannten, haben die planetarische Woche unmöglich erfunden, sondern sie erst zur Zeit der Christianisierung, also damals, als sie auch in inniger Beziehung mit den nördlichen Völkern standen, empfangen. Da die Namen der Wochentage der altassyrischen Reihenfolge der sieben Planetengötter (Mond, Sonne, Jupiter, Venus, Saturn, Merkur, Mars) nicht entspricht, so wird der Ursprung der planetarischen Woche auch nicht in Mesopotamien zu suchen

sein, sondern im Norden, wo namentlich die englischen Wochentage die planetarischen Götter noch heute deutlich angeben (Sonne, Mond, Ziu = Mars, Wodan = Merkur, Thor = Donar = Jupiter, Freia = Venus, Surtur = Saturn). — Während nun die Semiten und wohl alle Völker mediterraner Rasse (übrigens auch noch die älteren Hellenen) am Mondjahr festhielten und daher alle zwei Jahre einen Schaltmonat von 22 Tagen einschieben mußten, was den großen Uebelstand hatte, daß die Jahreszeiten in zwei aufeinander folgenden Jahren auf ganz verschiedene Daten fielen, gingen die Nordeuropäer und Sumerer zum Sonnenjahr von 12 konventionell auf 30 Tage festgesetzte Monate und 4 Schalttage = 364 Tage oder 52 Wochen über. Aber auch die Erkenntnis, daß das Sonnenjahr nicht 364, sondern 365 Tage dauert, wurde von den Nordländern selbständig für den Kalender fruchtbar gemacht, indem alle sieben Jahre eine Schaltwoche von sieben Tagen eingeführt wurde, was den Vorteil hat, daß dasselbe Datum immer auf denselben Wochentag fällt. Als Kalender dienten die Runenstäbe, deren vollkommenste sogar auf den 19jährigen Mondkreislauf eingerichtet waren. (Ludwig Wilser, Altgermanische Zeitrechnung. Karlsruhe 1905, G. Braun.)

Urgeschichtliche nördliche Einwanderung nach Italien. Die Poebene ist besät mit sogen. Terramaren, d. h. Pfahlbausiedelungen. In diesen bestand die erste Bronzekultur auf italienischem Boden. Nach den Forschungen Pigorinis u. a. stellen diese Terramaren kein einheimisches Produkt Italiens dar, sondern wurden nach Italien durch Einwanderung des diese Kultur tragenden Volkes importiert, und zwar unter Verdrängung der neolithischen Völkerschaften, die vorher dort in ihren zerstreuten runden Strohhütten wohnten. Das einwandernde Volk stammt direkt von den Pfahlbaumenschen der Schweiz, Ungarn, Bayerns usw. ab. Später, als in Italien Seen und Sümpfe nicht mehr zur Verfügung standen, haben jene Bauern, ihren alten Sitten getreu, die eigentlichen Wohnstätten aus Pfählen und Holzdielen auf trockenem Boden gebaut. Unter den Terramaren finden sich die ersten gut organisierten und systematisch angeordneten Städte in Italien. Sie haben ein geistreiches Kanalisationssystem. Gewöhnlich findet man an einer Stelle mehrere Pfahlbauten, meist drei übereinander, wobei die unteren Schichten Spuren einer Zerstörung durch Feuer aufweisen. Unter dem Pfahlrost häuften sich Speisereste und zerbrochenes Hausgerät, die den Terramaren ihren Namen (= Düngerboden) gegeben haben. Die Bewohner trieben besonders Viehzucht (Rinder, Schweine, Ziegen, Schafe, Pferde und Hunde) und trieben außerdem etwas Hackbau (Weizen, Bohnen, Flachs). Man wußte zu kochen und Brot zu backen. Die Bronze wurde gegossen, noch nicht geschmiedet, und zwar in den Terramaren selbst. Daneben trieb man Horn- und Knochenschnitzerei. Die Keramik war, wie bei allen Bronzevölkern, weniger entwickelt, als bei den Neolithikern; spezifisch ist die Ausalimata, d. h. ein halbmondförmiger Henkelaufsatz. Ziemlich häufig findet sich Schmuck aus dem nordischen Bernstein. Gerberei und Weberei waren bekannt. Die Toten wurden verbrannt. Pigorini leitet die alte Latiumkultur direkt aus der Terramarenkultur ab. (Dr. S. Baglioni, Die Umschau 1905, No. 16.)

Germanische Gräberfunde. Bei Vid im Gebiet der alten Narona in Dalmatien wurden 1901 und 1902 außer einem kalottenförmigen Eisenhelm zwei konische Helme aus vergoldeten Bronzespangen, ebensolchem Stirnband und Füllungen aus (bei dem einen Helm versilberten) Eisenlamellen aufgefunden. Die Bronzebestandteile waren reich mit Ornamenten besetzt, die auf frühchristliche Symbole hinweisen. Die konische Helmform, die sich merkwürdigerweise weder bei den Griechen noch bei den Römern einbürgern konnte, bot den eminenten Vorteil, daß der geführte Hieb abgleitet. Man begegnet solchen Spangenhelmen auf altassyrischen Reliefs, dann aber besonders auf den Relief der Trojanssäule, wo die germanoiden Daker und Sermaten ihre Träger sind. Spangenhelme sind datiert für die Zeit des Langobardenkönigs Agilulf (590—616). An den Vider Helmen findet sich ein großer Unterschied in der Dekoration des Stirnreifen und der Spangen. Erstere, oder doch die dazu verwendeten Stanzen sind unter voller Nachwirkung der klassischen Empfindung, wenn auch mit selbständigem Geschmackswandel komponiert und weisen daher auf eine oströmische Werkstatt aus dem 4. bis 7. Jahrhundert. Die Spangen dagegen haben gepunzte Ornamente, die zwar auch nicht frei vom Einfluß mediterranerischen Kunstschaffens, aber viel sorgloser gearbeitet sind und eher auf das Gebiet des ehemaligen weströmischen Reiches hinweisen. Das Frappierende beruht nun darauf, daß die übrigen Spangenhelme jener Zeit (in den Museen von St. Petersburg, Stuttgart, Grenoble, Berlin, Sigmaringen und Straß-

burg) den gleichen Unterschied zwischen Stirnband und Spangen-Dekor aufweisen, so daß an ein gemeinsames Fabrikations-Zentrum gedacht werden muß. Dieses muß einerseits klassische Traditionen geübt haben, andererseits in Berührung mit den Bedürfnissen germanischer Krieger gewesen sein. Denn daß es sich um germanische Waffen handelt, ist zweifellos. Bei den Vider Helmen wurden freilich keine Skelette gefunden, aber das Vorhandensein von Lanzenspitzen, einer Fibel, eines Feuerschlageisens erinnert so bestimmt an den gewöhnlichen Inhalt germanischer Gräber vom 5. bis 8. Jahrhundert, daß man hier eine spätere Störung germanischer Gräber annehmen muß. Wie kommen aber Germanen um 600 n. Chr. nach Dalmatien? Es war die Zeit, in der die römischen Emporien jener Gegenden unter den Angriffen der Slawen zu leiden hatten. Zur Verteidigung mögen die Oströmer germanische Söldner herangezogen haben, wie z. B. die Gepiden noch im 7. Jahrhundert nachweislich in byzantinischen Diensten standen. (Camillo List, Jahrb. d. K. K. Zentral-Kommission für Kunst- und klassische Denkmale.)

Die verschiedenen Arten der Uebervölkerung. Malthus lehrte, daß die Menschen stets die Tendenz haben, sich stärker zu vermehren, als der Boden, den sie innehaben, Nahrungsmittel zu liefern vermag. Malthus' Gegner aber lösen die Bevölkerung von ihrem Lande und beweisen, daß, wenn die Bevölkerung dichter wird, sie sich infolge der Exportindustrie ganz gut weiter ernährt. Aber auch Malthus' Anhänger werfen gewöhnlich zwei Dinge zusammen. Sie nennen nämlich auch das „Uebervölkerung", wenn die Menschen mehr Arbeitskräfte erzeugen, als die Gesellschaft beschäftigen kann. Es ist das nicht die malthusische, sondern eine besondere „soziale" Uebervölkerung. Sie ist es, die uns den rücksichtslosen Interessenkampf bringt, nicht die malthusische, welche überhaupt nur theoretische Bedeutung hat. Fircks hat in seiner Bevölkerungslehre betont, daß, um sich Nahrungsmittel zu verschaffen, Einkommen notwendig ist, daß also, wer kein Geld hat und keine Arbeit findet, verhungern kann trotz reichlich vorhandener Nahrungsmittel. Die Mägen könnten gefüllt werden, aber den Händen fehlen die Mittel, die Nahrung zu ergreifen. (Ferd. Goldstein, Globus 1905, No. 3.)

Die eheliche Geburtenhäufigkeit in Oesterreich hat im Durchschnitt des Dezenniums 1891—1900 gegen das vorhergegangene Jahrzehnt abgenommen, und zwar von 28,2 auf 27,3 jährlich per 100 Gebärfähigen. Die einzelnen Kronländer verhalten sich diesbezüglich verschieden. Eine merkliche Zunahme der ehelichen Geburtenhäufigkeit weist nur Oberösterreich auf, während dieselbe in Steiermark, Krain, Görz-Gradisca, Galizien, Bukowina und Dalmatien gleich blieb und in den übrigen Ländern zurückging, insbesondere in Niederösterreich und Triest, wo Großstädte für die Bevölkerungsbewegung ausschlaggebend sind. Die Häufigkeit ehelicher Geburten ist am größten in Krain (33,6 auf 100 Gebärfähige), Görz-Gradisca (32,6), Tirol (30,9) und Istrien (30,4), am geringsten in Triest, Niederösterreich und Salzburg; sie ist vor allem auch von dem gebräuchlichen Heiratsalter abhängig und man findet, daß bei der einen Gruppe von Ländern die überwiegende Mehrheit der Eheschließungen gebärfähiger Frauen in die Zeit bis zum vollendeten 24. Lebensjahre, bei der anderen Gruppe in die Zeit nach dem 24. Jahre fällt. In Niederösterreich überwiegen späte Eheschließungen am meisten. Doch ist hervorzuheben, daß ganz unabhängig davon, ob in einem Kronlande ein frühes oder spätes Heiratsalter herrscht, die größte Geburtenhäufigkeit in dieselbe Altersklasse (25.—30. Jahr) fällt. Dieser Umstand wirft etwas Licht auf die Frage des Altersverlaufes der Konzeptionsfähigkeit. Treten nämlich die meisten Geburten in einer Altersperiode auf, die in dem einen Lande um ein Beträchtliches weiter hinter dem Zeitpunkte der Eheschließung zurückliegt als in einem anderen Lande, so ist es klar, daß der Einfluß der Ehedauer auf die Geburtenhäufigkeit, welcher zumeist soziale Momente im Hintergrunde hat, gegen die physiologischen Funktionen zurücktritt, daß wir also tatsächlich für diese Altersperiode auch die größte Konzeptionsfähigkeit anzunehmen haben. Im ganzen Staate steigt die Geburtenhäufigkeit von den jüngsten Altersklassen stark an, erhält sich vom 20.—30. Jahre auf ungefähr gleicher Höhe (33,2—35,2 Geburten auf 100 Frauen jährlich) und sinkt von da an immer rascher. — In einer Reihe von Ländern entspricht der niedrigen ehelichen Geburtenhäufigkeit eine hohe uneheliche Geburtenfrequenz. Die territorialen Verschiedenheiten scheinen aber, zum Teil mindestens, auch in Rasseneigentümlichkeiten ihre Begründung zu haben. Gerade die Karpathen- und Karstländer — mit Ausnahme von Triest — sowie Tirol, wo teils das jüdische, teils das italienische Element bedeutend ist, weisen nicht nur frühzeitige Heiraten, sondern auch noch in den höchsten Alters-

klassen der Gebärfähigkeit eine oft weit über den Durchschnitt hinausragende Geburtenhäufigkeit auf. Es steht demnach auch fest, daß wenigstens bei gewissen Völkern frühzeitiges Heiraten, also längere Ehedauer, nicht nur kein frühzeitigeres Erlöschen der Konzeptionsfähigkeit bedingt, sondern dieselbe womöglich länger gestärkt erhält. — Die Differenzen in der Geburtenhäufigkeit beginnen sich auch nicht bereits in den jüngsten, sondern erst in höheren Altersklassen deutlich zu entwickeln. (Statistische Monatsschr. (Oesterr.), N. F., IX., Heft 1 u. 2.) — F.

Zunahme der Tuberkulose bei Jugendlichen. Im allgemeinen ist die Sterblichkeit an Tuberkulose bedeutend zurückgegangen, in der Zeit 1876—1902 bei der männlichen Bevölkerung von 3,44 ‰ auf 2,07 ‰, bei der weiblichen von 2,76 ‰ auf 1,74 ‰. Prof. W. Kirchner macht nun in der Aerztlichen Sachverständigen-Zeitung darauf aufmerksam, daß in den jugendlichen Altersklassen die Abnahme sehr gering ist, und daß in den beiden Altersklassen von 5—10 und 10—15 Jahren sogar eine wenn auch sehr geringe Vermehrung der Sterblichkeit zu verzeichnen ist. Berechnet man nun, wie viel von 100 Todesfällen auf Tuberkulose treffen, so ergibt sich die höchst überraschende Tatsache, daß die Abnahme der Tuberkulose-Sterblichkeit sogar bis zum 25. Jahr bei beiden Geschlechtern, beim weiblichen sogar bis zum 30. Lebensjahr und besonders in den Altersklassen von 5—15 Jahren zugenommen hat. W. Kirchner führt diesen Umstand auf mangelnde Verhütungsmaßregeln in der Schulzeit zurück. Wir möchten dagegen darin eine Auslese-Erscheinung sehen; denn diese und viele andere Beobachtungen sprechen dafür, daß eine selektionistische Wechselbeziehung zwischen den verschiedenen Krankheiten besteht, derart, daß die eine zunimmt, wenn die Wirkung der anderen unterdrückt wird. Kinder, die früher an Masern, Keuchhusten, Diphtherie gestorben wären, gehen jetzt an Tuberkulose zugrunde. Es handelt sich hier offenbar um ein biologisches Phänomen.

Der Alkohol vor dem Forum der Naturwissenschaft. Alle Völker der Erde haben sich alkoholhaltige und theinhaltige Genuß- und Nahrungsmittel zu verschaffen gewußt. Aber noch weniger als die Naturvölker können die Kulturvölker die Reizmittel entbehren. Nur gilt es, wie auf allen Gebieten, den Genuß zu verfeinern. Alkohol wird ja überhaupt nicht getrunken, sondern nur alkoholhaltige Getränke, und zwar von so verschiedener Konzentration (1%—60%), daß es einem Naturforscher geradezu unbegreiflich sein muß, wie die Abstinenten, um die Leute gruselig zu machen, das alles in einen Topf werfen können. Zunächst haben die neuesten Forschungen bewiesen, daß der Alkohol selbst zu einem gewissen Sinne ein Nahrungsmittel ist, weil er nämlich die Energie von Fetten und Kohlehydraten gleichwertig vertreten und damit Eiweiß sparen kann. Aber er ist als Nahrungsmittel nicht empfehlenswert, weil er viel zu teuer ist und weil er in größeren Mengen giftig wirkt. Andererseits ist er kein absolutes Gift, weil er keine aktiven Amido- oder Cyan-Gruppen enthält. Nach den Versuchen von Professor Stoklasa in Prag wird in jedem menschlichen Organismus wahrscheinlich ein Teil der Kohlehydrate und der zuckerhaltigen Gruppen des Eiweißes erst in Alkohol umgesetzt, ehe daraus Kohlensäure und Wasser wird. Der Alkohol ist also wahrscheinlich ein physiologisches Reizmittel. Unser Organismus arbeitet nicht wie eine Dampfmaschine, bei der die Verbrennungswärme der Kohle direkt in Arbeit übergeführt wird, sondern wie eine chemische Kraftmaschine, wie ein Akkumulator. Und zwar findet die Freimachung der in den Zellen akkumulierten Energie durch eine Reizwirkung statt. Der genossene Alkohol kann nun eine solche Reizwirkung noch ausüben, wenn die normalen Reize aus Uebermüdung versagen. Vor der Arbeit oder während der frischen Arbeit sollte freilich niemand ein künstliches Reizmittel zu sich nehmen, weder Alkohol, noch Kaffee noch irgend ein anderes. Auch muß nach der Arbeit wieder ausreichende Ruhe und Ernährung eintreten. In unsern verwickelten Kulturverhältnissen sind wir weniger als je in der Lage, immer gerade dann nur auszuweichen, wenn wir möchten; die Reizmittel sind daher notwendig, gleich wie bei einem gutgefütterten Pferd die Peitsche oft notwendig ist, damit die aufgespeicherte potentielle Energie in dem Momente in Arbeit umgesetzt werde, wo es sonst nicht mehr geschehen würde. Ferner dient der Alkohol als Erfrischungsmittel. Er beeinflußt in mäßigen Mengen unseren Geschmack günstig: im erschöpften Zustande kann nicht jeder gleich feste Nahrung von indifferentem Geschmack zu sich nehmen. — Der Biergenuß stellt einen großen Fortschritt gegenüber dem Schnapsgenuß dar. Im Uebermaß genossen freilich ist das Bier

für Herz, Gefäßsystem, Niere und Leber gefährlicher als der Schnaps. Andererseits fehlen die häufigsten „Alkoholkrankheiten": Lebercirrhose, Nierenschrumpfung, Arteriosklerose, das „Bierherz" usw. oft bei notorischen Säufern, während sie umgekehrt bei dauernden Abstinenten vorkommen. Die Magenkatarrhe werden vor allem durch die Kälte der Getränke, so besonders durch Eiswasser hervorgerufen. Bei vielen Medizinern ist es freilich Mode, bei der Anamnese nach „spezifischer" Infektion und „abusus spirituosorum" zu forschen; findet man etwas derartiges, so genügt das, findet man es nicht, so forscht man weiter und findet einen andern ausreichenden Grund. Dadurch müssen aber unwahre Statistiken über die ätiologische Bedeutung des Alkoholmißbrauchs zustande kommen. Ferner ist der Alkohol ein vorzügliches Medikament bei bakteriellen Vergiftungen, gegen Schlangengift und in Schwächezuständen. Die Ersatzgetränke der Abstinenten sind ein Eingeständnis dafür, daß der Mensch nicht ohne Genußmittel auskommt; auch sind sie bisweilen gesundheitlich nicht unbedenklich. Wenn man „nikotinfreie Zigarren", „alkoholfreies Bier" usw. herstellt, so fehlt als Schutz gegen die Fleischgifte nur noch das „eiweißfreie Fleisch". Der Fanatismus der Abstinenz ist sicher das größte Hindernis im Kampfe gegen den Alkoholmißbrauch. Es gilt nicht, den Alkohol zu bekämpfen, sondern den Alkoholismus. (Professor Dr. Ferd. Hueppe, Alkoholmißbrauch und Abstinenz, Berlin 1904, Aug. Hirschwald.)

Einwanderungsgesetze in England. Am 18. April d. J. wurde im englischen Parlament folgende Vorlage über Einwanderung aus dem Auslande eingebracht: 1. Kein Einwanderer soll in einem anderen Hafen landen dürfen, als in dem, wo sich ein Beamter für die Kontrolle der Einwanderung befindet. 2. Kein Einwanderer darf ohne die Erlaubnis dieses Beamten gelandet werden, und eine derartige Erlaubnis ist erst nach ärztlicher Untersuchung zu geben. 3. Ausgeschlossen von der Einwanderung sind a) Personen, die nicht genügend Mittel haben, oder nicht nachweisen können, daß sie sich anständig zu ernähren vermögen, b) Irrsinnige, Idioten, Kranke oder solche Leute, die vermutlich den Kassen des Landes zur Last fallen würden, c) Personen, die im Auslande für ein Verbrechen verurteilt wurden, das mit Auslieferung bedroht ist. Politische Verbrecher werden wegen ihres Vergehens nicht an der Landung verhindert. 4. Die Landung soll nicht verweigert werden: Wenn der Einwanderer nachzuweisen imstande ist, daß er den Zutritt zum Lande lediglich wegen Vergehen politischer Art sucht. 5. Wird einem Einwanderer die Einwanderung verweigert, so hat der Kapitän oder der Eigentümer des Schiffes, auf dem er sich befindet, die Kosten seiner Rückbeförderung zu tragen. 6. Ausländer, die bereits in England ansässig sind, können auf Antrag des Staatssekretärs ausgewiesen werden für Vergehen, für die Gefängnisstrafe ohne die Wahl einer Geldstrafe vorgesehen ist. 7. Die Richter erhalten die Machtvollkommenheit, bei Ausländern statt einer Strafe, oder als Zusatzstrafe, die Ausweisung zu empfehlen. 8. Wenn ein Ausländer drei Monate hindurch von der Gemeinde, in der er wohnt, Unterstützungen erhalten hat, die ihm als Engländer die Ausübung des Wahlrechts entziehen würde, so kann er ausgewiesen werden. 9. Einwanderungsbeamte sollen zunächst angestellt werden in Leith, einem Hafen an der Tyne, Grimsby, Hull, Harwich, Newhaven, Southampton und London. 10. Die Anzahl der kontrollierten Häfen kann nötigenfalls erhöht werden.

Das Deutschtum als Rasse. Wir Deutschen sind die jüngste Nation Europas, wenn wir auch am frühesten von den jetzigen Nationen, schon im 4. Jahrhundert n. Chr., in die Weltgeschichte eingegriffen haben: Die Geschichte Deutschlands beruhte bis in die jüngste Vergangenheit hinein nur auf den Schicksalen einzelner Stämme. Erst aus ihrer Zusammenschmelzung kann die nationale Rasse entstehen. Eine solche instinktsichere Rassenabstempelung wie der Engländer, Franzose, Spanier besitzt der Deutsche noch nicht. Hierin liegt seine geringe nationale Widerstandsfähigkeit. Unser Graf und Gardeoffizier scheint im „Miß"-Titel eine Art Adelsdiplom anzuerkennen; sie wird geheiratet, auch wenn der Herr Papa Fässer gerollt oder Schornsteine gefegt hat. Um eine edle Rasse entstehen zu lassen, müssen verschiedene Elemente zusammenströmen, aber diese dürfen nicht allzu verschieden voneinander sein, und die Mischung muß eine Zeitlang gegen außen abgeschlossen bleiben. Der Deutsche aber läuft hinter jeder ausländischen Schürze her und beweist damit, daß er noch keine Rasse hat. Theoretische Belehrung nützt da nicht viel, sondern der Nationalinstinkt selbst muß durch Züchtung einer harmonisch in sich selbst ruhenden Rasse beeinflußt werden, und zwar durch Gründung eines einheitlichen großen Komplexes mit abgeschlossenen Grenzen und durch vermehrtes Zwischenheiraten zwischen Nord und Süd, Ost und West inner-

halb dieses Komplexes. Kennzeichnend für die heraufziehende Kulturepoche ist die Rückkehr zu einem strengen Stil in der Kunst und das Zurückpendeln zum heidnischen Germanentum. Wir haben das organisationsfähigste Menschenmaterial in Europa; seine größte Gefahr liegt aber in dem immer mehr zutage tretenden Byzantinismus. (Dr. Karl Peters, Deutsche Monatsschrift 1905, No. 7.)



Bücherbesprechungen.



Ludwig Stein, Der Sinn des Daseins. Streifzüge eines Optimisten durch die Philosophie der Gegenwart. Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck), Tübingen und Leipzig 1904, XI und 437 S.

Ludwig Steins literarisch-philosophische Physiognomie wird den meisten Lesern dieser Zeitschrift nicht unbekannt sein. Seine Bücher gehören nicht zu jenen tiefgründigen, die der Philosophie neue Bahnen erschließen, oder zu den gelehrten Fachwerken, die ein angestrengtes wissenschaftliches Studium erfordern; sondern zu denen, welche weitere Kreise anregen und in anziehender Form mit den Richtungen und Ergebnissen des philosophischen Denkens der Gegenwart bekannt machen wollen. Das soll in unseren Augen durchaus kein Tadel sein. Beide Zwecke und die ihnen angepaßten Schreibarten sind an sich berechtigt. Der tiefer Dringende zwar darf und wird bei jener leichteren, mehr feuilletonistischen Art nicht stehen bleiben, aber der noch nicht Gewonnene wird mannigfache Anregungen durch sie empfangen, und auch der ernstere Fachmann wird sich durch die prickelnde Art des Autors fast immer wenigstens gut unterhalten finden.

Der eben gekennzeichneten Eigenart des Berner Philosophen entsprechend, sind seine Bücher meistens Sammlungen von Vorlesungen, die er über das betreffende Thema gehalten, oder von Essays und Artikeln, die er an den verschiedensten Stellen bereits veröffentlicht hat. Hatte Stein in seinem, jetzt in zweiter verbesserter Auflage vorliegenden dickbändigen Werke (früher 800, jetzt 600 Seiten Groß-Oktav) „Die soziale Frage im Lichte der Philosophie“ zu schildern unternommen, hatte er dann „An der Wende des Jahrhunderts“ seine unter eben diesem Titel veröffentlichte Essaysammlung als „Versuch einer Kulturphilosophie“ in die Welt gesandt, so hat er in dem uns vorliegenden, auch schon nicht mehr letzten Bande (denn soeben ist, wie wir lesen, ein neuer, „Der soziale Optimismus“ betitelter, erschienen) dem „Sinn des Daseins“ zwanzig größere oder kleinere Aufsätze gewidmet, die in erster Linie in Blättern wie der Wiener „Neuen Freien Presse“, „Zukunft“, „Deutsche Rundschau“, einige aber auch in wissenschaftlichen Zeitschriften, wie dem Schmollerschen Jahrbuch, Ostwalds Annalen der Naturphilosophie und dem von L. Stein selbst herausgegebenen „Archiv für Philosophie“ in den letzten drei Jahren erschienen sind, zum Teil übrigens, wie der Verfasser im Vorwort erklärt, eine völlige Umarbeitung erfahren haben.

Der „Sinn des Daseins“ wird in vier Teilfragen nach dem Sinne der Welt, des Erkennens, des persönlichen und des sozialen Lebens gegliedert: den drei ersten ist die erste, der letzten die volle zweite Hälfte des Buches gewidmet. Der Interessensphäre der „Politisch-Anthropologischen Revue“ liegt zwar nur das letztgenannte Gebiet näher, doch möchten wir auch auf die zehn ersten Essays wegen der vielen zwar nicht tiefgehenden, aber anregenden und nie in langweiliger, oft in geistvoller Form gebotenen Gedanken hinzuweisen nicht verfehlen. Sei es nun, daß der Verfasser sich über religiöse und philosophische Deutung der Welt oder über den Gegensatz von Gefühls- und Verstandsdenkern, über Materialismus, Energetik, Metamathematik und Biologie oder über Religionsphilosophie, Neo-Idealismus, Kausalität und Teleologie, „Erkenner“ und „Bekenner“ äußert: stets weiß er mit einer außerordentlichen Anempfindungsfähigkeit die Beziehungen zu den sogenannten „aktuellen“, brennenden Fragen der Gegenwart herauszufinden und den mannigfaltigsten Richtungen und Gestalten, die er — bei seiner erstaunlichen Literaturkenntnis — in einer manchmal verwirrenden Fülle und einer den Leser nicht zur Besinnung kommen lassenden kaleidoskopartigen Abwechselung vor uns vorüberziehen läßt, einen lebensvollen Ausdruck zu geben. Wer auffallende Bilder liebt, wird sie in Hülle und Fülle bei Stein genießen können: Die „Roués“ und „Flagellanten“ wie die „Herdentiere“ der — Erkenntnis, die „Allstillstandsdenker“ wie die „Outsider des Denkens“, die „Atheismus-Gigerl“ wie

die „Fahnenflüchtlinge der Kultur“. Aber auch wer für seine Person einem anderen literarischen Geschmack huldigt, wird sich, falls er sich den Sinn für Humor bewahrt hat, an den (übrigens auch nicht in allen Aufsätzen gleich stark und häufig auftretenden) stilistischen Blendern ergötzen. Stein schreibt eben, um einige von ihm in anderem Zusammenhang gebrauchte auffallende Bilder anzuwenden, weder für „gewohnheits- und berufsmäßige Trübsalbläser“ noch für „vierschrötige Philister, deren Schneckenschritt temperamentvollere Gangart gar nicht verträgt“, sondern eher schon für „die in ihrem Kraftüberschuß schwelgenden Genies, die nur noch tropisches Tempo gelten lassen und im taumelnden Galoppmarsch über Gräber und Hecken dahineilen“, um im „Hindernisrennen um Probleme“ obzusiegen. Zudem steckt hinter dieser oft gesuchten, oft aber auch den Nagel auf den Kopf treffenden Bildersprache im Grunde doch meist verständiges Urteil und gesunder Blick. Deshalb wird man ihm gerne auch jene „philosophische Plauderei“ über den „Sinn des Lebens“ zugute halten, die die „junge Witwe und sozialistische Schriftstellerin“, Olga Heinzerling, der „Privatdozent der Archäologie von Greifswald“, Dr. Kurt von Knesebeck, und der „Großindustrielle von Beruf und Weltreisende von Passion“, Karl Probst, an der Table d'hôte eines „vornehmen Strandhotels“ nach beendeter Mahlzeit bei drei Tassen schwarzen Kaffees mit einem Kognak, einem Chartreuse und einer Karaffe frischen Wassers führen, und die mit einem von der schönen Olga mit erhobenem Glase Wasser ausgebrachten Pereat auf alle „sauertöpfischen, vergrämten, todessüchtigen Philosophaster“ endigt (S. 160—173).

Von den zehn dem sozialen Leben gewidmeten Essays beschäftigt sich der erste mit den Erklärungen des Ursprungs der Gesellschaft, die er — nach Abweisung des theologischen und metaphysischen Prinzips — auf vier psychologische Erklärungsgründe zurückführt: auf die Willens- oder Gewalt-, die Gefühls-, die Vernunft- und die historische oder Entwicklungstheorie. Auf der ersten beruht der Konservatismus, auf der zweiten der Kommunismus, auf der dritten der Liberalismus, die vierte ist diejenige Steins selbst. — Sehr hübsch setzt der zwölfte Essay auseinander, wie der dem Menschen innewohnende Spieltrieb auch auf dem Gebiete der Wissenschaft, je nach den verschiedenen Zeitaltern, immer neue „Vexierfragen“ aufgebracht habe: die logischen der Scholastik, die chemischen (Stein der Weisen, Goldmachen) des 15. und 16., die mathematischen (Quadratur des Zirkels) und physikalischen (perpetuum mobile) des 17. Jahrhunderts, dann nacheinander die botanischen, astronomischen, geologischen, biologischen, sprach- und rechtsphilosophischen bis zu den anthropologisch-soziologischen unserer Zeit. Diese ganze Ausführung ist übrigens nur die Einleitung zu — den Besprechungen zweier soziologischer Bücher von E. W. Zenker („Die Gesellschaft“) und H. Schurtz („Altersklassen und Männerbünde“), und auch diese erfolgt in einer Weise, daß der Leser sich keine Minute an eine trockene Rezension erinnert fühlt. Mit außerordentlichem Geschicke weiß Stein die Grundtendenz eines Buches herauszufinden und in ein packendes Schlagwort zu fassen; so auch hier. Bezüglich der Einzelheiten müssen wir auf seine Ausführungen selbst verweisen. — Sehr interessant und weniger feuilletonistisch als alle anderen gehalten ist der Aufsatz über Ursprung, Begründung und Grenzen der Autorität, deren soziologischer und ethischer Wert im ganzen von dem Verfasser doch wohl zu hoch eingeschätzt wird. Autorität zu Anarchie verhalten sich doch nicht ganz zueinander wie Sympathie zu Antipathie (S. 241). Nach der Lektüre des bekannten Werkes von Kropotkin über „Gegenseitige Hilfe in der Entwicklung“ möchte man eher das Gegenteil behaupten. Die Versöhnung von Autorität und Freiheit sieht Stein im germanischen Volkscharakter angebahnt. Dafür läßt sich manches sagen, obwohl die von ihm gewählten Beispiele unseres Erachtens nicht immer zutreffen; so, wenn er meint, der neue, von unten, vom Volke ausgehende Autoritätsbegriff, der keine andere Richtschnur als „vernünftige Einsicht und öffentliches Wohl“ anerkennt, trete am deutlichsten zutage in — dem Staate Friedrichs des Großen und dem heutigen preußischen Heere. — Den „Schwanengesang“ Herbert Spencers, nämlich seine gesammelten kleineren Zeitschriften- und Journalartikel, können wir nach eigener Lektüre nicht so hoch stellen wie Stein, der im übrigen eine treffende Charakteristik Spencers, insbesondere als spezifisch englischen Denkers, entwirft. NB. Ob nach seinem Tode von den jetztlebenden Philosophen „wohl nur noch Wundt und Mach mit ihm um die Palme ringen“ (299), darüber dürften die Meinungen wohl ziemlich geteilt sein. — Ueber Pestalozzi als Völkererzieher und Sozialpädagogen großen Stiles spricht der folgende Aufsatz, in Anlehnung an Natorp, manch beherzigenswertes Wort. Zu optimistisch freilich drückt sich der Verfasser aus, wenn er meint, daß das „soziale Gewissen“ schon „heute alle führenden Kreise unseres Kultur-

systems mit geradezu elementarer Gewalt ergriffen hat". — Aber auch auf das Grab seines Gegenfüßlers, des Philosophen der Aristokratie, Friedrich Nietzsche, will er einen „Immortellenkranz" niederlegen, will jetzt, wo Nietzsche kaum mehr gefährlich wirke, auf die Lichtseiten dieses „philosophischen Meteorsteins", „neuen geistigen Explosivstoffes", „fleischgewordenen Fragezeichens" hinweisen, die er — wie uns dünkt, mit Recht vor allem in der Lehre von Pathos der Distanz als des „Respekts vor Leistungen" erblickt. Tragikomisch wirkt im Angesicht der gegenwärtigen Ereignisse Nietzsches Diktum von Rußland als der „einzigen Macht, die heute Dauer im Leibe hat, die warten kann, die etwas noch versprechen kann". — In den folgenden drei Essays (XVII—XIX) entwickelt unser Philosophieprofessor seine zuweilen etwas dilettantenhaft anmutenden politischen Ansichten. Neben manchen guten und richtigen Gedanken werden doch auch recht schiefe schlankweg behauptet. So soll die heutige Diplomatie „männliche Gradheit und gesinnungsadelige Offenheit" als ihre Kennzeichen aufweisen (346), die heutige Politik „eine auf wissenschaftlichen Erfahrungen und Erkenntnissen ruhende Regierungskunst" (347), das Kultursystem der gelben Rasse zugunsten der weißen „unrettbar verloren" sein (349). Das Ziel erkennt er in der „Hegemonie des germanischen, besonders des deutschen Elements" (ebd.), und zwar auf der ganzen Erde, wozu Deutschlands vorbildlich gewordene Institutionen (Offizierkorps, Marine, Finanzen, Beamtenschaft, Schulen), Industrie und Handel es befähigen, auf dem Gebiete der inneren Politik in der „Züchtung einer Arbeiter-Aristokratie" (359) — neben der der Geburt und des Geldes (388 f.), sowie der Förderung der Bülowschen (S. 358 Anm.) Politik der mittleren Diagonale, die denn auch die „soziale Krankheit" heilen und die „unheimliche Macht der Führer und Schürer" brechen wird (375)! Hohe landwirtschaftliche Zölle sind der berechtigte Tribut der Industrie an den Staatsschutz; freilich erhält der ländliche Adel den Rat, nach dem Vorbild des englischen Hochadels, den industriellen als ebenbürtig anzuerkennen, sich mit ihm zu verschwägern und gesellschaftlich zu mischen, kurz, „sich rechtzeitig um ein Billett erster Klasse im Zug unserer Kultur umzutun" (382). Und das nennt unser Politiker — Rechtssozialismus (397)! — Von der Empfehlung der Bülowschen Welt-, Zoll- und Sozialpolitik wendet sich der letzte Essay zu einer „philosophischen Betrachtung" über „Freiheit und Gleichheit" zurück, die gewiß manche geistreiche Formulierung, aber sonst dem Leser nichts wesentlich Neues bringt. Dr. K. Vorländer.

P. E. Fahlbeck, Der Adel Schwedens. Eine demographische Studie. G. Fischer, Jena.

Dies Buch, eine deutsche Zusammenfassung des in zwei Teilen (I. 1898, II. 1902) erschienenen „Sveriges Adel" aus der Feder des Lunder Statistikers, ist von großer Wichtigkeit für die Sozialanthropologie, „denn die Verhältnisse, die in dieser Gruppe der sogenannten gebildeten Klasse in den genannten Ländern (Schweden und Finnland) herrschen, finden sich mit aller Wahrscheinlichkeit mehr oder weniger überall in derselben Klasse bei den anderen Völkern der Gegenwart wieder". Wir stimmen daher dem Verfasser bei, daß eine so gründliche Bearbeitung eines beschränkten Gebietes „doch allgemeinere Zwecke verfolgt".

Der schwedische Adel unterscheidet sich darin von dem mancher anderer Länder, daß er nicht aus Nachkommen fremder Eroberer besteht, sondern „ein Kind desselben Stammes wie das übrige Volk" ist. Obwohl seine tiefsten Wurzeln ins graue Altertum und in die Heidenzeit zurückreichen, stammt er doch mit seinen Vorrechten der Hauptsache nach aus dem 13. Jahrhundert, der Zeit der Folkunger, als durch Bevorzugung des Kriegsdienstes zu Roß ein Ritterstand geschaffen wurde. Im Laufe der Jahrhunderte hat aber der schwedische Adel mehr und mehr von seiner Sonderstellung und seinen Vorrechten eingebüßt, so daß er heutigentages in Wirklichkeit bloß eine Gruppe „der höheren gebildeten Stände" bildet.

Da im Gegensatze zu uns Erhebungen in den Adelstand fast gar nicht mehr vorkommen — seit 1866 nur sechs, als letzte die des Forschungsreisenden Hedin —, muß er, wenn er nicht aussterben soll, sich aus eigener Kraft vermehren. In den Stammtafeln des Ritterhauses sind ungefähr 3000 Adelsgeschlechter verzeichnet, von denen aber nahezu drei Viertel ausgestorben sind. Jetzt leben etwa 13 000 Adlige in Schweden, nach der Volkszählung von 1895 nur 0,27 pCt. der Bevölkerung, 4,5 pCt. der höheren Stände, eine ziemlich geringe Zahl, die voraussichtlich von Jahr zu Jahr abnehmen wird. Schon daraus geht hervor, daß die Aufgabe des schwedischen

Adels nach „einer im ganzen schönen und ehrenvollen Geschichte im wesentlichen beendigt" ist. Seine Geschichte lehrt, daß ein Geschlecht, wenn es über die ersten drei Glieder hinausgekommen ist, Aussicht auf längeren Bestand hat. Aber im allgemeinen teilt der Adel das Schicksal aller höheren Stände, ihre bevorzugte Stellung durch geringere Vermehrung, also allmähliches Aussterben zu erkaufen. Wie an einem Baume „ältere Schößlinge absterben, während neue hervorsprießen", so ist es auch im Völkerleben. Wohl dem Volke, das sich einen gesunden Stamm bewahrt hat, der immer wieder frisch grünende Sprossen treiben kann. Mit Recht verurteilt daher der Verfasser den Neomalthusianismus und die Zweikinderwirtschaft, die er kurz und bündig „nationalen Selbstmord" nennt. Jede Einschränkung der Kinderzahl bei den westeuropäischen Völkern, auf denen der Fortschritt der Menschheit beruht, ist „schädlich".

Wissenschaftlich habe ich an dem ungemein gründlichen und in mehr als einer Hinsicht lehrreichen Werke nur eines auszusetzen, das ist die Auffassung der Rolle der „Barbaren" im sinkenden Römerreiche. Ihre Aufnahme war nach des Verfassers Ansicht „die erste und zunächstliegende Ursache des Unterganges der Antike". Ich meine, die germanischen Krieger, Feldherren und Staatsmänner haben im Gegenteil den Sturz des römischen Weltreichs um mehrere Jahrhunderte verzögert.

Dr. Ludwig Wilser.

Georg Jellinek, Die Erklärung der Menschen- und Bürgerrechte. Verlag von Duncker & Humblot. Zweite erweiterte Auflage. Leipzig, 1904.

Die Erklärung der Rechte des Menschen und Bürgers durch die französische Konstituante 1789 ist eines der bedeutsamsten Ereignisse der französischen Revolution, und die Entstehung und Entwicklung dieser Idee zu verfolgen, eines der anziehendsten Probleme der sozialen Psychologie. Gehen doch ihre Anfänge bis auf die Sophisten, auf Aristoteles und die Stoiker zurück. Aber nicht die Ideengeschichte dieser Rechte zu verfolgen, ist die Aufgabe der vorliegenden Schrift, sondern die Anfänge und die Geschichte ihrer gesetzlichen Aussprache und Festlegung darzulegen und zu zeigen, daß ihre politisch-praktische Wirksamkeit auf die praktische Religionsfreiheit zurückführt, und daß die Vorstellung angeborener und unveräußerlicher Menschenrechte zuerst in den religiösen Kämpfen innerhalb der reformierten Kirche und ihrer Sekten zu einer die Geister bestimmenden Macht heranwuchs.

Es ist ein Irrtum, wenn man meint, daß Rousseau einen besonders großen Einfluß auf die französische Erklärung ausgeübt habe. Bis zu einem gewissen Grade hat die Unabhängigkeitserklärung der Vereinigten Staaten angeregt, doch mehr noch ist die ihr vorausgehende Erklärung einzelner amerikanischer Einzelstaaten, wie die Virginiens, die Quelle für den Antrag Lafayettes am 11. Juli 1789 gewesen. Die amerikanischen Einzelstaaten haben die ersten geschriebenen Verfassungen gehabt. Worauf führen aber diese Verfassungen zurück? Die Begründer der amerikanischen Staaten waren geborene Engländer und brachten als solche die Rechte mit, welche ihnen die bill of rights, die Habeas-Corpusakte, die petition of right und endlich die Magna Charta libertatum zubilligte. Aber zwischen diesen Rechten und denen des „Menschen und Bürgers" besteht noch ein großer Unterschied, da hiernach alle Menschen gleich frei geboren sind. Der Gedanke der Menschenrechte stammt vielmehr aus der demokratischen Verfassung der reformierten Kirche, welche am Ende des 16. Jahrhunderts von den „Independenten" konsequent durchgebildet wurde. Von dem religiösen und kirchlichen Gebiete griff diese Bewegung auf das politische Feld über. Die Freiheit und Unabhängigkeit des Individuums in seinem religiösen Gewissen wurde der Ausgangspunkt für die praktische Anerkennung der Freiheit der Person, des Eigentums, der Versammlungs-, Rede- und Preßfreiheit usw.

„Die Idee, unveräußerliche, angeborene, geheiligte Rechte des Individuums gesetzlich festzustellen, ist nicht politischen, sondern religiösen Ursprungs. Was man bisher für ein Werk der Revolution gehalten hat, ist in Wahrheit eine Frucht der Reformation und ihrer Kämpfe. Ihr erster Apostel ist nicht Lafayette, sondern jener Roger Williams, der, von gewaltigem tief religiösem Enthusiasmus getrieben, in die Einöde auszieht, um ein Reich der Glaubensfreiheit zu gründen und dessen Namen die Amerikaner heute noch mit tiefster Ehrfurcht nennen."

Freilich haben auch die Naturrechtslehrer auf die theoretischen Anschauungen der Engländer und Amerikaner eingewirkt. Aber ihr bedeutendster Urheber, J. Locke,

war selbst in der Schule independentistischer Lehrer groß geworden. Die Religionsfreiheit stellt er als erstes natürliches und unveräußerliches Recht hin. Die politische Freiheit ist also aus den religiösen Kämpfen herangewachsen. Dieses religiöse Recht ist aber ein Ausfluß jener uralten Rechtsvorstellungen der germanischen Rasse, die sich in England viel reiner und von den römischen Rechtsideen der Staatsallmacht weniger eingeschränkt erhalten hatten als auf dem Kontinente.

Abgesehen von der klaren und anschaulichen Art, wie Jellinek den Gegenstand behandelt, ist seine Spezial-Untersuchung auch für den Geschichtstheoretiker von großer Bedeutung. Sie zeigt, daß jene Theorie, welche die Ideen-Entwicklung zu einem bloßen Abklatsch wirtschaftlicher Vorgänge macht, übertrieben und einseitig ist, daß die Macht der Idee und der Rasse in der Geschichte eine nicht minder wichtige Rolle spielt als Wirtschaft und Technik. Ludwig Woltmann.

W. Borgius, Dr., Die Ideenwelt des Anarchismus. Felix Dietrich, Leipzig 1904, 68 S.

Die kleine Schrift ist bestimmt, ein weiteres Publikum über den Gegenstand ihres Titels aufzuklären und entledigt sich ihrer Aufgabe in recht glücklicher Weise. Denn sie führt die Gedankenwelt des Anarchismus in einer Reinkultur vor, wie solche in den Schriften der Anarchisten selbst nirgends beobachtet werden kann. Der Verfasser hat vollkommen recht, wenn er in seiner Einleitung bemerkt, der Anarchismus befinde sich in einem chaotischen Zustand, aus welchem sich eine klare und erschöpfende Theorie desselben unter Ausscheidung der nebensächlichen und irrelevanten Momente nicht so leicht gewinnen lasse. Der Nachweis, daß der Terrorismus, die Propaganda der Tat weder dem Anarchismus an sich inhärent, noch auf seine Kreise beschränkt sei, sollte zwar kaum nötig scheinen, denn einerseits ist es bekannt, daß hervorragende Anarchisten die Propaganda der Tat verworfen haben, andererseits kann nur der Gedankenlose vergessen, daß die verschiedensten Bewegungen schon versucht haben, durch Verbrechen die Aufmerksamkeit des Volkes auf sich zu lenken und gleichzeitig die Mächtigen einzuschüchtern. Wichtiger ist die Zurückweisung des Irrtums, daß der Anarchismus das erstrebe, „was man gemeinhin unter Anarchie versteht — will sagen einen Zustand, bei welchem jeder tut und läßt, was ihm im Augenblicke beliebt, niemand sich um seine Mitmenschen kümmert . . . und . . . alles drunter und drüber geht“. Es unterliegt ja keinem Zweifel, daß viele Mitläufer des Anarchismus einen derartigen Zustand herbeiwünschen, um im Trüben zu fischen. Daß dies der Fall ist und daß darin immerhin eine gewisse Gefahr für Staat und Gesellschaft liegt, das hätte wohl einer deutlicheren Hervorhebung bedurft, unbeschadet der Darlegung, daß der Anarchismus als Theorie damit nichts zu schaffen hat, daß er nicht Ordnungslosigkeit will, sondern nur Herrschaftslosigkeit. Wie weit der Anarchismus hierin von der Sozialdemokratie verschieden ist, wird von dem Verfasser zutreffend dargelegt. In der Tat ist ja der Unterschied kein anderer als der zwischen extremem Sozialismus und extremem Individualismus, und wo ein gewisses Ineinanderlaufen in Nebensächlichem und Aeußerlichem stattfindet, da beweist das nur, daß auch hier die Extreme sich berühren, darf aber über die tiefe prinzipielle Verschiedenheit nicht hinwegtäuschen.

Kurz aber erschöpfend wird die Kritik dargestellt, die der Anarchismus am Staate übt und die zu dem Resultate führt, daß durch keinerlei Aenderung der Staatsformen, insbesondere auch nicht durch deren weitere Demokratisierung eine Abhilfe für die Beschwerden zu schaffen sei, unter denen die Menschheit heute seufze. Eine Betrachtung der Stellung des Anarchismus zum Recht, zu den volkswirtschaftlichen Problemen, zur Ehe und Familie, zu Erziehung und Unterricht zeigt sodann, wie die anarchistische Theorie auf allen diesen Gebieten ohne den Staat und seinen Zwang auszukommen sucht, wie sie sich vorstellt, daß gerade das Aufhören des Zwanges eine Hebung des sittlichen Niveaus der Menschen ergeben würde, nach der teils durch spontane gegenseitige Rücksichtnahme, teils durch vertragsmäßige Vereinbarungen die Ordnung sich von selbst herstellen würde und alle berechtigten Interessengemeinschaften ihren Zwecken auf genossenschaftlichem Wege nachstreben könnten, „eher in den Fußtapfen von Schultze-Delitzsch als von Karl Marx“ wandelnd. Ein Kapitel „Der Staat als historisches Phänomen“ beleuchtet die anarchistische Auffassung der Entstehung des Staates und den Weg, auf dem dies „geschichtlich notwendige Uebel“ wieder verschwinden soll, wenn seine Zeit gekommen ist. Daß

ernste Anarchisten noch auf einen Umsturz des Staates durch Gewalt rechnen, glaubt der Verfasser nicht; er nimmt vielmehr an, daß sie ihre Hoffnung auf eine Politik des passiven Widerstandes setzen, auf die Verweigerung der Unterstützung des Staates durch die Individuen, insbesondere die Steuerverweigerung und die Nichtstellung zum Militärdienst. Mit Recht bemerkt er dazu, daß die Voraussetzung eines Erfolges einer solchen Aktion die wäre, daß sie von der Begeisterung der breitesten Volkskreise getragen würde und daß ein Staat, dessen Volk einmütig zum Kampfe gegen ihn begeistert wäre, schon so schwere Sünden auf dem Gewissen haben müßte, daß es um seinen Untergang nicht sonderlich schade sein dürfte. Ich möchte nur einwerfen, daß auch ein ohne Aussicht auf Erfolg unternommener Versuch passiven Widerstandes recht bedauerliche Konsequenzen haben kann, wenn nicht für den Staat, so doch für die Träger des Widerstandes selbst. Schicksale der Anhänger gewisser Sekten haben davon wiederholt Proben gegeben, und es wäre wohl nicht undenkbar, daß einmal Volkschichten, die von den Machtmitteln des Staates keine rechte Vorstellung haben, auch vom Anarchismus hinreichend fanatisiert werden könnten, um die Erfüllung ihrer staatlichen Pflichten zu verweigern, sich damit ins Unglück zu stürzen und schließlich nur den Freunden der Reaktion Wasser auf die Mühle zu liefern.

Unter diesem Gesichtspunkte ist es von besonderem Interesse, daß der Verfasser in Uebereinstimmung mit Sombart darauf hinweist, wie der Anarchismus mancherlei enthalte, das ihn — im Gegensatz zur Sozialdemokratie — für kleinbäuerliche Kreise verführerisch machen könnte. Er meint geradezu, wenn es in Deutschland überhaupt einmal zu einer ernst zu nehmenden anarchistischen Bewegung kommen werde, werde das eine ländliche Bewegung sein. Allerdings findet er vor der Hand wenig Anhaltspunkte für eine solche Gefahr und kommt zu dem Schlusse, der Anarchismus der Gegenwart — d. h. der von ihm herausgeschälte reine Anarchismus — sei nicht mehr als eine einseitige stark utopische, andererseits aber auch großzügige, logisch in sich geschlossene, nicht uninteressante Theorie vom Gesellschaftsleben, die in ihrer Art sicherlich einen Platz verdient neben dem großen Gebäude des Marxismus und anderen kühnen und geistreichen Konstruktionen einer idealen Zukunftsorganisation der menschlichen Gesellschaft, wenn sie auch in der praktischen Politik nicht entfernt einen ähnlichen Einfluß ausübt, wie jener. In einem Nachwort warnt der Verfasser noch davor, gegen den Anarchismus, so weit dieser nicht den Weg des Verbrechens beschreite, eine Taktik der Gewalt von oben anzuwenden, da solche nach allen bisherigen Erfahrungen nur den einen praktischen Erfolg zeitigen dürfte, für eine Taktik der Gewalt auch von unten Stimmung zu machen. Ein Anhang gibt ein Verzeichnis der wichtigsten anarchistischen Theoretiker und der anarchistischen und der mit dem Anarchismus sich befassenden Literatur.

Dr. J. G. Weiss.

Prof. Dr. Max Gruber, Hygiene des Geschlechtslebens. Dargestellt für Männer. Preis Mk. 1,50. — **Prof. Dr. August Forel,** Hygiene der Nerven und des Geistes im gesunden und kranken Zustande. Ernst Heinr. Moritz, Stuttgart, Bibliothek der Gesundheitspflege, Bd. 13 u. 9. Preis Mk. 3,—.

Zwei Bücher, welche für den gebildeten Laien bestimmt sind und daher vom Gesichtspunkte ihrer praktischen Verwendbarkeit aus geprüft sein wollen.

Gruber bringt in kurzer Fassung eine Uebersicht der wissenschaftlichen Erkenntnisse und Forderungen auf dem Gebiete der sexuellen Hygiene. Er schildert in sachlicher Weise die Vorgänge der Befruchtung, der Vererbung und Zuchtwahl, erläutert sodann den Geschlechtstrieb und „die angebliche Notwendigkeit seiner Befriedigung“ und geht auf die Folgen der geschlechtlichen Unmäßigkeit, sowie auf gewisse Verirrungen des Geschlechtstriebes ein. Den Satz „omne animal post coitun triste“ hält Gruber für eine Uebertreibung, welche „nur für Kranke und Unmäßige“ Geltung habe. Was die künstliche Verhinderung der Befruchtung betrifft, so ist Verfasser kein absoluter Gegner derselben, da „die Vermehrungsfähigkeit des Menschen viel größer sei als seine Fähigkeit, die Unterhaltsmittel zu vermehren, so daß bei ungezügelter Vermehrung ein Mißverhältnis entstehen müßte, welches nur durch Massenuntergang der Ueberzähligen mit all seinem Schmerz, mit all seiner verschwendeten Mühe und Sorge wieder ausgeglichen werden kann“. Nachdem Gruber sodann die venerischen Krankheiten und ihre

Verhütung besprochen hat, kommt er am Schluß seines Büchleins zu der Konsequenz, daß die Hygiene ganz dieselben Forderungen aufstellt wie die Moral. „Die oberste Forderung ist: daß jeder seinen Geschlechtstrieb beherrschen lerne! Enthaltsamkeit von allen geschlechtlichen Genüssen bis zum Eintritt der vollen Reife und zur Vollendung des eigenen Wachstums! Befriedigung des Triebes ausschließlich in der Ehe! Maß halten im Genusse; auch in der Ehe! Die Zahl der Kinder darf man nur soweit anwachsen lassen, als es der Familie möglich ist, sie zu ernähren und aufzuziehen. Die Erzeugung von Kindern, die voraussichtlich krank oder minderwertig geraten würden, muß unterlassen werden. Dagegen hat der Gesunde und Tüchtige seinem Volke gegenüber geradezu die Pflicht, Nachkommen zu erzeugen." —

Forel behandelt in seinem 276 Seiten umfassenden Werkchen die Hygiene der Nerven und des Geistes von dem Standpunkte des Monismus. Im ersten Teil spricht er über „Seele, Gehirn und Nerven im Normalzustand" und erörtert die Gesetze der Psychologie, ferner die Anatomie und Physiologie des Nervensystems, das Verhältnis der Seele zum Gehirn und schließlich die Keim- und Stammesgeschichte der nervösen Elemente.

Der zweite Teil bringt sodann die „Pathologie des Nervenlebens". Nachdem Verfasser allgemeine psycho- und neuropathologische Begriffe erläutert hat, gibt er eine Uebersicht der Geistes- und Nervenkrankheiten oder Abnormitäten und geht auf die Ursachen derselben ausführlich ein.

Erst im dritten Teil folgen die eigentlich hygienischen Erörterungen, welche dem Buche den Namen gegeben haben und welche, neben allgemeinen äußerst beherzigenswerten Vorschriften, eine Nervenhygiene der Zeugung oder Vererbung, der Entwicklung oder des Kindesalters und eine spezielle Nervenhygiene der Erwachsenen umfassen.

Wenn man davon absieht, daß die beiden ersten Abschnitte des Buches im Verhältnis zum letzten vielleicht einen etwas zu breiten Raum einnehmen (über zwei Drittel), so ist doch die Klarheit ihrer auch dem Laien verständlichen Abfassung rühmend hervorzuheben, und den positiven Vorschlägen, welche der in weiten Kreisen als Forscher und als Stütze der Antialkoholbewegung bekannte Verfasser im letzten Teile gibt, ist ohne Bedenken zuzustimmen. Es sei auf die folgenden besonders aufmerksam gemacht: a) Für eine passende, zweckmäßige Versorgung und dauernde Unschädlichmachung der Gewohnheitsverbrecher, Vaganten, unheilbaren Alkoholiker und dergleichen mehr sollten besondere landwirtschaftliche Anstalten mit Werkstätten und obligatorischer Arbeit errichtet werden. b) Die durch unsere Trinksitten bewirkte Alkoholisierung und Degeneration der Gesellschaft sollte durch eine progressive Förderung der Alkoholenthaltsamkeit bekämpft werden (Vetorecht der Gemeinden, Ausschankverbot für Sonn- und Feiertage, Einschränkung der Schankstellen, Vereinsbildung, entsprechender Schulunterricht. c) Nervensanatorien und Irrenanstalten sind, soweit dies noch nicht geschehen, durch Einführung einer systematisch trainierenden Beschäftigungstherapie der Kranken zu reformieren. d) Eine intensive Vertiefung des Studiums der menschlichen Zeugungsfrage, in Verbindung mit einem rationellen, auf qualitative Verbesserung der Rasse gerichteten Neo-Malthusianismus ist anzustreben.

Dr. G. Lomer.

H. Pudor, Die neue Erziehung. Essays über die Erziehung zur Kunst und zum Leben, 339 S. Verlag von Hermann Seemann Nachfolger, Leipzig, Preis 5 Mk. (Selbstanzeige).

Die Erziehung ist die Grundlage aller Reformfragen. Fast alles im Leben des Menschen ist Sache der Erziehung. Fast alle Mängel der Bildung und Sitte sind auf Rechnung fehlerhafter Erziehung zu setzen, das gilt nicht nur vom privaten, sondern teilweise sogar vom öffentlichen Leben. Deutschland, nicht etwa nur Rußland, steht vor schweren inneren Krisen. Es hat zu wählen zwischen Reform und Revolution. Soll erstere in Frage kommen, so muß sie von Grund aus erfolgen und die Erziehung hat dabei das wichtigste Wort zu sprechen. „Fangt es aber mit der Jugend an, und es wird gelingen", sagte Goethe. Aber man wolle nicht denken, daß die Erziehung nur für die Jugend in Frage kommt. Das ist gerade der Krebsschaden unserer Zeit, daß die Erziehung der Regel nach mit dem 18. oder 24.

Lebensjahre ihr Ende nimmt, während nur das Lebensende ihm ein Ziel setzen sollte. Dazu kommt, daß die Erziehung heute, wie von immer mehr Seiten zugestanden wird, eine einseitig formalistische ist, die zu viel Unterricht (Gedächtnis-Stoff) und zu wenig wirkliche, den Menschen bildende Erziehung gibt. Sie ist vor allem aber einseitig geistig verstandesmäßig, zu wenig ethisch und fast gar nicht leiblich. Diese harmonische Erziehung des Menschen ist das Programm des vorliegenden Buches „Die neue Erziehung". Der „Erweiterung der Erziehung" gelten die Kapitel Jugendspiele, Handarbeit, der Gartenbau in der Schule, der Sport in der Erziehung und der ganze VII. Teil des Buches „Die Erziehung des Leibes". Als Autoritäten, die eine solche Erziehung in früheren Jahrhunderten vertreten haben, werden im I. Teil Montaigne, Pestalozzi, Comenius, Rembrandt als Erzieher, Lagarde behandelt.

Eine fernere, wesentliche und notwendige Ergänzung der Erziehung ist „Die Erziehung zur Kunst", die im IV. Teile behandelt wird. Der Erziehung zur Musik ist der ganze, dann folgende Teil gewidmet. Daran schließt sich ein Kapitel über Volkserziehung. Als Volkserziehung ist zwar die ganze neue Erziehung gedacht; hier ist aber im engeren Sinne von Volkserziehung, wie sie die nordischen Volkshochschulen schon in fast idealem Sinne repräsentieren, die Rede. Endlich behandelt noch ein Teil verschiedene Lebensfragen und Erziehungsfarben, so die Erziehung des Weibes, die Selbsterziehung, die Erziehung zur Arbeit, vor allem aber den Enthusiasmus als Erziehungsmittel — gerade an dem fehlt es in unserer modernen großstädtischen bureaukratischen Erziehung, obwohl doch alle Welt weiß, daß ohne Enthusiasmus noch niemals etwas Großes geleistet worden ist.

Dr. Heinrich Pudor.

Herr Professor Konrad in Halle verlangt auf Grund des Schöffengerichts-Urteils vom 20. Januar 1905, daß der entscheidende Teil des Urteils in der Politisch-anthropologischen Revue bekannt gemacht wird, was hiermit gern geschieht: „Der Angeklagte wird wegen öffentlicher Beleidigung zu dreihundert Mark Geldstrafe, hilfsweise zwanzig Tagen Gefängnis kostenpflichtig verurteilt." — — —

Zur Beachtung.

Die Redaktion befindet sich **Leipzig,** Lindenstraße 20.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Ludwig Woltmann. Redaktion: Leipzig, Lindenstraße 20.
Thüringische Verlagsanstalt Leipzig, Lindenstraße 20.
Druck von Dr. L. Nonne's Erben (Druckerei der Dorfzeitung) in Hildburghausen.

Politisch-anthropologische Revue

IV. 4. — 1905.

Monatsschrift für das soziale und geistige Leben der Völker.

Der gegenwärtige Stand des Pigmentierungsproblems.

Dr. Richard Weinberg.

Praktisch mag es von Bedeutung sein, Hautfärbung und Haarfärbung gesondert zu betrachten, zumal beispielsweise bei dem Menschen, wo der Gegensatz zwischen nackter und behaarter Körperoberfläche scheinbar ein sehr auffallender ist. Wissenschaftlich besteht hier kein so großer Unterschied. In der Tierwelt spricht man von Färbung und event. von Zeichnung, meint aber dabei immer das Haarkleid, weil das Verhalten der behaarten Teile, die an Ausdehnung selbst bei den uns am nächsten stehenden Geschöpfen weitaus im Uebergewichte sind, dem Auge sich in erster Linie aufdrängt. Tritt nun, wie beim Menschen, eine Reduktion des Haarkleides bis zu diesem oder jenem Grade auf, so liegt wissenschaftlich kein Grund vor, die nunmehr nackten Stellen hinsichtlich ihrer Färbung von einem ganz neuen Standpunkt zu betrachten. Ganz haarlos sind ja auch beim Menschen bekanntlich nur wenige Teile; der Grad der „Enthaarung" ist individuell und unter den verschiedenen Volksstämmen ein außerordentlich ungleicher; es kommt auch in Betrachtung, daß Haut und Haare, soweit es sich um ihre Färbung handelt, anatomisch zusammengehören, aus der gleichen Quelle hervorgehen. Beide sind also streng genommen von einem gemeinsamen Gesichtspunkte zu betrachten.

Es besteht denn auch in der Tat ein bestimmtes Abhängigkeitsverhältnis, eine sogenannte Korrelation zwischen Haarfärbung und Epidermisfärbung. Unter reichlichem, dunklem Haargewande findet sich bei vielen Tieren eine fast farblose Haut und ähnlich verhält es sich bei braunen Menschen mit der Haut zwischen den Kopfhaaren. Auf das Bedecktsein oder Unbedecktsein kommt es aber hier nicht so sehr an.

G. Schwalbe geht nun[1]), um diese Korrelation zu erklären, von einem Zustande aus, wo für gleiche Flächen der behaarten und

[1]) Die Hautfarbe des Menschen. Von Prof. Dr. G. Schwalbe in Straßburg i. E. Sonderabdruck aus: „Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft zu Wien, Bd. XXXIV, Folge III, Bd. IV, S. 331—352. Wien 1904.

unbehaarten Körperteile eine gleich große Pigmenterzeugung anzunehmen ist. Es muß dann, wie er ausführt, nach einer gewissen Zeit ein auffallender Unterschied der Pigmentierung hervortreten, da ja überall in erster Linie Haarpigment und erst in zweiter Epidermispigment erzeugt wird und die ersten Pigmentspuren überhaupt in den Haarkeimen beim Embryo auftauchen. Die Haare werden — bei gleicher Pigmentproduktion — immer dunkler werden im Verlauf ihres Wachstums, die Haut, da sie sich abschuppt, dagegen nicht. Es hängt also die Hautfarbe zwischen den Haaren ganz von der Dauer ihres Wachstums und ihrer Reichlichkeit ab. Das spärliche Kopfhaar des Negers kann schließlich kein Pigment mehr aufnehmen, das nun der Kopfhaut zugute kommt; unter dem langen Indianerhaar dagegen kann die Kopfhaut hell bleiben, so viel Pigment auch sonst erzeugt werden mag. Andererseits wird bei dieser von Schwalbe vertretenen Sachlage verständlich, warum bei abnehmender allgemeiner Pigmentbildung, so beim Weißen, schließlich nur noch die Haare eine merkliche Färbung aufweisen, während die Haut bereits farblos erscheint, obwohl sie in Wirklichkeit an bedeckten und unbedeckten Stellen nur selten ganz pigmentfrei gefunden wird (Breul und Adachi konnten dies an brünetten Elsässern nachweisen, und selbst bei ganz Blonden erwies sich die Rückseite des Unterarms, aber auch Bauch und Rücken, mehr oder weniger pigmentiert).

Man kann also schon aus den beim Menschen beobachteten Erscheinungen den Satz ableiten, daß die allgemeine Färbung ursprünglich durch das Verhalten der Behaarung bestimmt wird, daß das Epidermispigment zunächst ein Haarpigment gewesen sein muß. Die vergleichende Anatomie und Entwicklungsgeschichte bestätigen diese Auffassung vollkommen. Mit der Abnahme des Haarkleides in der Phylogenese ging Hand in Hand eine fortschreitende Pigmentaufnahme in die Epidermis. Hierin liegt das eigentliche Wesen dessen begründet, was nach G. Schwalbe als Korrelation zwischen Haar- und Hautfärbung erscheint. Es handelt sich überall um ein und dasselbe Pigment, dessen Hervorbildung und Ausbreitung bestimmten allgemeinen Gesetzen unterliegt, im einzelnen aber variationsfähig ist bei den Rassen und Individuen, sowie in Abhängigkeit von einer Reihe äußerer und innerer Einflüsse.

Im Gegensatz zu diesem eigentlichen Epidermispigment hat nun das in der Lederhaut an besondere Zellen gebundene sogenannte Coriumpigment nach den Ergebnissen von G. Schwalbe keinen oder keinen nennenswerten Anteil an dem, was man allgemein „Hautfarbe“ beim Menschen nennt. Wohl aber können fleckenhafte Pigmentierungen, wie sie beispielsweise ursprünglich als „Mongolenfleck“ nachgewiesen sind und die, wie man jetzt weiß, auch bei Nichtmongolen vorkommen, darauf zurückgeführt werden; sie fallen unter den zoologischen Begriff der sogenannten „Zeichnung“.

Will man nun die Pigmentierungsverhältnisse für das Abstammungsproblem nutzbar machen, dann sind zwei Reihen von Erscheinungen hervorzuheben.

Die zunächst in Frage kommenden Gruppen der Affen und Halbaffen weisen keine gleichmäßige Anordnung der Pigmentierung auf — man hat sie in dieser Hinsicht in mehrere Kategorien unterschieden —, es ist aber bemerkenswert, daß der Mensch in die durch starkes Vor-

wiegen des Epidermispigments und Zurücktreten des Lederhautpigments ausgezeichnete Gruppe fällt, zu der unter anderem Schimpanse, Hylobates und vielleicht auch Gorilla gehören und die den am stärksten von allen pigmentierten Orang nicht enthält.

Andererseits ist die Tatsache von Bedeutung, daß die Pigmentierung der Hautoberfläche bei einem und demselben Individuum — ganz unabhängig von der Belichtung exponierter Stellen — weitaus keine gleichmäßige ist. Mikroskopisch ist der Rücken im allgemeinen reicher an Pigment, als der Bauch, dieser hinwiederum stärker pigmentiert als die Brust; an den Gliedmaßen weisen die Rückseiten besonders vom Unterarm, Hand und Fuß mehr Pigmentierung auf, als die vorderen Flächen dieser Teile. Dies stimmt, wie besonders aus G. Schwalbes Untersuchungen hervorgeht, vollkommen überein mit der schon dem bloßen Auge sich aufdrängenden Verteilung der Farbennuancen am Körper, die sowohl beim Rumpf, wie bei den Gliedmaßen an den Rückseiten bezw. Streckseiten dunkel, an den Bauch- oder Beugeseiten hell erscheinen. So verhält es sich beim Menschen und zwar bei den farbigen sowohl, wie bei den weißen Rassen in gleicher Weise. Eine Prüfung der Säugetiere ergab, abgesehen von den rein schwarzen, weißen, rutilistischen Arten, sowie denjenigen, die eine ausgesprochene Zeichnung aufweisen, bei der überwiegenden Mehrzahl eine ähnliche Dunklerfärbung der Rückenseite im Vergleich zur Bauchseite, wie beim Menschen; weit seltener sind Arten mit gleichstarker Bauch- und Rückenpigmentierung; ganz ausnahmsweise ist der Bauch dunkler.

Merkwürdigerweise kommen gerade bei den sogenannten anthropoiden Affen und den exquisiten Baumtieren unter ihnen, nach den Erhebungen Schwalbes, diese Unterschiede der beiden Körperflächen nicht zur Wahrnehmung; bei einigen Gibbonen fand sich die Bauchseite sogar intensiver pigmentiert. Wohl aber weisen die sogenannten quadrupeden Affen mit einer Reihe anderer (Cerco-, Semnopithecus, Colobus) eine ausgesprochene Dunklerfärbung des Rückens auf. Es ist ja ohne weiteres verständlich, daß bei jenen kletternden und turnenden Urwaldaffen infolge gleichmäßiger Belichtung keine besondere Bevorzugung einer Körperseite stattfinden konnte.

Es handelt sich also bei dieser eigentümlichen Farbendifferenzierung an der Rücken- und Beugefläche unseres Körpers offenbar um „Vererbung einer von Urzeiten her überkommenen Färbung“, um eine Erscheinung, die ganz unverständlich wäre, falls der Mensch von den jetzt lebenden Anthropoiden abstammte, da letztere, wie erwähnt, ein ganz anderes Verhalten darbieten. Das uralte, für die Mehrzahl der Säugetiere charakteristische Farbenmerkmal, das durch die aufrechte Haltung des Menschen wohl modifiziert, aber nicht verwischt werden konnte, führt vielmehr auf die gemeinsame Wurzel der Anthropoiden und Hominiden zurück, und zwar zunächst auf quadrupede oder baumlebende kletternde Formen mit dunkler Rücken- und heller Bauchpigmentierung. Diese Art der Hervorbildung des Menschen aus einem gemeinsamen menschlich-äffischen Urstamm wird ja, wie wir jetzt wissen, auch durch sein sonstiges phylogenetisches Verhalten angedeutet und wahrscheinlich gemacht.

Recht schwierig zu beantworten ist die Frage, ob die ersten Urmenschformen dunkel oder hell gefärbt waren. Aus der von

G. Schwalbe entwickelten Lehre der korrelativen Beziehungen zwischen Haar- und Epidermispigment ergibt sich indessen eine Möglichkeit, zu dieser Frage Stellung zu nehmen. Daß auch bei den hellfarbigsten Menschenarten immer einzelne bestimmte Körperstellen, vor allem die Brustwarze, stärker pigmentiert erscheinen als die Umgebung, während die entsprechenden Stellen bei den dunkelsten Rassen sich nicht vor der übrigen Haut durch stärkere Färbung auszeichnen, ist vom Standpunkt des hier vertretenen Korrelationsprinzipes nur so zu verstehen, „daß die Hautfarbe des Menschen von einer ursprünglich mit schwarzen oder dunkelbraunen Haaren ausgestatteten Form" ausging, „welche einerseits in tropischen Klimaten bei reichlicherem Schwund des Haarkleides die intensive Pigmentierung kompensatorisch in der Färbung der Epidermis bewahrte, andererseits in nordischen Klimaten bei kräftigerer Erhaltung der Haarproduktion mehr und mehr erbleichte und stärkere Pigmentierungen nur noch an wenigen Stellen, wie an der Brustwarze, bewahrte".

Ein direkter Einfluß der Belichtung auf die Hautfarbe ist, wie Schwalbe anerkennt, zwar nicht zu leugnen; es kommt eine solche Wirkung vielleicht in Frage für die starke Pigmentierung von Nacken, Schulter, Streckseite des Unterarms und Handrückens, sowie als Ausdruck individueller Anpassung an stärkeres Sonnenlicht, feuchte und trockene Wärme und sonstige Steigerungen klimatischer Faktoren; aber den eigentlich typischen Charakter der menschlichen Hautfarbe bestimmt oder modifizirt dieses Prinzip nicht. An der dem Licht entzogenen hintern Fläche der Ohrmuschel ist gewöhnlich eine stärkere Pigmentierung vorhanden, als an der vorderen oder äußeren, die nach den Befunden von Adachi sogar ganz pigmentfrei erscheinen kann. Auch bei der für Weiße und Farbige gleich charakteristischen verschiedenen Verteilung des Farbstoffes auf Beuge- und Streckseiten kann es sich nicht gut um eine Folge der Sonnenlichtwirkung handeln, da, wie man bemerkt hat, es sonst schwer verständlich wäre, weshalb Neger, die schon von frühester Kindheit bekleidet gehen, dieselbe typische Pigmentverteilung aufweisen, und warum frei lebende, nur teilweise bekleidete Neger an dem bedeckten Rumpf und Rücken dunkler gefärbt erscheinen, als an solchen, die dem Sonnenlicht direkt exponiert sind.

Die Unterschiede der relativen Pigmentierung, wie sie bei den Menschenrassen hervortreten, sind offenbar auch nur teilweise auf Einflüsse ungleicher Belichtung zurückführbar. Wenn die den Urwald bewohnenden Zentralafrikaner und brasilianischen Botokuden hellfarbiger gefunden werden, als ihre steppenbewohnenden Nachbaren, die Nordeuropäer heller als die Bewohner der Mittelmeergebiete, so steht dem die bekannte Erscheinung gegenüber, daß der lichtarme hohe Norden unter anderem so dunkel pigmentierte Menschenarten beherbergt, wie die Eskimos und Lappländer. War der Grad der Belichtung bestimmend für die ursprüngliche Differenzierung der Hautfarben, dann bliebe nichts anderes übrig als anzunehmen, daß jene dunklen Polarvölker nicht dort in ihrer Eigenart entstanden sein möchten, wo wir sie gegenwärtig finden.

Diese Annahme kann, wie man weiß, durch eine Reihe anderer Tatsachen, die außerhalb des Gebiets der Pigmentierungen liegen, unterstützt werden. Falls sie zutrifft, ist die Erwartung berechtigt,

daß die Untersuchung der Hautfarbe, wie G. Schwalbe bemerkt, auch für die Frage der räumlichen Verschiebungen, welche die Menschenrassen nach geschehener Hervorbildung und Befestigung ihrer Charaktere erfahren haben mochten, bedeutungsvolle Aufschlüsse begründen werde.

Und damit kommen wir schließlich zu einer praktisch-anthropologischen Wertschätzung des Pigmentierungsproblems.

Auch Schwalbe vertritt die Ansicht, daß für die Unterscheidung der jetzt lebenden Varietäten des Menschengeschlechts die Hautfarbe an sich nur eine geringe praktische Bedeutung hat, unter anderem aus dem Grunde, weil innerhalb der Rassen, die man gewöhnlich durch Bezeichnungen wie „braun“, „schwarz“, „rot“ usw. zu charakterisieren sucht, die Hautfärbung in der Tat außerordentlichen Schwankungen von den hellsten bis zu den dunkelsten Abstufungen unterworfen ist, weil ferner unter den sogenannten „Rothäuten“ gelbe, hellbraune und dunkelbraune Farbentöne sich finden, die viel eher für die helleren Vertreter der schwarzen afrikanischen Rassen zutreffen möchten, und weil schließlich auch unsere weißen Europäer keineswegs vor ihren „farbigen“ Mitmenschen des Vorzugs völliger Farblosigkeit sich erfreuen, sondern bekanntlich genug dunkles Pigment in ihrer sogenannten weißen Haut beherbergen.

Gerade mit Rücksicht hierauf erscheint aber, wie Schwalbe nun betont, eine genauere Bestimmung des Pigmentierungsgrades der Haut, der durch die Quantität des in Fläche und Dicke verteilten körnigen Farbstoffes bedingt ist, von ungleich größerer Bedeutung für die praktische Verwertung des Merkmales selbst, als die noch so genaue Bestimmung der Qualität der Hautfarbe, deren Unterschiede und Abstufungen zudem nicht einmal notwendig mit der Pigmentbildung im engern Sinne zusammenzuhängen brauchen.

Es kommt also in diesem Sinn darauf an, „hell“ und „dunkel“ und die zahlreichen Nuancen von beiden mit brauchbaren Methoden zu unterscheiden und festzuhalten. Schwalbe empfiehlt als ein gutes Hülfsmittel dazu die Bestimmung nach den Raddeschen Farbentafeln, die trotz der etwas verwirrend großen Zahl der darin vorkommenden Helligkeitsstufen sich praktisch bestens bewähren, besonders wo es sich um feinere Unterschiede handelt. Aber auch dieses Mittel führt zu keiner eigentlichen Messung des Pigmentgrades, wie dies nur eine zahlenmäßige Bestimmung ermöglichen könnte. Um die außerordentlichen Schwierigkeiten einer sicheren Abgrenzung der Haarfarben, vor allem des komplizierten Blond und seiner vielen Nuancen, zu überwinden, bringt Schwalbe jetzt besondere gefärbte Glaskeile in Vorschlag, die mit einer Teilung in Hundertstel zu versehen und eine direkte zahlenmäßige Feststellung der zu untersuchenden Farbenabstufungen zu ermöglichen bestimmt sind.

Im Zusammenhange mit den kürzlich erschienenen Augenfarbentafeln von Prof. Rudolf Martin würden die soeben erwähnten Hülfsmittel sich zu einem geeigneten Rüstzeug gestalten, um das schwierige Problem der Pigmentierung des Menschen, seiner Individuen und Rassen auf wissenschaftlichen Grundlagen angreifen und verfolgen zu können.

Neue Forschungen über die nordische Urzeit.

Professor Dr. G. Kraitschek.

Die Frage des Verhältnisses der paläolithischen Kultur zu der neolithischen in Europa ist eines der wichtigsten Probleme der urgeschichtlichen Forschung. Während noch vor nicht allzulanger Zeit jeder innere Zusammenhang zwischen diesen beiden Kulturperioden geleugnet wurde, haben spätere Entdeckungen die ältere Anschauung von einem allgemein vorhandenen Hiatus mächtig erschüttert und man glaubt nun, an verschiedenen Stellen unseres Erdteiles Uebergangserscheinungen zwischen der älteren und der jüngeren Steinzeit nachweisen zu können. Es dürfte bekannt sein, welche Bedeutung dieser Sache in Hinblick auf die Frage nach der Heimat der Indogermanen zukommt. Besonders sind es die spätpaläolithischen Funde an den Küsten Dänemarks und Schonens, die Kjökkenmöddinger und die schwedischen Küstenfunde, die hier in Betracht kommen und in denen zuerst Penka ein Bindeglied zwischen der eigentlich paläolithischen Kultur und der neolithischen gefunden zu haben glaubte, worauf dann Much die im wesentlichen selbständige Entwicklung der neolithischen Kultur in diesen Gegenden aus primitiven Anfängen zu erweisen suchte.

Es ist klar, daß jeder neue Fund, der uns über die kulturgeschichtliche Stellung dieser als Uebergangserscheinungen gedeuteten Altertümer neue Aufklärungen bringt, von ganz außerordentlicher Wichtigkeit ist und das größte Interesse aller jener verdient, die sich mit den Problemen der europäischen Paläoethnologie beschäftigen. Ein solcher Fund ist nun vor einigen Jahren im Maglemose bei Mullerup, nahe der Westküste Seelands, gemacht worden. Nachdem das Nationalmuseum in Kopenhagen von dem Vorkommen von Flintsachen und bearbeiteten Tierknochen in dem genannten Torfmoore Kenntnis erhalten hatte, wurde Georg Sarauw, Assistent an diesem Institute, mit der Hebung der archäologischen Schätze betraut, die er mit großer Gründlichkeit besorgte. Ueber die Resultate seiner Grabungen hat er der wissenschaftlichen Welt in einer eingehenden, durch große Klarheit der Darstellung ausgezeichneten Arbeit Rechenschaft gegeben[1]).

Die von Sarauw geborgenen Altsachen lagen in einem Torfmoore, nicht weit von der Westküste Seelands entfernt. Das Moor hatte sich in einem Süßwassersee gebildet, der nach und nach der Vertorfung zum Opfer gefallen war. Aus den Fundverhältnissen geht hervor, daß zur Zeit der Ablagerung der Kulturschicht der See noch bestand und daß die Gegenstände nicht etwa auf einer Insel, sondern durchaus im freien Wasser abgelagert wurden. Da eine Spur eines Pfahlrostes nicht bemerkt werden konnte, glaubt Sarauw, daß die Besitzer der gefundenen Geräte auf einer Art Floß gelebt haben müssen.

Aus den geologischen Verhältnissen, der Fauna und Flora des Fundortes sucht nun der Verfasser Anhaltspunkte für die chronologische Stellung der prähistorischen Ansiedelung zu gewinnen. Da die im See über Glaziallehm abgelagerten Schichten, eine Mergel- und die Torf-

---

[1]) En Stenalders Boplads i Maglemose ved Mullerup, sommen holdt med beslaegtige Fund. Bidrag til Belysning af Nystenalders Begyndelse i Norden. Aarbg. f. nord. Oldkynd. og hist. 1903, H. 3 u. 4.

schicht, sicher nach der letzten Eiszeit entstanden sind, so ist der steinzeitliche Wohnplatz zweifellos als postglazial zu bezeichnen. Doch die nacheiszeitliche Periode Dänemarks und des südlichen Skandinaviens zerfällt wieder in mehrere Abschnitte, die durch verschieden hohen Stand des Meeresspiegels und dadurch bedingte größere oder geringere Ausdehnung des Landes gekennzeichnet waren. Nach der Eiszeit bestand eine Festlandsverbindung zwischen der skandinavischen Halbinsel und dem nördlichen Deutschland, die vom Kattegatt in die Ostsee führenden Meeresstraßen waren zu Fjorden eingeschrumpft, die Ostsee selbst war ein Süßwassersee, den man mit dem Namen Ancylussee bezeichnet, wonach diese ganze Zeit der Hebung des Landes auch Ancyluszeit genannt wird. Zeugen dieser einstigen größeren Ausdehnung des Landes sind submarine Torfmoore und Wälder an den dänischen Küsten. Man hat Grund anzunehmen, daß in dieser Zeit die Kiefer, die auf die Birke und Esche folgte, der vorherrschende Waldbaum war. Diese Baumart herrscht auch im Torfmoore von Maglemose vor, während die nach der Kiefer eingewanderte Eiche hier noch vollkommen fehlt. Sarauw setzt also den Steinalterwohnplatz von Maglemose in den späteren Teil der Ancyluszeit, der in floristischer Beziehung durch den Kiefernwald charakterisiert wird.

Wenn auch die Tierwelt des Fundplatzes im wesentlichen dieselbe ist wie die der Kjökkenmöddinger, so kann man doch auch einige Unterschiede bemerken. Einerseits fehlt in Maglemose jede Spur eines Meertierrestes, was wohl hauptsächlich dadurch zu erklären ist, daß zur Ancyluszeit die Küste viel weiter entfernt lag als heute, anderseits sind Ur und Elentier, die in den Kjökkenmöddingern sehr selten sind, in Maglemose häufig vertreten. Von anderen Fundplätzen her ist bekannt, daß das Elen im südlichen Schweden kurz nach der Mitte der Ancyluszeit erschien, der Ur zu Beginn der Kiefernperiode, etwa Mitte desselben Zeitraumes, lebte. Es ist also das Vorkommen dieser Tiere ein weiterer Anhaltspunkt für die chronologische Bestimmung des Fundes. Alles deutet darauf hin, daß der Fund von Maglemose zwischen die Eiszeit und die Ablagerung der Kjökkenmöddinger fällt, die zum Teil in einer der Landhebung folgenden Senkungsperiode, der Litorinazeit, erfolgte.

Ist so die Stellung des Fundes nach geologisch-paläontologischen Gesichtspunkten bestimmt, so handelt es sich des weiteren um die typologische Einordnung der gefundenen Altsachen in die kulturgeschichtliche Entwicklung. Sie zerfallen nach dem Materiale in zwei Hauptgruppen, Steingegenstände und Geräte aus Bein oder Horn. Unter den 15469 Objekten der ersteren Art befand sich nicht eines mit den geringsten Spuren von Polierung, wir haben es also mit einer rein paläolithischen Kultur zu tun. Zu den Bein- und Horngeräten lieferten Hirsch und Reh, doch auch Elch und Ur das Material, während das Ren vollständig fehlt. Eine genaue Vergleichung der vorliegenden Fundstücke mit einem weiteren Kreise europäischer Altertümer hat das Resultat ergeben, daß sie einerseits bezüglich ihrer Form und künstlerischen Ausschmückung (es handelt sich um einfache, in die Beingeräte eingeritzte Muster, unter denen die Zickzacklinie besonders auffällt) deutliche Beziehungen zur Renntierzeit West-, Mittel- und Osteuropas (Magdalenien) aufweisen, andererseits aber große Verwandtschaft mit

den Gerätschaften aus den älteren Kjökkenmöddingern zeigen, denen gegenüber sie aber als älter erscheinen. Es stimmt also das Resultat der archäologischen Vergleichung vollkommen mit dem der naturhistorischen Untersuchung überein.

Sarauw bemerkt nun ausdrücklich, daß es sich hier um eine kontinuierliche Entwicklung handle und daß von einem Hiatus keine Rede sein könne. Es stellt sich aber auch weiter heraus, daß wir es in Maglemose nicht mit einer vereinzelten Erscheinung zu tun haben, sondern daß eine gleichartige, dem südfranzösischen Asylien verwandte Kultur sich ungefähr gleichzeitig, allerdings mit einigen Unterbrechungen, vom Campignien des nördlichen Frankreich bis in die Gegend von Wilna ausgebreitet habe, deren Spuren besonders zahlreich in den Küstenländern der Ostsee zu finden seien.

Bekanntlich hat Penka den Hiatus in Mittel- und Westeuropa durch die Annahme zu erklären gesucht, daß die paläolithischen Menschen, dem am Ende der Eiszeit nach Norden zurückweichenden Ren folgend, ihre früheren Sitze verließen und jene Strecken besetzten, die durch den Rückzug der Gletscher eisfrei wurden. Salamon Reinach hat diesen Gedanken als prähistorischen Roman bezeichnet, dürfte damit aber, wie die Dinge heute liegen, kaum recht behalten. Die geschilderten Verhältnisse sprechen ganz entschieden für die Richtigkeit der Auffassung Penkas. Freilich läßt sich der Einwand erheben, daß der Fund von Maglemose keine Spur des Renntiers aufweist und daß man daher nicht gezwungen sei, die Einwanderung der Träger der Maglemosekultur mit dem Zurückweichen dieses Tieres in Zusammenhang zu bringen, doch wissen wir, daß das Ren in den Ländern an der Süd- und Ostküste der Ostsee in den älteren alluvialen Ablagerungen nachweisbar ist, und haben keinen Grund anzunehmen, daß es in derselben Zeit in Dänemark und Schonen gefehlt habe. Doch gibt es auch einen direkten Beweis für die Gleichzeitigkeit des Renntiers mit dem Menschen in Dänemark. Sarauw betrachtet als solchen die Auffindung dreier Aexte aus Renntiergeweih, die er im Gegensatz zu Sophus Müller, der sie für späteren Import aus dem lappischen Kulturkreis hält, als Beweise für das Vorhandensein einer Magdalenienschicht auch in Dänemark betrachtet. Wenn wir auch für eine endgültige Entscheidung noch auf das Zutagekommen weiterer Funde dieser Art warten müssen, so kann doch die Möglichkeit, daß sich die Maglemosekultur im Norden aus dem dortigen Magdalenien entwickelt habe, nicht von der Hand gewiesen werden.

Wie man sieht, beruht die Bedeutung der vorliegenden Arbeit hauptsächlich in dem Nachweis einer zusammenhängenden, lückenlosen Entwicklung vom Magdalenien, der letzten großen Epoche des Paläolithikums, die von Penck in die Zeit des Rückzuges der letzten großen Vergletscherung (Würmeiszeit) gestellt wird[1]), bis zu den an der Schwelle der neolithischen Zeit stehenden Kjökkenmöddingern. Ueber deren Verhältnis zu der vollentwickelten neolithischen Kultur, der auch die großen skandinavischen Steingräber angehören, ist die Diskussion noch nicht geschlossen, doch wird es immer wahrschein-

---

[1]) Die alpinen Eiszeitbildungen und der prähistorische Mensch, Archiv für Anthropologie, neue Folge I.

licher, daß sich auch zwischen der Kjökkenmöddingerperiode und der neolithischen Kultur der südskandinavischen Gebiete kein Hiatus nachweisen lasse und diese letztere in ihren wesentlichen Zügen als eine organische Weiterentwicklung der älteren lokalen Kulturen zu betrachten sei; damit wird die Möglichkeit durchaus nicht ausgeschlossen, daß diese nordische Kultur auch so manchen Keim dem Süden, insbesondere dem südwesteuropäischen, iberischen Kulturkreise zu verdanken habe. Auf ein schnelles Anwachsen der Bevölkerung und eine verhältnismäßig rasche Kulturentwicklung der altdänischen Länder weist auch der von Sarauw hervorgehobene Umstand hin, daß hier eine ganze Reihe von Tieren, das Ren, der Elch, der Ur, früher ausgerottet worden zu sein scheinen als in den südlichen und östlichen Nachbargebieten.

Von größter Wichtigkeit ist in diesem Zusammenhange die Frage nach der Berechtigung der Annahme eines Hiatus. Während man, wie oben bemerkt, früher der Meinung war, daß der Hiatus in ganz Europa bestehe und die neolithische Kultur durch neue Einwanderer ins Land gekommen sei, nachdem es von der alten Bevölkerung verlassen worden war, ist man jetzt in das entgegengesetzte Extrem verfallen und glaubt, wie französische Forscher sich ausdrücken, daß der Hiatus in Wahrheit nicht existiere und nur einer mangelhaften Kenntnis der Tatsachen seine Entstehung verdanke. Demgegenüber muß aber betont werden, daß der Hiatus trotz der an gewissen Stellen auftretenden vermeintlichen oder wirklichen Uebergangserscheinungen doch für weite Strecken Europas nicht in Abrede gestellt werden kann. So hebt Sarauw hervor, daß die von ihm geschilderten Kulturerscheinungen eng an die Ostsee geknüpft seien, während im übrigen Mitteleuropa weite Strecken keine derartigen Funde geliefert hätten. Noch viel enger begrenzt ist die daran anschließende Kjökkenmöddingerkultur, der in Deutschland nur die Funde von der Kieler Föhrde und von Rügen entsprechen. Im übrigen Mitteleuropa bricht das Paläolithikum mit dem Magdalenien ab. Auch Hoernes spricht von zahlreichen Beobachtungen, die von einer sprunghaften Ablösung der älteren durch die jüngere Steinzeit zeugen, selbst in Südfrankreich, dem doch die Uebergangsfunde von Mas d'Azil (Asilien) und La Tourasse angehören, die er übrigens nicht als solche, sondern nur als Ausläufer des Paläolithikums gelten läßt, die in die geologische Gegenwart hinüberragen[1]). Wir müssen also doch daran festhalten, daß gegen Ende der Diluvialzeit ein starker Rückgang der Bevölkerung in Frankreich und noch mehr in Mitteleuropa stattgefunden habe, so daß die Neolithiker in diesen Gegenden tatsächlich großenteils als Einwanderer und nicht als Nachkommen ihrer diluvialen Vorgänger zu betrachten sind.

Die Frage ist aber, woher diese neue Bevölkerung gekommen ist. Rein theoretisch gesprochen, liegen zwei Hauptmöglichkeiten vor: Entweder sind die Menschen der jüngeren Steinzeit doch Nachkommen der Paläolithiker oder sie sind aus einem anderen Erdteil eingewandert. Im ersteren Falle können sie nur aus jenen Gegenden stammen, wo sich eine über das Magdalenien hinausgehende Entwicklung nachweisen läßt, im zweiten Falle haben wir die Wahl zwischen Asien

[1]) Moriz Hoernes, Der diluviale Mensch in Europa, 1903.

und Afrika. Gegen die Annahme einer Einwanderung nichteuropäischer Bevölkerungselemente zu Beginn der geologischen Gegenwart muß aber vor allem vom anthropologischen Standpunkte aus Einspruch erhoben werden. Stammten die zahlreichen in Mitteleuropa abgelagerten Reste der neolithischen Kultur, die auf den Hiatus folgte, wirklich von afrikanischen oder asiatischen Einwanderern, so müßten diese viel zahlreicher gewesen sein als die Eingeborenen des Landes und diese müßten in der Masse der Eingewanderten aufgegangen sein. Die Bevölkerung ganz Europas müßte also einen ziemlich homogenen Eindruck machen und etwa den Berbern Nordafrikas oder den Semiten Westasiens gleichen. Statt dessen finden wir schon in sehr früher Zeit die Bewohner Europas geschieden in die nordische Rasse, die gewiß nicht erst in der seit Beginn der neolithischen Periode verstrichenen Zeit blond geworden ist, und die dunklen Varietäten im Süden. Es ist also ganz unmöglich, daß die Neolithiker, insbesondere die des europäischen Nordens, afrikanischer oder asiatischer Herkunft seien. Ganz dasselbe Argument läßt sich auch gegen eine Einwanderung südeuropäischer Elemente im Norden geltend machen, woran wohl S. Müller denkt, wenn er es als „nicht ausgeschlossen“ bezeichnet, daß die großen Fortschritte der jüngeren Steinzeit durch ein neues Volk nach Dänemark gebracht worden seien[1]).

Scheint es uns also aus anthropologischen Gründen unannehmbar, die Ausbreitung des Neolithikums mit einer großen von Süden nach Norden gerichteten Völkerwanderung zu erklären, so bleibt uns nur die Möglichkeit anzunehmen, daß die nördlich von der Hiatuszone wohnenden Nachkommen der Paläolithiker, deren Existenz in der geologischen Gegenwart durch die Funde von Campigny, Maglemose, die Kjökkenmöddinger u. a. m. nachgewiesen ist, als Wurzel der späteren neolithischen Bevölkerung Nordeuropas zu betrachten seien.

Das Campignien, das sich übrigens, abgesehen vom nordöstlichen Frankreich, auch nach Großbritannien und gegen Mittelfrankreich zu verfolgen läßt, kann nach Hoernes unter allen den alten Kulturphasen am ehesten den Rang einer Kontakt- oder Zwischenstufe zwischen älterer und jüngerer Steinzeit beanspruchen. Jedoch auch die Verhältnisse in den dänischen Kjökkenmöddingern liegen so, daß man die Möglichkeit nicht abweisen kann, daß dieselbe Bevölkerung, die in wesentlich paläolithischen Verhältnissen lebte, später zur neolithischen Kultur überging. Wir haben oben gesehen, wie vorsichtig sich S. Müller hinsichtlich der Einwanderung eines fremden neolithischen Volkes ausspricht, von dem die Bewohner der Muschelhaufen beeinflußt worden sein sollen. Dieser bescheiden angedeuteten Möglichkeit stehen aber eine Reihe beobachteter Tatsachen gegenüber, die für das Gegenteil sprechen. Müller selbst faßt die Resultate seiner Forschungen in den Worten zusammen, daß angesichts der in den oberen Schichten der älteren Abfallshaufen gemachten Funde vieles darauf hindeute, daß die Entwicklung nicht unterbrochen war. Auch in seiner nordischen Altertumskunde spricht sich Müller dahin aus, daß „nirgends in der nordischen Steinzeit große Unterbrechungen oder Sprünge in der Entwicklung nachgewiesen werden konnten und das Leben, sich langsam verändernd,

[1]) Affaldsdynger fra Stenalderen i Danmark, Madsen, Müller u. s. w., 1900.

nach und nach die verschiedenen Formen angenommen habe[1]." Wäre die von Müller ausgesprochene Vermutung hinsichtlich der Einwanderung eines kulturell fortgeschrittenen Volkes, deren Möglichkeit wir ja wohl zugeben müssen, richtig, so dürfte man jedoch keineswegs, wie oben gezeigt wurde, an Südeuropäer oder gar Asiaten oder Afrikaner denken, sondern höchstens an die einer den alten Dänen nahe verwandten anderen nordischen Menschengruppe, die etwa aus dem Bereiche des Campignien gekommen sein könnte. Doch ist das eine reine Vermutung, die vorläufig durch Tatsachen nicht gestützt werden kann.

Wie man sieht, spricht also die Wahrscheinlichkeit dafür, daß die Menschen des nordischen Neolithikums Nachkommen jener Renntierjäger sind, die in verschiedenen Gegenden Nordeuropas seßhaft wurden und sich den neuen Verhältnissen anpaßten.

Eine andere Frage aber ist die, ob die von diesen Menschen später besessene Kultur von ihnen allein entwickelt worden ist oder ob sie dabei fremder Beeinflussung ausgesetzt waren.

Für einen großen Teil des neolithischen Kulturbesitzes der altdänischen Gebiete läßt es sich sehr wahrscheinlich machen, daß er organisch aus der vorhergehenden Periode erwachsen ist. Dies gilt insbesondere für den größten Teil der Steingeräte. Erscheinen auch die vorgeschrittenen Formen der jüngeren Steinzeit auf den ersten Blick sehr verschieden von denen der Abfallshaufen, so findet sich doch eine Gruppe von Werkzeugen, die als Bindeglieder zu betrachten sind. Sie werden von den skandinavischen Forschern als aeldre Former fra Stengravens Tid oder als dem Mittelsteinalter (Mellemstenalderen) zugehörig bezeichnet. Sie finden sich schon in den obersten Schichten der älteren Kjökkenmöddinger, kommen hauptsächlich in den jüngeren vor und reichen noch in den Anfang der Steingräberperiode hinein, während sich in den tieferen Schichten zweier jüngerer Abfallshaufen wieder ein der älteren Steinzeit angehöriges Inventar gefunden hat.

Für eine Anzahl von Geräten läßt sich eine ununterbrochene Entwicklungsreihe aufstellen, die von den Kjökkenmöddingerformen bis zu den vollkommenen Formen des entwickelten Neolithikums führen[2]. So schließt sich das spitznackige Beil der Mittelsteinzeit an das Beil der Kjökkenmöddinger an. Aus dem spitznackigen Beil haben sich wieder die späteren Beilformen entwickelt und man kann die schrittweise Entstehung der neuen Formen verfolgen. Ganz das gleiche gilt für die den Aexten so nahe verwandten Meißel. Auch hinsichtlich der Stichwaffen sagt S. Müller, daß sie während der Steinzeit (die ältere mitgerechnet) eine ununterbrochene Entwicklung erkennen lassen. Das schön ausgebildete Messer der jüngeren Steinzeit dürfte wohl aus dem einfachen Flintspan entstanden sein[3].

Man sieht also, daß gerade die wichtigsten Geräte der jüngeren Steinzeit Dänemarks ihre Wurzel in der vorhergehenden Periode besitzen und kann nicht recht erkennen, wo da der fremde Einfluß, von dem hie und da die Rede ist, eingesetzt haben soll. Auch die neue Technik, die die neolithische Industrie hauptsächlich von der

---

[1]) Sophus Müller, Nordische Altertumskunde; deutsche Ausgabe, 1897.
[2]) S. Müller, nord. Altertumskunde, Ordning of Danmarks Oldsager I, 1895.
[3]) S. No. 141—144 bei Müller, Ordning.

paläolithischen scheidet, das Schleifen der Steinsachen, kommt ganz allmählich auf. So wurden einige der Form nach typische Scheibenspalter, sozusagen das Leitgerät der Kjökkenmöddinger, mit leicht zugeschliffener Schneide gefunden[1]), während bei den ältesten neolithischen Beilen und Meißeln der Schliff oft noch unvollständig ist und sich nur auf die Schneide erstreckt[2]). Warum soll man unter solchen Umständen annehmen, daß die Technik des Schleifens von auswärts eingeführt wurde?

Auch die Töpferkunst der neolithischen Zeit hat einen Vorläufer in der primitiven Töpferei der Kjökkenmöddinger. Ein genaueres Studium der der Mittelsteinzeit zuzurechnenden Formen von Ertebölle-Dyngen und besonders von Faareveile- und Havnö-Fund wird vielleicht über diesen Zusammenhang noch nähere Aufklärung bringen. An diesen älteren neolithischen Gefäßen kann man, so wie in Campigny, auch schon Spuren der später so entwickelten neolithischen Dekorationsweise erkennen[3]), die wohl mit den Ornamenten auf Bein und Horn, wie sie z. B. in Maglemose gefunden wurden, verwandt sein dürfte.

Die Sitte, die Toten in Gräbern zu bestatten, scheint ebenfalls schon den Kjökkenmöddingermenschen geläufig gewesen zu sein[4]). War einmal diese Sitte aufgekommen, so können wir uns auch denken, daß man von selbst auf den Gedanken kam, den Toten mächtige Denkmäler zu setzen und braucht auch den megalithischen Gräberbau nicht aus der Ferne abzuleiten, ganz abgesehen davon, daß dagegen ja von Penka und Much so triftige Gründe vorgebracht wurden, daß die von S. Müller entwickelte Ansicht über die Herleitung der großen Steingräber aus dem Orient als unhaltbar bezeichnet werden muß.

Anders als mit dem Gerätinventar und den Steingräbern steht es jedoch mit den Haustieren und Kulturpflanzen. In den jüngeren Kjökkenmöddingern, die im wesentlichen dem Mittelsteinalter angehören, kommt neben dem schon in den älteren Abfallshaufen auftretenden Hund auch das Rind, das Schwein und das Schaf vor. Bezüglich der beiden ersteren haben wir, wie Much[5]) überzeugend auseinandergesetzt, keinen Grund anzunehmen, daß sie aus der Ferne stammen. Es kann höchstens zweifelhaft sein, ob sie in Dänemark, Südskandinavien oder weiter südlich, etwa in Norddeutschland gezähmt worden sind, denn die nordischen Rindvieh- und Schweinerassen stammen von den in Nordeuropa heimischen Wildrassen ab, was ja auch die Verfasser des Werkes über die Abfallshaufen zugeben.

Nicht das gleiche gilt für das Schaf, dessen wilde Stammformen, der Muflon und das Mähnenschaf, Südeuropa angehören. Es ist das das erste sichere Faktum, das auf eine Beziehung unserer Kjökkenmöddingermenschen zum Süden hindeutet.

Auch die in den Kjökkenmöddingern nachgewiesenen Getreidearten, Weizen und Gerste, weisen nach dem Süden, wie Much ebenfalls gezeigt hat[6]).

---

[1]) S. Müller, Nogle Stenalders Studier, Aarböger 1888.

[2]) Ordning, S. 8 No. 46, S. 15 No. 123.

[3]) Affaldsdynger.

[4]) Ebenda S. 174: At disse ere indrettede infolge almindelig Skik, skulde snarest antages.

[5]) Much, Heimat der Indogermanen, 2. Aufl. 1904.

[6]) Ebenda S. 221 ff.

Auf welchem Wege diese Kulturgüter nach dem Norden gelangt sind, läßt sich bis jetzt noch nicht bestimmen. Doch liegen vorderhand dafür zwei Erklärungsmöglichkeiten vor. Entweder kamen sie über Frankreich[1]), wo ja die Bevölkerung auch in der Hiatuszeit nicht ganz verschwunden zu sein scheint, oder sie kamen erst nach dem Norden, nachdem sich die Wiederbesiedelung Mitteleuropas vollzogen hatte. Doch spricht gegen letztere Annahme ihr frühes Auftreten im Norden, wo sie ja bereits in der Mittelsteinzeit, also im Beginne der neolithischen Periode, erscheinen.

Die im vorstehenden entwickelten Ideen von einer Kontinuität der Bevölkerung und der Kulturentwicklung in Dänemark und Südskandinavien von der letzten Periode der paläolithischen Zeit bis zum vollentwickelten Neolithikum, hat Penka schon im Jahre 1886 in seiner „Herkunft der Arier" zu begründen versucht und es muß hervorgehoben werden, daß durch die seitherige Forschung kein einziges Moment zutage gefördert wurde, das gegen die Richtigkeit seiner Auffassung sprechen würde. Ja man kann vielmehr sagen, daß die seit dem Erscheinen des genannten Buches gemachten Entdeckungen, so auch insbesondere die Funde von Maglemose, dem Wesentlichen der Theorie Penkas nur zur Stütze gereichen, wenn sich auch in Anbetracht der nordfranzösischen Funde vielleicht die Notwendigkeit gewisser Modifikationen herausstellen wird.

Die Germanen und die Renaissance in Italien.

(Selbstanzeige.)

Dr. Ludwig Woltmann.

Im zweiten Jahrgang dieser Zeitschrift habe ich einen kleinen Aufsatz veröffentlicht, in welchem ich die vorläufigen Ergebnisse meiner Forschungen über den Einfluß der germanischen Rasse auf die Renaissance in Italien mitteilte. Inzwischen habe ich das Problem nach allen Richtungen weiter untersucht und bin jetzt in der Lage, das in Aussicht gestellte Werk der Oeffentlichkeit vorzulegen. Sein Titel lautet: „Die Germanen und die Renaissance in Italien. Mit über hundert Bildnissen berühmter Italiener". (Thüringische Verlagsanstalt, Leipzig. Brosch. 8 Mk., fein geb. 10 Mk.)

Der genannte Aufsatz hat s. Z. auf der einen Seite lebhafte Zustimmung gefunden, auf der anderen bedenkliches Schütteln des Kopfes veranlaßt. Bei Gelegenheit der Besprechungen meiner „Politischen Anthropologie" glaubten bedächtige Kritiker hinter meiner Behauptung, daß Dante, Leonardo, Galilei usw. Abkömmlinge von Germanen seien, mehrere Frage- und Ausrufungszeichen machen zu müssen. Andere erklärten diese Auffassung geradezu für absurd. Im Laufe dieser Jahre, in denen ich mich mit dem in Frage stehenden Problem beschäftigte,

[1]) Im Campignien wurde auch der Abdruck eines Gerstenkornes gefunden, auch Kornquetscher kommen vor. Capitan, L'Anthropol. 12, S. 354.

hatte ich nicht selten Gelegenheit, von grundgelehrten Leuten, die in ihrem Fach sonst Tüchtiges leisten, wegen meiner Ansichten ausgelacht oder für — verrückt erklärt zu werden. Ich erwähne dies nur, um zu zeigen, eine wie große Unwissenheit in diesen Dingen herrscht, ein wie tief eingewurzeltes Vorurteil der Rassetheorie entgegengebracht wird. Die christlich-demokratischen Sentiments haben die Anschauung von dem absoluten Wert jeder individuellen Menschenseele zu einem Dogma gemacht, das geradezu in Fleisch und Blut übergegangen ist. Danach sind alle Menschenrassen zu gleicher Entwicklung und zu gleichem Berufe bestimmt, und nur Milieu und Zufall sollen es verschuldet haben, daß so große Unterschiede in der Art und Höhe der Kultur bestehen. Wer aber mit vorurteilslosem Blick Leben und Geschichte betrachtet, kann sich der Einsicht nicht verschließen, daß Leben und Geschichte selbst ein großes Experiment ist, in welchem die angeborenen und ererbten Anlagen, zwar nicht alles, aber das meiste entscheiden.

Auch die Wissenschaft ist diesem Vorurteil zum Opfer gefallen. Die Historiker sowohl wie Anthropologen haben das traurige Schauspiel verschuldet, daß bahnbrechende Männer wie Klemm, Gobineau, Lapouge in den offiziellen Kreisen der Wissenschaft fast unbekannt geblieben sind. Sie werden für „Phantasten" erklärt und kurzerhand als „unwissenschaftlich" verworfen.

Auf der anderen Seite muß man zugeben, daß die „Rassetheorie" nicht selten diskreditiert worden ist, indem allzuschnelle Verallgemeinerungen und gewaltsames Hineinzerren in den politischen Tageskampf mancherlei Bedenken hervorrufen mußten. Aber wer die Geschichte einer Theorie verfolgt, erkennt immer wieder die psychologische Tatsache, daß die meisten wissenschaftlichen Ideen ursprünglich aus dem praktischen Bedürfnis hervorgewachsen und in der Form intuitiver Gesamtanschauungen aufgetreten sind. Erst später schält die kritische Besonnenheit den wahren Kern heraus, der dann zum Ausgangspunkt von großen Ideenumwälzungen werden kann.

Die „Rassetheorie" ist im Begriffe, eine selbständige Wissenschaft zu werden, und zur Erreichung dieses Zieles dürfte die vorliegende Arbeit einen kleinen, aber wichtigen Beitrag liefern. Sie tritt aus dem Bereiche der Intuition und der allgemeinen Räsonnements mitten in den lebendigen Strom der Geschichte und sucht in einem speziellen, besonders dazu geeigneten und zugleich bedeutungsvollen Beispiel, die anthropologische Kulturgeschichte eines Volkes aufzudecken, das im Geistesleben des Menschengeschlechts eine der größten Rollen gespielt hat. Nicht besser kann ich Inhalt und Tendenz des Werkes kennzeichnen, als es in der — hier folgenden — Einleitung geschehen ist.

* * *

Das Wiedererwachen der Kultur in Italien während des Mittelalters und in der Renaissance verführte die damaligen Träger der Macht und Bildung zu dem Glauben, sich für die späten Abkömmlinge der alten Römer und ihre Schöpfungen für eine neue Blüte des antiken Geistes zu halten. Dante nannte Florenz „die schönste und berühmteste Tochter Roms", und er war stolz darauf, daß seine Familie aus

römischem Blut entsprossen sein sollte. Auch Petrarca vertrat die Ansicht, daß die Italiener die unmittelbaren Nachkommen der Römer und daß ihre Literatur eine Fortsetzung der römischen sei. Viele edle Familien suchten ihre Herkunft von berühmten Geschlechtern des Altertums mit unglaublich leichtfertigen Gründen nachzuweisen. So wollten die Massimi von Quintus Fabius Maximus, die Cornari von den Corneliern, die Manelli von den Manliern, die Barbi von den Ahenobarbi, die Zeni von dem Kaiser Zeno und die Plato in Mailand sogar von dem großen griechischen Philosophen gleichen Namens abstammen.

Um die italienische Kunstübung in unmittelbaren Zusammenhang mit der griechischen zu bringen, wurden Künstler wie Buschettus, der Erbauer des Domes von Pisa, der Maler Bizzomanus von Otranto und Rico von Candia für Griechen ausgegeben, obgleich ihre Namen deutlich genug auf germanische Herkunft hinweisen. Und die Menschen der Renaissance fühlten sich so sehr als „Römer", daß sie die mittelalterliche Baukunst schlechthin eine gotische, d. h. nach ihrer Ansicht „barbarische" nannten, da sie die Goten für die Zerstörung der alten Kunstwerke verantwortlich machten und ihnen die Erfindung der mittelalterlichen Kunst zuschrieben.

In den Schriften Machiavellis verspürt man deutlich den Haß gegen die „Barbaren", und er nannte die Langobarden sogar „die letzte Pest Italiens". Noch Leopardi, der unzweifelhafte Abkömmling von Langobarden, die einst in Recanati ihre Kastelle errichtet hatten, war über sich und sein Volk in einer anthropologischen Selbsttäuschung, wenn er schrieb: „O patria mia, vedo le mura e gli archi e le colonne degli avi nostri, ma la gloria non vedo." Unter diesen Umständen ist es eine auffallende Ausnahme, wenn der Novellist Bandello sich gotischer Abstammung rühmte, und wenn der Historiker Bacchini, wie Gregorovius erwähnt, die Langobardenrasse „das edelste Blut Italiens und die Erzeugerin seiner glänzendsten Taten" nannte. Von den neueren italienischen Historikern sind nur Denina und Muratori anzuführen, die in ihren Schriften eine erfreuliche Vorurteilslosigkeit gegenüber den germanischen Eroberern zutage treten lassen. Aber sie bilden Ausnahmen unter ihren Volksgenossen, die heute noch gewöhnt sind, die nordischen Barbaren zu verachten und sich auf ihre „lateinische Rasse" zu berufen, obgleich nur sehr spärliche Tröpfchen Blut von den alten Römern her in ihren Adern fließen.

Gino Capponi, der Verfasser einer berühmten „Geschichte der Florentinischen Republik (1875) meint, daß das neue italienische Volk seinen Ursprung aus der alten Bevölkerung genommen habe. „Die unterworfene italienische Bevölkerung, der nichts anderes übrig blieb, als Handel zu treiben und das Land zu bebauen, vereinigte sich in Gemeinden, indem es den Kampf gegen die Schlösser aufnahm, sich diese gleichsam tributpflichtig machte, wie es ja stets die Handeltreibenden mit den auf ihre Gewalt Trotzenden tun, und nach und nach durch die Kraft ihres Reichtums und ihre Klugheit noch schneller als durch Waffengewalt unterwarf. Auf diese Weise erlangte in ganz Italien, besonders aber in Toscana, die alte Bevölkerung das Uebergewicht über die neue, welche sich nun mit der ersteren mischte oder zugrunde ging." (!) Und ohne irgend einen Beweis zu erbringen, behauptet er, daß

die „Toscaner sich weniger mit den siegreichen Langobarden, Herulern oder Goten vermischten“. — Indes ist auch das redlichste Pathos des Patriotismus kein wissenschaftlicher Beweis, und meine Untersuchungen werden den unzweifelhaften Nachweis führen, daß gerade das Gegenteil von Capponis Behauptungen richtig ist.

Neuere Geschichtsforscher sind einem ähnlichen Irrtum verfallen. J. Burckhardt spricht von zwei weit auseinanderliegenden Epochen „eines und desselben Volkes“. Doch gesteht er gelegentlich zu, daß der „inzwischen anders gewordene Volksgeist der germanisch-langobardischen Staatseinrichtungen“ zur Entstehung der neueren italienischen Kultur beigetragen habe, ohne freilich diesem anthropologischen Einfluß näher nachzuforschen.

Es ist von jeher ein besonders reizvolles Problem gewesen, über die Ursachen nachzudenken, warum gerade Toscana in der Hervorbringung einer so großen Zahl bedeutender Talente sich auszeichnete. Lombroso, Capponi und andere wollen diese Ueberlegenheit dem Einfluß des etruskischen Elementes zuschreiben, sie machen aber keinerlei Versuch, nachzuweisen, daß Giotto, Dante, Petrarca, Leonardo, Galilei Abkömmlinge der alten Etrusker sind.

Der Meinung, daß die alten Kulturrassen Italiens, aus einem jahrhundertelangen Schlummer erwachend, die neue Bildung und Gesittung ins Leben riefen, steht die andere Hypothese gegenüber, die in der Verschmelzung des römischen und germanischen Volkstums die Quellen für die neue Entwicklung zu erkennen glaubt. Dabei verstehen die einen unter dieser Verschmelzung eine tatsächliche physiologische Mischung der Rassen, derart, daß die Verschmelzung der verschieden gearteten Gehirne und Nerven ein neues und besseres organisches Substrat schafft, aus dem die großen Geister und ihre Werke hervorgehen sollen. Die anderen denken dabei mehr an eine fruchtbare Verbindung von germanischer Kraft und römischer Kultur. Die erstere Auffassung wird in diesem Buche ausführlich widerlegt werden, und die letztere bedarf einer bedeutenden Einschränkung.

Graf Gobineau, der in der rassenanthropologischen Geschichtstheorie Epoche machte, verkannte zwar nicht den Einfluß der Germanen auf die nachrömische Geschichte Italiens, hielt aber die „Renaissance“ für eine Reaktion des romanischen Volksgeistes gegen den germanischen. Nach seiner Auffassung soll die einheimische Bevölkerung Oberitaliens so stark mit hellenistischen Elementen durchsetzt gewesen sein, wie man nur wünschen könne, „und da sie im Verhältnis zur germanischen Ansiedelung sehr zahlreich war, so mußte die Verschmelzung sie bald zum Uebergewicht führen“. Er hält die Städteverfassung des mittelalterlichen Italiens für römisch, das Patriziat für antik und den ganzen geistigen Inhalt der Renaissance für „Romanismus“.

Gegenüber diesen Hypothesen — und es sind nur schlecht oder gar nicht begründete Hypothesen — wird dieses Buch den exakten Beweis führen, daß in anthropologischer Hinsicht weder Etrusker noch Römer und Griechen, sondern die eingewanderten Germanen, die Goten, Langobarden, Franken und Normannen im wesentlichen die Erzeuger der neuen Kultur Italiens gewesen sind, und daß nur eine geringe Anzahl von Talenten der vorgermanischen Bevölkerung zugeschrieben werden kann; daß es ferner in ideologischer Hinsicht falsch ist,

von einem „Wiedererwachen des Altertums“ zu sprechen, daß der geistige Inhalt der nachrömischen Kultur vielmehr ein wesentlich neuer ist. Gewiß besteht eine Ideentradition von der klassischen Zeit her; ohne Zweifel wurden zahlreiche Anregungen vom Altertum direkt oder indirekt übermittelt, ja einiges kann man sogar als eine direkte Wiederholung bezeichnen, aber die wesentlichen Formen und Inhalte der neuen Kultur sind andere und eigenartige Lebensäußerungen einer neuen Rasse, die selbstschöpferisch auf die Bühne der Geschichte trat. Die neue Kultur hat vielmehr eine innere Verwandtschaft mit jener allgemeinen geistigen Bewegung, die fast zu gleicher Zeit, etwa um das Jahr 1000, eine neue Epoche in der Geschichte von ganz Europa einleitete. Es war der „Eintritt der Germanen in die Weltgeschichte“, wie Ludwig Nohl es genannt hat, das geistige Erwachen der germanischen Rasse, die nach den Stürmen der Völkerwanderung zur Ruhe und Anpassung gekommen war und Muße fand, die angeborenen Anlagen zur Entfaltung zu bringen.

Vor mehr als hundert Jahren hat der große englische Historiker Gibbon als erster darauf hingewiesen, daß die Germanen es gewesen sind, denen das Wiedererwachen der Künste und Wissenschaften zu verdanken ist. In seinem berühmten Werk über „Die Geschichte des Untergangs des römischen Reichs“ (1774) schreibt er, daß seit dem dritten Jahrhundert im italienischen Volke infolge der germanischen Einwanderung eine physiologische Umwandlung vor sich ging, indem die Volksvermehrung zunahm, das Militärmaß größer wurde, Sitten und Anschauungen andere wurden. „Die Gestalt der Menschen“, heißt es, „wurde immer kleiner, und die römische Welt war in der Tat mit einem Geschlecht von Zwergen bevölkert, als die wilden Riesen aus Norden einbrachen und die kleine Brut verbesserten. Diese stellten den männlichen Geist der Freiheit wieder her und nach dem Umlauf von Jahrhunderten wurde die Freiheit die glückliche Mutter des Geschmacks und der Wissenschaften.“

Noch deutlicher hat Schnaase in seiner „Geschichte der bildenden Künste“ (1865—79) den Einfluß der germanischen Rasse auf die italienische Kulturgeschichte hervorgehoben: „Vor allem zeigte sich die Verschiedenheit der Mischung der germanischen und italienischen Rassen zwischen dem oberen lombardischen Italien und den südlichen Provinzen. Während dort jener Zusatz germanischen Blutes höchst kräftig war und bei der neuen Gestaltung der Dinge augenscheinlich mitwirkte, war er in Unteritalien schwach, so daß die Bevölkerung im ganzen den Charakter behielt, den sie ohne denselben haben mußte, sich willenlos fremden Völkern unterwarf, und nur durch den Einfluß, den die Normannen, Deutschen, Franzosen allmählich ausübten, und durch den Verkehr mit dem nördlichen Italien sich demselben näherte. Zwischen beiden stand Rom, das gerade, indem es den germanischen Einfluß abwehrte, von demselben wenigstens Widerstandskraft annahm.“

L. Wilser schrieb in seinem „Stammbaum und Ausbreitung der Germanen“ (1895): „Durch die Einwanderung der germanischen Völker wurde in Italien außer dem nordischen Stil auch deren Schönheitsideal heimisch; es ist der Adel langobardischer Erscheinung, den wir in den Meisterwerken Tizians, Lionardos, Paolos bewundern.“

Der erste Schriftsteller, der auf einen unmittelbaren anthropologischen Zusammenhang zwischen den Germanen und den großen Genies in der Renaissance hinwies, war H. St. Chamberlain, der in seinen „Grundlagen des neunzehnten Jahrhunderts“ (1899) betonte, daß die großen Genies Italiens den physischen Typus des germanischen Stammes hätten und Nachkömmlinge der einst eingewanderten Goten und Langobarden seien.

Mit überlegener Anschauungskraft hatte Gibbon ein historisches Problem erkannt, dessen kurze und prägnante Formulierung auf mich den tiefsten Eindruck gemacht hat. Sie regte mich an, den Ansichten anderer Forscher über diese Frage nachzuspüren, und da ich hier ein noch unbearbeitetes Feld anthropologisch-historischer Untersuchung vorfand, selbst an die Klärung und Lösung der Aufgabe heranzugehen.

Dabei leitete mich die Idee einer anthropologischen Kulturgeschichte, die sich drei Aufgaben zum Ziele setzt: erstens die Entwicklung der sozialen Einrichtungen und geistigen Ideen und Werke von ihren ersten Anfängen bis zur höchsten Differenzierung zu verfolgen; zweitens die anthropologische Geschichte eines Volkes, seine Einwanderung, Niederlassung, soziale Gruppierung, die Rassenmischungen, das Aufsteigen und Aussterben der Familien, die Hervorbringung der Genies zu erforschen; und drittens zu zeigen, welches ursächliche und gesetzmäßige Verhältnis zwischen der physiologischen und ideologischen Geschichte eines Volkes besteht, von welchen anthropologisch bestimmbaren Gruppen und Individuen die entscheidenden Ideen und Taten ausgehen und welche organische Ursachen schließlich zur Blüte, zum Stillstand und zum Verfall einer Kultur führen.

Von diesem Gemälde einer allgemeinen Rassen- und Geistesgeschichte des Menschengeschlechts entwerfe ich hier eine Skizze von derjenigen Periode, die in der neueren Kulturgeschichte die größte Rolle gespielt hat. Italien ist auch das geeignetste Objekt für eine solche Untersuchung. Seine soziale und geistige Geschichte ist gründlich erforscht, und kein Volk Europas ist in seiner anthropologischen Struktur so genau bekannt wie das italienische. Nirgends finden wir auch so zahlreiche und vortreffliche ikonographische Hülfsmittel, Bildnisse, Büsten, Statuen, Medaillen, und nirgends eine so umfangreiche und ausgezeichnete genealogische und biographische Literatur.

Trotzdem fehlten für eine solche Untersuchung fast alle Vorarbeiten. Mehrere Fachwissenschaften, die man sonst ängstlich voneinander fern hält, mußten in engste Fühlung gebracht werden: Historie, Anthropologie, Philologie und Porträtkunde mußten zusammenwirken, um die Geschichte der Menschen, der Einrichtungen und Ideen dem Blicke des Forschers zu enthüllen. Auf dem Gebiete der italienischen Namenkunde betrat ich ein von den Germanisten vollständig unbebautes und vernachlässigtes Feld der Sprachwissenschaft. Die schwierigste Aufgabe aber war, das vielfach verborgene oder zerstreute biographische und ikonographische Material aufzufinden und zugänglich zu machen, und man wird sich schwerlich eine Vorstellung davon machen, welche Mühe es nicht selten gekostet hat, festzustellen, ob jemand blaue oder braune Augen, ob er schwarze oder blonde Haare gehabt hat. Aber

erst durch die Summierung zahlreicher Einzeltatsachen ward es möglich, in den dunkeln und verwickelten Beziehungen zwischen Rasse und Genius Klarheit zu schaffen.

* * *

Die Arbeit umfaßt vierzehn Kapitel und zerfällt in einen allgemeinen und speziellen Teil. In den ersten Kapiteln wird die anthropologische Geschichtstheorie behandelt, die Ansiedelung der Germanen in Italien, die Entwicklung der italienischen Stände und Städte, sowie der römischen Kirche, die germanischen Elemente in der italienischen Sprache, die Herkunft der berühmtesten italienischen Familien und die Wiedergeburt der Ideale.

Der Begriff der Rasse, die Lehre von den europäischen Menschenrassen, und die physiologische Begründung von der Ueberlegenheit der nordisch-germanischen Rasse werden im ersten Kapitel in allgemein verständlicher Weise erörtert. Es wird gezeigt, daß die Goten in Italien als Rasse nicht untergegangen sind, und daß die Langobarden eine totale soziale Umwälzung hervorriefen, die von Franken, Sachsen, Normannen fortgesetzt wurde, derart, daß die herrschenden Schichten Italiens im städtischen Patriziat, im Adel und in der Kirchenorganisation germanischen Ursprungs sind. Die um das Jahr 1000 beginnende Entwicklung der italienischen Städte ist dem germanischen Elemente zu verdanken, und speziell das mittelalterliche Florenz, der geistige Mittelpunkt der nachrömischen Kultur Italiens, ist eine Schöpfung der germanischen Stämme. Diese führten eine tiefgehende Umwälzung im geistigen Charakter der Italiener herbei, brachten Freiheit, Ehre und Würde wieder, welche die entartete Brut verloren hatte, und wurden zum Ausgangspunkt für die politische und geistige Wiedergeburt der Nation. Oder vielmehr: sie waren selbst die neue Nation, die nur äußerlich römische Sprache und Sitte annahm und ihr Abstammungsbewußtsein verlor; in Wirklichkeit waren es germanische Stämme, die auf fremdem Boden unter fremden Formen die angeborenen Anlagen in einer herrlichen Kulturschöpfung zur Entfaltung brachten.

Im speziellen Teil wird nachgewiesen einmal, daß die übergroße Mehrzahl der italienischen Genies germanischer Abkunft gewesen, dem blonden Typus angehörten oder ihm nahestehende Mischlinge gewesen sind; ferner, daß von einer „Renaissance" im Sinne einer Wiedergeburt des Altertums nicht gesprochen werden kann, daß vielmehr die neue Kultur als die eigenartige Schöpfung einer neuen und frischen Rassekraft aufgefaßt werden muß. Es besteht eine Kontinuität zwischen den ersten geistigen Regungen der Germanen bis zu den höchsten Schöpfungen der Renaissance, ebenso zwischen der Niederlassung der Germanen und der Produktion von Genies, welche jene Leistungen hervorbrachten. Diese doppelte Kontinuität, sowohl in psychologischer wie anthropologischer Hinsicht, ist das wichtigste Ergebnis dieser Forschungen, das für die Rassetheorie von grundlegender Bedeutung sein dürfte.

Das Verständnis und die Beweiskraft des Werkes wird unterstützt durch 117 Bildnisse berühmter Italiener, so daß der Leser durch Vergleich der Typen instand gesetzt wird, bis zu einem gewissen Grad

nachzuprüfen und sich ein eigenes Urteil zu bilden. Abgesehen davon gewährt diese Serie von Charakterköpfen eine eigenartige ästhetische Freude, zumal Selbstbildnisse berühmter Künstler und sonst künstlerisch bedeutsame oder seltene Porträts hier zum erstenmal einem größeren Kreis zugänglich gemacht werden.

Die Bevölkerungsverhältnisse in Frankreich.

Hans Fehlinger.

I.

Auf statistischen Erhebungen beruhende Angaben über die Bevölkerungszahl Frankreichs sind für das letzte Jahrhundert vorhanden; doch verdienen auch die früheren Schätzungen Beachtung, weil sie es wahrscheinlich machen, daß Frankreich im Altertum und Mittelalter dichter bevölkert war, als die meisten übrigen Gebiete Europas; so hatte es, nach den Berechnungen Belochs[1]), zur Zeit Cäsars bereits etwa sechs Millionen Einwohner; durch die Völkerwanderung wurde diese Zahl jedenfalls bedeutend vermindert. Für die Zeit Karls des Großen wird eine Bevölkerung von acht Millionen angegeben, die dann in der Blütezeit der Capetinger sich rasch vermehrte und um 1328 beiläufig 14 Millionen erreichte. Der schwarze Tod und die hundertjährigen Kriege mit England brachten einen starken Rückgang der Einwohnerzahl, so daß diese in der Mitte des 15. Jahrhunderts ohne Zweifel geringer war, als 1328; im Jahre 1560 betrug sie etwa 16, am Ende des 17. Jahrhunderts 19 bis 20 Millionen[2]).

Für 1762 wurde die Bevölkerung auf Grund spezieller Ermittelungen auf 21,8 Millionen berechnet; für 1796 beziffert man dieselbe auf ca. 26 Millionen, für 1806 dagegen auf 29 Millionen. Im Laufe des 18. Jahrhunderts scheint demnach der Zuwachs bereits ein relativ langsamerer gewesen zu sein, als z. B. in England, Preußen und Oesterreich. Schon aus damaliger Zeit wird berichtet, daß Familien mit vielen Kindern sehr selten waren[3]). Die endlosen Kriege zu Beginn des 19. Jahrhunderts verhinderten die Bevölkerungszunahme und im Jahre 1821 zählte das Gebiet, das gegenwärtig zu Frankreich gehört, bloß 29,9 Millionen Bewohner. In den folgenden Dezennien war ein kleiner Aufschwung zu bemerken[4]); 1841 stellte sich die Einwohnerzahl des heutigen Frankreich auf 33,4 Millionen, was einer durchschnittlichen jährlichen Vermehrung um 0,57 pCt. entspricht. Merklich geringer war die Zunahmerate in den nächsten 20 Jahren (1861 35,8 Millionen Einwohner), nämlich 0,36 pCt. im jährlichen Durchschnitt, sowie von 1861—1881, als sich dieselbe auf 0,26 pCt. im Jahr stellte. Die Bevölkerungszahl Frankreichs wuchs von 37672048 in

---

[1]) Zeitschrift f. Sozialw., 2. Bd., S. 505. Berlin 1899.
[2]) Allg. Stat. Archiv, 6. Bd., 2. H. Tübingen 1904.
[3]) Goldstein, Bevölkerungsprobleme. Berlin 1900.
[4]) Levasseur et Bodio, Statistique de la superficie et de la population des contrées de la terre. Bull. de l'inst. int. de Stat., Tome 12. Rom 1902.

1881 auf 38343191 in 1891 und im letzten Volkszählungsjahr (1901) auf 38961945, so daß sich eine Zunahme um 0,18 und 0,16 pCt. im jährlichen Durchschnitt dieser beiden Dezennien ergibt.

Die natürliche Bevölkerungsvermehrung war aber noch geringer, da in Frankreich die Einwanderung die Auswanderung übertrifft. Zur richtigen Erkenntnis der natürlichen Bevölkerungszunahme ist es notwendig, die Statistik der Geburten und Sterbefälle heranzuziehen. In den ersten zwei Dezennien des verflossenen Jahrhunderts betrug der jährliche Ueberschuß der Geburten über die Todesfälle 145000 oder 4,9 pro 1000 Personen der mittleren Bevölkerung, von 1821—1840 jährlich 161000 (5,0 pro 1000 Einw.), von 1841—1860 dagegen nur mehr 116000 im Jahresdurchschnitt (3,2) und 1861—1880 83000 (2,4); in den letzten 23 Jahren war der Geburtenüberschuß noch geringer, wie die folgenden Tabellen veranschaulichen[1].

Jahre	Zahl der Geburten	Zahl der Sterbefälle	Ueberschuß an Geburten	Ueberschuß an Sterbefällen
1881—85[2])	934 577	840 838	93 793	—
1886—90[2])	882 668	842 465	40 203	—
1891—95[2])	857 291	857 580	—	289
1896	865 586	771 886	93 700	—
1897	859 107	751 019	108 088	—
1898	843 933	810 073	33 860	—
1899	847 672	816 233	31 394	—
1900	827 929	853 285	—	25 988
1901	857 274	784 876	72 398	—
1902	845 378	761 434	83 944	—
1903	826 712	753 606	73 106	—

Die Totgeburten blieben hierbei unberücksichtigt. In die Zahl der Sterbefälle sind auch die im Auslande verstorbenen Franzosen einbezogen; diese Fälle werden in den Registern des letzten heimatlichen Aufenthaltsortes der Betreffenden verzeichnet. Eine Ausscheidung ist nicht durchzuführen.

Bringt man die Zahl der Geburten und Sterbefälle in Beziehung zur Bevölkerungsziffer in der Mitte der vorstehenden Perioden und Jahre, so tritt das Sinken der Geburtenhäufigkeit, ebenso wie der Rückgang der Sterblichkeitsrate deutlich hervor; es ergeben sich in dieser Beziehung die nachstehenden Resultate.

Auf je 1000 Personen kamen:

	Geburten	Sterbefälle	Geburten-Ueberschuß
1881—85	24,7	22,3	2,5
1886—90	23,1	22,0	2,1
1891—95	22,3	22,3	—
1896	22,5	20,0	2,4
1897	22,2	19,4	2,8
1898	21,8	20,9	0,9
1899	21,9	21,1	0,8
1900	21,4	21,9	—[3])
1901	22,0	21,1	1,9
1902	21,7	19,5	2,1
1903	21,1	19,2	1,9

[1]) Vergl. Annuaire statistique. Herausgegeben vom Office du Travail et Statistique Générale. Jahrg. 1903.

[2]) Jährlicher Durchschnitt.

[3]) Ueberschuß der Sterbefälle pro 1000 der Bevölkerung 0,7.

Wenn von den ganz unbedeutenden Schwankungen in den einzelnen Jahren abgesehen wird, so ist das Sinken der Geburtenfrequenz in diesen Zahlen klar ausgedrückt.

Die in Frankreich im Vergleich mit manchen andern Ländern geringere Sterblichkeit hat zum Teil wieder ihre Ursache in der geringen Geburtenfrequenz, da unter den Säuglingen die Sterblichkeit überall weit größer ist, als in den höheren Altersklassen. Die Sterblichkeitsrate der Kinder unter einem Jahr ist dabei in Frankreich größer (1893—1902: 158 von 1000 Geborenen) als in Belgien, Großbritannien-Irland, den Niederlanden, der Schweiz, Dänemark und Schweden-Norwegen.

Die eingewanderte Bevölkerung (naturalisierte und nichtnaturalisierte Ausländer) nahm in Frankreich in der Periode 1851—1881 um 155 pCt., und von da bis 1901 um 30 pCt. zu; die Bevölkerungszunahme ist durch die Einwanderung verhältnismäßig stark beeinflußt. Insgesamt waren im Jahre 1901 1,3 Millionen Eingewanderte in Frankreich ansässig, wogegen in anderen Ländern Europas und der übrigen Erdteile bloß über eine halbe Million Franzosen ermittelt wurden.

Die natürliche Zunahme der Bevölkerung betrug in Frankreich während der Periode 1893—1902 1,2 pro 1000 Einwohner, dagegen in den Niederlanden 14,7, in Norwegen 14,5, im Deutschen Reich 14,4, in Dänemark 13,4, Rumänien 12,2, England und Wales 11,8, Ungarn 11,6, Oesterreich 11,4, Schweden und Italien 10,9, Belgien 10,6, in der Schweiz 9,7, in Spanien 6,0 und in Irland 5,1; sie ist also in Irland — wohl dem ärmsten Land Europas — noch viel rascher als in Frankreich.

Die Quote der auf je 100 männliche entfallenden weiblichen Personen ist in Frankreich etwas geringer als in den meisten anderen Staaten Europas; sie beträgt 101, gegen 103 im Deutschen Reich, 104 in Oesterreich, 105 in Großbritannien-Irland, sowie in Dänemark usw. Doch ist in Ländern mit bedeutender natürlicher Volkszunahme, z. B. in Italien und Rumänien, die Zahl der weiblichen Personen sogar geringer als jene der männlichen. Die Frauen in gebärfähigem Alter von 15 bis 45 Jahren nahmen in Frankreich im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts von 8,3 auf 8,8 Millionen zu. Auf je 100 weibliche Personen dieser Altersklassen entfielen im Durchschnitt von 1895—96 in 54 Departements weniger als 10 Geburten. In den folgenden Departements war die Geburtenzahl eine besonders geringe, und zwar: Charente-Inférieure und Côte-d'Or 8,4 auf je 100 Frauen in gebärfähigem Alter, Haute Garonne 7,8, Gers 7,0, Gironde 7,5, Lot-et-Garonne 6,7, Maine-et-Loire 8,1, Orne 7,9, Puy-de-Dôme 8,2, Rhône 7,1, Seine 8,0, Tarn-et-Garonne 7,8, Var 8,4, Jonne 8,2; die meisten hiervon sind agrarische Gebiete.

Die Eheschließungen haben in den letzten 25 Jahren im Verhältnis zur Bevölkerungszahl weder stetig zu- noch abgenommen; auf 1000 Einwohner kamen 1879—83 7,5 Trauungen, 1884 7,6, 1885 7,5. Von 1886 ab bis 1890 war allerdings ein Rückgang zu merken; es kamen auf die gleiche Einwohnerzahl 1886 7,4, 1887—88 je 7,2, 1889 7,1, 1890 7,0 Trauungen; seither blieb die Proportion der Eheschließungen in keinem Jahre unter 7,4; das Maximum von 7,8 wurde 1901 verzeichnet.

Im Durchschnitt des Dezenniums 1893—1902 war die relative Zahl der Eheschließungen in Ungarn, dem Deutschen Reich, Belgien,

Oesterreich, Spanien, England-Wales, sowie Rumänien höher als in Frankreich, in den übrigen europäischen Ländern[1]) aber geringer; trotzdem weisen diese durchaus keinen Bevölkerungsstillstand auf. Die Ehescheidungen nehmen zu; doch kann diese Erscheinung, in ihrem gegenwärtigen Umfange, keinen beträchtlichen Einfluß auf die Gestaltung der Volkszahl ausüben.

In den agrarischen Teilen Frankreichs ist die Bevölkerungsdichtigkeit in fortwährender Abnahme begriffen; der ganze Zuwachs kommt den Städten zugute. Dies ist eine speziell französische Eigentümlichkeit, die keineswegs anderen Industrieländern gemein ist, wenn auch in diesen die städtische Bevölkerung rascher zunimmt; das ist selbst in solchen Staaten der Fall, die nicht zu den eigentlichen Industrieländern gerechnet werden dürfen. Dänemark kann hierfür als Beispiel gelten[2]). In den agrarischen Gebieten Frankreichs kamen 1876 36 Einwohner, 1901 32,5 Einwohner auf den Quadratkilometer, während von der ganzen Bevölkerung in diesen Jahren 69 und 73 auf dieselbe Flächeneinheit entfielen.

In einigen Departements hat während des 19. Jahrhunderts die Bevölkerungsdichtigkeit besonders rasch abgenommen; z. B. in Eure, Orne, Basses-Alpes, Lot-et-Garonne und Tarn-et-Garonne um mehr als je 10 pCt. Die Zahl der Departements mit Geburtenüberschuß nahm beständig ab[3]), und zwar von 77 in der Periode 1836—45 auf 58 in 1856—65 und 38 von 1896—1901. Im Durchschnitt der Jahre 1866 bis 1872 hatten nur 15 Departements einen Geburtenüberschuß, was als eine Folge des deutsch-französischen Krieges zu betrachten ist. Turquan weist nach, daß in 10 von 2901 Kantonen die Geburtenhäufigkeit nur bis zu 10, in 843 11—20 und in den übrigen mehr als 20 pro 1000 Einwohner betrug.

Wie sehr gerade in agrarischen Gebieten die Entwicklung der Bevölkerung zu wünschen übrig läßt, geht daraus hervor, daß von den 564 Kantonen der 18 Departements des südwestlichen Frankreich nur 186 einen Geburtenüberschuß aufwiesen; in 17 von diesen Departements überwiegt nach Goldstein[4]) das landwirtschaftliche Element.

Vergleicht man die Gebiete mit einer Bevölkerungsabnahme und die mit einer nur geringen Zunahme einerseits mit jenen, in welchen das Wachstum relativ bedeutend ist, so resultiert, daß in den zuerst genannten mit wenigen Ausnahmen der Ackerbau überwiegt. In den Departements, welche zufolge der letzten Berufszählung eine mindestens zu 65,8 pCt. agrarische Bevölkerung hatten, betrug die Zunahme der Einwohnerzahl im 19. Jahrhundert nur 14 pCt., dort aber, wo nur 20—31,5 pCt. der Bevölkerung dem Ackerbau obliegen, in derselben Zeit 98 pCt. Die übrigen Departements nehmen eine Mittelstellung ein.

Innerhalb der größeren Verdichtungsdistrikte finden wir kleine Gebiete, wo die Bevölkerung abnimmt, ebenso innerhalb der Entvölkerungsdistrikte im großen wieder kleine Gebiete mit einer Volksvermehrung. Auffallend ist, daß außer in Zentralfrankreich, in der

---

[1]) Mit Ausnahme Rußlands, bezüglich dessen dem Verfasser keine Daten vorliegen.
[2]) Petermanns Mitteilungen, 1892, S. 59.
[3]) Turquan, Contribution à l'étude de la population. Lyon 1902.
[4]) Bevölkerungsprobleme. Berlin 1900.

Bretagne, ferner an den Grenzen Belgiens und Deutschlands, Gebiete mit einer mehr bedeutenden Volkszunahme hervortreten. Welche Gründe hierfür maßgebend sind, läßt sich nicht mit Bestimmtheit sagen; es bedarf, um die regionalen Eigenheiten richtig zu beurteilen, noch eingehender und mühsamer Forschung.

II.

Die ganze Mannigfaltigkeit der teils in gleicher Richtung, teils gegeneinander wirkenden Ursachen der Bevölkerungsbewegung ist schwer zu erfassen, weil das aus genau differenzierenden Beobachtungen allein zu gewinnende Material gegenwärtig noch nicht in solcher Fülle vorhanden ist, als nötig wäre, namentlich soweit es sich um die Statistik nach Wohlstandsschichten handelt. Die meisten Erklärungsversuche des französischen Bevölkerungsproblems beruhen auf Verkennung der Tatsachen und entbehren der Beweiskraft.

Bereits im 18. Jahrhundert und noch in neuerer Zeit ist die Meinung ausgesprochen worden, daß die Landflucht verderbliche Wirkungen auf die Volksvermehrung habe, z. B. von Bertillon (Vater), Dumont, Piot, Cauderlier und anderen. Der berühmte Demograph Bertillon nennt die Großstädte eine für die moralische wie die physische Gesundheit unheilvolle Ansammlung. Das Anwachsen der Großstädte trat jedoch in den letzten Jahrzehnten viel weniger hervor als die Verlangsamung der Bevölkerungsvermehrung; zudem ist die großstädtische Bevölkerung in Frankreich absolut wie relativ weniger zahlreich und ihre Vermehrung langsamer als in England und Deutschland.

Als eine der vermeintlichen Ursachen des Bevölkerungsstillstandes wird auch das Streben der Frauen nach wirtschaftlichen und politischen Rechten angesehen[1]). Die Vertreter dieser Ansicht vergessen dabei, daß Völker, welche der Frau eine weniger untergeordnete Stellung zuweisen, die Amerikaner und Engländer, sich kräftig entwickelt haben und keine Anzeichen der Decadence erkennen lassen[2]). Die geistig hochstehenden Frauen negieren nirgends, auch nicht in Frankreich, die Mutterpflicht.

Die vielfach empfohlenen Maßnahmen, welche — nötigenfalls unter Anwendung von Zwangsmitteln — zur Vermehrung der Eheschließungen führen sollten, wären, wenn verwirklicht, kaum geeignet, das Bevölkerungswachstum erheblich zu beschleunigen. In Frankreich ist die Proportion der Verehelichten zur Gesamtbevölkerung nicht unternormal und trotzdem ist die Volkszunahme geringer als in Staaten, wo die relative Zahl der jährlich geschlossenen Ehekontrakte, wie auch die Quote der Verheirateten überhaupt, hinter den französischen Ziffern zurückbleiben. Das mittlere Heiratsalter der Franzosen ist nicht höher als in den Nachbarstaaten und der Prozentsatz der verehelichten Frauen, die das dreißigste Lebensjahr noch nicht überschritten haben, ist sogar bedeutender als in Preußen, England und Belgien. Auffallend erscheint

[1]) Dumont, Dépopulation et Civilisation. Paris 1901.

[2]) Die zur Untersuchung der Entartungserscheinungen in Großbritannien eingesetzte kgl. Kommission hat keinen physischen Niedergang des britischen Volkes nachweisen können. Vergl. Report of the Royal Commission on Physical Deterioration. London 1904 (3 Bände), sowie Polit.-Anthropol. Revue, 3. Bd., Heft 8, 1904.

dabei, daß manche Gegenden Frankreichs, wo das Heiratsalter höher ist als im Durchschnitt, eine hohe Geburtenhäufigkeit aufweisen; es sei da nur die Bretagne erwähnt.

Oftmals hat man auf die Zunahme des Alkoholmißbrauches als eine besondere Ursache des Bevölkerungsstillstandes hingewiesen. Heute steht Frankreich im Spirituosengebrauch mit 18,21 Litern auf Kopf und Jahr sogar weit über dem in dieser Beziehung verrufenen Belgien, wo ungefähr 8 Liter auf den Kopf entfallen. In der Pariser Irrenanstalt Sainte-Anne kommen auf 100 männliche Geisteskranke 30, auf 100 weibliche 9 Trunksüchtige. In der Normandie trinken die Frauen nicht allein wie die Männer, sondern verabreichen auch ihren Kindern schon Branntwein. Daß unter solchen Verhältnissen auch die Kindersterblichkeit, die Zahl der Fallsüchtigen, Schwächlinge usw. stets zunehmen muß, liegt auf der Hand. In dem der Trunksucht besonders ergebenen Departement Nieder-Seine ist die Zahl der Militär-Dienstuntauglichen in 10 Jahren von 6 pCt. auf 27 pCt. gestiegen. Unleugbar trägt der Alkoholmißbrauch zur körperlichen Depravation des Menschen bei, allein es scheint unzulässig, ihn als eine Hauptursache des Bevölkerungsstillstandes anzusehen. Auch in anderen Ländern ist die Trunksucht wahrlich nicht wenig verbreitet und dennoch sind die Ehen, bei den meisten sozialen Schichten, insbesondere bei den ärmsten Bevölkerungsklassen, überaus fruchtbar.

Das Bestreben der französischen Bauern, die Zerstückelung des ländlichen Besitzes zu verhindern, auf welches zahlreiche französische sowie deutsche Autoren[1]) verweisen, hat zweifellos auf die Beschränkung der Kinderzahl Einfluß, denn gerade in solchen Departements, die von einer wohlhabenden Bauernschaft bewohnt werden, ist die Zahl der Geburten eine geringe, während man dort, wo die unselbständigen landwirtschaftlichen Arbeiter im Verhältnis zu den Besitzern stark vertreten sind, ein langsameres Abnehmen der Geburtenhäufigkeit findet, als in Gebieten, wo die selbständigen Landwirte einen größeren Prozentsatz der Einwohner darstellen.

Dr. Prinzing[2]) zieht zur Erklärung des Bevölkerungsstillstandes ebenfalls den Umstand heran, daß man das Erbe nicht einer großen Teilung aussetzen will; daneben sollen aber auch moralische Faktoren berücksichtigt werden: die französische Familie will durch das Aufziehen der Kinder in ihrer Bequemlichkeit, in ihren gesellschaftlichen Beziehungen, nicht gestört sein.

Die ökonomische Lage kann, wie von Mayr hervorhebt, in sehr verschiedenartiger Weise auf die Gestaltung der Bevölkerungszahl wirken; z. B. bei naiver sozialer Auffassung, die von zahlreichen Kindern eine Erleichterung der Bedürfnisbefriedigung erwartet, als Quelle der Geburtenvermehrung, bei fortgeschrittener Civilisation und höheren Ansprüchen an die Lebenshaltung dagegen als Anlaß reservierten Verhaltens bei der Kinderzeugung.

Von allen Statistikern und Soziologen, die in der jüngsten Zeit die französischen Bevölkerungsprobleme behandelten, hat Cauderlier[3])

---

[1]) Bebel, Die Frau. 27. Auflage. Stuttgart 1897.

[2]) Allg. Stat. Archiv, 6. Bd. Tübingen 1904.

[3]) Cauderlier, G., Les lois de la population en France, avec atlas de démographie statique et dynamique. Paris 1902.

die meiste Aufmerksamkeit erregt, welcher seine Bevölkerungsgesetze in dem Werke „Les lois de la population en France“ ausführlich klarlegt. Er gelangt zu dem Schluß, die Abgleichung der Bedürfnismenge und der Gütermenge beeinflussen in dem Sinne die Bevölkerungsbewegung, daß der Ueberschuß der Bedürfnisse eine Bevölkerungsabnahme, der Ueberschuß der Gütermenge dagegen eine Bevölkerungszunahme veranlasse. Die Größe einer Bevölkerung wird durch die Leichtigkeit bestimmt, mit welcher die Bedürfnisse zu befriedigen sind; der Fortschritt der Civilisation hat dieselben aber in einem solchen Maße gesteigert, daß zu deren Befriedigung die neuen Erwerbsquellen in Frankreich nicht ausreichen. Die Zahl der Eheschließungen nimmt nach Cauderliers Ansicht zu, wenn die Beschaffung des Lebensunterhalts erleichtert wird, was er an dem Verhältnis zwischen der Zahl der Trauungen in Perioden des Aufschwungs und der industriellen Krisen nachweist; ebenso bedingen günstige ökonomische Zustände ein rascheres Sinken der Sterblichkeit. Der fortschreitenden Verstadtlichung der Kultur wird eine ungünstige Wirkung auf die Gestaltung der Geburtenhäufigkeit zugeschrieben und der Standpunkt eingenommen, die Fruchtbarkeit wäre bei allen Völkern die gleiche, wenn ihnen dieselben wirtschaftlichen Existenzbedingungen zugute kämen. Dies wird jedoch dadurch widerlegt, daß in einigen Ländern, deren Bewohner unter recht ärmlichen Verhältnissen leben, die Fruchtbarkeit eine viel größere ist als in Frankreich.

Die Theorien Cauderliers sind allgemein auf Widerspruch gestoßen. Doch sind seine Forschungen nicht so wertlos als man sie manchmal hingestellt hat, insoweit als er nachweist, daß der „verfeinerten Civilisation“, den gesteigerten Lebensansprüchen, eine bedeutende Rolle in der Gestaltung der Bevölkerung zufällt, sowie daß diese und die ökonomische Struktur eines Landes in engen Beziehungen zueinander stehen.

Im allgemeinen einen gleichen Standpunkt wie Cauderlier vertritt Goldstein[1]), nämlich daß die Grundursache, welche das Wachstum der Bevölkerung beeinflußt, die Gestaltung der wirtschaftlichen Bedingungen ist; er sagt, jede Epoche der gesellschaftlichen Entwicklung hat ihre eigenen Bevölkerungsgesetze und die Bevölkerungskapazität der Kulturländer wird in der neueren Zeit durch die Höhe der Entwicklung der Großindustrie bedingt. In Frankreich hat die Hochschutzzollpolitik und ihre Folgeerscheinungen den wirtschaftlichen Aufschwung nicht bloß verhindert, sondern geradezu einen Rückgang hervorgerufen. Das Problem wird in einigen Worten folgendermaßen gekennzeichnet: Der Bevölkerungsstillstand ist der Ausdruck des Widerspruches zwischen der Produktionsweise, welche der Modernisierung zustrebt und der auf Erhaltung überkommener Formen gerichteten Wirtschafts- und Sozialpolitik Frankreichs. Goldstein sieht voraus, daß die Begünstigung der Entwicklung der Großindustrie die ländliche Bevölkerung und den städtischen Mittelstand zur Erhöhung der Kinderzahl wirklich veranlassen werden, denn hierdurch würde eine Nachfrage nach Ingenieuren, Werkmeistern usw. geschaffen und der bäuerlichen wie

---

[1]) J. Goldstein, Bevölkerungsprobleme und Berufsgliederung in Frankreich. Berlin 1900.

der gewerblichen Mittelstandsbevölkerung weite Erwerbsgebiete für ihre Kinder erschlossen.

Alle ernsten Forscher sind darüber einig, daß die Ursachen des raschen Rückganges der Geburtenfrequenz in Frankreich genereller und tiefgehender Natur sein müssen, weil sie die ganze Nation mehr oder minder betreffen; mit Palliativen kann nicht abgeholfen werden, weil die Ursachen im Wesen der französischen Civilisation selbst liegen, denn außerhalb der Landesgrenzen ist die gleiche Erscheinung nicht mehr zu beobachten.

In diesem Zusammenhang ist es beachtenswert, daß Dr. Prinzing[1]) auf die Wichtigkeit der Berücksichtigung der Rassenanlage bei der Behandlung des Bevölkerungsproblems verweist. Die Tatkraft ist bei den einzelnen Rassen verschieden. Beispiele einer weiten Ausbreitung infolge eines stark entwickelten Handelssinnes sind die Phönikier, die Griechen und Juden. Die Einfälle der Germanen ins Römerreich, die Züge der Hunnen, der Araber usw., sind dem Tatendurst und Unternehmungsgeist ehrgeiziger Heerführer zuzuschreiben und heute hat die nordische Rasse infolge ihrer Energie und Intelligenz alle andern an Ausdehnung und Macht überflügelt. Mit der Machtentfaltung eines Volkes ist auch dessen Zahl stets gewachsen, während die Nachbarvölker nur langsamer zu folgen vermochten.

Die Schaffenskraft einer Nation ist in erster Linie bestimmend für deren numerische Ausbreitung; durch sie wird auch der „Nahrungsspielraum“ erweitert. Der Mangel an Energie ist ein Charakterzug, der sich in Frankreich deutlich ausgeprägt hat und in dem Zurückbleiben der wirtschaftlichen Entwicklung seinen Ausdruck findet. Die inneren Konflikte haben viel dazu beigetragen, daß die Kraft der Nation erlahmte und auf dem Felde des geistigen Schaffens gleichfalls der Mangel an Harmonie hervorleuchtet.

III.

Es wird von keiner Seite in Abrede gestellt, daß die ökonomischen Zustände auf die abnorm niedrige Geburtenziffer in Frankreich von Einfluß sind; doch ist die Annahme kaum berechtigt, daß wirtschaftliche Momente allein maßgebend sein können. Zur Erkenntnis des Bevölkerungsproblems in Frankreich sind noch andere Umstände zu berücksichtigen, auf deren Bedeutung für die Zukunft des Menschengeschlechtes namentlich deutsche Forscher hingewiesen haben, die aber von den Franzosen selbst bis nun nicht entsprechend gewürdigt wurden.

Die exzessive Entwicklung des Gehirns hat beim Menschen eine viel größere Anpassung an die äußeren Lebensbedingungen ermöglicht, als bei irgend einer anderen Art. Unter gewissen äußeren Bedingungen erweist sich jedoch diese exzessive Bildung, wie Dr. Schallmayer[2]) hervorhebt, als ein die Fortpflanzung gefährdendes Produkt und dann greift die Personalselektion ein, wenn auch nicht mit der Waffe des Todes, sondern mit jener der freiwilligen Unfruchtbarkeit. Dies tritt besonders bei den modernen Kulturvölkern ein,

[1]) Allg. Statist. Archiv, 6. Bd., 2. H. Tübingen 1904.
[2]) Archiv f. Rassen- u. Ges.-Biologie, 2. Bd., 2. H. Berlin 1905.

bei welchen die Zahl der Frauen mit deformem Becken eine überaus große ist. Die hierdurch bedingte Unfähigkeit der Frauen zu gebären, hat Dr. Woltmann[1]) in dieser Zeitschrift bereits behandelt und dabei bemerkt, daß die angeführte Entartungserscheinung, die von einer Generation auf die andere übergeht, wenn sie einen gewissen Grad erreicht, die Rasse dezimieren kann. Dr. Graßl[2]) vertritt zwar die Meinung, die Zunahme der künstlich entbundenen Gebärenden sei kein Beweis, daß die Unfähigkeit der Frauen zu gebären gleichfalls zunehme, sondern er sieht die Ursache der Vermehrung der künstlichen Geburten in der gesteigerten Heranziehung ärztlicher Hülfe, die durch soziale Verhältnisse zu erklären sei. Ohne den streng wissenschaftlichen Charakter der Arbeit Dr. Graßls anzuzweifeln, ist aber doch wohl die Bemerkung am Platz, ob dabei nicht Ursache und Wirkung verwechselt werden.

Doch soll hierauf nicht weiter eingegangen werden, sondern ich will nur bemerken, daß neben wirtschaftlichen Gründen, wie sie u. a. Cauderlier und Dr. Goldstein geltend machen, zur Erklärung der freiwilligen Unfruchtbarkeit und der Beschränkung der Kinderzahl allenthalben die Sorge um die Erhaltung des Lebens der Frau in Betracht kommt.

Wohl kann eingewendet werden, warum denn gerade in Frankreich die Degeneration der Frau weiter fortgeschritten sein soll als sonstwo und warum gerade hier die Frucht vor dem Zugrundegehen der Mutter eine Herabminderung der Geburtenzahl zur Folge hat. Das zur Erklärung dieser Frage notwendige Tatsachenmaterial zu sammeln, ist Aufgabe der Aerzte.

Besonders lohnend wäre es namentlich, in verschiedenen Ländern bei denselben sozialen Schichten die Fälle zu ermitteln, in welchen bei der ersten Geburt die Heranziehung ärztlicher Hülfe notwendig wird.

Es gilt, der Gefahr, welche den Kulturvölkern droht und sich in dem Rückgang der Geburtenhäufigkeit äußert, in Zukunft mehr Aufmerksamkeit zuzuwenden, als bis jetzt. Bedrohlich ist der Bevölkerungsstillstand gegenwärtig nur in Frankreich, denn der geringe Geburtenüberschuß kommt fast gar nicht in Betracht; aber auch in anderen Staaten ist bereits ein geringes, jedoch ganz unverkennbares Sinken der Geburtenrate festgestellt.

Krankheit und Ehe.

Dr. Georg Lomer.

Die Beziehungen zwischen Krankheit und Ehe sind so zahlreich und verschiedenartig, daß es fast ein Wagnis erscheint, sie in einem noch so umfangreichen Werke erschöpfend darlegen zu wollen. Wenn gleichwohl ein Mann von der wissenschaftlichen Bedeutung

[1]) Polit.-Anthropol. Revue, 2. Bd., 7. H. Eisenach 1902.
[2]) Allg. Stat. Archiv, 2. Bd., 2. H. Tübingen 1904.

H. Senators[1]) den Versuch unternommen hat, in gemeinsamer Arbeit mit S. Kaminer diese Beziehungen klarzulegen, so ist dieser Versuch um so dankenswerter, als er — unterstützt durch die Mitarbeiterschaft vieler hervorragender Aerzte — völlig gelungen erscheint.

Ist es doch ein ganz Neues, an das von juristischer und ethisch-religiöser Seite so viel erörterte Eheproblem auch einmal von medizinisch-naturwissenschaftlicher Seite heranzugehen[2]). Die Ehe ist teils als unmittelbare Krankheitsursache und intime Uebertragungsmöglichkeit für Krankheiten, teils durch die Fährlichkeiten des Geschlechtsverkehrs an sich, — wozu dann noch, als für den Staat wohl wichtigster Faktor, ihre Bedeutung für Leben und Gesundheit der Nachkommenschaft kommt, — von so eminenter Wichtigkeit, daß eigentlich für die Eingehung jedes einzelnen Ehebündnisses eine ärztliche Begutachtung am Platze wäre. „Mindestens ebenso, wie etwa bei der Einschulung der Kinder und der Beaufsichtigung der Schulen, oder wie bei der Aufnahme von Personen in eine Lebensversicherung.“ Es mag dabei dahingestellt bleiben, ob sich diese Begutachtung, — wie R. Eberstadt[3]) will, — in der Weise praktisch äußern sollte, daß vor Eingehung der Ehe jeder Teil dem anderen einen „Ehegesundheitsschein“ vorzulegen verpflichtet wäre, in welchem einfach negative und positive ärztliche Befunde vermerkt sind, — oder ob, wie andere Autoren vorschlagen[4]), für ganz bestimmte Fälle direkt gesetzliche Heiratsverbote geschaffen werden sollten. Der Endzweck beider Teile ist der gleiche, nämlich eine durchgreifende Sanierung der Ehe in statu nascendi. Doch über die besten Mittel und Wege, um dieses Ziel zu erreichen, gehen die Meinungen noch recht weit auseinander.

Zweifellos ist, wie M. Gruber[5]) näher ausführt, die monogame Dauerehe, welche schon durch das Zahlenverhältnis der beiden Geschlechter als das Naturgemäße erscheint, die hygienisch beste Form für die Befriedigung des Geschlechtstriebes. Die durchschnittliche Lebensdauer, insbesondere der Männer, wird durch die Ehe nachgewiesenermaßen verlängert, während dies für die Frauen erst dann gilt, wenn sie nicht mehr den Gefahren des Gebärens ausgesetzt sind, also etwa vom 40. Lebensjahre ab. Dieser Vorzug gründet sich einerseits auf das regelmäßigere, geordnetere, mehr vernunftgemäße Leben der Verheirateten, anderseits auf eine gewisse — wenn auch heute noch unzulängliche — bei der Verheiratung stattfindende Auslese der Individuen. Diese Auslese muß in Zukunft eine viel zielbewußtere werden. Zu große Jugend (Mutter unter 20, Vater unter 24 Jahren) und ebenso zu hohes Alter (über 40 bezw. 50 Jahre) sind einer kräftigen Nachkommenschaft nicht günstig. Aus dem gleichen Grunde sind Frauen mit schlecht entwickelten Brüsten und Hüften von der Ehe

---

[1]) „Krankheiten und Ehe. Darstellung der Beziehungen zwischen Gesundheitsstörungen und Ehegemeinschaft. In Verbindung mit zahlreichen Aerzten (folgen die Namen) bearbeitet und herausgegeben von Geh. Medizinalrat Prof. Dr. H. Senator und Dr. med. S. Kaminer.“ J. F. Lehmann, München, 1904. 3 Abteil., 857 S. Preis gebunden Mk. 20.

[2]) Allgemeiner Teil. I. Einleitung von H. Senator, S. 1—12.

[3]) Dritte Abteilung. XXVII. Rud. Eberstadt. Die sozialpolitische Bedeutung der sanitären Verhältnisse in der Ehe.

[4]) Siehe weiter unten.

[5]) II. M. Gruber. Die hygienische Bedeutung der Ehe. S. 13—25.

auszuschließen. Die kräftigsten Kinder pflegen nach den bisherigen Erfahrungen das dritte und vierte zu sein. „Man sollte jedoch nicht mehr Kinder erzeugen, als man zu ernähren und aufzuziehen voraussichtlich imstande sein wird."

Der Erblichkeit vieler Krankheiten[1]) fällt für die Eheschließung selbstverständlich eine besonders wichtige Rolle zu. „Zweifellos ist die Mehrzahl der angeborenen Krankheiten jedoch nicht hereditär." J. Orth geht sogar so weit zu behaupten, daß es „wahrscheinlich überhaupt keine erblichen Krankheiten gibt". Was vererbt wird, ist vielmehr lediglich die Prädisposition, die Anlage zur Erkrankung. Hierfür ist sehr wichtig, daß die Eltern sich weder allzu gleich sind — Inzucht! — noch auch zu verschieden voneinander (— verschiedene Rassen! —). „Die Tierversuche zeigen, daß je verschiedener nach ihrer Herkunft die Keimstoffe sind, um so ungeeigneter sie sind, einen gesunden lebenskräftigen, selbst wieder fortpflanzungsfähigen Bastard zu erzeugen. Diese Bastarde sind infolge der Zweirassigkeit pathologisch veranlagte Gebilde. Wahrscheinlich kommen aber solche auch bei gleichrassigen Vereinigungen vor als das Resultat der Kopulation ungeeigneter Keimzellen." — Die Vererbungstendenz des männlichen und des weiblichen Keimstoffes sind nur theoretisch einander gleich. In Wahrheit ist ihre Vererbungskraft eine sehr ungleichmäßige, nicht nur im ganzen, sondern auch in bezug auf verschiedene Körperteile desselben Geschlechtes. Kurz zusammengefaßt sind die theoretischen Grundlagen der Vererbung nach J. Orth folgende: „Eigenschaften, welche aus der Kontinuität des Keimplasmas abzuleiten sind, sind ererbte und vererbbare Eigenschaften; was durch primäre Variation des Keimplasmas entstanden und demnach erst im Nachkommen in die Erscheinung getreten ist, ist indirekt erworben und kann vererbt werden. Was eine sekundäre, aber gleichartige Variation des Keimplasmas hervorruft, nachdem es zuerst am Soma[2]) der gleichen Generation auftrat, ist erworben und kann vererbt werden. Dagegen können erworbene Eigenschaften des Soma, welche nicht eine gleichartige Variation des Keimplasmas bewirken, unmöglich vererbt werden. Das scheint für alle Verstümmelungen äußerer und oberflächlicher Teile zuzutreffen."

Viel ist auch über die Ehe blutsverwandter Elemente[3]) diskutiert worden. Aus allem, was wir heutzutage darüber wissen, geht hervor, daß eine solche Ehe einerseits, — dem Gesetze der Inzucht folgend, — zur Fixierung guter Eigenschaften von Vorteil sein kann. Anderseits aber ist auch die Möglichkeit gegeben, daß zwei schädliche Anlagen, welche bei dem Elternpaar wegen zu geringer Intensität nicht bemerkt wurden, in der Nachkommenschaft kumulativ hervortreten und ihre Degeneration zur Folge haben. Dieser modernen Erkenntnis schließt sich auch F. Kraus an. Er meint, daß aus diesem Grunde ganz allgemein eine Ehe unter Blutsverwandten zu widerraten sei, und daß

---

[1]) III. J. Orth. Angeborene und ererbte Krankheiten und Krankheitsanlagen. S. 26—55.

[2]) Unter „Soma" ist die Summe sämtlicher Körperzellen, abzüglich der Keimzellen, zu verstehen.

[3]) IV. F. Kraus. Blutsverwandtschaft in der Ehe und deren Folgen für die Nachkommenschaft. S. 56—88.

jene arabische Ueberlieferung zu Recht bestehe, welche lautet: „Heirate unter Fremden, damit du keine schwache Nachkommenschaft zeugst!"

Ganz besondere Beachtung verdient dieser Satz, wenn es gilt, eine Rasse in einem fremden Lande zu naturalisieren bezw. zu akklimatisieren. Hierüber gibt W. Havelburg[1]) interessante Anhaltspunkte: — Erst dann ist eine Rasse akklimatisiert, wenn sie im neuen Lande körperlich gedeiht und sich so fortpflanzt, daß die Zahl der Geburten die der Todesfälle übertrifft. Am schwersten ist dies Verhältnis bei einer Ortsveränderung von Norden nach Süden zu erzielen. Ein Umstand, der z. B. für die Tropenbesiedelung durch weißrassige Menschen von größter Bedeutung ist. Für die germanische Rasse ist, nach den bisherigen Ergebnissen, das Alter vom 23.—40. Lebensjahre am besten für die Akklimatisation disponiert. Für die romanische Rasse schon vom 16. Jahre ab.

Sehr oft scheitert die Akklimatisation der europäischen Rasse an der geschlechtlichen Untüchtigkeit der Frauen. Denn während einerseits das Geschlechtsbedürfnis, — besonders beim Manne, — ein stärkeres wird, sind viele Frauen den ungewohnten Verhältnissen der Tropen nicht gewachsen. Sie haben häufig Fehlgeburten, und „es gehört zur Regel, daß die jungen Mütter die Milch verlieren". (Also auch hier zeigt sich der Mann als das variablere, die Frau als das stabilere Element!) So kommt es, daß der weiße Mann, — will er sein Geschlecht im tropischen Lande dauernd seßhaft machen, — auf die Kreuzung mit eingeborenen Frauen angewiesen ist. Die aus solchen Mischungen sich ergebende Nachkommenschaft erhält sich lebenskräftig und führt schließlich zur Bildung bestimmter Typen. Am besten akklimatisationsfähig haben sich von allen Europäern noch die süd-europäischen Nationen erwiesen, die Spanier, Portugiesen, Malteser, Italiener und Levantiner. Indessen sind auch sie in den Kolonien umfangreiche Mischungen mit den Eingeborenen eingegangen, so daß z. B. die heutigen „legitimen" Kubaner, Mexikaner, Venezolaner, Brasilianer, Chilenen usw. keineswegs mehr spanisches oder portugiesisches Vollblut sind.

Die Engländer und Holländer ihrerseits haben ihre Tropenkolonien immer mehr vom Gesichtspunkte des ergiebigen Besitzes und der Nutzbarmachung für das Mutterland behandelt, als zum Zwecke der Ansiedlung ihres Volksüberschusses.

Die Gefahren der Tropen als solche liegen zunächst in der erhöhten Reizbarkeit und größeren Schlaffheit des gesamten Nervensystems, sodann in der verderblichen Wirkung des Alkoholgenusses und in Zirkulations- und Verdauungsstörungen verschiedenster Art. Dazu kommen noch die Infektionskrankheiten, unter welchen die Malaria obenan steht. Eine der häufigsten Konsequenzen dieser Krankheit ist die Unfruchtbarkeit der Frauen und eine enorm hohe Kindersterblichkeit. Leider befindet sich eine rationelle Chininbehandlung an den gefahrdrohenden Orten selbst noch in den Anfängen und stößt auch auf zahllose Schwierigkeiten. Es ist jedoch wohl sicher, daß die mächtig voranschreitende moderne Hygiene einmal imstande

[1]) V. W. Havelburg. Klima, Rasse und Nationalität in ihrer Bedeutung für die Ehe. S. 89—144.

sein wird, alle derartigen sanitären Hindernisse aus dem Wege zu räumen. Erst wenn dies geschehen ist, wird sich überhaupt sagen lassen, ob die Fortpflanzung reiner weißer Rassen in den Tropen möglich ist. Bis dahin wird die Vermischung das Erstrebenswerteste bleiben. Die frühere Ansicht, daß die Bastarde verschiedener Rassen unfruchtbar seien, ist ja längst völlig widerlegt.

Spielen Ehe und Geschlechtstrieb, wie wir sahen, bei Besiedlung und Nutzbarmachung ferner Länder eine geradezu ausschlaggebende Rolle, so sind die sexuellen Verhältnisse auch bei Eheschließungen in der hochkultivierten Heimat von größter Bedeutung. Gehen doch viele Brautleute in absoluter Unkenntnis der wichtigsten hygienischen Verhaltungs- und Vorsichtsmaßregeln in die Ehe hinein. P. Fürbringer[1]) gibt uns in dieser Richtung eine Reihe ärztlich erprobter Vorschriften, aus welchen hier nur folgende hervorgehoben seien: Als Zeit des Beischlafes wird, um die nachfolgende Erschlaffung zu kompensieren, am besten der Abend gewählt. In bezug auf Häufigkeit des Kopulationsaktes will Fürbringer ein halbes bis ganzes Hundert fürs Jahr nicht überschritten sehen. Starke Uebertreibungen können sich in Gestalt der sogenannten sexuellen Neurasthenie schwer rächen. Während der Menstruation sowie im 7. und 8. Schwangerschaftsmonat ist absolute Abstinenz geboten. Daß die sexuelle Abstinenz gesundheitsschädlich sei, ist ein weitverbreitetes Märchen, welches nur für einige Ausnahmefälle Gültigkeit hat. Bei leichteren Potenzstörungen sind Reisen und Muskelübungen als Ausgleichsmittel von größtem Wert.

In gewissen Gegensatz zu Fürbringer stellt sich in mehrfacher Hinsicht R. Koßmann[2]), welcher u. a. die interessante Ansicht vertritt, daß der Beischlaf gerade zur Zeit der Menstruation gestattet sein müßte, da, analog den Brunstvorgängen in der Tierwelt, gerade dann die Befruchtungsmöglichkeit am größten sei. Hierüber ist also noch keine Einigung erzielt. Indessen dürfte die Mehrzahl der Fachleute die Menstruation, schon wegen der mit ihr fast stets verbundenen psychischen Verstimmung, als Schonzeit betrachten. Mag diese Verstimmung auch, wie Koßmann meint, „mit der durch die Sitte eingeführten Unterdrückung eines natürlichen Triebes im Zusammenhange stehen", — sie ist nun einmal da, und wir haben mit ihr zu rechnen. Für das Wochenbett verlangen beide Autoren übereinstimmend eine mehrwöchige Schonzeit.

Unendlich komplizierter gestaltet sich die Beurteilung der Vorbedingungen zur Ehe, wenn ernstere Krankheiten des einen oder anderen, oder auch beider Teile in Frage kommen. Während, wie von Leyden[3]) sehr richtig erwähnt, bei den so oft belächelten Heiraten gekrönter Häupter die Berücksichtigung des Gesundheitszustandes des zu wählenden Ehegatten eine hervorragende Rolle spielt, pflegt das bei der Ehewahl der anderen — auch der gebildeten — Stände durchaus nicht in dem Maße der Fall zu sein, wie es zur Erzielung gesunder Nachkommen erforderlich wäre und dem Sinne der Ehe entspricht. Nur die wenigsten Krankheiten scheiden von vorneherein aus: Auf-

---

[1]) VI. P. Fürbringer. Sexuelle Hygiene in der Ehe. S. 145—169.
[2]) VII. R. Koßmann. Menstruation, Schwangerschaft, Wochenbett, Laktation und ihre Beziehungen zur Ehe. S. 170—182.
[3]) Siehe weiter unten.

fallende Mißbildungen, schwere chronische, die gesamte Lebensführung beeinflussende Leiden lassen die Ehewahl wohl nie oder höchst selten auf das betreffende Individuum fallen. Schwieriger gestaltet sich die Frage nach dem Ehekonsens erst bei allen denjenigen Personen, welche Krankheitszeichen mittleren Grades und in wechselnder Stärke und Zahl aufweisen. Kommt es bei solchen Leiden zum Eheverbot, so ist dasselbe nicht immer für beide Geschlechter in gleicher Weise eine Notwendigkeit.

So liegt die Sache z. B. bei der durch große Vererbungskraft ausgezeichneten Anlage zur Zuckerkrankheit[1]). Eine weibliche Zuckerkranke hat unter allen Umständen die Ehe zu scheuen: Sie käme durch jede Schwangerschaft in die größte Lebensgefahr. Beim Mann dagegen sind es nur die schwerere Form des Leidens, die eventuell durch die Krankheit bedingte Impotenz und vor allem: ungünstige äußere Lebensverhältnisse, welche die Heirat widerraten lassen.

Ueberhaupt sind die aus der Heirat resultierenden bezw. die nach der Eheschließung vorhandenen äußeren Lebensbedingungen von der allergrößten Wichtigkeit. Möglicherweise kann ja eine Krankheit durch die neuartige Situation eine gründliche Besserung erfahren. Das ist z. B. bei der in der Mädchenwelt so weit verbreiteten Chlorose (Bleichsucht) der Fall[2]). Dieses Leiden wird erfahrungsgemäß durch die Ehe und besonders durch die Schwangerschaft oft ganz zum Schwinden gebracht.

Auch für viele Tuberkulöse schafft das eheliche Leben Bedingungen, welche für den Heilungsprozeß weit günstiger sind als der ledige Stand[3]). Dies trifft indessen, — wie S. Kaminer ausführt, — durchaus nicht für die Mehrzahl der Fälle zu, da ja auch die Möglichkeit einer Infektion des anderen Gatten in Betracht zu ziehen ist, und es bedarf, bezüglich des Heiratskonsenses, stets einer gewissenhaften Entscheidung von Fall zu Fall, unter besonderer Berücksichtigung der durch Schwangerschaft und Geburt entstehenden Gefahren.

Diese Gefahren können auch durch andere, z. B. Herz- und Gefäßleiden außerordentlich gesteigert werden. Darum ist, — nach von Leyden und W. Wolff[4]) „der Arzt in den schwersten Fällen stets berechtigt, sich einer Heirat mit möglichster Energie zu widersetzen".

Besonders eigenartig liegen die Verhältnisse bei der mit Recht sehr gefürchteten exquisit erblichen Bluterkrankheit[5]). Die mit ihr Behafteten leiden an einer erhöhten Neigung zu Blutungen, verbunden mit mangelhafter Gerinnungsfähigkeit des ausströmenden Blutes. Sie befinden sich daher in steter Lebensgefahr, da es eine erfolgreiche Behandlung des Leidens bisher nicht gibt. Diese Krankheit vererbt sich meist vom Vater oder der Mutter durch die verschont bleibende

---

[1]) Zweite Abteilung. VIII. H. Senator. Konstitutionskrankheiten und Ehe. S. 185—204.

[2]) IX. H. Rosin. Blutkrankheiten und Ehe. S. 205—222.

[3]) XI. S. Kaminer. Krankheiten der Atmungsorgane und Ehe. S. 251—282.

[4]) X. E. von Leyden und W. Wolff. Krankheiten des Gefäßapparates und Ehe. S. 223—250.

[5]) Vergleiche H. Rosin.

Tochter auf die männlichen Enkel. Am seltensten, — obwohl fast ausschließlich das männliche Geschlecht erkrankt, — vom Vater direkt auf den Sohn. Die — wenn auch selbst gesunden — weiblichen Mitglieder solcher Bluterfamilien sollten demgemäß nicht heiraten dürfen, da insbesondere sie die Vermittler der unseligen Erbschaft sind.

Ganz gleich liegen übrigens interessanterweise, wie von G. Abelsdorff[1]) näher ausgeführt wird, die Verhältnisse bei der Erblichkeit der Farbenblindheit und der sogenannten Nachtblindheit. Es gibt in der Tat zehnmal soviel farbenblinde Männer als Weiber.

Wir sahen vorhin, daß die Ehe überall dort eine segensreiche Wirkung ausüben kann, wo sie mit einer Besserung der allgemeinen Lebensumstände einhergeht. Das geht so weit, daß sogar schwere konstitutionelle Krankheiten zurückgehen oder, wenn erbliche Disposition vorliegt, nicht zur Entwicklung kommen können[2]). Die erste Voraussetzung dafür ist freilich, daß die Funktion der Verdauungsorgane intakt ist. Sie bildet gewissermaßen die Grundlage, auf der allein sich andere günstige Einflüsse Geltung verschaffen können. „Für die übergroße Mehrzahl der Junggesellen" — sagt C. A. Ewald — „tritt die Ehe in der Tat helfend ein, indem sie ihnen eine individuelle, der Benötigung des einzelnen Falles angepaßte Kost bringt." Daß gegenüber einem schweren Darm-, Leber- oder Magenleiden ein anderer Standpunkt geboten ist, bedarf wohl kaum der Erwähnung. Wann wird ein schwer Krebskranker den Gedanken der Ehe fassen!

Nicht so selbstverständlich ist ein solches freiwilliges Zölibat bei vorhandenen Nierenleiden. Und doch werden diese Krankheiten in bezug auf ihre Folgen sehr oft unterschätzt, und P. F. Richter[3]) ist sehr im Recht, wenn er beispielsweise Frauen mit chronischer Nierenentzündung das Heiraten rundweg untersagt, da jede Schwangerschaft sie in Lebensgefahr bringen kann.

Nicht immer wird dem Laien ein auf die ärztliche Voraussage gegründetes Heiratsverbot ohne weiteres auch einleuchten, besonders wenn es sich um innere Krankheiten handelt, welche vielleicht nur geringe Symptome machen und wenig ins Auge fallen. Von vorneherein ein wenig anders werden viele äußere Leiden beurteilt, welche, wie z. B. Mißbildungen, Gliederverkrümmungen, Buckelbildungen, schon dem weiteren Publikum als Heiratshindernis gelten. Sie stehen häufig genug im Zusammenhang mit schleichenden inneren Leiden, z. B. der Tuberkulose, oder — noch einfacher — sind direkt ein mechanisches Hindernis für Beischlaf oder Geburt. Da spielt besonders das „enge Becken" seine große Rolle. Es kommt etwa bei 20 pCt. vor und beeinflußt in verderblichster Weise den mechanischen Vorgang der Geburt. Ueber alle diese mechanischen Verhältnisse spricht sich A. Hoffa[4]) des näheren aus. Ein näheres Eingehen auf diese Fragen verbietet hier einesteils der zur Verfügung stehende Raum, andernteils

[1]) XV. G. Abelsdorff. Beziehung der Ehe zu Augenkrankheiten mit besonderer Rücksicht auf die Vererbung. S. 360—372.
[2]) XII. C. A. Ewald. Krankheiten des Verdauungsapparates und Ehe. S. 283—306.
[3]) Dritte Abteilung. XIII. P. F. Richter. Nierenkrankheiten und Ehe. S. 307—330.
[4]) XIV. A. Hoffa. Krankheiten des Bewegungsapparates. S. 331—359.

der Umstand, daß die Erörterung des speziell Medizinischen nur teilweise für ein weiteres Publikum von Interesse ist[1]).

Von der allergrößten Bedeutung für die Gesundheit unseres Volkes und damit für die Ehe sind jene Erkrankungen, welche wir unter dem Sammelnamen „Geschlechtskrankheiten“ zu begreifen pflegen. Hier stehen Syphilis und Tripper obenan[2]). Ueber diese beiden schweren Krankheiten ist leider noch immer die verderbliche Meinung im Schwange, daß 1. die Syphilis eine unheilbare Krankheit sei, und daß 2. der Tripper durchaus als „kavaliermäßige“ quantité négligeable betrachtet werden dürfe. Beides ist, wie wir jetzt wissen, grundfalsch.

Gegen die Syphilis stehen uns, bei sicherer Erkennung, im Quecksilber und Jodkali fast allmächtige Heilmittel zur Verfügung, und kein Ehelustiger braucht heutzutage seine Pläne mutlos aufzugeben, weil er sich mit „Lues“ infiziert hat. Freilich müssen, ehe ihm die Heiratserlaubnis gegeben werden darf, gewisse ganz unerläßliche Vorbedingungen erfüllt sein. Die Syphilis ist ja eine eminent ansteckende Krankheit, und da diese Ansteckungsgefahr um so geringer ist, je länger der Zeitpunkt des Krankheitsbeginns zurückliegt, so hat man sich ziemlich allgemein auf bestimmte einzuhaltende Normalsätze geeinigt, welche R. Ledermann so formuliert: Um den Ehekonsens zu rechtfertigen, müssen mindestens fünf Jahre seit der Infektion vergangen und zwei Jahre lang keine Erscheinungen mehr aufgetreten sein. Auch muß eine gründliche Behandlung stattgefunden haben! Wer diese Regeln außer acht läßt, muß darauf gefaßt sein, daß Ehefrau wie Nachkommenschaft seine Unterlassungssünden schwer büßen müssen.

Noch schlimmer liegen die Verhältnisse beim Tripper, der etwa 50—70 pCt. aller geschlechtlichen Erkrankungen verschuldet. Er spielt als Ursache der weiblichen oder männlichen Unfruchtbarkeit eine weit größere Rolle als die Syphilis. Ist doch, nach den vorliegenden statistischen Ausweisen, in etwa 40—50 pCt. aller kinderlosen Ehen die Sterilität auf gonorrhoische Erkrankung des einen oder andern Gatten zurückzuführen. Die Hauptgefahr des Trippers liegt darin, daß die zahlreichen, chronischen, unausgeheilten Fälle bei voll erhaltener Ansteckungskraft doch ohne Krankheitsgefühl seitens des Betroffenen verlaufen, daß darum eine ärztliche Rateinholung oft verabsäumt und das Leiden in die Ehe eingeschleppt wird. Im weiteren Verlaufe kann es dann — besonders für die weibliche Partnerin — zu den allerschwersten Gesundheitsstörungen, ja, zur Gefährdung des Lebens kommen. Die meisten Autoren — so auch A. Neißer — führen etwa 30 pCt. aller Fälle speziell weiblicher Unfruchtbarkeit auf eine derartige Infektion zurück.

Für die Verbreitung dieser Seuchen ist in erster Linie die Prostitution verantwortlich zu machen, mit der die Männerwelt, unter den heutigen Verhältnissen, in weit innigere Berührung kommt, als für die spätere Eheschließung wünschenswert erscheint.

---

[1]) Aus gleichem Grunde ist Kapitel XXVI, Placzek, Aerztl. Berufsgeheimnis und Ehe, nicht berücksichtigt worden.

[2]) XVI. R. Ledermann. Hautkrankheiten und Ehe. XVII. Derselbe. Syphilis und Ehe. S. 373—420. XVIII. A. Neißer. Tripperkrankungen und Ehe. S. 421—475.

Es hat Juristen wie Mediziner lange beschäftigt, einen größeren Schutz der jungen Frau gegen etwaige schädliche Folgen der vorausgegangenen Trippererkrankung des Mannes ausfindig zu machen. So hat man u. a. daran gedacht, nachgewiesene Ansteckungen, — sie fallen unter den Begriff der Körperverletzung, — strafrechtlich zu verfolgen. Dies wird aber dadurch erschwert, daß die meisten Ehemänner weder vorsätzlich noch fahrlässig ihre Frauen infizieren. Was not tut, — und darauf kommt man immer mehr als Ultimum refugium, — ist also eine Aufklärung weitester Kreise über die Gefahren der Geschlechtskrankheiten überhaupt. Hierdurch allein wird der einzelne in den Stand gesetzt, für sein Teil an der Ausrottung dieser Uebel mitzuwirken[1]).

Ueber die Einzelheiten der genannten Folgeerscheinungen geschlechtlicher Erkrankungen und über die Bedeutung einiger anderer in diesen Organen sich abspielender Prozesse geben uns C. Posner[2]) und L. Blumreich[3]) Aufklärung. Wir können hier auf diese minutiösen Einzelheiten nicht eingehen.

Ganz andersartige Schwierigkeiten treten uns auf dem Gebiete nervöser und geistiger Erkrankungen entgegen. Die moderne Ehe, in richtiger Auffassung, ist denn doch etwas mehr als ein rein passives Nebeneinanderherleben, wenn auch die „naiv-sinnliche Anschauung“, — wie A. Eulenburg[4]) sich ausdrückt, — es immer noch mit dem altfranzösischen Reimwort halten mag: „Boire, manger, coucher ensemble, — cest mariage, ce me semble.“ Der ungeheure erzieherische und selbsterzieherische Wert der rechten Ehe, welcher insbesondere der erst durch sie zur Vollendung gelangenden Frau zugute kommt, kann nur da zur Geltung gelangen, wo ein gewisser Fonds von gegenseitiger Neigung oder Sympathie vorhanden ist. Eine gewisse Gabe des harmonischen Sichfügenkönnens ist unbedingt erforderlich, wenn es nicht zu ernsten Zerwürfnissen kommen soll.

Nun gibt es aber gewisse Charakteranlagen, welche von vorneherein ein solches Zusammenleben erschweren oder unmöglich machen. Es sind das vor allem die nervösen Charaktere, deren Mangel an Anpassungsfähigkeit sie von vorneherein für die intimen Beziehungen der Ehe untauglich macht. Aeußert sich diese Neurasthenie auf sexuellem Gebiete, so ist das um so schlimmer. Denn die sexuellen Beziehungen bilden nun einmal das Fundament des ehelichen Glückes.

Viel trägt auch eine falsche Jugenderziehung zur Entstehung mancher, besonders hysterischer Leiden bei. Das Versteckspielen mit natürlichen Vorgängen vor Kindern, das falsche Bild vom „Manne“, das unseren „gebildeten“ Mädchen beigebracht und durch eine seichte Lektüre befestigt wird, und endlich nicht zum mindesten die Ueberraschungen der Hochzeitsnacht, welche nach dem heutigen System

---

[1]) In neuester Zeit haben sich diese dankenswerten Bestrebungen in der Gründung einer „Deutschen Gesellschaft zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten“ kristallisiert, welche in Wort und Schrift aufklärend wirkt.

[2]) XIX. C. Posner. Erkrankungen der tieferen Harnwege, physische Impotenz und Ehe. S. 476—521.

[3]) XX. L. Blumreich. Frauenkrankheiten, Empfängnisunfähigkeit und Ehe. S. 522—593.

[4]) XXI. A. Eulenburg. Nervenkrankheiten und Ehe. S. 594—641.

das Mädchen ziemlich ahnungslos finden, sind mächtigste Faktoren zur Ausbildung hysterischer Erscheinungen, welche die Ehe aufs schwerste schädigen können. Den Uebergang zu den ausgesprochenen Geisteskrankheiten bildet die Epilepsie in ihren verschiedenen Formen. Epileptiker sollten, so meint Eulenburg mit Recht, schon in Anbetracht der gesundheitlichen Gefahren für die Nachkommenschaft, durch gesetzliche Maßregeln von der Ehe ausgeschlossen sein; und man sollte ebensowenig hier von dem Phantom der „freien Selbstbestimmung" des Menschen sich zurückschrecken lassen, wie man es angesichts gewisser Infektionskrankheiten (man denke nur an unsere Seuchenbekämpfung, den Impfzwang usw.!) schon lange tut.

In bezug auf Geisteskrankheiten ist uns in dieser Beziehung ein amerikanischer Staat (Michigan, U. St.) bereits vorangegangen: Geisteskranke Personen, Idioten, sowie noch nicht geheilte Tripperkranke und Syphilitiker haben dort strenge Strafen zu gewärtigen, falls sie heiraten.

Nun muß freilich gesagt werden, daß ein ausgesprochener Geisteskranker oder ein vollendeter Idiot wohl nur ausnahmsweise zu einer Frau kommt. Es kommen für unsere Betrachtung also speziell jene Fälle in Frage, wo Geisteskrankheit in der Familie vorgekommen ist und eine Heirat des Deszendenten beabsichtigt wird. Hier ist von Fall zu Fall zu entscheiden; im großen ganzen aber, — ich folge E. Mendels[1]) Angaben, — kann man sagen: Vereinzelte Fälle in der Familie bilden kein Hindernis. Wohl aber chronische Geistesstörung bei Vater und Mutter. Auch soll ein einmal geisteskrank Gewesener nur dann heiraten dürfen, wenn seine Krankheit nicht der Ausdruck erheblicher erblicher Belastung war. Eine etwaige Besserung vorhandener Geisteskrankheit durch die Ehe ist als ganz ausgeschlossen anzusehen. Auch kann, wie Mendel sich ausdrückt, „von der Eingehung der Ehe mit einem Degenerierten nicht die Rede sein, wenn man die Ehe nicht als eine Medizin für einen abnormen Ehegatten betrachtet, sondern als die Förderung und Erreichung beiderseitigen Glückes".

Sehr oft äußert sich eine Degeneration auch auf dem Gebiete des Geschlechtslebens an sich. Perversionen mannigfacher Art kommen vor: Der Sadismus, der im Schlagen des Geliebten, der Masochismus, der im Geschlagenwerden sein Genügen findet. Ferner der sogenannte Fetischismus und andere mehr. Vor allem aber muß die homosexuelle Liebe genannt werden, welche besonders bei sonstiger erblicher Belastung und, kompliziert mit anderen krankhaften Eigenschaften, eine Ehe utopisch erscheinen läßt. Gerade die letzten Jahre haben eine lebhafte Diskussion über diese Fragen gezeitigt; und hier kommen wir auf einen schon oben angedeuteten Punkt zurück: Die schädliche Trennung der Geschlechter in der Jugend. Moll[2]) sagt sogar: „Wenig Einflüsse im Leben begünstigen die Entwickelung der Homosexualität so sehr, wie prüdes Fernhalten der heranreifenden Jugend vom anderen Geschlecht, und zwar bezieht sich das auf Knaben und Mädchen. Weit mehr noch als gelegentliches Zusammensein mit

---

[1]) XXII. E. Mendel. Geisteskrankheiten und Ehe. S. 642—666.

[2]) XXIII. A. Moll. Perverse Sexualempfindungen, psychische Impotenz und Ehe. S. 667—717.

einer Person des anderen Geschlechts kann das dauernde Zusammenleben perverse Triebe zum Schwinden bringen."

Umgekehrt ist Moll der Meinung, daß die Perversion eines Ehegatten, sofern sie dauernd besteht, „das Verhältnis beider ebenso schwer, ja vielleicht schwerer schädigen kann, als die Kastration oder die organisch bedingte Impotenz".

Hatten wir es im vorstehenden mit krankhaften Prozessen und Zuständen zu tun, welche bereits als Wirkungen zu bezeichnen sind, so erübrigt es nun noch, auf einige krankmachende Ursachen näher einzugehen, welche direkt oder indirekt auf Körper und Geist des Menschen, und damit auf die Ehe ihre Wirkung ausüben. Dahin gehören vor allem die notorisch giftigen Wirkungen des Alkohols, des Morphiums[1]), sowie gewisse gewerbliche Schädlichkeiten[2]); denen der Einzelne nicht immer ausweichen kann, weil sie von seinem Berufe unzertrennlich sind. A. und F. Leppmann sprechen sich über diese Punkte des näheren aus.

Die schädlichen Wirkungen des Alkohols sind durch die intensive wissenschaftliche Arbeit unseres Zeitalters endlich so weit klargestellt, daß sich eine Debatte über diesen speziellen Punkt erübrigt. Zugleich ist die Alkoholfrage um so mehr die brennendste aller Kulturfragen geworden, als der Alkoholismus trotz aller Gegenbestrebungen noch immer im Anwachsen begriffen ist. Man vergegenwärtige sich beispielsweise, daß ein Sechstel aller Verurteilten, daß zwei Fünftel aller schweren Verbrecher ihre Straftaten im Rausche begingen, daß insbesondere die Verbrechen der Blutschande, des Selbstmordes vorzugsweise von Alkoholisten verübt werden, und daß ein hoher Prozentsatz sämtlicher Betriebsunfälle auf vorangegangenen Alkoholgenuß zurückgeführt werden muß!

Auch der Ehe kommt hier ein Kulturwert ersten Ranges zu, indem sie nachgewiesenermaßen oft zu einem Aufgeben des Lasters die Veranlassung gibt. Das trifft allerdings nur für eine Minderzahl leichterer Fälle zu. Ausgeprägter alkoholistischer Schwachsinn ist unheilbar, und ein chronischer Alkoholist hat oft auch das letzte Scham- und Anstandsgefühl so weit verloren, daß ein eheliches Zusammenleben mit ihm unmöglich wird. Diese Depravation des Charakters ist eine der trübsten Folgeerscheinungen der Krankheit. Nicht weniger bedeutungsvoll ist ihre Wirkung auf die Nachkommenschaft. Denn einerseits haben die Trinker, wie wir wissen, mehr Kinder als die Nichttrinker; anderseits ist ein äußerst hoher Prozentsatz dieser Sprößlinge körperlich und seelisch minderwertig[3]). Nicht zu unterschätzen ist auch der Einfluß des schlechten Beispiels auf den Nachwuchs. Kinder vertragen das Gift besonders schlecht und werden durch seinen Genuß zu schweren körperlichen und geistigen Störungen disponiert.

---

[1]) XXIV. A. und F. Leppmann. Alkoholismus, Morphinismus und Ehe. S. 718—770.

[2]) XXV. Dieselben. Gewerbliche Schädlichkeiten und Ehe. S. 771—791.

[3]) Was speziell die weiblichen Nachkommen betrifft, so sei nur auf den so überaus häufigen Verlust der Stillfähigkeit, mit seinen verderblichen Folgen für die Frucht, hingewiesen.

Diese Wirkungen auf die Nachkommenschaft hat man — wohl mit Recht — durch eine Schädigung des Keimplasmas zu erklären gesucht, „deren Wirkung künftigen Geschlechtern als ein nicht mehr abzuwälzender Fluch überliefert wird". Schon daraus ergibt sich klar die Notwendigkeit, daß jede Ehe mit einem Alkoholisten oder einer Alkoholistin nach Möglichkeit verhindert werden muß. Ist sie einmal geschlossen, und unterliegt der eine Teil den verderblichen Wirkungen des Giftes, so wäre ein Gesetz erstrebenswert, welches als Schutzmaßregel für den gesunden Partner gedacht ist und etwa lauten müßte: „Ein Ehegatte kann auf Scheidung klagen, wenn durch Trunkfälligkeit oder Trunksucht des anderen Ehegatten eine so tiefe Zerrüttung des ehelichen Verhältnisses bewirkt ist, daß dem Ehegatten die Fortsetzung der Ehe nicht zugemutet werden kann."

Was den Alkoholgenuß im allgemeinen anbetrifft, so stehen A. und F. Leppmann nicht auf dem Standpunkte der in unserer Kulturwelt so schwer durchführbaren völligen Abstinenz, sondern sind der Meinung, daß „gelegentlicher maßvoller Alkoholgenuß nur bei einer verschwindenden Minderzahl von Menschen eine dauernde Schädigung" hervorbringen wird. Wenn jedoch jemand aus Leichtsinn oder äußeren Gründen in einen mäßigen Grad von Alkoholismus hineingeraten ist und will nun heiraten, so soll er vor der Verwirklichung seiner Absicht zeigen, daß der Trunk ihm kein unabweisbares Bedürfnis ist, und längere Zeit ganz alkoholfrei leben.

Noch weit aussichtsloser steht es mit der Ehefähigkeit der Morphinisten. Sowohl Mann wie Weib sind, wenn Morphinisten, keinesfalls zur Ehe zuzulassen. Der Morphinismus ist nicht nur gleichfalls mit einer Entartung des Charakters verbunden, sondern er macht, in ausgesprochener Form, Mann wie Weib unfruchtbar, womit ein Hauptzweck der Ehe hinfällig wird. Auch für diesen Fall sind bessere gesetzliche Handhaben zur Ehescheidung zu verlangen, als wir sie zurzeit besitzen.

Eigenartig und einflußreich ist die Beziehung gewerblicher Schädlichkeiten zur Ehe. Für den Mann, der ja für gewöhnlich den Berufsschädlichkeiten in höherem Maße ausgesetzt ist als die Frau, pflegt die Ehe meist eine Regelung der gesamten Lebensführung zu bedeuten, welche zur Kompensierung vieler Berufsschädlichkeiten nicht nur sehr förderlich, sondern geradezu dringend geboten ist. Diese günstige Wirkung muß aber wegfallen, sobald auch die Frau, durch mangelhaften Verdienst des Mannes oder sonstige Umstände, gezwungen ist, am Erwerbsleben teilzunehmen. Auf den Mann wirkt jede Schädlichkeit alsdann doppelt schonungslos, und wie sehr gewerbliche Ueberanstrengung die Frau mitnimmt, wird noch immer viel zu gering veranschlagt. Denn auf Ueberanstrengung läuft die Berufsarbeit der Frauen in der Regel hinaus. Man kann darunter 1. zu schwere Arbeit, 2. zu langdauernde Arbeit und 3. die Nachtarbeit verstehen, welche alle der Frau schon deshalb mehr Schaden tun, weil sie die Hegerin und Trägerin des Nachwuchses sein soll. Dazu kommt das anhaltende Sitzen mancher Berufsklassen (z. B. Näherinnen), das anhaltende Stehen bei anderen (Plätterinnen, Weberinnen usw.). Oft sind ferner die Frauen gezwungen, auch während der Schwangerschaft durchzuarbeiten. Deren Kinder werden dann, unter dem Ein-

fluß aller dieser Schädlichkeiten, sehr oft zu früh geboren und sind zarter als der Durchschnitt der Arbeiterkinder.

Manche Berufe, z. B. der des Quecksilber- oder Blei-Arbeiters, bergen zudem die Gefahr einer chronischen Vergiftung in sich. Insbesondere die Bleivergiftung des Vaters, noch mehr der Mutter beeinträchtigt im höchsten Grade die Lebensfähigkeit der Frucht.

Auf diesem Gebiete hat die soziale Gesetzgebung noch große Aufgaben zu erfüllen. Unbedingt erstrebenswert ist für die Frauen der zehnstündige Arbeitstag, während der Sonntag ganz frei sein und der Ruhe dienen soll. Auszugestalten ist der noch sehr mangelhafte Wöchnerinnenschutz der Arbeiterkreise, wozu sich ein tatkräftiger Kinderschutz zu gesellen hätte. Liegt doch in den Kindern die Zukunft eines jeden Volkes!

Für diesen Schutz des weiblichen Geschlechtes im Erwerbsleben tritt auch R. Eberstadt[1]) energisch ein. Er weist im übrigen darauf hin, daß alle Arbeitserleichterungen ihren Zweck verfehlen müssen, wenn der Familienvater, wie so oft, bei der Rückkehr von der Arbeit ein ungesundes Heim vorfindet. Hygienische Wohnungsverhältnisse müssen in weitesten Kreisen geschaffen werden. In Preußen starben während des Jahres 1900 von 70602 an Tuberkulose Verstorbenen nur 10286, also etwa ein Siebentel, in den allgemeinen Heilanstalten. Die übrigen sechs Siebentel blieben bis zu ihrem Ende in der gleichen Wohnung mit ihren Angehörigen. Das wirft ein scharfes Licht auf die Ansteckungswege, welche diese schlimme Volksseuche einschlägt. Je größer die Städte, um so ungünstiger pflegen hierin die Verhältnisse zu liegen.

In scharfer Form wendet sich Eberstadt sodann gegen die von mehreren Seiten ausgesprochene Ansicht, daß sich die Natur der Krankheiten gewissermaßen bediene, um sich für den Daseinskampf untüchtiger Individuen zu entledigen. Wollten wir solchen Prinzipien nacheifern, so ständen wir weit hinter dem mit Unrecht verschrienen Mittelalter zurück, dessen weitunterschätzte charitative Sorgfalt unendlich viel für den Schutz der Schwachen getan und besonders im Bau von Krankenhäusern hervorragendes geleistet hat.

„Unsere erste Fürsorge“ freilich — das steht fest — „muß ohne Zweifel dem gesunden, nicht dem kranken Menschen gelten; sie muß dahin gehen, für die Entwicklung einer tüchtigen und widerstandsfähigen Bevölkerung die nötigen Voraussetzungen zu schaffen.“

Dazu gehört unstreitig auch ein zeitgemäßer Ausbau der Ehe, welche in ihrer jetzigen Gestalt weite Kreise der intelligenten Bevölkerung schon längst nicht mehr befriedigt. Insbesondere ist es die Fortentwicklung des Weibes, welche in neuester Zeit unser höchstes Interesse wachruft und verdient.

Niemals jedoch wird diese Fortentwicklung den Zustand geschlechtlicher Gleichstellung erstreben dürfen, ein Zustand, den schon die Natur der Geschlechter und die Verschiedenheit ihrer sexuellen Funktion unmöglich erscheinen läßt. Die besondere Ver-

[1]) XXVII. R. Eberstadt. Die sozialpolitische Bedeutung der sanitären Verhältnisse in der Ehe. S. 807—828.

antwortung des Weibes (für das Gedeihen der Frucht) legt ihm nun einmal auch besondere Pflichten auf, und Eberstadt hat recht, wenn er sagt: „Daß das Kind seine Mutter kennt, dafür hat die Natur gesorgt; daß es seinen Vater kennt, dafür müssen Recht und Sitte sorgen!“

Die angedeutete Fortentwicklung des Weibes wird vielmehr in seiner geistigen Gleichstellung mit dem Manne zu suchen sein, und der sittliche Inhalt der Ehe wird es sein, der sich dem Geiste des Zeitalters gemäß umbilden muß. Stellt doch jedes Jahrhundert neue gewaltigere Anforderungen nicht nur an die einzelnen Menschen, sondern auch an die Verbände, in denen sie sich organisieren, in erster Linie an die Ehe.

Der chinesische Arbeiter.

G. Weulersse.

(Mit Genehmigung des Verlages übersetzt aus dem kürzlich erschienenen Buche: Chine ancienne et nouvelle, Verlag Armand Colin, Paris.)

China ist nicht mehr wie vor einem Vierteljahrhundert ausschließlich ein Bauernstaat. Die Großindustrie beginnt auch im Lande der Mitte immer mehr an Ausdehnung zu gewinnen.

Man schätzt gegenwärtig die Zahl der Arbeiter in China auf 80 Millionen. Der durchschnittliche Lohn der städtischen und ländlichen Arbeiter dürfte 10 Cents nicht übersteigen.

In den einfachen und traditionellen Industrien in den europäischen Fabrikszentren zweiten Ranges ist der Lohn nicht höher. So verdienen in Macao die Teesortiererinnen nur 10—11 Cents täglich und die Seidenspinnerinnen 12 Cents bei elfstündiger Arbeitszeit. Der durchschnittliche Lohn des Industriearbeiters beträgt 20 Cents.

Die guten Eigenschaften des chinesischen Arbeiters haben sich hauptsächlich in der Textilindustrie, speziell in der Seidenspinnerei gezeigt. Die Erfahrung hat es für uns unzweifelhaft gemacht, daß die chinesischen Spinnerinnen, die mit europäischen Maschinen unter der Aufsicht von Europäern arbeiten, in gleicher Zeit mehr produzieren, als die italienischen und französischen Arbeiterinnen. Ihre Lehrzeit ist auch kürzer, 14 Tage statt eines Monats. Die chinesischen Spinnerinnen sind ohne Zweifel geschickter als die okzidentalen.

Diese Geschicklichkeit ist sicherlich eine Rasseneigenschaft, sie ist nicht nur der Frau, sondern auch dem Manne eigen. In den neuen Eiweißfabriken am Ufer des Jangtsekiang steht die Geschicklichkeit des Mannes, der imstande ist, 40000—50000 Eier täglich auf ihre Qualität zu prüfen, in nichts der der Frau nach, die fähig ist, bei einer gleichen Anzahl das Eiweiß vom Dotter zu trennen.

Die Geschicklichkeit der Chinesen erklärt sich übrigens leicht durch ihre Armut an Werkzeugen. Die Hand oder auch der Fuß ist ihr wichtigstes Instrument. Sie gebrauchen ihre Gliedmaßen beinahe wie die Tiere, die überhaupt keine Werkzeuge besitzen.

Ich werde mich immer an einen Arbeiter in der Prägeanstalt von Nanking erinnern, der Sand und Erde in die Gußformen streute. Er hing sich mit den Armen auf einer Art Trapez auf und bediente nur mit den Füßen mit einer wunderbaren Beweglichkeit und Geschicklichkeit. Auch das Rollen des Tees geschieht in China mit den Füßen. Die Chinesen sind eben noch ein wenig Vierhänder.

Gewisse Industrien mit Handbetrieb, wie die Eiweißerzeugung, verlangen bloß diese Geschicklichkeit, aber sie spielt auch in anderen Großindustrien eine bedeutende Rolle, z. B. in der Spinnerei. Es sind dies jene Industrien, die trotz Einführung von Maschinen den ausgesprochenen Charakter der Handarbeit bewahrt haben. Der Chinese ist auch mit einer wertvollen Passivität und einem ausgezeichneten Gedächtnis begabt. Das sind zwei intellektuelle Eigenschaften, die ihm, verbunden mit seiner physischen Eignung, eine rasche Erlernung von Arbeiten gestatten, von denen er früher keine Ahnung hatte. Der Chinese lernt aber nur deshalb so schnell, weil er wenig über das Gelernte nachdenkt. Die chinesischen Setzer sind vortrefflich dazu zu verwenden, mit Genauigkeit Buchstaben, die ihnen ebenso fremd sind, wie uns die chinesischen Schriftzeichen, zusammenzusetzen. Obwohl sie sehr rasch arbeiten, machen sie unverhältnismäßig weniger Fehler bei der Zusammensetzung eines französischen Textes, als selbst russische Setzer.

Ein großes Erinnerungsvermögen ist übrigens eine allgemeine Eigenschaft von Völkern, deren Intelligenz unvollständig entwickelt ist. Und die chinesische Erziehung ist seit Jahrhunderten nichts anderes gewesen, als eine fortgesetzte mnemotechnische Uebung. Die jungen chinesischen Studenten bringen auch bei ihren modernen Studien die Gewohnheiten der traditionellen Erziehung mit. Man hat z. B. festgestellt, daß sie die englischen Laute mit außerordentlicher Raschheit erlernen und sehr bald korrekt lesen können. Man hat aber mit Erstaunen bemerkt, daß sehr häufig die besten Leser nicht ein Wort des Textes verstanden, ja daß sie sehr häufig nicht einmal zu verstehen suchten. Aehnliches gilt auch vom chinesischen Arbeiter. Seine mechanische, ererbte Geschicklichkeit bietet ihm zwar Vorteile, aber diese sind eng begrenzt.

Sie kommt ihm in allen jenen Industrien, in denen die Maschine den Arbeiter von jeder schweren Muskelarbeit befreit und ihn zu einer Art Bestandteil ihres Räderwerkes macht, zugute. Das ist z. B. in der Seidenspinnerei der Fall, wo jede Spinnerin gleichsam mit dem Faden, den sie abhaspelt, verbunden ist. Bei den meisten Industrien aber ist der Arbeiter weniger passiv, er muß die Maschine überwachen und ihre Fehler ausbessern. Das ist z. B. der Fall bei der Baumwollspinnerei. Jeder Arbeiter dirigiert dort mehrere Werkstühle, er verfügt über eine gewisse Bewegungsfreiheit. Von seiner Raschheit der Auffassung und seiner Tatkraft hängt ebenso wie von seiner Geschicklichkeit die Zahl der Stühle ab, die er bedienen kann.

In Amerika z. B. bedient ein Arbeiter 8, 10 ja 12 Stühle. In Industrien dieser Art ist der Chinese weniger im Vorteil und ich habe nicht gehört, daß die Baumwollspinner in China in gleicher Weise ihre Arbeiter lobten, wie die Seidenspinner. Die Ueberlegenheit der chinesischen Arbeiter verwandelt sich aber in Minderwertigkeit in jenen Industrien, in denen die Initiative zum notwendigen Faktor wird.

Im häuslichen Dienste treten die charakteristischen Eigenschaften des Chinesen am deutlichsten hervor. Nach sehr kurzer Zeit kennt ein chinesischer „boy“ die geringsten Gewohnheiten seines Herrn. Er weiß, wo er seine Flasche auf den Tisch stellt, in welchen Tellern er seine Speisen ißt. Er wird stets die Flasche auf den richtigen Platz stellen und das entsprechende Gericht zur gewünschten Zeit bringen. Die chinesischen Diener sind die personifizierte Geduld, sie sind treu, manchmal aber auch tyrannisch. Sie erlernen die Haushaltung sehr rasch, die geringste Neuigkeit aber bringt sie aus der Fassung. Tritt ein unvorhergesehenes Ereignis ein, so stehen sie völlig hülflos da.

Sind die Chinesen durchschnittlich mit einer größeren oder geringeren Muskelkraft begabt als die europäischen Arbeiter? Ihre Widerstandskraft ist sehr groß, sie sind ausgezeichnete Gepäckträger. Auf der Eisenbahn-Werkstätte von Hankau kann man sehr häufig sehen, wie vier Männer 400 kg schwere Eisenstangen auf ihren Schultern tragen. Europäischen Arbeitern wäre dies nur selten möglich.

Die chinesischen Arbeiter ragen überall dort hervor, wo sie ihre Kräfte vereinigen können. Mehr noch als die europäischen Arbeiter haben sie ein Verständnis für den Rhythmus und ihre Arbeitsgesänge sind Meisterwerke. Die Leistungsfähigkeit des chinesischen Arbeiters vergrößert sich ungemein bei der kollektiven Arbeit. Er will von anderen Arbeitern umrahmt sein, wie er gleichsam mit der Maschine verbunden sein will.

Ich will damit nicht sagen, daß der einzelne Arbeiter einer großen Anstrengung nicht fähig ist. So habe ich am Hafen von Hankau Teeablader gesehen, welche ohne besondere Anstrengung zwei Kisten von je 30 kg auf ihren Schultern trugen. Hier ist wiederum die Kraft hauptsächlich ein Produkt der Geschicklichkeit, des feinen Sinnes für das Gleichgewicht, eines Spiels der Bewegungen, an denen der ganze Körper teilnimmt.

Der Unterschied zwischen dem chinesischen und dem europäischen Schubkarren ist in dieser Hinsicht sehr charakteristisch. Der chinesische Schubkarren mit seinem großen sehr hohen Rade, das in der Mitte unter der Last zu liegen kommt, verlangt zur Beförderung eines gleichen Gewichtes weniger Kraft als der europäische Schubkarren, aber dafür eine genaue Kenntnis des Gleichgewichtes. Es ist wenig wahrscheinlich, daß die rohe Muskelkraft des Chinesen jener des Europäers, speziell des Nordeuropäers, überlegen ist. Die Ernährungsweise würde eher zu dem Gedanken führen, daß sie geringer ist. Es ist die jahrhundertealte und allgemeine Gewohnheit, Lasten ohne Hülfe der Maschine und sehr häufig ohne Hülfe von Tieren zu befördern, die ihn befähigt hat, an Widerstandskraft dem Okzidentalen zu gleichen und manchmal auch zu übertreffen. (Wer an eine Vererbung von durch Uebung erworbenen Eigenschaften beim Menschen nicht glaubt, kann sich diese Erscheinung auch ganz gut durch Selektion erklären.)

Die Kraft des Chinesen reicht hingegen nicht dazu aus, in einem gegebenen Moment einen kräftigen Anstoß zu geben. Seine körperliche Stärke ist eben mehr eine passive, eher vergleichbar jener des Rindes als der des Pferdes. Er ist am besten dort zu verwenden, wo die Maschine ohnedies den menschlichen Muskel zu ersetzen vermag,

oder doch binnen kurzem ersetzen wird, denn in der modernen Industrie tritt der Mensch immer mehr in den Hintergrund. Die Maschine verrichtet die Hauptarbeit, der Mensch reguliert nur von Zeit zu Zeit ihre Bewegung.

Die charakteristischen Fehler aber des chinesischen Industriearbeiters sind seine Faulheit, sein Leichtsinn und sein Mangel an Sorgfalt.

Seine angeborene Faulheit steht seiner Verwendbarkeit in jenen Industrien, in denen er unaufhörlich von der Maschine angetrieben wird und keine Zeit zum Müßiggang hat, nicht im Wege. Dort aber, wo der Arbeiter gewissermaßen der Herr seiner Arbeit ist, ist seine Produktionskraft sehr gering.

Nach der Aussage der Direktoren des Stahlwerks von Hanyang z. B. erwächst dem Unternehmen durch die Verwendung chinesischer Arbeiter kein Vorteil, denn europäische Arbeiter würden in gleicher Zeit ungefähr fünfmal soviel leisten.

Teilt man einem chinesischen Arbeiter eine schwierige Arbeit zu, so begeht er häufig aus Leichtsinn gefahrbringende Fehler. In dem Prägewerk von Nanking z. B. ist ein Arbeiter beauftragt, in der Minute 60 Münzen zu prägen. Er prägt aber 80 Stück in der Minute und gefährdet dadurch nicht nur die Maschine, sondern auch sein Leben.

Dem chinesischen Arbeiter fehlt jedes Verständnis für seine Maschine. Keine allgemeine technische Erziehung, keine noch so lange Gewöhnung hat ihm dieses Verständnis geben können. In der großen Spinnerei von Outchang ereignete sich vor kurzer Zeit eine heftige Explosion, weil der Mechaniker sich damit vergnügt hatte, mit dem Manometer zu spielen.

Der schwerste Fehler des chinesischen Arbeiters ist aber sein Mangel an Reinlichkeit.

Die „chinesischste“ aller modernen Fabriken, an die ich mich erinnern kann, ist das Prägewerk von Nanking. Alle Räume sind dort mit Fetzen, Lumpen und Trümmerhaufen aller Art angefüllt, so daß man eher an das Magazin eines Vorstadttrödlers als an eine Fabrik gedacht hätte.

Diese besonderen Fehler der chinesischen Handarbeiter machen in den Betrieben, in denen sie verwendet werden, die Schaffung von speziellen Aufsichtsdiensten notwendig. Es gibt ja viele neuere Industrien, in denen die peinlichste Reinlichkeit unumgänglich notwendig ist. Diese Industrien können nur dann gedeihen, wenn die Arbeiter unaufhörlich von einem großen europäischen Personal überwacht werden.

Aus alledem können wir entnehmen, daß die Verwendung chinesischer Arbeiter in der modernen Industrie trotz ihrer geringen Entlohnung mit großen Kosten und anderen Unzukömmlichkeiten verbunden ist.



Berichte und Notizen.



Der derzeitige Stand der Vererbungslehre. Die großen Fortschritte, welche die biologische Vererbungslehre in den letzten Jahrzehnten gemacht hat, beruhen zum Teile darauf, daß der Begriff der Vererbung unter dem Einflusse

der Theorieen Weismanns genauer bestimmt und schärfer begrenzt worden ist, andererseits darauf, daß man zu einer besseren Kenntnis der Vorgänge bei der Reifung der Eizellen und Samenzellen gelangt ist und infolgedessen die biologische Bedeutung des Befruchtungsvorganges bestimmter erkennen konnte. Bei den höheren Organismen ist die Vererbung an besondere Zellen, die Eizellen und Samenzellen, gebunden. Die Keime dieser Zellen enthalten sogenannte Chromosomen, und zwar die reifen Ei- und Samenzellen gleich viel, woraus es sich erklärt, daß die Mutter denselben Einfluß hat wie der Vater. Die Zusammenmischung der väterlichen und mütterlichen Chromosomen übt also ihre Wirkung auf den ganzen entstehenden Organismus aus und damit hängt die Mischung der Eigenschaften zusammen, die von väterlicher und mütterlicher Seite auf den Organismus übergehen. Um die Vererbungsvorgänge zu erklären, muß das Verhalten der Chromosomen und der Vorgang bei der Reifung der Samen- und Eizellen in Betracht gezogen werden. Wie die Eizelle bei ihrer Reifung die sogenannten Richtungskörperchen oder Polzellen bildet und so gewissermaßen vier Zellen (drei ganz kleine und eine große) aus der Eizelle hervorgehen, so werden aus jeder Samenmutterzelle vier Samenzellen gebildet. Das Verhalten der Chromosomen ist in beiden Fällen dasselbe: Es werden sogenannte Vierergruppen gebildet, welche aus vier kugelförmigen oder bandförmigen Stücken bestehen. Von diesen vier Stücken stammen zwei von väterlicher Seite her, zwei von mütterlicher. In die reife Eizelle oder in eine Samenzelle gelangt jeweils ein Stück, ein Viertel aus jeder Vierergruppe (Reduktionsvorgang). Es ist bei jeder Vierergruppe eine Sache des Zufalls, welches Viertel dazu gewählt wird. Die Keimzellen (Eizellen oder Samenzellen) eines Individuums können also verschiedenartig sein, indem die eine mehr väterliche, die andere mehr mütterliche Chromosomen enthalten kann (wobei die Gesamtzahl der Chromosomen in allen dieselbe ist, wie schon oben gesagt wurde). Da nun bei der Erzeugung jedes neuen Individuums jedesmal eine andere Kombination zur Verwendung kommt, so erklärt sich die Verschiedenartigkeit der Kinder derselben Eltern. Sind in einer der Keimzellen die väterlichen oder mütterlichen Chromosomen stark vorherrschend gewesen, so wird daraus der Rückschlag auf den Großvater oder die Großmutter begreiflich. Die Konstitution eines Menschen und die damit zusammenhängende Disposition zu irgend einer Krankheit ist von den Vorfahren ererbt. Auch hier spielt die Vermischung der väterlichen und mütterlichen Anlagen die größte Rolle und kommt oft auch Rückschlag auf Großeltern vor. Alle Anlagen des Körpers und des Geistes sind von der Vererbung abhängig, welche die Macht eines Naturgesetzes hat. (E. H. Ziegler, Vortrag auf dem XXII. Kongreß für innere Medizin, Klinisch-therapeutische Wochenschrift, 1905, 17.)

Urgeschichtliche Einflüsse auf Afrika. Sieht man von den Jägervölkern südafrikanischer Rasse, soweit sie noch unbeeinflußt von den ostafrikanischen Stämmen sind, ab, so zerfällt ganz Afrika südlich der Sahara in nur zwei Kulturkreise, den westafrikanischen und den ostafrikanisch-sudanischen, wie das Frobenius schon vor vielen Jahren erkannt hat. Der „westafrikanische“ Völkerkreis beschränkt sich gegenwärtig auf das Kongobecken. Ohne Zweifel hat er aber früher eine weitere Ausdehnung gehabt, denn viele Elemente desselben findet man heute weit außerhalb seiner gegenwärtigen Grenzen. Diese Elemente, die ihn vom „ostafrikanisch-sudanischen“ Kreis trennen, sind Giebeldachhütten (sonst überall runde Hütten), Gartenbau (sonst Hackbau und Viehzucht), Geheimbünde und Fetischwesen, Kleidung aus Rindenstoff und Palmfasergewebe (sonst Fell- oder Lederkleidung), Schilde aus Rohr oder Holz (sonst Fell-, Leder- oder Metallschilde), Schmuck aus vegetabilischem Material (sonst Schmuck aus animalischem Material oder aus Eisen), Beschneidung (sonst nur bei den arabisch beeinflußten Stämmen), Verstümmelung der oberen Zähne (sonst Verstümmelung der unteren Zähne), Holztrommel und vieles andere. Der ostafrikanisch-sudanische Völkerkreis erscheint freilich nur als ein Ganzes, wenn man ihn dem „westafrikanischen“ gegenüberstellt, sonst zerfällt er in mehrere nebeneinander liegende Provinzen, die wohl einzelnen nach Afrika importierten Kulturschichten entsprechen. Vergleicht man die afrikanischen Kulturschichten, deren im „westafrikanischen“ Kulturkreis vielleicht mehrere übereinander liegen, mit den ozeanischen, so findet man, daß der „westafrikanische“ Kulturkreis dem „ostpapuanischen“ am ähnlichsten ist. Man kann daher an eine gemeinsame Wurzel denken, die nur in Hinterindien liegen kann. Die Uebertragung muß auf dem Seewege durch Prae-Malayen erfolgt sein. (Ankermann, Zeitschr. f. Ethnol., 1905, No. 1.) — Diese praemalayische Hypothese der Herkunft der westafrikanischen Kulturschichten fand in der Sitzung der Berliner

anthrop. Gesellsch. lebhaften Widerspruch und zwar bei Frobenius selbst, der seine früher in dieser Richtung ausgesprochenen Vermutungen widerrief. Tatsächlich vergißt Ankermann (und nicht nur er!) das Nächstliegendste, nämlich die urgeschichtliche Beeinflussung Afrikas durch Westeuropa. Der offenbare Zusammenhang der neolithischen Funde aus dem Sudan mit der Dolmen-Kultur Nordwestafrikas und dieser mit der jüngeren Steinzeit Europas beweist doch aber, daß noch in einer verhältnismäßig späten Periode der Urzeit ein solcher Einfluß bestand. — A. K.-H.

Die anthropologische Stellung der Juden. Die modernen Rassenanthropologen haben die Theorie aufgestellt, daß die Juden eine semitische Mischrasse mit hethitischem Einschlag seien, und es geht darum nicht an, die Juden in rassenanthropologischem Sinne mit den Semiten zu identifizieren. Semitische Typen kamen schon auf altassyrischen Baudenkmälern vor. Rassen können nicht, wie etwa roter und weißer Wein, sich vermischen, eher ist auf die Rassenmischung das Gleichnis von einer Vermengung schwarzen und weißen Sandes anwendbar. Denn wenn auch der so durcheinandergemengte Sand eine homogene graue Masse darstellt, kann man doch, wenn man sich nur die entsprechende Mühe geben wollte, den schwarzen Sand wieder von dem weißen sondern. Die vollkommene Vermischung der Rassen wird verhindert durch das Gesetz der Energie der Vererbung. Selbst latente Eigenschaften der Rasse vererben sich, und nach Hunderten von Generationen können die Elemente der Kreuzung noch erkannt werden. Es ist daher falsch, wenn man einfach, wie dies die früheren Anthropologen taten, eine Anzahl von Schädeln mißt, das arithmetische Mittel bestimmt und dieses dann als den Rassetypus aufstellt. Das ist etwa so, als ob man, weil das arithmetische Mittel der Temperaturen einer zentralasiatischen Steppe dem Mittel der Temperaturen einer stets gleich milden ozeanischen Insel gleich sei, sagen wollte, die Steppe und die Insel hätten das gleiche Klima. Merkwürdig ist die Existenz blonder Juden, aber blonde Typen lassen sich in Vorderasien zu etwa 11 pCt. feststellen. Man darf dieses Vorkommen blonder Typen nicht Zufälligkeiten, wie dem Einflusse der Kreuzfahrten, dem häufigen Landen nordischer Seefahrer usw. zuschreiben. Denn schon in vortrojanischer Zeit scheinen große Einwanderungen europäischer Völker in Vorderasien stattgefunden zu haben, und die Reste dieser blonden langschädeligen Europäer sind die 11 pCt. blonder Semiten. (Nach einem Referat über einen Vortrag von Prof. v. Luschan, Jüdisches Volksblatt, 1905, 18.)

Das Hirngewicht der Juden. Lombroso bemerkte, daß die jüdischen Elemente unter der Bevölkerung Turins einen etwas kleineren Innenraum des Schädels ergaben, als die nichtjüdischen, was er auf die relative Seltenheit besonders großer Schädelmaße bei den Juden zurückführte. Im ganzen kann man jetzt die Resultate von 29 direkten Wägungen jüdischer Gehirne zusammenstellen. Sie bilden eine kontinuierliche Reihe, die sich um den Wert 1306 gr (wahrscheinlich Mittel) gruppiert und deren arithmetisches Mittel 1320 gr beträgt. Da nun die Durchschnittszahl des europäischen Gehirns 1350 gr betragen soll, so scheint sich für die jüdischen Gehirne ein Minus von 30 gr zu ergeben. Die Statistik ist aber noch nicht einwandsfrei, da die Unterschiede von Alter und Geschlecht nicht berücksichtigt wurden. (Priv.-Doz. Dr. R. Weinberg, Zeitschr. f. Demographie und Statistik der Juden, 1905, No. 3.) — A. K.-H.

Die Beziehungen der Gehirn-Insel zu Intelligenz und Rasse. Die Insel gehört wahrscheinlich zu den rein assoziativen Hirngebieten und hat jedenfalls nahe Beziehungen zum Sprachvermögen. Als Ganzes darf sie für einen ziemlich zutreffenden Index der allgemeinen Gehirnentwicklung gelten, insbesondere für die Ausbildung der sie umgebenden Rindengebiete, was besonders bei Individuen mit ungenügenden Sprachfähigkeiten deutlich erscheint (hier ist in erster Linie die sog. vordere Insel schwach entwickelt). Rechte und linke Insel entsprechen gewöhnlich dem gleichen Typus, doch scheinen darin bei den Rassen gewisse Unterschiede vorhanden zu sein; bestehen Differenzen in der Größe usw., dann ist meist die linke Insel im Vorteil. Freiliegen der Insel ist neuerdings wieder beiderseits an zwei Eskimos beobachtet, kommt aber auch bei hervorragenden Gelehrten gelegentlich vor. Besonders interessant wäre die Prüfung der Inselausbildung von Linkshändern. (E. A. Spitzka, Americ. Journ. of Anatomy, Vol. II, No. 2.) — R. W.

Vererbung und Disposition in der Lehre von den Krankheiten. Disposition und Vererbung werden häufig miteinander verwechselt. Als ererbt versteht man in der Biologie nur solche Eigenschaften, die als Anlagen im Keim-

plasma der elterlichen Geschlechtszellen enthalten sind. Angeboren ist dagegen alles, was zur Zeit der Geburt im Individuum vorhanden ist. Intrauterine Erwerber sind als angeboren zu bezeichnen, nicht als ererbt. Da nur dasjenige ererbt ist, was aus den Determinanten der beiden Geschlechtszellen kommt, kann es überhaupt keine erblichen Krankheiten geben, sondern nur Krankheitsanlagen können durch die Determinanten erblich übertragen werden. So sehr diese Tatsache feststeht, wird andererseits noch lebhaft um die Frage gestritten, ob individuell erworbene Krankheitsanlagen erblich auf die Deszendenz weiter übertragen werden können. Hier stehen sich die Meinungen von Weismann, der die Kontinuität des Keimplasmas betont, und die Anhänger des Lamarckismus unvermittelt gegenüber. Das liegt größtenteils darin, daß fortwährend phylogenetische und ontogenetische Gründe verwechselt werden. Es läßt sich das an drei Tatsachenreihen aus der experimentellen Pathologie erweisen: 1. Die Vererbung von äußerlichen Verlegungen, Verstümmelungen, Defekten und dergleichen. 2. Die direkte erbliche Uebertragung experimentell beim Tier erzeugter Nervenkrankheiten. 3. Die erbliche Uebertragung individuell erworbener Immunität gegen Krankheiten und Gifte auf die Nachkommenschaft. Aber gerade die dritte Reihe erwies sich, obwohl sie anfangs gegen die Weismannsche Theorie zu sprechen schien, als treffendes Argument gegen den Neo-Lamarckismus, indem sich herausstellte, daß es sich stets um eine intrauterine passive Immunisierung handelte. Es ist bisher also in keiner Weise erwiesen, daß die Körperzellen durch äußere Einflüsse erworbener Veränderungen unterworfen werden können. Wohl aber kann das Keimplasma geschädigt werden durch gewisse exogene Schädlichkeiten, wozu in erster Reihe der Alkohol gehört, der nach längst festgestellter Erfahrung rasseverschlechternd auf die Nachkommenschaft wirkt. Aber das ist kein eigentlicher Vererbungsakt im biologischen Sinne. Nichtsdestoweniger bietet sie für die Bestrebungen der Rassenhygiene einen sehr wichtigen Angriffspunkt, der, das Standesamt der Zukunft, das die Ehekandidaten, nicht nur juristisch oder sozial, sondern auch biologisch und ärztlich zu prüfen hat, wird gar keine Schwierigkeiten darin finden, ungeheilten Syphilitikern und unheilbaren Säufern, vielleicht auch manifest Tuberkulösen den Ehekonsens zu verweigern. — Alle Krankheits-Determinanten gehören zu einer individuellen Ahnenkette. Was in dieser nicht vorgebildet ist, das bringt kein äußerer Einfluß mehr hinein. Dabei ist die latente Vererbung zu berücksichtigen, demnach auch bei den nächsten Verwandten, so sind doch bei älteren Ahnen dieselben Krankheitsdeterminanten aufgetreten. Beim Befruchtungsakt sind zahlreiche Kombinationen möglich. — Die modernen Rasseverbesserer berufen sich immer auf die Erfolge der Tierzüchter. Das sind aber meist nur einseitige Eigentümlichkeiten der Variation, die keine Verbesserung der Rasse darstellen, vielleicht sogar zuweilen eher das Gegenteil. Nach der Analogie des Tierexperimentes könnte man auch beim Menschen bei geschicktester Auswahl der Ehekandidaten immer nur einige besondere individuelle Eigenschaften generell züchten. Aber die Rasseverbesserer denken ja auch weniger an die künstliche Züchtung solcher einseitiger Anlagen als an die Verhütung der Vererbung krankhafter Anlagen. In dieser Hinsicht aber besorgt die Natur die Auslese viel sorgfältiger und erfolgreicher, als es je der hygienische Standesbeamte der Zukunft vermöchte: im Kampfe ums Dasein gehen ganze Familien zugrunde, sterben aus, wenn die vererbte Gesamtkonstitution durch Kumulation der Krankheitsanlagen, durch Inzucht und dergleichen immer mehr heruntergeht, gegen die Schädlichkeiten des Außenlebens sich nicht mehr genügend widerstandsfähig erweist. Will jemand als Ehestifter Vorsehung spielen, so sorge er dafür, daß möglichst gute Gesamtkonstitutionen sich paaren. Das ist das oberste Gesetz. Zweitens aber ist darauf zu sehen, daß spezifische Krankheitsdeterminanten gehäuft in der Ahnenmasse des anderen Teiles, wenn nun doch einmal geheiratet werden soll, fehlen. Dabei ist noch einmal zu betonen, daß es biologisch keinen Sinn hat, wenn man jemandem rät, er solle nicht in eine Schwindsuchtsfamilie hineinheiraten. Wenn er selbst über das gewöhnliche Maß hinaus mit dem komplizierten Determinantenkomplex erblich belastet ist, den wir Schwindsuchtsanlage nennen, so soll er sich eine Gefährtin suchen, in deren Ahnenmasse genealogisch nachweisbar möglichst wenig Phthise vorkommt. Die Rassenhygiene kann nur gegen Krankheitsursachen exogenen Ursprunges ankämpfen. Sie ist dagegen ohnmächtig gegen die Kombination der Vererbungselemente. Wenn auch der einzelne, schwächlich veranlagte Trieb zugrunde geht — es ist um ihn nicht schade — so flutet doch ein großer, gewaltiger Strom kräftigen Lebens durch die Menschheit. (E. Martius, Referat auf dem XXII. Kongreß für innere Medizin, Klinisch-therapeutische Wochenschrift, 1905, 17.)

Krankheit und Deszendenz. R. Virchow hat mit Nachdruck darauf hingewiesen, daß eine scharfe Grenze zwischen den physiologischen und pathologischen Erscheinungen nicht gezogen werden kann. Daran anknüpfend kann die Frage aufgeworfen werden, ob nicht auch gewisse Beziehungen bestehen zwischen der Deszendenz der Menschen oder genauer gesagt, zwischen jenen Veränderungen, welche der menschliche Organismus im Verlaufe seiner phylogenetischen Entwicklung durchzumachen hatte und gewissen Zuständen, die wir als pathologische oder als Krankheitserscheinungen aufzufassen gewohnt sind. Schon vor einer Reihe von Jahren hat der Anatom und Anthropologe P. Albrecht darauf hingewiesen, daß das Auftreten gewisser Krankheiten beim Menschen, die beim Vierfüßler entweder gar nicht oder nur relativ selten auftreten, mit der Aneignung der aufrechten Körperhaltung und des aufrechten Ganges in ursächlichem Zusammenhang stehe. Albrecht glaubt, daß die Verkrümmungen der Wirbelsäule, gewisse Deformitäten des Kniegelenkes und Abnormitäten der Fußstellung, das „Bäckerbein", die Verkrümmung des Knies, der Plattfluß, Klumpfuß und dergleichen, daß diese Veränderungen im wesentlichen darauf zurückzuführen sind, daß bei Aneignung der dauernd aufrechten Körperhaltung die auf jene Skeletteile einwirkende Schwerkraft in Verbindung mit dem Muskelzuge eine Verbiegung der Knochen und eine Veränderung in der Stellung derselben sowie Veränderungen in den Gelenken hervorrufe. Auch sollen die Wanderungen von wenig befestigten Organen, der Nieren, Hoden und Eierstöcke darauf zurückzuführen sein. Es gibt ferner eine Reihe von Gesundheitsstörungen, die mit den Atavismen in ursächlichem Zusammenhang stehen, d. h. mit den Rückschlägen auf frühere Entwicklungsstadien des Menschengeschlechts. Hierfür hat R. Wiedersheim unzweifelhafte Beweise gebracht. Er hat gezeigt, daß man ebensowohl von einem Altern oder einem physiologischen Sichausleben von Organen und Organteilen im Laufe der Stammesgeschichte wie von einer Altersveränderung des Individuums zu reden berechtigt ist. Derartig veränderte Organe bilden dann häufig die Disposition zu bestimmten Krankheiten, z. B. zur Tuberkulose der Lungenspitzen, zu Geschwülsten in der Nähe der Steißbeinspitze, Blinddarmentzündungen, Geschwülsten am Halse usw. Auch Kurzsichtigkeit und Astigmatismus scheinen damit zusammenzuhängen. (W. Alsberg, Korrespondenzblatt der deutschen anthropologischen Gesellschaft, 1904, 10.)

Familiäre Einfingrigkeit. Bei einem 19jährigen jungen Mann wiesen alle vier Extremitäten die gleiche Mißbildung auf: jede trug nur einen Finger bezw. Zehe. Die Finger waren dreigliedrig, schwer in den Gelenken beweglich, und doch konnten Flechtarbeiten usw. mit Geschick ausgeführt werden. Die Mutter des Betreffenden hat ebenfalls nur je einen Finger an jeder Extremität, und bei der Schwester besteht die gleiche Mißbildung, wobei auch hier allerlei Handarbeiten mit fast normaler Gewandtheit ausgeführt werden können. Es ist denkbar, daß es sich hier um erbliche Neigung zur Verbildung der Gliedmaßen handelt. (E. Schultze, Neurologisches Zentralblatt, 1904, No. 15.)

Die Unempfänglichkeit der Araber gegen Typhus. Während einer Typhusepidemie in d'Ain-Sefra erkrankten von 3053 Europäern 429, d. h. 140,5 pro Mille, während von 2292 Eingeborenen nur 7, also etwa 3 pro Mille Typhus bekamen, auf einen typhösen Araber kamen fast 48 Europäer, ein Verhältnis, wie es beispielsweise auch in Algier vorgefunden wurde. Die Araber zeigen also eine beträchtliche Immunität gegenüber dem Unterleibstyphus. Es handelt sich wahrscheinlich nicht um eine erworbene, sondern um eine angeborene, ererbte Eigentümlichkeit der Rasse. Merkwürdig ist die Beobachtung, daß die bei den Arabern vorkommenden Fälle von Abdominaltyphus immer sehr schwere Formen sind und zur Hälfte tödlich enden. Mit Schlüssen auf besondere Rasseneigentümlichkeiten darf man hier, wie dem Ref. scheint, vorsichtig sein; es ist denkbar, daß das ungewohnte klimatische Milieu prädisponierend auf den Europäer einwirkt; wie sich die Araber in Europa gegenüber Typhus verhalten würden, weiß man nicht, wohl aber ist bekannt, daß manche Fremdrassen, wenn sie nach Europa kommen, gern an Tuberkulose erkranken. (M. Vidal, Archives de médecine et de pharmacie militaires, 1903, No. 11.) — R. W.

Einfluß der Zahnverderbnis auf die körperliche und geistige Entwicklung. In seinen Untersuchungen über Zahnverderbnis und Militärtauglichkeit hat Dr. C. Röse den Beweis geführt, daß die allgemeine körperliche Entwicklung wesentlich durch schlechte Zähne beeinflußt wird. Gutbezahnte Rekruten haben ein größeres Körpergewicht, einen weiteren Brustumfang und wesentlich höhere

Militärtauglichkeit als schlechtbezahnte. Zahnärztlich behandelte Rekruten sind besser entwickelt als ihre gleich schlechtbezahnten Altersgenossen, die keine künstliche Zahnpflege genossen haben. Bei den Schulkindern der katholischen Schulen in Dresden konnte der Nachweis geführt werden, daß nicht nur das Körpergewicht, sondern auch die Größenentwicklung durch schlechte Zähne erheblich beeinträchtigt wird. Dieser Einfluß zeigt sich aber auch in der geistigen Entwicklung. Je schlechter die Zensur in der Schule, um so geringer ist im Durchschnitt auch das Gewicht und die Größe der Kinder. Viele schlechtbezahnte Kinder werden in ihrer Ernährung so stark beeinträchtigt, daß nicht nur ihre körperliche Entwicklung, sondern auch ihre geistige Spannkraft Schaden leidet. Selbstverständlich ist das nicht bei allen Kindern der Fall. Mancher gut begabte oder besonders fleißige Schüler wird trotz mangelhafter Zähne, ja sogar trotz minderwertiger körperlicher Entwicklung dennoch gute Zensuren nach Hause bringen. Im Durchschnitt aber erreichen die besser bezahnten und darum besser ernährten Kinder schließlich doch bessere Zensuren als ihre teilweise besser begabten aber mit schlechten Zähnen versehenen Altersgenossen. (Dr. C. Röse, Zahnverderbnis und Zensur, Deutsche Monatsschrift für Zahnheilkunde 1904, 6.)

Klima und Lungentuberkulose. Wohl bei keiner Krankheit hat die Bedeutung des Klimas eine so verschiedene Beurteilung gefunden wie bei der Lungentuberkulose. Brehmer hat bewiesen, wie durch rechtzeitiges ärztliches Eingreifen die für unheilbar geltende Lungentuberkulose gerade im Klima Deutschlands, in leichten Fällen fast durchweg, aber auch in den schweren, häufig genug geheilt oder für Jahre hinaus gebessert werden kann. Während man früher das warme Klima des Südens empfahl, steht heute die kalte und trockene Höhenluft im Vordergrund des Interesses. Aber das Hochgebirge kann nur eine anregende Wirkung erzielen, von einer spezifischen Einwirkung auf die Krankheitserreger kann weder bei ihm, noch bei dem Seeklima die Rede sein. Das Klima hat überhaupt keinen spezifischen Einfluß auf die Ausbreitung der Tuberkulose. Heute wissen wir, daß unter den Grönländern und Lappländern, in den Städten auf der Hochebene von Peru und Mexiko, in der Wüstenstadt Kairo, in Rom und auf Madeira die Lungentuberkulose ihre Opfer fordert. Die Häufigkeit hängt in erster Linie von der Dichte der Bevölkerung ab, von der mehr oder minder glücklichen Lösung der Wohnungsfrage und von der durchschnittlichen Ernährung und Lebenshaltung gerade des finanziell schwächeren Teiles der Bevölkerung. (J. Ritter, Blätter für Volksgesundheitspflege, 1905, 10.)

Zeitschrift zur Reform der sexuellen Ethik. Prospekt: Die von uns herausgegebene Zeitschrift: „Mutterschutz" soll im Sinne der Bestrebungen des „Bundes für Mutterschutz" wirken. Sie stellt sich daher die Aufgabe, die Probleme der Liebe, der Ehe, der Freundschaft, der Elternschaft, der Prostitution, sowie alle damit zusammenhängenden Fragen der Moral und des gesamten sexuellen Lebens zu behandeln. Sie soll der Mittelpunkt werden für alle Bestrebungen, die eine Reform unserer heutigen konventionellen Anschauungen auf diesen Gebieten zum Ziel haben. Alle Wissenschaften sollen dabei mitwirken, Philosophie und Kulturgeschichte, Medizin und Rechtswissenschaft, Wirtschafts- und Gesellschaftswissenschaft, Biologie, Aesthetik usw. Mit diesen Waffen ausgerüstet, werden wir dann den Kampf gegen veraltete, unhaltbar gewordene Meinungen und Institutionen führen. So hoffen wir, allmählich die Grundlage zu einer neuen Ethik zu gewinnen, wie sie aus unserer vertieften Einsicht in die Entwicklung des Menschen, in die Zusammenhänge zwischen wirtschaftlichen und geistigen Faktoren naturnotwendig hervorwächst. Wir behaupten nicht, heute schon im Besitz eines Allheilmittels für die unsäglich schweren Schäden gerade auf sexuellem Gebiet zu sein. Wir sagen nicht: wenn die Reglementierung der Prostitution oder der Alkoholgenuß, oder die Verfehmung der unehelichen Mutter, oder die Geschlechtskrankheiten aufhören, dann ist das Sittlichkeitsproblem gelöst, — wie man wohl vielfach behauptet. Wir sind uns bewußt, daß es des Zusammenwirkens aller dieser und einer Reihe anderer Faktoren bedarf, um eine Lösung des sexuellen Problems herbeizuführen. Wir sind Suchende und bitten alle, uns mitzuhelfen, eine Lösung, eine neue Ethik zu finden. Das Wesen der neuen Ethik aber — so viel dürfen wir auch heute schon sagen — wird nicht düstere Lebensentsagung und Verneinung sein, ganz gewiß auch nicht rohe, genußsüchtige Willkür, sondern, — wie sie die edelsten Geister der Menschheit schon immer erstrebten und lebten, — freudige Bejahung des Lebens und aller seiner lebenfördernden Kräfte. Wir bitten alle, die mit uns

die Bedeutsamkeit des sexuellen Problems für die Entwicklung und Zukunft der Menschheit erkannt haben, die mit uns suchen, sich uns anzuschließen. Denn nur wenn alle, die eine stärkere, frohere Menschheit sich zum Ziel setzen, sich zu gemeinsamer Arbeit zusammenfinden, werden wir den Einfluß auf die öffentliche Meinung und die Gesetzgebung erringen, den wir brauchen. (Herausgeberin ist H. Stöcker, Verlag J. D. Sauerländer, Frankfurt a. M.)

Satzungen des ersten deutschen Bundes für Mutterschutz. § 1. Zweck des Bundes ist, die Mutterschaft in jeder Form zu schützen, da die Mutter die Quelle neuer Volkskraft ist. § 2. Die erste, weil dringendste Aufgabe ist der Schutz der ledigen Mutter, weil diese unter den heutigen Verhältnissen ihrem Kinde gar nicht Mutter sein darf. Es gilt daher, herrschende, oft ungerechte Vorurteile zu beseitigen, ledige Mütter und deren Kinder vor wirtschaftlichem und sittlichem Untergang zu bewahren und sie zu Volkswerten zu entwickeln, anstatt sie zu Volkslasten und Feinden der Gesellschaft werden zu lassen. § 3. Zur Erreichung dieser Ziele erstreben wir: a) Rechtliche und gesellschaftliche Anerkennung von Mutter und Kind als Familie, b) Errichtung von Mutteransiedelungen mit Erwerbsgelegenheit auf dem Lande für solche Mütter, die gesund und arbeitswillig sind und ihre Kinder selbst aufziehen wollen. -- Die Mutterkolonien sollen möglichst in kalkreichen Gegenden angelegt werden, um zugleich die Stillungsfähigkeit der Mütter und der neuen Generation zu erhöhen, c) Schutz der Existenz solcher Mütter, die zur Aufnahme in unsere Ansiedelungen aus irgend einem Grunde nicht geeignet sind, d) eine allgemeine staatliche Mutterschaftsversicherung, in die auch der Mann zahlt, um dem Kinde eine absolute väterliche Beihülfe zu sichern. § 4. Die allgemeine Mutterschaftsversicherung soll demnach auch ehelichen Müttern zugute kommen, damit keine Mutter mit ihrem und ihres Kindes Leben vom guten Willen eines Dritten oder von traurigen Zufällen abhängig ist. § 5. Das Endziel unserer Bestrebungen ist ein allgemeines Mutterschutzgesetz zur Verbesserung der persönlichen, wirtschaftlichen und rechtlichen Lage jeder Mutter, der ehelichen und der unehelichen. § 6. Zur Verbreitung unserer Bestrebungen dienen Vorträge, Artikel in der Presse, sowie ein eigenes einfaches Organ in Form von „Mitteilungen". (Geschäftsstelle des Bundes: Ruth Bré, Hermsdorf, Kynast.)

Der zehnte internationale Kongreß gegen den Alkoholismus wird in der Zeit vom 11. bis 16. September in Budapest tagen. Der Kongreß wird dieses Jahr in einem Lande tagen, wo bisher zur Abwehr der Alkoholgefahr sozusagen nichts geschah. Die geringe Agitation, die durch die Einwirkung des Wiener VIII. Kongresses entstand, hat nur wenige Resultate aufzuweisen und kämpft mit den Anfangsschwierigkeiten, trotzdem die Alkoholfrage überall schon lange jenen engen Grenzen entwachsen ist, in welchen sie sich in der ersten Zeit des Kampfes gegen den Alkoholismus bewegte und sich zu einer sozialen Frage von großer Wichtigkeit entfaltet hat. Es ist bekannt, daß der Alkoholismus alle Gesellschaftsklassen heimsucht, Gebildete und Ungebildete, Reiche und Arme, ohne Unterschied. Aus diesem Grunde richtet sich dieser Aufruf weder an einzelne Personen, noch an einzelne Gesellschaftsklassen, sondern an jedermann ohne Klassenunterschied mit der Bitte, teilzunehmen am Kongresse, diese wichtige Frage gründlicher kennen zu lernen und sich mit uns zu vereinen in dem Bestreben, diese verheerende Seuche der Menschheit zu bekämpfen. Von einer sozialen Krankheit kann nur ein zielbewußter sozialer Kampf befreien. Der Kongreß steht nicht im Dienste einer Richtung. Unsere Tätigkeit vereinigt alle und alles, was die Bekämpfung des Alkoholismus zum Zwecke hat, sei es nun auf dem Wege der Mäßigkeit oder der Abstinenz. Die Kongreßverhandlungen umfassen nicht sämtliche Teile der Alkoholfrage, denn dieses Material ist bereits so groß, daß es unmöglich wäre, im Rahmen des Kongresses alle Teilfragen zu behandeln. Nach dem bewährten Muster des Kongresses in Bremen sollen nur einige Hauptpunkte, die aktuellsten Fragen, zur Diskussion vorbereitet werden, besonders die soziale, pädagogische, hygienisch-medizinische und juridische Seite der Frage, damit jeder Teilnehmer das ihn am meisten interessierende Kapitel finden möge. Der abzuhaltende Kongreß hat eine wichtige Kulturmission zu erfüllen, nicht nur in Ungarn, sondern überhaupt in Osteuropa, besonders in den Balkanstaaten. In diesen Ländern sind die Segnungen der Antialkoholbewegung überhaupt nicht, oder nur kaum bekannt und fordern wir dieselben daher besonders auf, die Gelegenheit zu benützen um die Erfahrungen jener Nationen kennen zu lernen, welche den Kampf gegen den Alkohol schon seit Jahrzehnten führen. Und an diese Nationen ist die Bitte

zu richten, dem Kongresse je mehr Vertreter zu senden, um den Reichtum ihres diesbezüglichen Wissens und ihrer Erfahrungen kennen lernen und für uns verwerten zu können.

Schädliche Vergnügungen bei Kindern. Einen nachahmenswerten Erlaß hat die Schuldeputation von Höchst a. M. an die Eltern der Schüler versandt: Die Lehrerschaft unserer Schulen hat vielfach die betrübende Wahrnehmung machen müssen, daß die Zahl der Schulversäumnisse am Montag verhältnismäßig groß ist, und daß manche Schüler sich an diesem Tage weniger leistungsfähig zeigen als an den übrigen Schultagen. Sie sind abgespannt, schläfrig und unlustig zur Arbeit. Dieser Tiefstand der geistigen und körperlichen Leistungsfähigkeit erklärt sich nur daraus, daß der Sonntag für viele Kinder nicht ein Tag wirklicher Erholung, sondern ein Tag anstrengender und geradezu gesundheitsschädlicher Vergnügungen ist. Wir haben feststellen können, daß manche Schüler am Sonntag nicht rechtzeitig ins Bett kommen, oder daß ihnen gar alkoholische Getränke verabreicht werden, wenn sie an den Vergnügungen der Erwachsenen teilnehmen. Die von uns beobachteten und in Erfahrung gebrachten Vorgänge verpflichten uns dazu, an die Eltern unserer Schüler die herzliche Bitte zu richten, bei den Sonntagsvergnügungen doch alles zu vermeiden, was geeignet ist, die Erschlaffung der Kinder am Montag oder überhaupt eine Schädigung ihrer körperlichen und geistigen Entwicklung herbeizuführen.

Erhebungen über den Alkoholgenuß der Schulkinder wurden auf eine Verfügung der Regierung in Königsberg, Pr., hin in allen Schulen der Stadt- und Landgemeinden angestellt. Die Regierung hat infolge der Berichte die Schulaufsichtsbeamten und Lehrer veranlaßt, der Alkoholfrage ihre Aufmerksamkeit zuzuwenden und besonders dem Branntweingenuß unter den Schulkindern zu steuern. Der Hüteschein ist überall zu entziehen, wenn feststeht, daß die Arbeitgeber den Hütekindern Schnaps verabfolgen. In Fällen gewohnheitsmäßiger Verabreichung von Schnaps oder Bier seitens der Eltern an Schulkinder ist der Antrag auf Fürsorgeerziehung zu stellen. Fälle von Trunkenheit bei einem Schulkinde sind sofort an die Regierung zu berichten.

Bücherbesprechungen.

O. Kars, Der einstige zweite Mond der Erde als Urheber aller irdischen Entwicklung. Berlin, Max Schildberger. 61 S.

So abschreckend und abenteuerlich der Titel klingt, so lesenswert ist der Inhalt, lesenswert auch für den Anthropologen und Ethnologen. Denn wer Ursprünge und Wanderungen von Völkern und Kulturen studiert, wird immer und immer wieder auf die Konfiguration der Erdoberfläche, auf Gesetzmäßigkeiten und Unregelmäßigkeiten in der Verteilung von Wasser und Land, im Verlauf der Gebirge und Küsten hingeführt. Hier ist nun Australien von jeher als störend empfunden worden: es ist zu klein und (im Verhältnis zu Asien) zu östlich gelagert, um als ein mit Afrika und Südamerika gleichwertiges „Südland" aufgefaßt zu werden, und doch wieder zu groß, um als bloße Insel gelten zu können. Nun kommt Kars und gibt, von ganz andern Gesichtspunkten ausgehend, hierfür eine befriedigende Erklärung.

Kars stellt zunächst eine astronomische Spekulation auf, für die ja jetzt, wo die Kant-Laplacesche Theorie von der modernen Wissenschaft verlassen werden mußte, wieder die genügende Freiheit gegeben ist. Bekanntlich drehen sich die meisten Planeten, ebenso wie die Erde, nicht nur um die Sonne, sondern auch um sich selbst. Mindestens einer, Merkur, macht aber davon eine Ausnahme, indem er der Sonne immer dieselbe Seite zukehrt, ähnlich wie das unser jetziger Mond, die Luna, der Erde gegenüber tut. Nun ist es zweifelsohne ein wissenschaftliches Bedürfnis, den einen Planetenzustand auf den andern zurückzuführen. Kars tut dies, indem er die Eigendrehung, welche jetzt die meisten Planeten zeigen, als einen sekundären Zustand auffaßt, der sich aus dem andern entwickelt habe. Die einzige Kraft, die eine solche Entwicklung bewirken könne, ist in den Monden gegeben. Wenn sich nämlich auf der einen, der Sonne immer zugekehrten Seite durch Aus-

trocknung ein großes Festland (sagen wir einmal von der Größe Asiens, Europas, Afrikas und des ehemaligen Godwana-Erdteils zusammengenommen) gebildet hat, so muß der immerwährende einseitige Anprall der durch den Mond oder die Monde erzeugten Flut den Planeten ganz, ganz langsam in eine Drehung versetzen, die das erstemal wohl Hunderttausende von Jahren gedauert haben mag, aber allmählich unter dem Fortwirken der Flutwelle, schneller werden mußte. War das große Festland ein Produkt der Sonnenhitze, so mußte es dem so ungeheuer langsamen scheinbaren Lauf der Sonne folgen: Festland und Meer mußten sich an jedem Punkte der Erde vielmals ablösen. (Erklärung für den steten Wechsel der gesamten geologischen Schichtenbildung.) Aber nachdem die Drehung schließlich so schnell geworden war, daß die Festlandsbildung nicht mehr folgen konnte, mußte sie auf derjenigen Erdhälfte zur Ruhe kommen, welche ursprünglich der Sonne zugekehrt war, da diese ja im ganzen immer noch ein bedeutendes Plus an Sonnenhitze bekommen hat. (Erklärung für die den Geographen wohlbekannte Landhälfte und Wasserhälfte auf der Erde.) Hätte aber die Erde nur ihren jetzigen Mond gehabt, so hätte sie von ihm höchstens eine Eigendrehung in 28 Tagen, nicht in 1 Tag erhalten können. Sie muß also außer der Luna noch einen zweiten, viel näheren und schnelleren Mond gehabt haben, den wir Austra nennen wollen. Da die Austra nicht spurlos verschwunden sein kann, muß sie in Reibung mit der Erdatmosphäre gestanden haben, die es bewirkt hat, daß sie schließlich in die Erde hineingestürzt ist. Und zwar darf man annehmen, daß sie zunächst auf den Godwana-Erdteil (im jetzigen indischen Ozean) aufgestürzt ist, diesen zum Sinken gebracht hat, und daß Australien die Stelle anzeigt, wo sie in die Erdmasse untergetaucht ist.

Dies ist der mit großer Konsequenz durchgeführte Leitgedanke der Karsschen Theorie, welcher mir durchaus diskussionsfähig erscheint. Indem neben der sonst ganz allmählichen Erdentwicklung eine einmalige Katastrophe am Ende der tertiären Zeit angenommen, scheint sie mir die historischen Gegensätze in der geologischen Wissenschaft aufs glücklichste zu versöhnen. Auch würde sie die Polverschiebung, ohne die man zu einer wirklich befriedigenden Erklärung des diluvianischen Eiszeitphänomens trotz aller Spitzfindigkeiten (Lapparent!) doch nicht auskommt, bewirkt haben können. Denn die Erde muß bei dem australischen Einsturze doch auch einen tüchtigen Ruck bekommen haben; sie (oder ihr fester Mantel) wird in den 100000 Jahren, die man jetzt für das Diluvium ansetzt, erst ein paarmal um die neue Ruhelage gependelt sein, womit die warmen Interglazialzeiten aufs beste erklärt sind. Damit wird die Karssche Theorie auch wichtig für die Urgeschichte der Germanen. Jetzt haben die Astronomen und Geographen das Wort!

Dr. A. Koch-Hesse.

Hans Driesch, Der Vitalismus als Geschichte und als Lehre. — Natur- und kulturphilosophische Bibliothek, Bd. III. Verlag von J. A. Barth, Leipzig 1905. — Brosch. Mk. 5,—, geb. Mk. 5,80.

H. Driesch ist unter den modernen Biologen derjenige, der am meisten philosophisch geschult ist, der das Ziel der Wissenschaft nicht nur darin sieht, Tatsachen festzustellen, sondern sich auch über die begrifflichen Denkakte klar zu werden, die sich im wissenschaftlichen Erkenntnisprozeß vollziehen und welche in die Urteile des Forschers bewußt oder unbewußt als ein wesentliches Element mit eingehen.

In der vorliegenden Schrift begibt sich Driesch auf das Gebiet literarhistorischer Studien. Aus der Entwicklungsgeschichte der Biologie sucht er die wichtigsten und zum Fortschritt führenden Gedanken über Vitalismus und Teleologie in kritischer Weise darzustellen. Im Schlußabschnitt führt er die Gesamtheit seiner Ansichten über das Leben in systematischer Form vor, und zwar für „einen Leserkreis, welcher weiter als der eigentlich naturwissenschaftliche ist".

Die Geschichte der biologischen Theorie beginnt mit Aristoteles, der der erste wissenschaftliche Vertreter des Vitalismus ist und dabei von dem Problem der Formbildung ausgeht. Das ganze Mittelalter hindurch wird auf dem Felde biologischer Forschung wenig geleistet, während mit der Renaissance der Wissenschaft die mechanistische Theorie des Lebens anhebt. In Reaktion zu ihr traten Harvey und Stahl. Dann beginnt der Streit um „Epigenesis" und „Evolution", der bis in die Gegenwart dauert. Es handelt sich dabei im wesentlichen um die Frage

nach der Gesetzlichkeit der Entwicklung aus dem Keim, um die Frage nach der Regeneration und nach dem Ursprung der Keime. Unter Evolution versteht man die Entwicklung auf Grund einer miniaturartigen Präexistenz der Form im Keime, in welchem Falle sie eigentlich nur Wachstum von etwas schon Vorhandenem ist; unter Epigenesis versteht man die Neubildung von Verschiedenem aus mehr oder minder Gleichartigem. Im einzelnen können diese beiden Theorien nun zahlreiche Modifikationen erfahren. Evolutionisten sind z. B. Swammerdam, Malpighi, Bonnet, Haller, Spallanzani. Epigenetiker sind Needham, Maupertuis, Wolff, Blumenbach.

Einen besonderen Abschnitt widmet der Verfasser der „Kritik der Urteilskraft" von J. Kant, der dem Erkenntniswert der mechanistischen und teleologischen Urteilen bis auf den letzten Grund nachzuspüren sucht. In der nachkantischen Naturphilosophie gewinnt der Vitalismus wieder an Bedeutung, bei Schelling, Hegel, Oken, Reil. Bei Treviranus tritt das Problem der Instinkte in den Vordergrund. Eine materialistische Reaktion gegen die Lehre von den „Lebenskräften" beginnt mit Lotze und Bernard, ferner mit der „materialistisch-darwinistischen Zeitströmung", in welcher die Maschinen-Theorie des Lebens für die allein wissenschaftliche Behandlung der biologischen Probleme gehalten wird. Neuerdings macht sich gegen die mechanische Auffassung der „neuere Vitalismus" geltend, dessen geistreichster Vertreter ohne Zweifel der Autor des vorliegenden Buches selber ist. In den Schlußabschnitten werden wir über den Stand dieser Lehre gut unterrichtet, namentlich über des Verfassers eigene theoretische Auffassungen. Driesch ist Vertreter einer „dynamischen Teleologie", d. h. der Meinung, daß es nichtmechanische elementare Naturfaktoren gibt, die eine intensive Mannigfaltigkeit der Form- und Funktionsgestaltung herbeiführen. Er leugnet nicht, daß „statische" Momente, d. h. Maschinen im Organismus eine Rolle spielen, aber diese Maschinen haben einen tieferen Grund in dynamischen Faktoren.

Leider hat der Autor es sich wieder nicht verkneifen können, in seinem sonst so objektiven Buch den „Darwinismus für durchaus erledigt" zu erklären, über die „materiellen Träger der Vererbung", über die „phantastischen Stammbäume" usw. zu spotten. In diesem Punkte ist Driesch in großem Unrecht. Es besteht für ihn die Gefahr, sich in einseitige Auffassungen einzuspinnen, die ihn für andere Tatsachen, Beziehungen und Möglichkeiten des Lebensproblems blind machen.

Dr. Ludwig Woltmann.

J. L. Reimer, Ein pangermanisches Deutschland. Versuch über die Konsequenzen der gegenwärtigen wissenschaftlichen Rassenbetrachtung für unsere politischen und religiösen Probleme. Fr. Luckhardt, Berlin und Leipzig 1905.

Die Politik ist eine Kunst und keine Wissenschaft, soll ein berühmter Staatsmann gesagt haben; gewiß, aber auch die erfolgreiche Tätigkeit des Arztes ist eine Kunst und kann doch der wissenschaftlichen Grundlage nicht entraten. Ohne Zweifel hat es einzelne hervorragende Politiker und Staatenlenker gegeben, die, ohne sich der letzten Gründe ganz bewußt zu werden, doch in glücklicher Ahnung das für ihr Land und Volk Vorteilhafteste getroffen haben. Das sind aber seltene Ausnahmen; im allgemeinen kann man sagen, daß auf keinem Gebiet so viel geraten, versucht, gepfuscht und gestümpert wird, wie auf dem der inneren und äußeren Politik. Gibt es überhaupt für sie eine feste Grundlage, eine sichere Richtschnur, eine allgemeingültige Vorschrift? Die Lehren der Geschichte, werden manche antworten. Zugegeben, doch wird nur der aus ihnen die richtigen Schlußfolgerungen ziehen können, der die ewigen Gesetze alles Werdens und Vergehens, die treibenden Kräfte im Menschen- und Völkerleben erkannt hat. Was man gewöhnliche „Weltgeschichte" nennt, ist ja nur der allerletzte Auftritt im großen Drama der Menschheit, und dieses wiederum nur ein verschwindend kleiner Teil der Lebensentwicklung auf Erden. „Ins Innre der Natur dringt kein erschaffner Geist", aber nur auf dem Weg ernster, naturwissenschaftlicher Forschung gelangen wir dahin, wenigstens einen Teil vom Schleier des uralten Geheimnisses zu lüften.

Diesen Weg hat der Verfasser des obengenannten Buches erfolgreich betreten, denn, schreibt er in der Einleitung, „der feste Boden, von dem ich ausging, ist der Begriff Rasse". Wer die Gleichheit aller Menschen voraussetzt, für den muß die

Geschichte ein Buch mit sieben Siegeln bleiben; der Schlüssel des Verständnisses liegt in der ungleichen Entwicklungshöhe und verschiedenartigen Begabung der schon äußerlich einander sehr unähnlichen Rassen. Der ganze erste Teil des Buches ist der Rassenlehre gewidmet, gibt einen guten Ueberblick über den derzeitigen Stand der Wissenschaft und gelangt zu dem Endergebnis, daß die nordeuropäische Rasse (Homo europaeus) die höchstentwickelte, die Schöpferin und Trägerin unserer Kultur, daß deren „adligster" Vertreter der Germane ist. Im zweiten Teil werden die Großstaaten Europas und Nordamerikas auf ihren Rassengehalt untersucht und beurteilt, und hierbei kommt der Verfasser zu der auch von mir schon wiederholt ausgesprochenen Schlußfolgerung, daß durch Angliederung der kleineren germanischen Staaten das Deutsche Reich zu einem „germanischen Stammesreich" sich auswachsen und dem Geburtenüberschuß des lebenskräftigen und ausdehnungsbedürftigen Volkes „mehr Land" verschaffen müsse.

Der dritte Teil handelt von dem „inneren Ausbau", insbesondere der Kräftigung, Gesundung und rassenhaften Reinigung des Volkes; erstere ist bei zweckmäßigem, zielbewußtem Vorgehen wohl zu erreichen, letztere dagegen wird vielleicht ein schöner Traum bleiben. Ueber die vom Verfasser vorgeschlagenen Wege wird man manchmal streiten können, seine angedeuteten Ziele aber in der Hauptsache als erstrebenswert anerkennen müssen. Auch religiöse und gesellschaftliche Fragen werden in diesem Abschnitt in anregender Weise erörtert. Das Buch wird zweifellos bei manchen Leuten auf Widerspruch stoßen; den Lesern dieser Blätter darf es als zeitgemäße, wenn auch vielleicht nicht ganz reife Frucht des Rassegedankens angelegentlich empfohlen werden. Dr. Ludwig Wilser.

Flugschriften der Deutschen Gesellschaft zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten. No. 1—4, im Anschluß an Vorträge veröffentlicht. Verlag von Joh. Ambr. Barth, Leipzig. Preis des Einzelheftes 30 Pfg.

I. Dr. med. C. Alexander. Geschlechtskrankheit und Kurpfuscherei. Der Einfluß der Kurpfuscher auf die Weiterverbreitung der Geschlechtskrankheiten ist weit größer, als gemeinhin geglaubt wird. Dies ist einesteils auf die Tendenz der sogenannten „Naturheilkundigen" zurückzuführen, tatsächliche Erkrankungsfälle zu verschleppen. Anderseits auf ihre oft zutage tretende Unfähigkeit, eine wirklich richtige Diagnose zu stellen. Wunder nehmen kann dieser Zustand weiter nicht. Man bedenke, daß etwa drei Viertel aller gewerbsmäßigen Kurpfuscher nur einfache Volksschulbildung besitzen, daß etwa 20 pCt. dem Diener- und Arbeiterstand, 40 pCt. ursprünglich dem Handwerkerstand angehören und daß nicht weniger als 29 pCt. wegen Diebstahls, Betrugs, Unterschlagung und dergleichen vorbestraft sind! Menschen von derartigen moralischen und fachmännischen Qualitäten vertraut ein großer Teil des Volkes noch immer blindlings das kostbare Gut seiner Gesundheit an. Dabei ist die Zahl der Kurpfuscher noch fortgesetzt im Wachsen begriffen. Während z. B. von 1879—98 die Einwohnerzahl Berlins nur um 61 pCt. zugenommen hat, haben sich in der gleichen Zeit die Kurpfuscher um 1600 pCt. vermehrt. Am schlimmsten ist die Sachlage im Königreich Sachsen. — Diese Zustände beginnen nachgerade gemeingefährlich zu werden. Die bisherige Fassung der Gewerbeordnung bedeutet geradezu einen Freibrief für die Tätigkeit gewissenloser Ausbeuter, und eine Ungeheuerlichkeit ist es, daß zwar „der Handel" mit gewissen schwindelhaften „Heilmitteln" untersagt ist, nicht aber „die Behandlung", welche Leben und Gesundheit der Menschen gefährdet. Derselbe Staat, welcher die von ihm approbierten Aerzte für viele Fahrlässigkeiten auf das strengste bestraft, läßt Personen mit völlig negativer Vorbildung freie Hand in bezug auf Gefährdung der Volksgesundheit! Daß hier Wandel geschaffen wird, ist hoffentlich nur eine Frage der Zeit.

II. Dr. G. Gutmann. Ueber die Bedeutung der Geschlechtskrankheiten für die Hygiene des Auges. Gutmann erörtert den nahen Zusammenhang von Geschlechtsleiden mit Augenerkrankungen. Die ersteren pflegen vielen der letzteren vorauszugehen. Besonders ist der durch Tripper der Mutter hervorgerufene Augeneiterfluß bei Neugeborenen von Bedeutung. Doch auch die Syphilis spielt ihre Rolle. So sollen ca. 60 pCt. aller Regenbogenhautentzündungen syphilitischer Natur sein. Auch ist die Syphilis für etwa 7 pCt. aller Erblindungen verantwortlich zu machen. Frühzeitige sachgemäße Behandlung durch einen Arzt — am besten Spezialarzt — vermag viel Unheil zu verhüten. Die Behandlung dieser

„spezifischen“ Augenleiden fällt in vielen Punkten mit einer Behandlung bezw. Bekämpfung der ursächlichen Geschlechtskrankheiten zusammen. Dr. Felix Block (III. „Wie schützen wir uns vor den Geschlechtskrankheiten und ihren üblen Folgen?“) behandelt dieses Thema eingehender. Er gibt zunächst Zahlen. In Berlin erkranken jährlich von 100 Männern im Alter von 20—30 Jahren 20 an Tripper, 2,4 an Syphilis. Bei zehnjährigem vorehelichen Geschlechtsverkehr hat also jeder einzelne die Chance, sich ein- bis zweimal mit Tripper anzustecken, während die Syphilis etwa jedem Fünften droht. Es folgt eine gemeinverständliche Schilderung der Kardinalsymptome der Geschlechtsleiden. Sodann geht Gutmann auf die Art und den Ort der Ansteckung ein. Die größte Gefahr bildet die Prostitution. Es ist Tatsache, daß fast sämtliche Prostituierte kurz nach Beginn ihres liederlichen Lebenswandels an Tripper, die meisten auch an Syphilis erkranken. Sie sind also fast alle chronisch krank. Das gilt für die sehr zahlreichen nicht unter sittenpolizeilicher Kontrolle stehenden Dirnen in erhöhtem Grade. Hier an der Quelle muß auch die Bekämpfung der Geschlechtsleiden einsetzen. Eine sachgemäße Kasernierung, eine schärfere Straßenkontrolle würde den größten Teil der Verführung wegfallen lassen. Auf der anderen Seite ist der geschlechtlich anreizende Alkoholgenuß einzuschränken. Ein sexuell-abstinentes Leben tut in den allermeisten Fällen der Gesundheit keinen Schaden. Jede sozialpolitische Maßregel, die frühere Eheschließung ermöglicht, ist ein hervorragender Bundesgenosse im Kampfe gegen die Geschlechtskrankheiten. Dr. Block gibt zum Schlusse, um der praktischen Sachlage gerecht zu werden, einige Vorsichtsmaßregeln, welche einer Ansteckung vorzubeugen bestimmt sind.

Univ.-Prof. Dr. Carl Kopp fordert in Heft IV („Das Geschlechtliche in der Jugenderziehung“) zu einer vernünftigen geschlechtlichen Aufklärung der Jugend in der gefährlichen Zeit der Entwicklung auf. Die hier noch immer herrschende Prüderie ist eine Versündigung an der gesunden Entwicklung des Nachwuchses und legt den Keim zu jener unwürdigen und schmutzigen Auffassung des Geschlechtlichen, welche selbst in einer mediceischen Venus nur das Geschlechtswesen erblickt. Das mit Vorliebe von unseren Schulmännern zitierte Wort vom „gesunden Geist und gesunden Körper“ ist von der Umsetzung in Taten noch weit entfernt; und da es, um den Geist von allerhand Perversitäten und Unnatürlichkeiten (Onanie u. a.) freizuhalten, auch einer ebenmäßigen Pflege und Entwicklung des Körpers bedarf, so ist es überhaupt zweifelhaft, ob das Gros unserer Schulen in ihrer jetzigen Form zur Durchführung derartiger Prinzipien die Eignung besitzen. Ansätze zu tatkräftiger Reform sind jedoch bereits vorhanden. (Landerziehungsheime!)

Dr. Gg. Lomer.

Heinrich Pudor, Neues Leben. Verlag von Carl Reissner, Dresden und Leipzig. (Selbstanzeige.)

Das Neue Leben, von dem in diesem Buche die Rede ist, geht wesentlich die Moral an. Ich habe in den Grundzügen einer natürlichen Sittenlehre meine Moral skizziert, unabhängig von den herrschenden Glaubenslehren, frei vom Glauben an einen persönlichen Gott und eher einen feindlichen als einen freundlichen Standpunkt zum Christentum einnehmend. Aber meine Hauptabsicht war die, zu zeigen, wie man unabhängig von der religiösen Autorität sich selber bilden und wie jemand edel werden könne, ohne der traditionellen Religion zu folgen. Wenn man will, mag man eine solche natürliche Sittenlehre auch Religion nennen. Ellen Key sagt einmal, Religion ist alles, wofür wir sterben. Und jedenfalls ist die wahre Religiosität weit mehr individuell und weit mehr persönlich, als die herkömmlichen Glaubenslehren es sind, die in der Tradition erstickt und im Unindividuellen vertrocknet und im Unpersönlichen verknöchert sind. Dogma ist Lüge. Es ist undenkbar, daß jetzt der heranwachsende Mensch in diesem zusammengeklappten Religionsdogma Befriedigung finden kann. Jeder Mensch, der die Wahrheit liebt, wird sich unabhängig von diesem für an stumpfen Gehorsam gewohnte Hofhunde passenden Religionsdogma eine eigene persönliche Religion bilden. Aber die meisten Menschen sind leider nicht stark genug, in den wichtigsten Lebensfragen sich eine eigene Anschauung zu bilden. Sie wagen nicht, um die Ecke zu sehen. Sie sehnen sich nach Befehlen, nach Gesetzen, nach Vorschriften, oder im besten Falle noch nach Vorbildern: es soll ihnen alles vorgemacht sein — schade nur, daß ihnen niemand ihre eigene Persönlichkeit vormachen kann.

Der zweite Teil des vorliegenden Buches enthält zwölf moderne Essays über Reform- und Erziehungsfragen des Lebens von Heute und Morgen. Meinen lieben Landsleuten empfehle ich zur Lektüre die Artikel „Beamtenvergötterung in Deutschland“ und „Bureaukratischer Größenwahn“. Denn der heutige Deutsche ist nicht ein „zoon politikon“, sondern ein „zoon bureaukratikon“. Harmonische Ausbildung des Menschen behandelt der Essay „Menschenbildung“. Die Themen der anderen Essays sind: Zur Philosophie der Maschine; Moralunterricht; Hygiene als Unterrichtsgegenstand; Volkswirtschaft als Unterrichtsgegenstand; Die Dienstbotenbewegung; Frauenstudium; Phantasie und Wahnsinn; Freiluftmuseen und Zur Entwickelung der Maschine.

Der erste Teil endlich betitelt sich „Das Rauschbedürfnis im Menschen“. Dieser Essay ist den verknöcherten und vertrockneten Philologen und anderen Doktrinären in herzlicher Verachtung gewidmet.

Dr. Heinrich Pudor.

Ruth Bré, Keine Alimentationsklage mehr! Schutz den Müttern. Felix Diederichs, Leipzig 1905.

In dieser Broschüre wendet sich Ruth Bré gegen die pharisäische Engherzigkeit, der es zuzuschreiben ist, daß die große Mehrzahl der unehelichen Kinder und ihre Mütter physisch und moralisch zugrunde gehen. Durch Anerkennung von Mutter und Kind als Familie, Aufhebung aller Gesetzesparagraphen, welche Mutter und Kind einschnüren, und nicht zum geringsten durch Einführung einer staatlichen Mutterschaftsversicherung, in die jeder geschlechtsreife Mann und jedes geschlechtsreife Weib resp. deren Ernährer zu zahlen hat, hofft die Verfasserin hier Wandel schaffen zu können. Der Staat hat das größte Interesse an einem gesunden Nachwuchs. Die unehelichen Kinder, deren Eltern zumeist junge Leute in der Fülle der Lebenskraft sind, würden, in gesunden Verhältnissen aufwachsend, eine bedeutende Kraftquelle für den Staat werden.

H. K.—B.

Zur Beachtung.

Die Redaktion befindet sich **Leipzig, Lindenstraße 20.**

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Ludwig Woltmann. Redaktion: Leipzig, Lindenstraße 20.
Thüringische Verlagsanstalt Leipzig, Lindenstraße 20.
Druck von Dr. L. Nonne's Erben (Druckerei der Dorfzeitung) in Hildburghausen.

Politisch-anthropologische Revue

IV. 5. 1905.

Monatsschrift für das soziale und geistige Leben der Völker.

Kritische Bemerkungen über Vererbungstheorien.

Dr. Bernhard Rawitz.

In meinem vor zwei Jahren erschienenen Buche „Urgeschichte, Geschichte und Politik"[1]) habe ich im dritten und vierten Kapitel meine Anschauungen über die Tatsachen der Vererbung in dogmatischer Form niedergelegt. Und nur insofern bin ich dort den Vererbungstheorien näher getreten, als ich meine Ansicht, wie eine Vererbung von sogenannten erworbenen Eigenschaften zustande kommt, zu begründen hatte. Für jene Stelle und für die Absichten, die ich mit meinem Buche verfolge, genügten jene kurzen Auseinandersetzungen. Ich halte es aber für nützlich, einem größeren, an strengere Kost gewöhnten Leserkreise, der sich nicht bloß aus Naturforschern zusammensetzt, eine ausführliche Kritik der hauptsächlichsten Vererbungstheorien und eine kurze Darlegung meiner eigenen Theorie zu unterbreiten. Und zwar erscheint es mir darum nützlich, damit auch Nichtfachmänner einmal eine Vorstellung davon erhalten, welche Schwierigkeiten der Erklärung eines so alltäglichen, scheinbar so einfachen Vorganges, wie der Vererbung, sich entgegenstellen, damit sie erfahren, wie weit die Naturwissenschaft noch davon entfernt ist, die Vererbung wirklich zureichend erklären zu können. Vielleicht wird dadurch auch dem Unfuge ein Ende bereitet, der in der modernen Literatur sich breit macht und auf die Gesetze der Vererbung in der Natur alles das zurückführen will, was nur in den Phantasien der Literaten seinen Ursprung und seine Begründung hat.

Wenn in den folgenden Auseinandersetzungen nur die Hauptwerke über Vererbungstheorien Berücksichtigung finden, so kann mir das nicht verargt werden. Es gibt auch eine Grenze im Zitieren! Um diejenigen auf Vererbungstheorien bezüglichen Veröffentlichungen, welche von mir nicht berücksichtigt werden, generell zu charakterisieren, will ich aus der Masse nur eine Arbeit hervorheben, die von Emanuel Roth[2]). Der Verfasser, der sich herausnimmt, abfällige Bemerkungen über den ihn turmhoch überragenden Historiker Henry Thomas

[1]) Rawitz: Urgeschichte, Geschichte und Politik. Populär-naturwissenschaftliche Betrachtungen. Leonhard Simion Nf., Berlin 1903.

[2]) Emanuel Roth: Die Tatsachen der Vererbung. 2. Aufl. Berlin 1885.

Buckle zu machen, schwingt sich zu folgendem Satze auf: Die Tatsache der Vererbung hat ein ehrwürdiges Alter. Er glaubt offenbar, hiermit etwas überaus Weises und Geistreiches gesagt zu haben, und doch enthält der Satz nur eine Trivialität und beweist zugleich die mangelnde Fähigkeit des Autors zu konsequentem Denken. Selbstverständlich ist die Tatsache der Vererbung von ehrwürdigem Alter; sie ist nämlich genau so alt wie die lebendige Substanz auf Erden. Mit dem Augenblicke, wo Leben auf unserem Erdballe entstanden, war auch die Vererbung vorhanden, denn ein Attribut des Lebens ist seine Selbsterhaltung, d. h. die Vererbung. Nicht die Tatsache der Vererbung meint Roth, sondern unsere Kenntnis von der Tatsache, und diese ist relativ zum Alter der Menschheit eine sehr junge.

Roth sagt in der zitierten Abhandlung ferner, daß die Geschichte der Medizin lehre, daß die Grenzen der Vererbungsfähigkeit zu verschiedenen Zeiten verschieden gezogen gewesen seien. Eine solche Torheit lehrt die Geschichte der Medizin nun allerdings nicht; sie lehrt vielmehr nur, daß unsere Auffassung der Vererbungsfähigkeit zu verschiedenen Zeiten eine verschiedene gewesen ist. Man wird mir zugeben, daß eine Arbeit, die derartige schwere, elementare Denkfehler enthält, eingehende Beachtung nicht verdient und daß alle ähnlichen Arbeiten ohne sachlichen Verlust vernachlässigt werden können.

In den folgenden Zeilen werde ich auf die materiellen Grundlagen der Vererbung nicht eingehen. In Kapitel IV meines Buches ist zur Genüge gezeigt worden, daß Samen und Ei Träger der Vererbung sind. Welche Vorgänge im Organismus sich bei der Bildung beider Zellarten abspielen, wie im einzelnen sich ihre Vereinigung bei der Befruchtung vollzieht, ist Gegenstand eifrigster, eindringendster Forschung zahlreicher Gelehrter gewesen. Aber was immer dabei als Resultat erzielt worden ist, einen so tiefen Einblick in das Leben der Zelle derartige Untersuchungen zu gewähren imstande sind: was die Vererbung eigentlich ist, wird durch sie nicht erklärt, hier wird noch auf lange hinaus die Spekulation eintreten müssen. Ob sich z. B. die Kernschleifen von Samen und Ei völlig miteinander vermischen oder ob sie sich bloß nebeneinander lagern: das genau festzustellen, lohnt sich schon der Mühe. Aber wie aus solcher Vermischung oder Nebeneinanderlagerung ein neues, lebendiges, den Erzeugern gleichendes Wesen entstehen kann, das wird uns, soweit heutzutage wir die Dinge zu übersehen vermögen, weder das Mikroskop noch das Experiment lehren, das kann uns nur die theoretische Spekulation wahrscheinlich machen. Den unschätzbaren Wert haben die anatomisch-physiologischen Tatsachen, daß sie der Spekulation einen festen Untergrund geben, den sie niemals verlassen darf.

Die Vererbungstheorien suchen beide Seiten des Vererbungsproblems zu erklären. Mit Recht nämlich hat Brooks[1]) hervorgehoben, daß das Vererbungsproblem zwei Seiten hat. Was jetzt erblich ist, war einstmals Variation und jede neue Variation muß bald erblich werden (l. c. S. 13). Jede Theorie muß die Tatsache erklären, warum die Erzeugten den Erzeugern gleichen, und sie muß ferner erklären,

[1]) W. K. Brooks: The law of heredity, 2. Aufl. Baltimore und New-York.

wie die unter dem bestimmenden Einflusse der Außenwelt dank der Variabilität sich vollziehenden Neuanpassungen zum Erbteil der Organismen werden können. Die Vererbung ererbter und erworbener Eigenschaften hat jede Theorie zu erklären oder bezüglich der letzteren es wahrscheinlich zu machen, warum Neuerwerbungen nicht erblich sind. Und die Theorie muß so beschaffen sein, daß sie sowohl die Vererbung im pflanzlichen als auch die im tierischen Organismus erklärt. Vererbungstheorien nämlich sind meines Erachtens ausschließende; d. h. sie sind entweder richtig und dann gelten sie für die Gesamtheit der Organismen, oder sie erklären nur einzelne Erscheinungen bei einer Gruppe, haben dann höchstens den Wert einer Hülfshypothese, sind aber falsch, wenn man ihnen generelle Bedeutung beilegt. Und darum müssen die Vererbungstheorien alle Erscheinungen bei Tier und Pflanze erklären, weil die Vererbung offenbar ihrem Wesen nach die gleiche Lebenserscheinung ist, sei sie nun bei einem Menschen oder bei einem Eichbaume zu beobachten. Immer nämlich handelt es sich um die Uebertragung anatomisch-physiologischer Charaktere durch den Zeugungsakt auf das Erzeugte.

Dieser unumgänglichen Anforderung genügen oder suchen zu genügen diejenigen Vererbungstheorien, welche Beachtung verdienen. Bei ihrer kritischen Würdigung kann es sich also nur darum handeln, nachzusehen, ob sie wirklich die bekannten Tatsachen einwandfrei erklären, oder ob sie zur Erklärung von Unbekanntem sich auf Unbekanntes, der Erklärung selber Bedürftiges stützen.

Die Theorien lassen sich mit Leichtigkeit in drei Gruppen sondern. Die erste ist die Gruppe der morphologischen Theorien, zurzeit nur durch die Weismannsche Theorie von der Kontinuität des Keimplasma vertreten. Die zweite Gruppe umfaßt die molekularen Theorien, nämlich die Micellartheorie von Nägeli, die Idantentheorie von Weismann, die Gemmarientheorie von Haacke und die Perigenesistheorie von Häckel. Zur dritten Gruppe endlich gehören die biologischen Theorien: die Pangenesistheorie von Darwin, die Theorie der intracellularen Pangenesis von de Vries und endlich meine eigene Theorie, welche ich Korrelationstheorie nennen will.

A. Die morphologische Theorie.

In seinem Essay „über die Vererbung" sagt Weismann[1]), daß bei den einzelligen Organismen die Vererbung beruhe „auf der Kontinuität des Individuums, dessen Leibessubstanz sich fort und fort durch Assimilation vermehrt" (S. 5). Anders verhalte es sich mit den vielzelligen Organismen. Hier sei die Fortpflanzung an bestimmte Zellen, die Keimzellen, gebunden, die den Körperzellen gegensätzlich gegenüberstehen. Bedeutungslos für das Leben des Trägers erhalten sie die Art, da jede unter bestimmten Bedingungen einen neuen Organismus zu bilden vermag. Vielfach lasse sich hierbei eine Kontinuität der Substanz der Keimzellen nachweisen, d. h. die Zellen, welche im neuen Organismus die Geschlechtsorgane bilden, seien direkte Abkömmlinge, unverändert gebliebene Teile des befruchteten Eies. Bei gewissen Insekten, bei

[1]) A. Weismann: Ueber die Vererbung. Jena 1883.

kleinen Süßwasserkrebschen sondern sich nämlich, wie Weismann angibt, schon frühzeitig Teile von der Hauptmasse des Eies ab, aus denen die Geschlechtsorgane des sich entwickelnden Tieres werden. Bei höheren Tieren sei ein derartiger Vorgang nicht zu beobachten, da hier die Ausbildung der Geschlechtsorgane oft erst nach der Ausbildung der Form des Embryo erfolge. Die Entwicklung zeige, daß zwischen dem Plasma der Keimzellen und dem der Körperzellen ein tiefer Gegensatz bestehe, und daraus sei zu schließen: „daß in der Keimzelle beiderlei Plasmaarten potentia enthalten sind, die sich nun nach dem Eintritt der embryonalen Entwicklung früher oder später in Form gesonderter Zellen voneinander trennen" (S. 7).

In diesen Ausführungen ist in nuce die Theorie von der Kontinuität des Keimplasma enthalten, die dann Weismann in einer besonderen Abhandlung[1]) weiter ausgeführt hat. Es heißt in dieser Abhandlung bei der versuchten Widerlegung der Darwinschen Pangenesishypothese, daß, da die Keimzellen unmöglich gewissermaßen einen „Extrakt des ganzen Körpers" darstellen können — in seiner Keimplasmatheorie, in welcher Weismann die alte Präformationslehre wieder aufnimmt, hat er sich offenbar zu dieser Extraktauffassung zurückbekannt —, nur zwei physiologische Möglichkeiten denkbar seien, wie die Keimzellen mit ihren Eigenschaften entstehen können. „Entweder die Substanz der elterlichen Keimzelle besitzt die Fähigkeit, einen Kreislauf von Veränderungen durchzumachen, welche durch den Aufbau des neuen Individuums hindurch wieder zu identischen Keimzellen führt, oder die Keimzellen entstehen in ihrer wesentlichen und bestimmenden Substanz überhaupt nicht aus dem Körper des Individuums, sondern direkt aus der elterlichen Keimzelle."

„Ich halte die letztere Ansicht für die richtige, habe sie seit einer Reihe von Jahren aufgestellt....; ich möchte sie als die Theorie von der Kontinuität des Keimplasmas bezeichnen, da sie auf der Vorstellung beruht, daß die Vererbung dadurch zustande kommt, daß ein Stoff von bestimmter chemischer und besonders molekularer Beschaffenheit von einer Generation auf die andere sich überträgt." (S. 4 und 5.)

Die Vererbung komme dadurch zustande, daß bei jeder Individualentwicklung ein Teil des in der Eizelle vorhandenen spezifischen Keimplasma — das ist jener hypothetische Stoff — nicht zum Aufbau des neuen Organismus verbraucht werde, sondern unverändert bleibe und die Keimzellen der neuen Generation bilde. An einer anderen Stelle derselben Abhandlung sagt Weismann: „Ich stelle mir unter Keimplasma diejenige Partie einer Keimzelle vor, deren chemisch-physikalische Beschaffenheit einschließlich ihrer Molekularstruktur ihr die Fähigkeit verleiht, unter bestimmten Verhältnissen zu einem neuen Individuum derselben Art zu werden" (S. 13). Dieses Keimplasma nun soll in der Kernsubstanz des befruchteten Eies, nach Ausstoßung der Richtungskörperchen, lokalisiert sein. Und in Erläuterung dieses Satzes heißt es (S. 21): „Das Wesen der Vererbung beruht auf der Ueber-

[1]) A. Weismann: Die Kontinuität der Keimplasmas als Grundlage einer Theorie der Vererbung. Jena 1885.

tragung einer Kernsubstanz von spezifischer Molekularstruktur."

Das ist in wesentlichen Zügen die Weismannsche Vererbungstheorie von der Kontinuität des Keimplasma.

Wenn ich mich nunmehr zu einer Kritik dieser Theorie wende, so möchte ich die Gültigkeit des zuletzt zitierten Satzes bestreiten. Die Uebertragung einer besonders strukturierten Kernsubstanz ist keineswegs als das Wesen der Vererbung zu betrachten; diese Uebertragung ist vielmehr nur ein materieller Vorgang bei der als Vererbung erscheinenden Neubildung eines Individuums. Das Wesen der Vererbung besteht in dem Auftreten der gleichen anatomisch-physiologischen Charaktere im Erzeugten, welche bereits dem Erzeuger eigentümlich waren; der Weismannsche Satz dagegen enthält nichts weiter als eine besondere stilistische Formulierung der durch das Mikroskop gewonnenen Einblicke in den Befruchtungsakt.

Indessen es sei dies, wie es sei: der erwähnte Satz gehört ja nur zu den Außenwerken der Theorie. Was diese selber anlangt, so ist sie in sich geschlossen und mit jener bestrickenden Konsequenz durchgeführt, welche alle theoretischen Auseinandersetzungen von Weismann auszeichnet, und der gegenüber man oft Mühe hat, die eigene Auffassung nicht kritiklos aufzugeben. Aus dem Gebäude einer Weismannschen Theorie kann man keinen einzelnen Stein herausziehen, so festgefügt ist alles. Will man seine Theorien prüfen, so muß man das Fundament sich ansehen, auf dem sie aufruhen; und da entsteht denn hier die Frage: ist die Kontinuität des Keimplasma eine über allen Zweifel sicher gestellte morphologische Tatsache oder ist sie nicht vielmehr ein Postulat der Theorie?

Weismann gibt an, daß bei einigen Insekten und Krebsen des süßen Wassers diese Kontinuität zweifellos sicher gestellt sei, während man sie bei höheren Tieren nicht in derselben Weise finden könne. Dieser Satz ist sogar derart zu erweitern, daß von einer solchen Kontinuität bei allen höheren und den meisten niederen Tieren nicht das Geringste zu finden ist. Die gewaltige Masse von Untersuchungen, welche über die erste Anlage der Geschlechtsorgane der Tiere seit jener Zeit angestellt wurden, da Weismann seine Theorie veröffentlichte, hat nicht eine einzige Tatsache zutage gefördert, welche diese Kontinuität auch nur wahrscheinlich gemacht hätte. Der Fülle der verschiedensten und scharfsinnigsten Gelehrten, die sich den einschlägigen Untersuchungen gewidmet, hätte eine so fundamental wichtige Tatsache nicht entgehen können, die Theorie hätte sich, stünde sie wirklich auf festem anatomischen Boden, allgemeine Anerkennung erzwingen müssen. Es finden sich also nur bei einzelnen Insekten und Krebsen die Vorgänge, welche Weismann erwähnt, es kann ihnen daher unmöglich die allgemeine Bedeutung zukommen, die ihnen dieser Gelehrte zulegt. Hier muß es sich um Erscheinungen handeln, welche bei aller Wichtigkeit, die ihnen innewohnt, für die Theorie der Vererbung entweder gar keine oder nur ganz sekundäre Bedeutung besitzen. Fehlt somit das Fundament für die morphologische Theorie der Kontinuität des Keimplasma, so fällt auch die Theorie selber haltlos in sich zusammen.

B. Die molekularen Theorien.

1. Die Micellartheorie von Nägeli.

Die ihrem Erscheinen nach erste molekulare Theorie, welche von seiten vieler, wenn nicht der meisten Botaniker unbedingte Anerkennung auch heute noch findet, ist die Nägelische Micellartheorie. Dieser große Gelehrte hat sie in seinem umfangreichen Werke „Mechanisch-physiologische Theorie der Abstammungslehre"[1]) eingehend entwickelt. Nägeli hält an der Vererbbarkeit der erworbenen Eigenschaften fest und seine Theorie sucht diese Vererbungsart aus der Beschaffenheit und Anordnung der das Anlageplasma (Idioplasma) zusammensetzenden organisierten Moleküle (Micelle) zu erklären. Doch sehen wir uns die Theorie näher an, wie sie hauptsächlich der erste „Idioplasma als Träger der erblichen Anlagen" betitelte Abschnitt enthält. Der Gedankengang Nägelis ist etwa folgender:

Die Organismen sind untereinander ungleich und wir besitzen kein gemeinschaftliches Maß, das uns den Wert der Unterschiede beurteilen lehrt, da wir sie nirgends als Quantität, also als deutlich vorstellbare Größe, sondern immer nur als Qualität erkennen. Nur im Eizustande gleichen sich Tiere und Pflanzen; aber im Ei sind auch die Merkmale des späteren fertigen Organismus vorhanden, so daß die Organismen als Eizellen nicht weniger als im entwickelten Zustande sich voneinander unterscheiden. Die Eizustände können mit Stücken krummer Linien verglichen werden: solche kurzen Linienstrecken sind einander gleich, obwohl in ihnen das Wesen und die Formel der krummen Linie steckt. Die Eizellen bilden also die richtigen Vergleichsobjekte, nur sind leider ihre wesentlichen Eigenschaften, nämlich die Zusammensetzung ihrer Substanz aus kleinsten Teilen, verborgene Merkmale. Doch besteht zwischen ausgebildetem Organismus und Ei eine hauptsächliche Differenz der Substanz nach. Das Ei nämlich ist die Anlage, der Keim; in ihm sind die Eigenschaften des ausgebildeten Zustandes potentiell enthalten. (Hierzu möchte ich parenthetisch bemerken, daß dann Ei und ausgebildeter Zustand auch als potentia identisch betrachtet werden müssen.) Insofern also kann man die Anlage mit der potentiellen Energie der unorganischen Materie vergleichen.

Die Substanz der Anlage ist Plasmasubstanz, „besteht also aus den verschiedenen Modifikationen der Albuminate, deren Moleküle zu kristallinischen Molekülgruppen (Micellen) vereinigt, in löslicher und unlöslicher Form gemengt, eine meist halbflüssige schleimartige Masse bilden. Aber nur der kleinere Teil dieses Stereoplasmas der Organismen stellt wirkliche Anlagen dar".

„Aus dem Anlageplasma geht immer eine bestimmte und eigentümliche Entwicklungsbewegung hervor, die zu einem größeren oder kleineren Zellkomplex führt, zu einer bestimmten Pflanze, zu einem bestimmten Blatt, zur Wurzel, zum Haar einer bestimmten Pflanze. Insofern können wir es, um einen kurzen und bezeichnenden Ausdruck zu haben, als Idioplasma von dem übrigen Stereoplasma unterscheiden" (S. 23).

---

[1]) C. v. Nägeli. Mechanisch-physiologische Theorie der Abstammungslehre. München und Leipzig 1884.

Jede wahre Eigenschaft ist als Anlage im Idioplasma vorhanden, daher gibt es soviel Arten von Idioplasma, wie es Kombinationen von Eigenschaften gibt. Jedes Individuum stammt aus einem anderen Idioplasma, jedes Organ stammt aus einem eigentümlichen Zustand des Idioplasma. In einer bestimmten Periode der Entwicklung ist das Idioplasma durch alle Teile des Organismus verteilt und hat an jedem Punkte andere Eigenschaften.

Die sämtlichen Eigenschaften eines Organismus werden als Idioplasma vererbt. Die Merkmale aller Vorfahren sind als Anlagen in der Keimzelle vorhanden, doch bilden sich nicht alle aus. Es gibt fertige und unfertige, entstehende und verschwindende Anlagen. Gelegentlich können Anlagen so schwach werden, daß sie sich nicht mehr entfalten können, andererseits können sie auch so stark werden, daß sie von selbst oder durch äußeren Anstoß sich manifestieren. Das Idioplasma ist also von unendlich mannigfaltiger Beschaffenheit.

Die Natur des Idioplasma wird durch seine molekulare Zusammensetzung bestimmt. Maßgebend dafür ist die Zusammenordnung seiner kleinsten Teilchen, der Micellen, da auf ihr die Bewegungen und Kräfte beruhen. Mit der Komplikation der Organismen wächst auch die Komplikation der Idioplasmen. Danach ist also das Idioplasma des Keimes gleichsam das mikrokosmische Abbild des makrokosmischen (ausgewachsenen) Individuum; jedoch entspricht die Micelle nicht der Zelle.

Wie das Idioplasma verschieden ist von den übrigen Substanzen des Körpers, so unterscheidet es sich auch vom Protoplasma. Da das unbefruchtete Ei nicht ganz aus Idioplasma besteht, so müßten sich also bei der Befruchtung Substanzen mit gleichviel Idioplasma vereinigen. Kleine Verschiedenheiten bei dieser Vereinigung bedingen hier ein Ueberwiegen der väterlichen, dort der mütterlichen Eigenschaften in den Nachkommen.

Das Idioplasma ist eine ziemlich feste Substanz, jedenfalls kann es nicht gelöst sein, da die erblichen Eigenschaften nicht durch gelöste Stoffe übertragen werden. „Eine Theorie, welche allen tatsächlichen Beobachtungen genügt, scheint nur die zu sein, daß in erster Linie die Beschaffenheit des Idioplasmas, in zweiter auch seine Menge und die Art, wie es mit dem Ernährungsplasma gemengt ist, für die Dauer und das Aufhören der Wachstumsvorgänge entscheidend sei, und daß in dem sich entwickelnden Organismus das Idioplasma in einer steten Wanderung nach den Bildungsstätten begriffen sei" (l. c. S. 29).

Das Wachstum der Organismen ist zeitweise und stellenweise tätig oder kommt zur Ruhe und ebenso ist das Wachstumsvermögen nach Zeit und Art der individuellen Entwicklungsgeschichte schwankend. Die Ursachen hierfür sind in der Veränderung und der Rückkehr des Idioplasma zur ursprünglichen Beschaffenheit zu suchen. „Oder das Idioplasma behält die nämliche Beschaffenheit und es wird das verschiedene Vermögen des Bildungstriebes durch die veränderten Umstände verursacht, welche mit dem Idioplasma zusammenwirken, und welche von Zeit und Art der individuellen Entwicklungsgeschichte abhängen" (S. 30). Aeußere Umstände wirken in beträchtlichem Grade auf den Bildungstrieb des Idioplasma. Während des Wachstums nimmt es zu, wächst aber nicht überall und nicht gleichmäßig.

Die Anordnung der Micellen, d. h. der kleinsten Teilchen, welche das Idioplasma zusammensetzen, läßt sich nach mehreren sich kreuzenden Dimensionen in Reihen zerlegen, das nämliche Teilchen kann Reihen der verschiedensten Dimensionen angehören. Die Zunahme des Idioplasma bedeutet also ein Wachstum seiner Micellarreihen, neue Micellen treten außerdem zu den schon vorhandenen hinzu.

Das Micell ist gleich zu setzen einem mikroskopisch unsichtbaren, aus einer größeren oder kleineren Zahl von Molekülen bestehenden Kriställchen, deren jedes im imbibierten Zustande von einer Wasserhülle umgeben ist. Die Anordnung und Gruppierung der Micellen kann man sich verschieden vorstellen.

Das so beschaffene Idioplasma kennen wir nur in einer Dimension, nämlich in derjenigen, in welcher sein ontogenetisches Wachstum stattfindet. Bei Organisationen, welche durch lange Zeit sich unverändert erhalten haben — es gibt viele wildwachsende Pflanzen, welche seit der Eiszeit auf den verschiedensten Standorten einander so gleich geblieben sind, daß sie nicht unterschieden werden können —, hat das Idioplasma trotz erheblicher Zunahme sich ebenfalls nicht geändert. „Diese Erscheinung scheint keine andere Erklärung zuzulassen als die, daß das Idioplasma strenge in parallele Reihen von festem Zusammenhang geordnet ist, welche durch Einlagerung von Micellen wachsen und dabei fortwährend die gleiche Zusammenordnung behalten. Dadurch bleibt die Konfiguration des Querschnittes unverändert und in dieser Konfiguration ist ja die spezifische Beschaffenheit des Idioplasmas enthalten. Würden eine oder mehrere Längsreihen durch Störungen im Wachstum bei loserem Zusammenhang sich teilen oder sich vereinigen, würde also die Zahl der Längsreihen beim Wachstum zu- oder abnehmen, so wäre dadurch eine Aenderung in der Konfiguration des idioplasmatischen Systems und damit auch eine Veränderung in den Merkmalen verursacht."

„Das Konstantbleiben der Merkmale durch eine Folge von Generationen verlangt, daß die Micellreihen des Systems während des ontogenetischen Wachstums ihren strengen Parallelismus bewahren. Die Veränderung der Merkmale bei der phylogenetischen Entwicklung erfordert dagegen eine Vermehrung oder auch eine Umbildung der Micellreihen, ohne welche eine neue Anlage nicht in das idioplasmatische System sich einordnen kann" (l. c. S. 37 und 38).

Das sind ungefähr die Hauptzüge der Nägelischen Theorie; denn was noch in dem Werke an geistvollen und bedeutsamen Auseinandersetzungen folgt, hat nur den Zweck, die Theorie im einzelnen durchzuführen. Der zuletzt wörtlich angeführte Abschnitt enthält den Angelpunkt der Theorie. Diejenige Substanz, welche die Neubildung eines Organismus ermöglicht und die spezifische Natur eines ausgebildeten erhält, ist nach Nägeli das Idioplasma. Dieses besteht aus Reihen von organischen Molekeln, den sogenannten Micellen. Bleibt die Anordnung der Reihen unverändert, dann werden nur vorhandene Eigenschaften vererbt; ändern sich die Reihen durch Einlagerung neuer Micellen, dann werden auch erworbene Eigenschaften vererbt, denn sie werden zu Bestandteilen des Idioplasma.

Wie können, so müssen wir bei der nunmehrigen Kritik der Theorie fragen, Neuerwerbungen, welche die Organismen während

ihres Individuallebens machen, die nach Nägelis Auffassung sehr feste Reihenlagerung der Micellen so alterieren, daß neue Micellen sich einzulagern vermögen? Und wie können Neuerwerbungen, die ein Individuum während der kurzen Spanne Zeit, die sein Leben bedeutet, macht, eine Vermehrung des Idioplasma herbeiführen, wie solche zur Bildung neuer Micellreihen nötig ist? Woher weiß Nägeli, daß äußere Anstöße das Wachstum des Idioplasma, d. h. die Vermehrung seiner Quantität und die Abänderung seiner Qualität, herbeizuführen imstande sind? Das ganze große Werk gibt hierüber keinen bündigen Aufschluß. Nägeli hielt die Annahme einer Vererbung erworbener Eigenschaften für unumgänglich nötig, wollte er die allmählichen Abänderungen der Organisationskategorien und ihren Zusammenhang, die Deszendenz, erklären. Darum, und darin stimme ich Weismann zu, hat er seine hypothetischen Micellreihen sich so konstruiert, daß eine Vererbung erworbener Eigenschaften relativ leicht erfolgen kann. Es ist aber gar keine Tatsache bekannt, daß das Idioplasma, wenn wir einmal diesen Namen beibehalten wollen, sich im Organismus vermehrt. Woher kommt Nägeli zu der Annahme, daß die Micellen, das sind die Molekel der organisierten Substanz, in Reihen gelagert sind? Wir wissen überhaupt noch rein gar nichts von diesen Molekeln und dennoch will Nägeli bereits ihre Anordnung hypothetisch feststellen.

Das Streben nach molekularer Erklärung der Lebensvorgänge ist durchaus verständlich. Die Chemie erklärt den Bau und die Veränderungen der anorganischen und organischen Körper mit Leichtigkeit und Sicherheit aus der Gruppierung der sie zusammensetzenden Molekel. Das organisierte Leben wird durch Aneinanderlagerung anorganischer Körper gebildet und darum muß sich, so meint man, weil diese molekular zu verstehen sind, auch jenes molekular erklären lassen. Doch übersieht man hierbei folgendes:

Die anorganischen und organischen chemischen Körper sind der Wägung und Messung zugänglich, ihre Zusammensetzung läßt sich bis auf den kleinsten Bestandteil genau feststellen und ebenso läßt sich genau feststellen, wie diese kleinsten Bestandteile zueinander gelagert sind. Der Triumph der modernen Chemie beruht eben darauf, daß diese bis in alle Einzelheiten gehende Analyse möglich ist. Aber wir sind nicht imstande, die lebendigen Substanzen so zu zerlegen, daß wir die gegenseitige Gruppierung der sie zusammensetzenden Elementarteile zu erkennen vermöchten. Organisches Eiweiß und organisiertes, d. h. lebendiges Eiweiß — Protoplasma — sind zwei sehr verschiedene Körper. Der Unterschied in der Natur — ich möchte dies hier ausdrücklich hervorheben — herrscht nämlich nicht, wie man sich ungenau ausdrückt, zwischen anorganischen und organischen, sondern zwischen organisierten und nichtorganisierten Körpern. Die sogenannten organischen Stoffe, Albuminate, Zucker, Stärke, Mehl, Fette usw. sind nicht organisiert; sie sind überall und allenthalben Produkte des Organisierten, denn nie und nirgends trifft man einen Körper, den die Chemie als organisch bezeichnet, selbständig in der Natur an. Mit Recht sagt de Vries[1]):

[1]) H. de Vries: Intracellulare Pangenesis. Jena 1889.

„Eiweißkörper sind zwar Produkte des Lebens, aber nicht dessen Träger" (l. c. S. 39).

Wir wissen nichts davon, wie die organisierten Molekel beschaffen sind, denn wir können die lebendigen Körper nicht in derselben Weise messen und wägen, wie die nichtorganisierten. Wir können nicht den Logarithmus einer Biene oder die Quadratwurzel eines Jaguars berechnen; hierin ist der Biologe dem Chemiker gegenüber im Nachteil. Die Molekel der Chemie lassen sich eindeutig feststellen, von den Molekeln des Lebens wissen wir nichts, darum konstruiert sie jeder Gelehrte so, wie sie ihm passen, wenn sie nur das beweisen, was er bewiesen haben will. Es ist ja nicht unmöglich, daß die organisierte Substanz so beschaffen ist, wie Nägeli dies annimmt; aber die Möglichkeit, daß die Verhältnisse ganz anders liegen, ist ebenfalls vorhanden und ist ebenso groß. Zurzeit, bei unserer ganz minimalen Einsicht in das Wesen des organisierten Eiweißes, sind daher alle derartigen molekularen Theorien, wie die Nägelische, nur interessante Geistesspiele, mehr aber auch nicht.

Die molekularen Theorien haben in der Chemie den großen Vorzug, daß sie zur Auffindung neuer Tatsachen die Handhabe geben, daß sie als heuristische Momente befruchtend auf die Wissenschaft einwirken. Nichts dergleichen kann man den molekularen Theorien nachsagen, welche das Leben erklären wollen und sollen. Keine Tatsache ist durch sie, weder um sie zu widerlegen noch um sie zu bestätigen, gefunden worden. Sie stellen interessante Ruheplätze auf den Wegen dar, welche die Wissenschaft zu wandeln hat, aber sie führen zu keinem Aussichtspunkte, eröffnen der Forschung keine neuen Bahnen.

So halte ich denn die Nägelische Micellartheorie trotz ihrer feinsinnigen Begründung und geistreichen Durchführung für verfehlt. Wenigstens ist sie nicht der abstrakte Ausdruck der Summe unserer gegenwärtigen Kenntnisse vom Leben, sondern nur der Ausdruck der Auffassungen, die Nägeli von den Lebensvorgängen hatte.

2. Weismanns Keimplasmatheorie.

Schon in seinem Essay über die Vererbung (l. c.), dann in der Abhandlung über die Kontinuität des Keimplasma (l. c.) hat Weismann entschieden die Möglichkeit der Vererbung erworbener Eigenschaften geleugnet. Er konnte daher mit der Nägelischen Theorie, welche diese Vererbungsform zu beweisen unternimmt, nichts anfangen, sondern mußte eine molekulare Theorie finden, welche das Gegenteil bewies. In Ausbau der von ihm bei der Begründung der Kontinuitätstheorie geäußerten Anschauungen über die Beschaffenheit des Keimplasma ist Weismann dann zu seiner umfangreichen Darlegung der Keimplasmatheorie[1]) gekommen, deren Hauptzüge die folgenden sind.

Der Träger der Vererbung ist die intensiv sich in gewissen Stoffen färbende (chromatische) Substanz des befruchteten Eikernes: „Die Ontogenese oder Entwicklung des Individuums beruht demnach auf einer Reihe stufenweiser Qualitäts-Aenderungen der Kernsubstanz

[1]) A. Weismann: Das Keimplasma. Eine Theorie der Vererbung. Jena.

der Eizelle“ (S. 44). Die bestimmende, die Vererbung beherrschende Kernsubstanz ist das Idioplasma, dessen erste ontogenetische Stufe (Onto-Idstufe) das Keimplasma ist.

Das Idioplasma oder Anlageplasma ist das Gestaltende und findet sich nur im Kern, das Morphoplasma oder Gestaltungsplasma ist das Gestaltete. (Hier wird der von de Vries entschieden bestrittene spezifische Unterschied zwischen Körper- und Fortpflanzungszellen hervorgehoben.) Die chemischen Molekel können nicht die Lebenseinheiten sein, da ihnen die Fähigkeit, zu assimilieren, abgeht. Es gibt also keine Protoplasmamolekel, sondern es besteht das Protoplasma aus Gruppen von solchen, deren jede aus verschiedenartigen chemischen Molekeln zusammengesetzt ist. Diese Einheiten sind die Lebensträger oder Biophoren. (Demnach ist jedes Biophor ein organisiertes, d. h. biologisches Molekel.) Die Biophoren „besitzen als Lebensträger das Vermögen des Wachstums und der Vermehrung durch Teilung, wie dies alle Ordnungen von Lebenseinheiten besitzen, über welche direkte Beobachtungen vorliegen“ (S. 56). Die Biophoren, innerhalb welcher sich die chemischen Molekel umgruppieren können, sind nicht bloß hypothetisch, sie müssen existieren, da die Lebenserscheinungen an irgendwelche Einheit gebunden sein müssen.

Für die Erklärung der mit der Vererbung verbundenen Uebertragung ist die Annahme notwendig, daß im Keimplasma ebensoviel veränderliche Teile enthalten sind, wie deren im ausgebildeten Organismus vorkommen. Doch fallen Vererbbarkeit und selbständige Veränderlichkeit vom Keim aus nicht zusammen. Die Zellen oder Zellgruppen, welche selbständig vom Keim aus veränderlich sind, nennt Weismann Vererbungsstücke oder Determinanten, die entsprechenden und sie bestimmenden Teile des Keimplasma werden Bestimmungsstücke oder Determinanten genannt. Eine Determinante ist immer eine Gruppe von Biophoren, niemals ein einzelnes Biophor. Die Determinante ist also eine mit besonderen Eigenschaften ausgerüstete, dem Biophor übergeordnete Lebenseinheit; ihre Zahl muß sich vermehren.

Im Keimplasma eines Tieres müssen dieselben Determinanten mehrfach, ja sogar vielfach vorhanden sein. Die Determinanten-Gruppen, welche das Keimplasma bilden, setzen sich zu höheren Einheiten zusammen, den Iden oder Ahnenplasmen. Das Id besitzt andere Eigenschaften wie seine konstituierenden Determinanten, ebenso wie diese andere Eigenschaften haben wie ihre sie bildenden Biophoren.

Jedes Idioplasma besteht aus mehreren Iden, welche ihrerseits wachsen und sich vermehren können. Die bei der Ontogenese vor sich gehenden Veränderungen des Id können nur in einer Zersetzung der Determinanten bestehen. Und zwar wirken drei Momente bei der Zerlegung des Keimplasma-Ids zu kleineren Iden (Determinanten-Gruppen) ein, nämlich: die ererbte Architektur des Keimplasma, die ungleich rasche Vermehrung der Determinanten und die Kräfte der Anziehung. „Die historische Ueberlieferung der Keimplasma-Architektur bildet die Grundlage der ganzen ontogenetischen Idioplasma-Entwicklung“ (S. 87). Die ungleich rasche Vermehrung der Determinanten kommt von ihrer verschiedenen Menge her. (Aber die einzelnen Determinanten einer kleinen Menge, so will ich gleich hier einwenden,

können sich doch ebenso schnell vermehren wie die einer grossen, und umgekehrt. Die Differenz der Zahl bedingt doch noch nicht eine Differenz im Tempo der Vermehrung; einen Beweis dafür bringt Weismann nicht vor.)

Die sich intensiv färbenden Fäden oder Stäbe (Chromosomen) im Kern sind die Idanten, ihre Konstituenten (Mikrosomen) sind die Iden; jeder Idant ist demnach eine wechselnde Zahl von Iden. Und die Vererbung beruht auf der Zerlegung der Determinanten des Keimplasma-Ids. Damit die Determinante Zelle werden kann, muß sie sich in Biophoren zerlegen. Das Keimplasma der vielzelligen Organismen setzt sich aus den Iden, den Lebenseinheiten der dritten Stufe, zusammen. Jedes Id besteht aus Tausenden oder Hunderttausenden von Determinanten und letztere bestehen wiederum aus den Biophoren. Jede Determinante nimmt im Keimplasma-Id ihren bestimmten Platz ein. In der Architektur des Keimplasma-Ids sind alle Strukturen der folgenden Idstufen potentia enthalten.

Die Grundlage der zur Selektion führenden Variation muß in einer Variabilität der Biophoren gesehen werden. Vermehrung der Determinanten des Keimplasma-Ids führt zur Zunahme der Differenzierung des Körpers. „Es ist also die gesetzmäßige Verteilung der noch latenten oder noch „unreifen“ Determinanten, welche den Gang der Ontogenese bestimmt, und der Ausdruck derselben ist die Architektur einer jeden Id-Stufe oder wie ich es nannte: die Determinanten-Figur“ (S. 108—109).

Nach einer höchst genauen Durchführung dieses Abschnittes der Theorie erörtert Weismann die Größenverhältnisse der Teile des Keimplasma und kommt dabei zu folgendem Resultate: „Das Keimplasma ist ein unendlich fein zusammengesetzter Organismus, ein Mikrokosmus im wahren Sinn“ (was schon Darwin und Nägeli gesagt hatten), „in welchem jeder selbständig variable Teil, der in der ganzen Ontogenese vorkommt, auch durch ein lebendes Teilchen vertreten ist, und in welchem jedes dieser Teilchen seine bestimmte vererbte Lage, Zusammensetzung und Vermehrungsgeschwindigkeit hat. Eine Evolutionstheorie in diesem Sinne scheint mir die einzig mögliche zu sein“ (S. 121).

Nach eingehenden, das zweite Buch ausfüllenden Auseinandersetzungen über die Vererbung bei einelterlicher Fortpflanzung kommt Weismann im dritten Buche zur Diskussion der Vererbungserscheinungen bei geschlechtlicher Fortpflanzung. Unter anderem sagt er hier, bei Erörterung der quantitativen Anteile der Vorfahren am Keimplasma: „Soviel ist sicher, daß in dem Keimplasma des befruchteten Eies niemals sämtliche Idanten eines der Eltern enthalten sein können, sondern nur die Hälfte derselben“ (S. 339).

Nach weiteren sehr eingehenden und geistreichen Untersuchungen über die verschiedensten Bildungsvorgänge in der Natur, deren Erklärung durch die Idantentheorie versucht wird, bespricht Weismann auch die vermeintliche Vererbung erworbener Eigenschaften. Er unterscheidet diese als somatogene von den im Keime als Anlagen vorhandenen, die er blastogene Eigenschaften nennt. Die notwendige Konsequenz seiner Theorie ist die Unvererbbarkeit der somatogenen Eigenschaften.

Dies ist in den Hauptzügen die Theorie. Id, Determinante, Biophor sind die Träger des Lebens und der Vererbung: das sind drei Hypothesen auf einmal, die Weismann aufstellen muß, will er seine Theorie der Vererbung begründen. Wenn der alte Spruch: „simplex sigillum veri“ auch für Vererbungstheorien Gültigkeit hat, dann müßte diese Komplikation in den vorbereitenden Hypothesen ohne weiteres stutzig machen. Gibt man allerdings die Richtigkeit oder auch nur Möglichkeit der Grundanschauungen zu, dann wird sich wenig oder gar nichts gegen die Weismannsche Theorie einwenden lassen. Ihre logische Durchführung ist eine so vollkommene, daß nirgends eine Lücke zu sein scheint, welche der Gegner Weismanns zu einer Bresche erweitern könnte. Aber die Richtigkeit der Grundanschauungen ist nicht erwiesen, die mit barbarischen Namen (Id, Determinante, Biophor) bezeichneten hypothetischen Lebensbildner sind nicht der allein mögliche abstrakte Ausdruck der anatomisch-physiologischen Tatsachen. Wie Nägelis Micellen die Vererbung erworbener Eigenschaften als selbstverständlich erscheinen ließen, so lassen Weismanns Idanten sie als unmöglich erscheinen. Ein solcher Widerspruch ist aber nur darum vorhanden, weil die molekularen Grundlagen der Weismannschen wie der Nägelischen Theorie einzig und allein der Ausdruck der subjektiven Anschauungen der beiden Gelehrten sind. Weismann meint allerdings, die Biophoren seien nicht bloß hypothetisch, sondern sie müßten existieren, weil die Lebenserscheinungen an irgendwelche materielle Einheit gebunden sein müssen. Das ist durchaus richtig; an materielle Substrate ist das Leben gebunden und will man diese Biophoren nennen, so ist dagegen nichts einzuwenden. Aber nicht die Existenz der biologischen Molekel ist das Problematische in der Theorie, sondern deren innerer Bau, ihre Anordnung und Gruppierung. Für deren Erkenntnis haben wir gar keinen positiven Anhalt, wir können uns sie vorstellen, wie wir wollen, und daß solche Vorstellungen einander oft ausschließen, geht aus der Gegensätzlichkeit der Micellar- und Idantentheorie hervor.

Das Fundament der Weismannschen Theorie steht in der Luft, ist lediglich Konstruktionsgebilde und darum erscheint mir die Theorie unhaltbar. Gefährlich ist sie auch wegen der Konsequenzen, zu denen Weismann geführt wurde. Er sagt in einem vorhin wörtlich wiedergegebenen Satze, daß im Keimplasma des befruchteten Eies nur die Hälfte der Idanten der beiden Eltern vorhanden sein könne. Die Verringerung der Idanten soll durch die sogenannte Reduktionsteilung bei der Samenbildung und durch die Ausstoßung der Richtungskörperchen bei der Eireifung bewirkt werden. Wenn die unbedingt feststehende Tatsache, daß die Kernsubstanzen des unbefruchteten Eies und des sich bildenden Samenfadens der Quantität nach reduziert werden, eine Auslegung im Sinne Weismanns erfahren, wenn also bei dieser Reduktion „Ahnenplasmen“ entfernt werden, welche die Ontogenese belasten oder gar hemmen würden, dann grenzt es wirklich an ein Wunder, daß bei der Befruchtung identisch reduzierte, ich will sie „sympathisierende Geschlechtszellen“ nennen, zusammen kommen, denn nichtsympathisierende Zellen würden sich nicht vereinigen. Ein Wunder müßte man von Weismanns Standpunkte aus hierin sehen oder man müßte seine Zuflucht nehmen zu der von Leibniz seinerzeit auf-

gestellten „prästabilierten Harmonie“. Eine solche böte um so mehr den einzigen Erklärungsmodus, weil nach Weismann ja alles präformiert ist.

Dieser Forscher leugnet nämlich die Epigenesis und kehrt zu der alten unfruchtbaren Evolutionstheorie zurück. Nur die Auffassung, daß alles im Ei sich neu bilde durch Epigenese, nicht aber, daß von vorneherein jedem Körperteil des späteren fertigen Organismus ein bestimmter minutiöser Bestandteil des Eies entspräche, hat die gewaltigen Fortschritte entwicklungsgeschichtlicher Forschung ermöglicht. Die alte Evolutionstheorie war steril und ihre Neuauffrischung durch Weismann kann keinen Fortschritt in der wissenschaftlichen Erkenntnis herbeiführen.

3. Die Haackesche Gemmarientheorie.

Wenig Gegenliebe hat in der Forscherwelt Haacke mit seiner Gemmarientheorie[1]) gefunden. Und doch verdient diese ebensoviel oder ebensowenig Beachtung wie die bisher besprochenen molekularen Theorien, denn sie erklärt die Erscheinungen ebenso gut oder ebenso schlecht wie jene, ist ebenso gut oder vielmehr ebenso schlecht begründet wie sie.

Haacke war durch seine tierzüchterischen Erfahrungen zu der Ueberzeugung gelangt, daß eine Vererbung erworbener Eigenschaften unbedingt statt hat. Naturgemäß hat er daher seine Theorie, d. h. deren hypothetische Grundlagen so gestaltet, daß seine Anschauungen bewiesen und die Weismannschen widerlegt werden. Würde irgend noch ein Beweis dafür verlangt, daß die Zeit für molekulare Theorien zur Erklärung der Lebensvorgänge noch nicht gekommen ist: die Gegnerschaft der Weismannschen und Haackeschen Theorien lieferten ihn ebenso einwandfrei, wie die Unvereinbarkeit der Micelle mit den Idanten.

Haacke — ich beschränke mich hier darauf, den Angelpunkt seiner Theorie zu referieren — geht von Häckels Grundformenlehre aus: „Die Eizellen mit bestimmten Grundformen müssen, da diese Grundformen an das Plasma und nicht an den Kern gebunden sind, ihre Erklärung in der Annahme finden, daß das Plasma der Zelle aus untergeordneten Individualitäten zusammengesetzt wird, und daß diese Individuen eine bestimmte Form haben, die ihren Lagerungsbeziehungen eine bestimmte Richtung gibt und dadurch die Grundform der Zelle bedingt. Es ist ohne weiteres klar, daß kleine aneinander gefügte Kugeln ein anderes Bild geben müssen, als langgezogene Ellipsoide oder als Eielemente mit einem mehr stumpfen und einem verhältnismäßig spitzen Pole. Es werden sich also die Formenverhältnisse der Eizellen aus der Annahme erklären lassen, daß ihr Plasma aus Individuen mit bestimmter Form zusammengesetzt ist. Wir wollen diese Individuen Gemmarien nennen.....“ (S. 117—118). Diese Gemmarien, wollen wir anders die Grundformenverhältnisse der Eizelle erklären, müssen eine bestimmte Form haben, und die verschiedenen Arten der Tiere und Pflanzen unterscheiden sich durch die verschiedene Form der Gemmarien.

---

[1]) W. Haacke: Gestaltung und Vererbung. Leipzig 1893.

Indessen dürfen wir nicht bei den Gemmarien stehen bleiben, da wir durch sie noch gar nichts erklären können. Wir müssen vielmehr ihre Urform uns vorstellen und daher annehmen, daß sie aus untergeordneten Individualitäten zusammengesetzt sind, welche Gemmen heißen mögen. Diese, so kann man annehmen, haben die Form einer geraden rhombischen Säule, denn eine solche erklärt am leichtesten alle Grundformenverhältnisse der Tierkörper und wahrscheinlich auch die der Pflanzen. Die Form der Gemmen wird bedingt durch die chemische Zusammensetzung ihrer Molekel. Die Gemmen können sich auf zweierlei Weise aneinander lagern, um die Gemmarien zu bilden. Treten sie mit ihren rhombischen Grundflächen aneinander, so bilden sie gerade rhombische Gemmensäulen; legen sie sich dagegen mit einer Seitenfläche aneinander, so entstehen schiefe Säulen mit rechteckigen Grundflächen. „Aus der Form der Gemmarien muß also der Aufbau des Organismus erklärt werden und damit wäre eine Erklärung der Vererbung überkommener Eigenschaften gegeben" (S. 120).

Der Nachweis der Vererbung erworbener Eigenschaften ist leicht zu führen. Die Form der Gemmarien wird durch die Art der Aneinanderlagerung ihrer Gemmen bedingt und diese letztere muß eine wechselnde sein, sonst gäbe es keine Entwicklung. Es können sich also Gemmen und Gemmenreihen innerhalb der Gemmarien gegeneinander verschieben; daher ist es ganz selbstverständlich, daß die äußeren, auf den Organismus einwirkenden Verhältnisse ebenfalls eine solche Formänderung der Gemmarien herbeiführen können. Erworbene Eigenschaften sind also vererbbar.

Es ist unnötig, noch weiter den Auseinandersetzungen Haackes zu folgen. Dieser Gelehrte bringt eine Masse Material bei, um die Richtigkeit seiner theoretischen Spekulationen zu erweisen, ganz wie Nägeli und Weismann dies auch getan haben. Micell, Idant, Gemmarie: das sind drei einander ausschließende biologische Molekel und eben darum können wir sagen, daß keines der dreien auf unbedingte Geltung Anspruch hat. Am wenigsten genügt Weismanns Idant den an das biologische Molekel zu stellenden Anforderungen, relativ am meisten Haackes Gemmarie. Und könnte oder vielmehr müßte ich mich für eine der drei molekularen Theorien entscheiden, so würde ich die Haackesche als die am wenigsten phantastische vorziehen.

4. Häckels Perigenesistheorie.

Einen ganz anderen Charakter wie die bisher kritisierten molekularen Theorien hat die Häckelsche, die in seinem Schriftchen: „Ueber die Wellenzeugung der Lebensteilchen oder die Perigenesis der Plastidule"[1]) auseinander gesetzt ist.

Der Zelle ging als primitivere Lebensform auf Erden die Cytode vorher, welche des charakteristischen Kernes entbehrt. Zelle und Cytode sind die Lebensbildnerinnen oder Plastiden; sie bestehen aus dem Bildungs- oder Lebensstoff, dem Plasson. Die Molekel des Plasson,

[1]) E. Häckel: Ueber die Wellenzeugung der Lebensteilchen und die Perigenesis der Plastidule. Gesammelte populäre Vorträge. Heft 2. Bonn 1879.

die Häckel im Anschlusse an Elsberg als „Plastidule“ bezeichnet, „besitzen zunächst alle die Eigenschaften, welche die Physik den hypothetischen Molekülen oder den „zusammengesetzten Atomen“ überhaupt zuschreibt. Mithin ist ein jedes Plastidul nicht weiter in kleinere Plastidule zerlegbar, sondern kann nur noch in seine konstituierenden Atome zerlegt werden....“ (S. 47). Außer den allgemein physikalischen Eigenschaften besitzen die Plastidule noch besondere, ihnen eigene Attribute, nämlich die Lebenseigenschaften. Den Atomen müssen wir eine Art „Seele“ zuschreiben, die Plastidule haben noch außerdem ein allerdings unbewußtes Gedächtnis, das sich bei der Fortpflanzung und der Vererbung der Organismen äußert und aus dem die für sie charakteristische Molekularbewegung resultiert.

„Vererbung ist Uebertragung der Plastidul-Bewegung, Fortpflanzung der individuellen Molekular-Bewegung der Plastidule von der Mutter-Plastide auf die Tochter-Plastide“ (S. 54). „Die Anpassung ist Abänderung der Plastidul-Bewegung, in deren Folge die Plastide neue Eigenschaften erwirbt“ (S. 55). Bei den einzelligen Tieren erlangt diese Abänderungsmöglichkeit der Plastidulbewegung bereits Geltung, da neue Erwerbungen, welche eine Zelle macht, auch in den Tochterzellen erscheinen, also vererbt werden. Und ebenso findet eine solche Vererbung von Abänderungen bei den vielzelligen Organismen statt; sie beruht auf einer Umlagerung der Atome in der Plastidule.

Die Lebensprozesse sind eine Folge der Tätigkeit der Plastiden, letztere werden durch die Plastidule gebildet und erhalten, und diese können nur wirken durch Bewegung. In der Plastidul-Bewegung haben wir die bewirkende Ursache aller Lebensprozesse zu erblicken. „Es bleibt also hier schließlich noch die Frage zu beantworten, ob wir über die eigentliche Natur dieser molekularen Plastidul-Bewegung, die unserer unmittelbaren Erkenntnis verschlossen ist, uns mit Hülfe der Vergleichung von analogen Bewegungserscheinungen eine vorläufig befriedigende Hypothese zu bilden imstande sind. Eine bejahende Antwort auf diese Frage versucht unsere Hypothese des Perigenesis“ (S. 66).

Der Prozeß der Lebensbildung verläuft als eine periodische Bewegung und zwar als eine Wellenbewegung von ziemlicher Kompliziertheit. Berücksichtigt man die Stammesgeschichte einer jeden Form, so erscheint sie uns von dem hier eingenommenen Standpunkte aus als eine verzweigte Wellenbewegung. Die stammesgeschichtliche Entwicklung ist das Resultat einer molekularen Plastidulbewegung, da ja der einzelne Organismus durch eine solche verursacht wird. „Wir müssen schließen, daß auch diese Elementar-Ursache des Lebensprozesses, daß auch die unsichtbare Plastidul-Bewegung eine verzweigte Wellenbewegung ist. Diese wahre und letzte »Causa efficiens« des biogenetischen Prozesses nennen wir mit einem Worte Perigenesis, die periodische Wellenzeugung der Lebensteilchen oder Plastidule“ (S. 69).

In jeder einzelnen Zelle ist die ursprüngliche, von der Mutterzelle herstammende, also ererbte Plastidulbewegung vorhanden. Sie trifft mit der neuen, durch Anpassung erworbenen Plastidulbewegung zusammen, so daß als Resultante dieser Kräfte eine neue, dieser Zelle eigentümliche Bewegung entsteht. „Indem wir dergestalt eine ununterbrochene verzweigte Wellenbewegung der Plastidule als die

bewirkende Ursache des biogenetischen Prozesses annehmen, sehen wir die Möglichkeit ein, den unendlich verwickelten Gang des letzteren auf mechanische Bewegungen der Massen-Atome zurückzuführen; und diese sind hier ebenso durch chemisch-physikalische Gesetze bedingt, wie in sämtlichen Erscheinungen der anorganischen Natur" (S. 70).

Uebertragung der Plastidul-Bewegung führt zur Vererbung, ihre Abänderung zur Anpassung. „So fügt sich der biogenetische Prozeß, als eine besondere und höchst verwickelte Form der periodischen Massen-Bewegung, ohne Zwang in den gesetzmäßigen Gang des gesamten Weltprozesses ein, und die bewirkende Ursache desselben ist die Perigenesis der Plastidule" (S. 79).

Dies ist der Kern der Häckelschen Theorie. Ohne weiteres ist klar, daß hier mit Glück jene Klippe vermieden wurde, an welcher die vorher kritisierten Spekulationen gescheitert sind. Häckel gibt keine Auseinandersetzungen, wie er sich die Plastidule aufgebaut denkt, und er tut recht daran. Von diesem Aufbau wissen wir zurzeit nichts, und können wir nichts wissen, da wir die Gegensätzlichkeit von organisiertem und bloß organischem Eiweiß chemisch nicht erklären können. Aber das wissen wir, daß jeder Organismus aus den Elementen besteht, die auch in den nichtorganisierten Körpern vorhanden sind. Und da alle chemisch-physikalischen Erscheinungen der letzteren auf Molekularbewegungen zurückgeführt werden können, so müssen schließlich auch die Lebensprozesse, weil ihnen die gewöhnlichen Elemente zugrunde liegen, als das Resultat einer Molekularbewegung betrachtet werden. Ob diese Bewegung in der von Häckel angenommenen Weise verläuft oder nicht, können wir zurzeit nicht entscheiden. Die Häckelsche Theorie stellt nur eine Skizze dar, aber sie zeigt uns einen Weg, auf dem wir einmal zu einem mechanischen Verständnisse der Lebensvorgänge werden gelangen können.

Vererbung, Anpassung sind biologische Prozesse und müssen zunächst biologisch erklärt werden. Immer aber muß man sich hierbei gegenwärtig halten, daß Leben Bewegung ist und darum auf der Anziehung und Abstoßung der Massenatome der irdischen Stoffe beruht.

C. Die biologischen Theorien.

1. Darwins Pangenesis.

Im 27. Kapitel seines Werkes „Das Variieren der Tiere und Pflanzen im Zustande der Domestikation"[1]) erörtert Darwin seine Theorie, die er als „provisorische Hypothese der Pangenesis" bezeichnet. Aus der Vermehrungsweise der Zellen ist zu schließen, daß sie, bevor sie sich in die verschiedenen Gewebe und Substanzen des Körpers umwandeln, so nämlich begründet Darwin seine Hypothese, Körnchen oder Atome abgeben, die durch den Körper frei zirkulieren. Werden diese mit entsprechender Nahrung versorgt, so können sie sich durch Teilung vervielfältigen und sich später zu Zellen entwickeln, welche denen gleichen, von denen sie herrühren. Diese Körnchen mögen

[1]) Chr. Darwin. Das Variieren der Tiere und Pflanzen im Zustande der Domestikation. Uebersetzt von Carus. Stuttgart 1871.

der Deutlichkeit halber Zellkeimchen oder einfacher Keimchen heißen. Sie werden von den Eltern den Nachkommen überliefert und gelangen meist schon in der unmittelbar folgenden Generation zur Entwicklung. Oft aber auch werden die Keimchen durch viele Generationen hindurch in schlummerndem Zustande übertragen, um dann erst sich zu entfalten. Ihre Entwicklung hängt von der Vereinigung mit anderen, teilweise entwickelten Zellen oder Keimchen ab, „welche ihnen in dem regelmäßigen Verlauf des Wachstums vorausgehen" (S. 424, Bd. II.). Nicht bloß von jeder Zelle oder Einheit während des erwachsenen Zustandes, sondern während aller Entwicklungszustände des Organismus können Keimchen abgegeben werden. Im schlummernden Zustande haben die Keimchen eine gegenseitige Verwandtschaft zueinander, „welche zu ihrer Aggregation entweder zu Knospen oder zu den Sexualelementen führt. Um genauer zu sprechen, so sind es nicht die reproduktiven Elemente, auch nicht die Knospen, welche neue Organismen erzeugen, sondern die Zellen selbst durch den ganzen Körper" (S. 424, Bd. II.).

Dies die Pangenesis-Hypothese, die Darwin dann in den folgenden Teilen des Kapitels des breiteren erörtert. Er sucht die einzelnen Erscheinungen bei der Vererbung und in der Organisation der Tiere und Pflanzen zu erklären und schließt das Kapitel mit den Worten: „Jedes lebende Wesen muß als ein Mikrokosmus betrachtet werden, als ein kleines Universum, das aus einer Menge sich selbst fortpflanzender Organismen gebildet wird, welche unbegreiflich klein und so zahlreich sind, wie die Sterne am Himmel" (S. 458).

Trotz ihrer feinsinnigen und geistvollen Begründung, trotz ihrer Fähigkeit, alle Vererbungserscheinungen zu erklären, hat die Darwinsche Pangenesis-Hypothese fast nur Gegner gefunden. Und die Versuche, sie umzuformen, welche einige Anhänger der Theorie unternommen haben, sind ihr eher schädlich als nützlich geworden. Der eine dieser Versuche, die intracellulare Pangenesis von de Vries, soll nachher kurz gewürdigt werden; ein anderer Versuch, der von Brooks[1]), ist als entschieden mißlungen zu bezeichnen. Die Darstellung des letzteren Autors ist ein unklares Gemisch von epigenetischen und evolutionistischen Anschauungen, mit dem nichts anzufangen ist. Entschiedene Stellung gegen die Pangenesis-Hypothese haben von denjenigen Autoren, welche Vererbungstheorien aufgestellt, Nägeli, Häckel und Weismann genommen.

Während Häckel und Weismann sich mit der Konstatierung ihres oppositionellen Standpunktes begnügen, gibt Nägeli in seinem bereits zitierten Werke auf S. 68—74 eine eingehende Kritik der Darwinschen Hypothese. Er wendet sich gegen deren praktische Ausführbarkeit. Die Keimchen, die nicht mit den Micellen identisch sein können, müssen als kleine Mengen von Idioplasma betrachtet werden. Er findet also die Keimchen für eine molekulare Erklärung ungeeignet. Sodann berechnet er die Zahl der in einem lebenden erwachsenen Organismus vorhandenen Keimchen und kommt zu dem Resultate, daß in einem großen Lindenbaume etwa 4000 Billionen Keimchen im Minimum vorhanden sein müssen. Die theoretische

[1]) W. K. Brooks: The law of heredity. 2. Aufl. Baltimore und New-York.

Zulässigkeit der Pangenesishypothese wird bestritten, weil sie sich auf die Annahme gründet, daß die Zellen die Einheiten der „organischen" Natur seien. Dies aber sei falsch; die Zelle ist nur eine für den morphologischen Aufbau sehr wichtige Einheit, aber nicht die Einheit schlechthin.

Diesem Einwande ist zunächst entgegen zu halten, daß die einzige morphologisch und physiologisch bekannte Einheit die Zelle ist. Ob die Zelle wieder aus Untereinheiten zusammengesetzt ist, davon wissen wir nichts, das vermuten wir nur. Und darum kann jeder, den es gelüstet, hierüber Spekulationen anzustellen, sich diese Untereinheiten vorstellen, wie er will. Ob Keimchen, ob Micell: das ist nur eine sprachliche, keine begriffliche Differenz, vorausgesetzt, daß man unter „Begriff" die prägnante Zusammenfassung eines Komplexes von Tatsachen oder Erscheinungen versteht. Wenn Nägeli ferner gegen die praktische Durchführbarkeit der Theorie seine Berechnung ins Feld führt, daß in einem großen Lindenbaume 4000 Billionen Keimchen vorhanden sein müßten, so spricht diese Summe auch gegen seine eigene Theorie. Es ist gar nicht auszurechnen, wie viel Micellen in einem Organismus vorkommen müssen, da ja nach Nägelis eigener Angabe das Micell kleiner ist als das Keimchen.

Darwin ist der Meinung, daß, wenn von seinen Annahmen die erste und hauptsächlichste, also die von den Keimchen, nicht verworfen werde, man die anderen, zumal sie durch physiologische Betrachtungen gestützt werden, nicht unwahrscheinlich finden werde. Offenbar heißt das: hält man die Grundlage der Hypothese für diskutabel, dann wird diese im ganzen als richtig angenommen werden müssen. Ich kann mich dieser Auffassung Darwins nicht anschließen; ich halte die Grundlage seiner Hypothese für ganz undiskutabel und glaube dennoch, daß seine Theorie im wesentlichen richtig ist. Die „Keimchen" sind ein hypothetisches Element, von dessen tatsächlichem Vorhandensein wir nichts wissen. Sie sind so sehr hypothetisch, ich meine so unwahrscheinlich, daß wir auch ohne ihre Annahme die Lebensvorgänge physiologisch, wenn auch nicht molekular, erklären können. Das ist eben der Gegensatz des Organisierten zum Nichtorganisierten: dieses kann zurzeit nur durch die molekulare Hypothese erklärt werden und darum ist sie überall anerkannt; jenes kann nicht auf diesem Wege mechanisch erklärt werden, darum schließen die molekularen Theorien einander aus und darum sind sie falsch.

Läßt man aber in der Darwinschen Hypothese die molekulare Grundlage, die Keimchen, fallen, dann bleibt der Hauptgedanke übrig, den ich meinen Auseinandersetzungen in Kapitel IV meines eingangs zitierten Buches untergelegt habe. Denn die Darwinsche Hypothese baut sich offenbar auf der Vorstellung von der Korrelation der Teile und ihrer wechselseitigen Beeinflussung auf, ist doch das ganze Werk über „Das Variieren der Tiere und Pflanzen" nichts weiter als ein geradezu grandioser Beweis für die Korrelation. Nur weil die Teile eines Organismus, gleichgültig ob eines einzelligen oder eines vielzelligen, in inniger Beziehung zueinander stehen, weil das Gedeihen oder Verkommen des einen Teiles alle übrigen beeinflußt: nur darum konnte die Idee vom Keimchentransport auftauchen. Die Darwinsche Hypothese erklärt oder sucht zu erklären die Tatsache der Korrelation, auf welcher der Bestand der einzelnen Individuen sowohl wie auch der der Art beruht.

2. Die Theorie der intracellularen Pangenesis.

H. de Vries[1]) faßt in seinem Werke „intracellulare Pangenesis" die Darwinsche Hypothese in folgende zwei Sätze zusammen: 1. „In jeder Keimzelle (Eizelle, Pollenkern, Knospe usw.) sind die einzelnen erblichen Eigenschaften des ganzen Organismus durch bestimmte stoffliche Teilchen vertreten. Diese vermehren sich durch Teilung und gehen bei der Zellteilung von der Mutterzelle auf ihre Töchter über. 2. Außerdem werfen die sämtlichen Zellen des Körpers zu verschiedenen Zeiten ihrer Entwicklung solche Teilchen ab; diese fließen den Keimzellen zu und übertragen auf diese die ihnen etwa fehlenden Eigenschaften des Organismus (Transporthypothese)" (S. 3). Den zweiten Satz dieser Hypothese läßt de Vries fallen, wobei er sich in Uebereinstimmung mit Weismann befindet, um den ersten aufzunehmen. Ohne den Keimchentransport haben wir angeblich die reine Form der Pangenesis, d. h. die Annahme von stofflichen Trägern der erblichen Eigenschaften, deren jede, sofern sie unabhängig von anderen variieren kann, ihren besonderen Träger hat. Diese Träger nennt de Vries „Pangene".

„Diese Pangene vergegenwärtigen nicht jede ein morphologisches Glied des Organismus, eine Zelle oder einen Teil einer Zelle, sondern jede eine besondere erbliche Eigenschaft. Diese sind daran zu erkennen, daß sie jede, unabhängig von den übrigen, variieren können .... Die Pangene sind keine chemischen Moleküle, sondern morphologische, jede aus zahlreichen Molekülen aufgebaute Gebilde. Sie sind die Lebenseinheiten, deren Eigenschaften nur auf historischem Wege zu erklären sind" (S. 69—70). In die Pangene müssen wir die Hauptattribute des Lebens verlegen. Bei der Zellteilung gehen in der Regel alle verschiedenen Arten von Pangenen auf die Tochterzellen über. Die Pangene müssen in kleineren und größeren Gruppen „derart zueinander in Beziehung stehen, daß die Glieder einer Gruppe in der Regel zusammen in Tätigkeit treten" (S. 70). Durch diese Annahme werden ganze Gruppen von Erscheinungen ohne jede Hülfshypothese verständlich, wenn man nur die stets wechselnden Mengen berücksichtigt, in denen sich die Pangene je nach der Natur und dem Alter der Zellen befinden müssen. Im Protoplasma, wenigstens in den Kernen der Ei- und Samenzellen sowie aller Knospen, sind alle Pangene der betreffenden Spezies vertreten. Die Variabilität beruht auf dem veränderten numerischen Verhältnisse der bereits vorhandenen und der Bildung von neuen Arten von Pangenen.

Die Pangene sind unsichtbar klein, aber von ganz anderer Ordnung wie die Molekel, denn jedes Pangen besteht aus zahllosen Molekeln. Sie wachsen, vermehren sich und verteilen sich bei den Zellteilungen nahezu auf alle Zellen des Organismus. Sie sind aktiv und inaktiv und können sich in beiden Zuständen vermehren. „Vorwiegend inaktiv in den Zellen der Keimbahnen entwickeln sie für gewöhnlich ihre höchste Aktivität in den somatischen Zellen" (S. 188). In den höheren Organismen gelangen wohl nie sämtliche Pangene in derselben Zelle zur Aktion, sondern nur einige von ihnen oder eine Gruppe. Da die Befruchtung in einer Kopulation der Kerne besteht, müssen alle Eigen-

[1]) H. de Vries: Intracellulare Pangenesis. Jena 1889.]

schaften in den Kernen durch die betreffenden Pangene repräsentiert sein. „Das ganze lebendige Protoplasma besteht aus Pangenen, nur diese bilden darin die lebenden Elemente“ (S. 190).

Daß nur der Kern der Träger der erblichen Eigenschaften sei, ist eine zu weitgehende, durch nichts berechtigte Folgerung, denn es gibt auch eine Erblichkeit außerhalb der Zellkerne. „Die Ueberlieferung ist die Funktion der Kerne, die Entwicklung ist Aufgabe des Cytoplasma“ (S. 194). Kern und Cytoplasma sind aus denselben Pangenen aufgebaut; im Kern aber liegen alle Arten von Pangenen der betreffenden Spezies, im übrigen Protoplasma wesentlich nur die, die in Tätigkeit treten sollen. „Unsere Hypothese, daß das ganze Protoplasma aus Pangenen bestehe, leitete uns zu der Folgerung, daß alle Arten von Pangenen im Kern vertreten sind. Hier sind die meisten unter ihnen inaktiv, während sie später im übrigen Protoplasma aktiv werden können. Daraus folgte, daß von Zeit zu Zeit aus dem Kerne Pangene nach den übrigen Organen des Protoplasten transportiert werden müssen“ (S. 196).

So weit de Vries. Bei der Weiterentwicklung seiner Theorie gelangt dieser Gelehrte schließlich zu einem Leugnen der Möglichkeit der Vererbung erworbener Eigenschaften. Der oben zitierte Satz ist darum charakteristisch, weil er einerseits den Kernpunkt der intracellularen Pangenesis enthält und andererseits die Schwäche, ja Unhaltbarkeit der Theorie klar legt.

Vom Kerne sollen die Pangene zu den übrigen Organen der Zelle (Protoplasten) treten, d. h. aus dem Kerne müssen sie heraustransportiert werden. Wie das möglich sein soll, wo für einen solchen Transport der Anstoß herkommt, ob vielleicht eine Art Pangenenhunger des Protoplasma angenommen werden muß, darüber wird keine Klarheit gegeben. Denn nirgends setzt de Vries beweisend auseinander, warum Pangene aus dem Kern austreten.

Doch sei es darum, nehmen wir mit de Vries an, daß wirklich Pangene „von Zeit zu Zeit“ aus dem Kern in die Zellsubstanz transportiert werden. Ist damit — diese Frage ist eine naturgemäße — der Transport beendet, findet keine Uebertragung auf Nachbarzellen statt? Wäre das nicht der Fall, so müßten wir annehmen, daß lediglich durch den Kontakt einer Zelle, in welcher Pangenentransport stattfindet, mit einer solchen, in der dies augenblicklich nicht geschieht, in letzterer der Anstoß hierzu ausgelöst wird. Abgesehen davon, daß hierbei das primum movens, welches erstmalig den Transport veranlaßt hat, unbebekannt bleibt, so würde aus einer solchen Annahme der Endschluß folgen, daß Vererbung, ja Leben überhaupt bei den vielzelligen Organismen lediglich Kontaktwirkung sei. Wenn ferner in einzelnen Zellen eines und desselben Organes an verschiedenen voneinander entfernten und durch ruhende Partien getrennten Stellen gleichzeitig ein Austritt von Pangenen aus dem Kern statt hat, so kann ein solcher Vorgang nur dann zu einer normalen Entwicklung und Erhaltung des Organes führen, wenn identische Pangene in den verschiedenen Zellen gleichzeitig transportiert werden. Das führt aber schließlich zur Annahme der Leibnizschen „prästabilierten Harmonie“, ohne die eine Erhaltung der normalen Form und Funktion eines Organs oder eines ganzen Organismus nicht denkbar wäre, wenn man den de Vriesschen

Anschauungen huldigt. Kann sein, daß ich de Vries Unrecht tue, indem ich zu solchen Folgerungen komme, daß ich seine Theorie nicht richtig erfaßt habe. Das letztere zuzugeben bin ich gern bereit; so geistreich de Vries schreibt, klar und verständlich ist er in diesem Werke nicht.

Interessant ist, daß de Vries, der den Keimchentransport Darwins verwirft, schließlich selber zu einer Art Transporthypothese gelangt. Zwar soll sich der Transport nach de Vries nur im Protoplasma vollziehen, die Grenzen der einzelnen Zellen aber nicht überschreiten: Daß hier jedoch nur ein quantitativer Unterschied gegen Darwins Annahme vorliegt, ist vorhin schon angedeutet worden. Die Transporthypothese von Darwin verwirft de Vries, und gerade sie ist der beste Teil der ganzen Pangenesis-Lehre. Daß die Vererbung an materielle Teilchen geknüpft sein muß, kann keinem Zweifel unterliegen. Aber wie diese Teilchen aussehen, darüber — es sei dies zum Ueberflusse noch einmal bemerkt — können wir uns keine eindeutige, allgemein gültige Vorstellung bilden. Die Tatsache der Korrelation dagegen können wir jederzeit demonstrieren, und wenn wir auch gegenwärtig, trotz der eifrigen Arbeiten der Entwicklungsmechaniker, noch nicht zu erklären vermögen, wie und warum die einzelnen Erscheinungen der Korrelation zustande kommen, auf der Tatsache als solcher dürfen wir ruhig weiter bauen. Von ihr aus ist eine Erklärung der Vererbungserscheinungen möglich und auf ihr beruht, wenn auch unausgesprochen, Darwins provisorische Hypothese der Pangenesis.

3. Die Korrelationstheorie.

In dem Streben, die meines Erachtens zum Verständnisse und zum Beweis der Deszendenzlehre unumgänglich nötige Annahme einer Vererbung erworbener Eigenschaften zu erklären, habe ich in Kapitel IV meines Buches „Urgeschichte etc.“ die Ansicht ausgesprochen, daß unter dem Einflusse der äußeren Existenzbedingungen bei dem Entstehen neuer funktioneller und demgemäß auch morphotischer Eigentümlichkeiten der Zusammenhang der Teile eines Organismus untereinander schließlich zur Vererbung der neuen Errungenschaften führen müsse. Ich nannte die Vererbung ein Produkt des Milieus und kam dabei zu dem Resultate, mit dem ich mich in gewissem Grade Weismann näherte, daß in letzter Instanz die Keimeszellen neue Eigenschaften erwerben. Aber dies geschieht nur darum, und hierin unterscheide ich mich von Weismann, weil der veränderte Gebrauch der Organe, wenn er nur lange genug anhält, und die ihm folgende morphologische Umgestaltung schließlich dank der Korrelation der Organe Samen und Ei in einem der neuen physiologischen Beanspruchung und gestaltlichen Umwandlung adäquaten Sinne abändern. Eine Vererbung erworbener Eigenschaften muß angenommen werden und sie ist nur so zu erklären, wie ich es getan (l. c. S. 27—29).

Streng genommen ist der Ausdruck „erworbene Eigenschaften“ ungenau. Eigenschaften nämlich sind immer bestimmte anatomische Eigentümlichkeiten, durch welche sich die eine Spezies von allen übrigen, ein Individuum von allen anderen der gleichen Art unterscheidet. Sie

werden immer vererbt und sind stets bereits ererbt. Erwerbungen, Errungenschaften kann das einzelne Individuum während seines Lebens machen. Werden sie nicht vererbt, so verschwinden sie mit dem Tode des Individuums; werden sie dagegen vererbt, so erscheinen sie in einer nachfolgenden Generation als ererbte Eigenschaften. Es handelt sich also bei dem Problem um die Vererbung von Errungenschaften. Indessen der Ausdruck „erworbene Eigenschaften" hat sich so eingebürgert, daß er ohne Not nicht beseitigt werden sollte; nur muß man sich stets klar machen, was unter erworbener Eigenschaft begrifflich zu verstehen ist. Damit wird zugleich auch die sachliche Verständigung erleichtert.

Weismann, um hierauf noch einmal einzugehen, spricht von somatogenen, durch die Funktionen der Körperorgane hervorgerufenen Eigenschaften im Gegensatze zu den blastogenen Eigenschaften, d. h. denen, die aus den Keimzellen (Samen und Ei) stammen. Er leugnet der ersteren Vererbbarkeit, während er die der letzteren anerkennt. Wohl sind Körper- und Geschlechtszellen physiologisch sehr verschiedenwertige Gebilde. Wenn eine Körper- (Epithel-, Nerven-, Muskel- etc.) Zelle sich teilt, d. h. sich fortpflanzt, so erzeugt sie ihresgleichen. Teilt sich eine Eizelle, so pflanzt sie sich nicht fort, denn sie erzeugt niemals zwei Eizellen, sondern sie leitet die Entstehung eines neuen Organismus ein. Dennoch aber halte ich die Weismannsche Unterscheidung für verfehlt und für irreführend. Ich halte sie für verfehlt, denn bei der Art und Weise, wie nach Weismann die Struktur des Keimplasma beschaffen ist, kann es gar nicht zu blastogenen Eigenschaften kommen. Die äußeren Bedingungen, die Zustände des Milieu können doch nicht direkt und bloß auf die Keimzellen wirken — die relative Konstanz der Formen spricht dagegen —, sondern müssen immer auf den Gesamtorganismus und erst durch ihn, also indirekt, auf die Keimzellen einen Einfluß ausüben. Weismanns Unterscheidung ist irreführend, denn sie stellt einen Gegensatz auf, der, trotz der verschiedenen Resultate der Zellteilung bei Körper- und Geschlechtszellen, dem Wesen nach kein solcher ist. Körper- und Geschlechtszellen finden sich in den Organismen nicht unvermittelt nebeneinander, sondern stehen ebenso in inniger Korrelation zueinander, wie die übrigen Körperorgane unter sich. Fast scheint es überflüssig, für diese Tatsache noch Beispiele anzuführen, so sehr sind sie jedem Naturforscher geläufig; der Vollständigkeit halber sollen jedoch einige wenige, und nur kurz, beigebracht werden.

Wie sehr die Körperentwicklung von der Anwesenheit und normalen Ausbildung der Geschlechtsorgane beeinflußt wird, ist bekannt. Der kastrierte Ochse und der zeugungsfähige Bulle sind zwei ganz verschiedene Tiere. Wenn die Legefähigkeit der Hennen nachläßt, so werden sie hahnenfedrig. Es besteht also eine Beziehung zwischen Federkleid der Vögel und Geschlechtsfunktion auch bei weiblichen Tieren, ganz abgesehen von den sogenannten sekundären Geschlechtscharakteren bei vielen Tieren (Hahnenkamm, Hirschgeweih, Stimmorgane der männlichen Insekten etc.). Die Eunuchen behalten trotz des sich bei ihnen entwickelnden Bartes knabenhafte Stimmen und erhalten einen weibischen Charakter. Ich erinnere mich, in dem vorzüglichen, an feinen Beobachtungen reichen Werke von Spencer

Wells „Die Krankheiten der Eierstöcke" gelesen zu haben, daß Frauen, bei denen die Eierstöcke operativ entfernt worden waren, ihrem Arzte erklärten, sie wären nach der Operation geschlechtlich verlangender, mehr männlich geartet geworden. Das Wesen, das sogenannte Naturell der Individuen steht unter der direkten Einwirkung der Geschlechtstätigkeit.

Und wie das Geschlechtsleben das Körperliche beeinflußt, so wirkt auch — und das ist die Kehrseite der Medaille — dieses auf jenes ein: die Korrelation ist eine vollkommene. Allerdings: ein eingewachsener Zehennagel oder ein starker Schnupfen gehen am Geschlechtsleben und an den Geschlechtsorganen spurlos vorüber. Aber jede Indisposition, jede beträchtliche Inanspruchnahme der physischen Kräfte haben eine unverkennbare und bedeutende Wirkung auf die Geschlechtsorgane. Man läßt ja auch männliche Tiere (Bullen, Hengste) intensiv arbeiten, wenn man ihre Geschlechtslust, also auch ihre Geschlechtsfunktion hemmen will.

Die innige Korrelation aller Teile eines Organismus untereinander beherrscht die Vererbung, weil sie auf die Ausbildung der Geschlechtsorgane und damit auf die der Keimeszellen einen bestimmenden Reiz ausübt. Schon daß kein lebendes Wesen geschlechtsreif geboren wird, sondern erst nach einem mehr oder minder langen Stadium der Unreife Fortpflanzungsfähigkeit erlangt, spricht für meine Auffassung. Denn in der Zeit, welche der Organismus nötig hat, um seine volle Reife zu gewinnen, wird die Ausbildung der Geschlechtsorgane, werden die Grade ihres Gedeihens oder Verkümmerns durch alle diejenigen Momente beeinflußt, welche auf das Wachstum des ganzen Organismus Geltung erlangen. Und es kann keinem Zweifel unterliegen — die tägliche Erfahrung der praktischen Medizin lehrt dies —, daß die mehr oder minder beträchtliche Schädigung eines wichtigen Körperteils an den Geschlechtsorganen und darum an den Keimeszellen nicht spurlos vorüber geht.

Gegen diese Folgerung spricht auch nicht die Tatsache, daß z. B. bei vielen Insekten die fertigen Tiere, die Imagines, bereits geschlechtsreif ihre definitive Gestalt erlangen. Die Reifung der Geschlechtsprodukte findet hier während des Larvenlebens statt und dabei ist genügend Zeit und Möglichkeit vorhanden, daß vom Körper aus durch die Korrelation die Geschlechtsorgane beeinflußt werden. Für meine Auffassung aber scheinen mir die Verhältnisse besonders beweisend, die bei vielen niederen Wirbellosen (z. B. Würmern) zu konstatieren sind. Hier sind Geschlechtsorgane nur in der Fortpflanzungszeit vorhanden, außerhalb dieser aber nicht. Daß dabei die wechselnden Ernährungszustände des Gesamtkörpers auf die alljährlich heranwachsenden und -reifenden Geschlechtsorgane einen bestimmenden Einfluß ausüben müssen, scheint mir keines besonderen Beweises zu bedürfen.

Bau und Mischung eines Organismus verbürgen, daß seine Keimeszellen ein ihm gleiches neues Lebewesen gegebenen Falles entstehen lassen werden. Und weil die Geschlechtszellen von Bau und Mischung ihres Trägers abhängig sind, darum werden sie sich in ihrer inneren, d. h. in ihrer Molekularstruktur allmählich ändern, wenn unter dem Einflusse der äußeren Lebensbedingungen Bau und Mischung des

gesamten Organismus sich umgestalten müssen. Die innige Korrelation aller Organe sorgt hierfür. Ob hypothetische Keimchen, Pangene, Micellen, Idanten oder Gemmarien die Korrelation herbeiführen, ist der physiologischen Tatsache gegenüber eine ganz untergeordnete Frage.

Es scheint mir nicht nötig, ausführlich bis in alle Einzelheiten die Konsequenzen dieser Korrelationstheorie zu verfolgen; es würde dazu auch ein besonderes umfangreiches Werk nötig sein. Ich glaube, daß die hier und in Kapitel IV meines zitierten Buches, auf das ich hiermit wiederholt verweise, vorgetragenen Gedanken ausreichen, um meine Auffassung, wie eine Vererbung erworbener Eigenschaften zustande kommen kann, zu begründen.

Diese Theorie befreit uns von dem verwirrenden Einflusse des alten Denkfehlers, wonach eine Vererbung erworbener Eigenschaften so erfolgen soll, daß der Erwerber sein Erworbenes direkt auf seine unmittelbaren Nachkommen übertrage. Sie zeigt uns, daß zwar Generationen nötig sind, um die Vererbungssubstanz zu beeinflussen, daß aber eine solche Beeinflussung unbedingt statt hat. Das Vorgebrachte genügt ferner, um die Vererbung bereits ererbter Charaktere bei Tier und Pflanze und damit die Erhaltung einer gewissen Konstanz der Formenkategorien verständlich zu machen. Tier und Pflanze sind eben Organismen, keine Aggregate oder Konglomerate, sind die lebendigen Produkte der lebendigen Tätigkeit ihrer sie zusammensetzenden Zellen. Und diese Zelltätigkeit ist eine ununterbrochene, eine zusammenhängende durch den ganzen Körper hindurch. Dieser Zusammenhang ist die Korrelation.

So scheint mir die biologische Korrelationstheorie, die nur eine Weiterbildung der Darwinschen, von den hypothetischen Keimchen befreiten, Pangenesislehre sein soll, eine diskutable zu sein, da sie auf die Tatsachen des Lebens sich stützt, während die morphologische und die molekularen Theorien sowie die intracellulare Pangenesis einer solchen Stütze entbehren.

Die kaukasische Rasse.

Dr. Albrecht Wirth.

Seit anderthalb Jahrhunderten ist von einer kaukasischen Rasse die Rede. Semiten, Arier und Hamiten sollen zu ihr gehören. Erst die neueste Zeit beginnt sich von dem Dogma zu befreien. Sie spricht von Mittelmeer-, von nordischer Rasse und von dunklen Elementen bei den Semiten. Aber ein großer Teil von Völkerkundigen und Geschichtsforschern hält noch an dem kaukasischen Ursprung der „Weißen“ fest.

Die Befreiung vom Dogma geschieht immer so, daß es zuerst einfach geleugnet und über den Haufen geworfen wird. Erst später wird die Ursache des Dogmas und seine Entwicklung erforscht: damit hebt seine innere Ueberwindung an. So haben wir auch hier zu untersuchen, was den Anlaß, was die Grundlage zur kaukasischen

Hypothese geliefert habe; dann erst können wir die Hypothese in ihren gebührenden Platz einreihen und zugleich das Richtige an ihr uns zu eigen machen.

Ein Widerspruch fällt sofort ins Auge, wenn wir Arier und Semiten als Abkömmlinge des Kaukasiers auffassen. Die Sprachen der zwei Rassen haben mit den kaukasischen, also mit georgisch, lesghisch, kasikumückisch usw., nicht das allergeringste zu schaffen. Wenn wir überhaupt an einen Zusammenhang glauben, so sind nur zwei Möglichkeiten offen. Entweder sind Arier und Semiten in geringer Zahl nach dem Kaukasus gekommen und haben ihre Sprache verloren. So nimmt man es von den Kimmeriern und Juden an, so weiß man es von slawischen Stämmen, die von den Khazaren nach dem Kaukasus verpflanzt wurden, sowie von Arabern, die als Sieger nach Georgien und Daghestan kamen und allmählich von den Besiegten aufgesogen wurden. Oder aber, die Kaukasier bilden die Urschicht auch bei Ariern und Semiten, und haben zwar ihre Leibesart bewahrt, aber ihre Sprache eingebüßt.

Es läßt sich nachweisen, daß noch in historischer Zeit die heutigen Kaukasusstämme viel weiter verbreitet waren, als gegenwärtig. Alazonios, der jetzige Alaschan, ist ein Nebenfluß des Kur; und Alazones nomadisierten zur Zeit Herodots und Strabons am Bug und Dnjepr. Die Anwohner von Darial und Derbend eröffneten gelegentlich ihren Verwandten, die bis zur mittleren Wolga hin wohnten, die Engpässe, um mit ihnen vereint in die Kulturländer verheerend einzufallen. Die Alanen oder As (Ossen), die bei Wladikawkas sitzen und in derselben Gegend vor 2000 Jahren saßen, begrüßten in den Rox-alanen und Alanorsoi, zwischen Weichsel, Wolga und Krim, ihre Vettern. As zelteten bis Jassy in der Dobrudscha. Und später wanderten Alanen zum Rhein, zum Ebro und zum Atlas. In dem Herrenstamm der Tschechen erkenne ich das Tscherkessenvolk der *Ζίγχοι* und tscherkessisch tschugch „Mensch", in dem Böhmen Krek ein Echo von Karkinos an der Straße von Kertsch, in den Chroaten (Chorwat) die Nachfahren der Khorasaner und Chowaresmier, in den lechischen Stämmen, der Hauptschicht der Polen, die Lechi oder Kasikumücken endlich in den Burgan oder Bulgaren die Barkan oder Hyrkan des Elburz und Demawend. Schon früher sind die Anten, Oberherrscher der Slawenwelt nach dem Ausgang der Hunnen, für Tscherkessen erklärt worden. Noch heute gibt es ein Volk der Andi im südöstlichen Kaukasus, das allerdings zur lesghischen Gruppe gehört. Uruch heißt ein Nebenfluß des Terek und ist ein Häuptlingsname der Balkanslawen. Althochdeutsch heißen die Anten Ut, daher Utgart-Loki, der gewaltige Riese, daher vielleicht Ute, die Burgunderkönigin, wie auch der Name der Burgunder selbst auf nichtarischen Ursprung zurückgehen mag[1]).

Die Iberer wanderten vom Kaukasus nach Spanien, die Albaner, „die Aelpler", von der westkaukasischen Landschaft Albania nach Illyrien, wo sie als Albanesen auftraten, nach Italien, wo sie Alba longa bauen, nach Hochschottland, dessen heutige Bewohner sich selbst Albanach nennen. Da Baskisch und Georgisch eng verwandt, so darf

---

[1]) Vergl. meine „Gesch. Asiens u. Osteuropas" S. 192, 320.

man annehmen, daß die Euscaldu-nac (Basken) vom Chalderlande am Ararat und der Heimat der Karthu-li (Georgier) über den Wasgenwald nach Südfrankreich gelangten. Ebenso gerieten die alarodischen Veneter vom Vansee zum Venediger, nach Norditalien und zur Vendée, die Tabar von Tabaristan nach Tabarz, die Karer von Kertsch zum Karst, die Hros oder Roks von Rages in Tabaristan bis Ragusa, die Rutuler vom Nordkaukasus[1]) nach Latium, die Etrusker von Tarchu im Ostkaukasus bis Hispania Tarraconensis, das laut ausdrücklichen Zeugnisses etruskisch war. Wenn Woltmann die Etruskerbildnisse für arisch hält, so bitte ich ihn, sich doch einmal das Grabmal aus Caere im Louvre anzusehen, das offenbar Schlitzaugen und mongoloiden Typus darstellt.

Man hat es schon längst erraten: meine ganze Darstellung zielt auf den Homo alpinus. Nun ist aber ohne Zweifel anzunehmen, daß dieses genus früher viel weiter nach Süden wie nach Norden verbreitet war. Große Mengen der Rasse wurden von Kelten und Germanen, von Persern und Griechen aufgesogen. Andere Mengen gingen in semitische Völker: Assyrer, Juden, Bergsyrer auf. Daher also der Zusammenhang der rassenfremden Kaukasier mit Ariern und Semiten, daher der häufige Irrtum, der einen Italiener, einen Süddeutschen mit einem Juden verwechselt, daher die Leichtigkeit der Kulturübertragung von Westasien nach Europa gegenüber der schwierigen, unvollkommenen Uebertragung von Westasien nach China, daher endlich die Aehnlichkeit zwischen europäischem und japanischem Geiste, da auch die Japaner (und noch mehr die Koreaner) alarodische, d. i. kaukasische Elemente aufgenommen haben.

Ein neues Problem tut sich jedoch sofort auf. Die kaukasischen Sprachen haben unzweifelhaft Berührungen mit mongolischen und tibetischen. Z. B. agil Dorf, georgisch und armenisch, = agil, aul, Zeltlager türkisch; tibetisch gsum = lazisch džum. Nun ist aber die mongolische Rasse plattnasig, während die Kaukasier, um mit Dirr zu reden, „wahre Ungeheuer“ von Nasen haben. Es müssen also zwei Typen schon in ältester Zeit sich vermischt haben: ein adlernasiger, der ja auch bei den Türken vorherrscht, und ein mongoloider, der vermutlich die Urrasse des Kaukasus darstellte, aber wohl wegen seiner geringen Zahl meist untergegangen ist. Immerhin ist die Plattnasigkeit noch heute bei den (japaner-ähnlichen) Georgiern stark vertreten. Uebrigens gilt *hana akai,* gilt die Adlernase auch bei den Japanern als Schönheitsideal. Ebenso ist bei dem Homo alpinus Baierns sowohl die konkave wie die konvexe Nase zu beobachten, während bei Tirolern, Hochschotten, Basken die Adler- und Napoleonsnase durchaus vorwiegt.

Nichts ist schwerer, als sich über Rassen-Ureigenschaften zu einigen. Die meisten Gelehrten, zuletzt noch Breysig und Woltmann, halten den Buddha für einen Arier, die Japaner nehmen ihn für die Turanier in Anspruch. Chamberlain erklärt die Römer für reinste Arier, Gobineau für reinste Turanier. Die weitgehende Mischung mit den turanischen Kaukasiern gibt den Schlüssel für diese Vielseitigkeit der Anlagen und ihre abweichende Beurteilung. Sie gibt zugleich die Erklärung dafür, daß Arier, Semiten und Hamiten zu einer einzigen Rasse gerechnet werden konnten. Die alarodische Unterschicht, die bei allen diesen

[1]) Merzbacher, Der Kaukasus I, 182.

drei verschiedenen Rassen vorhanden ist — Hethiter in Vorderasien, Berber (die den Kaukasusvölkern verwandt) in Nordafrika, Pelasger und Iberer und Etrusker in Europa — sie ist der Grund jener Aehnlichkeit. Ursprünglich also haben weder Arier und Kaukasier, noch Arier und Semiten etwas miteinander zu tun. Die jetzige Aehnlichkeit ist sekundär, ist zum großen Teil erst in historischer Zeit entstanden.

Marxismus und Rassetheorie.

Dr. Ludwig Woltmann.

I.

Soweit die neueren Geschichts- und Gesellschaftsforschungen sich von theoretischen Grundsätzen leiten lassen, werden sie im wesentlichen von den Ideen eines Marx, Darwin und Gobineau beherrscht. Marx glaubte in der wirtschaftlichen Produktions- und Austauschweise, Darwin in der natürlichen Zuchtwahl im Kampf ums Dasein, Gobineau in der ungleichen geistigen Befähigung der Menschenrassen die innerste Triebfeder der sozialen und kulturellen Geschichte entdeckt zu haben. Wie sehr auch diese drei Theorieen auf den ersten Blick sich zu widersprechen und sich gegenseitig auszuschließen scheinen, so wird man doch bei einer näheren Zergliederung erkennen, daß es zwischen ihnen manche prinzipielle Berührungspunkte gibt, die eine wissenschaftliche Synthese, unter Ablehnung ihrer Einseitigkeiten und Uebertreibungen, als möglich erscheinen lassen.

Was die von Marx und Engels begründete ökonomische Auffassung der Geschichte betrifft, so ist dieselbe leider nicht zu einem einheitlichen und in sich so geschlossenen Lehrsystem ausgebaut worden, wie es Gobineaus Untersuchung über die Ungleichheit der Menschenrassen ist. Was von der ökonomischen Geschichtstheorie vorliegt, sind einige leitende geniale Gedanken, welche wie ein Lichtblitz das Dunkel der Geschichte erhellen, und einige besondere charakteristische Anwendungen auf politische und geistige Erscheinungen der neueren Zeitgeschichte. Dazu kommt, daß diese Lehre eine fast fünfzigjährige Entwicklungsgeschichte durchgemacht hat, so daß Widersprüche in den Formulierungen allzu natürlich erscheinen müssen.

In letzter Linie sind es drei leitende Gedanken, welche der Marxschen Geschichtstheorie zugrunde liegen:

1. „In der gesellschaftlichen Produktion ihres Lebens gehen die Menschen bestimmte, notwendige, von ihrem Willen unabhängige Verhältnisse ein, Produktionsverhältnisse, die einer bestimmten Entwicklungsstufe ihrer materiellen Produktivkräfte entsprechen. Die Gesamtheit dieser Produktionsverhältnisse bildet die ökonomische Struktur der Gesellschaft, die reale Basis, worauf sich ein juristischer und politischer Ueberbau erhebt, und welcher bestimmte gesellschaftliche Bewußtseinsformen entspreche. Die Produktionsweise des materiellen Lebens bedingt den sozialen, politischen und geistigen Lebensprozeß überhaupt. Es ist nicht das Bewußtsein der Menschen, das ihr Sein,

sondern umgekehrt ihr gesellschaftliches Sein, das ihr Bewußtsein bestimmt. Auf einer gewissen Stufe ihrer Entwicklung geraten die materiellen Produktivkräfte der Gesellschaft in Widerspruch mit den vorhandenen Produktionsverhältnissen, innerhalb deren sie sich bisher bewegt hatten. Aus Entwicklungsformen der Produktivkräfte schlagen diese Verhältnisse in Fesseln derselben um. Es tritt dann eine Epoche sozialer Revolution ein. Mit der Veränderung der ökonomischen Grundlage wälzt sich der ganze ungeheure Ueberbau langsamer oder rascher um."

2. Die Geschichte aller bisherigen Gesellschaft ist die Geschichte von Klassenkämpfen. Freier und Sklave, Patrizier und Plebejer, Baron und Leibeigener, Zunftbürger und Gesell, kurz, Unterdrücker und Unterdrückte standen in stetem Gegensatz zueinander, führten einen ununterbrochenen, bald versteckten, bald offenen Kampf, einen Kampf, der jedesmal mit einer revolutionären Umgestaltung der ganzen Gesellschaft endigte oder mit dem gemeinsamen Untergange der kämpfenden Klassen.

Demnach sind wirtschaftliche Produktion und der Kampf der Klassen um die wirtschaftlichen Güter die Grundlagen der bisherigen Geschichte gewesen. Die Menschen selbst erscheinen in ihrem geistigen Leben als vollständig abhängig von den materiellen Verhältnissen. Nun muß man dieser Anschauung in mehrfacher Hinsicht unbedingt zustimmen. Das gesamte geistige Bewußtsein einer Gesellschaftsepoche ist unzweifelhaft mit bedingt durch die Oekonomie, z. B. durch die Arbeitsteilung, welche einem Stande soziale Muße zur geistigen Produktion gibt, durch die Stufe der Technik, welche die materiellen Mittel der Wissenschaft und Kunst beherrscht, durch die kommerziellen Beziehungen zu fremden Völkern, welche den geistigen Horizont erweitern. Man muß ferner zugeben, daß alle bisherige Gesellschaft, mit Ausnahme der primitivsten Stufen der Hordenverfassung, in Klassen gespalten war, daß es ein Klassenrecht, eine Klassenmoral, eine Klassenphilosophie usw. gegeben hat, also die geistige Geschichte durch die ökonomisch-soziale Struktur beeinflußt wurde.

Aber, wenden wir ein, damit ist nur eine Seite der sozialen Geschichte aufgedeckt. Die andere betrifft die Menschen selbst, sofern sie aktiv, aus ihren eigensten Bedürfnissen und Fähigkeiten heraus die gesellschaftlichen Verhältnisse bestimmen. Marx sagt: „In der gesellschaftlichen Produktion ihres Lebens gehen die Menschen bestimmte, notwendige, von ihrem Willen unabhängige Verhältnisse ein." Was heißt das: „Die Menschen . . . gehen ein?" Gehen sie aktiv, mit Absicht und Bewußtsein solche Verhältnisse ein, d. h. Verhältnisse von Freien und Sklaven, Patriziern und Plebejern, kurz von Herren und Knechten, oder passiv, bestimmt durch die Entwicklungsstufe der materiellen Produktionskräfte? Marx' Meinung ist nach den angeführten Sätzen unzweifelhaft die letztere, und hier, direkt am Anfang seiner Theorie, liegt der psychologische Grundmangel seiner Theorie, ein Mangel, der in letzter Hinsicht ein anthropologischer ist. Hier ist der Punkt, wo Darwin und Gobineau recht behalten, daß die natürliche Auslese unter den Individuen und die Ungleichheit der Rassen die aktiven Naturkräfte sind, welche die „gesellschaftlichen Verhältnisse" bestimmen. Zum mindesten ist das allgemeine Verhältnis von Herren und Knechten durch diese Naturfaktoren bedingt. Man könnte die weitere Frage aufwerfen, ob etwa die spezielle Form des

Verhältnisses von Herren und Knechten durch die „materiellen Produktivkräfte" bestimmt sei. Man könnte darauf hinweisen, daß bei Jäger- und Hirtenvölkern die Sklaverei, bei Ackerbauern die Leibeigenschaft, beim Handwerk die Gesellenarbeit, bei der großen Industrie die Lohnarbeiterschaft das charakteristische Moment sei, daß also der Formenwechsel der materiellen Produktivkräfte den Formenwechsel der Herrschaft und Knechtschaft bestimme. Doch wir fragen weiter: Wodurch werden die materiellen Produktivkräfte bestimmt? Hier antwortet der Marxist: Durch die geographische Lage. Nun wird kein Mensch bezweifeln können, daß Meer und Ströme, Berge und Täler, Bodenbeschaffenheit, Klima, Fauna und Flora einen gewaltigen Einfluß auf die Entfaltung der Technik und Wirtschaft ausüben. Aber die Sache liegt nicht so, daß die Wirtschaftsstufe der einzelnen Rassen ein passiver Abklatsch des geographischen Milieus ist. Die Rassen wirken auf das Milieu zurück, falls sie begabt sind, graben Kanäle, wo die Ströme fehlen, bauen Häfen, wo die Natur Buchten versagt hat, steigen in die Tiefen der Erde, um nach Metallen zu suchen, züchten Pflanzen und Tiere zu ihrem Gebrauche, und erfinden Werkzeuge und Maschinen, um das Milieu zu beherrschen und umzuändern.

Kurz, die Rassenbegabung ist ein Naturfaktor, der in die Bilance geschichtlicher und sozialer Prozesse mit eingestellt werden muß, einmal, indem die Rasse durch ihre Intelligenz und Energie zu einem ökonomischen Faktor wird, und zweitens, indem alle Klassengliederung ursprünglich auf Rassenunterschiede sich begründet und die Klassenkämpfe nichts als eine Fortsetzung von Stammes- und Rassenkämpfen sind.

3. Als einen dritten Grundsatz der ökonomischen Geschichtstheorie könnte man den Gedanken hinstellen, daß die Gliederung der Gesellschaft in Klassen und der Kampf zwischen den Klassen eine Notwendigkeit gewesen ist, nicht nur im Sinne einer brutalen Naturnotwendigkeit, sondern in der höheren Hinsicht, daß sie unter den gegebenen Umständen als die einzige Möglichkeit zur Hervorbringung höherer Kultur angesehen werden müssen. Darin besteht die große Vorurteilslosigkeit der Marxschen Theorie gegenüber aller bisherigen Geschichte, daß die Ausbeutung des Menschen durch den Menschen und die Aneignung von Mehrwert eine unumgängliche ökonomische Grundlage für soziale Muße und geistige Betätigung angesehen wird.

In der „Heiligen Familie" (S. 125) weist Marx darauf hin, daß es eine Beobachtung aller sozialistischen Schriftsteller gewesen sei, „daß alle Fortschritte des Geistes bisher Fortschritte gegen die Masse der Menschheit waren, die in eine immer entmenschtere Situation hineingetrieben wurde". Er ist weit davon entfernt, darin eine „Ungerechtigkeit" zu sehen; er ist Realist genug, einzusehen, daß infolge der bisherigen ökonomischen Entwicklung ein anderer Weg geistiger Entwicklung gar nicht möglich gewesen, sondern die „Fortschritte des Geistes" immer nur die bevorzugten Aufgaben der herrschenden Klassen und Stände sein konnten.

Bei dem gegenwärtigen Stande der historischen und sozialen Anthropologie können wir aber noch einen Schritt weiter gehen und sagen, daß die „Fortschritte des Geistes" nur insofern eine Funktion der herrschenden Klassen waren, sofern dieselben zugleich einer höheren

und begabteren Rasse angehörten, daß darum nicht die Arbeiterklasse die Erzeugerin aller Zivilisation ist, sondern die Herrenrasse, für welche die Knechte die niederen Arbeiten des Lebens verrichteten, und daß die von den höheren Rassen und Klassen erzeugten Fortschritte auch die „Fortschritte der Menschheit" bedeuten.

II.

Nach der gewöhnlichen Auslegung der Marxschen Theorie ist es das geographische Milieu und die dadurch bedingte wirtschaftliche Produktionsweise, welche die gesellschaftlichen Beziehungen der Menschen regeln. Diese vorhin gekennzeichnete Anschauung entspricht der Theorie, wie sie im „Kommunistischen Manifest" (1847) und in der „Kritik der politischen Oekonomie" (1856) zum Ausdruck gekommen war. Ich habe nun in einer früheren Arbeit über den „Historischen Materialismus" (1900) gezeigt, daß die ökonomische Geschichtstheorie in der Folge bedeutsame innere Wandlungen insofern erfuhr, als den geistigen Ursachen eine relative Selbständigkeit und die Fähigkeit der Rück- und Wechselwirkung auf die ökonomische Basis zuerkannt und daß ferner diese geistigen Ursachen auf biologische und anthropologische Momente zurückgeführt wurden. Diese entwickeltere Form der Marxschen Theorie liegt seinem Hauptwerke „Das Kapital" (1867) zugrunde. Obgleich dieses Buch speziell eine Analyse der kapitalistischen Produktionsweise gibt, so liegen ihm doch gewisse allgemeine naturwissenschaftliche und soziologische Ideen zugrunde, die zweifellos einen Fortschritt gegenüber den früheren einseitigen Formulierungen der Theorie bedeuten. Denn inzwischen war Darwins Werk über die Entstehung der Arten durch natürliche Zuchtwahl erschienen, das nachweislich nicht ohne Einfluß auf Marx sozialhistorische Gedanken geblieben ist.

Hier interessiert uns in erster Linie seine Zergliederung des Arbeitsprozesses, in welchem der Mensch „dem Naturstoff als eine Naturmacht gegenübertritt", die mit zweckmäßigem Willen begabt ist. „Von der mehr oder minder entwickelten Gestalt der gesellschaftlichen Produktion abgesehen, bleibt die Produktivität der Arbeit an Naturbedingungen gebunden. Sie sind alle zurückführbar auf die Natur des Menschen selbst, wie Rasse usw., und auf die ihn umgebende Natur. Die äußeren Naturbedingungen zerfallen ökonomisch in zwei große Klassen, natürlicher Reichtum an Lebensmitteln, also Bodenfruchtbarkeit, fischreiche Gewässer usw., und natürlicher Reichtum an Arbeitsmitteln, wie lebendige Wassergefälle, schiffbare Flüsse, Holz, Metalle und Kohle." (Das Kapital, 3. Aufl., S. 523—524.) Dies ist eine Grundanschauung, welcher man ohne Rückhalt zustimmen kann. Leider hat Marx diesen Gedanken nicht weiter ausgeführt. Auch sein wissenschaftlicher Kampfgenosse F. Engels hat die selbständige Bedeutung der Rassenunterschiede zugegeben: „Die Rasse ist selbst ein ökonomischer Faktor." In der Tat ist die wirtschaftliche Befähigung und der ökonomische Sinn der einzelnen Rassen sehr verschieden. Wie weit die physische Arbeitsfähigkeit, die Hub- und Druckkraft der Muskelausrüstung voneinander abweicht, ist noch nicht genauer erforscht. Bemerkenswert ist, daß in den amerikanischen Bergwerken die Neger

sich bewährten, während die Indianer in Masse dahinsterben. Andrerseits fehlt den Negern ganz und gar der ökonomische Sinn. In ihrer Bedürfnislosigkeit kennen sie nur die Sorge für den Augenblick. Ihnen fehlt der Gedanke an die Zukunft und damit der psychologische Antrieb zur Kapitalbildung. Im Jahre 1900 wurden in Amerika 8883994 Neger gezählt, wobei jede Person, die auch nur den geringsten Teil von Negerblut in den Adern hat, zu den Schwarzen gerechnet wird. Von ihnen waren neun Zehntel „Tagelöhner", nur ein ganz geringer Prozentsatz Handwerker oder „geistige Arbeiter". Dabei sind letztere nachweislich meist Mischlinge. Es ist eine immer wiederholte Klage der Kolonialschriftsteller, daß die Schwarzen nicht zu andauernder und regelmäßiger Arbeit zu bewegen sind. Die Sozialisten schieben die Schuld den angeblich niedrigen Löhnen zu. Aber wie wenig diese „ökonomische" Betrachtung zutrifft, beweist die Erfahrung, daß die Schwarzen um so weniger arbeiten, je mehr sie verdienen. Nur unmittelbare Not und direkter Zwang können sie zur Arbeit bewegen. Ueberhaupt ist es völkerpsychologisch von größter Wichtigkeit, daß der Mensch nicht freiwillig zur regelmäßigen Arbeit sich entschlossen hat, sondern daß dieselbe anfänglich und meist eine erzwungene Leistung unterworfener Völkerschaften gewesen ist.

Nur die arische Rasse hat alle Stufen der ökonomischen Entwicklung durchgemacht, die Stufe der Sammler, Jäger, Viehzüchter, Ackerbauer, Handwerker und Großindustriellen. Die Rasse ist demnach nicht nur ein ökonomischer, sondern auch ein geistiger Faktor, denn nur die Energie und Intelligenz der Arier konnte die Technik, Wirtschaft, Wissenschaft auf einen so hohen Grad der Entwicklung bringen. Nur die arischen Rassen haben das wirtschaftliche System der individuellen Konkurrenz und Auslese hervorgebracht und damit die organischen Quellen hochdifferenzierter gesellschaftlicher Arbeit erschlossen.

Die ungleiche geistige Begabung der Rassen zeigt sich aber nicht nur in der Befähigung zu technischen Erfindungen und wirtschaftlichen Unternehmungen, sondern auch in bezug auf die selbständigen geistigen Zwecke der Menschheit. Menschliche Gesellschaften mögen auf derselben Stufe wirtschaftlicher Produktion stehen, und doch kann infolge der verschiedenartigen Rassenstruktur ihr geistiges Leben in Poesie, Kunst, Religion ungleichartig und ungleich hoch entwickelt sein. Für die niederen Rassen bedeuten Wildheit, Barbarei Endpunkte, für die höheren Rassen Durchgangspunkte zur Entfaltung allseitiger Zivilisation.

Aber die Rasse ist auch ein physiologischer Faktor. Wanderungen, Kreuzungen, Aussterbe- und Vermehrungstendenzen, Entartungen der Rassen sind naturgegebene Ursachen, die nicht minder machtvoll in das historische Schicksal der Völker eingreifen. Diesbezüglich verweise ich des näheren auf die in dieser Zeitschrift veröffentlichten Ausführungen von Lapouge über „Grundfragen der historischen Anthropologie" und von Pearson über „Die unveränderlichen Grenzen der höheren Rassen".

Uebrigens hat F. Engels gelegentlich diese physiologische Bedeutung der Rasse anerkannt, indem er in seinem Buche über den „Ursprung der Familie" bemerkt, daß alles neue Leben, das die Germanen den Römern eingepflanzt haben, mutterrechtliches kraftvolles Barbarentum gewesen sei, und daß tatsächlich nur ein Barbaren-

volk imstande sei, eine an verendender Zivilisation laborierende Welt zu verjüngen.

Daß die „Verjüngung“ oder „Renaissance“ der romanischen Völker, sowohl in Italien wie in Spanien und Frankreich, daß die ganze mittelalterliche und neuere Kultur in diesen Ländern im wesentlichen ein Erzeugnis der eingewanderten Germanen ist, muß heute als eine positiv erwiesene Tatsache angesehen werden.

Ob jedoch die Germanen wirklich Mutterrecht gehabt haben und ob die mutterrechtliche Organisation als solche einen besonders großen rassezüchtenden Wert besitzt, wie Engels behauptet, ist sehr fraglich. Denn es gibt zahlreiche niedere Rassen, die ausgebildetes Mutterrecht besitzen und doch Wilde und Barbaren geblieben sind. Andere Forscher sind vielmehr der besser begründeten Ansicht, daß die Germanen schon sehr früh Vaterrecht gehabt haben und daß ihre hohen geistigen und moralischen Anlagen als ein Züchtungsergebnis der vaterrechtlichen Organisation und des Daseinskampfes im Milieu Nordeuropas anzusehen sind.

Der zweite Punkt, in welchem ökonomische Geschichtstheorie und Rassenproblem sich berühren, ist die Frage nach der Entstehung der Klassen. Die Soziologen geben darauf meist die Auskunft, daß die Teilung der Arbeit die Klassenbildung hervorgerufen habe. Solche Anschauungen sind auch in der ökonomischen Geschichtstheorie zu finden. So schreibt Engels, daß die „Technik der Produktion“ die Einteilung der Klassen und damit die Herrschafts- und Knechtschaftsverhältnisse bestimme. Dabei läßt er die Frage ungelöst, aus welchen Ursachen die bestimmte Stufe der wirtschaftlichen Technik hervorgeht, aus welchem Grunde die Menschen zur Arbeitsteilung veranlaßt werden, wobei zu bedenken ist, daß die Teilung der Arbeit noch lange nicht Teilung in Herrschaft und Knechtschaft bedeutet, denn in Wirklichkeit geht letztere der ersteren voraus. Daß hier ein Naturfaktor in Wirksamkeit tritt, ist von Marx anerkannt worden. Im Gegensatz zu Engels hat er die Entstehung der Klassen als einen biologischen Vorgang gekennzeichnet. In dem interessanten Kapitel über „Der Teilarbeiter und sein Werkzeug“ schreibt er: „Die stete Wiederholung desselben beschränkten Tuns und die Konzentration der Aufmerksamkeit auf dieses Beschränkte lehren erfahrungsmäßig den bezweckten Nutzeffekt mit geringstem Kraftaufwand erreichen. Da aber immer verschiedene Arbeitergenerationen gleichzeitig leben und in denselben Manufakturen zusammenwirken, befestigen, häufen und übertragen sich bald die so gewonnenen technischen Kunstgriffe. Die Manufaktur produziert in der Tat die Virtuosität des Detailarbeiters, indem sie die naturwüchsige Sonderung der Gewerbe, die sie in der Gesellschaft vorfand, im Innern der Werkstatt reproduziert und systematisch zum Extrem treibt. Andererseits entspricht ihre Verwandlung der Teilarbeit in dem Lebenslauf eines Menschen dem Trieb früherer Gesellschaften, die Gewerbe erblich zu machen, sie in Kasten zu versteinern oder in Zünfte zu verknöchern, falls bestimmte historische Bedingungen eine dem Kastenwesen widersprechende Variabilität des Individuums erzeugen. Kasten und Zünfte entspringen aus demselben Naturgesetz, welches die Sonderung von Pflanzen und Tieren in Arten und Unterarten regelt, nur daß auf einem gewissen Entwicklungs-

grade die Erblichkeit der Kasten oder die Ausschließlichkeit der Zünfte als gesellschaftliches Gesetz dekretiert wird.“ (S. 339.)

Hier wird die Entstehung der Klassen als ein naturgesetzlicher Vorgang aufgefaßt, indem sie aus einer naturwüchsigen Sonderung der Gewerbe hervorgehen und die erworbenen Fertigkeiten „befestigt, gehäuft und übertragen“ werden, ganz im Sinne der Darwinschen Theorie von der Häufung und Vererbung individuell erworbener Eigenschaften.

Wie auch immer die Vererbung individuell erworbener Eigenschaften bei Pflanzen und niederen Tieren beurteilt werden mag, so ist so viel sicher, daß dieselbe beim Menschen nicht beobachtet wird. Die tägliche Erfahrung und die historische Beobachtung lehrt, daß die durch Gehirn und Muskel entwickelten Eigenschaften sich nicht vererben. Und wenn sie sich vererben, so ist das nur scheinbar, da immer eine gemeinsame Keimanlage vorliegt oder die im stillen wirkende natürliche Auslese dabei im Spiele ist. Heute müssen wir vielmehr die Arbeitsteilung als auf Vererbung angeborener Eigenschaften beruhend ansehen und die Theorie aufstellen, daß die naturwüchsige Sonderung der Tätigkeiten durch physiologische Differenzierung und die gesellschaftliche Schichtung durch soziale Auslese, Inzucht und Rassenkampf entstanden ist. Eine Menge ethnologischer und anthropologischer Beweise habe ich dafür in meiner „Politischen Anthropologie“ erbracht, die ich hier nicht wiederholen und vermehren will. Nur darauf will ich hinweisen, daß Marx selbst gelegentlich die griechische Gesellschaft in dieser Weise charakterisiert, daß sie auf der Sklavenarbeit beruhte, „daher die Ungleichheit der Menschen und ihrer Arbeitskräfte zur Naturbasis hatte“. (S. 27.) Ueberhaupt darf man Marx nicht die unsinnige Lehre zuschreiben, als habe er die „Gleichheit der Menschen“ gepredigt, die er selbst für ein „Volksvorurteil“ erklärt.

Auf dieselbe Weise ist auch die Frage nach dem Ursprung der Handarbeit und Kopfarbeit zu beantworten. Marx führt aus, daß in einfachen natürlichen Verhältnissen derselbe Arbeiter alle Funktionen, die sich später trennen, in sich vereinigt: „Später scheiden sich Handarbeit und Kopfarbeit bis zum feindlichen Gegensatz.“ (S. 519.) Daß diese soziale Differenzierung ursprünglich auf natürliche Auslese und auf Stammes- und Rassengegensätze zurückweist, ist eine unbestreitbare ethnische Tatsache. Die Vorstellung einer bloß „soziologischen Differenzierung“ reicht zur Erklärung dieses Vorgangs nicht aus.

Eines der interessantesten Probleme der ökonomischen Geschichtstheorie ist Marx’ Lehre von dem Wesen und der Entstehung des Mehrwerts. Mehrwert ist Rente, Zins, Profit, — unbezahlte Arbeitszeit. Aber Marx bleibt bei dieser ökonomischen Erklärung nicht stehen, sondern sucht tiefer in die ersten naturwüchsigen Anfänge des Mehrwerts einzudringen. Ohne Zweifel ist er dazu wieder durch Darwin angeregt worden: „So kann von einer Naturbasis des Mehrwerts gesprochen werden, aber nur in dem ganz allgemeinen Sinn, daß kein absolutes Naturhindernis den einen abhält, die zu seiner eigenen Existenz nötige Arbeit von sich selbst ab- und auf einen anderen abzuwälzen, z. B. ebensowenig, wie absolute Naturhindernisse die einen abhalten, das Fleisch der anderen als Nahrung zu verwenden. Es sind

durchaus nicht, wie es hier und da geschehen, mystische Vorstellungen mit dieser naturwüchsigen Produktivität der Arbeit zu verbinden. Nur sobald die Menschen sich aus ihren ersten Tierzuständen herausgearbeitet, ihre Arbeit selbst also schon in gewissem Grad vergesellschaftet ist, treten Verhältnisse ein, worin die Mehrarbeit des einen zur Existenzbedingung des anderen wird. In den Kulturanfängen sind die erworbenen Produktivkräfte der Arbeit gering, ebenso sind die Bedürfnisse, die sich mit und an den Mitteln ihrer Befriedigung entwickeln. Ferner ist in jenen Anfängen die Proportion der Gesellschaftsteile, die von fremder Arbeit leben, verschwindend klein gegen die Masse der unmittelbaren Produzenten. Mit dem Fortschritt der gesellschaftlichen Produktivkraft der Arbeit wächst diese Proportion absolut und relativ. Das Kapitalverhältnis entspringt übrigens auf einem ökonomischen Boden, der das Produkt eines langen Entwicklungsprozesses ist. Die vorhandene Produktivität der Arbeit, wovon es als Grundlage ausgeht, ist nicht Gabe der Natur, sondern einer Geschichte, die Tausende von Jahrhunderten umfaßt." (S. 523.)

Die Menschenhorden standen anfänglich im Nahrungskampfe miteinander wie die Tierherden. Der Kannibalismus ist in der Tat die erste Stufe der Mehrwertausbeutung. Sie geht ursprünglich auf die Beute zurück, auf Beute an Menschen oder Nahrungsmitteln, die anderen entrissen werden. So liest man z. B. in einem kürzlich erschienenen Bericht, daß zwischen den Küstenbewohnern und den Baining auf der Gazella-Halbinsel (in Neu-Pommern) eine Art Einigkeitsverhältnis besteht, so daß die Baining ohne Gegenleistung Schweine und Früchte liefern und Arbeiten verrichten müssen. „Dafür entgehen die Hörigen dem Los, gefressen zu werden." Innerhalb der Gesellschaften entsteht durch natürliche Auslese der körperlich und geistig Ueberlegenen eine herrschende Schicht, welche von den Unterworfenen Dienste und Abgaben verlangt. Meist ist diese höhere Schicht eine überlegene Erobererrasse, was sich bei fast allen Völkern nachweisen läßt. Je nach der Rassenzusammensetzung einer Gesellschaft hat dann die Technik und Wirtschaft und damit die Art des Mehrwerts und auch das geistige Leben eine verschiedene Gestaltung.

Marx sagt: „Es treten Verhältnisse ein, worin die Mehrarbeit des einen zur Existenzbedingung des anderen wird." Aber wie und wodurch wird die Arbeit vergesellschaft und treten jene Verhältnisse ein? Wie würde Marx diese Frage beantworten? Nach der bisherigen Darlegung seiner Ansichten über Arbeitsteilung und Entstehung der Klassen kann kein Zweifel darüber sein, daß diese gesellschaftlichen Verhältnisse infolge der ungleichen Natur der Menschen, der Rasse usw., also durch Naturfaktoren, eintreten.

Klassenbildung und Mehrwertbildung sind darum für Marx biologische, oder wie er sich ausdrückt, naturwüchsige, aus der Natur der Menschen hervorgehende Kategorieen. Seine ökonomische Theorie hat also im Verlaufe ihrer Entwicklung eine Korrektur erfahren, indem die „wirtschaftlichen Produktivkräfte" nicht mehr bloß als Technik, Werkzeug, Maschine, sondern auch als menschliche Arbeitskräfte, diese aber als physiologisch und anthropologisch bedingte Naturfaktoren verstanden werden.

Wir leugnen selbst keineswegs den ökonomischen und gesellschaftlichen Faktor und seinen Einfluß auf das politische und geistige Leben. Aber beide müssen auf ihren naturwüchsigen Ursprung zurückgeführt, und Oekonomie und Soziologie mit Biologie und Anthropologie in die engste Beziehung gebracht werden. Dann wird es sich immer mehr herausstellen, daß die ökonomischen und gesellschaftlichen Verhältnisse nur mittelbar auf das geistige Leben einwirken und zwar dadurch, daß sie Auslesemechanismen für die zur Entfaltung drängenden Anlagen und Bedürfnisse der Rasse sind.

III.

Die gewöhnliche Auslegung der Marxschen Geschichtstheorie, wie sie unter den Marxisten und in der sozialistischen Literatur vorherrscht, ist die einleitend skizzierte Lehre, daß die materiellen Produktivkräfte das forttreibende Moment der sozialen Entwicklung sind. Dabei werden die Produktivkräfte als die technischen Arbeitsmittel gedeutet. Die fortgeschrittenere Auffassung, daß die Produktivkräfte auch an die Natur und die Ungleichheit der Menschen gebunden sind, also die Menschen als ungleiche Individuen und Rassen einen ökonomischen Faktor in der Geschichte der Gesellschaft bilden, diese von mir schon öfter betonte Auslegung ist den Anhängern dieser Theorie fast unbekannt geblieben. Ueberhaupt wollen die Marxisten von Biologie und Anthropologie in der Gesellschaftswissenschaft nicht gerne etwas hören. Mit überlegenem Lächeln weisen sie solche „Analogieen" und „Deduktionen" zurück oder — was einfacher ist, — sie ignorieren diese Probleme schlechthin.

Man konnte darum voraussehen, daß H. Cunow, unter den Marxisten die bestellte Autorität in ethnologischen Dingen, meine „Politische Anthropologie" als gänzlich verfehlt hinstellen würde. (Neue Zeit 1903, S. 581.) Er schreibt: „W. macht tatsächlich einen Versuch, wenn auch mit völlig unzulänglichen Mitteln, einen gewissen Zusammenhang der gesellschaftlichen Entwicklung und Institutionen mit biologischen Faktoren nachzuweisen und, wie anerkannt werden soll, mit Geschick. Wenn trotzdem der Versuch mit einem gründlichen Fiasko endet, liegt das daran, daß, wo keine kausalen Zusammenhänge vorhanden sind, sich auch trotz aller Klügelei keine aufzeigen lassen." An eine wirkliche Widerlegung meiner Anschauungen geht Cunow natürlich nicht heran, sondern durch seine ganze Kritik zieht sich das eine Sentiment: Die ganze Richtung paßt mir nicht! Auch will er die von mir „entdeckten biologischen Elemente" im Marxismus nicht anerkennen, da ich angeblich kritiklos aus dem ersten Bande des „Kapital" allerlei Zitate aneinanderreihe. Auch hier vermag Cunow die klar ausgedrückten Sätze von Marx nicht zu verstehen. Er dreht und deutet an ihnen so lange herum, bis er die biologischen und anthropologischen Elemente unter den Tisch fallen lassen kann. Z. B. schreibt er in bezug auf Marx' Ansicht von der Struktur der griechischen Gesellschaft, Marx meine da nur die „soziale Ungleichheit", während Marx ausdrücklich sagt, daß sie die „Ungleichheit der Menschen und ihrer Arbeitskräfte zur Naturbasis" hatte, was doch zweifellos eine natürliche Ungleichheit bedeutet, welche die soziale

erst erklären soll. Fragt man aber Cunow, woher die soziale Ungleichheit überhaupt stammt, dann antwortet er: „Die soziale Ungleichheit ist ein Erzeugnis sozialer (genauer ökonomischer) Entwicklungsverhältnisse.“ — Als wenn damit etwas ursächlich erklärt wäre! Denn die Frage, wodurch die „sozialen Entwicklungsverhältnisse“ erzeugt werden, bleibt unbeantwortet. Aber es ist die seltsame Manier der Marxisten, mit den Begriffen „Oekonomie“ und „Gesellschaft“ sich fortwährend im Kreise herumzudrehen und Akrobaten-Kunststücke aufzuführen.

Für die Marxisten ist die Berührung von Marx' soziologischen Grundanschauungen mit dem Darwinismus höchst unbequem. Doch gibt Cunow zu, „daß er weder das Vorhandensein von Rassen, noch das von Rasseneigenschaften, noch einen gewissen Einfluß dieser Eigenschaften auf die Produktivität der Arbeit bestreite“. — Es wäre zu wünschen, daß endlich einmal einer der Marxisten diesen Rasseneinfluß näher darlegte, überhaupt den Zusammenhang zwischen Naturwissenschaft und Geschichte nach „Marxistischen“ Grundsätzen prinzipiell behandelte.

Cunow bemerkt ferner, daß nach Marx die ökonomische Struktur das soziale Leben der Völker bestimme. Daß dies nur bedingterweise richtig ist, habe ich zur Genüge gezeigt. Belustigend ist aber, daß Marx gelehrt haben soll, daß „die Rassencharaktere, speziell die sogenannten psychischen, nichts anderes sind als Niederschläge früherer sozialer Entwicklungsepochen“. Das ist direkt unrichtig. Denn Marx sah in der Rasse vielmehr eine „Naturbedingung“. Die Psyche der Neger und Chinesen ist also nach Cunow der „Niederschlag“ vergangener gesellschaftlicher Verhältnisse, und doch soll bei allen Rassen, namentlich nach der Lehre von Engels (und Morgan), die soziale Entwicklung überall im wesentlichen dieselbe gewesen sein. Seltsam ist, daß trotzdem so große Verschiedenheiten entstanden sind, und Darwins Lehre von dem Ursprung der Rassen durch natürliche Zuchtwahl wäre wieder einmal überwunden. —

In einem Aufsatz über „Politische Anthropologie, Kritische Bemerkungen“ (Sozialistische Monatshefte 1904, No. 3) zeigt Ada Olberg ein viel tiefergehendes Verständnis für die Zusammenhänge von Biologie und Anthropologie mit Geschichte und Soziologie. Sie gibt in folgenden etwas verschrobenen und gewundenen Sätzen nicht nur die Möglichkeit einer solchen Wissenschaft zu, sondern begründet auch ihre prinzipielle Notwendigkeit. Für die materialistische Geschichtstheorie seien die Klassen als Träger des gemeinschaftlichen gesellschaftlichen Lebens oder der gemeinschaftlichen Lebensinteressen der Anfangspunkt sozialwissenschaftlicher Kausaluntersuchung. Gerade an dieser Stelle könne die rassenanthropologische Betrachtung aufhören. Denn diese Klassen, welche die unterste Einheit für die materialistische Geschichtsbetrachtung bilden, könnten das letzte Glied in der Kette der rassenanthropologischen Betrachtung sein. Man könnte sehr wohl annehmen, daß die anthropologische Beschaffenheit der Gesellschaftselemente durch ihren Zusammenschluß gegebene soziale Erscheinungen hervorrufe, und man könne dann gesetzmäßigen Beziehungen nachforschen, die zwischen dem anthropologischen Material und dem sozialen Gebilde bestehen.

Der Sinn dieser etwas umständlich formulierten Sätze ist, kurz gesagt: Die Voraussetzung aller ökonomischen Gesellschaftstheorie ist die „Anthropologie der Klassen".

Freilich mit der gegenwärtigen „politisch-anthropologischen Schule" ist die Verfasserin gar nicht zufrieden. Nicht einmal einen „ernsthaften Versuch" will sie anerkennen. Lapouge wird noch zur Not ein wenig anerkannt. Mein Buch ist sowohl in seiner allgemeinen Anlage, wie auch in seinen Einzelheiten natürlich ganz und gar verfehlt. Besonders unsympathisch ist ihr die Theorie von der kulturschaffenden Kraft der Germanen. In ihrer Kritik wird die Verfasserin zuweilen witzig, z. B. in bezug auf Leonardo da Vinci meint sie: „Wie Woltmann den germanischen Seelenduft erschnüffelte, verrät er nicht. Nach welchen Kriterien er seine Prädikate verteilt, ist Betriebsgeheimnis." Wenn die Kritikerin ihre Nase etwas tiefer in mein Buch gesteckt und die in dieser Zeitschrift von mir veröffentlichten Aufsätze etwas genauer gelesen haben würde, hätte sie sich diese dummdreiste Bemerkung ersparen können. Auch muß die „Brachycephalie" von Kant wieder gegen die Germanentheorie herhalten, und daß ich Napoleon Bonaparte für einen wahrscheinlichen Abkömmling der Vandalen gehalten habe, scheint der Kritikerin besonders komisch vorzukommen. Die blauen Augen, die helle Haut, die Gesichtsbildung, die in der Jugend blonden Haare lassen indes keinen Zweifel an seiner nordischen Abstammung zu, während andere Merkmale auf eine Beimischung alpinen Blutes hinweisen. Die Wahrscheinlichkeit einer speziell vandalischen Herkunft liegt insofern nahe, als die Vandalen in Korsika sich zahlreich niederließen und auch dort blieben, während sie aus Sardinien und Sizilien wieder vertrieben wurden, so daß die etwa 10 pCt. Blonden, die man auf der Insel findet, hauptsächlich von ihnen abstammen mögen. Ada Olberg dekretiert aber: „Die Familie stammt bekanntlich aus Toskana." Ob die Familie wirklich aus Toskana stammt, ist „bekanntlich" gar nicht bewiesen. Passerini hat zwar dargetan, daß in Toskana während des Mittelalters zahlreiche Familien mit dem Namen Bonipert vorkommen; daß die korsischen Boniperts von jenen abstammen, ist möglich, aber durchaus nicht erwiesen. Uebrigens führt der Germanist Brückner den Namen Bonipart als langobardischen an. Auch hatte Napoleons Mutter einen altdeutschen Familiennamen: Rammolini (= Rammel) und stammte aus einer Patrizierfamilie Genuas, dessen Adel nachweislich langobardischen und fränkischen Ursprungs ist. Auf jeden Fall steht die germanische Abkunft Napoleons außer Zweifel, wobei ich es schließlich dahin gestellt sein lassen will, welchem besonderen Stamm er entsprossen sein mag. —

Ein gar gewaltiger Gegner ist der historischen Rassentheorie in F. Hertz erstanden, der in seinem Buch: „Moderne Rassentheorien" die politische Anthropologie mausetot schlägt. Wir stimmen ihm in manchen Punkten, wo es sich um rein historische Spezialfragen handelt, unbedingt zu, aber andererseits ist es so furchtbar leicht und billig, die Kindereien Driesmans und die Sünden Chamberlains bloßzustellen. Mit diesen beschäftigt er sich hauptsächlich, während Pösche, Penka, Wilser, Lapouge, Beddoe, Le Bon, Collignon, Ujfalvy und andere nur nebenbei behandelt oder gar nicht erwähnt werden. Meinem Buche macht er einige Komplimente, geht aber nicht näher auf seinen Inhalt

ein. Auch ihm ist die Germanentheorie ein Greuel. Echte Brachycephalie, Pseudobrachyc phalie, Eurydolichocephalie und durch Knochenerkrankungen entstandene Brachycephalie werden nicht unterschieden. Daher kommt es, daß eine Reihe angeblich „brachycephaler" Genies angeführt werden, die es in Wirklichkeit gar nicht sind, z. B. Schopenhauer, dessen Kopf zwar breit, aber über 21 cm lang war. Nach Hertz soll Raffael brachycephal gewesen sein. Woher er diese Wissenschaft hat, sagt er nicht. Mir ist darüber nur bekannt, was Passavant in Raffaels Biographie bei Gelegenheit der Eröffnung seines Grabes schreibt: Daß der Schädel schmal gewesen sei. Die meisten Genies sollen nach Hertz' Meinung schwarzhaarig gewesen sein, während das Gegenteil richtig ist. Z. B. Van Dyck, Rubens, Van Eyck waren hellblond, Rembrandt rötlichblond, Dürer hellblond, Goethe braun, Luther dunkel- bis mittelblond. Manche Porträts von ihm (in Hannover, Genua, Florenz) zeigen ziemlich hellblondes lockiges Haupthaar. Schiller war rötlichblond, Lessing und Kant blond, Schopenhauer fahlblond; Leonardo da Vinci hatte strohgelbe Haupt- und Barthaare, Raffael war rötlich-dunkelblond, in der Jugend hellblond, Tizian rötlichblond, ebenso Columbus, Galilei, Morgagni. Dante hatte nach seinem eigenen Bericht gelbe Haare. Alle bedeutenderen Talente des neueren Italien gehörten der blonden Rasse an, wie Cavour, Garibaldi, Alfieri, Foscolo, Manzoni, Rossini, Bellini usw. Von den großen Genies hatten nur relativ wenige, wie Spinoza, Michelangelo, Beethoven schwarze Haare; wie sie in ihrer Jugend beschaffen waren, ist unbekannt, aber die Farbe der Augen und andere Kennzeichen oder genealogische Forschungen lassen diese Genies als Mischlinge zwischen der nordischen und brünetten Rasse erkennen.

Aus dem Umstande, daß die meisten großen Genies den germanischen bezw. nordischen oder einen ihm nahestehenden Mischlingstypus, aber keine oder fast keine den echten alpinen oder mediterranen Typus zeigen, habe ich den Schluß gezogen, daß die blonde Rasse die geniale Rasse par excellence sei, woraus sich als weiterer Schluß notwendig gibt, daß die Mischlinge nicht genial sind, weil sie Mischlinge, sondern trotzdem sie Mischlinge sind, da die spezifische Beimischung der blonden Rasse die Ursache ihrer Genialität ist. Der Rassenkritiker Hertz kann das natürlich nicht begreifen und wirft mir Widersprüche vor, die in Wirklichkeit gar nicht vorhanden sind.

Bei Hertz, auch bei anderen Kritikern, findet man den seltsamen Einwurf gegen die soziale Rassentheorie, daß dieselbe ganz illusorisch sei, da es keine reinen Rassen mehr gebe. Aber diese Kritiker vergessen ganz, daß die durch Wanderungen, soziale und historische Vorgänge hervorgerufenen Kreuzungen und Vermengungen der Rassen die Probleme der politischen Anthropologie nicht illusorisch, sondern nur verwickelter und schwieriger machen. Gerade in der Kreuzung sowie in der Neben- und Uebereinanderschichtung der Rassen und ihrer Mischtypen physiologische Faktoren, politische und geistige Vorgänge aufzudecken, die Rassenzusammensetzung und Rassengeschichte eines Volkes, eines Staates, einer Klasse von Jahrhundert zu Jahrhundert zu erforschen und ursächlich-gesetzmäßige Beziehungen zu Politik und Kultur nachzuweisen: das sind die Aufgaben, die sich die neuere politische und historische Anthropologie zum Ziele gesetzt hat.

Nach Hertz' Meinung sind die Rassen alle geistig gleich begabt oder zu derselben geistigen Entwicklung nach Art und Grad gleich befähigt. „Weder nach oben noch nach unten bildet die Rasse eine Schranke für die religiöse Entwicklung." Ausschlaggebend sind Boden und Klima. Daß eine solche die Bedeutung der Rassen für die Kultur rundweg leugnende Auffassung unsäglich absurd ist und keinerlei Widerlegung bedarf, ist selbstverständlich. Der Autor kommt aber zu solchen Schlußfolgerungen auf Grund seines ganz willkürlich konstruierten Rassebegriffs, der folgendermaßen lautet: „Rasse ist ein historisches und rasch wechselndes Gebilde, eine durch Blutkreislauf (connubium), Kulturgüter und daraus entspringende syngenetische Gefühle verbundene soziale Gemeinschaft." Daß diese Definition für den Begriff des Volkes allenfalls stimmt, muß zugegeben werden; aber sie hat mit dem naturwissenschaftlichen Begriff der Rasse nicht das geringste zu tun. Die Rasse ist vielmehr eine morphologische und genealogische Lebenseinheit, deren Glieder durch gleichartige Körpergestalt und einheitliche Abstammung zu einem organischen Lebenskreis verbunden sind.

Auf Grund eines derartigen willkürlich konstruierten Rassebegriffs kommt Hertz zu der gänzlich unbegründeten Lehre, daß die Rassenmischung die Quelle aller Kultur sei. Dabei verwechselt er die physiologische Rassenmischung mit der sozialen Vermengung und der politischen Ueber- und Unterordnung der Rassen, die ohne Zweifel eine Vorbedingung höherer Kulturerzeugung sind, wie ich in meinem Buche dargelegt habe.

Hertz beliebt es, überall ein Rassenchaos zu sehen, um so das Heil der Blutpanscherei predigen zu können. Wer freilich einen so grundverkehrten und verworrenen Rassebegriff sich zurecht macht und sogar die auffallendsten physischen Unterschiede der Rassen in Zweifel zieht, nur ein solcher „Kritiker" kann die Meinung aufstellen, daß Pigmentierung der Haare, Form des Schädels und dergleichen nicht als Rassenmerkmale gelten können, „und daß sie vielleicht durch Einfluß der Umgebung so stark getroffen werden, daß man aus ihnen keine Schlüsse auf die Abstammung ziehen dürfe". Infolgedessen ist für Hertz der grenzenlos dumme Ausspruch von F. Müller, daß „Rasse nur ein Schwindel" sei, die höchste wissenschaftliche Offenbarung.

Seine Berufung auf Fr. Ratzel ist auch ohne Wert. Wer Ratzels Schriften genauer kennt, weiß, daß dieser Geograph in den rassenanthropologischen Fragen wenig orientiert gewesen ist. Erst in den letzten Jahren hat er sich näher damit beschäftigt. Nicht lange vor seinem Tode hatte ich mehrfach Gelegenheit, mit ihm in längeren Gesprächen über das Rassenproblem zu diskutieren, und da bekundete er eine entschiedene Wandlung in seinen Ansichten über die Bedeutung des Rassefaktors in der Kultur. Diese Wandlung kommt auch in seinem letzten größeren Aufsatz über Geschichte und Völkerkunde zum Ausdruck, der in der Historischen Zeitschrift (1904, Heft 1) veröffentlicht wurde.

Hertz, der in der Rassentheorie nur eine Modetheorie sieht, wirft den historischen und sozialen Anthropologen Vorurteile vor. Wenn aber irgend ein Buch auf jeder Seite die Vorurteile seines Verfassers verrät, dann ist es das Buch von Hertz über die moderne Rassentheorie.

Degeneration und Deportation.

Professor Dr. Hans Groß.

Es liegt mir sehr daran, die wichtige und trotz aller verschiedenen Bemühungen noch immer nicht tot gemachte Frage der Strafverschickung, die ich in kriminalistischen Zeitschriften wiederholt behandelt habe[1]), einmal vor den hochgebildeten Lesern dieser Revue zu erörtern, vor Lesern, die nur zum Teil Juristen sind und daher die Sache von einem anderen Gesichtspunkte auffassen und die vielleicht zu ihren Gunsten eintreten könnten.

Die Deportationsfrage ist von unabsehbarer Wichtigkeit, unser Strafensystem hat ohne Strafverschickung unausrottbare Fehler und Nachteile, das Herumbessern an demselben hilft nichts, und wenn man sich nicht dazu entschließen will, die Deportation energisch aber überlegt zu versuchen — einstweilen nicht mehr als das, aber nach neuen Grundsätzen —, so gehen wir den größten Gefahren entgegen. Daß die Sache nicht so ganz aussichtslos ist, wie ihre Hauptgegner, z. B. Foinitzky, Stenglein, Korn usw. behaupten, das zeigt die in letzter Zeit entstandene reiche Literatur, in der es am auffallendsten ist, daß sich das meiste zugunsten der Frage aus den Arbeiten jener entnehmen läßt, welche die Verhältnisse, namentlich die in Aussicht zu nehmenden Gebiete kennen. Wichtig sind hier namentlich die Franzosen Leveillé, Girault, Cor, d'Haussonville, Teisseire, d'Horel, Flandin, Brouilhet, Leroy-Beaulieu, die Engländer du Cane, Bourke, der Belgier Prins, der Portugiese Silva Mattos, die Russen Emeljanow, Galkine-Wraskoy, Taganzew, Likatschew und die Deutschen Bruck, Priester, Casimir Wagner, Ehlers, v. Francois, Graf Pfeil, v. Bülow, Peters, Herzog Johann Albrecht von Mecklenburg, v. Liebert, Wohltmann, Hasse, Hüsserott, Finsch, v. Hannecken, Gentz, Werther, Helmolt, Rohtard, Kohler, Beling, Schulte, Frank, Berneke, Dalcke, Seuffert und neuerlich Heimberger und ein „Auslanddeutscher", der in seinem Werke „Deutsche Kolonialreform" (Zürich 1905) äußerst deutlich, nachdrücklich und sichtlich auf Grund eigner Anschauung energisch für die Deportation eintritt. Die unzähligen Gründe, welche in diesen Schriften und kurzen Aussprüchen für und gegen die Strafverschickung geltend gemacht werden, sollen hier natürlich nicht erörtert werden, ich will die Frage lediglich vom Standpunkte der Degeneration aus ansehen und untersuchen, ob sich nicht Degeneration mit Deportationsnotwendigkeit, naturwissenschaftlich gesprochen, decken muß.

Daß Verbrechen und Degeneration begrifflich nicht zusammenfallen, braucht nicht erörtert zu werden, obwohl es einmal Gegenstand einer eingehenden und überlegten Untersuchung wird sein müssen, genau festzustellen, welche Verbrechen gerade nicht Folge von Degeneration sein können; hier genügt es anzunehmen, daß z. B. alle Verbrechen aus Ueberkraft: der allsonntags raufende Bauernbursche,

[1]) „Zur Deportationsfrage" (Allgem. österr. Gerichts-Ztg. v. 18. Juli 1896, No. 29); Besprechung des Buches von Dr. Korn (Archiv f. Kriminalanthropologie und Kriminalistik, Bd. I, S. 343); vergl. „Gesammelte kriminalistische Aufsätze", F. C. W. Vogel, Leipzig 1902, S. 64 und 322; „Degeneration und Strafrecht" (Allgem. österr. Gerichts-Zeitung, Festnummer v. September 1904, S. 87).

der Wilderer, der nicht bloß Schlägermensuren schlagende Student, gewisse politische Verbrecher, die energischen Rächer ihrer Ehre, manche Totschläger und sonstige Gewaltmenschen — alles eher sind als Degenerierte, in ihnen lebt nur zuviel Lebenskraft, sie verlassen sich nicht auf andere, sondern helfen sich selbst, sie sind gerade Naturen, wie sie der Kampf ums Dasein, theoretisch genommen, braucht. Ebensowenig sind Degenerierte, die in äußerster Not Vermögensdelikte begangen haben; sie können degeneriert sein und vielleicht gerade deshalb in Not geraten sein, aber ihr Delikt allein beweist nicht, daß sie Degenerierte sind. Endlich sind auch keine Degenerierte die Affektverbrecher, solange sie in begreiflichem, d. h. normalem Affekt gehandelt haben.

Aber ebensowenig alle Verbrecher Degenerierte sind, ebensowenig sind alle gefährlichen Degenerierten Verbrecher: der echte Landstreicher, der Professionsspieler, der Ueberträge, der nur in äußerster Not arbeitet, der sexuell Perverse, der Ewigunzufriedene, der Umstürzler in bescheidenem Maß und unzählige andere begehen in der Regel nur Uebertretungen, sie sind aber Degenerierte und zwar für die staatliche Existenz im höchsten Grade Gefährliche. Kurz, der Kreis der Verbrecher deckt den Kreis der staatlich gefährlichen Degenerierten nur zum Teile, wir werden aber annehmen müssen, daß die letzteren in gewissem Sinne die Bedenklicheren sind und uns namentlich deshalb größere Schwierigkeiten bieten, weil wir von einem Unschädlichmachen mit unseren heutigen Mitteln nicht reden können: Wir dürfen den Landfahrer, Professionsspieler, sexuell Perversen, Ueberträgen usw. schon nicht lebenslang einsperren, obwohl sie für die Gesellschaft schädlicher sind, als manch einer, der ein einziges Mal in seinem Leben und gewiß nie wieder ein sogenannt schweres Verbrechen begangen hat. —

Will man überhaupt einem Uebel begegnen, so muß man vor allem fragen, wie es entstanden ist, und da Degeneration zweifellos ein Uebel ist, so müssen wir auch hier um ihren Entstehungsgrund fragen und hierbei von tausendmal Bekanntem ausgehen, von der natürlichen Zuchtwahl, nach welcher von den immer entstehenden Varietäten die für die äußeren Verhältnisse Passenden übrig bleiben, sich fortpflanzen und die besseren Eigenschaften vererben. Ebenso sorgt aber auch die Selektion dafür, daß alles Nichtpassende, Schwächliche und Unbrauchbare ausgeschaltet und so rasch als möglich beseitigt wird: das Raubtier, welches Zahnkaries bekäme, der Vogel, der als Albino geboren wird und zu sehr sichtbar ist, jedes Tier, welches geistig abnorm würde oder seltsame, unpassende Neigungen hätte, sie alle und unzählige andere Tiere, die Degenerierte erzeugen würden, gehen früh zugrunde, meistens noch früher, als sie zur Fortpflanzung schreiten konnten. Deshalb gibt es in der Natur nichts wirklich Degeneriertes und wir dürfen Degenerierte dahin definieren: sie sind Individuen, welche solche vererbbare[1]) Eigenschaften besitzen, die ihnen und ihren Nachkommen den Kampf ums Dasein schwerer oder ganz unmöglich machen. Das gilt aber nur für das wilde Tier.

[1]) Vererbbar müssen diese Eigenschaften sein, denn das Tier, dem z. B. eine Gliedmaße zerschmettert wurde, kann den Kampf ums Dasein auch nicht fortsetzen, es ist aber nicht degeneriert und sein erlittener Schaden ist auch nicht vererbbar.

Das gezähmte Tier mit einem nicht allzu großen Fehler wird doch nicht getötet, sondern es wird vom Menschen geschützt und erhalten, um doch noch ungefähr verwendet werden zu können und wird es gar zur Zucht bestimmt, so nimmt die Degeneration der Rasse ihren Anfang. Ja bisweilen züchtet man absichtlich gewisse Fehler, welche von der Natur sofort als Beseitigungsgründe des Individuums angesehen werden würden: wir züchten weißes und hörnerloses Rindvieh, welches im Freien sich nicht verbergen und nicht wehren könnte; wir haben absichtlich fettansetzende Schweine, die in der Natur sofort zugrunde gingen, ebenso wie das überaus heikle spindeldürre Rennpferd, der krummbeinige Dachs, gewisse Schaf- und Geflügelrassen. Bei dieser „Zweckdegeneration“ verfolgen wir bestimmte Absichten, wir können die erhaltenen Individuen schützen und erhalten und tun es, weil wir gewisse Vorteile davon haben, die Natur tut das nicht, sie beseitigt alle, die unter normalen Bedingungen nicht existieren können.

Um wieviel mehr als bei Haustieren ist das Streben, auch nicht Vollwertiges zu erhalten, bei den Menschen ausgebildet. Wir dürfen auch die vollkommenste menschliche Mißgeburt, das kränklichste, elendste Kind nicht töten, wir züchten es empor und oft werden die äußersten Anstrengungen gemacht und die größten Opfer gebracht, um eine solch armselige Kreatur nur ja lebensfähig zu machen; die Wissenschaft hat raffinierte Mittel zu diesem Zwecke erfunden, man gründet Anstalten und gibt große Summen aus, — alles nur, um der Natur entgegenzuarbeiten, um Individuen nicht bloß zu erhalten, sondern auch fortpflanzungsfähig zu machen, deren sich die Natur rasch entledigt hätte. Die solchermaßen „geretteten“ Geschöpfe sind allerdings selten antisozial, in der Regel deshalb, weil sie zu schwächlich sind, um wirklich gefährlich werden zu können, aber sie heiraten. Ist der andere Gatte von ähnlicher Beschaffenheit, so versucht die Natur nochmals selektionistisch zu wirken — naturam expellas furca, tamen usque redibit — und läßt das Paar unfruchtbar sein. Ist aber der Gatte jenes mühselig der Natur abgerungenen Individuums halbwegs kräftig, so finden wir die ebenso merkwürdige als häufige Erscheinung, daß die Kinder scheinbar normal, aber mit irgend einem Manko behaftet sind und nun beginnt die Degeneration in mehr oder weniger deutlicher Weise sichtbar zu werden; wie weit sie geht, das wissen wir nicht, auch nicht, wie sie sich geltend machen wird, es ist aber begreiflich, daß sie die verschiedenste Form annehmen kann, da ja auch der Mangel des Stammvaters ebenso verschiedener Art gewesen sein kann.

Fassen wir das Gesagte zusammen, so kommen wir zu der Ansicht, daß Degeneration das Widerspiel von Selektion ist: Die Natur beseitigt alles für den Kampf ums Dasein nicht Taugliche, die Kultur sucht auch die untauglichen Individuen durch Pflege, Sorgfalt und tausenderlei Mittel über die schwierigste Zeit hinauszubringen und ihnen Fortpflanzung möglich zu machen; die Natur sucht durch diese natürliche Zuchtwahl das Entstehen von Degeneration unmöglich zu machen, die Kultur bildet angeblich die Elenden zu „brauchbaren Individuen“, sie schafft aber in jedem dieser einzelnen Fälle nur die Grundlage zu dem, was wir dann in der Gesamtheit Degeneration nennen.

Das ist keine theoretische Konstruktion, sondern wahrnehmbare Tatsache mit logischer Folge. Die Lehre von der natürlichen Zuchtwahl ist auch keine Hypothese, sondern wir können einerseits alle Tage das rasche Beseitigen untauglicher Exemplare sehen und wir wissen anderseits, daß, in der Natur, wo sie tun kann, wie sie will, keine degenerierten Individuen vorkommen; wir brauchen also nicht entfernt teleologischen Weltanschauungen zu huldigen, wenn wir einfach als wahrgenommen den ersten Satz feststellen: „Beseitigung aller untauglichen Exemplare — keine Degeneration." Ebenso sehen wir, daß wir auch die Untauglichsten pflegen und hüten und daß wir allerdings sehr viel Degeneration besitzen und so kommen wir zum zweiten Satz: „Aufzüchtung der untauglichen Exemplare — Vorhandensein von Degeneration."

Was die Menschheit von den Degenerierten zu leiden hat, das braucht nicht auseinandergesetzt zu werden und daß sich diese mit dem Vorschreiten der Kultur ins Unabsehbare vermehren müssen, ist selbstverständlich, wenn wir die fortschreitende Kultur und ihre Forderungen als die Entstehungsursache der Degeneration betrachten wollen. Unser Elend wird aber noch mehr vergrößert, wenn wir erwägen, daß unsere modernen Strafmittel auf den Degenerierten nicht anwendbar sind. Wir denken uns heute doch unter dem Begriff Willen nur jene Stimmung, welche vor jeder Handlung durch das Gegeneinanderwirken der Erwägungen pro und contra entstanden ist, und die man früher als Grund des Handelns angesehen hat. Bei jeder Ueberlegung vor dem Handeln wirken Antriebe für das Tun und Antriebe gegen das Tun, bis endlich nach den Regeln des Kräfteparallelogramms eine Richtung das Uebergewicht bekommt; in dieser Richtung muß sich der Ueberlegende nach dynamischen Gesetzen bewegen und die hierdurch erzeugte Stimmung heißt Wille; wir verstehen also unter Willen den inneren Effekt der stärkeren Antriebe und konsequenter Weise unter Handlung den äußeren Effekt der stärkeren Antriebe. Auf das genannte Kräftenparallelogramm hat man nun Einfluß zu nehmen getrachtet und hat auf der einen Seite Lob, Ansehen, Ehre und die damit verbundenen Vorteile, auf der anderen Mißbilligung, Schande, Verachtung und als wichtigstes Moment die Strafe eingeschaltet. Wir verstehen also unter Strafe ein autoritativ angedrohtes Uebel, welches als Hemmungsvorstellung in die Erwägung für Begehung als gefährlich angesehener Handlungen eingestellt wird. Die Größe des Uebels, d. h. die Strenge der Strafe, muß sich richten einerseits nach dem Werte des verletzten Gutes, anderseits, ebenfalls dynamisch, nach dem Vorteil des Täters, in welchem aber auch die mit der Begehung verbundene Gefahr enthalten ist. In der Gefahr selbst liegt für den Täter schon ein contra Begehung und es muß daher die angedrohte Strafe um so höher sein, als die mit der Tat verbundene Gefahr geringer ist; deshalb sind auch überall die Strafen für heimtückisches Handeln, Brandstiftung, Giftmord, Ueberfall usw. besonders strenge, und so liegt überhaupt in der richtigen Konstruktion des genannten Kräftenparallelogramms die Richtigkeit eines Strafgesetzes. Aber auch die beste Konstruktion kann nur wirken beim „normalen Reagieren auf Motive" i. e. auf die einzelnen Kräfte des Parallelogramms, sie versagt also und ist nicht

anzuwenden bei Geisteskranken und bei den Degenerierten. Bezüglich der ersteren hat man an dieser Nichtanwendbarkeit nie gezweifelt, aber bei den Degenerierten muß diese erst erhoben werden und dies geschieht bei der Tatsachenbeobachtung, die uns lehrt, daß eben ein Teil des Degenerationsergebnisses in dem nicht normalen Reagieren auf das Motiv der Kraft gelegen sein muß. Der Degenerierte ist aber nicht krank, sondern verkrüppelt und wir können ihn daher ebensowenig bessern, wie wir den Einarmigen zu heilen vermögen. Der echte Landstreicher wird nicht seßhaft und arbeitsam trotz unzähliger Abstrafungen; der Gewohnheitsdieb riskiert um einer Kleinigkeit willen zum zehntenmal lange Kerkerstrafe; der Päderast wird auch nicht normal, wenn man ihn noch so oft einsperrt und der Ewigrevolutionäre wird nach jeder Strafe noch verbissener — sie alle werden nicht gebessert, weil sie wegen ihrer degenerierten Beschaffenheit nicht gebessert werden können, sie werden aber auch nicht abgeschreckt, weil aus demselben Grunde normales Reagieren auf Motive ausgeschlossen ist. Und unschädlich machen, auf Lebenszeit einsperren, können wir den Landfahrer, den Päderasten und ähnliche doch minder gefährliche, aber total degenerierte Leute auch nicht, und damit hat das Latein unseres Strafzweckes sein Ende erreicht, wir kommen zu der Ueberzeugung, daß der Degenerierte uns viel mehr Schwierigkeiten bereitet, als der normale Verbrecher. Da wir aber endlich den bloß Degenerierten nicht als Geisteskranken ansehen und behandeln können, so bleibt in der Tat nichts übrig, als aus dem zu Eingang Gesagten die logischen Konsequenzen zu ziehen: sind diese Voraussetzungen richtig, so muß auch der Schluß richtig sein.

Wir haben also gesagt, daß die Natur dort, wo sie freie Hand hat, keine Degeneration aufkommen läßt und auch tatsächlich keine hat, sondern durch Selektion ihre Geschöpfe immer passender und tüchtiger zu machen weiß — die uns so schwer bedrückende Degeneration ist Erzeugnis unserer Kultur. Geben wir dies zu und sehen wir weiter ein, daß die Degenerierten für die Gesellschaft ebensosehr eine Last als eine Gefahr bedeuten, so müssen wir zur Ueberzeugung kommen, daß sich gegen die Degenerierten und ihre ebenfalls degenerierten Nachkommen nichts anderes tun läßt, als für sie den Grund des Uebels, i. e. die Kultur zu beseitigen und der Natur ihren selektionierenden Lauf zu ermöglichen i. e. die Degenerierten in unkultivierte Länder deportieren. Das haben die Leute schon lange ungefähr und instinktmäßig gewußt und befolgt und haben manchen ungeratenen Sohn, d. h. Degenerierten, der in der Kultur durchaus nicht gut tun wollte, über das Wasser gesendet, wo er entweder rasch zugrunde ging, oder durch die Gewalt des Lebens in der Natur oder wenigstens Halbnatur ein brauchbarer Mensch wurde. Das beste Beispiel im großen haben wir an Australien gesehen; Tausende der ärgsten Verbrecher wurden hinübergebracht; genug von ihnen werden bald verschwunden sein; die besseren von ihnen wurden durch harte, notwendige Arbeit in der freien Natur erzogen; ihre Kinder waren, wie so oft bei Degenerierten, nicht alle Volldegenerierte, — die es waren, gingen in frühester Jugend auch zugrunde, die mehr Normalen entwickelten sich in harter Naturerziehung ganz gut, Rückschläge unter ihren Nachkommen verschwanden wieder, sie zu züchten, war

den Leuten nicht möglich, und so besteht heute in Australien ein äußerst tüchtiger Stamm normalster Leute, die zum größten Teile völlig Degenerierte, Räuber und Mörder zu ihren Urgroßvätern haben.

Und so kommen wir zu dem Schlusse: Deportation für die straffälligen Degenerierten. Daß sie objektiv durchführbar ist, und daß namentlich Südwestafrika für solche Zwecke vortrefflich taugt, wurde neuerdings in dem eingangs genannten Buche „eines Auslanddeutschen“ schlagend dargetan, und warum man nicht wenigstens einen Versuch macht, ist unbegreiflich. Es müßte aber dreierlei festgehalten werden:

1. Man verfalle nicht in den alten Fehler, der namentlich der englischen Deportation so große Schwierigkeiten bereitet hat, und fange mit zu großen Massen an, die weder beaufsichtigt noch verpflegt werden können — letzteres ist natürlich im Anfange nötig.

2. Man versuche es zuerst, um allzu großem Widerstande zu entgehen, mit solchen, die sich freiwillig melden. Es ist sehr merkwürdig und auch das Entwickelte unterstützend, daß so viele Degenerierte, die sich in die aufgezwungene Kultur durchaus nicht finden können und deshalb immer wieder gegen die Gesetze verstoßen, häufig den Wunsch aussprechen: sie möchten auswandern, „drüben“ in harter, aber freier Arbeit würden „sie sich selbst finden“ und könnten brauchbar werden — das ist der instinktmäßige Wunsch der Leute, die sich aus der sie degenerierenden Kultur in die selektionierende Natur sehnen.

3. Wenn man deportiert, so darf dies nicht zeitlich, sondern nur für lebenslang geschehen; jede zeitliche Deportation ist Strafe, die immerwährende Verweisung ist viel weniger hart empfundene Verfügung und strafen können wir den Degenerierten nicht, wir dürfen uns nur durch Verfügungen vor ihm schützen. Außerdem verfehlt jede zeitliche Deportation, als psychologisch falsch, immer ihren Zweck. Auch der auf lange, sagen wir auf 15 Jahre, Deportierte zählt vom ersten Augenblick an die Tage bis zu seiner Rückkehr; er wird im neuen Lande nie heimisch und verliert mittlerweile das alte Vaterland auch vollständig, so daß er nirgends mehr zu Hause ist und immer unglücklich bleibt. Weiß er aber, daß er zeitlebens hier zu bleiben hat, so macht er zuerst wahrscheinlich einen sehr argen Sturm durch, dann gewöhnt er sich, er muß arbeiten, um nicht zugrunde zu gehen, die Arbeit erzieht und tröstet immer, die Erde wird ihm lieb und er findet bald eine Heimat, an die er sich mehr hängt als an seine eigene, die er wegen der „Kultur“ nie verstanden hat.

* * *

Es sei nochmals mit Nachdruck gesagt: Unserer Zeit droht viel weniger Gefahr von gewissen schweren Verbrechern, die vielleicht kerngesund sind, — die möge man entsprechend einsperren; viel mehr haben wir zu befürchten von den echten Degenerierten, die Verbrechen oder auch nur fortgesetzt Uebertretungen begehen, die unsere Kultur herangezüchtet hat und die man dem ausliefern soll, dessen Entziehung an ihrer Existenz schuld ist, der Natur. Das können wir tun, wenn wir endlich die Courage zum Versuche haben: Deportation für die straffälligen Degenerierten.

Japan in prähistorischer Zeit.

Referat von Ida Häny-Lux.

In der neuesten Publikation der „Smithsonian Iustitution" veröffentlicht Kapt. F. Brinkley seine Forschungen über die prähistorische Geschichte Japans, deren Ergebnisse für die Leser dieser Zeitschrift von besonderem Interesse sein dürften.

Japan hat, im Gegensatz zu andern Nationen, keine eigentliche Tradition, die auf eine in das Dunkel der Zeit hineinragende Vorgeschichte schließen ließe. Die vornehmen Japaner leiten ihr Geschlecht einfach von Himmelsbewohnern ab, die eines schönen Tages zur Erde gestiegen, sich ostwärts wandten und im „Reich des Sonnenaufgangs" ihren dauernden Wohnsitz nahmen. Diese schenkten der Welt die Herrscher. Der Kaiser ist himmlischen Ursprungs und herrscht kraft seines göttlichen Rechts, das ist ein Axiom, an dem der Japaner nicht rüttelt. Das Kind nimmt es gläubig auf und der Erwachsene findet diese Annahme zu innig mit dem ganzen politischen und wirtschaftlichen Leben verknüpft, als daß es ihm einfiele, an den Grundfesten seines Staates Kritik zu üben.

Es existieren eigentlich nur drei Quellen für etwas, das als Vorgeschichte betrachtet werden könnte, das aber von den Japanern gar nicht wissenschaftlich verwertet wird, das Koji-ki (Annalen über alte Dinge), das Nihon-gi (Geschichte Japans) und das Koga-shu (Alte Erinnerungen). Das älteste und erste stammt aus dem Anfang des achten Jahrhunderts der christlichen Zeitrechnung und führt die erzählten Ereignisse um weitere 1300 Jahre zurück. Das Buch ist eine außerordentliche Leistung, da der Kompilator mit chinesischer Schrift phonetisch die japanische Sprache wiederzugeben sucht, so ungefähr, als wenn man die Dramen Shakespeares in Keilschrift niederschreiben würde. Natürlich ist gerade dieses Buch vielfach so unklar, daß es uns nicht viel helfen kann. Auch die beiden anderen Bücher sind nicht viel klarer, sie überraschen durch eine Menge der verschiedenartigsten Legendenfragmente, wie wir sie bei den Südsee-Insulanern, den Stämmen von Zentral-Asien, den Tataren der Mandschurei und den sibirischen Wilden kennen. Wenn wir das deutlich legendenhafte Beiwerk ablösen, so bleibt ungefähr folgender Kern, den man als Geschichte im weitesten Sinne ansprechen kann.

In weit zurückliegender Zeit wanderte ein hochzivilisiertes Volk vom Süden her in Kiushiu ein und hatte leichtes Spiel, sich zum Herren des fruchtbaren Landes zu machen, da die Eingeborenen noch vollständig Wilde waren. Auf der eigentlichen Insel hatten schon zwei ganz verschiedene Stämme die Ureinwohner verdrängt, im Norden hatten sie Yamato inne, im Süden Izumo. Doch kamen diese beiden Stämme, die ebenfalls auf hoher Kulturstufe schon standen, in keinerlei Berührung miteinander. Die neuen Einwanderer suchten erst durch Boten in freundschaftlichen Verkehr mit den Izumos zu kommen, als dieses nicht gelang, überzogen sie das Land mit Krieg und blieben auch Sieger. Sie nahmen ihren Wohnsitz aber nicht auf der Hauptinsel selber, da sie zuerst nicht wußten, daß auf derselben noch Rivalen lebten. Nach und nach drang aber doch die Kunde von

Bewohnern des nördlichen Japan zu ihnen. Jimmu, ihr Fürst, besiegte dann nach 15jährigem Krieg auch die Yamatos, deren Herrscher schließlich zugunsten des stammverwandten Jimmu abdankte.

Der Fürst, der nun von Yamato, der späteren kaiserlichen Provinz Japan, Besitz ergriffen, hieß Sanu oder Hiko Hohodemi und wurde erst später „Jimmu, der Held göttlicher Tapferkeit" genannt. Es ist nicht schwer, in dieser Persönlichkeit den Gott wiederzuerkennen, den die Japaner an den Anfang ihrer Geschichte stellen und verschiedene Berichte aus dessen Leben gelten als Erklärung für besonders hervorstechende Charakterzüge der heutigen Japaner.

Als wirkliche Tatsache geht aus diesen Erzählungen hervor, daß die Ureinwohner Japans durch drei, in großen Zwischenräumen aufeinanderfolgende Invasionen verdrängt und aufgerieben worden und es lassen sich diese drei Perioden auch archäologisch nachweisen. Aus der ersten Periode der Koro-pok-cru oder Höhlenmenschen stammen die Höhlenwohnungen und Erdwälle, eine Kulturstufe repräsentierend, wie sie heute ungefähr die Bewohner von Saghalien, die Kurilen und die südlichen Kamtschaken besitzen.

Die zweiten Einwanderer waren die Ainu, ein Geschlecht mit platten Gesichtern, schweren Kinnbacken und starker Behaarung. Sie lebten vielfach wie die Tiere, gruben sich, um Obdach zu haben, in die Erde ein, sie unterschieden kein Geschlecht in bezug auf Kleidung, sie gingen in Fellen daher, sie tranken Blut und wendeten die grausamsten Strafen für Missetäter an, sie hatten Steinwaffen und waren vollständig unzivilisiert. Nach und nach wurden sie dann durch die dritte Einwanderergruppe nach Norden gedrängt. Merkwürdigerweise veränderte der lange Kampf um die Existenzberechtigung die Natur dieser Ainus vom Grund aus. Sie wurden schüchtern sanft, unterwürfig, sie verloren jede Fähigkeit, sich weiter zu verteidigen, und lebten, ohne sich irgendwie zu entwickeln, so dahin, so daß der Kontrast zwischen ihnen und den lebhaften, ehrgeizigen, energischen Japanern immer größer wurde.

Woher stammen nun aber die Japaner? Es wurden schon die verschiedensten Vermutungen hierüber ausgesprochen, die immer nicht befriedigen konnten. Es ist bekannt, daß die Japaner nicht eine einheitliche Rasse sind und daß die „Aristokratie" sich auch physiologisch außerordentlich von dem Volksganzen unterscheidet. Und gerade die Herkunft dieser vornehmen Rasse ruft das Interesse des Forschers wach. Das einzige Hülfsmittel für das Studium dieser Frage ist auch hier wieder die Archäologie.

Die alten Japaner — nicht die Koro-pok-cru oder die Ainu — beerdigten ihre Toten zuerst in Erdhügeln und dann in Dolmen. Diese (früheste) Aufhäufung der Erde über einer Leiche war nach chinesischer Sitte geschehen, die Dolmen aber waren auch in Japan Steinkammern. Die Wände dieser Kammern bestehen meistens aus unbehauenem Stein — oft findet sich aber auch kunstvolle Bearbeitung vor — und einer starken Steinplatte als Dach. Manchmal haben sie die Form eines langen Ganges, manchmal auch finden sich neben dem Gange ein oder zwei Kammern. Ueber diesen Grabgemächern wurde dann ein Erdhaufen aufgebaut, der bis zu 70 oder 80 Fuß aufstieg und eine Menge Arbeitsleute zu seiner Errichtung voraussetzte. Die Erbauer

der Erdgräber gehörten noch der Bronzezeit an, die Erbauer der Dolmen der Eisenzeit, die Waffen und Gerätschaften in den erstern waren alle aus Bronze; in den letztern fand man Eisengerät und Tongefäße und es ist kein Fund bekannt, wo nicht diese strikte Einteilung innegehalten wäre, sowie man auch das Steingerät nur in den Erdhaufen findet, die von den Koro-pok-cru und den Ainu stammen. Daraus folgt, daß die dritten Einwanderer schon die Steinzeit hinter sich hatten, als sie in Japan festen Fuß faßten.

Die kulturelle Entwicklung vollzieht sich immer nur gradweise. Ein Volk geht nicht auf einmal einen so großen Schritt, wie der ist, daß die Toten in Erdhügeln und dann in Dolmen bestattet werden. Da man keine Uebergangsstufen gefunden, scheint es klar, daß die Dolmenbauer diesen Kulturgrad schon nach Japan mitgebracht und das Bronzealter vollständig überwunden hatten. Daraus wäre weiterhin zu schließen, daß zwar die Erbauer der Tumuli mit den Erbauern der Dolmen stammverwandt sind, daß aber ihre Einwanderung in weit auseinanderliegenden Perioden erfolgt ist.

Nun liegt die Annahme nahe, daß die Verbreitung der Tumuli und Dolmen in außerjapanischen Ländern uns einen Fingerzeig für die Herkunft ihrer Erbauer geben könnte. Tatsächlich finden sich diese Grabstätten auch in außergewöhnlich großer Zahl auf der Korea gegenüberliegenden Seite des Landes, so daß die Annahme unterstützt scheint, die mongolische Einwanderung sei von Korea aus vom Süden gegen den Norden Japans hin erfolgt. Wenn nun aber der Bestattungsmodus der Japaner von auswärts nach Japan gebracht wurde, und das in Frage kommende Ausland Korea wäre, so müßten in diesem Lande, also zunächst auf Korea, ähnliche Begräbnisstätten auch gefunden worden sein, sowie man dieselben in China finden müßte. Das war nun nicht der Fall, die Dolmen Koreas sind grundverschieden von denen Japans, es sind eigentlich nur Cisten, die mit einem Steine abgeschlossen wurden. In ganz Asien konnte man entsprechende Grabstätten nicht finden, die einzigen gleichen Bauten sind die Dolmen Europas, für die man auch heute noch nicht den Schlüssel gefunden. Da nimmt die Sage der Japaner von dem „göttlichen Krieger“ Jimmu, der als kühner Seefahrer die Insel umschiffte, gleich wieder eine andere und greifbarere Gestalt an, auch wenn die Zeitangaben der Legende mit den historischen Möglichkeiten nicht stimmen. Es ist ja bekannt, wie sich die Zeiten mit ihren Ereignissen in der Erinnerung verschieben und mehr als Erinnerung ist auch die japanische „Geschichte“ nicht.

Einzelne Gebräuche, die man aus den Grabstätten erkennen konnte, stimmen mit Sitten überein, wie sie Herodot von den Skythen überliefert. Zwar betteten die Japaner ihre toten Häuptlinge nicht zwischen goldene Hüllen und gaben ihm nicht die Lieblingsfrau ins Grab mit, aber sie legten ihm seine Waffen, seinen Schmuck und das Geschirr seines Pferdes bei; in ganz alten Zeiten pflegten sie auch den barbarischen Brauch, daß sie seine Dienerschaft, Männer und Weiber mitbegruben. Wahrscheinlich hat ein gutherziger Kaiser dann diese Sitte abgeschafft und bestimmt, daß dem Toten nur Symbole seines Hauspersonals mitgegeben werden, denn wir finden von einem gewissen Zeitpunkt an in den Gräbern kleine, wenn auch teilweise

sehr roh bearbeitete Figuren, die ein unschätzbares Material bilden, aus dem wir die Kleidung und auch manche Gebräuche jener fernen Zeiten beurteilen können.

Faßt man alles vorhandene Beweismaterial zusammen, so ergibt sich der Hergang der geschichtlichen Ereignisse ungefähr so:

Vor dem dritten oder vielleicht vierten Jahrhundert v. Chr. konnten die Japaner, obschon sie höhere Kultur besaßen, als die übrigen asiatischen Völker, weder Eisen schmieden, noch Tongefäße drehen. Von ihrer Kleidung weiß man nicht viel, doch hatten sie Schmuckgegenstände aus glänzenden Steinen. Dann erhob sich das Land, wahrscheinlich infolge einer weiteren Einwanderung, mit einem Schlag auf eine höhere Kulturstufe, für die sich das Analogon nur in Westeuropa findet. Die Bronzewaffen wurden abgelegt und Eisenwaffen überall eingeführt. Das Schwert eines Kriegers hat eine Scheide, die bis drei Fuß lang sein konnte. Es waren dieses nicht die gekrümmten Waffen mit den seltsamen Zeichen, die späterhin so berühmt geworden, sondern einfache Schwerter mit einer Spitze, die man in hölzerne Scheiden steckte und an metallenen Gürteln um die Lenden trug. Der Griff bestand aus Holz, aber er wurde oft mit dünnen Kupferplatten oder auch mit Goldplatten umhüllt. Die Pfeilspitzen hatten Widerhaken, die nach ihrer ganzen Konstruktion aus einem sehr starken, wenn auch nicht sehr langen Armbrust-Bogen abgeschossen wurden. Es scheint nicht, daß außer auf Kopf und Brust weitere Rüstung getragen worden sei. Die erhaltenen Stücke bestehen aus dünnen Eisenstreifen, die bei den Gelenken eine Art Scharnier bildeten. Man fand weder Arm- noch Beinschienen in den Dolmen, ebensowenig Schilde. Pferde müssen bei diesen letzten Einwanderern eine große Rolle gespielt haben, da man immer Roßgeschirr in den Gräbern fand. Die Kandare hat die im Orient gebräuchliche Form und ist oft äußerst kunstvoll geschmückt. Die Sättel sind aus Holz mit Eisenbeschlägen, auch oft kunstvoll mit Metallornamenten verziert. Reicher Schmuck findet sich an den Gehängen und darunter ein merkwürdiges glockenförmiges Gebilde, eine Art hohle Kugel, die eingeschlitzt ist und in der sich ein kleineres Kügelchen bewegt. Sporen wurden nur sehr selten gefunden, doch haben auch sie mehr Aehnlichkeit mit den Sporen des Abendlandes, als mit denen des Orients.

Die Tracht der Votivfiguren in den Dolmen ist von der der heutigen Japaner sehr verschieden. Sie zeigt ein gewebtes Oberkleid in der Art einer Tunika, das um den Leib mit einem Gürtel festgefaßt wurde, weite Beinkleider reichten bis zur Erde. Dann fand sich auch der verschiedenartigste Schmuck mit reichen Metallen und Steinen. Außer der Tiara tragen die heutigen Japaner kein einziges ähnliches Schmuckstück mehr, sie verwenden überhaupt den Schmuck sehr bescheiden und fast nur in den Haaren, ganz im Gegensatz zu den vergangenen Geschlechtern, die sich außerordentlich mit Schmuck behängt haben müssen. Nur Schwertknauf und Scheide und Pferdegeschirr werden noch heute in Japan ebenso verschwenderisch ausgestattet, wie in alten Zeiten.

Es scheint, daß die Nahrung der vorhistorischen Japaner aus Fisch, Fleisch und Gemüsen bestand, sie hatten auch eine Art Wein, über den aber nichts näheres bekannt ist, ihr Hausgeräte wurde in

hübscher Form aus unglasiertem Ton gebildet. Es konnte noch nicht ermittelt werden, ob sie Viehzucht trieben und in welcher Weise sie Feuer machten.

Sie müssen an ein Leben nach dem Tode geglaubt haben, da sie mit dem Verstorbenen alle die Dinge eingruben, die er in einem jenseitigen Leben brauchen konnte. Aus den periodischen Opfergaben, die man den Toten darbrachte, geht hervor, daß der Ahnenkultus bei ihnen herrschte, dagegen könnte man aus dem völligen Fehlen von Amuletts schließen, daß sie Götzendienst und Aberglauben nicht gekannt.

Die Grundlagen der deutschen Abstinenzbewegung.

Auf Seite 175 und 176 dieses Jahrgangs bringt die Polit.-anthr. Revue unter der Ueberschrift „Der Alkohol vor dem Forum der Naturwissenschaft" einen Auszug aus der Schrift „Alkoholmißbrauch und Abstinenz" von Professor Dr. Ferd. Hueppe-Prag. Ich halte es für außerordentlich dankenswert, daß diese Zeitschrift der Alkoholfrage stets so erheblichen Raum gewährt. In diesem besonderen Falle habe ich aber — in meiner Eigenschaft als erster Vorsitzender des hamburgischen Zentralverbandes gegen den Alkoholismus — einige Bedenken zu äußern.

Professor Ferd. Hueppe, dessen ehrlichen Willen, den Alkoholismus zu bekämpfen, ich nicht bezweifle, tritt seit dem Bremer Kongreß mit auffallender Schärfe gleichzeitig gegen die Abstinenzbewegung auf. Er hat sich dabei ein Bild dieser Bewegung gemacht, das ihrem wahren Wesen völlig fremd ist, das ihm aber Gelegenheit gibt, der staunenden Welt ein erschreckendes Bild fürchterlicher „Fanatiker" vorzumalen. Professor Hueppe ist dabei offenbar im besten Glauben. Aber gerade darum muß ich ihm den schweren Vorwurf machen, daß er sich bisher nicht die Mühe gegeben hat, die Grundlagen der Abstinenzbewegung näher kennen zu lernen.

Die Grundlagen der deutschen Abstinenzbewegung haben damit, ob die Frage nach der Schädlichkeit kleinster Mengen Alkohols zu bejahen oder zu verneinen ist, nicht das allermindeste zu tun. Es handelt sich nicht um die Erfindung einer neuen Art von Gesundheitshypochondrie, sondern um ein sozialpolitisches Vorgehen.

Wir Männer und Frauen des praktischen Lebens sehen, daß der deutsche Alkoholkultus der Gegenwart, so wie er tatsächlich ist, eine Reihe verderblicher Folgen hat, ein Heer von Krankheiten, die Entartung der Nachkommenschaft, eine schlimme Verhäßlichung der Nation und ihre ungeheuere Verarmung, eine unverantwortliche Schädigung unseres besten Gutes, nämlich unserer Wehrkraft, und zu alledem noch den Spott des Auslandes und zwar gerade des germanischen Auslandes.

Wir sehen die Quelle dieser Schäden hauptsächlich in zwei Dingen: in dem Terrorismus des gesellschaftlichen und gewerblichen Trinkzwanges und in der systematischen Verführung durch das Alkoholkapital. (Beispiele für diese Verführung sind: Die Fälschung des Berichtes der British Medical Association, die unrichtige Wiedergabe der Gutachten der Professoren Grützner, Engelmann, Ponfick, Quincke, Cramer, Tuczek durch die Redaktion der „Deutschen Weinzeitung" in ihrer Broschüre „Wein ist Gesundheit", und ganz neuerdings der schamlose „Carlo"-Schwindel.)

Eine nüchterne Beobachtung des täglichen Lebens und die Erfahrungen der Geschichte zeigen uns nun, daß gegen die Rücksichtslosigkeit jenes Terrorismus und gegen die Gewalt und Skrupellosigkeit dieser Kapitalmacht nur die allerschärfsten

Mittel wirksam sind. „Gegen Eisen hilft nur Eisen." Darum muß die Propaganda gegen den Alkoholismus sich auf den Boden der Abstinenz stellen. Der beste Beweis für die Richtigkeit dieses Standpunktes ist die Tatsache, daß die Alkoholinteressenten und ihre Preßorgane vor der „Mäßigkeit" tiefe Verbeugungen machen und auf die „Abstinenz" schimpfen. Dabei wissen sie natürlich ganz genau, daß eine durchgeführte „Mäßigkeit" (die doch die Verringerung unseres Jahreskonsums von 3300000000 Mk. auf mindestens ein Sechstel bewirken müßte) sie genau so ruinieren würde, wie ein Sieg der Abstinenz. Denn sie leben eben nicht von der Mäßigkeit der Konsumenten, sondern von deren Unmäßigkeit. Sie wissen aber auch, daß der Gedanke der Abstinenz propagandistische Kraft hat, der der „Mäßigkeit" aber nicht. — Man kann nämlich nicht gegen den Alkoholismus kämpfen mit dem gefüllten Glase in der Hand.

Die deutsche Abstinenzbewegung erscheint danach praktisch als ein Doppeltes: Reaktion gegen einen ungeheueren gesellschaftlichen und gewerblichen Terrorismus, ferner als ein sozialer Kampf gegen eine völkerverderbende Kapitalmacht.

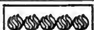
Dies sind die Gedanken, mit denen Professor Hueppe sich wird auseinandersetzen müssen, wenn er seinen Kampf gegen die Abstinenz weiter führen will. Das wird ihm allerdings schwerer werden, als die Betonung des selbstverständlichen Satzes, daß der Mensch nicht ohne Genußmittel auskommt (seit wann in aller Welt wollen denn die Abstinenten „die Genußmittel" verbannen?) — als die Bezugnahme auf die medizinischen Wirkungen des Alkohols (die Abstinenten sagen ja gerade, „der Alkohol gehört in die Apotheke") — oder endlich die Aufstellung längst widerlegter Behauptungen über die verhältnismäßige Ungefährlichkeit des Biergenusses. (Professor Hueppe hält den Biergenuß für einen Fortschritt gegenüber dem Schnapsgenuß. Dabei wissen wir, um nur eins hervorzuheben, daß der steigende Biergenuß nicht ein Fallen, sondern ein Steigen des Schnapskonsums bewirkt.)

Unbegründete Angriffe auf die Abstinenzbewegung, wie der vorliegende von Professor Hueppe, unbegründet insbesondere darum, weil sie — unter Verkennung der eigentlich maßgebenden historischen, psychologischen und praktischen Momente — medizinische Details, die zudem noch unbewiesen sind, in den Vordergrund rücken, sind das größte Hindernis im Kampfe auch gegen den Alkoholmißbrauch. Hueppes Wort „Es gilt nicht, den Alkohol zu bekämpfen, sondern den Alkoholismus", klingt sehr schön. Wie er sich das aber praktisch denkt, das soll Professor Hueppe erst noch zeigen. Wir Abstinenten wissen, daß der Alkoholismus vom Alkohol kommt, und daß man daher nicht jenen bekämpfen und diesen hätscheln kann.

Dr. jur. Hermann M. Popert.



Berichte und Notizen.



Gründung einer biologischen Gesellschaft für Tierzucht. In der am 18. Mai zu Halle im Landwirtschaftlichen Universitätsinstitut unter dem Ehrenvorsitz Sr. Exz. Professor Kühn tagenden Versammlung wurde in Gegenwart zahlreicher Vertreter der Wissenschaft und Praxis die Gründung einer biologischen Gesellschaft für Tierzucht zum Beschluß erhoben. Die Deutsche Landwirtschaftsgesellschaft war durch ihren Geschäftsführer, Herrn Landesökonomierat Wölbling, der Deutsche Landwirtschaftsrat durch Herrn Geheimen Hofrat Kellner vertreten. In den Vorstand wurden gewählt: Exzellenz Kühn als Vorsitzender, Geheimrat Lydtin als stellvertretender Vorsitzender, die Herren Domänenrat Brödermann und Oekonomierat Hoesch als Beisitzer, Privatdozent Professor Dr. Rob. Müller als Geschäftsführer. Dem Vorstand wurde ein vierzehngliedriger Ausschuß an die Seite gestellt. — Es ist zu wünschen, daß es die vorzüglichste Aufgabe dieser Gesellschaft sein möge, ein-

wandfreie experimentelle und statistische Untersuchungen über Vererbung, Inzucht, Entartung usw. anzustellen, die auch gewisse Rückschlüsse für den Menschen gestatten können.

Versuche über Folgen der Inzucht. Dr. Lüthje machte auf dem letzten Kongreß für innere Medizin Mitteilungen über eine Reihe von merkwürdigen Erscheinungen, denen er bei Inzuchtversuchen mit reinrassigen Dalmatinerhunden begegnete. Es fanden sich Imbezillität, Taubheit und bei einzelnen Hunden der jüngeren Generation Verhältnisse der Wasseraufnahme und Wasserausscheidung, die man als Diabetes insipidus bezeichnen könnte. So schied eine Hündin pro Tag 3 Liter Harn und mehr aus. Bei einem Hunde der jüngsten Generation zeigten sich merkwürdige Wachstumsverhältnisse. Der Hund wiegt 24 kg, während seine Geschwister nur 10—12 kg wogen; er ist außerordentlich starkknochig und hat ein sehr reichliches Fettpolster; dabei ist er imbezill und taub. Sehr auffallend waren ferner die hohen Harnsäurezahlen bei den Inzuchthunden: dieselben betragen bis zum Zehnfachen der Menge, die man bei normalen Hunden findet. Einer von diesen Hunden mit hoher Harnsäureausscheidung begann vor einem halben Jahre zu hinken. Das betreffende Bein wurde amputiert und es fand sich im Kniegelenk eine ziemlich ausgebreitete Knorpelusur und an einer anderen Stelle kristallinische Ablagerungen, die sich aber bisher nicht sicher haben identifizieren lassen. (Klinisch-therapeutische Wochenschrift, 1905, Nr. 19.)

Die Schädelformen des Menschen. A. Retzius gebührt das unvergängliche Verdienst, den ersten Versuch zur Klassifizierung des Menschengeschlechts nach den Dimensionsverhältnissen der Schädelform gemacht zu haben. Er unterschied vier elementare Klassen, die dolichocephalen Rassen, und zwar orthognathe und prognathe, sowie brachycephale Rassen, und zwar ebenfalls orthognathe und prognathe. Er lieferte den Nachweis, daß die von Blumenbach aufgestellte kaukasische oder weiße Rasse keineswegs so einheitlich ist, wie man nach diesem Forscher allgemein angenommen hatte. Er war der erste, der zeigte, daß die Bevölkerung Europas hinsichtlich der Schädelform sehr verschiedene Elemente enthält, indem die slavischen Völker, wie die Tschechen, Polen und Russen, eine Schädelform haben, die von derjenigen der Schweden sehr verschieden ist. Nun fragt sich aber, ob dieses Merkmal, nämlich das Verhältnis zwischen Länge und Breite des Schädels eine systematische und erschöpfende Klassifizierung sämtlicher Schädelformen des Menschengeschlechts gestattet. Denn die Höhendimension ist zur Charakteristik der Schädelform ebenso wichtig, wie die zwei anderen Dimensionen, und zwar sowohl das Verhältnis der Länge zur Höhe wie der Breite zur Höhe. Die Charakterisierung der Schädelform durch den bloßen Längen-Breitenindex ist sehr mangelhaft, da die Verhältniszahlen des Index keineswegs einfache kraniometrische Merkmale darstellen. Daher ergeben die auf Indexzahlen begründeten Schädelkategorien keine einfachen, einheitlichen Gruppen der Schädelform; somit kann auch die Klassifizierung sämtlicher Schädelformen der Menschheit nicht auf diese Weise systematisch durchgeführt werden. Eine genügend große, derart bestimmte Schädelreihe bietet stets ein buntes Gemenge von kurzen, mittellangen und langen, von schmalen, mittelbreiten und breiten, von niedrigen, mittelhohen und hohen Schädeln dar. Denn bei dem Verhältnis zwischen zwei Dimensionsmaßen können die beiden Dimensionen selbst ganz verschiedene Größen sein, wobei der Index meist sich gar nicht zu ändern braucht. Es ist daher die wichtigste Aufgabe der rassenanthropologischen Forschung, die Variationsbreiten eines jeden Maßes statistisch zu erforschen, sowohl in einzelnen speziellen Menschengruppen wie in einem möglichst großen Abschnitt aus der Gesamtheit der sogenannten Menschenrassen. Nach einer Untersuchung bei fast 7000 Schädeln der verschiedensten Menschenrassen fand sich: 1. Die größte Schädellänge schwankte zwischen 143—224 mm; 2. die größte Schädelbreite wies eine Schwankung zwischen 106—172 mm auf; 3. die sogenannte ganze Schädelhöhe schwankte zwischen 102—157 mm. Bei den verschiedenen Menschengruppen (Rassen) herrschen in bezug auf alle drei Dimensionsmaße stets die mittelgroßen Werte vor; es sind demnach die mittellangen, mittelbreiten und mittelhohen Schädelformen am häufigsten vertreten. Ferner weisen die dem Indexwert nach als dolichocephal benannten Menschenrassen unter sich verschiedenartige Schädelformen auf. Erstens sind sie nicht durchweg auch wirklich lang, sondern die meisten fallen durch die Schmalheit auf, wobei auch noch die Höhe sich verschieden verhält. Ferner müssen bei den sogenannten dolichocephalen Rassen kurze, mittellange und lange Schädel

unterschieden werden. Als Retzius den Plan faßte, das gesamte Menschengeschlecht kraniologisch zu klassifizieren, schwebte ihm die Idee vor, daß ursprünglich jedem einzelnen Volk nur eine einzige Schädelform als Stammform zukam, welche erst später im Laufe der Zeit durch den Einfluß kleiner Einwanderungen fremder Völker, sowie der größeren Menge individueller Formverschiedenheiten, welche in Ländern mit einer höheren Zivilisation ans Licht traten, verändert wurde. Aber die Erfahrung hat gezeigt, daß je mehr man mit den verschiedenen Menschenrassen auf Erden bekannt wird, um so weniger „reine" Stammformen nachgewiesen werden können. Man macht dafür Blutmischungen und Penetrationen verantwortlich, aber von der Lebens- und Urgeschichte der einzelnen Rassen weiß man zu wenig, vielmehr muß die Retziussche Hypothese von den reinen Stammformen aufgegeben werden, da sie mit der Gesetzmäßigkeit der Schädelform-Variationen in einem unversöhnlichen Widerspruch steht. (A. von Töröck, Neue Untersuchungen über Dolichocephalie, Zeitschrift für Morphologie und Anthropologie, 1905).

Gehirn und Vererbung. Was wir sind, sind wir geworden durch Vererbung und Anpassung. Daß im Zusammenhange mit Besonderheiten unserer physischen Organisation auch gewisse seelische Eigenschaften von den Eltern auf die Kinder vererbt werden, ist eine Tatsache, die ihre gute Begründung hat. Es mag sein, daß nicht für alle Arten seelischer Leistungen und zumal auch für spezielle geistige Fähigkeiten der direkte Nachweis eines erblichen Ursprungs beigebracht werden kann, aber gewisse Formen der Begabung, wie insbesondere die für Musik, Malerei und Mathematik, gelangen in manchen Fällen bei mehreren Gliedern einer Familie zum Durchbruch. So mancher hat es an sich selbst erfahren, wie sehr unsere Charakteranlagen oft bis ins kleinste die Eigenschaften bestimmter Vorfahren widerspiegeln, die teils schon in frühester Kindheit sich bemerkbar machen, teils im Verlaufe des späteren Lebens nach und nach hervortreten. Auch das Nervensystem macht keine Ausnahme von dem allgemeinen Gesetz organischer Vererbung, so daß die äußere Form des Gehirnes, die Zusammensetzung seiner geweblichen Teile oder gar Chemismus und Vegetationskraft seiner feinsten Teile vererbt werden kann. Dafür, daß die allgemeine Konfiguration des Gehirns nicht allein innerhalb der Rassen, sondern auch in den Geschlechtern und Familien vererbungsfähig ist, sprechen mancherlei Erscheinungen. Ob aber auch in den sonstigen Formverhältnissen des Gehirns, in den Einzelheiten seines Aufbaues Erscheinungen auftreten, die als Ausdruck hereditärer Erwerbung oder mindestens von ausgesprochener Familienähnlichkeit anzusehen wären, hat bisher nicht direkt geprüft werden können. Was die Vererbung der Gehirnwindungen anbetrifft, so haben neuerdings die Untersuchungen von Karplus einiges Licht darüber geschaffen. Die genaue systematische Durchforschung und Vergleichung der Windungsverhältnisse und der Anordnung des Furchenbildes an der Rindenoberfläche führte zu dem bemerkenswerten Ergebnis, daß der Typus der Gehirnfurchen von den Eltern auf die Nachkommen erblich übertragen werden kann und zum mindesten in vielen Fällen bei mehreren Gliedern einer und derselben Familie die gleichen charakteristischen Eigentümlichkeiten darbietet. Entweder ist der Gesamthabitus des Windungsbildes innerhalb der Verwandtenreihe ein ähnlicher, oder es ist eine oft frappante Uebereinstimmung mehr oder minder zahlreicher Variationen der Rindengebilde bei mehreren Angehörigen einer und derselben Familie. Auch Besonderheiten der linken oder rechten Hirnhälfte vererben sich auf derselben Seite. Was das Verhalten der beiden Geschlechter anbetrifft, so scheint aus den bisherigen Beobachtungen hervorzugehen, daß sowohl gleichgeschlechtliche wie verschiedengeschlechtliche Geschwister Aehnlichkeiten des Gehirnbaues aufweisen können. Von sonstigen Beobachtungen ist anzuführen, daß Spitzka in einem Fall an den Gehirnen von Vater und Sohn, die beide als gelehrte Mediziner bekannt geworden sind, auffallende Uebereinstimmungen des Reliefs der Gehirnoberfläche nachgewiesen hat, und zwar auch in scheinbar ganz nebensächlichen Dingen, wie dies ja auch bei Vererbungen anderer körperlicher Organeigenschaften nicht zu selten der Fall ist. (R. Weinberg, Die Umschau, 1905, Heft 8.)

Das Gehirn von George Francis Train. Dieses dem bekannten Amerikaner angehörende Gehirn zeigte eine Reihe von Besonderheiten, die auf höhere Entwicklung hindeuten. Seine Oberfläche war recht kompliziert und reich entfaltet. Anomalien scheinen nicht vorhanden zu sein. Das Stirngehirn wies reiche Windungen auf, es zeichnete sich durch bedeutende Breite bei entsprechender Kürze aus, die Scheitel- und Hinterhauptlappen des Großhirns waren von besonders großer Ausdehnung,

und das Kleinhirn wurde von dem Hemisphären in bemerkenswertem Grade überragt. Auffallend ist das Vorhandensein eines Orbitalwulstes an diesem Elitegehirn, ein Gebilde, das, soviel man bisher davon weiß, oft bei niederen Rassen (Papua, Sudanneger, Fellachen, Lappländer, aber freilich auch bei Japanern) auftritt, wieder ein Zeugnis dafür, wie wenig Merkmale niederer und höherer Bildung im Organismus einander ausschließen. Das Gewicht des vorliegenden Gehirns ging mit 1417 nicht auffallend über den europäischen (einen amerikanischen kenne ich nicht) Durchschnitt hinaus, vielleicht um zwei Unzen; die rechte Gehirnhälfte war um etwa 30 Gramm schwerer als die linke, was fast zu viel ist. (E. A. Spitza, The Daily Medical, 1904.)

Die Wichtigkeit der Mutterbrust. Zu den traurigsten Entartungserscheinungen der weißen Rasse gehört die immer mehr überhandnehmende künstliche Ernährung der Säuglinge. Leider sind sich jedoch nicht einmal alle Aerzte bewußt, welche ungeheure Gefahr für die Zukunft unseres Volkes diese Entartungserscheinung in sich birgt. Die ganze ärztliche Wissenschaft der Gegenwart stand mit ihrer grobmechanischen Anschauungsweise bisher allzu einseitig im Zeichen der Bakteriologie. Die durch den Soxhletapparat abgekochte Milch bietet in keiner Weise einen vollgültigen Ersatz der Mutterbrust. Durch verschiedene sorgfältige Statistiken ist es völlig einwandfrei erwiesen worden, daß die Sterblichkeit im ersten Lebensjahr bei Brustkindern bedeutend geringer ist als bei den künstlich ernährten Kindern. Bei der oberschwäbischen Landbevölkerung wurde ein Verhältnis von 1 : 3, in Berlin sogar von 1 : 6 festgestellt. Dieses große Sterben der Säuglinge ist ein schwerer Krebsschaden am Marke des Volkes. Untersuchungen bei 164 000 Personen durch die Zentralstelle für Zahnhygiene in Dresden über den Einfluß der Säuglingsernährung auf die körperliche und geistige Entwicklung haben ergeben, daß in demselben Grade, wie die Stillungsdauer zunimmt, die Zahnverderbnis abnimmt, daß im Durchschnitt die nicht gestillten Kinder 25 pCt. mehr kranke Zähne haben als die über 10 Monate gestillten, und 28 pCt. mehr kranke Zähne als die über 1 Jahr lang gestillten. Nach den Erfahrungen der Aerzte ist Rachitis vielfach die Wirkung von künstlicher und unzweckmäßiger Ernährung. Je länger die Kinder nun gestillt werden, um so seltener leiden sie an rachitischen Schmelzmißbildungen. In Schweden, wo durchweg vorzüglich gestillt wird, ist diese Verbildung viel seltener als in den schlechter stillenden deutschen Dörfern. Auch die allgemeine körperliche Entwicklung wird durch die Stillungsdauer beeinflußt. Je länger die Kinder gestillt werden, um so vollkommener ist ihre ganze körperliche Entwicklung. Unter den 20 jährigen Musterungspflichtigen waren die nicht gestillten gegenüber den über 1 Jahr lang gestillten um 2,6 Kilo leichter, an Militärtauglichkeit stehen sie um ein ganzes Drittel zurück. Wie allgemein zwischen der körperlichen Tüchtigkeit und der geistigen Leistungsfähigkeit der Schulkinder sehr innige Beziehungen bestehen, so sind diese auch zwischen Stillung und Zensur nachzuweisen. Im gleichen Schritt mit der Zunahme der Stillungsdauer verbessert sich die Durchschnittszensur der Kinder. Die nichtgestillten Kinder haben nicht die erforderliche Spannkraft, um ihre geistigen Fähigkeiten völlig auszunützen, die Spannkraft der gutgestillten Kinder ist dagegen so groß, daß sie mehr leisten als ihren natürlichen Fähigkeiten entspricht. Außerdem sterben die nichtgestillten Kinder nicht nur im Säuglingsalter in großen Massen dahin, sondern ihre Ueberlebenden bleiben auch späterhin an körperlicher und geistiger Leistungsfähigkeit erheblich hinter den Brustkindern zurück. Stillungsunlust der Mütter und Zweikindersysteme haben die Völker zugrunde gerichtet. Frankreich ist im Begriffe, den Griechen und Römern darin zu folgen. Hier müssen die Behörden eingreifen, Stillungsheime müssen geschaffen werden, aber nicht in den Städten, nicht in den Vororten, sondern weit draußen auf dem Lande, in kalkreichen, fruchtbaren Ackerbaugegenden. Schlußfolgerungen: 1. Ein Volk, das die Sorge für seine Nachkommenschaft vernachlässigt, vernichtet die stärksten Wurzeln seiner Kraft. 2. Zu den größten Krebsschäden am Marke unseres Volkes gehören die Unlust oder die Unfähigkeit der Mütter, ihre Kinder zu stillen. 3. Es ist unmöglich, jemals einen vollwertigen künstlichen Ersatz für die natürliche Muttermilch zu schaffen. 4. Die künstlich ernährten Säuglinge haben nicht nur die Aussicht, 3—6 mal so häufig zu sterben, sondern die überlebenden bleiben auch zeitlebens in ihrer körperlichen und geistigen Entwicklung hinter den an der Mutterbrust aufgewachsenen Altersgenossen zurück. 5. Gegenüber den über 12 Monate gestillten Kindern leiden die künstlich ernährten um 28 pCt. häufiger an Zahnverderbnis, um $2^1/_2$—$4^1/_2$ mal so häufig an englischer Krankheit (Rachitis); Körpergewicht und Körpergröße der nichtgestillten Kinder sind geringer, ihre geistige Spannkraft in der Schule hat gelitten. 6. Unter

den Musterungspflichtigen liefern die gutgestillten 47,9 pCt., die Nichtgestillten nur 31,1 pCt. diensttaugliche Soldaten. Je länger die Leute gestillt worden sind, um so größer ist ihr Körpergewicht, um so weiter der Brustumfang, um so höher die Militärtauglichkeit. 7. Die Unfähigkeit der Frauen zum Stillen wird durch Alkoholgenuß, durch kalkarme Nahrung und durch unzweckmäßige Kleidung gefördert. Die Hauptursache aber ist die zunehmende Bequemlichkeit der Frauen. 8. Gegen diese sträfliche Nachlässigkeit kann die Aufklärung allein nichts ausrichten. 9. Nur die Staatsgewalt ist imstande, durch Strafandrohungen die Säuglinge vor der Vernachlässigung durch ihre Mütter zu schützen. 10. Für uneheliche Kinder sollen Stillungsheime auf dem Lande errichtet werden, in denen die unehelichen Mütter, soweit sie dazu fähig sind, 9 Monate lang ihre Kinder stillen müssen. 11. Neben der erhofften staatlichen Fürsorge findet auch die private Wohltätigkeit auf dem Gebiete des Stillungswesens ein reiches Feld für segensreiche Tätigkeit. (C. Röse, Die Wichtigkeit der Mutterbrust für die körperliche und geistige Entwicklung des Menschen, Deutsche Monatsschrift für Zahnheilkunde, 1905, Heft 3.)

Ueber das Selbststillen der Mütter bemerkte Th. Escherich in der Gesellschaft für innere Medizin und Kinderheilkunde in Wien, daß es sich um eine sozial wichtige Frage handle, und daß zahlreiche diesbezüglich stattgefundene Diskussionen stets ergeben haben, daß das beste Mittel zur Eindämmung der großen Kindersterblichkeit, die in Oesterreich 24,6 pCt. beträgt, das Selbststillen der Mütter darstellt. Die Zahl der stillenden Frauen ist in stetem Rückgange begriffen, unter denselben sind freilich viele aus anatomischen und physiologischen Gründen zum Stillen unfähig. Bisher beschäftigt sich nur der Verein „Säuglingsschutz" mit der Förderung des Selbststillens der Mütter durch Belehrung und durch Unterstützung der stillenden Frauen. Vor allem wäre die Belehrung der Mütter durch Hebammen wichtig, zur Erreichung dieses Zieles wären aber der Unterricht der Hebammen und die für sie gültigen Instruktionen in dem Sinne zu verbessern, daß die Hebammen in dem Selbststillen der Mütter die beste Ernährungsweise für Säuglinge erblicken und dieselbe auch den Müttern anraten. Empfehlenswert wäre die Prämiierung derjenigen Hebammen, welche die meisten stillenden Frauen unter ihrer Klientel haben, ferner die Verlängerung des Entbindungsgeldbezuges kassenangehöriger Frauen. Die pädiatrische Sektion der Gesellschaft für innere Medizin sollte sich an die Spitze dieser Bestrebungen stellen und zu diesem Zwecke schlägt Redner die Wahl eines sich eventuell durch Kooptierung von Fachmännern verstärkenden Komitees vor, welches sich mit der Ausarbeitung positiver und praktisch durchführbarer Vorschläge zur Förderung des Selbststillens der Frauen beschäftigen sollte. (Wiener Medizinische Presse, 1905, No. 22.)

Aus dem Bunde für Mutterschutz. In der Ausschußsitzung vom 15. Mai d. J. fand unter anderem eine längere Debatte über die rassenhygienischen Aufgaben des Bundes statt und insbesondere über die Gründe, welche die erste Ausschuß-Sitzung veranlaßten, von der formalen Beschränkung der Fürsorge des Bundes auf „gesunde" Mütter abzusehen. Sämtliche Ausschußmitglieder stimmten darin überein, daß der Bund in erster Reihe und insbesondere bei der Unterbringung in die zu gründenden Mutterheime die lebenstüchtigen Mütter und Kinder zu berücksichtigen habe, denjenigen aber, welche an einer infektiösen oder konstitutionellen Krankheit leiden, insbesondere Syphilis und Tuberkulose, seine Fürsorge überhaupt nicht zuteil werden lassen dürfe. Der Vorstand hat den Plan erwogen, in Groß-Lichterfelde ein eigenes Mutter- und Kinderheim nach den Grundsätzen des Bundes zu gründen. Doch soll zunächst an die Schaffung einer Stellennachweis-, Auskunfts- und Rechtsschutzstelle geschritten werden.

Forderungen der modernen Ernährungshygiene. Unser Nährmittelschatz ist neuerdings um einen Nährzweig bereichert worden, der von besonderer Bedeutung für die allgemeine Hygiene zu werden verspricht, und von dem auch das kaiserliche Gesundheitsamt mit Interesse Kenntnis genommen. — Auf dem IV. internationalen zahnärztlichen Kongreß zu St. Louis wurde über Ergebnisse mit organischer Knochensalzernährung berichtet, die ein deutscher Zahnarzt, Dr. Kleinsorgen, wissenschaftlich begründet und mit bestem Erfolge in die Praxis eingeführt hat. Die wissenschaftlichen Darlegungen Dr. Kleinsorgens gipfelten in der für die moderne Hygiene bedeutsamen These, daß die Fleischnahrung als solche eine Einseitigkeit darstelle, die bei reichlicher dauernder Zufuhr Nachteile sowohl für den allgemeinen Ernährungszustand als auch für die spezielle Ernährung der Zähne und Knochen mit sich bringe. Erst die Zufuhr eines gewissen Quantums Knochensalze

mache die animalische Ernährung vollwertig und gesund. Die Knochensalze seien für den Fleischesser notwendige Nährsalze, eine Ernährungsweise, die übrigens jedes fleischfressende Tier der Wildnis instinktiv befolge. Einseitige Fleischnahrung müsse notwendig zur Erkrankung und Siechtum des Körpers führen, wie dies dann auch Tierversuche hinlänglich bewiesen. Wenn die Vegetarier die Fleischnahrung für ungesund hielten, so hätten sie nicht unrecht, aber die Unterlagen für ihre Behauptungen seien irrtümlich. Erkrankungen könne man bei den pflanzlichen wie tierischen Nahrungsmitteln in gleicher Weise feststellen. Das Ungesunde der Fleischnahrung liege nur in der Einseitigkeit dieser animalischen Ernährung, die vor allem die Knochensalze (von Dr. Kleinsorgen mit dem Namen „Ostasalze" belegt) unberücksichtigt lasse. — Diese Unterlassungssünde trete nun bei den Kulturvölkern um so mehr als Degeneration der Zähne und Knochen und als Blutarmut, Nervenschwäche usw. in die Erscheinung, als auch die vegetabilische Nahrung infolge der verkehrten, anstatt der Mineralsalze den Stickstoff bevorzugenden Düngungsmethode nährsalzarm sei. Speziell müßten die Hauptnährmittel: Getreidemehle und die Kartoffel als direkt kalkarm bezeichnet werden. Wenn nun auch die Zumutung, künftig die Knochen mit zu verzehren, für den ersten Augenblick etwas ungeheuerlich erscheine, so sei sie doch in derselben Weise berechtigt wie diejenige, Fleisch, Blattpflanzen, Körnerfrüchte usw. zu genießen. Der Mensch sei nämlich in seinen letztvergangenen Entwicklungsphasen, wie an Gebiß und Magenanlage nachzuweisen ist, ein Baum- und Strauchfruchtesser gewesen, dem tierische Nahrung nur bei Gelegenheit oder in Notfällen zur Nahrung diente. Erst veränderte klimatische und Bodenverhältnisse, sowie überhaupt die bittere Not im Kampf ums Dasein und die gleichzeitig mit diesen Existenzkämpfen allmählich erwachende und sich weiter ausbildende Intelligenz hätten den Wildmenschen zum Kulturmenschen gemacht und ihn Waffen, Werkzeuge, Koch- und Mahlprozesse erfinden lassen, um die obengenannten Nahrungsmittel seinem Kau- und Verdauungsapparat besser anzupassen, und ihn so zum Allesesser werden lassen. Bei der von Jahr zu Jahr in bedenklicherem Maße anwachsenden Degeneration der körperlichen Hartgebilde liege also in der Einführung der für eine gesunde Entwicklung dieser Gebilde so notwendigen Knochensalzernährung nichts Ungewöhnlicheres wie in der Zufuhr der obengenannten Nahrungsmittel. Das einzig Ungewöhnliche liege in der Neuheit des Gedankens, mit dem sich aber der moderne Mensch bei seiner schnellen Anzüchtung neuer Gewohnheitsinstinkte sehr bald vertraut machen würde. Im Anschluß hieran weist Dr. Kleinsorgen noch auf die heutzutage so vielfach auftretende Verkalkung der Arterien hin, die scheinbar im Widerspruch zu dem allgemeinen Kalkmangel steht. Aber gerade die vorwiegend in späteren Lebensjahren auftretende Arterienverkalkung gehe vielfach mit einer Porosität der Knochen einher und es sei sogar nicht unwahrscheinlich, daß dauernder Kalkmangel eine begünstigende Rolle bei der Verkalkung mitspiele, da bei länger anhaltendem Kalkmangel der Körper größere Mengen Kalk ausscheide wie normal und so auch größere Mengen zur Ablagerung in den Arterien kommen könnten.

Vererbung von Tuberkulose und anderen Krankheiten. Auf dem Kongreß für innere Medizin bemerkte Dr. Turban, daß die Tuberkulose bei den Angehörigen einer Familie immer von einer bestimmten Stelle ausgehe, der rechten oder linken Lungenspitze, die offenbar als ein Ort verminderter Widerstandskraft vererbt wird. — Dr. Neuburger hat in einer großen Reihe von Familien die Krankheitsvererbung 80 Jahre zurückverfolgt. Dabei hat sich herausgestellt, daß für eine stattliche Zahl von Krankheiten eine angeborene, erbliche Anlage nachweisbar ist nicht nur für Tuberkulose, sondern auch für Krebs, Diabetes, Schrumpfniere, Basedow, die Sklerose der Koronararterien u. a. m. Aber sowohl bei Tuberkulose wie bei Karzinom kann der vererbte Keim in der dritten oder vierten Generation vollkommen erlöschen. — Nach Maynard Smith kann unter 64 Fällen von Ostitis deformans (Knochenmißbildung) in 10 Fällen eine analoge Erkrankung bei einem der Eltern konstatiert werden.

Der Alkohol und das Kind. Auf der IX. Generalversammlung des Allgemeinen Deutschen Lehrerinnen-Vereins zu Bremen hielt der „Deutsche Verein abstinenter Lehrerinnen" am 11. Juni eine außerordentliche Hauptversammlung ab, bei der die Vorsitzende Gertrud Streichhan-Pankow bei Berlin einen beachtenswerten Vortrag über das obengenannte Thema hielt, dem wir nachfolgend einige Ausführungen entnehmen. Diese wurden durch ein reiches Zahlenmaterial, sowie durch zwei von Prof. Dr. Weygandt-Würzburg der Rednerin überlassene Tafeln unterstützt.

Die eine derselben stellte die sogenannten Schwachsinnskurven dar, zeigend, wie die Kinder, die zur Zeit der Weinlese und der Fastnachtszeit mit ihrem erhöhten Alkoholgenuß erzeugt sind, sehr stark als geistig Minderbegabte, körperlich Abnorme, Idioten usw. zur Welt kommen. Eine große Anzahl durchaus zuverlässiger Statistiken beweisen, daß leider auch bei der schulpflichtigen Jugend der Alkoholgenuß, die Hauptquelle ihrer oft so früh sich zeigenden Nervosität und verringerten Leistungsfähigkeit, in der Schule mehr verbreitet ist als man im allgemeinen annimmt. Dazu kommt, daß das grausame Gesetz der Vererbung auf dem Gebiete des Alkoholismus sich mit erschütternder Deutlichkeit zeigt. Lehrer und Lehrerinnen haben am meisten darunter zu leiden, wenn ihnen das Erziehungsobjekt, das Kind, durch den Alkoholgenuß der Eltern als schwachbegabtes übermittelt wird. Besonders verhängnisvoll aber wirken die vom Kinde genossenen alkoholischen Getränke, wie Bier, Wein usw. in sittlicher Beziehung auf den Charakter, auf das Gemüt und den Willen des Kindes. Sonst gefügige Kinder werden unfolgsam, manche zuerst wagehalsig und unvorsichtig, andere schläfrig, wortkarg, unlustig zur Arbeit, nachlässig, reizbar und streitsüchtig, die Herrschaft über sich selbst verlierend. Die Rednerin schloß ihre interessanten Ausführungen mit dem Wunsche, daß Lehrerschaft und Schule mehr als bisher an der Aufklärungsarbeit sich beteiligen möchten.

Unterrichtsreform und Schulgesundheitspflege. Auf der diesjährigen Versammlung des Allgemeinen deutschen Vereins für Schulgesundheitspflege vertrat Dr. Jäger folgende Thesen: 1. Der Unterricht ist im ganzen und seinen Teilen zeitgemäßer zu gestalten. Die Schule muß die, vornehmlich mit dem alten klassischen Unterricht beschrittenen Bahnen weltfremder Ideologie verlassen und sich mit ihren Zielen auf den Boden der Bedürfnisse des Lebens und der Forderungen der Zeit stellen. 2. Der Unterricht ist im ganzen und seinen Teilen naturgemäßer zu gestalten. Er muß den Gesetzen der Biologie und Physiologie des jugendlichen Organismus, insonderheit des Gehirns angepaßt werden. Die Schule muß die, namentlich mit dem grammatikalisch-fremdsprachlichen Unterricht beschrittenen Bahnen des einseitigen Intellektualismus und Formalismus verlassen und eine naturgemäße, auf der Grundlage der Sinne und ihrer Tätigkeit aufgebaute möglichst gleichmäßige und harmonische Ausbildung aller Geistes- und Körperkräfte ins Auge fassen. Unter Berücksichtigung dieser Punkte ergibt sich für den Sprachunterricht im besonderen: 1. Die Muttersprache ist in den Mittelpunkt dieses Unterrichts zu stellen: 2. Die Frage nach dem Beginn des fremdsprachlichen Unterrichts ist in zwei zu zerlegen, da es zwei Wege der Erlernung gibt: a) den Weg, wie das Kind die Muttersprache erlernt, b) den Weg der Grammatik. Der erstere ist der natürliche, physiologisch-biologische Weg. Er entspricht dem erwerbenden, stoffsammelnden Denken der Jugend und der allmählichen Entwicklung des Gehirns an der Hand der Sinne und der Anschauung. Diese Art kann einsetzen, so früh sie will. Der andere Weg, der der Grammatik, entspricht dem ordnenden Denken des Erwachsenen, dem fertig entwickelten, für den verwickelten Prozeß abstrakt-philosophischer Denkoperationen ausgereiften Gehirn. Für diese Art gilt deshalb: so spät als möglich. Der fremdsprachliche Unterricht ist jedenfalls auf der Unterstufe, soweit es irgend die Eigenart des Massenbetriebes der Schule ermöglicht, der ersten Art zuzuweisen. Hieraus ergibt sich für die Reihenfolge der Fremdsprachen: 1. Zunächst lebende Sprachen, da sie allein der Forderung der natürlichen Erlernung genügen können. 2. Ihre Folge müßte sein: erst Englisch, dann Französisch, weil der Gang vom Näherstehenden und damit Leichteren zum Fernstehenden und Schwierigeren der natürlichen Entwicklung der jugendlichen Kräfte mehr entspricht. 3. Der ausschließlich grammatikalische Betrieb der toten Sprachen (Latein, Griechisch und Hebräisch) ist den höheren und höchsten Altersstufen zuzuweisen.

Die Einwanderung in Amerika. Beinahe eine Million Einwanderer ist auf das vergangene Jahr, Monat Juni eingeschlossen, zu rechnen, die aus aller Herren Ländern, vorwiegend aus Rußland, Italien und Ungarn, nach den Vereinigten Staaten kommen. Diejenige Einwanderung, welche der Amerikaner willkommen heißt, nämlich aus Großbritannien, Deutschland und Skandinavien, verringert sich, während die weniger erwünschten Elemente in immer größeren Massen kommen. Man sinnt in Washington auf neue Methoden, um der eindringenden Flut einen Damm entgegenzusetzen und hat eine Kopfsteuer von 2—10 Dollars pro Einwanderer in Vorschlag gebracht. — In den Südstaaten bemühte

man sich, den Strom der Einwanderer dahin zu lenken, aber nur mit geringerem Erfolge. Die Fremden bleiben lieber in den großen Städten im Norden; der Süden wird mit Mißtrauen betrachtet. Süd-Karolina hat jetzt ein Bureau in der Stadt New-York errichtet, um Fremde zu veranlassen, sich im Süden anzusiedeln. In den Südstaaten, wo die Landwirtschaft bisher vorherrschte, hat die industrielle Entwicklung in den letzten Jahren große Fortschritte gemacht und strebt nach Ausdehnung. Diese Entwicklung wird gehindert durch den schlechten Ruf, in den die Südstaaten gelangt sind. Die Kunde von den vielen Lynchmorden hat den Glauben erweckt, daß es mit der Sicherheit der Zustände dort sehr bedenklich bestellt sei. Demgegenüber weist man jetzt mit Eifer darauf hin, daß in dem letzten halben Jahr die Zahl der Lynchmorde ganz bedeutend abgenommen habe. Aus dem Staat Mississippi wird berichtet, daß dort ein Neger, der angeklagt war, auf eine weiße Frau einen Angriff verübt zu haben, von der Jury freigesprochen wurde. Es wird behauptet, das sei in der Geschichte des Staates der erste derartige Fall. Früher galt eine solche Anklage als gleichbedeutend mit der Verurteilung des Negers. War der Angeklagte unschuldig, so wurde seine Bestrafung als Warnung für seine Rassengenossen aufgefaßt, denn es war ja nur ein „Nigger". Das Zeugnis einer weißen Frau gegen ihn genügte als Schuldbeweis. — Solche Zustände wirkten natürlich recht abstoßend auf viele Einwanderer, am meisten auf solche, die mit einigen Mitteln sich ansiedeln wollten und eine allgemeine Rechtssicherheit in erster Linie für notwendig hielten. Das soll jetzt anders werden, die industrielle Entwicklung verlangt es, aber für den mittellosen Einwanderer ist heute ebensowenig im Süden wie im Norden etwas zu holen. (Jüdisches Volksblatt, 1905, Nr. 24.)

Der japanische Adel. Die Kazoku (Adligen) sind dazu berufen, gleichsam einen Schutzwall um das Kaiserhaus zu bilden. Man unterscheidet drei Klassen der Bevölkerung in Japan: Kazoku, Shizoku und Heimin. Das Wort Kazoku (Adel) braucht man in Japan gewöhnlich als Bezeichnung für „talentlose Leute", was viel dazu beiträgt, daß der Adel sehr wenig Achtung findet und häufig mit ziemlicher Geringschätzung behandelt wird. Die große Masse des Volkes fragt nicht danach, ob jemand Träger hoher Titel ist oder dem Adel angehört, sondern schätzt lediglich „das Talent". Daß gerade die Adligen die Schützer des Kaiserhauses sind, empfinden wir als einen großen Nachteil. In Japan sagt man ganz allgemein: „Wir sind Kaminoko", d. h. Kinder des Kami oder der Vorfahren der jetzigen Kaiserfamilien; mit einem Worte: alle Japaner betrachten sich als verwandt mit dem Kaiserhause. Darum sind auch alle Japaner so opfermütig und stehen wie ein Mann für ihr Kaiserhaus. Japan hat über 1000 adlige Familien, dennoch sind diese und ihre Mitglieder in der Armee und Marine nur durch 141 Personen vertreten. Während von dem alten Adel gar keine Offiziere von Bedeutung unter den auf dem Kriegsschauplatz in Korea und in der Mandschurei stehenden 400 000 Mann sind, ist der junge Adel durch eine ganze Anzahl hervorragender Führer vertreten. Man hat in Japan stets die Erfahrung gemacht, daß die Söhne tüchtiger adliger Männer immer untüchtig werden. Das geht auch aus obiger Zusammenstellung hervor. Der alte Adel zählte früher viele sehr hervorragende Männer, aber ihre Nachkommen haben jegliche Bedeutung verloren, weil sie nichts Tüchtiges leisten können. Während des jetzigen Krieges mit Rußland und nach Beendigung desselben werden gewiß wieder viele verdiente Personen in den Adelsstand erhoben werden, z. B. Admiral Togo, Kamimura usw.; von ihren Kindern wird man jedoch nach unserer Vermutung später keine so großen Taten hören. Es wäre überhaupt gut, wenn das japanische Adelsgesetz und mit ihm die Klassenunterschiede abgeschafft werden würden. Schon jetzt macht man keinen Unterschied mehr zwischen den Shizoku (Angehörige der zweiten Klasse) und den Heimin (dritte Klasse = Bürgerliche); wenn man nun auch allmählich den Unterschied zwischen Kazoku und den beiden andern Klassen aufhören ließe, so wäre dies für die Zukunft Japans von hohem Werte. (Kisak Tamai, Ost-Asien, 1905, Heft 3.)

Aus der zionistischen Bewegung. Die deutschen Zionisten rüsten zum Kongreß. Das Zentralkomitee der zionistischen Vereinigung für Deutschland veröffentlicht einen Aufruf, in welchem betont wird, daß mit Palästina das Baseler Programm stehe und falle. In der künftigen Entwicklung eines jüdischen Gemeinwesens in Palästina sei die gesunde Grundlage für den Zionismus gegeben; die Arbeiten in Palästina hätten den Zweck, die Politik der zionistischen Bewegung zu stärken. Im Aufruf wird schließlich die Notwendigkeit betont, die Massen des

jüdischen Volkes den nationalen Organisationen zuzuführen, um die moralischen und materiellen Kräfte der Bewegung zu erhöhen. Den Aufruf beschließt die folgende Erklärung des Zentralkomitees: Wir erblicken im Baseler Programm die unerschütterliche Grundlage des politischen Zionismus. Demnach ist das Ziel der zionistischen Bewegung die Schaffung einer öffentlich rechtlich gesicherten Heimstätte für das jüdische Volk in Palästina. Wir lehnen daher den Territorialismus ab, der als Ziel der Bewegung an die Stelle Palästina ein anderes Land setzen will. Da sich das Ostafrikaprojekt schon jetzt als undurchführbar erweist, ist es für uns nicht erforderlich, zu dieser Frage Stellung zu nehmen. Im übrigen sind wir der Ansicht, daß die Ausführung von Kolonisationsprojekten außerhalb Palästinas und seiner Nachbarländer nicht Sache der zionistischen Organisation sein soll.

Die Juden in den preußischen Großstädten. Nach den letzten amtlichen Feststellungen wohnten im preußischen Staat insgesamt 392322 Juden oder 1,14 pCt. der Gesamtbewohnerschaft. Diese Verhältniszahl ist in den letzten 20 Jahren stetig zurückgegangen, denn es wurden 1880 1,33, 1885 1,29, 1890 1,24 und 1895 1,19 pCt. Juden im Staate ermittelt. Welchen Anteil die jüdische Bevölkerung an der Gesamteinwohnerschaft der 22 preußischen Großstädte, d. h. also derjenigen städtischen Gemeinwesen hat, die im preußischen Staate bei der Volkszählung vom 1. Dezember 1900 mehr als 100000 Einwohner zählten, ergibt folgende Zusammenstellung. Auf je 1000 Einwohner kamen in diesen 22 Städten an Juden in Frankfurt a. M. 76,0, Charlottenburg 51,2, Posen 51,2, Berlin 48,8, Breslau 46,7, Köln 26,2, Kassel 23,0, Königsberg 21,0, Hannover 19,3 Danzig 17,4, Krefeld 16,7, Stettin 14,9, Dortmund 13,5, Altona 12,4, Aachen 11,7, Elberfeld 10,6, Essen 10,3, Düsseldorf 10,0, Magdeburg 8,4, Halle 8,0, Barmen 4,2, Kiel 3,2.

Zusammenschluß der Weißen und die äthiopische Bewegung. Ein Zusammenschluß aller Weißen gegenüber den Farbigen ist in Südafrika wenigstens nach einer Richtung hin zustande gekommen. Die dort tätigen Missionsgesellschaften haben sich voriges Jahr zum ersten Male zu einer Konferenz geeinigt, wahrscheinlich werden regelmäßig wiederkehrende Versammlungen zum Zusammenschlusse führen. Der schon lange gehegte Plan schien wenig Aussicht zu bieten, weil man an eine Beteiligung der Anglikaner zugleich mit den Reformierten nicht glaubte. Die äthiopische Bewegung mit der Losung: „Los von den Weißen!" hat die Einigung zustande gebracht. Die Zeitschrift „Afrika" des Evangelischen Afrika-Vereins bringt nach den Mitteilungen des Missions-Inspektors Karl Axenfeld einen Bericht über die Versammlung in Johannesburg, der manche interessante Einzelheiten enthält. Die anglikanische Mission war durch zwei Bischöfe und sieben Missionare vertreten, die deutsche durch einen Missionar der Rheinischen Mission und durch zwei Missionare der Deutschostafrikanischen Mission als Gäste. Dann heißt es: Wiederholt standen die Deutschen, Franzosen, Schweizer und Skandinavier den Engländern und Amerikanern gegenüber. Trotzdem bot die Konferenz ein erfreuliches Bild der Einmütigkeit und Brüderlichkeit. Der Ernst der Lage brachte nur das Gemeinsame zur Erörterung und ließ das Unterscheidende zurücktreten. Der Schweizer Junod gab eine ausgezeichnete Studie über die Erziehungsmethoden, wie sie von einigen britischen Stationen angewendet werden. Sie behandeln den Schwarzen genau so, wie einen englischen Schulknaben. Er muß zuerst aus Fibeln, die für englische Schulen verfaßt sind, englisch lernen, sich in englische Grammatik und die verwickelten englischen Verhältnisse hineindenken und eine eingehende Kenntnis der englischen Geschichte erwerben. Man meint sogar, ihn etwas von der Schönheit Shakespeares usw. sehen lassen zu müssen. Diese Methode schädigt aber die Regierung und die Farbigen, denn sie erzeugt eine Halbbildung, die der Todfeind echter Bildung und der Bruder der Hoffart ist. Sie entwickelt die Neigung der Farbigen zur sklavischen Nachäffung, zur Oberflächlichkeit und zur unwahren Schauspielerei. Diese Methode fördert nur ein ungesundes Verlangen der Farbigen nach Gleichheit mit dem Weißen und macht aus ihm eine Karikatur des Weißen, statt ihn seiner Eigenart zu belassen und diese zu entwickeln. Dagegen wird empfohlen, die religiöse Erziehung Hand in Hand mit der wirtschaftlichen gehen zu lassen; die Schwarzen sollen zu Arbeitsgehülfen ausgebildet werden. (Leipziger Neueste Nachrichten, 1905, Nr. 165.)

Nationen als politische Parteien in Südafrika. In den neuen Kolonien Südafrikas, den ehemaligen Burenstaaten, stehen sich schon jetzt große Parteien gegenüber, deren Ziele rein innerpolitischer Art zu sein scheinen, hinter denen sich

aber die beiden Hauptelemente Südafrikas, das holländische und das englische, verbergen. Die Volkspartei (Het Volk) ficht für Selbstverwaltung und denkt dabei im geheimen an ein Common-wealth aller südafrikanischen Kolonien, ja vielleicht gar an die Vereinigten Staaten Südafrikas. Diese Partei ist rein burisch. Ihr gegenüber steht die sogenannte Fortschrittspartei, die für eine Diktatur des Großkapitals eintritt und rein britisch ist. Zwischen beiden steht die Responsible Government Association, die aus gemäßigten Angehörigen beider Nationen gemischt ist. Es wäre nun an der Zeit, daß die deutschen Ansiedler eine vierte Partei gründeten, die sich freilich, wie die andern, ein allgemeines Programm geben müßte. Ein solches würde in einer vernünftigen Behandlung der Eingeborenen-Frage gegeben sein; denn die Frage der Arbeit und der Arbeiter bedeutet Sein oder Nichtsein für die Landwirtschaft wie für den Bergbau Südafrikas. Die Eingeborenen aber werden dort wie überall von der englischen Verwaltung, die ihnen die unmögliche Gleichberechtigung in Aussicht stellt, verdorben. Diesen befreiten Sklaven die politischen Velleitäten wieder auszutreiben, wäre eine zugkräftige Plattform für die aus den Deutschen zu bildende Partei, die leicht das Zünglein an der Wage darstellen könnte. (Dr. Karl Peters, Die Finanzchronik, 1905, Nr. 10.) — A. K.-H.

Kultur der Familie. Vom 1. Oktober ab erscheint eine illustrierte Monatsschrift „Kultur der Familie", herausgegeben von H. Pudor. Wie der Titel sagt, handelt es sich nicht um ein Unterhaltungsblatt, sondern um eine ebensosehr den geistigen und künstlerischen als den wirtschaftlichen und sozialen Interessen der Familie dienende Zeitschrift. Dem einseitigen „Mutterschutz" gegenüber wird hier „Schutz der Familie" proklamiert, welcher letztere den Mutterschutz und Kinderschutz in sich begreift. Dabei wird ausdrücklich ein anti-malthusianischer Standpunkt vertreten. Die hauptsächlich in Betracht kommenden Gebiete sind: Familienwohlfahrt, Familienhygiene, Familienstatistik, Kinderschutz und Säuglingsschutz, Wöchnerinnenschutz, Krankheitsprophylaxe, Natürliche Erziehung, Heim-Kultur und Heim-Kunst, Landleben und Land-Kultur, Gartenstadtkultur, Propaganda für das Einfamilienhaus usw.



Bücherbesprechungen.



Hans Groß, Dr., Kriminal-Psychologie. Zweite Auflage. Leipzig, Verlag von F. C. W. Vogel.

In dem Werke liegt die sorgfältige Bearbeitung einer Frage vor, die im letzten Jahrzehnt ganz besonders das Interesse psychologischer Forscher erregt hat. Die Erkenntnis, daß der Begriff der Rechtsprechung im Grunde ein viel weiterer sei, als man ihn bisher gefaßt, und daß man da von einer solchen noch nicht reden dürfe, wo ein Urteil unter Mitwirkung von Fehlgriffen der Strafinstanz zustande kommen kann, von denen man allerdings bisher keine genauere Kenntnis hatte, machte es zur Gewissenssache, den Quellen solcher Fehler nachzugehen. Juristen und Mediziner haben sich mit gleichem Eifer der Sache gewidmet, auf verschiedenem Wege, aber unter den Auspizien desselben Zieles. Der Mediziner blieb mehr Theoretiker und methodischer Forscher, der Jurist fand zur Theorie reiche praktische Erfahrung. Beide trafen sich in dem Bestreben, alle Persönlichkeiten, wie sie im Strafprozeß auftreten, psychologisch zu erfassen und zu bewerten. Es kam zur Forderung, daß man der Eigenart der Seelenzustände von Angeklagten und Zeugen gerecht werden, daß man als Richter die eigene, nicht weniger aber die Psychologie auch der anderen Persönlichkeiten, von denen im Verlauf eines Strafprozesses die Bildung eines Urteils verlangt wird, kennen lernen müsse.

Das Buch ist außerordentlich umfassend angelegt. Reichstes persönliches Beobachtungs- und Erfahrungsmaterial ist nach wissenschaftlich-theoretischen Gesichtspunkten angeordnet oder vielmehr die Wahrheit theoretisch-psychologischer Sätze ist an Beispielen deduziert, die, zum Teil aus dem trivialen Leben gewählt, von um so frappanterer Beweiskraft sind. Die Differenz des Werkes von der Auflage 1898 scheint nur unwesentlich zu sein, jedenfalls sind Umfang und Disposition die gleichen geblieben. Hervorgehoben sei noch, daß sich die Lehren des Buches selbstverständlich nur auf dem Gebiete des Normalpsychologischen bewegen, und

daß jede ernstliche Berührung mit dem Pathologischen vermieden ist. Um so wichtiger erscheint die Belehrung über die Eigenart der gesunden Seele und ihre Beziehungen zur Tat, Aussage und Urteil.

Das ganze Buch zerfällt in zwei Teile, indem die psychische Tätigkeit des Richters der des Vernommenen gegenüber gestellt wird. Der Vernommene ist das „Objekt" für den Vernehmenden, der demnach als „Subjekt" auftritt.

Die Tätigkeit des Richters als Subjekt ist eine zweifache: einmal ist sie rezeptiv, indem Eindrücke aus der Verhandlung aufgenommen werden, und dann produktiv, indem aus den gewonnenen Eindrücken der Schluß konstruiert wird. Es beschäftigt sich denn auch das erste Kapitel mit der Aufstellung des Programmes: mit der Methode, von der Naturwissenschaftlichkeit verlangt wird. Es ist die Pflicht des Richters, durch Formulierung der Aufgabe sich über seine Arbeit klar zu werden. Demnächst ist der Gegenstand planvoll zu bearbeiten. Es geschieht dies am besten nach der Ebbinghausschen Formel: der Komplex der Erscheinungen, die einen Effekt bedingen, ist zunächst grundsätzlich konstant zu erhalten, nach dem aber sind die einzelnen Faktoren zu variieren und dann die Veränderungen am Effekt zu beobachten. Das Kapitel über Psychologisch-Edukatives enthält wichtige Winke über das Benehmen, das vom Richter zu verlangen ist, und psychologische Tatsachen, die beim Vernommenen nicht unbeachtet bleiben dürfen. Um Richtigkeit der Aussage zu erlangen, ist Geduld eine der ersten Forderungen, die man an den Richter stellt; vor Voraussetzungen beim Vernehmen ist auf das Dringendste zu warnen; weitgehendste Verschwiegenheit und Zurückhaltung des Richters ist ein Gebot der Moral nicht weniger als der Klugheit; das Interesse an der Sache beim Vernommenen und Geschworenen wach zu halten, ist ein wichtiger Kunstgriff zum Zustandekommen des wahren Bildes von einem Vorgang; welche große Rolle beim Begehen einer Tat, bei der Aussage, ja selbst bei der Urteilsbildung der Egoismus in seinen mannigfachsten Schattierungen spielt, muß gewußt werden, um über alles psychologisch klar zu werden. — Phänomenologisches ist die Ueberschrift eines weiteren Kapitels, in dem die Eigentümlichkeiten im Gesamtgehaben wie einzelne Züge einer Persönlichkeit als wichtig für deren psychologische Erfassung nachgewiesen werden. Z. B. sind Ausdrucksbewegungen nicht ein Korrelat der Worte, die über die Lippen gehen, sondern der Vorstellungen, die in der Seele leben, und Widersprüche zwischen Wort und Gebärde machen die Aussage der Unwahrheit verdächtig. Was man an Beobachtungen über Erregungen, Kleidung, Gesichtsausdruck, Form und Bewegung der Hand sammelt, wird im Kopfe des Erfahrenen zum Hülfsmittel bei der Auffindung der Wahrheit. — Ueber den Begriff und über das psychologische Zustandekommen eines Urteils spricht das Kapitel über das „Schließen", das in die Lehren von der Kausalität, der Skepsis, Empirie, Analogie, Wahrscheinlichkeit, Zufall zerfällt. Was für den objektiv denkenden Richter Beweis ist, ist es nicht in gleicher Weise für den subjektiveren, und namentlich wirken auf den Laienrichter Ueberredung und Erklärung weit stärker als man vermutet. — Ein letzter Absatz behandelt das endliche Zustandekommen von Schluß und Urteil.

Der zweite Teil des Buches befaßt sich mit der psychologischen Erfassung des „Objektes", des Vernommenen. Wissenschaft, Philosophie und Erfahrung lehren die Mangelhaftigkeit und Beschränktheit der menschlichen Seelenfähigkeiten. Der Vernommene ist Gegenstand genauer Forschung, und zwar gilt dies von der Masse im allgemeinen als auch von einzelnen, die unter besonderen Einflüssen stehen. Indem nun der Weg untersucht wird, den ein Faktum vom Augenblick des Geschehens bis zur Reproduktion ideell zu durchlaufen hat, zeigt es sich, daß es folgenden verändernden Prinzipien unterworfen ist. Schon die recipierenden Sinne sind nicht zuverlässig, der eine weniger als der andere; von ihrer Treue nicht weniger als von der Eigenart des Subjektes hängen Wahrnehmung und Auffassung ab. Das Wahrgenommene wird aufgefaßt entsprechend den Vorstellungskreisen, die es schon vorfindet. Weiterhin wirkt die Denkweise der Individuen modifizierend ein auf die Gestaltung der Wahrnehmung, denn das Denken des Gebildeten, des Jugendlichen, des Frohgestimmten, des Angehörigen eines Berufes bewegt sich in bestimmten Kreisen, während andere Komplexe von Individuen wieder wesentlich different auffassen. Dasselbe gilt hinsichtlich der Ideenassoziationen. Das Wahrgenommene wird zur Reproduktion gebracht durch das Gedächtnis, indem es als Erinnerungsbild ruht und als solches wiederum Veränderungen von individueller Eigentümlichkeit unterworfen ist. Der gute Wille bringt begreiflicherweise bedeutende Differenzen zwischen Faktum und Reproduktion zustande, und Böswilligkeit zu erkennen, erfordert psychologische Schulung. Schließlich aber wird

in der Sprache als Ausdrucksmittel der psychologischen Tatbestände wegen ihrer Unvollkommenheit und mangelhaften Anpassungsfähigkeit eine ganz wesentliche Fehlerquelle bei der Reproduktion gefunden.

In einem umfangreichen Absatze über Unterscheiden der Momente hebt dann Verfasser aus der großen Masse, für die die Lehren der allgemeinen Psychologie gelten, einzelne Gruppen von Individuen hervor, die stets oder zu gewissen Zeiten besonderen Lebensbedingungen unterworfen sind, aus denen Eigentümlichkeiten ihres Seelenlebens resultieren; daher dann ihr spezielles Studium Pflicht des Kriminalisten ist. Geschlecht, Alter, Anlage und Bildung sind in erster Linie die Faktoren, die vom Richter bei der Darstellung eines Tatbestandes zu beachten sind. Insbesondere macht die der männlichen durchaus heterogene, ihr aber keineswegs von vorneherein unterlegene Anlage der Frau die allergrößten Schwierigkeiten bei der wahrheitsgemäßen Auffassung einer Sachlage. Die weibliche Eigenart zu studieren und zu bewerten, ist nicht nur Pflicht des gewissenhaften Kriminalisten, sondern bringt direkt den größten Vorteil, da die Kenntnis weiblicher Neigungen oft ganz überraschende Fingerzeige dafür gibt, in welcher Richtung man gehen müsse, um der Wahrheit auf die Spur zu kommen. — Auch Kindheit und Greisenalter haben ihre psychologischen Eigentümlichkeiten. Schließlich färben Anlage und Erziehung (Natur und Kultur), Einseitigkeit, Hang, vor allem Verstand und Dummheit die Reproduktion. —

Ein Kapitel über besondere Einflüsse bewertet einzelne Faktoren im menschlichen Leben in ihrer Wirkung auf Tat und Aussage; nicht alle Menschen sind ihnen unterworfen, und so sind diejenigen, die unter ihrem Zwang stehen, zu einer Gruppe zusammenzufassen. Als solche Faktoren erscheinen Gewohnheit, Vererbung, Voreingenommenheit, Nachahmung, Leidenschaft und Affekt, Ehrgefühl, Aberglaube.

Absolute Unrichtigkeiten in Reproduktion und deren Auffassung kommen zustande durch Sinnestäuschungen, Phantasievorstellungen, Mißverständnisse und das Lügen.

Dr. A. Dannenberger.

H. Schüle, Ueber die Frage des Heiratens von früher Geisteskranken. Vortrag am 26. April 1904 auf der Jahresversammlung der deutschen Irrenärzte in Göttingen gehalten. Leipzig 1904. S. Hirzel. — Ueber die Frage des Heiratens von früher Geisteskranken II (Geisteskrankheit und Ehe). Erweiterter Vortrag für die Versammlung der gleichen Gesellschaft am 28. April 1905 in Dresden. Mit 11 Tafeln. Berlin 1905. G. Reimer.

Der verdienstvolle Leiter der Heil- und Pflegeanstalt Illenau, ein ebenso kenntnisreicher wie menschenfreundlicher Arzt, der sein Leben der Irrenfürsorge gewidmet hat, gibt in diesen beiden Vorträgen das Ergebnis seiner reichen Erfahrungen, die darauf hinauslaufen, daß die Zeit des Gehenlassens vorbei, die des staatlichen Eingreifens gekommen ist.

Im zweiten, durch 20 bildlich dargestellte Stammbäume sehr wirkungsvoll erläuterten Vortrag macht der verehrte Verfasser, was entschieden die Hauptsache ist, einige durchführbare Vorschläge zur Verhütung erblicher Uebertragung von Geisteskrankheiten: 1. das heiratsfähige Alter sollte beim Manne auf das 23., beim Weib auf das 18. Lebensjahr als „untere Grenze" festgesetzt werden; genügendes Auskommen ist zu verlangen, um die gesundheitschädlichen Folgen der Armut und Not auszuschalten; 2. jeder Eheschließende erhält das Recht, sich über die Gesundheit des anderen Teils zu vergewissern, bezw. ein von einem staatlich anerkannten Gesundheitsrat ausgestelltes Zeugnis zu fordern, das die drei Stufen Mahnung, Warnung, Verbot enthalten könnte; werden die Warnungen in den Wind geschlagen, so geht das Recht auf spätere Ehescheidung aus gesundheitlichen Gründen verloren; 3. Menschen, die häufigen, besonders regelmäßigen Rückfällen ihres Leidens ausgesetzt sind, soll durch „fürsorgliche Entmündigung" die Möglichkeit genommen werden, eine rechtsgültige Ehe zu schließen.

Dem Grundsatz „Ja nicht zu engherzig und nicht zu streng!" wird jeder Sachverständige und Einsichtige gerne beipflichten, daß aber endlich von Staats wegen etwas geschehen muß, ist einleuchtend, und wir hoffen daher mit dem Verfasser, daß mit der Durchführung seiner Vorschläge bei der bürgerlichen Gesellschaft wie bei den Staatsbehörden einmal ein Anfang gemacht werde, „auf dem sich weiter bauen ließe".

Dr. Ludwig Wilser.

P. Lauer, Plurismus oder Monismus. Eine naturwissenschaftlich-philosophische Studie. Berlin 1905. Albert Kohler. 36 S.

In einer durch poetischen Schwung der Sprache bestechenden Weise wird uns eine Weltanschauung vorgeführt, die wenigstens in der vorliegenden Fassung nicht haltbar ist, weil sie auf zwei Grundgedanken beruht, die sich gegenseitig auszuschließen scheinen und mit ein paar Verbindungsworten (S. 4) einfach aneinander gereiht sind.

Den einen Grundgedanken kann man als hyper-psychologistisch bezeichnen. „Psychologistisch" nennt man ja solche Weltanschauungen, die nur Empfindungen als real anerkennen und aus ihnen alles, z. B. auch die logischen Schlüsse, die mathematischen Gleichungen, die physikalischen Gesetze abzuleiten suchen. Lauer geht hierin noch einen Schritt weiter. Er betrachtet selbst die Empfindungen als „bereits künstliches Mittel", als „Analysationsgröße". An sich gebe es nur „Vorkommnisse", „Erlebnisse von Lebewesen". Er sagt z. B.: „Der blühende Oleanderbaum ist für mich ein Erlebnis und ich für ihn. Nur zarte Formen voll von Heimlichkeiten, rosa Farben, süßer Duft und dunkles Grün ist mein Erlebnis. Und für den stillen, düsteren und heiteren Baum zugleich bin ich wohl auch ein Vorkommnis, — ich entziehe ihm Himmelslicht und Luft, ich pflege ihn, ich gestalte ihn um."

Der andere Grundgedanke ist ein pluristischer Positivismus, d. h. es werden nach dem Vorbilde Comtes verschiedene Stufen von Tatsachen angenommen. In jeder höheren Stufe gelten die Gesetze der vorhergehenden, aber auch noch neu hinzutretende. Als solche Stufen unterscheidet er, nicht besonders geschickt, folgende fünf: die physikalische, die chemische, die biologische, die psychologische und die soziale. Wie er in diesem Pentateuch die Welt der Kunst und Wissenschaft unterbringen will, ist unerfindlich. Im ganzen aber ist ein pluristischer Positivismus eine durchaus ernst zu nehmende Weltanschauung. Aber es ist unmöglich, wie es Verfasser will, aus bloßen „Erlebnissen" „Entwicklungsgesetze" ableiten zu wollen, ohne die absolute Geltung logisch-mathematischer Kategorien, die zu solcher Ableitung notwendig sind, anzuerkennen. Dr. A. Koch-Hesse.

Zur Beachtung.

Die Redaktion befindet sich **Leipzig,** Lindenstraße 20.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Ludwig Woltmann. Redaktion: Leipzig, Lindenstraße 20.
Thüringische Verlagsanstalt Leipzig, Lindenstraße 20.
Druck von Dr. L. Nonne's Erben (Druckerei der Dorfzeitung) in Hildburghausen.

Politisch-anthropologische Revue

IV. 6. — 1905.

Monatsschrift für das soziale und geistige Leben der Völker.

Im zweiten Halbjahrgang

werden folgende Beiträge veröffentlicht werden: Prof. Dr. Gustav Schwalbe, Ueber das Verhältnis der Körpergröße zu Rasse und Milieu. — Prof. Dr. O. Kämmel, Die Entstehung des österreichischen Deutschtums. — Prof. Dr. F. Weideweich, Ein Beitrag zur Judenfrage. — Dr. A. Wirth, Die arische Frage. — Dr. L. Wilser, 1. Die Rassengliederung des Menschengeschlechts; 2. Die Bedeutung der Kretischen Ausgrabungen für die Rassentheorie. — Dr. L. Woltmann, 1. Die Rassen- und Klassentheorie in der Soziologie; 2. Kultur und Entartung. — Prof. Dr. R. Richter, Friedrich Nietzsche und die Evolutionstheorie. — Dr. Max Brahn, 1. Die Probleme der Entwicklungspsychologie; 2. Moderne Geschichtspsychologie. — Prof. Dr. Kinkel, Biologie und Ethik. — Prof. Dr. L. Gumplowicz, Soziologische Probleme in der österreichischen Politik (II). — K. Jentsch, Kultur und Civilisation. — Dr. Georg Lomer, Rasse und geistige Abnormität. — Dr. A. Dannenberger, Das Problem der Entartung. — Eberhard Kraus, Gedanken über Krieg und Kultur. — Dr. E. Riecke, Die Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten. — Dr. Hans Fehlinger, Das indische Kastenwesen. — Prof. Chr. von Ehrenfels, Das Mutterheim. — Dr. J. G. Weiß, Organismus und Gesellschaft. — Dr. A. Koch-Hesse, Die Bedeutung der Sinnesorgane für die Naturauffassung. — Leo Fried, Wirtschaft und Entartung. — Dr. W. Weleminski, Die Anpassung in den Großstädten. — Prof. Dr. Julius Kollmann, Skeptische Bedenken gegen die historische Rassetheorie. — Dr. Richard Weinberg, Ueber die Anwendung anthropologischer Gesichtspunkte in der Kulturgeschichte. — Prof. Dr. L. Kuhlenbeck, Heimatpolitik und Weltpolitik. — Dr. R. Eilers, Weismanns Vorlesungen über die Deszendenztheorie. — Dr. Leo Sofer, Der Zionismus und die zionistische Partei. — Dr. W. Borgius, Die Prostitution im Lichte der Anthropologie. — Dr. W. Hellpach, Probleme der sozialen Psychologie.

Der Herausgeber.

Die Biologie der Lebensalter.

Professor Dr. Carl M. Fürst.

Das Dasein des menschlichen Individuums kann in zwei, durch die Geburt scharf getrennte Perioden eingeteilt werden: in die intrauterine oder embryonale, welche mit der Befruchtung beginnt und mit der Geburt schließt, und die postembryonale, die mit der Geburt ihren Anfang nimmt und mit dem Tode aufhört, folglich die Zeit unserer freien Existenz umfaßt.

Die Dauer der embryonalen Periode kennen wir seit langem. Sie währt 10 Mondmonate oder 280 Tage. In der Reihe, wie die anatomischen Veränderungen des Embryos aufeinander folgen, schreitet die Entwicklung in absteigender Geschwindigkeit fort. Was den Menschen betrifft, so ist der Zustand des Eies unter der allerersten Zeit nach der Befruchtung nicht näher bekannt, aber, teils nach den Verhältnissen bei anderen Säugetieren zu urteilen, teils aus den Beobachtungen am frühzeitig untersuchten menschlichen Embryo wissen wir, daß Stunde für Stunde, Tag für Tag, Woche für Woche anatomische Veränderungen zu spüren sein müssen. Wohl läßt sich die Beständigkeit der Entwicklung feststellen, aber ebenfalls, daß mit wenig Abweichungen dieselben anatomischen Bilder oder Entwicklungsformen zu gleicher Zeit bei ungleichen Individuen auftreten, sei es in bezug auf innere Gewebe und Organe oder auf die äußere Form. Hierdurch ist die Möglichkeit gegeben, an den anatomischen Gebilden mit ziemlich großer Gewißheit das Alter der Frucht zu bestimmen. Da die anatomischen Veränderungen während der ersten embryonalen Zeit schneller vor sich gehen als später, können wir das Alter der Frucht um so sicherer präzisieren, je jünger dieselbe ist. Zu einer genaueren Feststellung des Alters während der späteren embryonalen Zeit ist eine eingehendere anatomische Untersuchung erforderlich und die Zuverlässigkeit für eine minuziösere Altersbestimmung nimmt jetzt ab, während die anatomischen Variationsbreiten zunehmen.

Durch das stetig fortgesetzte Studium über die embryonale Entwicklung erweitert sich unsere Kenntnis von der chronologischen Folge der anatomischen Veränderungen an der Frucht und ihren verschiedenen Teilen. Es vervollständigt auf diese Weise die Altersanatomie der embryonalen Periode.

Die Dauer der embryonalen Periode ist, wie oben gesagt, bis auf den Tag bekannt, aber das ist ja bei weitem nicht der Fall mit der postembryonalen, wenn diese auch unter völlig normalen Verhältnissen ebensogut begrenzt sein sollte. Die Zeitdauer unseres freien Lebens und die Verschiedenheiten in den äußeren Lebensbedingungen während dieses Zeitraumes, verglichen mit denjenigen der ersteren, sind an und für sich genügende Gründe für eine Variationsbreite, besonders in Hinsicht auf die Zeit für den Abschluß der Periode, d. h. den Eintritt des Todes.

Auf Grund uralter Beobachtungen bezeichnen wir die verschiedenen Altersstufen mit bestimmten Namen, wie: Kindheit, Jugend, Mannesalter, Greisenalter. Diese Benennungen zeigen, daß man lange darüber nachgedacht hat, wie wir altern, oder mit anderen Worten, wie wir uns

während unserer Lebenszeit anatomisch verändern. Daß wir alle altern, ist eine Naturnotwendigkeit; es ist also etwas, das unserm Körper normal zukommt. Anatomische Veränderungen, die normal aufeinander folgen, geben die normale Entwicklung an, und wir müssen folglich auch während der postembryonalen Zeit das Altern und die Entwicklung identifizieren. Da indessen die verschiedenen Entwicklungs- oder Altersstadien ungleiche anatomische Bilder zeigen, jedoch dasselbe Bild für dasselbe Stadium, sind wir, um unsere Entwicklung verstehen zu können, genötigt, unsere Altersanatomie zu studieren.

Die Veränderung im Aussehen des Menschen, also in seinen äußeren Formen, die wohl zunächst in der Sprache den Anlaß zur Altersbezeichnung gegeben hat, ist auch der Ausdruck für die inneren anatomischen Veränderungen. Wir kennen, wenigstens zum Teil, diejenigen, welchen die meisten unserer Organe und Gewebe unterworfen sind, und wissen auch von vielen, wann dieselben eintreten müssen; aber der Zeitpunkt dafür ist im allgemeinen schwankend, die Variationsbreite folglich groß. Zu Anfang der embryonalen Periode folgen die anatomischen Veränderungen schneller aufeinander als später, und ebenso verhält es sich mit der postembryonalen. Gleich nach der Geburt und im Laufe, wenigstens des ersten Lebensjahres, also der Säuglingsperiode, können wir die anatomischen Veränderungen leicht verfolgen und in ihnen Woche für Woche, Monat für Monat das Alter ablesen. Später ist man weniger imstande, das Alter nach und nach genau zu bestimmen, nicht nur in betreff von Jahren, sondern sogar von Jahrzehnten. Zum Teil hängt dies von der großen anatomischen Variationsbreite der verschiedenen Individuen ab, aber im hohen Grade auch davon, daß noch keine umfangreichen, folgerichtigen Untersuchungen auf diesem Gebiete gemacht worden sind und es infolgedessen noch immer an gründlicher Kenntnis der Altersanatomie fehlt. Zwar mangelt es nicht an Studien in dieser Richtung, wohl aber an planmäßig angelegten und systematisch ausgeführten und bearbeiteten Untersuchungen.

Die Straßburger Schule, mit Schwalbe und Pfitzner an der Spitze, hat seit langen Jahren eine große Anzahl anatomischer Beobachtungen systematisch gesammelt, um uns durch die Menge der Variationen zu einer genaueren Kenntnis über unsere anatomische Entwicklung zu führen. Pfitzners Arbeiten, die sich durch die größte Genauigkeit auszeichnen, beweisen nicht nur die Unentbehrlichkeit variationsstatistischer Untersuchungen im allgemeinen, um dadurch eine sicherere anatomische Auffassung zu gewinnen, sondern zeigen auch die großen Lücken in unserm Wissen von dem Einfluß des Lebensalters auf unsern Körperbau, oder mit andern Worten von unserer Altersanatomie.

Die Schwierigkeit bei diesem Studium liegt in der Anschaffung von nicht nur gutem, sondern auch genügendem Material. Die anatomischen Beobachtungen selbst sollen nämlich nicht nur zahlreich und gut, sondern auch an einer großen Anzahl gesunder Menschen gemacht sein. Es ist selbstverständlich, daß sich die Beobachtungen auf ein umfangreiches Material stützen müssen, wenn sie statistisch behandelt werden sollen, sowie auch, daß genaue Zeitbestimmungen für die anatomischen Zustände und deren Veränderungen erforderlich sind, um daraus mit größerer Wahrscheinlichkeit auf unsere postembryonale

Entwicklung Schlüsse ziehen zu können. Durch ein eingehendes Studium der Altersanatomie sollte es möglich werden, dies Ziel zu erreichen, was in bezug auf die embryonale Periode teilweise schon erreicht ist, nämlich die Anatomie des Menschen in seinen verschiedenen Altersstadien genau zu kennen. Die Bedeutung eines solchen Resultates läßt sich klarer erkennen nach einem Ueberblick der wichtigsten Beobachtungen, die bis jetzt über die Altersanatomie und Entwicklung unseres Körpers und seiner besonderen Teile und Gewebe gemacht worden sind. Ich gehe deshalb zu einer kurzgefaßten diesbezüglichen Beschreibung über.

Während der embryonalen Periode spielt das allgemeine Wachstum des Körpers, in bestimmten Maßen ausgedrückt, eine große Rolle bei der Altersbestimmung des Embryos, und auch noch in unserer späteren Lebensperiode ist die Kenntnis hiervon in altersanatomischer Hinsicht von Bedeutung.

Obgleich die absoluten wie auch die relativen Körpermaße nicht nur bei den verschiedenen Menschenrassen, sondern bei den einzelnen Individuen derselben Rasse variieren, gehören sie doch zu den besten anthropologischen Charakteren, die wir besitzen. Bekanntlich bestehen die Völker nicht aus reinen Rassen, und sogar für eine so wenig vermischte Bevölkerung, wie unsere schwedische, wechselt die Körpergröße sehr. Da die Länge eines neugeborenen Kindes im Durchschnitt 50 cm beträgt, und die eines schwedischen 21 jährigen Individuums ungefähr 171 cm, so gibt schon dieser Unterschied eine Andeutung von den großen anatomischen Veränderungen, denen unser Körper in der Zwischenzeit unterworfen gewesen ist.

Pfitzners Werk über den „Einfluß des Lebensalters auf die anthropologischen Charaktere" enthält beinahe die einzigen systematisch ausgeführten Untersuchungen in der Altersanatomie, die wir besitzen. Sie umfassen leider nur einige Körpermaße, sowie Haar- und Irisfarben. Bei dem Volk, die Elsässer und speziell die Straßburger, welches sein Material ausmacht, hält sich die Körpergröße sowohl für Männer als Frauen annähernd gleich von 20—40 Jahren, aber nimmt danach ab. Die von ihm angeführten Maße ergeben für:

das 1.	Lebensjahr	62,0 cm	das 25.—30.	Lebensjahr	167,0 cm
„ 1.— 2.	„	76,4 „	„ 31.—40.	„	167,5 „
„ 2.— 4.	„	89,7 „	„ 41.—50.	„	166,2 „
„ 4.—10.	„	109,1 „	„ 51.—60.	„	165,3 „
„ 10.—15.	„	147,4 „	„ 61.—70.	„	165,4 „
„ 15.—20.	„	163,5 „	„ 71.—80.	„	163,6 „
„ 20.—25.	„	166,9 „	„ 80.—100.	„	162,2 „

Die Sitzhöhe oder Rumpflänge nimmt zu vom 20.—25. Lebensjahr, aber nimmt nach dem 40. Jahre ab. Die Armlänge dagegen scheint während der ganzen Dauer des Lebens zuzunehmen, doch so, daß sie sich nach dem 20. Jahre wenig verändert. Zwischen 20 und 25 Jahren beträgt sie 77,6 cm, bei 71—80 Jahren 78,3 cm. Die Beinlänge hält sich vom 20. bis zum 70. Jahre gleichmäßig, aber verringert sich danach bei den Männern; bei den Frauen erreicht sie ihr Maximum mit 20 Jahren, nimmt dann langsam bis zu 70—80 Jahren ab.

Mit der größten Länge und größten Breite des Kopfes verhält es sich wie bei der Armlänge. Sie scheinen, wenn auch nur

wenig, das ganze Leben hindurch zuzunehmen und erreichen im großen und ganzen ihr Maximum mit 31—40 Jahren. Vom 15. Jahre an ist die Zunahme gering. Die Höhe des Kopfes erreicht bei 20 bis 25 Jahren ihren Höhepunkt und nimmt dann etwas ab, sein Umfang nimmt in Uebereinstimmung mit der Länge und Breite zu. Gesichtshöhe und -Breite haben bei der Frau ihr höchstes Maß mit 31 bis 40 Jahren; bei dem Mann mit 51—60 Jahren. Im allgemeinen haben die Körpermaße im 25. Lebensjahre, die Kopfmaße im 35. und die Gesichtsmaße im 45. ihre definitive Größe erreicht. Eine Abnahme tritt für die Beinlänge mit ungefähr 65 Jahren, für die Rumpf- und Körperlänge mit 45 Jahren ein. Was die Körperlänge betrifft, so ist diese Abnahme in runder Zahl 1 cm für das Jahrzehnt.

Die relativen Körpermaße, welche die Proportionen des Körpers angeben, zeigen, daß das Verhältnis zwischen Körperlänge und Sitzhöhe, zwischen Arm- und Beinlänge, zwischen Sitzhöhe und Arm- und Beinlänge oder zwischen Armlänge und Beinlänge bei beiden Geschlechtern zwischen dem 20. und 50. Lebensjahr konstant bleibt. Zuvor geben die relativen Zahlen oder die sogenannten Indices die Veränderungen vom Uebergang der Kinderproportionen zu denen der Erwachsenen, nach 50 Jahren den Uebergang der Erwachsenen in das Greisenalter an. Das Verhältnis zwischen der größten Länge und größten Breite des Kopfes, d. h. der bekannte Anders Retziussche Index erweist sich durch Pfitzners Untersuchungen als konstant von der Geburt an bis ins höchste Alter, eine Beobachtung, die noch mehr den Wert dieses Maßes als anthropologischen Charakter erhöht. Das Verhältnis zwischen der Breite und Höhe des Gesichts ändert sich durch stärkeres Wachstum desselben in der ersteren als in der letzteren Richtung und wird erst ungefähr im 30. Lebensjahre konstant. Der Vergleich zwischen der Körpergröße und den Kopf- oder Gesichtsmaßen zeigt, daß bei den Kindern die Gliedmaßen schneller wachsen als der Rumpf, die Beine stärker als die Arme. Um das 20. Lebensjahr herum ist jedoch das Wachstum des Rumpfes und der Arme stärker als das der Beine.

Die Proportionen der Körpergröße und der Höhe des ganzen Kopfes, d. h. der Höhe vom Scheitel bis zum Kinn, sind für die Altersanatomie von großer Bedeutung, was man auch schon längst eingesehen hat. Die Totallänge des Neugeborenen entspricht etwas mehr als vier Kopfhöhen von obengenannter Art, die des 25jährigen etwas über sieben. Die Entwicklung wird in der Indexserie angegeben mit: Neugeborener 24, 2jähriger 20, 5½jähriger 16,5, 10jähriger 15, 14jähriger 14, 25jähriger 13,5. Andere, weniger wichtige Proportionsmaße muß ich hier unerwähnt lassen. Diese Ziffern sprechen, wie wir sehen, eine deutliche Sprache und erleichtern in hohem Grade das Bestimmen der Altersperioden, geben also nicht selten an, sowohl wo und wann innere anatomische Altersveränderungen zu suchen sind.

Das Aussehen des Menschen wird in gewisser Beziehung durch seine Hautbedeckung und die zunächst darunter liegenden Teile bestimmt. Bei der Geburt ist die Haut durch das reichliche Unterhautsfett ausgedehnt und nur wenig andere Falten als die Biegungsfalten finden sich zu diesem Zeitpunkt vor. Das dickere Fettpolster hemmt in der ersten Lebenszeit die Faltenbildung in namhafter Weise. Infolge der

Muskeltätigkeit treten nach und nach mimische Falten hervor, die erst im reiferen Alter als Charakterfalten stehen bleiben. In dem Zeitraum von 50—60 Jahren vermindert sich im allgemeinen das Fett und die elastischen Elemente der Unterhaut, weshalb die Haut dann schrumpfig zu werden anfängt. Eine gewisse chronologische Ordnung für das Auftreten bleibender Hautfalten-Schrumpfeln an verschiedenen Stellen sollte eigentlich angegeben werden können, aber meines Wissens nach liegt bis jetzt keine durchgeführte Untersuchung hierüber vor.

Von besonderer Bedeutung für die Altersanatomie der äußeren Körperform ist das Auftreten und die Entwicklung der weiblichen Brüste. Diese wird durch die Ausbildung der Milchdrüse bedingt, die ihrerseits wiederum mit den inneren Geschlechtsorganen zusammenhängt. Hierüber werde ich später noch einige Data anführen.

Zur Haut gehören Haare und Nägel. Bei der Geburt des Menschen ist der größte Teil des Körpers mit Lanugo oder Wollhaaren bedeckt, die an gewissen Stellen später durch kräftigeres Haar ersetzt werden. Diese Prozedur hat schon vor der Geburt ihren Anfang genommen, wird gleich danach vollständig und schreitet kontinuierlich aber nicht länger total fort. Im Pubertätsalter wachsen die Scham- und Achselhaare gleichzeitig. Beim Manne fängt gleich nachher, ungefähr mit 16 oder 17 Jahren, der Bart allmählich zu wachsen an, aber erst im vorgeschrittenen Alter, mit 20—25 Jahren, verdichtet derselbe sich mehr und mehr, wo gleichzeitig das Haar an Dicke zunimmt. Die Stärke des Haar- und Bartwuchses wechselt indessen nicht nur bei den verschiedenen Rassen, sondern auch innerhalb derselben Rasse. Der Haarwechsel findet in nicht gleich langen Zwischenräumen für die verschiedenen Haararten statt. Die Dauer eines Kopfhaares beträgt ca. 1600 Tage, eine Augenwimper wird etwa alle 100 Tage durch eine neue ersetzt. Das Aufhören des Haarwechsels, oder mit anderen Worten, das Ausbleiben neuer Haare statt der ausfallenden ist ein atrophischer Vorgang und das Dünnewerden des Haares oder spärlicher Haarwuchs bis zur Kahlköpfigkeit ist ein seniles anatomisches Zeichen, das aber bisweilen schon mit 30 Jahren eintreten kann.

Bei unserer Geburt ist unser Kopfhaar dunkel, doch dieses wird bald durch helles oder helleres ersetzt. Obgleich die Bevölkerung im Elsaß bedeutend dunkler ist als bei uns in Schweden, haben doch 90 pCt. der Kinder unter einem Jahre helles oder blondes Haar. Nachher wird das Haar im allgemeinen dunkler, nach dem 20. Jahre wenig, aber kann bis zum 40. Jahre damit fortfahren. Erst mit 40 bis 60 Jahren wird der Blondprozentsatz konstant. Schwarze, oder besser blau-schwarze Haarfarbe gibt es bei 3,6 pCt. der Altersgruppe von 15—20 Jahren, erreicht in der 51.—55. Jahresperiode ihren höchsten Prozentsatz oder 17,9 pCt., nimmt dann aber durch die erhöhte Anzahl der grauhaarigen ab. Schon in der Kategorie 61—65 Jahren sind diese in relativer Majorität (43,6 pCt.); bei 65—70 in absoluter, alles dies in bezug auf Männer. Wenn das 80. Jahr erreicht ist, sind, wenigstens im Elsaß, alle grau. Für die Schweden würden die Ziffern sich etwas anders gestalten, aber vermutlich doch zeigen, daß Pfitzners Ziffern im großen Ganzen allgemeingültig sind, und daß das Studium der Haarfarbe von großer Bedeutung für die Altersanatomie ist.

Die Zähne gehören zwar zu den inneren Organen, aber vom entwicklungsgeschichtlichen Gesichtspunkt aus betrachtet, in mancher Hinsicht zu unserem Aeußern. Dank ihres sukzessiven Hervortretens zu verschiedenen Zeiten sind sie von jeher bekannte und geschätzte Alterszeichen. Bei gesunden Kindern pflegen die Milchzähne im 5.—7. Lebensmonat durchzubrechen und folgen dann in bestimmter Ordnung aufeinander und sind ungefähr mit 2 Jahren vollzählig. Das Auftreten der neuen Zähne wird besonders regelmäßig durch das Erscheinen der sogenannten Sechsjahrsmolaren eingeleitet. Im 12. Lebensjahre ungefähr, nachdem die Backenzähne ausgefallen sind, haben die Milchzähne ihr Dasein abgeschlossen. Der letzte permanente Zahn, der Weisheitszahn, ist in bezug auf die Zeit seines Erscheinens der wandelbarste. Bei alten Personen fallen die Zähne gewöhnlich aus.

Alle unsere inneren Organe sind bei der Geburt nicht nur angelegt, sondern auch so ausgebildet, daß sie in der Hauptsache schon diejenige Form und teilweise den Bau besitzen, den sie fernerhin beibehalten. Unter diesen können wir indessen unterscheiden: 1. Solche, welche während unserer Lebenszeit früh zurückgehen, um schließlich ganz und gar zu atrophieren, 2. solche, welche nur wachsen, also an Umfang zunehmen und dadurch in gewisser Weise die Form verändern, sowie 3. solche, die nicht bei der Geburt, sondern erst später ihre vollständige Entwicklung erreichen und funktionieren.

Wir haben eine Menge Organe, die embryonal eine hohe Entwicklung erreicht haben, aber schon während dieser Periode in ein regressives Stadium eingetreten sind, so daß deren Funktion entweder gänzlich aufgehört hat und sie selbst atrophieren, oder deren Funktion eine andere als die ursprüngliche geworden ist. Als Beispiel hierzu seien genannt die Urnieren, die Wolffschen und Müllerschen Gänge, die Thymus. Die letztere wächst bis ins zweite Lebensjahr, wo sie ihre größte Ausdehnung erlangt hat. Nach einer Zeit des Stillstands beginnt ihre regressive Periode, welche bis über das 20. Jahr hinaus und noch länger fortdauert.

Die zweite Gruppe umfaßt die meisten unserer Organe. Im selben Maße wie unser Körper wächst, nimmt auch der Umfang des Darmkanals und seiner Drüsen, sowie derjenige der Lungen zu, ebenfalls die Erweiterung der Schleimhäute und des Drüsenepithels, bis der Körper seine völlige Größe erreicht hat. Die Beziehungen zwischen der Größe des Körpers und der Därme zeigen, daß die letzteren, wenigstens in den beiden ersten Lebensjahren, mindestens zehnmal größer sind als der erstere, später nur sechs- bis siebenmal und sich so das ganze Leben hindurch zu verhalten scheinen. Nach Wesener verdreifacht sich der Umfang der Lungen während des ersten Lebensjahres; hierauf folgt eine gleichmäßige sukzessive Zunahme, bis ungefähr zum 16. Jahre, dann eine noch bedeutendere bis zum 20. Jahre. Während der übrigen Lebenszeit hält sich ihr Volumen fast gleich konstant, abgesehen von einer Verringerung, die möglicherweise bei Siebzig- bis Achtzigjährigen eintritt.

Die Leber, die im dritten Monat des Embryos die ganze Körperhöhle einnahm, mit Ausnahme des unbedeutenden Raumes, der für Därme und übrige Organe erforderlich war, ist noch bei der Geburt ein sehr großes Organ. Gleich nach derselben verringert sich

sowohl Größe als Gewicht; bald kann man jedoch eine Zunahme konstatieren, während des ersten Jahres zum doppelten Umfang und fortschreitend bis zum 50. Jahre. Die Leber eines Neugeborenen wiegt 4,5 pCt. vom Körpergewicht, mit 7 Jahren ungefähr 3,5 pCt., mit 17 Jahren 3 pCt. und bei 20 Jahren 2,5 pCt., wonach keine nennenswerte Veränderung mehr eintritt. — Es läßt sich beweisen, daß die Milz in den ersten 20 Lebensjahren wächst und möglicherweise auch noch länger.

Die Nieren nehmen nach Benecke an Umfang zu bis zu 20—30 Jahren; dann nehmen sie ab, um mit 50 Jahren wieder zu wachsen, wenigstens bis zum 70. Jahr. Relativ zum Körpergewicht hört der Umfang der Nieren schon im 2. Lebensjahre auf zuzunehmen, wonach er abnimmt bis zum 50. Jahre, aber dann wird das Verhältnis umgekehrt.

Das Herz wächst nach Benecke regelmäßig bis zum 31. Lebensjahr, wonach es sich ziemlich konstant hält. Mühlmanns Gewichtstabelle gibt indessen ein Wachsen bis zu 65 Jahren an, aber dann eine geringe Abnahme. Im Verhältnis zum Körpergewicht sollte das Gewicht des Herzens bis zum 16. Jahr zunehmen, dann bis zum 20. fallen, um wieder zu steigen, und um das 50. Jahr herum dieselbe Zahl wie im 16. zu erreichen; danach geht es immer vorwärts mit dem Zunehmen.

Das Wachstum des zentralen Nervensystems, des Gehirns und des Rückenmarks hält gleichen Schritt mit dem des Körpers im allgemeinen.

Das Rückenmark füllt beim jungen Embryo den Rückgratskanal aus, aber da der letztere schneller wächst, wird das Rückenmark nach und nach relativ kürzer und reicht bei der Geburt nur bis zum dritten Lendenwirbel. Bei dem Erwachsenen geht es nicht einmal so weit. Eine Vorstellung von dem Wachstum des Gehirns liefern folgende Angaben über dessen Gewicht bei ungleichen Altersstufen. Nach den Untersuchungen Robert Boyds, welche 2000 Individuen umfassen, wiegt das Gehirn eines Neugeborenen 330 g, nach drei Monaten 494 g, bei 3—6 Monaten 604 g, bei 6—12 Monaten 777 g, und bei 1—2 Jahren 943 g. Nachher wird die Zunahme langsamer: 2—4 Jahre 1097 g, 4—7 Jahre 1200 g, 7—14 Jahre 1303 g, 14—20 Jahre 1376 g. Dieser Grenzwert bleibt nun eine geraume Zeit beinahe konstant, doch bei 70—80 Jahren ist die Abnahme bis zu 1290 g vorgeschritten. Die Durchschnittszahl für das Gewicht des Gehirns beträgt bei schwedischen Männern nach Gustav Retzius 1399 g. Bereits während der embryonalen Zeit finden sich die großen Total- und Primärfurchen der Gehirnhemisphären deutlich markiert und in der 5. Lebenswoche des Kindes sind die sekundären und tertiären Furchen ausgebildet, aber die Windungen nehmen weiter an Breite zu. Der Fortgang in der Entwicklungsgeschichte des Gehirns und die Art seines Wachstums ist wenig bekannt. Funktionell entwickelt sich dies Organ bedeutend nach der Geburt und zeigt darin bestimmte Altersveränderungen, die sich psycho-physiologisch studieren lassen und anatomisch begründet sein müssen, wenn auch diese anatomischen Altersveränderungen sich noch nicht feststellen lassen konnten. Das Wichtigste, das auf diesem

Gebiet bisher geleistet worden, sind Flechzigs Untersuchungen über die Entwicklung der Nervenbahnen.

Daß auch unsere Sinnesorgane ihre Altersanatomie haben, wissen wir, obgleich diese nur teilweise systematisch untersucht worden sind. Am gründlichsten hat man wohl die Altersentwicklung der Augenlinse studiert und viele von uns, welche das 45. Jahr erreicht oder überschritten, haben gewiß an sich selbst ihren unzweideutig eintretenden Streik im Dienste der Akkommodation erfahren. Die anatomischen Umwandlungen der Linse sind ein Alterszeichen, wenn auch dieselbe das ganze Leben hindurch an Gewicht zunimmt. Der Wassergehalt derselben scheint sich zu verringern und ihre trockenen Bestandteile vermehren sich, so daß sie fester wird.

Die inneren Generationsorgane, welche für die Altersanatomie des Menschen ein ganz besonderes Interesse bieten, sind zwar bei der Geburt schon vorhanden, allein sie funktionieren noch nicht, oder besitzen wenigstens nicht vor einer gewissen Jahresgrenze ihre spezifische Funktion. Schon während ihrer funktionslosen Periode sind sie doch im Wachsen begriffen.

Genügend umfassende und systematisch durchgeführte Untersuchungen über das Wachstum der männlichen Generationsdrüsen gibt es nicht. Deren Funktionsperiode oder die männliche Pubertät tritt ungefähr gleichzeitig oder etwas später als diejenige der weiblichen Geschlechtsorgane ein, also etwa mit 17 Jahren. Den ungleichen mikroskopischen Bau der besagten Drüsen vor und nach der Pubertät kennen wir und wissen, daß derselbe sich nachher gar nicht oder nur wenig verändert.

Die weiblichen Generationsdrüsen, die Ovarien, zeigen gesteigertes Wachsen gegen das Pubertätsalter hin, aber besonders gleich nach dessen Eintritt, und verschwinden oder atrophieren nach dem Klimakterium. Das Eintreten des Pubertätsalters wird durch den Anfang der Menstruation bedingt. Der Zeitpunkt hierfür ist sehr verschieden bei den verschiedenen Rassen und Völkern. Für Schweden liegen noch keine solchen Untersuchungen vor; in Norwegen ist die Zeit 16,12 Jahre, in Kopenhagen 16,75 und in Petersburg 16,5 Jahre. Als Beispiele für die Abweichungen hierin bei einzelnen Rassen und Völkern sei angegeben, daß bei den australischen Ureinwohnern die gewöhnliche Anfangszeit das 8., spätestens das 12. Lebensjahr ist, in der asiatischen Türkei und Algier das 9. und 10., im arktischen Nordamerika und Grönland das 17.—23. Jahr.

Die Dauer des geschlechtsreifen Alters wechselt allerdings zwischen 8 und 47 Jahren, kann aber für die germanische Rasse im allgemeinen zu ungefähr 30 Jahren gerechnet werden, und den Eintritt des Klimakteriums verlegt man in die 40.—50. Jahresperiode, d. h. ungefähr in das 45. Jahr. In Arabien soll jedoch selten eine Kindesgebärerin über 20 Jahre alt vorkommen.

Wiewohl Herz, Leber, Nieren, Milz, Gehirn und andere Organe beständig während unserer ersten 15—20 Jahre wachsen, wird doch ihre Gewichtszunahme im Verhältnis zum ganzen Körper gleichzeitig immer geringer, was von dem außerordentlichen Wachstum der Muskeln, des Skelettes und anderer Stützgewebe herrührt. Die Muskulatur bildet sich ununterbrochen bis zu 20 Jahren und darüber aus und

erreicht dann die Hälfte des Körpergewichtes. Dadurch erhält der Mann in den Jahren 25—45 und 50 den Eindruck von Kraft, der diese Altersperiode kennzeichnet. Alle Muskeln sind der Form und Anordnung nach embryonal angelegt und ihre Veränderung während der Lebenszeit besteht hauptsächlich nur in einer Substanzvermehrung. Die regressive Entwicklung beginnt im allgemeinen mit 50—60 Jahren, wird indessen bei 70—80 Jahren beträchtlicher.

Zum Skelett müssen nicht nur die Knochen gerechnet werden, sondern auch die Knorpel, Bänder und in gewisser Beziehung auch die Sehnen. Die Knorpel sind im weitesten Sinne als eine Uebergangsbildung zu betrachten und werden allmählich zum größten Teil durch Knochen ersetzt. An einigen Stellen sind sie jedoch beibehalten, gleichsam als ein Hinweis, daß die Metamorphose nicht vollständig gewesen ist, und in diesen Resten haben wir sowohl phylogenetische und ontogenetische Reminiszenzen aus vergangenen Stadien, wo noch keine Knochen vorhanden waren. Solche Reste vom Knorpelskelett sind die Rippenknorpel und die Gelenkknorpel an den Knochenenden. Ein Leitfaden zum Studium der Altersanatomie des Skeletts ist deshalb in dem relativen Verhältnis zwischen Knochen und Knorpel zu suchen, und in dem Erforschen, inwieweit die Knorpel durch Knochen ersetzt worden sind. Die Reihenfolge, in welcher die Mittel- und Endstücke der langen Knochen ganz zusammenwachsen, d. h. das Knorpelgewebe zwischen ihnen gänzlich verschwindet, geben uns eine Anleitung über den Zeitpunkt, in welchem das eigentliche Wachstum dieser Knochen in gewisser Richtung aufhört. Ohne daß ich hier auf Einzelheiten eingehe, will ich doch erwähnen, daß die Altersveränderungen des Skeletts eingehender studiert worden sind, als diejenigen vieler anderer Organe oder organisierter Gewebe. Das Fortschreiten der Verknöcherung, besonders das Zusammenwachsen von verknöcherten Skeletteilen, die Größe und das Sich-Schließen der Fontanellen, das Auftreten und die partielle Ausgleichung der Knochensäume, die Formveränderung einzelner Knochen und dergleichen — alles dies gehört zu einem der wichtigsten, aber auch der bekanntesten Kapitel der Altersanatomie. Rechnet man die Zähne zum Annex des Skeletts, so wird es uns möglich, schon allein an der Hand der Veränderungen desselben, ganz zuverlässige Altersbestimmungen während des ersten Lebensjahres, ja sogar bis ins 20.—25. Jahr zu machen. Nachher wird es schwerer, bis die regressiven Veränderungen deutlich hervortreten, jedoch auch dann nur höchst approximativ.

Gleichwohl können die bestehenden Knorpelteile uns beim Aufstellen einer Altersanatomie behülflich sein. So erleidet z. B. der Knorpel des Kehlkopfes, besonders während der männlichen Pubertät, eine merkliche Entwicklung auch in bezug auf die Form. Später verändern sich diese Knorpel allmählich und nach Chievitz treten Verknöcherungen an bestimmten Stellen in einem gewissen Alter sehr konstant auf.

Das Bindegewebe, das im ganzen Körper verbreitet ist, besteht bekanntlich aus Zellen- und Faserelementen. Zwischen diesen zirkuliert der Gewebssaft — die Lymphe — frei und in Bahnen. In der Entwicklung des Bindegewebes, in den mesodermalen Geweben spiegelt sich sogar der ganze Entwicklungsgang sowohl der Tierart Mensch

als auch des menschlichen Individuums ab. Die freien Zellen des Mesoderms leiten den Akt ein, danach bildet sich das embryonale Bindegewebe mit reichlichen Zellen, wenig Fasern und reichlicher Zwischensubstanz. Nun aber tritt eine relative Verminderung der Zellenelemente ein, aber eine sowohl absolute als relative Vermehrung der Fasern. Bei den Knorpeln und den Knochen sind die Fasernelemente durch die festere Zwischensubstanz maskiert. Während der Entwicklung differentieren ein Teil Zellenelemente des Bindegewebes in Fettzellen und es bilden sich auch elastische Fasern. Wenn sich die senile Atrophie zu normaler Zeit einstellt, so ist dies ein physiologischer Vorgang und für die Altersanatomie der beste Beweis einer regressiven Entwicklung. Beim Bindegewebe offenbart sie sich hauptsächlich in der verminderten Kraft zur Zellenteilung, in wenigstens relativer Vermehrung der Bindegewebsfasern, in der Veränderung oder Zerstörung der elastischen Fasern, wie auch in der Verringerung des Gewebssaftes. Der Rückgang der elastischen Elemente vermindert die Elastizität bei dem Gewebe und bei dem Körper.

Auch die Zusammensetzung des Blutes ist Altersveränderungen unterworfen. Nach Schwinge ist die Anzahl der roten Blutkörperchen während des ganzen Lebens gleich groß; diejenigen der weißen dagegen am größten bei 1—10 Jahren oder 13000 per cbmm, worauf sie allmählich bis zum 30.—40. Jahre abnimmt (5800), um bei 70—80 Jahren wieder zu steigen (10000). Diese Befunde bedürfen allerdings der Bestätigung.

Aus oben Gesagtem geht deutlich hervor, daß es keineswegs an altersanatomischen Untersuchungen fehlt und daß diese auf einigen Gebieten von großem Wert sind; allein wie ich schon betont habe, gibt es doch nur wenige, welche im größeren Umfange und auf systematische Weise ausgeführt sind. Oft ist auf ein und derselben Tabelle Material von einer Menge Beobachtern zusammengestellt, die nach verschiedenen Prinzipien und Methoden gearbeitet haben. Um wirklichen Wert zu besitzen, müssen die altersanatomischen Untersuchungen im großen Maßstab und nach ein und demselben Plan, auch an verschiedenen Orten, bewerkstelligt werden. Solche Forschungen sind natürlich sehr wichtig und fordern auch viel Zeit und Ausdauer, zumal sie oft nicht nur zeitraubend, sondern auch einförmig sind. Etliches ist außerdem sehr schwer zu beobachten und zu erklären, z. B. die sukzessiven histologischen Altersveränderungen.

In vielen Fällen läßt es sich gar nicht anatomisch beweisen, ob eine Altersveränderung vorliegt oder nicht, wenn deren Existenz auch greifbar ist durch physiologische Phänomene oder durch die veränderte Empfänglichkeit des Körpers oder einzelner Organe für gewisse Krankheiten oder Krankheitskeime. So sagen wir z. B., daß der Krebs am häufigsten nach dem 50. Jahre auftritt, d. h. daß sich die Gewebe dann in einem solchen anatomischen Stadium befinden, in welchem sie der Krankheit leichter Eintritt und Ausbildung gestatten. Gewisse Infektionskrankheiten sind für das eine Alter von größerer Gefahr als für das andere, sicherlich auf Grund ungleicher anatomischer Eigentümlichkeiten der verschiedenen Perioden.

Was im höchsten Grade unsere altersanatomischen Untersuchungen erschwert, sind die Krankheiten. Das den Krankheiten zu Gebote

stehende Material von Organen und Geweben, was nicht von an Krankheit gestorbenen Menschen herrührt, ist ja sehr gering, und außerdem muß man bedenken, daß teils unsere Kultur, teils einstmal durchgemachte Krankheiten den Körper vorzeitig in einen senilen Zustand gebracht haben können. Gewisse Krankheiten beschleunigen sozusagen die Entwicklung, insbesondere die regressive, so daß die Alterserscheinungen zeitiger zutage treten als es sonst der Fall sein würde. Dann ist das Leben schnell durchlaufen. Wenn sich solche schwer bestimmbare pathologische Variationen beseitigen ließen, müßten die Beobachtungen ein reiches Material umfassen und dieses müßte statistisch behandelt werden, um entsprechenden Wert zu erhalten. Nur unter obengenannten Voraussetzungen kann es uns gelingen, eine zuverlässige Altersanatomie zu Wege zu bringen, durch die es uns möglich wird, die normale Zeitdauer für unsere progressive als auch regressive Entwicklung festzustellen, sowie die Zeitdauer für den normalen oder „natürlichen“ Abschluß unseres Lebens.

An der Hand unseres bis jetzt erworbenen Wissens auf diesem Forschungsgebiet und teils aus der kurzgefaßten Uebersicht, die hier gegeben ist, können wir indessen im großen Ganzen deutlich verfolgen, wie unsere Entwicklung nach der Geburt mit einer progressiven Periode beginnt, wie wir nachher ein beinahe konstantes Höhen- oder Gleichgewichtsstadium erreichen, dem eine regressive Periode folgt, welche mit dem Tode abschließt. Durch das Studium der anatomischen Veränderungen finden wir, wie die Altersperioden sozusagen ineinander fließen. Die Lebenskurve ist eine zusammenhängende Linie. Zwischen den verschiedenen Altern und Altersperioden gibt es keine scharfen Grenzen. Zwar können die anatomischen Veränderungen als vorliegender Zustand gekennzeichnet werden, doch sind sie eigentlich nur herausgenommene momentane Glieder ein und derselben Entwicklungskette. Zwischen den Altersperioden gibt es also Uebergangsperioden.

Wenn ich nun meine, auf vorstehende Aussagen gegründete persönliche Auffassung der Altersperioden und deren Grenzen darlege, mag der Anfang mit der S ä u g l i n g s p e r i o d e gemacht werden, welche die Zeit von der Geburt bis zum ersten Lebensjahr umfaßt und die Uebergangsperiode zwischen der embryonalen Zeit und der Kindheit ausmacht. Während des ersten Lebensjahres kann das Kind seines Nahrungsbedürfnisses wegen die Mutter nicht entbehren. Durch die unbedeutende Entwicklung des Gehirns und der Zähne kennzeichnet sich diese Periode als eine Uebergangsperiode vom unfreien zum freien Dasein. Dann folgt die K i n d h e i t vom ersten bis zum 15. und 16. Jahre, wo die Pubertät anfängt einzutreten. Bei letztgenanntem Zeitpunkt setzt eine progressive Uebergangsperiode ein, die J u g e n d, die bis zum 20.—25. Jahre dauert. Jetzt sind die Geschlechtsorgane anatomisch fertig ausgebildet, die allgemeine Entwicklung schreitet schneller vor, die Körpergröße erreicht ihr Maximum, die Knochen inkorporieren vollständig ihre Teile, Eingeweide und Muskeln wachsen. Um das 25. Jahr herum beginnt das K r a f t a l t e r des Menschen, sein r e i f e s A l t e r, wenigstens für uns Germanen und reicht bis zum 40.—50. Jahr. Die Muskulatur erreicht nun ihren Höhepunkt, gewisse Körperteile nehmen noch zu, während einzelne andere abnehmen, aber

die anatomischen Veränderungen sind unbedeutender. Mit 45 Jahren fängt die senile Atrophie an, sich an mehreren wichtigen Organen zu zeigen, so z. B. tritt das Klimakterium ein, die Augenlinse wird nun sklerotisiert usw. Bei 50 Jahren etwa beginnt eine bestimmtere regressive Uebergangszeit zum Greisenalter, die sich bis zu 65 und ausnahmsweise bis zu 70 Jahren zu erstrecken scheint. Dann ist das Greisenalter gekommen und die senile Atrophie breitet sich über alle Teile des Körpers aus. Die Schlußgrenze dieser Periode wage ich nicht durch Ziffern zu bestimmen, aber das Resultat der neuesten hygienischen Bestrebungen scheint schon dahin zu deuten, daß die natürliche Lebenslänge nicht unter, sondern über 85 Jahre geschätzt wird.

Man sollte meinen, daß es ausschließlich der Physiologie zukäme, die Ursachen der Entwicklung näher zu ergründen, aber diese fallen mit denen der anatomischen Veränderungen zusammen. Was die äußeren Lebensbedingungen betrifft, so hat die Physiologie die größte Arbeitslast zu tragen, allein diese Bedingungen sind nicht genügend, um die Entwicklung des Individuums zu erklären. Das Leben, also auch die Entwicklung, beruht auf der Wechselwirkung zwischen äußeren und inneren Lebensbedingungen, und die letzteren sind bei der lebenden Substanz zu suchen, also beim Organismus selbst und dessen anatomischen Elementen, welche anatomisch studiert sein wollen.

Wir haben gesehen, wie der anatomische Bau während der ganzen Existenz des Organismus beständigen Veränderungen unterworfen ist, daß aber diese für verschiedene Individuen derselben Art ungefähr gleich sind nach Form, nach Inhalt und nach Zeit. Sie gehören demnach dem Organismus an und sind nicht nur für das Individuum, sondern auch für die Art eigentümlich. Sie sind mithin ein Erbe, dem wir nicht entsagen, nicht entgehen können. Wir müssen, wenn nicht unser Leben sonst durch äußere Einflüsse verkürzt wird, unsere anatomische Entwicklungsbahn zurücklegen.

Zur Soziologie der Staatengründung.

Dr. Franco Savorgnan.

Wie alle anderen Naturwissenschaften, so muß auch die Soziologie mit der Beschreibung der einzelnen politischen Gebilde anfangen, dieselben sodann miteinander vergleichen, um schließlich die Gesetze ihrer Entwicklung feststellen zu können. Dabei ist es unerläßlich, von den politischen und sozialen Einrichtungen der Naturvölker auszugehen, denn bei diesen ist es viel leichter, die Ergebnisse nach den verschiedenartig wirkenden Kräften zu zerlegen und die wichtigsten Bestandteile eines politischen Organismus zu unterscheiden.

Solche zur soziologischen Betrachtung geeignete politische Gebilde sind besonders bei den Naturvölkern Südafrikas zu finden. Wenn man die politische Geschichte Südafrikas kurz skizzieren will, muß man drei ethnographische Faktore in Betracht ziehen, und

zwar einen peripherischen Einfall der weißen Rasse von der Küste her in das innere Land, einen Wanderungsstrom von Negern (Kaffern) von Norden gegen Süden, und die hellfarbigen Afrikaner (Hottentotten und Buschmänner), welche die ältesten Bewohner des Landes sind.

Da die geographische Struktur Südafrikas dem Wanderzuge der Neger keine unüberwindlichen Schranken setzt, so konnten sich dieselben nach Verdrängung der Hottentotten und Buschmänner in gedenkbarer Zeit im östlichen Teile Südafrikas niederlassen. Später wurden die ersten Bewohner einerseits von den von der Küste eindringenden europäischen Kolonisten, andererseits von dem unversiegbaren von Norden herfließenden Negerstrom gezwungen, ihre Sitze unaufhörlich zu wechseln, worauf auch jene Unbeständigkeit und ephemere Dauer, welche F. Ratzel trefflich als die Merkmale jedes Ereignisses der afrikanischen Geschichte hervorhebt, zurückzuführen wäre.

In all diesem Hin- und Hertreiben von Horden und Stämmen, von denen einige dem Daseinskampf unterliegen und verschwinden, andere hingegen erstarken und zu Eroberern werden, entstehen von Zeit zu Zeit neue politische und soziale Gebilde. In dieser Hinsicht bietet das Reich der Makololo, wie Fr. Ratzel sagt, „ein wirklich klassisches Beispiel". Die Ereignisse, welche zur Entstehung dieses Staates führten, sind genau bekannt und von Livingstone, einem scharfsinnigen Beobachter und gewissenhaften Zeugen, geschildert worden[1]).

* * *

Als im Jahre 1824 die Griqua bei einem jener in Südafrika so häufig vorkommenden Streifzüge in das zwischen den Flüssen Likwa und Wamagari von Basutostämmen bewohnte Gebiet einbrachen, wurden dieselben gezwungen, ihr Land zu verlassen und in kleinen Rotten zerstreut die Flucht zu ergreifen. Eine geringe Zahl der Flüchtlinge sammelte sich um Sebituane, welcher alle Eigenschaften des Eroberers besaß, wandte sich nach Norden und ließ sich nach der Ausrottung der Bangwaketse samt ihren Verbündeten in Litubaruba nieder. Sebituanes Stammesgenossen konnten aber auch hier keinen Frieden genießen, denn zuerst von den Weißen und dann von den Matabelen, die ihnen das Vieh wegnahmen, überfallen, mußten sie wieder fliehen, um Rettung in den Steppen der Kalahariwüste, wo sich der Feind nicht hineinwagte, zu suchen.

Das harte und mühsame Leben der Steppe, welche so oft den verfolgten Stämmen eine Zuflucht bietet[2]), gewöhnte die flüchtige Horde an alle möglichen Strapazen; durch die häufigen Raubzüge gegen die benachbarten Bevölkerungen erlangten diese Nomaden kriegerischen Geist. Auch beeinflußte der Umstand, daß man die von Elend und Krieg gelichteten Scharen durch an den Besiegten ausgeübten Frauen- und Kinderraub wieder füllen mußte, durch Blutmischung sehr günstig auf das ursprüngliche Häuflein. Es waren also drei Faktoren: die Wüste, das Nomadentum und die

[1]) Die Nachrichten über Geschichte und Sitten der Makololo sind aus Livingstones „Missionsreisen und Forschungen in Südafrika" und aus Fr. Ratzels „Völkerkunde" entnommen.

[2]) F. Ratzel in seiner „Anthropo-Geographie" hebt treffend die Bedeutung der Wüste als Zufluchtsstätte hervor. Vergl. S. 226.

Heterogeneität, die den Schwarm der Makololo zu Eroberern und Staatengründern machten. Der erste dieser Faktoren ist ein rein geographischer, der zweite ein sowohl historischer als auch geographischer und der dritte, die Rassenmischung, die auf die soziale Entwicklung vielleicht am einflußreichsten ist, ein anthropologischer.

Nachdem die Makololo die Steppe Kalahari verlassen hatten, drangen sie mit wechselndem Glücke kämpfend nach Norden. Bald reich an Herden, bald arm und elend, gelangten sie bis an die Südbiegung des Zambesi, wo sie ein für ein Hirtenvolk, wie sie es waren, sehr passendes Grasland fanden. Als Sebituane die Batoka, die Bewohner des Landes, besiegt hatte, wurde er zu wiederholten Malen von den Matabelen angegriffen, denen es aber nicht gelang, ihn aus den neueroberten Sitzen zu vertreiben. Er hätte wahrscheinlich seine Eroberungen gegen Osten fortgesetzt, wenn nicht ein Prophet, Namens Tlapane, der zugleich ein kluger Politiker war, aus Furcht vor den Portugiesen und ihren Gewehren, von welchen er schon gehört haben mußte, durch einen drohungsvollen Spruch sie veranlaßt hätte, sich lieber nach Westen zu wenden, um die Barotse zu unterwerfen. Tlapane begnügte sich aber damit nicht und zeigte noch Sebituane den Weg einer neuen und weisen Eroberungspolitik, indem er ihn vor dem Untergang des ganzen Stammes warnte und ihm befahl, die Feinde nicht mehr, wie er bisher getan hatte, niederzumetzeln, sondern sie lieber zu unterwerfen und unter den Makololo zu verteilen. „Du wirst über schwarze Männer herrschen und wenn deine Krieger rotes Vieh gefangen genommen haben, so laß sie dessen Eigentümer nicht erschlagen, denn sie sind dein künftiger Stamm, sie sind deine Stadt...“ So hatte der kluge Zauberer gesprochen, welcher vollkommen die Bedeutung des Unterwerfungsprinzips erraten hatte und die Makololo hatten das Glück, einen Staatsmann zu finden, der ihre kriegerischen Eroberungen innerlich befestigte. Sebituane folgte unbedingt Tlapanes Ratschlägen, unterwarf die Barotse und nachdem er eine letzte und entscheidende Niederlage den Matabelen beigebracht hatte, zog er am Zambesi die Grenzen seines Reiches. „Der Zambesi ist meine Verteidigungslinie“, sagte er, und ließ längs demselben Schildwachen aufstellen.

Dabei ist zu bemerken, daß insbesondere bei der ersten Besitznahme eines Landes die Flüsse oft die gelegentlich natürlichste politische Scheidelinie auch aus strategischen Gründen bilden[1]), obwohl ihre geschichtliche Bedeutung mehr darin besteht, als Völkervermittler zu dienen.

Endlich ließ sich die kriegerische Nomadenhorde nach der Unterwerfung mehrerer ackerbautreibenden Stämme in einem Lande nieder, welches 900 Meilen von dem Geburtsorte Sebituanes entfernt war. Eine Herrschaftsorganisation entsteht aber nicht so leicht; viele und verschiedenartige Umstände müssen dazu beitragen und recht viel „roter Saft“ muß fließen!

Die Heterogeneität zwischen Siegern und Besiegten, die Unterwerfung der letzteren und eine feste Grenze nach außen waren

---

[1]) Vergl. F. Ratzel: Anthropo-Geographie S. 286 u. 287.

die Grundlagen einer politischen Organisation, die wir als Staat bezeichnen können.

Das Reich der Makololo erstreckte sich auf einem Gebiete von ungefähr 5000 Quadratmeilen, dessen Hauptort Linyanti im Jahre 1853 6- oder 7000 Einwohner zählte. Die Makololo lebten wie auf einer Insel, von den sumpfigen Ufern der Flüsse Zambesi und Tschobe umgeben, wo es dem Feinde fast unmöglich war, sie zu erreichen, und nun begann für sie eine neue Epoche, in welcher sie die friedliche Ausnützung der Beherrschten unternehmen konnten.

In dem so neu entstandenen Staate können wir schon jene Schichtung der sozialen Bestandteile bemerken, welche das bedeutendste Merkmal jeder Machtorganisation bildet. An der Spitze der Herrschaft stehen die Makololo, welche im Verhältnis zur unterworfenen Bevölkerung in geringer Zahl da sind. Sie sind keineswegs eine reine Rasse, sondern vielmehr ein Aggregat verschiedener Stämme, da, wie wir schon oben erwähnt haben, Sebituane während seines abenteuerlichen Zuges nach Norden viele Jünglinge der besiegten Stämme in die Zahl der Seinen aufgenommen hatte, wie die Bakuena, Bangwaketze, Bamangwato usw.

Den Kern der Makololo bildeten die ersten Genossen Sebituanes, die Basuto, die man nach Livingstone noch an der Anhänglichkeit zu ihrer in der Urheimat gewöhnlichen Beschäftigung, dem Ackerbau, erkennen konnte. Die Makololo bilden die Aristokratie des Reiches, sie besitzen den Grund, und, im ganzen Lande zerstreut, leben sie auf Kosten der dienstbar gemachten Bevölkerung. An der Spitze jedes Dorfes steht eine oder zwei ihrer Familien und in gewissen Orten ist die Herrschaft selbst den Weibern der Sieger überlassen. Aber schon Sebituanes politische Weisheit hatte, aus Furcht einer plötzlichen Reaktion, die Vorrechte dieser Art Aristokratie beschränkt. Die Makololo unterscheiden sich von ihren Sklaven durch eine hellere, etwa braungelbe Hautfarbe.

Nach dieser kriegerischen Kaste kommen die Zauberer, Propheten, Medizinmänner und Regenmacher, die größtenteils dem Stamme der Barotse angehören. Dieses einflußreiche und gefürchtete Priestertum spielt im neuen Staate eine sehr bedeutende Rolle, weil es sich mehr mit Politik als mit Zaubereien und Regenmachen beschäftigt. Wahrscheinlich hat die priesterliche Kaste der besiegten Barotse mit den siegreichen Makololo ein Kompromiß geschlossen, um ihre privilegierte Stellung zu bewahren.

Das Bündnis des Kriegers mit dem Priester ist eine in der Eroberungsgeschichte sehr häufig vorkommende Tatsache. Indem die Herrscher die Rechte der Priester nicht berühren, erwerben sie sich deren Freundschaft und gewinnen an Popularität gegenüber den Unterworfenen; die Priester haben ihrerseits durch die Anpassung an den neuen Verhältnissen nichts einzubüßen, da es ihnen, von den Kriegern geschützt, ihre alten Vorrechte zu bewahren und den früheren Einfluß auszuüben möglich ist.

Die beherrschte und ausgenützte Bevölkerung ist aus den Makalaka[1]) gebildet. Mit diesem Namen nannten die Sieger alle

[1]) Der Name Makalaka besteht noch heute zur Bezeichnung jener Süd- und Zentralafrikanerstämme, welche das Zambesigebiet bewohnen.

die unterworfenen und dienstbar gemachten Stämme. Diese ihren Herren weit an Zahl überlegene Sklavenkaste wird ziemlich mild behandelt. Die Makalaka werden zu allerlei Leistungen gezwungen und bebauen die Felder unter der Aufsicht der Makololo-Weiber. Sie können aber auch ein eigenes Stück Land besitzen, und sind gegenüber den Herrschern nicht ganz rechtlos. Ihre sittlichen Eigenschaften sind jene, welche bei allen Sklaven vorkommen. Im Vergleich zu den Makololo, welche mutig und aufrichtig sind, zeigen sie Schlauheit und Feigheit, — Eigenschaften, welche am besten dazu verhelfen, die Sklaverei erträglich zu machen und die Züchtigungen zu vermeiden.

Unter Sebituanes Herrschaft stehen indirekt auch jene Stämme, die dem Könige einen Tribut schuldig sind. Diese sind die wilden und nicht ganz unterworfenen Stämme, wie die Batoka und Banyeti, die an der Peripherie des Reiches, wo die eiserne Hand der Herrscher die Beherrschten nicht so stark unterdrücken kann, wohnen. Denn es ist ein soziologisches Gesetz, daß die Macht der Zentralregierung an der Peripherie nachläßt, wie jede Kraft mit der Entfernung von der Energiequelle an Intensität verliert.

Diese tributären Bevölkerungen bringen Korn, Tabak, Honig, Kähne, Ruder und Geschirre nach Linyanti. Die Batoka und die Banyeti, die einzigen unter allen Stämmen, die den Gebrauch und die Bearbeitung des Eisens kennen, bringen Hacken und Ackerbaugeräte. Sie bilden die Klasse der Schmiede. Daraus ersieht man, wie unter dem amalgamisierenden Bande des Staates sich die ursprünglichen Rassenverschiedenheiten in die verschiedenen Gewerbsklassen umwandeln[1]).

Noch vor der Besitznahme des Landes und vor der Unterwerfung der Makalaka, d. h. vor der Entstehung des Staates, können wir in der von Sebituane geführten Horde die Spuren einer sozialen Ordnung bemerken. Diese primitiven Einrichtungen haben notwendig einen militärischen Zweck und sind zur Aufrechthaltung der Disziplin in diesem Räuberrudel bestimmt.

So z. B. wird ein jeder, der den Kampf vermeiden will, unerbittlich von Sebituane getötet. Er selbst führt immer seine Genossen zum Angriff und weicht vor keiner Gefahr zurück. Denn in den ursprünglichen sozialen Gebilden ergibt sich immer und überall die Herrschaft des Häuptlings aus seinen kriegerischen Eigenschaften und so gründeten sich auch alle Rechte Sebituanes auf seine Tapferkeit.

Eine andere für die soziale Entwicklung der Horde noch wichtigere Einrichtung ist die schon oben erwähnte Adoption der Kinder der besiegten Stämme, welche den Zweck hat, die durch Kriege und Krankheiten verursachten Lücken zu füllen. Als die geraubten Kinder die Pubertät erreicht hatten, unternahm Sebituane deren Emanzipation mit den Worten: „Alle sind Kinder des Häuptlings." Dasselbe Absorptionssystem wurde später, als die echten Makololo von den in den Zambesiinseln herrschenden Sumpffiebern hingerafft wurden, auch auf die Makalaka und auf die Barotse angewendet.

Wir sehen also, daß, wie durch die äußere Gefahr die politische Organisation eine festere innere Kohäsion gewinnt, so auch die Not-

[1]) Vergl. L. Gumplowicz: Die soziologische Staatsidee. Innsbruck 1902.

wendigkeit des Angriffes die verschiedenen Individuen der Horde inniger verbindet.

In der Nomadenhorde, die zuerst Raub und Mord üben muß, um leben zu können, tritt allmählich das soziale Prinzip an die Stelle des individuellen und an Stelle des grausamen instinktmäßigen Egoismus des freien Menschen entstehen durch die harte Notwendigkeit die Gefühle des gesellschaftlichen Mitlebens und des gemeinen Wohles.

Als die Makololo nach der Eroberung des Zambesigebietes seßhaft wurden und ihre Herrschaft auf eine feste innere Ordnung stützten, verbesserten sie auch ihre militärischen Einrichtungen. Die jungen Leute, welche durch harte Zucht schon seit der Kindheit für den Kriegsdienst erzogen wurden, werden nun in „mopato“ eingeteilt, in welchen unter der Leitung eines Häuptlingssohnes ein gemeinsames Leben geführt wird. Die „mopato“ bildeten den Kern des Heeres und standen immer unter den Waffen. Neben diesen militärischen Einrichtungen können wir auch die Spuren einer politischen Verfassung bemerken.

An der Spitze des Staates steht der König, dessen Macht aber nicht unbeschränkt ist. Er ist nur der „primus inter pares“, welcher eine bevorrechtete Stellung nur durch die Zustimmung der ihm bei der Eroberung behilflichen Kampfgenossen genießt. Mit ihnen muß er den Besitz des Landes teilen. Sie sind über das ganze Land als Statthalter zerstreut. Die Einkommen des Königs bestehen aus Regalien, dazu gehören größtenteils die von der unterworfenen Bevölkerung als Tribut gelieferten Güter. Auch das Elfenbein ist „Krongut“. Der König behält aber nur einen kleinen Teil dieser Güter für sich, das übrige verteilt er an das Volk, um an Popularität nicht zu verlieren.

Die wichtigsten Angelegenheiten werden in dem „pitscho“ besprochen (dem „Ding“ der alten Germanen ähnlich), welches vom König einberufen wird und über die das allgemeine Interesse berührenden Fragen entscheidet. An demselben nehmen die Aelteren und die Priester teil, während das Volk, auch die Frauen, „mit gesamter Hand und mit gesamtem Mund“ den Beifall gibt.

So hat denn auch in diesem Falle die Gründung des Staates notwendig jene Einrichtungen mit sich gebracht, die sich am besten zur Erhaltung der Herrschaft und der Ausnützung derselben seitens der Sieger eignen. Zu den bereits erwähnten könnte man noch einige, die Familie und das Eigentum betreffenden Rechtsinstitute hinzufügen, welche alle denselben Zweck verfolgen.

* * *

Sebituane starb im Jahre 1851 an den Folgen einer alten Wunde. Noch vor seinem Tode hatte er seine Tochter Mamotschisane zur Nachfolge bestimmt. Die Makololo wollten aber nichts davon wissen, von einem Weibe regiert zu werden. Nach dem Tode Sebituanes erklärte daher Mamotschisane über die Makololo nicht herrschen zu wollen, solange sie noch einen Bruder habe. Darauf erlangte Sekeletu die Königswürde. Er besaß aber weder die physischen noch die geistigen Fähigkeiten seines Vaters. Schon während seiner Regierung begann das Band des Staates sich zu lockern. Dazu führte die Ent-

artung der Sieger, welche man teilweise klimatischen Ursachen, teilweise „jenem parasitischen Verhältnisse, welches zwischen Siegern und Besiegten entsteht“ und welches „notwendig zur Entartung sowohl der ersteren als der letzteren führt“,[1]) zuschreiben kann.

Das Fieber hatte die Kraft der Eroberer sehr geschwächt, so daß sie alle eine krankhafte Farbe erhielten und ihre Frauen durch das ungesunde Klima fast unfruchtbar wurden. Die schon anfangs sehr geringe Zahl der echten Makololo verminderte sich noch mehr. Ueberdies hatten die Nachfolger der ersten Herrscher jenes mühsame und harte Leben aufgegeben, welches ihre Ahnen zu einem Erobervolke gemacht hatte und wurden von Tag zu Tag schwächer. „Die jüngeren Makololo“, sagt uns Livingstone, „welche von ihrer Jugend an daran gewöhnt sind, den unterworfenen Makalaka gegenüber die Herren zu spielen, haben sich leider von dem Ackerbau ihrer Vorfahren ganz abgewendet und lassen alle Handarbeiten von den Unterworfenen verrichten.“

Durch die Entartung der Herrscher und den allzu großen Mißbrauch der Kräfte der Unterworfenen lief der Staat seiner Auflösung unvermeidlich entgegen.

Als Sekeletu an Aussatz erkrankte und von dem Verkehr mit den Seinigen ausgeschlossen wurde, brachen bald unter den Makololo selbst Kämpfe aus. Die dienstbar gemachte Bevölkerung erhaschte die günstige Gelegenheit, um in einem blutigen Aufstande das schwere Joch abzuschütteln. Alle Herren wurden getötet, nur drei von ihnen gelang es, dem Blutbad zu entkommen. Die Frauen wurden Sklavinnen ihrer früheren Diener.

So verschwand nach einem kurzen Glanz das Reich der Makololo. Das viele Blut aber, das dessen Gründung und Erhaltung gekostet hat, war nicht ganz vergebens vergossen. Aus den Trümmern des von Sebituane gegründeten Staates entstand das Barotse-Mambunda-Reich, welches, obwohl es die Merkmale eines grausamen Despotismus zeigt, doch der ursprünglichen Anarchie vorzuziehen ist. Noch eine andere wichtige kulturelle Erbschaft hinterließen die Makololo jenen wilden Horden, nämlich eine Sprache. Der Reisende Emil Holub, welcher das Reich besuchte, schreibt: „die herrschende Sprache ist die der vernichteten Makololo... Mit ihrem Verschwinden vom Schauplatze der Geschichte ist eine Versöhnungpalme emporgewachsen; ihre Sprache, das Sisuto, ist geblieben, sie vererbte sich auf die Besiegten, sie wurde diesen notwendig...“[2]).

Daß die Sprache der alten Herrscher nicht verschwunden sei, ja sogar sich verbreitet habe, ist für den Soziologen von großer Bedeutung.

Eine solche Tatsache ermächtigt ihn zu einigen sehr wichtigen Schlüssen. Vor allem, daß Sprache und Rasse nichts Gemeinsames haben, infolgedessen man aus glottologischen Voraussetzungen nicht ethnologische Schlüsse ziehen darf, was heute schon vielfach von Sprachforschern und Ethnologen anerkannt wird. Zweitens, daß die Entwicklung der Sprachen und die der sozialen Gruppen parallel laufen, nämlich aus einer ursprünglichen heterogenen Vielheit zu einer immer

---

[1]) Vergl. A. Vaccaro: Saggi critici di Sociologia Criminologia. Turin 1903. S. 34.
[2]) E. Holub: „Sieben Jahre in Südafrika.“ Wien 1881. Bd. II, S. 173.

größeren homogenen Einheit, zu welcher man durch Amalgamierung und Penetration der Rassen und Sprachen gelangt[1]).

Die oben geschilderten Ereignisse, bei welchen sich der Werdeprozeß noch sehr einfach abspielt, unterstützen und bekräftigen die von der Soziologie heute vertretene Annahme, daß die ganze soziale Entwicklung nach einer Integration des ursprünglich Verschiedenen strebt.

Die Geschichte der Entstehung und der nachträglichen Entwicklung des Makololoreiches bestätigt vollständig die von Ludwig Gumplowicz vertretene und von Ratzenhofer, Ratzel und Vaccaro, um nur die bekanntesten zu erwähnen, angenommene Theorie, daß die erste Ursache der Staatenentstehung die Eroberung, und daß der Staat selbst „eine Organisation der Herrschaft einer Minorität über eine Majorität" sei[2]).

Die oben geschilderten Ereignisse haben keine weitere Bedeutung als die eines Beispieles mehr für die Eroberungstheorie. Die Tatsache aber, daß die erste von Europäern in ihren Forschungsreisen in Südafrika getroffene politische Organisation, die wir einen „Staat" zu nennen berechtigt sind, aus der Eroberung hervorgegangen ist und aus einer über eine heterogene Majorität herrschenden Minorität besteht, verleiht diesem Beispiele eine besondere Beweiskraft.

Wenn man diese Merkmale dem reinen Zufall zuschreiben wollte, so würde dies wissenschaftlich ebenso gewagt sein, als wenn man daraus auf ein notwendiges und allgemeinherrschendes Naturgesetz schließen wollte. Darf aber überhaupt die Soziologie Gesetze für die geschichtlichen Erscheinungen, zu welchen auch die Staatengründung gehört, aufstellen? Es sei uns hier gegönnt, diese schwierige und vielbesprochene Frage kurz zu berühren. Von vielen Seiten wird der Soziologie eine solche Berechtigung abgesprochen und besonders aus zwei Gründen. Der erste ist, daß die Soziologie nicht imstande ist, die Entstehung der geschichtlichen Erscheinungen zu erklären und der zweite, daß sie den künftigen Lauf derselben nicht voraussagen kann, was alles zum Wesen eines Naturgesetzes gehört.

Wenn man aber die schematische und abstrakte Formel des Staatenentstehungsgesetzes so aufstellt: aus der Unterwerfung einer sozialen Gruppe seitens einer anderen entsteht eine politische Organisation, d. h. ein Staat, so sehen wir, daß die so ausgedrückte Formel vollkommen den theoretischen Erfordernissen des Begriffes eines Naturgesetzes entspricht. Selbstverständlich kann die Soziologie die Entwicklung eines auf solche Weise entstandenen Staates nicht voraussehen, weil die das geschichtliche Ereignis bestimmenden Ursachen zu verschiedenartig und zahlreich sind, als daß das Auge des Beobachters sie alle umfassen könnte.

Auch der Astronom ist nicht immer imstande, die Bahn eines Kometen zu bestimmen, weil er die Einflüsse nicht kennt, die seinen Lauf stören können; trotzdem bleiben aber die abstrakten Gravitationsgesetze unerschütterlich aufrecht. So geht es auch dem Soziologen. Wir sind nicht zur Annahme berechtigt, daß die geschichtlichen Erscheinungen sich der Notwendigkeit und der Kausalität entziehen

---

[1]) Vergl. L. Gumplowicz: Allgemeines Staatsrecht, S. 90 und ff.

[2]) L. Gumplowicz: Grundriß der Soziologie II A. Wien 1895. S. 193.

und von Zufall und individueller Willkür bestimmt werden. Nichtsdestoweniger braucht aber die Soziologie vor den Schwierigkeiten nicht zurückzuweichen und sich mit einem sie zur ewigen Unfruchtbarkeit verdammenden „Ignorabimus" zu begnügen.

Zur Stammeskunde der Niederländer.

Dr. Ludwig Wilser.

Von den Nachrichten, die der Seefahrer Pytheas aus dem Norden mitgebracht hatte, waren die meisten wieder in Vergessenheit geraten, so daß die Römer, obwohl sie sich seit dem Ende des zweiten Jahrhunderts v. Chr. im südlichen Gallien festgesetzt und dort eine Mark (Provincia, Provence) ihres werdenden Weltreichs gegründet hatten, von den nördlichen Teilen des Landes erst durch Caesars siegreiche Feldzüge genauere Kunde erhielten. Damals wohnten zwischen Matrona (Marne) und Sequana (in späteren fränkischen Quellen auch Sigona, Seine) und dem Niederrhein die Belgen, von allen Galliern die tapfersten und freiheitliebendsten (Horum omnium fortissimi sunt Belgae, Caes. B. G. I 1), nach denen das 1830 gegründete Königreich benannt ist. Mit ihren östlichen Nachbarn, den Germanen, führten sie um den Landbesitz fortwährend Krieg (continenter bellum gerunt), doch waren sie auf die noch nicht vergessene gemeinsame Abstammung (plerosque Belgas esse ortos ab Germanis Rhenumque antiquitus traductos, B. G. II 4) ungemein stolz (Tac. Germ. 28, Treveri et Nervii circa affectationem Germanicae originis ultro ambitiosi sunt, tanquam per hanc gloriam sanguinis a similitudine et inertia Gallorum separentur), wie auch darauf, daß sie allein die verheerende Völkerflut der Kimbern und Teutonen von ihrem Gebiet abzuhalten imstande waren (solosque esse qui patrum nostrorum memoria omni Gallia vexata Teutonos Cimbrosque intra fines suos ingredi prohibuerint, B. G. IV 2). Von den belgischen Völkerschaften hatten damals, allerdings hart bedrängt, die Menapier auch auf dem rechten Rheinufer Besitzungen (ad utrumque ripum fluminis agros, aedificia vicosque habebant, B. G. IV 4), während verschiedene germanische Völkchen, so die von den Kimbern abstammenden Aduatuker (Ipsi erant ex Cimbris Teutonisque prognati, B. G. II 29), die Condrusen, Eburonen, Caeroesen und Paemanen (qui uno nomine Germani appellantur, B. G. II 5) und die zwischen Waal und Rhein (Vacalus insulam efficit Batavorum, B. G. IV 10) wohnenden Bataver, sich schon dauernd auf dem linken Ufer niedergelassen hatten. Diese Wanderungen und Kämpfe, die auf ähnliche vorgeschichtliche Vorgänge schließen lassen, haben sich später noch mehrmals wiederholt. Ein

---

Anmerkung der Redaktion. Seit Beginn dieser Zeitschrift haben wir verschiedene wichtige Aufsätze über die Rassengeschichte einzelner Völker gebracht, z. B. über die Rassen Europas (Kraitschek), Englands (Beddoe), Rußlands (Weinberg), Frankreichs (Lapouge). Im Anschluß an diese Serie möchten wir mit Genehmigung obigen Beitrag aus der wenig zugänglichen Niederländischen Zeitschrift „Germania" (1905, 1) mit mehreren Ergänzungen des Verfassers zur Kenntnis unserer Leser bringen.

schier unerschöpflich scheinender Völkerstrom hat sich, Welle auf Welle, im Lauf der Jahrtausende von Nordosten her, über den Niederrhein ergossen und immer wieder dem Westen unseres Weltteils neue Kraft und frisches Blut zugeführt.

Die ersten Einwanderer, deren Namen uns die Geschichte bewahrt hat, waren Kelten; aber auch sie müssen zahlreiche namenlose Vorgänger gehabt haben, die ihrerseits wieder kein menschenleeres Land vorfanden. Frühere Bewohner wurden zwar teils verdrängt, teils ausgerottet, ein kleiner Bruchteil blieb aber doch immer zurück, zunächst geknechtet, schließlich aber mit den Eroberern verschmelzend. Gerade unter den Frisen mit ihren oft flachen Schädeln, fliehenden Stirnen und starken Augenwülsten scheinen die Urrassen der älteren Steinzeit (Homo primigenius und H. mediterraneus var. prisca) immer wieder durchzuschlagen.

Auf die ältesten Wellen der Kelten folgten jüngere gallische, zuletzt die Belgen, noch im engsten verwandtschaftlichen Zusammenhang mit ihren östlichen Nachbarn, den Westgermanen, stehend und mit ihnen durch den gemeinschaftlichen Kimbernnamen verbunden. Von der Südküste des Aermelmeers aus besiedelten die Belgen auch die nächstliegenden Teile von Britannien (marituma pars ab iis, qui praedae ac belli inferendi causa ex Belgio transierant, sc. incolitur, B. G. V 12), wobei manche Namen, besonders die Stammesnamen Belgae und Cimbri (Cymbri, Kymri, Cumberland) vom Festland auf die Insel übertragen wurden (qui omnes fere iis nominibus civitatum appellantur, quibus orti ex civitatibus eo pervenerant). Von ihrer eigentlichen Heimat auf der nach ihnen benannten Halbinsel erstreckten sich die Wohnsitze kimbrischer Völker bis an die Rheinmündungen (Strabo VII 2), so daß die ganze Nordsee auch „Kimbrisches Meer“ (Cimbrica Thetis, Claudian) hieß. Eine scharfe Scheidung zwischen Germanen und Kelten ist hier nicht zu machen; denn bei den zum westlichsten (kimbrisch-ingävonisch-frisischen) der vier Germanenstämme gehörenden Völkern finden wir Eigennamen, die nach Lautstand und Zusammensetzung ebensogut keltisch sein könnten, zum Teil es auch wirklich sind, Boiorix, Teutobodus, Cesorix, Lugius, Claodicus, Boiocalus, Verritus, Malorix, Cruptorix, Catuvolcus, Ambiorix. Zu diesen Völkern gehören vor allen die Kimbern, Teutonen, Ambronen, dann die Frisen und auch die gewöhnlich zu den Franken gerechneten Ubier (mit den Ortsnamen Gelduba und Marcodurum), die Amsivarier (Emsanwohner), die Usipeter und Tubanten, die Tenkterer und Brukterer, (Ortsnamen Teutoburgium, der auch bei den Donaugalliern vorkommt) und die Sigambern (Sieganwohner, mit den Eigennamen Baetorix und Deudorix), endlich die Nemeter und Triboker. Obwohl gerade dieser Stamm durch den Kimbernzug ungeheuere Verluste erlitten hatte, setzte er doch, von nachrückenden Völkern gedrängt, vielleicht auch durch verheerende Sturmfluten eines Teils seiner Wohngebiete beraubt, sein Vordringen gegen Südwesten fort und besetzte zunächst die von den Belgen bei ihrer Besiedelung Britanniens verlassenen Landstriche.

Den genannten, in fortwährenden Fehden und Grenzkriegen sich erschöpfenden Völkern folgten aus dem inneren Germanien, aus dem fruchtbaren Mutterschoß (vagina nationum, Jordan), der Urheimat (officina gentium) bald andere nach, noch in ungeschwächter Kraft

strotzend und dem zweiten (istävonisch-fränkischen), sowie dem dritten (herminonisch-schwäbischen) Hauptstamm der Germanen angehörend. Am Oberrhein waren es besonders Schwaben, darunter Markomannen, Haruden, Eudosen, Wangionen, die seit dem achten Jahrzehnt vor unserer Zeitrechnung unter dem kriegerischen Heerkönig Ariorist bis ins Herz von Gallien vorgedrungen, teilweise sogar schon dauernd auf dem linken Ufer angesiedelt waren. Ihr Stammesname lautete in gallischem Munde Germani und wurde wegen ihres unwiderstehlichen, siegreichen Vordringens (a victore ob metum, Germ. 2) auch auf die übrigen, damals noch einer gemeinsamen Bezeichnung entbehrenden Stämme übertragen (nationis nomen, non gentis evaluisse paulatim). Wenn auch die ursprüngliche Bedeutung der indogermanischen Wurzel herman, german, carman[1]) nicht feststeht, so kommt doch wahrscheinlich der Ulmer Mönch Felix Faber (Histor. Suevorum, Goldasti Suevor. script., Francof. 1605) der Wahrheit sehr nahe, wenn er den neuen Volksnamen (vocabulum recens et nuper additum, Germ. 2) also deutet: „Theutonici dicuntur Germani, id est viri nobiles.“

Am Niederrhein waren es fränkische Chatten oder Hessen, die teils wegen wachsender Volkszahl, teils wegen innerer Streitigkeiten (seditione domestica pulsi, Tac. Hist. V 2), die von ihren Bewohnern verlassenen Teile des nördlichsten Galliens, besonders das Land zwischen Waal und Rhein (extrema Gallicae orae vacua cultoribus simulque insulam iuxta sitam) in Besitz nahmen. Die Landschaft Betuwe, alt Batavia, hat bis auf den heutigen Tag den Namen dieser fränkischen Ansiedler bewahrt, die sich nach einem Teilstamm der Chatten (Batten, Soubatten d. h. Sigibatten, Strabo) „battische Männer“, Batavi, nannten. Zu ihnen gehörten die Cannenafaten, „ruhmreiche Männer“ (origine, lingua, virtute par Batavis, Tac. Hist. IV 15), die Chattuarier, „chattische Männer“, die späteren Hetvären, und die Marsaci, deren Name eine Ableitung von dem uralten Stammesnamen (Marsi) der Franken ist. Diese Landnahme fränkischer Völker auf dem linken Rheinufer muß, wie erwähnt, schon vor Caesars Ankunft in Gallien begonnen haben.

Durch die entscheidenden Siege dieses hervorragenden Feldherrn und die Errichtung des römischen Weltreichs wurde zwar ein Damm gegen die germanische Völkerflut aufgeworfen, zugleich aber auch die Kraft des keltischen Stammes gebrochen und das Land entvölkert. Trotz Wall und Graben, Grenzfestungen und verschanzten Lagern lockten daher Galliens fruchtbare Gefilde immer wieder die sich stark vermehrenden, kriegslustigen Germanen[2]). Von den Freiheitskämpfen und Ausdehnungsbestrebungen der Frisen, denen im Jahre 12 v. Chr. Drusus eine Abgabe von Ochsenhäuten auferlegt hatte (Cass. Dio LIV 32), lesen wir bei Tacitus (Ann. IV 72, XI 19, XIII 54, Hist. IV 15); infolge der siegreichen Schlacht beim Hain der Baduhenna hatten sich Ansehen und Selbstgefühl des tapferen Volkes (Clarum inde inter Germanos

[1]) Es gab auch keltische und persische Germanen; germanus ist bekanntlich ein lateinisches Wort, Carmanus, Garmanus ein keltischer Mannsname, dazu das weibliche Germanissa.

[2]) Eadem semper causa Germanis transcendendi in Gallias, libido atque avaritia et mutandae sedis amor, ut relictis paludibus et solitudinibus suis fecundissimum hoc solum vosque ipsos possiderent, Tac. Hist. N 73.

Frisium nomen, Ann. IV 74) mächtig gehoben, so daß die frisischen Gesandten im Zirkus zu Rom sich unbedenklich auf den Sitzen der Senatoren niederließen, da „kein Sterblicher an Waffenruhm oder Treue die Germanen überträfe". Den von den mächtigen Chauken vertriebenen, ebenfalls zum kimbrisch-ingävonischen Stamm gehörenden Amsivariern wollte dagegen eine neue Ansiedelung nicht glücken; weder im römischen Gallien noch bei den stammverwandten germanischen Völkern fanden sie Aufnahme, und in stolzer Verzweiflung mußte ihr unter den Waffen ergrauter Führer Boiocal ausrufen: „Land zum Leben kann uns wohl fehlen, nicht aber zum Sterben." Diese düstere Vorhersage sollte nur zu bald in Erfüllung gehen: auf langer Irrfahrt, bald durch Bitten, bald mit den Waffen Ackerland zu erringen strebend, ging der größte Teil des Volkes zugrunde; doch finden wir sie in späteren Quellen (Veroneser Völkertafel, Weltkarte des Honorius, Gregor v. Tours, Notitia Dignitatum) als Nachbarn und Verbündete der Frisen und Niederfranken, als Bestandteil des römischen Heeres wieder.

Der an erbitterten Kämpfen und Wechselfällen reiche Aufstand der Bataver, dem sich auch die Frisen angeschlossen hatten, endete im Jahre 70 mit einem Vergleich, der so ziemlich alles beim alten ließ. Die Bataver behielten ihre Rheininsel und leisteten, von jeder Steuer frei (exemti oneribus et collectionibus, Tac. Germ. 29) und ihrer oftbewährten Tapferkeit wegen hochgeachtet (manet honos et ambiguae societatis insigne), den Römern in allen Kriegen Waffenhülfe (in usum proeliorum sepositi: velut tela atque arma bellis reservantur). Auch die Frisen behaupteten ihre Wohnsitze östlich von der Rheinmündung und an den Nordseeküsten (A fronte Frisii excipiunt. maioribus minoribusque Frisiis vocabulum est ex modo virium. utraeque nationes usque ad Oceanum Rheno praetexuntur ambitque immensos super lacus et Romanis classibus navigatos, Germ. 34).

Als später, etwa vom Ende des dritten Jahrhunderts an, das Römerreich den Gipfel seiner Macht überschritten hatte, begann auch am Niederrhein von neuem ein unaufhaltsames Vorwärtsdrängen germanischer Völker, in erster Reihe der Franken, welcher Name von nun an die älteren Bezeichnungen des marsisch-istävonischen, Chauken, Chamaven, Cherusker, Chatten, Bataver, Cannenafaten, Marsaker, Chattuarier, Chasuarier, Theotmarsen, Stormarsen umfassenden Stammes verdrängt. Vormacht desselben blieben die mächtigen, in den Werken des Friedens wie des Krieges gleich tüchtigen Chauken (populus inter Germanos nobilissimus, Germ. 35), nach denen noch im Mittelalter alle Franken Hugen, ahd. Huga, as. Hugos, ags. Hugas, genannt wurden (Ann. Quedlinburg). Unter den neuen Namen Franken oder Salier (beide gleichbedeutend; mit Salland, Salhof, terra salica, curtis salica, wurde das „freie" Grundeigentum bezeichnet) überschritten sie um die Wende des dritten und vierten Jahrhunderts den Rhein und besetzten zunächst die Betuwe, Batavia. Im Jahre 358 bekämpft sie Julian an der unteren Maas (primos omnium Francos, eos videlicet quos consuetudo Salios appellavit, Ammian. Marcell. XVII, 8). Bei diesem unter schweren Kämpfen und mit vorübergehender Zurückdrängung erfolgten Vorrücken gingen die nahverwandten Bataver, die Cannenafaten im Kennemerland, die Marsaker in Marsum und die Chattuarier im pagus Hattuariorum, Veluwe, in den salischen Franken auf. Nur die

Chamaven im Hamaland bewahrten, wie ihr besonderes Gesetzbuch beweist, eine gewisse Selbständigkeit. Bremers Ansicht[1]), die Bataver, die ja doch nur Verbündete der Römer waren, seien zuerst „romanisiert" und später wieder von den Franken „unterworfen und germanisiert" worden, ist zweifellos verkehrt. Den Kern des zweiten fränkischen Stammes, der Ribuarier (auch dieser Name ist nur eine Umschreibung von Franken, vergl. die Namen Ribolf, Ribpolt, das mittelalterliche ribaldus, „Freibeuter", das isl. rifr, bodrifr, „freigebig", und das niederdeutsche riw, „verschwenderisch", und hat mit ripa, Ufer, nichts zu tun; durch stärkeren Lippenschluß wegen des folgenden v ist b zu p geworden, wie in den Namen Ripuuinus, Gipuin) haben ohne Frage die Chatten, späteren Hessen, gebildet (duriora genti corpora, stricti artus, minax vultus et maior animi vigor. multum ut inter Germanos rationis ac sollertiae, Germ. 30), da die Cherusker, in alter Zeit das dritte Hauptvolk des istävonisch-marsischen Stammes, durch innere Streitigkeiten und unglückliche Fehden geschwächt, viel von ihrer früheren Bedeutung und ihrem Ansehen eingebüßt hatten (ita qui olim boni aequique Cherusci, nunc inertes ac stulti vocantur . . . . tracti ruina Cheruscorum et Fosi, Germ. 36).

Um die Mitte des vierten Jahrhunderts waren auch die Sachsen[2]), 200 Jahre früher nach Ptolemaeus (II, 11) noch auf der kimbrischen Halbinsel wohnend, teils zu Wasser, teils zu Lande längs der Nordseeküste nach Westen vorgedrungen, hatten die belgischen und britischen Gaue gebrandschatzt und sich schließlich dauernd am Südufer des Aermelmeers (litus Saxonicum, Notit. Dignitat., Amm. Marc., XXVII, 8, XXIII, 2) niedergelassen; als Besitzer und Bewohner der Stadt Bayeux werden sie noch im sechsten Jahrhundert von Gregor von Tours angeführt (Saxones Baiocassini, V, 26, X, 9).

Im vierten und fünften Jahrhundert drangen auch die Franken wieder vor und setzten sich zunächst zwischen Maas und Schelde fest, in einem Lande, das damals Thüringen hieß (dehinc transacto Rheno Thoringiam transmeasse ibique iuxta pagos vel civitates reges crinitos super se creavisse . . . Ferunt etiam tunc Chlogionem . . . regem fuisse Francorum, qui apud Dispargum castrum habitabat, quod est in termino Thoringorum, Gregor II, 9). Es scheint, daß in dieser vielfach verderbten Stelle ein ungeschickter Abschreiber zwei Buchstaben auf den Kopf gestellt hat, daher Chlodio und Disbargun, wohl das heute unbedeutende Duysbergen zwischen Löwen und Brüssel, zu zu lesen ist. Wie kommt dies Land zu dem Namen Thüringen? Es muß unbedingt vorausgesetzt werden, daß hier schon vor den Franken ein schwäbisches Volk eingewandert war, und zwar von dem Teil des großen Stammes, der später immer unter dem Namen Thüringe (Thuringi, Thoringi, Thyringas) zusammengefaßt und durch die Einzelvölker der Angeln und Warnen gebildet wird (Lex Angliorum et

[1]) Ethnographie der germanischen Stämme. Straßburg 1899.

[2]) Die Sachsen, später in vier Stämme, Nordalbingii oder Nordliudi, Ostfalai, Austreleudi oder Austrasii, Angrarii, früher Angrivarii, und Westfalae, Westfalii, geteilt, sind das einzige Volk, das sich nicht leicht einem der vier Germanenstämme zuteilen läßt, wenn es auch den Herminonen am nächsten steht. Als späterer Nachschub aus dem Norden bilden sie die Verbindung zwischen Deutschen und Normannen.

Werinorum, hoc est Thuringorum). Waren es nun Angeln oder Warnen oder aus beiden Völkern gemischte Scharen, die sich hier im Niederland, auf dem linken Rheinufer und in der Nachbarschaft der Frisen niedergelassen hatten und von den fränkischen Chronisten auch „Schwaben" (Suebi) und zwar „versprengte" (erronei, Vita S. Chlothildis) genannt werden? Nach Procop (B. Got., II, 20) waren es Warnen, und auch ich habe stets diese Ansicht vertreten[1]), da in diesem noch in mittelalterlichen Dichtungen Doringen, Dorringen (pagus Turingasnes für Turingensis im Test. S. Willibrordi) genannten Gebiete, die für die Wanderungen der Angeln so bezeichnenden Ortsnamen auf leben[2]), fehlen. Doch nicht in dies, sondern in das rechtsrheinische[3]) Thüringen ist Childerich geflohen, dort hat er seinen Liebeshandel mit der Königin Basina angeknüpft. Von Chlodwig und seinen Nachfolgern wurden diese Schwaben unterworfen und bekehrt, keineswegs aber vollständig vernichtet. Ein Teil von ihnen blieb jedenfalls im Lande wohnen, wie auch von den Franken, obwohl sich diese, allerdings durch die Ribuarier verstärkt, im Laufe der nächsten Jahrhunderte über ganz Gallien ausbreiteten.

Wie früher die Belgen das schmale Aermelmeer überschritten und sich in den südlichen Teilen von Britannien angesiedelt hatten, so machten es auch die ihnen folgenden Frisen und Sachsen[4]). Auf ihren flinken Schiffen (Kielen, cyulas) das „Frisische Meer" (Fresicum mare, Nennius, Hist. Briton. 38) befahrend, waren sie zuerst gefürchtete Seeräuber, ließen sich aber später, indem sie die Streitigkeiten der eingeborenen Bevölkerung sich zunutze machten, dauernd im Lande nieder. Bald schlossen sich ihnen die damals auf der kimbrischen Halbinsel wohnenden Angeln an, und diese im fünften Jahrhundert erfolgte Eroberung und Besiedelung Britanniens durch drei germanische Völker, Frisen (wegen ihrer nördlicheren Wohnsitze auch Jüten genannt), Sachsen und Angeln (Prokop B. Got. N. 20, Beda I, 14, Gildas, 14, Nennius, 38), ist von der Sage mit allerlei Rankenwerk umsponnen worden. Noch im 13. Jahrhundert reimt ein flämischer Dichter, Maerlant:

Een hiet Engistus, een Vriese, een Sas,
Die uten Lande verdrewen was.

Diese Auswanderung aber machte das Land nicht menschenleer, sondern verschaffte nur dem Ueberschuß der Bevölkerung neues Ackerland. Wir sehen im Gegenteil, daß im späteren Mittelalter die Niederländer sich zahlreich und tatkräftig an der Urbarmachung und Besiedelung

---

[1]) Wanderungen der Schwaben, Besondere Beilage des Staatsanzeigers für Württemberg No. 7—10, 1902. — Die Wanderungen der Angeln und die Ortsnamen auf leben. Deutsche Erde, 3. Jahrgang 1904. — Die Germanen, Beiträge zur Völkerkunde, Eisenach und Leipzig, 1904.

[2]) Nur die mit Mannsnamen zusammengesetzten kommen in Belgien nicht vor, sonst fehlen sie nicht ganz; hierher gehört z. B. Löwen, fläm. Leeuwen, alt Lovene, Denderleeuw an der Dender und das benachbarte Leeuw St.-Pierre, d. h. „Petersberg" von got. hlaiv, ags. hlaev, ah. hleo, hlewes, Hügel.

[3]) Das angelsächsische Vidsidslied unterscheidet Thyringas und Eastthyringas. Schon Leibniz (Script. rer. Brunsvic. S. 51 u. 82) sagt richtig, es habe zwei thüringische Reiche gegeben, eines am Meer und eines im Binnenland unter Hermanfrid. König Kanut (Const. de Forest.) nennt die Warnen allein Thüringe, secundum legem Werinorum i. e. Thuringorum.

[4]) Wie auch später die Normannen.

der den Slawen abgerungenen ostelbischen Länder beteiligten. Besonders gesucht waren sie da, wo es galt, Sümpfe auszutrocknen oder Ueberschwemmungsgebiete durch Deichanlagen zu schützen. Das war ja ihre im harten Kampfe mit den Fluten der Nordsee erlernte und erprobte Kunst. Saxo, der Geschichtsschreiber der Dänen, sagt von solchen im Marschland angesiedelten Frisen: „Hos a Frisonum gente conditos, nominis et lingue societas testimonio est; quibus novas querentibus sedes ea forte tellus obvenit; quam palustrem primum ac humidam longo duravere cultu.“ Von der Ansiedelung in den Weser- und Elbniederungen lesen wir in mittelalterlichen Chroniken, und Namen wie Holländerbruch, Flemendorf, Frisonefeld geben Kunde davon (qui — Heinrich von Scathen, ein Lehensmann Heinrichs des Löwen — etiam de Flandria adduxit multitudinem populorum et collocavit eos in Mikilinburg et in omnibus terminis eius ... misit — Albrecht der Bär — Traiectum et ad loca Reno contigua, insuper ad eos, qui habitant iuxta oceanum et patiebantur vim maris, videlicet Hollandros, Selandros, Flandros, et aduxit ex eis populum multum nimis et habitare eos fecit in urbibus et oppidis Sclavorum .... civitates et oppida multa valde usque saltum Boëmicum possederunt Hollandri, Helmold I 87 und 88). Auch die Siebenbürger „Sachsen“, die eigentlich „Franken“ heißen müßten, stammen aus den Niederlanden, insbesondere der Lützelburger[1]) Gegend. Vor kurzem — Ende August 1904 — hat in der Hauptversammlung des Vereins für sächsische Landeskunde Professor Kisch einen Vortrag über die Urheimat der Siebenbürger Sachsen gehalten, worin er nach Zeitungsberichten ebenfalls für diese Ansicht[2]) eintrat; dieselbe ist aber nicht neu, mir z. B. schon seit der Studentenzeit vertraut und später durch mundartliche Forschungen bestätigt. Von einigen befreundeten Siebenbürgern, die zugleich mit mir in Heidelberg studierten, wurde mir folgende merkwürdige Geschichte erzählt. Als sie eines Abends in einer Wirtschaft saßen und sich in ihrer heimatlichen Mundart unterhielten, erhoben sich plötzlich von einem Nebentische zwei Herren und kamen auf sie zu mit den Worten: „Wir dürfen wohl hier Landsleute begrüßen?“ es waren, wie sich nachher herausstellte, zwei junge, auf einer Studienreise befindliche Aerzte aus Lützelburg. Daraus folgt zweierlei, erstens, daß die Mundarten sich oft recht langsam verändern, zweitens, daß die Siebenbürger nirgend anderswoher stammen können, als aus der Moselgegend. Daß trotz ihrer Herkunft und Sprache die Siebenbürger Deutschen „Sachsen“ genannt wurden, erklärt sich, weil man wegen des Vorherrschens der plattdeutschen, aus der altsächsischen entstandenen Sprache früher alle niederdeutschen Mundarten unter der Bezeichnung „sassisch“ oder „sächsisch“ zusammenzufassen[3]) pflegte.

[1]) Es ist nicht einzusehen, warum wir das französische Luxembourg statt des gut deutschen und geschichtlich berechtigten Lützelburg gebrauchen sollen.

[2]) Kischs Meinung, der Imperativ „seif“ sei an der Mosel durch Zusammensetzung eines fränkischen „si“ und eines alemannischen „wis“ entstanden, kann ich nicht teilen; heister, hester, Buche, ist nicht aus dem Französischen entlehnt, sondern umgekehrt.

[3]) In der anläßlich des Gustav Adolfsfestes veranstalteten Ausstellung der hiesigen Bibliothek sah ich eine aus dem 16. Jahrhundert stammende Uebersetzung des Heidelberger Katechismus ins Holländische, auf dem Titelblatt als „sessische sprache“ bezeichnet.

So sind, wie wir gesehen haben, in den Niederlanden, in dem Gebiet der beiden Königreiche Holland und Belgien, Teile der drei westlichen[1]) Germanenstämme, des kimbrisch-frisischen, des marsisch-fränkischen und des herminonisch-schwäbischen, zurückgeblieben, vermehrt durch einen sächsischen Einschlag. Im Laufe der Jahrhunderte, besonders seit der Loslösung vom großen Deutschen Reich, ist aus der Verschmelzung ihrer Mundarten eine neue Sprache, die niederländische, entstanden, die sich, besonders infolge der Entstehung eines selbständigen belgischen Staates, wieder in zwei verschiedene, wenn auch nah verwandte Schriftsprachen, Holländisch und Flämisch, gespalten hat. Nur die Friesen haben, wie in Niederdeutschland so auch in Holland, ihre angestammte, allerdings in viele örtliche Mundarten zersplitterte[2]) Sprache bewahrt, die aber hier von der holländischen, dort von der plattdeutschen Mundart immer mehr verdrängt wird.

Spuren aller an der Bildung der niederländischen Sprache beteiligten Mundarten lassen sich noch heute auffinden, allerdings mehr in der Aussprache als in der Schrift. So ist, wie im Englischen (house, fine, spr. haus, fein) auch im Holländischen (huis, fijn, spr. heus, fein) die Aussprache der alten Laute u und i auf schwäbischen und fränkischen Einfluß zurückzuführen, die Verkleinerungsendung (boompje, vogelijn) teils sächsisch, teils fränkisch-schwäbisch, die Nichterweichung des t-Lauts (in groot, twee), die Aussprache des g, des sch sächsisch, das Fürwort hij, het, teils sächsisch, teils niederfränkisch[3]), ebenso p statt hochdeutsch pf (in paard, aardappelen) u. s. f. Der Uebergang von l in u (hout, Holz) ließe sich vielleicht sogar als keltisch (frz. Arnoud, Arnold) auffassen.

Möchte Kenntnis und Verständnis der Entstehung und Zusammensetzung des niederländischen Volkes immer mehr dazu beitragen, das Gefühl von Verwandtschaft und Zusammengehörigkeit in Flamen, Holländern und Deutschen zu wecken und zu stärken.

---

[1]) Wäre richtig, was Bremer von den Herulern sagt, „offenbar haben sie am Niederrhein feste Sitze gehabt", so käme auch der vierte vandalisch-gotische Stamm in Betracht. Die Heruler sind zwar, im Verein mit anderen nordischen Völkern, mehrmals verheerend in Gallien eingefallen, der Brief Theodorichs „Herulorum, Guarnorum, Thoringorum regibus" muß aber aller Wahrscheinlichkeit nach auf die ostrheinischen Reiche dieser Völker bezogen werden.

[2]) So schreibt Cadovius-Müller in seinem Memoriale linguae Frisicae, 1691: „fast ein jehdes Kirchspiell und Dorff hatte seinen eigenen Herren und Häubtling, welche aber fast alle Zeit mit einander Streitigkeit hatten, so hielt sich ein jeglicher Theil in seinen Gesetzen und hatte keine große Gemeinschaft mit ihren Nachbahren; dannenhero sind große und viele dialectus in der alten Oestfrisischen Sprachen gewest . . ."

[3]) Auch bei einem Teil der Franken, z. B. in den Merseburger Zaubersprüchen, in der Tatianischen Uebersetzung der Evangelien, im Ludwigslied und in der heutigen, sonst durchaus fränkischen Schwälmer Mundart, findet sich he, hä, her für er wie bei den Sachsen.

Die Körperbeschaffenheit unserer Vorfahren in Kunst und Literatur.

Dr. Max Kemmerich.

Das Schönheitsideal eines Volkes besteht ausnahmslos in der Steigerung seiner an sich schon charakteristischen körperlichen Merkmale. Gemäß der ihm zukommenden großen Bedeutung für die geschlechtliche Auslese und die daraus resultierende Steigerung der Rasseschönheit in bestimmter Richtung, hat Dichtung, Sage und bildende Kunst seit jeher sich mit diesem Gegenstand befaßt. Die so gewonnenen Typen der verschiedenen Völker sind so mannigfach wie die Rassemerkmale, denn, wie Hume sagt: „Schönheit ist nicht eine Eigenschaft der Dinge an sich; sie besteht bloß im Geiste dessen, der sie betrachtet und jeder Geist nimmt eine andere Schönheit wahr." Daraus folgt, daß wir aus der Literatur und Kunst ein ziemlich klares Bild über das Ziel gewinnen können, nach welchem instinktiv die geschlechtliche Zuchtwahl strebt, bezw. über die Auffassung der verschiedenen Völker über die ihnen eigentümlichen und deshalb als besonders schön geschätzten körperlichen Merkmale. Dem plattnasigen Australier ist ein Riechorgan mit möglichst geringer Elevation Voraussetzung der Schönheit, der Flamländer fordert von einer Frau Körperfülle, weil Rubenssche Gestalten ihn täglich umgeben[1]). Wenn es also richtig ist, daß der Begriff von Schönheit bei jedem Volke ein anderer ist, daß er aber stets auf einer Steigerung der an sich schon betonten Rasse- und Volkseigentümlichkeiten besteht, dann müssen wir aus den Idealgebilden unserer Dichter auf die Körperbeschaffenheit unserer Vorfahren schließen können.

Nun existiert von A. Schultz[2]) ein wenig beachtetes Schriftchen, das dieser Untersuchung gewidmet ist. Es war zu einer Zeit erschienen, als derartigen Forschungen noch weniger Interesse entgegengebracht wurde, als heute; und daß es lateinisch geschrieben ist, war seiner Verbreitung kaum förderlich.

Es sei mir nun nachstehend gestattet, an Hand dieser fleißigen Schrift und mit Hülfe eigener Beobachtungen zu berichten, wie unsere Vorfahren sich die Schönheit dachten. Gerade weil das literarische Porträt historischer Personen in diesem Punkte fast ganz versagt — von Schönheit ist stets die Rede, fast nie aber davon, worin sie bestand; hat doch z. B. das ganze zehnte Jahrhundert nur zwei bildnismäßige Körperbeschreibungen hervorgebracht — und wir fast ausschließlich auf Volksepen und Dichter angewiesen sind, gerade deshalb können wir annehmen, daß die durch keine Fessel gehemmte Phantasie nur das hervorhebt, was sie für besonders schön hielt.

Zunächst wird die weibliche Schönheit viel eingehender behandelt und liebevoller beschrieben, als die männliche, was sich ganz zwanglos aus dem Geschlecht der Dichter erklärt. Dann ist hervorzuheben, daß

[1]) Vergl. Westermarck „Geschichte der menschlichen Ehe". Uebers. Jena 1893. S. 251 ff. Stratz „Rassenschönheit des Weibes". Die Schönheitsideale ließen sich leicht vermehren.

[2]) „Quid de perfecta corporis humani pulchritudine Germani saeculi XII mi et XIII mi senserint." Breslau 1866. Ich verdanke das letzte Exemplar dieses lange vergeblich gesuchten Schriftchens der Güte des Herrn Verfassers.

das naive Mittelalter geistige bezw. moralische Schönheit sich nur in einem entsprechenden Körper denken konnte, daß Feinde oder minderwertige Personen aber stets zugleich häßlich erscheinen. Wir wissen daher ganz genau, daß die Beschreibung des Helden oder seiner Geliebten stets dem Schönheitsideal entspricht, die seiner Feinde und Widersacher aber das Negativ dazu bildet, denn ein Mittelding, einen Durchschnittsmenschen kannte das Mittelalter nicht.

Sehr auffällig ist schon gleich die Beobachtung, daß für Männer und Frauen eine mittelgroße Gestalt gefordert wurde, daß riesiger Körperwuchs für ungeschlacht, tölpelhaft und häßlich galt. Bekannt ist ja die klägliche Rolle, die der Riese im Märchen spielt. Daß die klugen Zwerge die kleinen Urbewohner bedeuten, welche die germanischen Eroberer in ihrer Unbefangenheit häufig genug geschädigt haben mögen, ist wahrscheinlich, deshalb wäre es auch sehr naheliegend, wenn in den auf diese Zwerge zurückgehenden Märchen der Riese häßlich und verächtlich erscheint, höchst auffällig ist aber, daß nun dem stattlichen germanischen Eroberer seine eigene Statur mißfiel. Vielleicht kollidierte die auf die kleineren Urbewohner zurückgehende, im Märchen teilweise noch fortlebende Forderung mittelgroßen Wuchses mit der für den Germanen aprioristisch zu fordernden Freude an Riesenhaftigkeit, die beim König gern gesehen wurde. Jedenfalls wurden die 1,92 m Karls des Großen sehr angestaunt, was es andererseits aber wahrscheinlich macht, daß unsere Vorfahren gar nicht so hünenhaft waren, wie wir heute annehmen. Auf alle Fälle ist diese Frage sehr der Aufklärung bedürftig, um so mehr, als es feststeht, daß die erhaltenen Ritterharnische, die ja allerdings aus viel späterer Zeit stammen, für uns moderne Menschen viel zu klein sind. Allerdings zwängte man schon von früher Jugend an die Hüften in Korsetts, so daß das Becken sich nicht normal entwickeln konnte, aber das erklärt nicht alles, da auch die Körperlänge der damaligen Menschen gar nicht unbedeutend geringer ist, als die unserer Zeitgenossen.

Das Haupt mußte mäßig groß sein. Dickköpfe galten auch damals nicht für schön. Ueber die Form läßt sich nicht viel aussagen, da die Maler nicht die Kunst verstanden, so perspektivisch zu malen, daß ein körperliches Bild entstanden wäre. Das älteste erhaltene plastische Porträt, dessen Authentizität trotz des Widerlegungsversuches von Wolfram mir fest zu stehen scheint, das Karls des Großen, ist ausgesprochen brachycephal und auch aus anderen Tatsachen ergibt sich, daß er wie auch Rudolf von Habsburg und fast alle Herrscher unserer Tage Kurzköpfe waren. Auch in den Werken der Grabplastik des hohen Mittelalters fiel mir nicht auf, daß Dolichocephalie betont wäre, wenn diese Form auch stark zu überwiegen scheint. Hingegen glaube ich mit ziemlicher Bestimmtheit beobachtet zu haben, daß das Langgesicht in allen selbständigen germanischen Menschendarstellungen ausgesprochen hervortritt, während es an Werken, die sich eng an römische Vorlagen anschließen, dem runden Ovale weicht. Bei einer karolingischen Schule, nämlich der Metzer, will es aber sogar scheinen, als habe man bewußt die antiken Vorbilder in germanischem Sinne umgestaltet.

Blonde Haare, die besonders bei Frauen lang sein müssen, gelten den Dichtern für besonders schön; rote kennzeichnen den

Verräter oder machen verächtlich, braune sind auch geschätzt, aber weniger wie die blonden, schwarze gelten nicht für schön. Bei den Malern finden sich hingegen gerade die dunkeln am häufigsten, was sich zwanglos aus einer Herübernahme der Farbe aus den Vorlagen erklärt.

Die Stirn sollte weiß, glatt und rund sein, nach unten von hochgeschwungenen, schmalen, wie gezeichneten und ziemlich nahesitzenden, aber nicht zusammenstoßenden Augenbrauen begrenzt. Diese Forderung wird von den Malern ins Häßliche übertrieben, doch glaube ich weit mehr aus technischem Ungeschick und fehlenden anatomischen Kenntnissen, als aus Absicht. Auffällig ist, daß Literaten und Künstler hier nur die dunkle Färbung schätzen.

Glänzende Augen von mäßiger Größe — die Miniaturisten machen sie stets ganz riesenhaft — und lebhaftem strahlenden Blick sind unbedingtes Erfordernis der Schönheit. Merkwürdigerweise erfahren wir so gut wie nichts über die Farbe der Iris. Die Gleichgültigkeit des Mittelalters der den Gegenständen eigentümlichen Farbe gegenüber und ihre Verwendung fast nur zu dekorativen Zwecken, erhält sich hier am längsten. Während das goldene Haar schon längst in zahlreichen Metaphern gepriesen wurde, kennt Schultz nur drei Stellen, in der etwas über die Augenfarbe gesagt wird, und zwar findet sich je einmal blau, grau und braun angegeben. Sogar noch die Limburger Chronik (ca. 1400) gibt trotz ihrer sonstigen detaillierten Beschreibung des Körpers die Augenfarbe nicht an, während ich auf den Miniaturen der ersten Jahrhunderte deutscher Kunsttätigkeit ausschließlich ganz dunkle Färbung fand. Gerade beim Auge hat sich die Gleichgültigkeit der Farbe gegenüber am längsten erhalten, was durch die Beobachtung beleuchtet wird, daß noch der Porträteur Heinrichs II., in seinem z. Z. in München befindlichen Missale, auf demselben Pergamentblatt dem Kaiser einmal schwarze, einmal braune Augen gibt. Aus der Tatsache, daß blaue Augen im frühen Mittelalter zu den größten Seltenheiten gehören, können wir natürlich nicht folgern, daß sie damals in Wirklichkeit selten waren, auch wohl kaum, daß die Mönche sich ausschließlich aus der dunklen Bevölkerung rekrutierten, sondern wohl nur, daß man mit größter Naivität die Färbung der dunklen antiken Original-Miniaturen einfach kopierte; dienten diese doch als Vorlagen. Blonde Haare sind häufiger, aber es finden sich auf Porträts derselben Persönlichkeit auch einmal schwarze, dann wieder helle, wie ja auch in der Kunst weltentlegener Klöster blaue, grüne und mennigrote Haare neben violetten Pferden vorkommen. Die naive Freude am dekorativen Element der Farbe auf der einen Seite, dann die skrupellose Herübernahme fremder Elemente aus den römischen Vorlagen dürfte also das seltene Auftreten des charakteristischen germanischen Blauauges und Goldhaares genügend erklären.

Das Gesicht zierte eine gerade, mäßig große Nase mit engen Nüstern. Die Wangen mußten zart und rosig überhaucht sein, wie „Milch und Blut“, was natürlich besonders zur weiblichen Schönheit gehört, aber auch bei Männern häufig hervorgehoben wird. Ein kleiner Mund mit rosigen Lippen, die wie Feuer oder Rubin leuchten, mußte kleine, weiße und dichtstehende gleiche Zähne bergen. Ein rundliches, weißes Kinn mit Grübchen und kleine weiße, rundliche Ohren vervollständigen die weibliche Schönheit, die jedoch in allen wesentlichen

Punkten mit der männlichen übereinstimmt. Die Miniaturen harmonieren, soweit die mangelhafte Technik dies zu konstatieren erlaubt, mit diesem dichterischen Ideale. Die winzigen, stets zu hochsitzenden Ohren sind für die ersten Jahrhunderte der deutschen Malerei geradezu charakteristisch.

Der Hals mußte mäßig lang, weiß und rundlich sein, die Kehle zart, rundlich und mit geradezu durchsichtiger Haut. Die männlichen Schultern waren breit — es ist ja schon erwähnt, daß man in der Ritterzeit Korsetts trug und jede Menschendarstellung aus dem dreizehnten bis fünfzehnten Jahrhundert lehrt, wie weit man in der Forderung breiter Schultern ging — dagegen schätzte man an der Frau schmale Schultern. Ein voller weißer Frauenarm, ein starker, mäßiglanger beim Manne, war jederzeit zur Schönheit unerläßlich. Ebenso gehörten weiche, lange und weiße Hände mit langen runden Fingern, ohne sichtbare Gelenke, glänzende und gutgepflegte Nägel zur vollendeten Schönheit.

Die übrigen Detailschilderungen mag man an Ort und Stelle nachlesen. Sie betreffen die Beschaffenheit der weiblichen Brust, von Schenkel, Gesäß, Bein, Waden, Füßen, Zehen usw., die der mittelalterliche Dichter mit besonderer Liebe behandelt. Wichtig hingegen ist die außerordentlich häufige Erwähnung der zarten rötlichen bezw. weißen Haut, für die der Poet gar nicht genug Vergleiche herbeischaffen kann. Ebenso ist der schlanke Wuchs von großer Bedeutung.

Die Miniaturen und vor allem die weit vollkommeneren Werke der Plastik stimmen mit diesen Erzeugnissen dichterischer Phantasie sehr gut überein. Was nun die Farbe von Haar und Augen anlangt, so trat in den späteren Jahrhunderten, mit der größeren Emanzipation von den römischen Vorlagen fast durchgehends blau und blond an die Stelle von schwarz oder braun.

Aus dem Gesagten geht hervor, daß unsere Vorfahren sich ihrer somatischen Eigentümlichkeiten wohl bewußt waren. Wenn sie auch anfänglich aus sklavischer Nachahmung fremder Vorlagen oder aus Gleichgültigkeit gegen die Farbe die Natur nicht gehörig zu Rate zogen, so wurde das im hohen Mittelalter vollkommen nachgeholt. Die gerade bei Mönchen nicht seltene Abweichung vom Ideal in der Farbe von Haaren und Augen hängt vielleicht auch mit der Rekrutierung dieser aus keltischen und römischen Elementen zusammen, immerhin könnte diese Frage näher untersucht werden.

Auf jeden Fall scheint es mir nicht wertlos, die Erzeugnisse von Literatur und Kunst neben anthropometrischen Messungen der Gräberfunde zur Feststellung des Typus unserer Vorfahren heranzuziehen. Daß auf diesem Wege mit Zuhülfenahme der Statistik noch manches zu gewinnen ist, scheint mir nicht überflüssig zu betonen.

Entwicklungsgedanke und Klerikalismus.

Dr. M. F. Epping.

Das öffentliche Auftreten E. Häckels in Berlin und die Herausgabe seiner Vorträge über den „Kampf um den Entwicklungs-Gedanken" muß als ein Zeichen der Zeit angesehen werden, das den derzeitigen

Zustand des öffentlichen Geistes in Deutschland auf das grellste beleuchtet. Seit etwa vierzig Jahren hat der große und mutige Naturforscher am Ausbau der Entwicklungslehre schöpferisch und Richtung gebend mitgearbeitet. Aber er hat sich damit nicht begnügt, wie die meisten seiner vorsichtigen und bedächtigen Kollegen, für Archive und Bibliotheken Wissenschaft aufzuspeichern, sondern sein unbestreitbares Verdienst ist es, daß er durch zahlreiche allgemeinverständliche Reden und Schriften die natürliche Entwicklungslehre zum Gemeingut gemacht hat. Im Streit um die naturwissenschaftliche Weltanschauung ist er mutig auf den Plan getreten. Er ist es fast allein, der den intellektuellen Kampf gegen Papismus und Klerikalismus aufrecht erhält und immer wieder auf die großen Gefahren hinweist, die der geistigen Kultur von seiten des „großen Charlatan im Vatikan" drohen.

Das Wutgeschrei der orthodoxen und klerikalen Presse über die Vorträge des Jenenser Gelehrten, das bis zu den widerlichsten Beschimpfungen seiner Person sich steigert, beweist wieder auf das deutlichste, daß die Entwicklung der Wahrheit nicht auf einem ebenen Weg von Beobachtungen und Ideen fortschreitet, daß sie vielmehr an einen gesellschaftlichen Kampf gebunden ist, sofern die Menschen von bestimmten Gefühlen und Anschauungen und von verschiedenen Bedürfnissen und Interessen getrieben werden. Damit die gefundene Erkenntnis aus dem Kopf des Forschers und Denkers ins Leben übergeht, muß sie ein gesellschaftliches Phänomen werden. Dadurch tritt sie in Konflikt mit persönlichem Ehrgeiz, mit geistiger Trägheit und Bequemlichkeit, mit Standesvorurteilen und Interessen, die nicht selten wirtschaftlich und politisch fundiert sind. So ist der Kampf um die Wahrheit immer zugleich ein Leidensweg für die Forscher und Denker gewesen, der über Scheiterhaufen und durch Kerkerzellen führte. Denn Staat und Kirche als die Träger des wirtschaftlichen und geistigen Egoismus stehen allen Neuerungen und Entwicklungen feindlich gegenüber, und nur gezwungen passen sie sich den Veränderungen an, die im sozialen und geistigen Leben sich vollziehen.

Während in der Gegenwart die Naturwissenschaft Triumphe feiert, die Technik und Wirtschaft das Volkslebens umwälzt, sehen wir das traurige Schauspiel, daß das Unterrichts- und Erziehungswesen, daß unsere Weltanschauung, sofern sie öffentlich und praktisch in die Erscheinung tritt, vom finstersten Geist des Mittelalters beherrscht, ja in Dogmen festgekettet wird, die bis in die Kindheit des Menschengeschlechts zurückgehen und im schlimmsten Sinne des Wortes geradezu kindisch geworden sind. Noch werden die jungen Seelen mit albernen Märchen eingelullt, welche die Wissenschaft längst zerstört hat, und die einen unheilvollen Zwiespalt in das Gemüt bringen, sobald die wahre Erkenntnis an den aufwachsenden Menschen herantritt. Der ganze aufgeklärte Lehrerstand sollte sich gegen eine solche, allen pädagogischen Regeln widersprechende religiöse Erziehung aufbäumen. Doch herrscht noch allgewaltig das „Staatschristentum", das ein Widerspruch in sich selbst ist und mit der lauteren Lehre des Nazareners nur wenig zu tun hat, das mit politischen Machtmitteln zwingt, wo nur freie geistige Ueberzeugung walten sollte. Noch muß jeder Beamter und Lehrer „Staatschrist" sein, d. h. zu einer Kirche gehören, die vom Staate anerkannt ist. Heuchelei und Indifferenz

wird dadurch groß gezüchtet. Auf diese Weise werden kirchliche Einrichtungen künstlich erhalten, die, auf sich selbst angewiesen, zusammenbrechen würden. Während Frankreich erwacht, und sich von der unheilvollen Herrschaft des klerikalen Würgengels befreit, der es bald ganz zugrunde gerichtet haben würde, wird im trostlosen Gegensatz dazu der deutsche Staat zum Träger des religiösen Stillstandes und Rückschrittes. Die orthodoxe Kirche und die ultramontane Partei beherrschen die Situation. Das liberale Bürgertum ist indifferent oder im Rückgang begriffen. Es ist müde und — vorsichtig geworden und hat seinen Liberalismus aufgegeben. Es ist nicht schwer, die sozialen Ursachen für diesen Zustand zu erkennen. Einmal ist es die Angst vor der Sozialdemokratie, welche Staat und Bürgertum reaktionär machen, die pure Angst, daß den Besitzenden etwas von ihrem Eigentum genommen werden könnte. Deshalb muß die Religion zur Bekämpfung des „Umsturzes" herhalten, um die Massen in Dumpfheit zu halten, und ihre „Begehrlichkeit" von „irdischen" Zielen abzulenken, während die herrschenden Klassen in der „Begehrlichkeit" ein verführerisches Vorbild darbieten. Nur für die Herrschenden und Besitzenden soll der Intellektualismus Geltung haben, für die „Masse" dagegen ist die herkömmliche Religion gut genug. Und doch hat die Arbeiterklasse, die in der modernen Gesellschaft ein so wichtiger wirtschaftlicher Faktor geworden ist, ein begründetes Recht darauf, an Macht, Bildung und Besitz der Nation einen viel größeren Anteil zu haben, als es bisher der Fall gewesen ist.

Andererseits ist die Politik der Arbeiterklasse selbst an den gegenwärtigen Zuständen schuld. Daß der deutsche Staat notgedrungen mit der klerikalen Partei Hand in Hand geht, hat seine Ursache in dem totalen Versagen der Sozialdemokratie in bezug auf die notwendigsten nationalen Forderungen. Befangen in einem utopistischen Internationalismus und in unglaublich kindlichen Ideen über die zukünftige Entwicklung des Menschengeschlechts, versagt sie in den elementarsten Fragen der nationalen Selbstbehauptung. Uns sind die Gründe nicht unbekannt, welche von seiten der Sozialdemokratie gegen den landläufigen „Patriotismus" ins Feld geführt werden, der die Liebe und Loyalität zu einem bestimmten Regierungssystem zur offiziellen „Vaterlandsliebe" stempelt und die Interessen der herrschenden Klasse ohne weiteres mit denen der Nation gleichsetzt. Und man muß leider gestehen, daß es für einen frei- und fortschrittlich-gesinnten Menschen nicht immer leicht ist, mit Ueberzeugung und Begeisterung ein „deutscher Patriot" zu sein. Aber das alles sollte die Arbeiterklasse nicht hindern, sich mit dem eigenen Volk mehr solidarisch zu fühlen, als mit der Arbeiterklasse fremder Länder. Denn die gegenwärtigen Zustände in Deutschland haben nur relative Existenzberechtigung vor dem Gesetz der Geschichte und haben keinen Anspruch darauf, unangetastet zu bleiben. Andererseits ist aber die Eigenart und der Antagonismus der Nationen ein beharrendes Prinzip der geschichtlichen Entwicklung. Der „friedliche" Wettbewerb ist eine Narrenidee. Darum sollte die Arbeiterklasse national gesinnt sein, wenn ihr auch dieser Schritt von den herrschenden reaktionären Gewalten noch so schwer und sauer gemacht wird. Die rein negierende Haltung der Sozialdemokratie hat es aber verschuldet, daß der Klerikalismus in Deutschland immer größere Fort-

schritte macht. Der Staat bedarf der Kanonen und Schiffe, und er muß sie einhandeln, indem er die Seele der Nation und die Freiheit des Gedankens an die schwarze Garde verrät.

Für die deutsche Kultur ist die klerikale Gefahr, wie der Exjesuit Hoensbroech mit richtigem Instinkt immer wieder betont, weit schlimmer als die sozialdemokratische. Von dieser droht eine Gefahr nur für die im schlimmsten Egoismus befangene Schicht der Großkapitalisten, die durch ihr Ausbeutungs-System die Rasse ruinieren und durch die wirtschaftliche Konzentration das Aufsteigen der Begabten und die individuelle Freiheit ersticken. Aber Großkapitalisten heranzuzüchten kann nicht die Aufgabe der deutschen Nation sein, und man kann es der Arbeiterklasse nicht verdenken, wenn sie sich dazu nicht mißbrauchen lassen will. Daß die Bäume der Sozialdemokratie nicht in den Himmel wachsen, dafür sorgt die Selbstkorrektur der menschlichen Erfahrung. Die klerikale Gefahr bedroht aber die freie geistige Kultur der Nation. Schleichend, langsam und sicher wirkt das Gift des Klerikalismus. Die romanischen Völker hat er ruiniert, und nun versucht der Papismus, die noch unerschöpfte Intelligenz und Tatkraft der germanischen Völker seinen Zielen dienstbar zu machen. Die neuerwachende Kraft des Jesuitismus hat ihren Quell in deutschen Ordensgliedern, und nirgendwo hat der Papismus tiefere Wurzeln gefaßt, als in den Seelen der Deutschen. Nur allzu wahr ist, was Häckel schreibt: „In Italien, der Geburtsstätte und dem bleibenden Neste des Papismus, erfreut sich derselbe in gebildeten Kreisen allgemein der tiefsten Verachtung; ich habe mehrere Jahre in Italien gelebt und niemals einen gebildeten Italiener von so bigotten und bornierten Anschauungen kennen gelernt, wie sie in den gebildeten Kreisen deutscher Katholiken üblich sind und mit politischem Erfolg durch das Zentrum des deutschen Reichstags vertreten werden."

Doch was hat dies alles mit dem Kampf um den Entwicklungs-Gedanken zu tun? Es soll mit diesen Ausführungen gezeigt werden, daß es irrtümlich ist, in ihm nur einen Kampf um Ideen zu sehen. Für den einzelnen mag die Weltanschauung eine Frage des Intellekts sein, für ein gesamtes Volk ist aber der Kampf um die Weltanschauung zugleich ein gesellschaftlicher Kampf. Denn die öffentliche Herrschaft und Geltung einer Religion und Weltanschauung ist mit den sozialen und politischen Zuständen aufs innigste verknüpft. Nicht mit Unrecht hat daher der Soziologe Gumplowicz von einer „Sozialblindheit" gesprochen, die er Häckel und anderen zum Vorwurf macht.

Der Kampf um den Entwicklungs-Gedanken ist das Ringen nach einer modernen, d. h. **freien und naturalistischen Weltanschauung.** Verwunderlich und im höchsten Grade verdächtig ist es nun, daß die katholische Kirche selbst anfängt, mit der Entwicklungslehre Kompromisse zu schließen. Man kann diesen Versuchen nur den größten Argwohn entgegenbringen, und man muß Häckel dankbar sein, daß er gleich im Anfang die Heuchelei und Sophistik dieser „Jesuitischen Entwicklungslehre" aufgedeckt hat. Deutsche Jesuiten sind es, wie Wasmann, Gander, Gutberlet, die diesen Versuch unternehmen, Kirchenglauben und Wissenschaft auszusöhnen, natürlich nur in einer verstümmelten und sophistischen Form. Die tierische Abstammung des Menschen wird, wenigstens nach der leiblichen Seite, nicht mehr als

unmöglich hingestellt. Für die Menschenseele wird jedoch der Dualismus aufrecht erhalten und ein besonderer Schöpferakt des persönlichen übernatürlichen Gottes in Anspruch genommen. In den letzten Jahren sind von liberalen evangelischen Theologen ähnliche Versuche gemacht worden. Eine in diesen Kreisen aufgetauchte Ansicht geht dahin, dem Menschen eine tierische Abstammung zuzuschreiben, aber mit der Modifikation, daß die Vorfahren des Menschen immer das Ziel der Menschwerdung gleichsam vor Augen gehabt hätten, daß sie im Grunde also immer menschlich, — unentwickelte Menschen gewesen seien. Man will damit den sogenannten „Haß- und Verachtungsparagraphen“, die „Affentheorie“ aus der Welt schaffen. Nun hat weder Darwin, noch Häckel, noch sonst jemand eine direkte Abstammung des Menschen vom Affen gelehrt, aber soviel ist nach aller vergleichend-zoologischen Erfahrung sicher, daß die Vorfahren des Menschen einmal affenähnliche Zustände durchgemacht haben müssen. Gegen die genannte Auffassung der Menschwerdung ist indes prinzipiell nichts einzuwenden, und man muß nur dann Front dagegen machen, wenn sie für den Menschen eine Ausnahme von allgemeinen Naturgesetzen schaffen will. Denn jene „Zielstrebigkeit“ muß auch für Affen, Schweine und Maikäfer, für alle Arten organischer Lebewesen Geltung haben.

Diese monistische Auffassung der natürlichen Entwicklungslehre gegenüber der „kirchlichen Abstammungstheorie“, die den Dualismus in verschleierter Form zu retten sucht, hat Häckel zur rechten Zeit mit Nachdruck und Erfolg ins klarste Licht gesetzt. Hier gilt es, Wacht zu halten, daß dem Volke nicht ein naturwissenschaftlicher Wechselbalg untergeschoben wird. Dadurch ist Häckel zu einem Führer in der modernen Weltanschauung und sind seine Vorträge zu einem wichtigen Dokument des geistigen Lebens unserer Zeit geworden. Nur in großen Zügen hat er sein naturalistisches Weltbild entworfen. Selbstverständlich handelt es sich dabei nur um einen ersten Anfang konsequenten naturwissenschaftlichen Denkens. Denn die allseitige philosophische Verarbeitung und religiöse Vertiefung der Entwicklungslehre kann nicht das Werk eines einzelnen Mannes sein, sie wird das geistige Streben ganzer kommender Generationen erfüllen.

Darum sind wir auch der Ansicht, daß die Religion als solche nie und nimmer aussterben wird und durch nichts anderes ersetzt werden kann. Religion ist ein eigenartiges Verhalten des menschlichen Gemütes und Geistes gegenüber den Aufgaben des Menschen und seiner Stellung in der Welt. Was aber verlangt werden muß, das ist die Anwendung des Entwicklungsbegriffes auf den Inhalt der religiösen Ideen, die den Fortschritten der Wissenschaft und Gesittung Rechnung zu tragen haben.

Die elementarste Forderung für die freie Entwicklung der Religion ist die Trennung von Staat und Kirche und von Schule und Kirche. Der Staat hat kein Recht, von seinen Beamten ein offiziell anerkanntes religiöses Bekenntnis zu fordern, und in der Schule sollte nur Unterricht in vergleichender Religionsgeschichte und Sittenlehre zugelassen werden. Nur dann kann dem politischen Mißbrauch der metaphysischen Bedürfnisse des Menschen ein Ende gemacht und der moderne Staat von jeder Art Priesterherrschaft befreit werden.

Doch von der Erfüllung dieser Forderungen sind wir noch weit entfernt. Denn der politische Liberalismus ist zur Ohnmacht verdammt, weil er verabsäumte, zur rechten Zeit den sozialen Gedanken in sich aufzunehmen. Der theologische Liberalismus ist zur Ohnmacht verdammt, weil er verabsäumte, zur rechten Zeit den Entwicklungs-Gedanken in sich aufzunehmen und so das Werk der Reformation fortzuführen. Beides hat die katholische Kirche mit sicherem Instinkt getan und tut es immer mehr, ohne ihre konservativen, im innersten einer freien Geisteskultur feindlichen Tendenzen aufzugeben.

Zur Bekämpfung der klerikalen Gefahr gibt es nur einen Weg: Nationalisierung der Sozialdemokratie. Die letztere muß ihren radikalen Utopismus endgültig aufgeben und Staat und Bürgertum die Arbeiterklasse als einen gleichwertigen Faktor im politischen und wirtschaftlichen Leben anerkennen. Nur dann ist es möglich, daß der deutsche Staat sich den treulosen Umarmungen der Kirche entwinden und einen entscheidenden Kampf gegen den Klerikalismus führen kann.

Zur Kritik der Abstinenzbewegung.

In einer demnächst erscheinenden Broschüre: „Zur Stellung der deutschen Studenten gegenüber der Alkoholfrage" habe ich die Gründe dargelegt, warum ich die „rabiaten" Abstinenten bekämpfe, — weil sie nämlich die ganze Bewegung lächerlich gemacht haben. Der Angriff von Herrn Dr. W. Popert in der letzten Nummer dieser Zeitschrift kann daher keinerlei Eindruck auf mich machen.

Zur Sache bemerke ich, daß die Bekämpfung der Säufer, in der die Guttempler sich erschöpfen, nicht die Hauptsache ist. Wegen dieser Alkoholiker braucht man nicht alle gesunden Leute, die ein Glas Bier oder Wein trinken, anzuflegeln, wie es von den rabiaten Abstinenten geschieht. Man vergleiche darüber meine genannte Broschüre (S. 3). Wo aber die Abstinenz grassiert, ist der Alkohol durch viel gefährlichere Reizmittel ersetzt worden; und das sollte nicht zu denken geben?

Der Kampf gegen den Alkoholmißbrauch muß in der Schule einsetzen, wie ich früher als alle Wortführer der Abstinenten erkannt und gefordert habe. Diesen wichtigsten Punkt, der ohne Wüten gegen die Erwachsenen in Angriff genommen werden kann, fangen die Abstinenten erst in den letzten Jahren an zu begreifen.

Bei den Erwachsenen ist es in erster Linie der Kampf gegen den Trinkzwang, der Aussicht auf Erfolg hat, und diesen einzigen positiven Vorschlag, den Herr Dr. Popert zu machen weiß, habe ich lange vor diesem Herrn gemacht, obgleich ich selbst Korpsstudent gewesen bin.

Diese erreichbaren und praktischen Ziele sind mit Erfolg erstrebbar auch ohne Monomanie, ohne alles rabiate Vorgehen.

Darin liegt der Grund, warum ich den guten und gesunden Kern der Abstinenzbewegung immer anerkannt habe, wohl aber dem meist unqualifizierbaren Vorgehen einiger Führer dieser Bewegung entgegentrete. Dazu kommt, daß Abstinenz tatsächlich nur eine Negation und Askese ist, die uns noch tiefer in den lähmenden Pessimismus hineintreibt, der unser Volk so tief schädigt. Ein positives Mittel zur Volksgesundung habe ich dagegen schon seit längerer Zeit in den Körperübungen und Spielen vorgeschlagen, — da habe ich aber noch keinen der abstinenten Wortführer als Mitkämpfer und Förderer gefunden. Wenn die Abstinenten wissen, wie man zu

den durch Abstinenz ersparten 3 Milliarden noch weitere 3—5 Milliarden bekommen kann, wird sich auch die Volksernährung so heben lassen, daß man den Alkohol allenfalls entbehren kann. Dazu ist aber Deutschland noch zu arm. Diese Armut kommt aber bekanntlich nach Fritz Reuter ebenso sicher von der „Povertée“, wie der Alkoholismus nach Dr. Popert vom Alkohol.

Professor F. Hueppe.

Berichte und Notizen.

Abstammungslehre und Selektionstheorie. Die Abstammung artungleicher Organismen voneinander ist noch nie beobachtet worden, ist also keine Erfahrungstatsache, sondern eine Hypothese, die von mehr als neun Zehnteln der heutigen Biologen angenommen wird, die sich als heuristisches Prinzip in der Biologie vielfach bewährt und fruchtbar bewiesen und für viele schon die Glaubhaftigkeit eines Axioms erlangt hat. Systematische Einheit der Organismen braucht keine genealogische zu sein, sondern kann auch auf Aehnlichkeit der Bildungsgesetze beruhen. Auch die keimesgeschichtliche Aehnlichkeit, auf welche Darwin und Häckel so viel Gewicht legen, ist kein zwingender Beweis. Zu einer an Gewißheit grenzenden Wahrscheinlichkeit wird die Abstammungslehre erst durch rationelle Erwägungen. Das Hauptinteresse der Abstammungslehre konzentriert sich auf die Abstammung des Menschen, weil im Menschen die organische Entwicklung in die kulturgeschichtliche übergeht. Wenn auch direkte Vorfahren des Menschen nicht mit voller Gewißheit festgestellt werden können, so ist es nichtsdestoweniger doch unzweifelhaft, daß der Mensch nur aus einer tierischen Vorfahrenreihe hervorgegangen sein kann, und daß in ihr die systematischen Stufen der Affen, Halbaffen und Insektenfresser vertreten gewesen sein müssen. Eine mindestens indirekte genealogische Verwandtschaft durch gemeinsame Vorfahren wird man daher auch zwischen dem Menschen und den anthropoiden Affen annehmen müssen. Die Verquickung der Abstammungslehre mit der Selektionstheorie hat den Schein erweckt, als stände die Abstammungstheorie ausschließlich im Dienste der naturalistischen und mechanistischen Weltanschauung. Es ist gewiß, daß die Ursachen, durch welche eine Spezies sich in eine andere umwandelt, nicht nur mechanisch sein können, sondern auch ordnende und leitende Kräfte entscheidend eingreifen. Die Selektionstheorie nimmt nur mechanische Kräfte an. Damit aber Auslese im aktiven und passiven Wettbewerb um die Möglichkeit des Lebens eintreten kann, müssen mehrere Bedingungen gleichzeitig erfüllt sein. 1. Die Existenzmöglichkeit darf nicht so reichlich sein, daß mehr Individuen, als vorhanden sind, zu leben haben, beziehungsweise darf die Vermehrung der Art nicht so spärlich sein, daß der ganze Nachwuchs zu leben findet. 2. Die Auslese der Ueberlebenden darf nicht vom Zufall abhängen, sondern von individuellen Eigenschaften. 3. Es müssen Abänderungen bei der Fortpflanzung auftreten, die im Wettbewerb um die Lebensbedingungen nützlich sind. 4. Die nützlichen Eigenschaften müssen als isolierte auftreten, um selektiv wirken zu können. 5. Die nützlichen Eigenschaften müssen sich vererben, wenn sie nicht bloß den Individuen, sondern auch den Nachkommen zugute kommen und zur Abänderung der Art beitragen sollen. 6. Die nützlichen Abänderungen müssen vor Untergang bei Kreuzungen bewahrt bleiben. Bei dem Zusammentreffen dieser Bedingungen kann die Selektion einwirken, und ihre Leistungen im Haushalt der Natur dürfen nicht unterschätzt werden. Sie fixiert einen an seine Umgebung angepaßten Typus und schützt ihn gegen Entartung, indem sie die mit minder nützlichen Eigenschaften ausgerüsteten Individuen ausmerzt. Sie trägt zur Veredelung des Typus innerhalb der Artgrenzen bei. Sie wirkt eliminierend, nicht nur innerhalb der Individuen einer Art, sondern auch zwischen Varietäten, Rassen, Unterarten und nahestehenden Arten. Alle diese Leistungen sind wesentlich negativ, bis auf die Veredelung des Typus innerhalb seiner Artgrenzen; aber auch dieses Ergebnis wird indirekt durch negative Mittel, d. h. durch Ausmerzung des weniger Tüchtigen hervorgebracht. Auch so könnte das Endergebnis kein positives sein, wenn nicht vor Eintritt der Auslese schon positive Prinzipien produktiv tätig waren, die der negativen Auslese ein geeignetes Material darbieten. Was also die Selektion

als solche nicht leisten kann, das ist die positive Produktion. Die Erfahrung hat uns zwar bisher noch kein Beispiel geliefert, in welchem die Entstehung einer echten Art hätte beobachtet werden können. Dagegen ist die Entstehung in Rassen, Varietäten, Spielarten oder Unterarten vielfach beobachtet worden. Es gibt drei Wege, wie in der Natur Unterarten sich herausbilden, durch Bastardierung, die zu einer neuen Kombination der Merkmale führt; durch direkte Anpassung infolge des Einflusses äußerer Umstände und des Gebrauchs und Nichtgebrauchs der Organe, und schließlich durch sprunghafte Abänderungen oder Mutationen, die nur selten vorkommen. Alle dadurch hervorgerufenen stehen unter dem Gesetz der Korrelation der Teile, das die Entwicklung der Organismen zweckmäßig beherrscht. Die Umwandlungen von Arten sind daher letzten Endes nur Ausflüsse des inneren Entwicklungsgesetzes, das zu bestimmen hat, ob die Aenderungen sich in direkter Anpassung oder in sprunghafter Mutation vollziehen. (E. von Hartmann, Vierteljahrsschrift für wissenschaftliche Philosophie und Soziologie, 1905, S. 227.)

Tierische Brunstzeit und menschliche Menstruation. Zu der auf S. 216 dieser Zeitschrift erwähnten Ansicht von Koßmann hinsichtlich des Beischlafs während der Menstruation geht uns von ärztlicher Seite folgende Mitteilung zu: Jeder, der sich nicht durch die hergebrachte Ansicht verblenden läßt, daß der Beischlaf während der Menstruation schädlich und ungehörig sei, kann die Beobachtung machen, daß die Geschlechtslust des Weibes am größten ist, wenn die ersten zwei oder drei Tage der Menstruation vorüber sind, also zu einer Zeit, wo dieselbe noch andauert. Schon diese Tatsache beweist, daß die Natur den Beischlaf noch während der Regel verlangt. — Die menschliche Menstruation entspricht der Brunstzeit der Tiere. Die äußeren Erscheinungen beider sind sehr ähnlich, der Unterschied — daß beim Menschen die Menses das ganze Jahr hindurch wiederkehren, bei den wildlebenden Tieren nur zu bestimmten Jahreszeiten — erklärt sich daher, daß beim Menschen die Aussichten, die Jungen glücklich aufzuziehen, zu allen Jahreszeiten die gleichen sind. Eine vermittelnde Stellung zwischen Mensch und freilebendem Tier nehmen die Haustiere ein. Da nun das Tier nur während der Brunstzeit das Männchen zuläßt, Brunstzeit und Menstruation des Weibes aber wesentlich dasselbe sind, so muß auch beim Menschen die Menstruation der geeignetste Zeitpunkt zum Beischlaf sein. Tatsächlich gibt es Frauen, bei denen eigentlich nur am dritten bis fünften Tage des Unwohlseins libido besteht. Bestätigend tritt hier die Erfahrung ein, daß Empfängnis am leichtesten zur Zeit der Menstruation eintritt. Das mosaische Gebot hat auch hier den Instinkt und gesunden Verstand verwirrt. In einem an Wasser und Reinlichkeit armen Lande mochte freilich seine Befolgung ihre Vorteile haben. — Die Ansicht R. Koßmanns, daß die Verstimmung während der Menses „mit der durch die Sitte eingeführten Unterdrückung eines natürlichen Triebs im Zusammenhang stehe", hat viel für sich, doch läßt sich auch allerlei dagegen einwenden. Wäre das ohne weiteres richtig, so müßte die Verstimmung durch Befriedigung des Geschlechtstriebs während der Menstruation unterdrückt werden; das trifft aber nicht zu. Uebrigens existiert die Menstruations-Verstimmung auch bei Tieren: eine rössige Stute kehrt ihre Unarten heraus und ist so schwer zu lenken, wie eine unwohle Frau.

Eine Messungsmethode zur Beurteilung der physischen Konstitution. Der französische Militärarzt Pignet hat unter der Bezeichnung „Robustheits-Koeffizient" eine Formel angegeben, welche dazu bestimmt ist, mit fast mathematischer Genauigkeit den Grad der Robustheit bezw. die Widerstandsfähigkeit der Konstitution bei Rekruten anzugeben. Die Schätzung beruht auf den Beziehungen zwischen Körperlänge, Brustumfang und Körpergewicht, wobei die Summe des Brustumfanges und des Körpergewichtes in Zentimetern bezw. Kilogramm von der Zahl der Zentimeter der Körperlänge abgezogen wird, z. B. $169 - (73 + 82) = 14$. Dieser Index entspricht einer starken Körperkonstitution; im ganzen deutet ein Index unter 10 auf sehr kräftige, von 11 bis 15 auf kräftige, von 16 bis 20 auf gute, von 21 bis 25 auf mittelmäßige, von 26 bis 30 auf schwache, von 31 bis 35 auf sehr schwache, über 35 auf ganz schwache Konstitution. Dort wo die Summe des Zahlenwertes des Brustumfanges und Körpergewichtes größer ist als der Zahlenwert der Körperlänge, hätte der Index in mathematischem Sinn ein negatives Vorzeichen, ist aber jedenfalls als Ausdruck einer besonders kräftigen Konstitution zu betrachten. Der Brustumfang wird in der Weise bestimmt, daß der obere Rand des Meßbandes nahezu vollständig dem unteren Rande des Pectoralis major entspricht, wobei die Messung während der Atmungspause bei schlaff herabhängenden Armen vorgenommen wird. Der

Versuch, der Berechnung des Index auch die am Dynamometer gemessene Druckkraft der Hände zugrunde zu legen, hat sich wegen der schwankenden Werte nicht bewährt. Der Wert des Index wurde von Corcelle an 127 Rekruten nachgewiesen, wobei es sich zeigte, daß derselbe fast durchwegs mit der klinisch gewonnenen Beurteilung des Kräftezustandes übereinstimmte. Von Interesse waren auch die Beziehungen des Konstitutionsindex zur Morbidität. Es zeigte sich, daß die Zahl der wegen fieberhafter Erkrankungen im Lazarett zugebrachten Tage bei Personen mit dem Index 1 bis 31, 18 ‰, bei solchen mit dem Index von 31 bis 35 dagegen 8,21 ‰ betrug. Ebenso sieht man, daß Personen mit niedrigem Index viel seltener wegen Tuberkulose aus dem Heeresdienst entlassen werden müssen als solche mit hohem Index. Nach Corcelle stellt der von Pignet gegebene Index eines der besten Mittel zur Beurteilung der physischen Konstitution eines Menschen dar und es wurde sein Wert auch von den Aerzten der Versicherungsgesellschaften anerkannt. Von hohem Wert ist auch die zeitweilige Feststellung des Index bei Zehrkrankheiten, zum Beispiel Tuberkulose, weil derselbe unter anderem auch die Beurteilung der durch die Therapie erzielten Fortschritte gestattet. (Klinisch-therapeutische Wochenschrift, 1905, No. 22.)

Zur Anthropologie der Andamanesen. Die Bewohner der Andamanen-Inseln unterscheiden sich in anthropologischer Beziehung sehr von denen der benachbarten Nicobaren, und sie zeigen auch hinsichtlich der Stufe der kulturellen Entwicklung bemerkenswerte Differenzen, obwohl die äußeren Lebensbedingungen ganz dieselben sind. Die Andamanesen (oder Mincopies) werden mit den Semangs auf der malaiischen Halbinsel und den Aetas auf den Philippinen zu den Negritos zusammengefaßt. R. C. Temple vermutet, daß die Negritos vor Jahrtausenden den südöstlichen Teil des asiatischen Kontinents, sowie die vorgelagerten Inseln bewohnten, ehe noch die ältesten Völker, deren Spuren wir nun dort finden, eingedrungen waren. Sie sind deshalb für den Anthropologen von besonderem Interesse, weil sie infolge ihrer vollständigen Isolation während langer Zeiträume unvermischt geblieben sind, und wohl als Repräsentanten des ältesten existierenden Zweiges des Menschengeschlechts gelten können. Der Körper der männlichen Andamanesen ist muskulös und wohlgeformt, der Gesichtsausdruck nicht häßlich, obwohl eine Tendenz zur Prognathie bemerkbar ist. Die Nase erscheint nicht so breit, wie bei den Negern. Die weiblichen Personen neigen zu Fettansatz, die Prognathie tritt deutlicher hervor, und ihre Erscheinung ist infolge ihrer Gewohnheit, Kopfhaar und Augenbrauen zu rasieren, ganz besonders abstoßend. Die Variation vom normalen Typus ist bei den Weibern häufiger als bei den Männern. Die mittlere Körpergröße ist bei Männern 148,6 cm, bei Weibern 137,2 cm. Die Form des Kopfes variiert von mesocephal bis brachycephal. Die Haut ist tiefschwarz, an den nichtexponierten Körperteilen dunkelbraun. Heller gefärbt sind auch die Wangen. Die Lippen sind schwarz; am Gaumen wurden gleichfalls schwarze Flecke beobachtet. Dagegen ist die Farbe der Fußsohlen gelbbraun. Die Zahl der Individuen mit schwarzen Haaren überwiegt, doch werden auch solche mit braunen, gelbbraunen und roten Haaren öfter angetroffen. Da bei den Andamanesen eine Kreuzung mit anderen Rassen während historischer Zeit nicht angenommen werden kann (?), so ist es schwer, eine Erklärung für diese Variation zu finden. Die Geschlechtsreife tritt bei den männlichen wie bei den weiblichen Personen um das 15. Lebensjahr ein, während das Wachstum schon mit 18 Jahren beendet ist. Die Männer altern frühzeitiger als die Weiber und erreichen selten ein Alter von 60—65 Jahren. Die Gebärfähigkeit währt in der Regel nur vom 16.—35. Lebensjahr, ist also von erheblich kürzerer Dauer als bei den höherstehenden Rassen. Im Jahre 1901 wurden nur noch 1882 Eingeborene gezählt. (H. Fehlinger, Beiträge zur Anthropologie der Andamanesen und Nicobaren, Naturwissenschaftliche Wochenschrift, 1905, No. 17.)

Der Steinzeit-Mensch in den baltischen Provinzen. Während das russische Reich in seinen nördlichen und nordwestlichen Gebieten schon jetzt eine verhältnismäßig reiche Ausbeute neolithischer Menschenschädel und Skeletteile aufweist, während weiter im Westen, in Frankreich, Schweden, Dänemark, die körperlichen Denkmäler der Steinzeit-Menschen bereits förmliche anatomische Arsenale zusammensetzen, während die Kraniologie und Osteologie selbst der palaeolithischen Periode in neuerer Zeit durch die bedeutsamen Funde von Fraipont in Belgien, Gorjanovic-Kramberger in Kroatien, sowie durch G. Schwalbes Darstellung des Neandertalmenschen und seiner Rasse dem Licht einer wissenschaftlichen Erkenntnis

immer näher zu rücken scheinen, gehörte die baltische Provinz Rußlands bisher zu den an Funden dieser Art ärmsten und noch am wenigsten erforschten Ländern. Kürzlich hat aber der Zufall den ersten Schädel eines Steinzeit-Menschen ans Licht gebracht. Es ist der Schädel von Woisek. Er ist 19,4 cm lang und 13,0 cm breit, hat also einen Index von 67. Zu welcher Rasse gehört nun dieser Schädel? Zur neolithischen Zeit war im ganzen Nordgebiete des europäischen Kontinents eine Rasse weit verbreitet, die unter anderen durch ihre extrem lange Schädelform gekennzeichnet ist. Der neolithische Langkopf ist mit der Zeit wohl zum größten Teil untergegangen bezw. von den gleichfalls langschädeligen nordischen und anderen Rassen verdrängt worden. L. Wilser stellt den Menschen von Woisek mit dem von Galley Hill und dem von Brünn in eine Reihe und ist geneigt, ihn der Rasse des homo mediterraneus var. prisca zuzuschreiben, die demnach, ehe sie von anderen Rassen südwärts gedrängt wurde, auch im Osten und Norden Europas eine weitere Verbreitung haben mußte. Er ist der Meinung, daß diese Rasse möglicherweise in den Liven, Esten, Wogulen noch jetzt fortlebt, in welchem Falle den Finnen, die Wilser früher hauptsächlich aus homo europaeus und homo brachycephalus gemischt sich dachte, auch einen ansehnlichen Bestandteil jener alten dolichocephalen und, wie er annimmt, dunkelpigmentierten Rasse zuzuschreiben wäre. Unter allen Umständen erscheint der nunmehr gesicherte Nachweis des dolichocephalen Steinzeit-Menschen im Ostbalticum geeignet, über die Rassenfrage dieses Gebietes Licht zu verbreiten und das tiefe Dunkel, das die ethnischen Verhältnisse in Baltisch-Rußland zu prähistorischer Zeit noch immer umhüllt, zerstreuen zu helfen. Die körperliche Gestalt des neolithischen Menschen gewinnt in mehreren Beziehungen allgemeine Bedeutung für die organische Entwicklungsgeschichte des Menschen. Denn wie die jüngere Steinepoche überall der Geist einer besonderen Kultur durchdringt, wie auf der Stufe, die unmittelbar dem Auftreten und der Kenntnis der Metalle voraufging, weite Gebiete die gleiche eigentümliche Art der Bestattung aufweisen, so erscheint auch der Mensch selbst, der die Steinkultur schuf und fortbildete, in seinem rassenanatomischen Gebahren als Verkörperung eines Typus, der in den Funden aus jener frühen Zeit auf weiten Strecken in sehr gleichförmiger Ausprägung verbreitet war. Die Schädelformen des Diluvium bekunden einen bemerkenswerten Reichtum morphologischer Differenzierung, in der schon die Verfasser der „Crania ethnica“ den dolichocephalen Cannstatt-Typus, den mesocephalischen Cro-Magnon-Typus, den brachycephalen Furfooz-Typus unter den neun Grundrassen, die von ihnen für jene Epoche angenommen wurden, unterscheiden konnten. Auch im Alluvium, während dessen zu vielen Arten ausgesprochene Rundköpfe sich häuften, sind die gleichen Formen nachweisbar. Aber für die jüngere Steinzeit ist das Vorherrschen eigentümlicher Varietäten der dolichocephalen Schädelform im Bereiche unseres Kontinents in einem Grade charakteristisch, daß die Annahme einer besonderen Rasse, die in der vormetallischen Zeit mindestens den Norden des europäischen Festlandes dicht bevölkerte und weithin nach Osten sich ausdehnte, schon auf Grund der Schädelfunde allein wohl berechtigt erscheint. Wir wollen diese spät-steinzeitliche Rasse homo dolichocephalus var. neolithica nennen, zum Unterschied von den neueren Varietäten des gleichen anthropologischen Grundtypus, zu denen der Schädelform nach der eigentliche Homo europaeus im Sinne von Linné und Lapouge, sowie wahrscheinlich auch der Homo mediterraneus zu rechnen sind. (R. Weinberg, Sitzungsbericht der Naturforscher-Gesellschaft in Jurjew-Dorpat, Bd. XIV, 1, 1905.)

Hünengräber in Bulgarien. Der Rumpf der Balkanhalbinsel, besonders sein bulgarischer Osten, ist archäologisch noch wenig untersucht. Hier harren noch Tausende von Grabhügeln der Untersuchung. Viele von diesen haben die Form von Dolmen. Die aufgestellten Felsplatten und deren Decksteine, wie sie von den westeuropäischen Dolmen her bekannt sind, bilden ja nur den wichtigsten Kern, während Erd- oder Sandhülle von Wind und Wetter beseitigt worden sind. Als Dolmen sind im allgemeinen alle durch Stein-Verwendung bereicherten Rund- und Längs-Hügel zu bezeichnen. In Moesien und Thrasien hat nicht einmal die Einführung des Christentums den Dolmenbau mit einem Schlage unterdrücken können. Auch in Rußland gehen ähnliche Bestattungshügel gelegentlich noch bis ins dreizehnte Jahrhundert. Für die prähistorische Zeit jener Gegenden, d. h. für die Zeit vor dem Auftreten der Thraker fehlt es allerdings noch an Beweisen, daß unter den Hügeln Gräber waren. Denn die neolithischen Ueberreste befinden sich in Aufhäufungen beliebigen Profils oder in den sogenannten Platthügeln, die nicht mit den Tumuli zu verwechseln sind. Die echten Bestattungshügel sind erst seit

der Einwanderung der blonden Thraker sicher nachgewiesen. Eine bessere Untersuchung der Tumuli wird lehren, ob die Thraker sich bei ihrer Einwanderung noch mit Steinwerkzeugen begnügten und wann sie die bei ihnen so frühe Eisen-Technik lernten. Während des ganzen griechisch-römischen Altertums haben die Thraker Bestattungshügel errichtet. Die Hypothese Muchs, daß erst die Goten diese Sitte nach jenen Gegenden gebracht hätten, ist also zu verwerfen. Unter griechisch-römischem Einfluß gingen die Thraker allmählich dazu über, in den Kern ihrer Tumuli einen kunstvollen Sarkophag zu setzen. (D. Götz, Globus, 1905, No. 22.) — Der Einwand gegen Much beruht auf einem Mißverständnis, da der enge Zusammenhang des Dolmenbaus mit der Einwanderung der germanoiden Thraker Muchs Ansichten aufs beste bestätigt. — A. K.-H.

Deutschland zur Steinzeit und seine Beziehungen zu den Nachbarländern. Jahrhundertelang war man in der Wissenschaft geneigt, alles was mit dem Ursprung der Menschheit und den Anfängen der menschlichen Kultur in Zusammenhang steht, mit dem Orient in Verbindung zu bringen. Allmählich erst gelang es, mit dem alten Dogma von der zentralasiatischen Herkunft der indogermanischen Völker aufzuräumen und einen europäischen Ursprung sehr wahrscheinlich zu machen. Die Forschungen Wilsers und Pencks haben zum ersten Male das nordische Europa als Ausgangspunkt des arischen Völkerstammes hingestellt. Wilser ging dabei von der Voraussetzung aus, daß eine Rasse sich nur von dort ausgebreitet haben könne, wo sie sich in größter Reinheit und Kraft erhalten hätte. In Schweden nun sind fast drei Viertel der Bevölkerung dem Homo europaeus flavus zuzuschreiben, so daß sich die Begriffe „Rasse" und „Volk" nahezu decken. So liegt, wie man Wilser zugeben muß, der Schluß nahe, daß hier der Ausgangspunkt der Wanderungen sein muß, die zugleich mit dem Blute der Nordlandrasse arische Sprache und Gesittung über weite Gebiete, selbst über den europäischen Erdteil hinaus, verbreitet haben. Eine Stütze findet diese Annahme in den Nachrichten der alten Schriftsteller über die Wanderungen der germanischen Stämme; in zahlreichen Ueberlieferungen des Volkes, in Sagen usw. Schweden muß als Ursprungsland der arischen, mithin auch der germanischen Völker angesehen werden; von hier aus wurde der größte Teil Europas, also auch das Gebiet des heutigen Deutschland, bevölkert. Was die Urgeschichte Deutschlands anbetrifft, so ist der älteste Nachweis des Menschen für Deutschland immer noch der Fund aus den Travertin-Gruben zu Taubach bei Weimar. Dieser und andere Funde gestatten ein lückenloses Bild von dem Leben und Treiben unserer Vorfahren zur Diluvialzeit zu entwerfen. Kenntnis des Ackerbaues und der Viehzucht ging ihnen noch ab. Ihre Hauptbeschäftigung war die Jagd. Sie besaßen bereits große Vorliebe für Körperputz. Ihre körperliche Beschaffenheit ist durch die Funde im Neandertal, Spy, Brünn, La Noulette usw. festgestellt. Die jüngere Steinzeitkultur, welche sich durch geschliffenen Stein auszeichnet, tritt etwas unvermittelt und plötzlich auf. Nur die Kjökkenmöddinger an der dänischen Küste lassen deutlich einen Uebergang von der älteren zur jüngeren Steinzeit erkennen. In dieser tritt der sogenannte Homo priscus auf, der sich über ganz Süd-, Ost- und Nordeuropa ausbreitet. Vorläufig wissen wir noch nicht, ob die neue Rasse sich aus der alten entwickelt hat, oder ob erstere als eingewandert zu betrachten ist. Aus ihr ging im Norden unter dem bleichenden Einfluß des nordischen Klimas die arische Rasse hervor. Die starke Bevölkerungszunahme nötigte zur Auswanderung nach den südlicher gelegenen Teilen Europas, und auch nach Deutschland. Die neolithische Kultur, die uns hier entgegentritt, muß als Errungenschaft und geistiges Eigentum dieser Einwanderer angesehen werden: Herstellung von Steingeräten, Viehzucht und Ackerbau, Weben und Spinnen, Tonwaren, feste Wohnsitze. Eine spezifische Erscheinung der neolithischen Periode des nördlichen und westlichen Europa stellen die sogenannten megalithischen Steinbauten dar. Man trifft sie auch in Nordafrika, der Krim, den Kaukasusländern und selbst in Indien. Was den anthropologischen Typus dieser Periode anbetrifft, so treten kurzköpfige Elemente auf und zwar durch Einwanderung. Zwar überwiegt die langköpfige Cro-Magnon-Rasse, es treten aber auch Kreuzungsprodukte beider Rassen, sogenannte Mittelköpfe auf. Die Kurzköpfigen hatten einen mongoloiden Typus. Aus der Vermischung der kurzköpfigen Asiaten und der langköpfigen Nordeuropäer ist in der Hauptsache die heutige Bevölkerung unseres Kontinents hervorgegangen, wozu noch im Süden Europas die mediterrane Rasse kommt. Auch gab es in der jüngeren Steinzeit ausgedehnte Handelsbeziehungen, und als die Römer mit unseren Altvordern zusammentrafen, fanden sie bereits ein Kulturvolk vor, das zwar noch nicht durch die

Finessen einer Hyperkultur verweichlicht war, wohl aber eine Unterlage besaß, die nur des äußeren Anstoßes bedurfte, um sich entsprechend weiter zu entwickeln. (G. Buschan, Die Umschau, 1905, 26 und 27.)

Neue Funde aus dem deutschen Diluvium. In den Kiesgruben der an Petrefakten und Artefakten gleich reichen Gegend von Neuhaldensleben ist eine ganze Typenreihe von Silex-Werkzeugen von ausgesprochen eolithischem Charakter bis zum ausgebildeten Paläolithikum gefunden worden. Es handelt sich dabei um drei Gruben, die als gemeinsame Eigentümlichkeit eine starke Bank von grobem Schotter besitzen. Am regelmäßigsten und ungestörtesten ist das geologische Profil in einer in einem Park gelegenen Grube. Hier ist zu verzeichnen: eine starke Humusdecke, darunter eine Sandschicht, darunter eine 2—3 m dicke Schicht entkalkten Lehms und Geschiebemergels, also den typischen Resten einer Moräne, darunter dann eine Versteinerungen tragende Schotterbank. Die Versteinerungen gehören also der bekannten norddeutschen letzten Interglazialzeit an. Die gefundene Typenreihe der Artefakten ist folgende: 1. Schläger aus ganzen natürlichen Kieselknollen. 2. Aus zufälligen Absplissen hergestellte Werkzeuge. 3. Aus beabsichtigten Sprengstücken hergestellte Werkstücke ohne bestimmte Form. 4. Allseitig bearbeitete Stücke gleicher Art. Diese vier Typen können als Eolithen zusammengefaßt werden. 5. Paläolithische Werkzeuge von beabsichtigter Form. — Da die am weitesten vorgeschrittenen Werkzeuge für die urgeschichtliche Einreihung maßgebend sind, so handelt es sich bei dem Ganzen um eine Süßwasserablagerung aus der letzten norddeutschen Interglazialzeit mit Artefakten aus dem vollentwickelten Paläolithikum. (P. Favreau, Zeitschrift für Ethnologie, 1905, Heft II—III.) — A. K.-H.

Altdeutsche Ortsnamen in Spanien. Zwar besitzt die spanische Sprache mehrere Hundert Wörter germanischer Abkunft; die von einigen wie burgo gebildeten Ortsnamen können jedoch nicht für deutsch gelten, weil zu der Zeit, als sie entstanden, ihre Stammwörter bereits in das Romanische aufgenommen und mit ihm verschmolzen waren, zuweilen durch Vermittelung des Lateinischen und mit veränderter Bedeutung. Dagegen ist eine Fülle gotischer und suevischer Personennamen in den Ortsbezeichnungen Spaniens erhalten, die meisten als Namen von Ortschaften, viele auch als Fluß-, Berg- und Flurnamen, nicht nur an dem von maurischem Einfluß fast unberührt gebliebenen Nordrand der Halbinsel, wo sie am häufigsten auftreten, sondern auch in allen übrigen Landschaften einschließlich Andalusiens und auf den Balearen, deren Gehöfte und Weiler größtenteils deutsche Namen führen. Eine beträchtliche Zahl erscheint in fremdartiger Einkleidung, ohne doch bei näherer Prüfung ihre deutsche Natur zu verleugnen. Durch die Mauren erhielten besonders im Süden, im Nordosten durch die Basken nicht wenige täuschende Aehnlichkeit mit arabischen und baskischen Namen; vor allem aber wurden sie, abgesehen von ihrer Latinisierung in Chroniken und Urkunden, dem spanischen Volke, das den unverständlichen Wortbildungen einen Sinn zu geben trachtete, zu einer reichen Quelle für Umdeutungen, indem es darin romanische Namen, Titel, Bezeichnungen von Ständen und Eigenschaften, Tier- und Pflanzennamen, in den zweiteiligen bald zwei spanische Hauptwörter, bald ein Hauptwort mit einem Eigenschafts- oder Zahlwort oder auch einen ganzen Satz sah, vielen einen humoristischen, anderen einen kirchlichen oder kriegerischen Sinn unterlegte usw. Bei solcher Fülle ist es natürlich, daß Deutschland und Spanien eine Reihe übereinstimmender Ortsnamen aufweisen, z. B. Guitiriz = Witerich, Sesnandes = Sisenand, Guloncho = Wigung, Coyunces = Kunigund, Arrual = Harald, Besomaño = Bazemann, Estubeny = Stübnig, Cuartango = Wertingen, Guillonge = Villingen usw. usw. In den baskischen Provinzen bewahren Hunderte von Oertlichkeiten, darunter viele adelige Herrenhöfe, ihre politischen Namen, auch gibt es eine beträchtliche Zahl deutsch-baskischer Mischnamen. Das Ueberwiegen kleiner und kleinster Ortschaften, Weiler und Gehöfte unter den deutsch benannten nebst zahlreichen Flur- und Bachnamen weist auf den bäuerlichen, andererseits der deutsche Name vieler alter Schlösser und Warttürme auf den kriegerischen Charakter der germanischen Erbauer hin. Die mittelalterlichen germanischen Personennamen Spaniens und Portugals übertreffen nach Meyer-Lübke an Zahl alle übrigen miteinander; dasselbe gilt wahrscheinlich von den deutsch-spanischen Ortsnamen. Das offene Land ist in Kastilien, Aragonien usw. wenig von den Mauren beeinflußt, und die deutschen Namen zeigen hier gegen die häufige Ueberschätzung des arabischen Einflusses im mittel-

alterlichen Spanien, die so weit geht, daß der ritterliche Zug im spanischen Charakter als „orientalisches Erbteil“ bezeichnet worden ist, während Cervantes seinen Helden im sechsten der einleitenden Sonette, um ihn zu ehren, Godo Quijote nennt. Wenn Justi als wesentliches Merkmal der spanischen Kunst „einen Zug des Ernstes, der Wahrhaftigkeit“ hervorhebt, so sieht er darin schwerlich ein arabisches Erbe, und nirgends in der romanischen Dichtung fühlen wir den Pulsschlag germanischen Blutes so lebhaft wie bei Calderon oder gar bei Cervantes, der von altem galizischen Adel, also gotischer oder suevischer Herkunft war. (J. Jungfer, Deutsch-spanische Ortsnamen, Deutsche Erde, 1905, No. 2.)

Blonde Maler in Spanien. S. Feldmann beschreibt in einer Reiseschilderung im Lokal-Anzeiger den berühmten spanischen Maler Don José Villégas als mittelgroß und blond, und fügt hinzu: „Merkwürdig, daß es so viele germanisch-blonde Maler in Spanien gibt! Ich habe bei meinen Atelierwanderungen reichlich ein Dutzend aufgezeichnet.“ — Merkwürdig ist diese Erscheinung keineswegs, wenn man bedenkt, daß die Germanen, wie in Italien, so auch in Frankreich und Spanien die Begründer und Erzeuger der mittelalterlichen und Renaissance-Kultur gewesen sind. — L. W.

Die Ausländer in China. Den Jahresberichten der chinesischen Seezollverwaltung wird alljährlich eine kleine Tabelle beigegeben, die die Zahl der in den chinesischen Vertragshäfen ansässigen Ausländer wiedergibt. Wir entnehmen ihr folgende Zahlen, wobei in Klammern die Zahlen des Jahres 1890 beigefügt sind. Es halten sich demnach in den genannten Orten Chinas gegenwärtig auf: Japaner 9139 (883), Briten 5981 (3317), Portugiesen 3387 (610), Amerikaner 3220 (1133), Deutsche 1871 (648), Franzosen 1374 (588), alle übrigen Nationalitäten bleiben unter Tausend. Als die auffälligste Ziffer springt ohne weiteres die für die Japaner in die Augen. Der Gegensatz wird noch stärker, wenn man berücksichtigt, daß während des chinesisch-japanischen Krieges die Anzahl der Japaner noch unter die des Jahres 1890 sank, so 1894: 253, 1896: 852 betrug. Seit der Zeit aber findet dieser rapide Aufschwung statt, so allein von 1903 mit 5287 auf die oben angegebene Ziffer, so daß in einem Jahre eine Vermehrung von fast 4000 stattgefunden hat. Außerdem aber halten sich zahlreiche Japaner auch außerhalb der Vertragshäfen auf, was mit den Vertretern anderer Nationen in nennenswerter Weise nicht der Fall ist. Die Deutschen stehen an vierter Stelle unter den weißen Nationen. Das gibt aber in keiner Weise ein Bild des wirklichen Einflusses und der Stellung des deutschen Handels in China; denn als Großkaufleute kommen die Portugiesen gar nicht in Betracht, aber auch die Amerikaner sind nicht in gleichem Maße durch selbständige Handelshäuser vertreten, wie dies bloß aus der Zahl ihrer Vertreter erscheinen könnte. Die Zahl der ausländischen Firmen beträgt — die Ziffer des Jahres 1890 ist wieder in Klammern beigefügt — britisch 436 (327), deutsch 173 (80), amerikanisch 106 (32), japanisch 630 (18). Verhältnismäßig war die Zunahme der amerikanischen Geschäfte zwar wohl größer als die der deutschen, von den japanischen gar nicht zu sprechen; bei letzteren handelt es sich jedoch vorwiegend um kleine Läden, die sich in ihrem Umsatz mit den europäischen Häusern kaum vergleichen lassen. Immerhin steht aber Deutschland in bezug auf seine Handelsvertretung in China unbestritten an zweiter Stelle. Bezeichnend ist, daß verhältnismäßig von den europäischen Nationen — unter Weglassung der Portugiesen, unter denen vielfach Mischlinge, die unter portugiesischem Schutz stehen, angeführt sind — die Engländer in ihrem Anteile an der Gesamtzahl der Ausländer von 53 pCt. im Jahre 1890 auf 40 pCt. im Jahre 1904 zurückgegangen sind, die Amerikaner von 18 auf 22 pCt., die Deutschen von 10 auf $12^1/_2$ pCt. zugenommen haben. Hierbei ist noch zu bemerken, daß bei den Engländern auch die Inder mitgezählt sind, während bei Deutschen und Amerikanern natürlich nur die wirklichen Träger der westlichen Kultur in Frage kommen. Alles in allem gibt dies ein nicht unerfreuliches Bild des fortschreitenden deutschen Einflusses in China wieder. (Alldeutsche Blätter, 1905, No. 23.)

Die Eingeborenenfrage in Südafrika. Wie die Eingeborenenfrage in Südwestafrika eine der wichtigsten Aufgaben der nächsten Zeit bildet, so haben die Briten sich schon eingehend mit derselben Frage für Südafrika beschäftigt. Im Jahre 1903 wurde eine Kommission eingesetzt; sie hat die bezüglichen Gesetze geprüft, sie hat die einzelnen Kolonien bereist und an den wichtigsten Plätzen Sitzungen abgehalten, in denen Weiße aus allen Schichten der Bevölkerung sowie

auch Eingeborene vernommen wurden. Von dem Berichte der Kommission ist nun der erste Band erschienen und als Blaubuch ausgegeben worden. Die Kommission ist sich nach eingehender Prüfung bewußt geworden, daß ein einheitliches Vorgehen in allen die Eingeborenen berührenden Fragen erst allmählich angebahnt werden könne, sie hält es jedoch für dringend erforderlich und auch möglich, das Ziel einer gleichmäßigen Eingeborenen-Behandlung allmählich zu erreichen. In einer statistischen Uebersicht wird angegeben, daß Britisch-Südafrika von fast fünf Millionen Eingeborener — ohne Einrechnung der halben Million Inder, Chinesen und Japaner — und nur etwas über einer Million Weißer bewohnt ist. Dann beschäftigt sich der Bericht mit den Grundbesitz-Verhältnissen der Farbigen. Er kommt zu dem Schlusse, es sei darauf hinzuwirken, daß der Kommunalbesitz der Eingeborenen in Individualbesitz umgewandelt werde, um die Eingeborenen nach und nach zu europäischen Kulturbegriffen zu erziehen, das Land ertragreicher zu machen und vor allem die Stammesgemeinschaft zu brechen. Wünschenswert wäre es, Eingeborenen den Erwerb von ländlichen und städtischen Grundstücken nur in bestimmt festgelegten Bezirken zu gestatten. Die Kommission befürwortet, den Häuptlingen mehr und mehr die Gerichtsbarkeit zu nehmen und die Gerechtsame durch Entschädigung abzulösen. Hinsichtlich der Ehen der Eingeborenen und der Ausdehnung wie der Wirkung der Polygamie empfiehlt die Kommission Mäßigung gegenüber den Familienrechten der Farbigen, selbst sofern sie europäischer Kultur und Moral widersprechen. Sie geht von der Ansicht aus, daß Polygamie wie Lobolo (Frauenkauf) durch die steigende Kultur und das Anwachsen der Lebensbedürfnisse im Aussterben begriffen sind. Einstweilen wird vorgeschlagen, nur alle Eingeborenen-Ehen zu registrieren und Kinder aus polygamischen Ehen, die registriert sind, zur Erbfolge zuzulassen. Die äthiopische Bewegung hält die Kommission nicht für gefährlich. Den Verkauf von Spirituosen an Farbige will sie ganz verbieten und nur den Ausschank von Kaffernbier gestatten. (Hamburger Nachrichten, 1904, No. 494.)

Eigentumsrechte der Schwarzen in Südafrika. Ziemlich überraschend für die weißen Bewohner und die Regierung Transvaals stellt ein Erkenntnis des Obersten Gerichtshofes dieser Kolonie fest, daß die Eingeborenen auf eigenen Namen Land erwerben dürfen. Man hatte bisher angenommen, daß entsprechend dem unter der Burenregierung geltenden Rechte im Falle von Landerwerb durch Eingeborene der Eingeborenenkommissar als Treuhändler für sie eintritt. Ein in der Kapkolonie ansässiger eingeborener Geistlicher suchte die Eintragung auf seinen Namen für ein Grundstück nach, das er bei Krügersdorp erworben hatte. Der Registraturbeamte verweigerte sie ihm, bei der Berufung aber verkündigte das Gericht, daß einerseits das Abkommen von Pretoria von 1881, das gegen die Eintragung angerufen wurde, keine Gesetzeskraft habe, andererseits ein Gesetz von 1855, das den Eingeborenen das Recht auf Grundeigentum in eigenem Namen abspricht, durch die Verkündung der Einverleibung vom Jahre 1901 aufgehoben sei, mithin die Eingeborenen in bezug auf Erwerb und Pacht von Grundstücken dieselben Rechte genössen wie die Europäer. Dagegen dürfen letztere kein Land in den Gebieten der Eingeborenen erwerben, wo diese doch bisher in der Regel allein imstande gewesen waren, solches zu kaufen. (Süd-Afrika 1905, No. 23.)

Der Zionismus und die jüdischen Kolonisationsprojekte. In der Geschichte der Kolonisationsbestrebungen des letzten Jahrhunderts wird der künftige Historiker vielleicht mit größerem Interesse, als wir heute ahnen können, bei einem merkwürdigen Kapitel verweilen, bei dem Kapitel der jüdischen Kolonialpolitik. Ursprünglich ist sie nicht vom Volke selbst ausgegangen, sondern von einzelnen mächtigen Geldherrschern, die bis jetzt geradezu eine ängstliche Scheu davor gehabt haben, das Volk selbst zur Arbeit heranzuziehen. Eine Wendung zum Besseren schien der Zionismus zu bringen. Mit einem klar erkannten und freimütig vor aller Welt aufgestellten Ziele, in glücklicher Uebereinstimmung mit einer zweitausendjährigen Tradition und den Zukunftshoffnungen der gläubigen Masse, verband er das Streben nach der nationalen Wiedergeburt. Zum Unterschied von den früheren Bestrebungen handelt es sich bei ihm um die Wünsche der jüdischen Volksmassen und eines nicht unbeträchtlichen Teiles der jüdischen Intelligenz. Doch entbehrt er der Hülfe der großen jüdischen Finanziers, vielleicht infolge seines sozial-freiheitlichen Wirtschaftsprogramms. Die zionistische Bewegung war in bezug auf ihre Bestrebungen eine einheitliche bis zu der Zeit, da England das Angebot eines Landstrichs in Ostafrika machte. Damit geriet das Endziel — Palästina — ins Schwanken. Seitdem gibt es unter den Zionisten Leute, die bereit sind, an

Stelle Palästinas irgend ein anderes Territorium zu setzen. Alle diese Bestrebungen beweisen, daß die eine Erkenntnis immer weiter um sich greift: Die Juden müssen zur Scholle zurück, zur eigenen Scholle. Im eigenen Lande, im Lande der ersten Blüte des jüdischen Volkes! Die Zionisten wollen an alte Traditionen, an die ganze bisherige Entwicklung des jüdischen Volkes anknüpfen, um ein nationales Werk zu schaffen, die anderen möchten, in gänzlichem Mißverstehen moderner Ideen, diese Entwicklung des jüdischen Volkes, also etwas seinem eigensten Wesen Entsprechendes, naturgemäß sich Vollziehendes, gewaltsam der Umgebung gleichmachen oder wenigstens genau nach deren Beispiel modeln. Als ob ein Volk ein Stück Holz wäre, das man nach Belieben formen oder über dessen innerstes Gefüge man durch einen täuschenden Anstrich die anderen auf die Dauer irreführen könnte! Am jüdischen Volke haben die mächtigsten Völker und die gewaltigsten geschichtlichen Umwälzungen ihre Kraft gemessen. Wohl ist es nicht ohne böse Schäden über die Fährlichkeiten hinweggekommen, aber es ist immer ein Volk geblieben, das seiner Vergangenheit bewußt ist und seiner Zukunft vertraut. (Dr. Werner, Die Welt, 1905, No. 19).

Rassenvorurteile in den Gewerkschaften. Die organisierten Seearbeiter der nordamerikanischen Union haben auf ihrem letzten Kongreß den Beschluß gefaßt, die japanischen Seeleute müßten durch gesetzliche Bestimmungen vom Dienst auf amerikanischen Schiffen ausgeschlossen werden. Dieser Beschluß, von dem kaum anzunehmen ist, daß ihm die amerikanische Regierung Folge geben wird, hat zunächst eine Polemik zwischen den Organen der organisierten deutschen und amerikanischen Seeleute und des japanischen Sozialistenblattes „Der Sozialist" zur Folge gehabt. Das Organ des deutschen Seemannsverbandes, „Der Seemann" in Hamburg, bedauerte den Beschluß der Amerikaner, bei dem Rassenvorurteile eine große Rolle gespielt hätten, die sich mit dem Grundgedanken des Sozialismus nicht vereinbaren ließen. „Wir — sagt das Organ der deutschen Seeleute — „stehen im Gegensatz zu unserer amerikanischen Bruderorganisation auf dem Standpunkt, daß die modernen, auf dem Boden des Klassenkampfes stehenden Gewerkschaften sowohl in der Theorie wie in der Praxis sich auch an bestimmte sozialistische Grundsätze zu halten haben." Das amerikanische Fachorgan rechtfertigt den Beschluß hauptsächlich mit der angeblichen Lohndrückerei der Japaner und ihrer geringen Bildung und Sittlichkeit. Eingehend antwortet hierauf das japanische Sozialistenblatt. Es beschwert sich bitter über die Anfeindungen, denen die Japaner in Amerika ausgesetzt seien. Falsch sei es, wenn behauptet werde, die Japaner arbeiteten für geringeren Lohn, und ebenso falsch sei es, anzunehmen, die japanischen Arbeiter ständen sittlich und in der Bildung auf einem tieferen Niveau als die größte Zahl der europäischen Einwanderer in Amerika. Gerade die meisten der einwandernden Slawen und Romanen seien Analphabeten. Gleichzeitig wendet sich der japanische Sozialist gegen die Resolution, welche die amerikanischen Delegierten dem letzten internationalen Sozialistenkongreß in Amsterdam zur Annahme empfohlen haben und durch welche die „Barbaren", namentlich die Asiaten, von der Einwanderung in andere Länder ausgeschlossen sein sollten. „Sind die Prinzipien des Sozialismus nur auf die weißen Völker anwendbar? Sind wir ungeeignet, in die internationale sozialistische Bewegung einzutreten? Ist der Sozialismus dazu da, um die Interessen einer bestimmten Rasse wahrzunehmen? Würde es die Verwirklichung des Sozialismus erleichtern, wenn man uns als eine minderwertige Rasse ansieht? Ist es nicht viel besser für die Arbeiter der ganzen Welt, daß sich alle zu einem großen Ganzen vereinigen gegen die Kapitalisten? Unsere Arbeiter, welche Sozialisten sind, sind auch bereit, den Organisationen der Arbeiter in anderen Ländern beizutreten, und verlangen dieselben Löhne wie diese, sobald sie in jenen Ländern sich befinden." Das sei der richtige Weg, um die Schmutzkonkurrenz unter den Arbeitern zu beseitigen. Das Hamburger Fachblatt meint, die seemännischen Organisationen müßten sich allerdings dagegen wenden, daß das Reedertum unter Zurücksetzung der einheimischen Seeleute Asiaten als Lohndrücker heranziehe, aber hier müsse bezüglich der Maßnahmen von Fall zu Fall entschieden werden. Die häufig in national-zünftlerischer Denkweise befangenen organisierten amerikanischen Arbeiter verhalten sich auch gegenüber der Zulassung der Neger zu den gewerkschaftlichen Organisationen vielfach ablehnend. Mit Ausnahme der Gewerkschaften der Elektrotechniker und Drahtnetzarbeiter ist die Zulassung der Neger zwar überall gestattet, aber die Ortsgruppen der Gewerkschaftsverbände verweigern vielfach die Aufnahme von Negern, welche deshalb in den Organisationen nur schwach vertreten sind. In den Südstaaten, wo die Rassengegensätze viel schärfer hervortreten als im Norden,

haben einzelne Gewerkschaftsverbände für die Neger separate Ortsgruppen geschaffen. Neuerdings wird prophezeit, daß mit der Vollendung des Panamakanals zwischen der nordamerikanischen Union und Japan ein gewaltiger wirtschaftlicher Kampf, besonders auch um die Herrschaft im stillen Ozean, entbrennen werde. Auf beiden Seiten befürchtet man anscheinend eine starke Reibung der wirtschaftlichen Interessen in naher Zukunft. Dabei dürfte auch die Arbeiterfrage eine Rolle spielen. (Kölnische Volkszeitung 1905, No. 592.)

Ueber Rassenkämpfe in Nordamerika wird dem „Tag" (1905, No. 368) berichtet: New-York hat ein Stadtviertel, das sich des Beinamens „San Juan Hill" erfreut, weil in seinen Straßen bei gelegentlichen Gefechten nicht weniger Blut als beim Sturm auf die Höhe von San Juan im spanischen Kriege vergossen ward. Nicht eben einträchtiglich wohnen nämlich dort Weiße und Schwarze beieinander. Wie wenig guten Willen, sich zu vertragen, beide Rassen bekunden, zeigte sich, als kürzlich ein Negerjunge einen blinden weißen Hausierer bei der Hand nahm und ihn über den Fahrdamm führte. Sofort stürzten sich Weiße auf den Negerjungen, weil er gewagt, die Hand eines der Ihren zu berühren, und Schwarze auf den Blinden, weil er sich erfrechte, die Dienstleistung eines Kindes ihrer Rasse in Anspruch zu nehmen. Als beide Opfer verprügelt und anscheinend leblos im Rinnstein lagen, wurden beide Haufen schwarzer und weißer Uebeltäter handgemein. Beider Rassen Lieblingswaffen werden aus den Taschen gezogen. In den Händen der Nigger blinkte das Rasiermesser. Die Weißen spannten den Hahn des Revolvers. Kampfrufe erschollen und Verstärkungen kamen. An tausend Menschen balgten sich schließlich, den Tumult des Kampfes durch drei Straßen tragend. Von den Fenstern flogen, von Frauenmund und -hand geschleudert, ermunternde Worte, Kartoffeln, Zwiebeln und heiße Wasserstrahlen, von den Hausdächern Ziegelsteine herab. Die Polizei hatte sich bald zurückziehen müssen. Eine Stunde fast war das Gefecht im Gange, als 300 Schutzleute von der Reserve verschiedener Polizeiämter eintrafen. Im Handumdrehen begruben Schwarze und Weiße die Streitaxt und gingen zum gemeinsamen Angriff gegen die Blauröcke vor. Als diese nach zwei weiteren Stunden auf der ganzen Linie gesiegt, lagen allein auf dem von Krankenhäusern in einer Seitenstraße schnell errichteten Verbandplatz mehr als 50 Verwundete. Wieviele in den Häusern verborgen wurden, ließ sich nicht feststellen.

Kriminalität und Rasse. Aus den Vergleichsziffern verschiedener Nationen ohne weiteres auf Rassenunterschiede schließen zu wollen, hat seine großen Bedenken, da fast jede der europäischen Nationen aus denselben Urrassen eng gemischt ist und weil die wirtschaftlichen, politischen und, was bei Feststellung der Kriminalität besonders in Frage kommt, die rechtlichen Zustände zu verschieden sind. Auf etwas sicherem Boden bewegt man sich, wenn man die Kriminalität der einzelnen österreichischen Kronländer vergleicht, weil diese wesentlich unter denselben Einrichtungen leben, und weil in Oesterreich die Rassengegensätze, die in anderen Ländern längst durch innigere Mischung und Sprachausgleichung undeutlich geworden sind, hier noch den Charakter der einzelnen Kronländer bestimmen helfen. Freilich wird das Bild dadurch getrübt, daß gerade diejenigen Gegenden, in denen eine begabte Rasse einen hohen Wohlstand erzeugt hat, große Anziehungskraft auf landfremde Bevölkerung mit niederer Lebenshaltung und hoher Kriminalität ausüben. Immerhin ist folgende Statistik von Interesse, die Hugo Herz (Monatsschrift f. Kriminalpsych. u. Strafrechtsref., I. Jahrg., No. 9) veröffentlicht und aus der hervorgeht, daß die Kriminalität (K.) zwar in einzelnen Fällen, aber keineswegs immer bei steigendem Durchschnittseinkommen (E.) abnimmt: Niederösterreich E. 803, K. 241; Salzburg: E. 393, K. 248; Küstenland: E. 287, K. 201; Vorarlberg: E. 277, K. 142; Steiermark: E. 246, K. 163; Oberösterreich: E. 243, K. 128; Böhmen: E. 227, K. 220; Schlesien: E. 201, K. 269; Mähren: E. 198, K. 226; Tirol: E. 181, K. 173; Kärnten: E. 180, K. 185; Krain: E. 111, K. 211; Bukowina: E. 110, K. 348; Dalmatien: E. 85, K. 196; Galizien E. 73, K. 291. Der cisleithanische Reichsdurchschnitt beträgt: E. 241, K. 291. Beachtenswert ist noch, daß Niederösterreich, das wesentlich durch die Ziffern für Wien, wohin die Bevölkerung aus dem ganzen Reich zusammenströmt, bedingt wird, in seiner Kriminalität dem Reichsdurchschnitt genau entspricht. — A. K.-H.

Der Zug vom Lande und das Elend in den Großstädten. Das Elend in den Städten wird durch nachstehende statistische Notizen grell beleuchtet: In der glänzenden Reichshauptstadt erhält jeder sechzigste Einwohner

ständig Almosen. Die Armenbevölkerung beträgt seit etwa einem halben Jahr mit geringen Schwankungen 33 720. Im November vorigen Jahres waren es nur 2 mehr. Inzwischen war sie um einige Köpfe zurückgegangen. Bei einer Bevölkerung von 2 Millionen kommt also auf jeden sechzigsten Berliner einer, der laufend Almosengelder empfängt. Diese Unterstützungen beanspruchen jeden Monat etwas mehr als eine halbe Million Mark, genau 540 000 Mark. Im ganzen Jahr erfordert die ständige Armenpflege etwa $6^1/_4$ Millionen Mark. Auf den Kopf der Armenbevölkerung kommen ungefähr 100 Mark im Jahr. Diese ständigen Armen erhalten außerdem 10 bis 15 000 Mark monatlich „extra". Pflegekinder unterstützt die Stadt Berlin rund 11 000. Im April d. J. waren es 10 936, in den Monaten vorher einige Hundert über 11 000. Die Unterstützungen betragen monatlich im Durchschnitt 82 000 Mark. Außer der ständigen Armenbevölkerung und den Pflegekindern gibt es noch 5—6000 gelegentlich Unterstützte, für die durchschnittlich 63 000 Mark monatlich aufgewandt werden. — Diese Zahlen sollten leichtfertigen Leuten vom Lande zu denken geben, die ohne Besinnen nach Berlin ziehen, um hier — zu verkommen. (Das Land, 1905, 19.)

Schadenersatz für Schädigungen durch Syphilis-Infektion. Von dem Reichsgericht wurde kürzlich ein prinzipiell wichtiger Prozeß entschieden, dessen Rechtsfrage schon häufig bei den Forderungen zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten diskutiert worden ist. Aus Leipzig wird darüber der Frankfurter Zeitung (1905, No. 185) berichtet: Den Schwerpunkt dieses Prozesses bildet die Frage: Gilt die ärztlicherseits erfolgte Gesunderklärung von einem Leiden als Bürgschaft gegen fahrlässige Uebertragung derselben auf andere in widerrechtlicher Weise? Der Beklagte hatte im Frühjahr 1900 ein Liebesverhältnis mit der Klägerin, und, seit zwei Jahren wegen Syphilis in Behandlung, Klägerin im Mai infiziert. Sie erkrankte schwer und wurde schließlich hochgradig nervös und arbeitsunfähig. Für den ihr hierdurch erwachsenen Schaden machte die Geschädigte Schadenersatzansprüche geltend, gestützt auf § 823 B. G.-B. (fahrlässige Schädigung). Das Landgericht Berlin verurteilte den Beklagten zur Zahlung von 2900 Mark Schadenersatz und einer monatlichen Rente von 150 Mark. Auf die Berufung des Beklagten gegen dieses Urteil wurden die Ansprüche vom Kammergericht zu Berlin auf 1120 Mark und 50 Mark monatlich vorauszahlbar festgesetzt. In der vom Beklagten gegen das Berufungsurteil eingelegten Revision beim Reichsgericht hob er nochmals hervor, daß die Klägerin kein unbescholtenes Mädchen mehr gewesen sei, und ihn kein fahrlässiges Verschulden treffen könne, da die drei ihn behandelnden Aerzte bereits im März 1900 ihn als vollständig geheilt erklärt hätten. Das Reichsgericht bestätigte jedoch das Urteil des Kammergerichts und wies die Revision zurück, indem es ausführte, daß Kläger, der von der Bösartigkeit des Leidens unterrichtet war, sich doch hätte sagen müssen, es könne das Leiden, das gewöhnlich drei Jahre und länger währt, immer noch vorhanden sein.

Bücherbesprechungen.

Prof. Dr. A. Jacobi, Die Bedeutung der Farben im Tierreiche. Gemeinverständliche Darwinistische Vorträge und Abhandlungen. Mit 2 Abbildungen. Verlag von Dr. Breitenbach & Hoerster, Brackwede. Heft 13. Preis 1 Mk.

Seit Jahrtausenden haben die Menschen die Farbenpracht der Tiere bewundert, ohne eine ausreichende Erklärung für dieselbe zu finden. Man glaubte wohl gern, der Schöpfer habe die Tiere so schön geschmückt, damit sie die Menschen erfreuen sollten. Erst der Darwinschen Theorie war es vorbehalten, eine befriedigende Erklärung der Farben der Tiere zu geben, und auf keinem anderen Gebiete der biologischen Forschung hat sich die erklärende Kraft der Zuchtwahllehre glänzender bewährt, wie gerade auf diesem. Der Verfasser behandelt in der vorliegenden Schrift, die der bekannten Breitenbachschen Sammlung angehört und deren 13. Heft bildet, die ganze Frage in mustergültiger Weise und zeigt an gut gewählten Beispielen, daß die Färbung der Tiere im allgemeinen, wie die kleinsten Einzelheiten der oft so verwickelten Zeichnung immer von Bedeutung für das Tier selbst sind und daß sie nur verstanden werden können auf Grund der Darwinschen Lehre, so daß

sie ihrerseits zu einer der festesten Stützen dieser Lehre geworden sind. Wir können die lehrreiche und interessante Schrift allen denen empfehlen, die einen Einblick gewinnen wollen in den ursächlichen Zusammenhang der Erscheinungen in der organischen Natur.

Joh. Haedicke, Die Leukocyten als Parasiten der Wirbeltiere. Ein Beitrag zur wissenschaftlichen Weltanschauung. Landsberg a. W. 1905. Fr. Schaeffer & Co. 166 Seiten.

Es wird gezeigt, daß es, wenn man allgemeinere Grundsätze der Biologie auf die Lehre vom Blute anwendet, unwahrscheinlich ist, daß die sogenannten „weißen Blutkörperchen", die sich im Blute und in den Geweben der Wirbeltiere aktiv beweglich herumtreiben, unabhängig vom Nervensystem sind, die nicht, wie alle andern Zellen des Körpers nur flüssige, sondern auch feste Nahrung aufnehmen und die ihre Nahrung nicht wie die Körperzellen zu Harnstoff, sondern zu der für den Organismus giftigen Harnsäure verarbeiten (und daher auch die Urheber der Gicht sind), in einem genetischen Zusammenhang mit den so gänzlich verschiedenen „roten Blutkörperchen" stehen und aus den Zellen des Knochenmarks abstammen sollen, so wie es die herrschende Lehre behauptet. Sie müssen also Parasiten sein (amoebae sanguinis), die nur von ihresgleichen abstammen. Sie werden auf ein neues Lebewesen entweder schon mit der Eizelle oder durch das Blut der Mutter während des fötalen Kreislaufes übertragen und bilden unter dieser Voraussetzung, da sie sich außer bei allen Wirbeltierklassen auch bei den Ringelwürmern finden, einen direkten Beweis für die Abstammung des Wirbeltierstammes von diesen.

Außer dieser theoretisch wichtigen Ansicht trägt Haedicke auch in praktisch-medizinischer Hinsicht eine neue Auffassung der Leukocyten vor, die freilich falsch sein könnte, auch wenn die oben entwickelte Ansicht sich als sicher richtig herausstellen sollte. (Letzteres könnte übrigens durch den experimentellen Beweis geschehen, daß die Leukocyten verschiedener Wirbeltierarten untereinander dieselbe, im Verhältnis zu ihren Wirten eine verschiedene Kernteilung besitzen.) Die Parasiten könnten nämlich dann mit den Wirbeltieren in einer für beide Teile nützlichen Symbiose stehen. Aber auch dies leugnet Haedicke im wesentlichen.

Bekanntlich werden Bakterien von Leukocyten aufgefressen. Hierin hat man stets etwas Nützliches und daher in den Leukocyten die Polizei des Körpers erblickt. Haedicke aber meint, daß die Leukocyten an ihrer giftigen Speise häufig zugrunde gehen, zerfallen und so die durch die „Passage" im Leukocyt nur noch giftiger gewordenen Bakterien in weiteren Teilen des Körpers aussäen. Ohne Leukocyten würde nach Haedicke jede Infektion streng lokalisiert bleiben und von den Körperzellen abgekapselt und ausgestoßen werden. Erst das geschäftige Umhertreiben der Leukocyten schaffe immer neue Krankheitsherde, mache z. B. aus einem harmlosen, leicht auszuheilenden Tuberkel die völkervernichtende Schwindsucht. Sollten sich diese Ansichten bewähren, so würde das sehr inhaltsreiche Buch von Haedicke eine Epoche in der Geschichte der Medizin bedeuten, und auch die Anthropologie würde davon beeinflußt werden.

Dr. Alexander Hesse.

Ludo Moritz Hartmann. Ueber historische Entwicklung. Sechs Vorträge zur Einleitung in eine historische Soziologie. Fr. Andreas Perthes, Gotha 1905. 89 S. 2,40 Mk.

Verfasser, der hier ein Gegenstück zu Simmels bekannter Schrift „Probleme der Geschichtsphilosophie" gibt, steht auf einem sehr vorgeschrittenen modernen Standpunkte und ist in seinem Denken namentlich durch Ernst Mach beeinflußt. Fast als ein gutes Vorzeichen muß man bei der gegenwärtigen Situation der historiographischen Wissenschaft in Deutschland ansehen, daß er im Vorwort erklärt, „auf wenig Zustimmung" in den Kreisen der „historischen Fachgenossen" zu rechnen.

Im ersten Vortrag bekämpft er „das metaphysische und das psychologische Vorurteil". In der Ausdeutung nach Analogie der scheinbar unmittelbaren inneren

Beobachtung erblickt er ein Rückbleibsel uralter animistischer Weltanschauung. Wie Mach unterscheidet er zwei Erkenntnisgebiete, das physikalische und biologische, wirft also in einer uns allzu radikal anmutenden Weise die gesamten Kulturwissenschaften mit zu den biologischen in einen Topf. Aber richtig ist, daß schon auf biologischem Gebiete zwei Vorgänge auch dann nicht als identische betrachtet werden können, wenn sie sich nur räumlich und zeitlich unterscheiden. Aber auch auf biologischem und damit historischem Gebiet muß das Ziel sein, nicht willkürlich neue Voraussetzungen einzuführen, sondern Abhängigkeiten zu konstruieren, die zusammen mit der physikalischen Kausalität unter den Funktionsbegriff zu subsumieren seien. Auf dem biologisch-historischen Gebiete spielt der „Zufall" eine große Rolle. Ihm widmet Verfasser seinen zweiten Vortrag. Als „Zufall" gelten ihm in der menschlichen Entwicklung erstens die Faktoren der äußeren Natur und zweitens die Begebenheiten, die nicht mit dem Inhalte des menschlichen Willens sich decken. Der Mensch hat seine Erfindungen nicht aus einzelnen selbständigen Trieben heraus gemacht, sondern durch Zufall; erst bei der Wiederholung des Vorgangs vollzog sich die Anpassung des Bewußtseins und zwar zuerst beim genialen Menschen, der sich vom Talente durch die über die Jugendzeit hinaus erhaltene Fähigkeit der Anpassung unterscheidet. Auch alle „wirtschaftlichen" Handlungen des Menschen sind allmählich ausgebildete Anpassungserscheinungen.

Die beiden folgenden Vorträge beschäftigen sich mit dem Entwicklungsproblem, und zwar zunächst mit dem „Kampf ums Dasein". Verfasser betont hier die Aehnlichkeit zwischen den tierischen und menschlichen Wirtschaftsformen, die nur durch eine verschiedene Terminologie zwischen Geschichtswissenschaft und Biologie verschleiert ist: Der Kampf mit der Natur ist Arbeit und das Objekt der Wirtschaftsgeschichte, der Kampf der Menschen untereinander ist Politik. Das Ziel des Kampfes sind die besten Lebensbedingungen. Deshalb ist die politische Geschichte eine Funktion der Wirtschaftsgeschichte. Sieht man also von der Geistesgeschichte, die er „Ideengeschichte" nennt, ab, so bekennt sich Verfasser hier zur Kulturauffassung von Marx, die er aufbaut auf der Naturauffassung von Darwin. Die Selektionstheorie sei in der Historie noch leichter anwendbar, als in der reinen Biologie, weil überall die Zwischenformen nachweisbar sind und weil jede Zwischenform in einer bestimmten Zeit in einem bestimmten Milieu selektiven Wert gehabt haben kann. Verfasser unterscheidet extensive Assoziation (d. h. Gemeinsamkeit einer großen Anzahl von Menschen in irgend einer bestimmten Beziehung) und intensive Assoziation (Gemeinsamkeit einer großen Anzahl von Beziehungen innerhalb einer bestimmten Menschengruppe).

Der Rasse als erklärendem Faktor in der Kulturgeschichte schreibt er nur einen sehr geringen Wert zu, weil er meint, daß die konstantesten Rassenmerkmale für die Auslese irrelevant seien. Er scheint nicht die genügende biologische Schulung zu besitzen, um etwas von der Korrelation der Organe zu wissen: Ob z. B. jemand blond geboren wird, ist für sein Leben an sich ziemlich gleichgültig. Aber die blonde Haarfarbe des Neugeborenen ist ein absolut sicherer Beweis, daß sich dahinter (rein oder gemischt) ein germanoides Gehirn und damit die Seele einer zur Genialität neigenden Rasse verbirgt. Es heißt also den „kausalen Regressus" sehr früh abbrechen, aus der selektorischen Irrelevanz eines Rassenmerkmals („Merkmal" heißt Anzeichen, bezeichnender Nebenumstand) auf die Irrelevanz der Rasse zu schließen, wie es Hartmann unter Berufung auf Sombart und Hertz tut.

Im fünften Vortrag wird als Wesen und Ziel der ökonomisch-politischen Entwicklung ein Dreifaches geschildert: Fortschreitende Vergesellschaftung, fortschreitende Produktivität, fortschreitende Differenzierung. Mit Recht wird betont, daß es sich auch hierbei um kein Gesetz im Sinne der physikalischen Kausalität, sondern nur um eine Richtungslinie handelt. Diese Richtungslinie wird dann im einzelnen ausführlich an der griechisch-römischen Geschichte (Geschlechtsdörfer, städtischer Synökismus einer Fruchtlandschaft, wie Attika, Ansätze zum Territorialstaate in den Amphiktyonien, Symmachien, im Bunde unter Philipp, in den späteren Sympolitien und im latinischen Bunde, schließlich erste definitive Ueberwindung des Stadtstaates im ersten Jahrhundert v. Chr.) sowie an der Entstehung des modernen Kapitalismus geschildert. — Der letzte Vortrag des sehr lesenswerten Buches sucht die aufgestellte Richtungslinie für die Ethik fruchtbar zu machen: Der objektive Tatbestand einer Handlung müsse nämlich danach gewertet werden, ob er der historischen Leitlinie diene, oder nicht.

Dr. A. Koch-Hesse.

Ludwig Kuhlenbeck, Die Rechtswissenschaft in ihren Beziehungen zu anderen Wissenschaften. Verlag von H. Costenoble, Jena 1905.

Viele große Denker, wie Luther, Kant, Goethe und andere, haben keinen besonders hohen Begriff von der Rechtswissenschaft gehabt. Und nicht ohne Grund! Die Jurisprudenz ist eigentlich immer eine Technik gewesen, dazu eine national und historisch begrenzte Technik. Hierin unterscheidet sich die Juristik nicht von der Medizin. Während aber aus der Medizin mehrere selbständige bedeutende Wissenschaften herausgewachsen sind, die man in ihrer Gesamtheit als „Naturwissenschaft vom Menschen" bezeichnen kann, ist die Jurisprudenz relativ unfruchtbar geblieben. Ganz außerhalb des Lehrbetriebs der Universitäten hat sie sich zu einer vergleichenden Entwicklungsgeschichte des Rechts ausgebildet, während Begriffe und Geschichte des Rechts im Lehrbetrieb selbst traditionell nur am Landesrecht und am römischen Recht studiert werden. Einer wahren Rechtswissenschaft sollten aber die Rechtstatsachen der gesamten Menschengeschichte zugrunde liegen.

Einen erfreulichen Lichtblick in dieser ganz unmodernen rückständigen Verfassung der Rechtswissenschaft bilden die Schriften von A. H. Post, J. Kohler, A. Bozi und L. Kuhlenbeck, die durch Anschluß an Naturwissenschaft und Entwicklungslehre die erstarrte juristische Methode zu beleben suchen. Vielen Erfolg haben sie damit freilich bisher bei ihren Kollegen noch nicht gehabt, und leider ist ein solcher auch nicht so bald zu erwarten.

In der vorliegenden Antrittsrede bespricht Kuhlenbeck die Stellung der Jurisprudenz im System der Wissenschaft, ihre Beziehungen zu Geschichte, Nationalökonomie, Psychologie, Psychiatrie, Medizin. Darüber hinausgehend fordert er ein inneres Verhältnis zur Naturwissenschaft. „Gibt man aber zu", schreibt er, „daß die Psychologie als das Wissen von den Gesetzen der menschlichen Natur eine Voraussetzung der Rechtswissenschaft bildet, so ist auch eine Berührung mit der Physiologie infolge der unstreitigen Wechselbeziehungen zwischen Leib und Seele nicht zu vermeiden, und wenn das Recht ein Erzeugnis des ganzen, geistigleiblichen Menschen ist, noch weniger mit der Anthropologie, deren rein naturwissenschaftliche Basis die Biologie überhaupt ist." (S. 22.)

Doch bestreitet er der Naturwissenschaft das Recht, „neue Moral- und Rechtsprinzipien uns aufzuoktroyieren, die der bekannten Antimoral des unglücklichen Sophisten Nietzsche nur allzu ähnlich sehen und schließlich darauf hinauslaufen, die Idee der Gerechtigkeit durch diejenige der raison du plus fort zu ersetzen". — Ueber diesen Punkt wäre viel zu sagen, was natürlich in einer kleinen Besprechung nicht möglich ist. Doch halte ich die ablehnende Beurteilung Nietzsches nicht für sachlich begründet, und anderseits bin ich der Ansicht, daß die biologisch aufgefaßte Ethik keineswegs notwendig zu einer brutalen Lehre des Kampfes ums Dasein führen muß.

Dr. Ludwig Woltmann.

Caspar Wirz, Der Uranier vor Kirche und Schrift. Zweite Auflage. Leipzig 1905, Verlag von Max Spohr.

Es ist noch nicht lange her, daß man von „Uraniern" oder Homosexuellen nur mit Abscheu und Verachtung sprach. Gegenwärtig hat sich diese Stellungnahme insofern geändert, als die naturwissenschaftliche Erforschung des Geschlechtslebens nach seiner physiologischen und pathologischen Seite auch der gleichgeschlechtlichen Liebe ein objektives Interesse abzugewinnen sucht. Dazu kommt eine wachsende öffentliche Bewegung, welche dahin zielt, die Abschaffung strafgerichtlicher Verfolgung homosexueller Vergehungen zu erwirken. So geschieht es, daß man sich in der Zeitschriften- und Broschüren-Literatur lebhafter mit der Sache beschäftigt, als sie eigentlich wert ist. Man kann auch nicht sagen, daß die Verhandlungen im Reichstag (im letzten Winter) über die Petitionen um Aufhebung des Strafparagraphen auf der Höhe wissenschaftlicher Erkenntnis und sozialer Gerechtigkeit gestanden hätten. Mit Recht wurde von den Befürwortern der Petition betont, daß es gleichgültig sei, ob man die Homosexualität als Anlage oder Laster auffasse, um ihre Straflosigkeit zu verlangen. Das Strafrecht sei nicht da, Laster zu bekämpfen, sondern nur dann, wenn sie öffentliches Aergernis erregen. Nur ein einziger Bruchteil der Vergehungen gelange zur Verurteilung, und diese kommen meist durch die Anzeige schamlosester Erpressungen zur Kenntnis der Behörde. Kurz, der Paragraph habe

keinen Sinn und Zweck. Alle diese Darlegungen waren aber erfolglos, denn die Mehrheit des Reichstags lehnte die Berücksichtigung der Petition ab. Die Homosexuellen und die ihnen nahestehenden Vertreter der Wissenschaft werden also weiter in der Oeffentlichkeit agitieren und fernerhin den Markt mit Broschüren überschwemmen. Wir bedauern das sehr, denn die Frage gehört vor das Forum des Naturforschers und Arztes, und nicht in Volksversammlungen. Aber solange der betreffende Paragraph besteht und im Interesse wissenschaftlicher Objektivität und sozialer Gerechtigkeit bekämpft werden muß, wird man diese Bewegung tolerieren müssen, wie unsympathisch sie auch an sich sein mag.

In der vorliegenden Broschüre spricht sich ein Geistlicher, der in religiöser Hinsicht ziemlich rechts steht, über Homosexualität und Strafrecht aus und behandelt dabei insonderheit die kirchlich-religiöse Seite des Problems. Sehr interessant ist die Deutung der Bibelstellen über Sodom (I. Moses, 19), die den Theologen soviel Schwierigkeiten bereiten, und die der Verfasser im Lichte kultusgeschichtlicher Betrachtungen unserem Verständnis zu erschließen sucht. Im übrigen meint der Autor, daß die „Uranier" sich nicht gegen die heilige Schrift, nicht gegen eine einzige Stelle derselben, sondern nur gegen eine althergebrachte Auslegung zu verteidigen hätten.

Von solchen Erwägungen ausgehend, billigt der Autor auch die Bestrebungen des sogenannten wissenschaftlich-humanitären Komitees. Mit Recht weist er darauf hin, daß dieselben Handlungen, die bei dem gleichgeschlechtlichen Verkehr von Männern bestraft werden, bei Frauen straflos bleiben, ebenso alle Scheußlichkeiten und Widernatürlichkeiten, die im ehelichen oder unehelichen Verkehr zwischen Mann und Weib vorkommen. Ist es doch bekannt, daß nach einer medizinischen Statistik in Hamburg 60 pCt. der Prostitutionsdirnen Merkmale von päderastischen Akten aufweisen, und daß Martineau eine ganz gleiche Ziffer für Paris festgestellt hat.

Abgesehen von der Erfolglosigkeit strafrechtlichen Vorgehens bestimmt uns in unserer Stellungnahme die leichte Verführung zu Erpressungen, welche dadurch geradezu herausgefordert werden. Wir müssen gestehen, daß wir dabei die Erpresser auch bedauern, da sie der Staat selbst heranzüchtet. Es sind in letzter Zeit Fälle der Art vorgekommen, daß sie auch dem Vorurteilsvollsten die Augen geöffnet haben. Wie leicht verfällt ein Junge darauf, Erpressungen zu versuchen, ohne sich der schweren Folgen recht bewußt zu werden. Kommt es zur Anzeige, dann wandert er ins Zuchthaus, und für Leben und Gesellschaft ist er nun gänzlich verdorben. Der ultramontane Redner meinte im Reichstag, der homosexuelle Verkehr sei eine „Gefährdung der Staatsinteressen und der allgemeinen Wohlfahrt". Das ist aber lächerlich in Anbetracht der verschwindend geringen Verurteilungen, die tatsächlich (fast immer in Verbindung mit Erpressungsangelegenheiten) zur Bestrafung gelangen.

Wir halten den bekannten Strafrechtsparagraphen in seiner jetzigen Form und in der Art seiner Auslegung für barbarischen Unsinn, der möglichst bald beseitigt oder abgeändert werden muß. Dies ist zu fordern, wie man auch immer theoretisch über Ursachen und Wesen der Homosexualität denken mag. Am empfehlenswertesten dürfte die Fassung des französischen Strafgesetzbuches sein.

Dr. W. Schrickert.

Benedikt Friedländer, Die Renaissance des Eros Uranios. Schmargendorf-Berlin 1904. Verlag „Renaissance" (Otto Lahmann). Preis 5 Mk.

Die Grundanschauung des Verfassers ist die folgende: Es gibt drei Arten der Liebe, nämlich Gattenliebe, Mutter- und Kindesliebe und gleichgeschlechtige Liebe. Alle drei sind normal und allgemein verbreitet, wenn auch in verschiedener Stärke bei den verschiedenen Individuen. Die gleichgeschlechtige Liebe ist nicht nur bei den 6 pCt. der Männer vorhanden, die nach der bekannten Hirschfeldschen Enquete als mehr oder minder „homosexuell" anzunehmen wären, sondern latent fast bei allen vorhanden; der Kreis der Bisexuellen ist eben erheblich zu erweitern. Ja, die gleichgeschlechtliche Liebe ist identisch mit dem staatsbildenden Triebe des Menschen (und aller sozialen Tiere), denn sie allein greift über die Familie hinaus. Es ist anzunehmen, daß, ganz abgesehen von der eigentlichen Geschlechtlichkeit, durch den Verkehr und die körperliche Nähe von einander sympathischen Wesen gleichen Geschlechtes gegenseitige (noch nicht ergründete) physiologische Einwirkungen stattfinden, von denen die körperliche und geistige Gesundheit des

Menschen abhängt, und bei deren Verhinderung er und jede andere soziale Tierart verkümmern muß.

Der Verfasser scheidet energisch zwischen homosexueller Liebe und homosexuellen Akten. Die übliche Verpönung solcher Akte findet er nur maßlos übertrieben und falsch begründet. Er selbst begründet ihre Verurteilung aus dem positiven Werte der homosexuellen Liebe, der durch sie beeinträchtigt wird. Die Verkennung der Bedeutung und des Wertes der homosexuellen Liebe ist ein schwerer Schaden unserer Kultur, für den der Verfasser die Invasion des asketischen asiatischen Geistes, d. h. das Christentum, verantwortlich macht. Instinktiv verbanden sich nach seiner Meinung dann die Weiber mit den Priestern, um mit ihrem Beistand das Liebesmonopol und damit die Herrschaft über den Mann zu behaupten. Also gilt es gegenwärtig, die abergläubische Aechtung der homosexuellen Liebe zu bekämpfen, die Weiber in ihre Schranken zurückzuweisen und eine rein männliche Geselligkeit zu schaffen, wie die Antike sie kannte. Besonders die Jugenderziehung würde von einer sozialen Umwälzung im Sinne des Verfassers den größten Gewinn haben.

Wir meinen, der Verfasser überschätzt den Einfluß (und unterschätzt vielleicht den Wert) von Ideen. Die Liebe zum Weibe ist in erster Linie ein ökonomisch grundlegender Tatbestand: sie gründet die Familie. Nicht Weiberlist und Priestertücke, sondern die steigende ökonomische Bedeutung der Familie hat den Eros Uranios zurückgedrängt. Auch die uns literarisch bekannte antike Gesellschaft ist ja eigentlich nur die Crême des Volkes, Leute, die für ihre Person ökonomisch unabhängig waren, und zwar wesentlich durch die Institution der Sklaverei. Wenn also der Verfasser im letzten Abschnitt nach den Chancen einer Wiedergeburt der Lieblingminne fragt, so möchten wir vor allen Dingen auf die Tendenz der gegenwärtigen ökonomischen Entwicklung verweisen, die Bedeutung der Familie herabzudrücken, ja, die Familie aufzulösen. —

Die Bedeutung dieses mit Temperament und Beherrschung des Stoffes geschriebenen Buches liegt darin, daß die Frage der homosexuellen Liebe aus ihrer gewöhnlichen medizinischen und juristischen Beschränktheit herausgehoben und unter soziologischen Gesichtspunkten als ein kulturgeschichtliches Problem erfaßt wird. Meist pflegen Ideale von der Art, wie sie der Verfasser vertritt, vom Studierzimmer aus beurteilt zu werden, wo sie sich dann heikel und bedenklich genug ausnehmen; statt daß man sie in des Lebens freier Luft und vollem Licht erproben und erwägen müßte, um des eigenen Urteils gewiß zu werden.

Dr. G. Wyneken.

Albrecht Wirth, Die gelbe und die slawische Gefahr. Verlag von Gose & Tetzlaff, Berlin 1905.

Utopisten und Idealisten predigten eine große internationale Verbrüderung der Völker. Statt dessen sehen wir das Gegenteil, überall nationalistische Tendenzen, überall das Drängen nach Selbstbehauptung und Ausdehnung der nationalen Eigenarten und Interessen. Da entstehen allerhand „Gefahren". In England geht wie ein Gespenst „die germanische Gefahr" um, in Deutschland schreibt man seit einem Dezennium Bücher und Aufsätze über die „amerikanische Gefahr". Alles dies sind „wirtschaftliche Gefahren". Ganz Europa fühlt aber seit einiger Zeit das unheimliche Nahen einer „gelben Gefahr", bei welcher die „slawische" eine Nebenrolle spielt, und zwar ist es besonders der Rassenstandpunkt, der in diesen Empfindungen und Befürchtungen zum Ausdruck kommt.

Was die gelbe Gefahr anlangt, so zeigt Wirth, daß die Ostasiaten, die meist als „Gelbe Rasse" zusammengefaßt werden, nach Rasse und Kultur keineswegs ein so einheitliches Ganzes bilden, wie gewöhnlich angenommen wird, daß namentlich Koreaner und Japaner sich vielfach von den Chinesen unterscheiden. Auch ist die Geschichte Ostasiens nicht so konservativ und starr, wie meist geglaubt wird. Sie ist voll von Revolutionen und Aenderungen gewesen.

Wirth meint, daß Deutschland von den Ostasiaten nicht allzuviel zu fürchten hätte. Größer sei die slawische Gefahr. Durch das Vordringen Rußlands in Asien und sein Bestreben, slawische und asiatische Nationen zu verschmelzen, würde Asien schließlich Rußland anheimfallen und dieses die Vorherrschaft in der ganzen

Welt erlangen. „Keinen schlimmeren Feind hat gegenwärtig das deutsche Volkstum, als den immer begehrlicher vordringenden Slawen. Eine unaufhaltsame Flut scheint unsere Ostmarken überschwemmen, scheint sie verschlingen zu wollen. Die gelbe, die angelsächsische Gefahr ist weit entfernt und fraglich, die fragliche ist gewiß und steht vor der Tür. Unsere Industrie mag von der Freundschaft mit Rußland Vorteile haben, aber ist das genug, um die Zukunft unseres ganzen Volkstums in Frage zu stellen?"

Nichts ist daher mehr zu wünschen, als „daß Moskowiter und Ostasiaten in unversöhntem Haß sich verbeißen. So wird Rußland geschwächt, beständig in Schach gehalten und, was am wichtigsten, auch gegen seinen Willen von den Mongolen ab und auf die Seite der Arier hingedrängt. So wäre der Erfolg Japans nicht etwa nur das kleinere Uebel für uns, sondern es wäre durch seine notwendigen Folgen geradezu ein Sieg für Deutschland, ja für Europa".

Die frisch und lebendig geschriebene Broschüre verrät auf jeder Seite das reiche kulturhistorische Wissen des Verfassers, seine persönliche Kenntnis fremden Volkstums und eine glänzende Kombinationsgabe.

Dr. Ludwig Woltmann.

P. J. Möbius, Im Grenzlande. Aufsätze über Sachen des Glaubens. Verlag von J. A. Barth, Leipzig 1905. Mk. 3,—, geb. Mk. 4,50.

Im vorliegenden sechsten Band seiner ausgewählten Werke vereinigt der bekannte Psychiater sechs Aufsätze, die zu verschiedenen Zeiten (1891—1904) entstanden und in chronologischer Reihenfolge geordnet sind: 1. Ueber die drei Wege des Denkens (1891). — 2. Drei Gespräche über Religion (1896). — 3. Ueber die Veredelung des Menschen (1898). — 4. Drei Gespräche über Metaphysik (1901). — 5. Ueber den Zweck des Lebens (1904). — 6. Ueber den Anthropomorphismus (1904). Fünf dieser Studien behandeln erkenntnistheoretische, metaphysische, religionsphilosophische Fragen, deren Lösung sich kurz dahin zusammenfassen läßt: für die Wissenschaft huldigt der Verfasser dem positivistischen Phänomenalismus Millscher Färbung, für die Metaphysik Fechners Weltanschauung, dessen Bildnis denn auch dem Werk beigegeben ist.

An dieser Stelle ist allein die dritte Abhandlung: „Ueber die Veredelung des menschlichen Geschlechts" von wesentlichem Interesse. Das oberste Ziel der natürlichen Entwicklung ist die Vervollkommnung des Menschen. Verwirklichen wir dies Ziel, so tun wir „den Willen Gottes" und fördern das bewußt, wozu wir unbewußt geführt werden (104). Eine andere Sanktion für diesen obersten Wert vermag Möbius nicht zu geben und es bleibt also offen, ob eine allgemeingültige Verpflichtung oder nur individuelles Belieben den letzten Rückhalt für diese biologische Religion zu bilden vermag. Was aber die Mittel zur Erreichung dieses Zieles anlangt, so gipfeln sie alle in vernünftigen Prinzipien zu einer künstlichen Züchtung. Die einzige Institution großen Stils, die in dieser Richtung bisher wirkte, ist die Einrichtung des Adels in den christlichen Ländern (S. 105 ff.). Das Ergebnis ist hier weit befriedigender als dort, wo die adligen Grundsätze fehlen und die Fortpflanzung ganz der Willkür überlassen wird (S. 111). „Es ist nicht zu leugnen, daß die Adligen im ganzen den Nichtadligen im ganzen gegenübergestellt als eine zweifellos höher entwickelte Menschenklasse erscheinen, sowohl in körperlicher wie in geistiger Beziehung" (S. 105). Doch sind die Nachteile, die dem Adel aus seiner innersten Natur erwachsen, nicht zu verkennen: Inzucht und Krieg wirken entartend und verheerend, die ursprüngliche Kriegerkaste verfällt in Friedenszeiten dem Müßiggang, schädlichen Leidenschaften aller Art und einem Spielleben mit übertriebener Weiberverehrung. Daher bedarf es planmäßigerer, vom Staate überwachter Bestimmungen zur Vervollkommnung der Art. Kindererzeugung und Kinderpflege müssen in den Mittelpunkt des sittlichen Bewußtseins rücken. Daher sollen vor allem Verbrecher und Kranke an der Fortpflanzung gehindert werden; für gewohnheitsmäßige Verbrecher wünscht Möbius eine Ausdehnung der Todesstrafe (am besten durch Chloroformierung), eventuell die Kastration. Ferner sind unheilbar Geisteskranke (auch periodisch Irre), Alkoholiker, venerisch Erkrankte durch verschärfte Ehe- und Scheidungsgesetze von der Ehe, Tuberkulöse von der Fortpflanzung (durch das Recht, ihnen den Geschlechtsverkehr in der Ehe zu verweigern) möglichst auszuschließen

(S. 116 ff.). Neben allgemeinen hygienischen und sozialen Verbesserungen würde ferner ein Erlaß an Steuern für kinderreiche Familien dem Emporblühen einer kräftigen Generation zugute kommen (S. 125). Die Bedeutung der Rassenkreuzung für den Fortschritt der Menschheit wird nur zum Schluß (S. 139/40) gestreift; vermutlich gibt es hier günstige und ungünstige Mischungen auch zwischen einander fernstehenden Rassen; so liefert z. B. die Mischung von Juden mit den europäischen Völkern keine schlechtere Nachkommenschaft, als etwa die Rassenmischung, aus der Franzosen und Engländer hervorgegangen sind.

Wohl sind all diese Fragen dem wissenschaftlichen Gewissen der Zeit als Probleme bereits eingegraben. Was aber zu ihrer Lösung not täte, ist zweierlei: einmal theoretisch bis ins einzelnste dringende Spezialuntersuchungen über die biologisch nützlichen Eigenschaften und Zustände im einzelnen und der Masse sowie die Möglichkeit ihrer Beeinflussung durch Züchtung, Vererbung usw.; und praktisch eine wirklich zwingende Sanktion für diese obersten Ziele, die allein unser Handeln in einer mit dem Opfer so vieler anderer Werte erkauften Richtung zu bestimmen vermag. Von einem Aufsatz, der vierzig Seiten zählt, ist solche Aufklärung nicht zu verlangen; aber jeder mit philosophischem Takt begabte Leser wird in ihm überall, wo diese beiden Punkte berührt werden, die wunden Stellen der ganzen Theorie erblicken. „Güte, Schönheit und Stärke zugleich" sind die zu züchtenden Eigenschaften (S. 128/29), und zwar weder als Eigenschaften exemplarischer Genies noch als gleichartige Eigenschaften aller, sondern als Annäherung „der natürlich getrennten Stände an ihr Ideal" (S. 115). Und wir sollen sie züchten in diesem zwischen Sozialismus und Individualismus vermittelnden Sinne, weil es „das Vernünftigste sein wird, den Naturzweck zu dem unserigen zu machen" (S. 104). Erst wenn man sich bei solchen Sätzen etwas Bestimmtes denken kann, wird die biologische Ethik theoretisch und praktisch fruchtbar sich entwickeln können.

Professor Dr. Raoul Richter.

Bruno Stern, Positivistische Begründung des philosophischen Strafrechts (nach Wilhelm Stern). Berlin 1905. Hermann Walther.

Der Verfasser stellt sich in diesem Buche die Aufgabe, das philosophische Strafrecht auf die Grundlage einer von biologischen und psychologischen Gesichtspunkten ausgehenden Ethik zu stellen. Es hat zur Basis das bekannte Werk des Berliner Arztes Wilhelm Stern „Kritische Grundlegung der Ethik als positiver Wissenschaft" (Berlin 1897) und dessen „Allgemeine Prinzipien der Ethik auf naturwissenschaftlicher Basis" (Berlin 1901). Es wird eine Reihe von Schlüssen aus diesem philosophischen System gezogen, welche sich auf die Bekämpfung des Verbrechens beziehen. In dem Kapitel über „Das Wesen des Verbrechens" (Das Verbrechen als Steigerung der menschlichen Karikatur) wird die Lehre Lombrosos vom Verbrechertypus erörtert. Verfasser, der eine Reihe von Einwänden gegen die Schule des Italieners vorbringt, teilt im Kern den Standpunkt der bekannten deutschen Anthropologen Bär und Näcke und kommt seinerseits zu dem Ergebnis, daß nur eine von allgemein-anthropologischen und philosophischen Gesichtspunkten ausgehende Betrachtung das für die spezielle Frage nötige Material beschaffen kann. B. St.

Raoul Richter, Philosophie und Religion. Vortrag. Leipzig 1905. Verlag von E. Wunderlich.

Für das hochdifferenzierte Bewußtsein der Gegenwart ist es schwer, die Stellung der Religion innerhalb der geistigen Aufgaben des Menschen einwandfrei zu umgrenzen. Denn vielen radikalen Kritikern scheint das Problem der Weltanschauung in Wissenschaft und Philosophie gänzlich aufzugehen, während andere an sich vorurteilslose Denker der Religion auch fernerhin eine prinzipielle Bedeutung für Welt- und Lebensauffassung erhalten wissen wollen. Dabei ist es nicht leicht,

über das begriffliche Wesen der Religion und Philosophie so klar und eindeutig sich zu äußern, daß eine Verständigung so bald erzielt werden könnte.

Der Autor der vorliegenden Schrift sucht den Begriff der Philosophie und Religion und ihre Beziehungen zueinander in folgender Weise darzulegen. Philosophie ist nach seiner Definition „das Streben nach Erkenntnis vom Zusammenhang alles Seienden“, während Religion „die Stellung unseres Gefühls und Willens zum Weltzusammenhang“ bedeutet. — In welchem Verhältnis stehen nun Religion und Philosophie zueinander? Gemeinsam ist beiden das Objekt, nämlich das Gesamtsein und der Weltzusammenhang. Verschieden ist das subjektive Verhalten. Für das kritisch entwickelte Bewußtsein ist die Philosophie d. h. intellektuelle Verhalten relativ unabhängig von der Religion, während die Religion selbst von den Ergebnissen und Mitteln der Philosophie relativ abhängig ist. Die Religion ist „letzten Endes auf der Philosophie aufzubauen“.

Der Verfasser hat recht, wenn er den Begriff „Religion“ bestehen lassen will, um das vorwiegend gefühls- und willensmäßige Verhalten des Menschen spezifisch zu bezeichnen und ihn nicht nur für historische und konkrete Formen des religiösen Verhaltens zu reservieren. Der wirkliche Mensch, der zugleich denkt und fühlt, wird dann in seiner Welt- und Lebensauffassung, je nach seiner Denk- und Gemütsart, bald mehr nach der philosophischen, bald mehr nach der religiösen Seite neigen. Ob ein objektives System des Geistes gedacht werden kann, in welchem Philosophie und Religion in allgemein gültiger Weise, natürlich nur nach der formalen Seite, in Beziehung gesetzt werden können, hält der Verfasser für unmöglich, da er mit Nietzsche alle Gefühls- und Willenssetzungen für individuell-willkürlich hält. Hier ist der Punkt, wo ich dem Autor nicht ganz zustimmen kann und wo unsere Wege auseinandergehen. Dr. Ludwig Woltmann.

Zur Beachtung.

Die Redaktion befindet sich **Leipzig,** Lindenstraße 20.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Ludwig Woltmann. Redaktion: Leipzig, Lindenstraße 20.
Thüringische Verlagsanstalt Leipzig, Lindenstraße 20.
Druck von Dr. L. Nonne's Erben (Druckerei der Dorfzeitung) in Hildburghausen.

Politisch-anthropologische
IV. 7. Revue 1905.
Monatsschrift für das soziale und geistige Leben der Völker.

Weismanns Vorlesungen über die Deszendenztheorie.

Dr. R. F. Eilers.

Weismanns „Vorlesungen über die Deszendenztheorie", die kürzlich in zweiter Auflage erschienen sind (Verlag von G. Fischer, Jena), fassen die Ansichten zu einem abgerundeten Bilde zusammen, welche dieser Naturforscher im Verlaufe von vier Jahrzehnten auf Grundlage der von seinen großen Vorgängern überlieferten Erkenntnisse und der Ergebnisse seiner eigenen Arbeit und zahlreicher mitstrebender Gelehrten sich über die Entwicklung der organischen Welt gebildet hat. Sie sind ein merkwürdiges Zeugnis der Vereinigung von hervorragender Befähigung zu scharfsinniger Spezialforschung und gleichzeitiger philosophischer Denkarbeit. Hierin ist Weismann seinen großen Vorgängern Lamarck, Darwin und Wallace ähnlich; neben ihm ist unter den deutschen Forschern nur Häckel zu nennen, der gleich Weismann Spezialforschung und philosophisches Zusammenfassen der Einzelbeobachtungen sich zur Aufgabe gestellt hat. Während aber Häckel in prinzipieller Fragestellung die Probleme der Weltanschauung mit der Deszendenztheorie in Verbindung brachte und von hier aus die Konsequenzen für Anthropologie, Geschichte und Religion zu ziehen suchte, hielt sich das synthetische Denken Weismanns im engeren Rahmen der Biologie selbst und trachtete er, eine einheitliche, möglichst allseitig befriedigende Theorie über die Entstehung und Entwicklung der organischen Formen heranzubilden. In gewissem Sinne kann man sagen, daß unter allen neueren Versuchen Weismanns Forschungen und Lehren allein einen prinzipiellen Fortschritt über den Stand der Deszendenztheorie hinaus bedeuten, wie er in Darwins Werken selbst niedergelegt ist. Insonderheit sind es drei Punkte seiner Theorie, in welchen dieser Fortschritt der Erkenntnis zum Ausdruck kommt, in seiner Lehre von der Allmacht der Naturzüchtung, der Nichtvererbung erworbener Eigenschaften und der Kontinuität der Keimsubstanz. In zahlreichen Einzelschriften hat Weismann seine Forschungen und Theorien dargelegt. Ich erwähne hier als hervorragendste: Ueber die Dauer des Lebens (1882), Amphimixis oder die Vermischung der Individuen (1891), Das Keimplasma (1892), Aufsätze

über Vererbung und verwandte biologische Fragen (1892), Die Kontinuität des Keimplasmas als Grundlage einer Theorie der Vererbung (2. Aufl. 1902), Ueber Germinal-Selektion (1896).

Weismanns Lehren haben vielen Widerspruch erfahren und sind weit davon entfernt, allgemein anerkannt zu werden. Gewiß hat er im Laufe seiner Veröffentlichungen sich manchmal selbst widersprochen. Aber das liegt im Wesen aller wissenschaftlichen Entwicklung. Doch der Grundgedanke seiner Lehre ist von Anfang an sich gleich geblieben, und viele neue Tatsachen, die man angeblich gegen ihn ins Feld führte, haben sich nachträglich diesem Grundgedanken unterordnen müssen, der folgendermaßen formuliert wird: „Das Selektionsprinzip beherrscht alle Kategorien von Lebenseinheiten (Organismen, Organe, Gewebe, Keimzellen); es schafft zwar nicht die primären Veränderungen, wohl aber bestimmt es die Entwicklungsbahnen, welche diese einschlagen, von Anfang bis Ende, und damit zugleich alle Differenzierungen, alle Steigerungen der Organisation und schließlich den gesamten Entwicklungsgang der Organismenwelt auf unserer Erde, denn alles an den Lebewesen beruht auf Anpassung, wenn auch nicht alles auf der Anpassung im Sinne Darwins."

In der Einleitung betont Weismann mit Recht, daß über die Tatsache der Entwicklung unter den Forschern keine Zweifel mehr bestehen, daß nur über die Art und Weise der Entwicklung Meinungsverschiedenheiten herrschen. Die Entwicklungslehre bedeutet „nichts Geringeres, als die Entfernung des Wunders aus unserem Wissen von der Natur und die Einreihung der Erscheinungen des Lebens in die übrigen Naturvorgänge als gleichwertige, d. h. als solche, die aus denselben Kräften erwachsen und denselben Gesetzen unterworfen sind". In prinzipieller Weise deutet der Verfasser auch an, wie sich der Naturforscher mit der Religion auseinandersetzen könne: Alles was in der Welt geschieht, beruht auf den Kräften, welche in ihr walten und erfolgt gesetzmäßig; woher aber diese Kräfte und ihr Substrat, die Materie, kommen, das wissen wir nicht, und hier steht es frei zu glauben! — Liegt die Sache wirklich so? Hat die Naturauffassung nicht auch einen bedeutsamen unabweisbaren Einfluß auf den religiösen Glauben? Offenbar liegen Wissen und Glauben nicht getrennt im Menschengeist, offenbar dürfen die Welten des Wissens und Glaubens für einen kritischen und konsequenten Denker nicht nebeneinander bestehen. Wenn es auch für den Zoologen als solchen nicht notwendig ist, mit Glaubensproblemen sich auseinanderzusetzen, so hat doch der Naturforscher die Pflicht, dazu Stellung zu nehmen. Sehen wir doch, wie die Kirche die Entwicklungslehre anzuerkennen beginnt und sie in echt jesuitischem Geiste verunstaltet. Mit der traditionellen theologischen Religion ist jedoch eine solche Naturauffassung unvereinbar, wie Weismann sie lehrt, und wenn die Deszendenztheorie keinen Einfluß auf die Weltanschauung haben sollte, sondern es freistände, trotz ihrer Annahme die willkürlichsten theologischen Sophismen aufzustellen, dann wäre der fünfzigjährige schwere Kampf, den ihre Anerkennung gekostet hat, ein überflüssiges und vergebliches Bemühen gewesen. Denn es ist wirklich nicht einzusehen, was ein außernatürlicher persönlicher Schöpfer noch bedeuten soll, wenn man die Substanz und ihre Kräfte in sich gesetzmäßig

anerkennt und von hier aus das Weltgeschehen erklären will. Da muß man vielmehr den konsequenten Anschauungen Häckels zustimmen, daß die natürliche Entwicklungslehre zu einem naturalistischen Weltbilde notwendig führen muß, wie es in ähnlicher Weise schon Bruno, Spinoza und Goethe gedacht haben.

Die drei Faktoren, welche Darwin, ausgehend von den Erfahrungen der Tierzüchter, für die natürliche Wandlung der Arten feststellte, waren die individuelle Veränderlichkeit oder Variabilität der Organismen, die Vererbung veränderter Eigenschaften und der Kampf ums Dasein. In ihrem Zusammenwirken, deren Ergebnis der Uebergang einer Rasse oder Art in eine andere ist, besteht das Prinzip der natürlichen Zuchtwahl. Der Daseinskampf der Arten untereinander kann eine Art in ihrer Ausbreitung beschränken und schließlich vernichten, aber er kann eine Art nicht verändern. Dazu bedarf es eines Kampfes innerhalb der Art selbst, der darin besteht, daß unter den zahlreichen Nachkommen durchschnittlich diejenigen überleben und zur Fortpflanzung gelangen, welche die besten sind und sich den Lebensbedingungen anpassen. Ihr Wesen beruht auf der Häufung kleinster nützlicher Abweichungen in der Richtung ihrer Nützlichkeit. Naturzüchtung ist nach Weismann eine Selbstregulierung der Art im Sinne ihrer Erhaltung, ihr Resultat die unausgesetzte Anpassung der Art an ihre Lebensbedingungen.

„Die philosophische Bedeutung der Naturzüchtung liegt darin, daß sie uns ein Prinzip aufweist, welches nicht zwecktätig ist und doch das Zweckmäßige bewirkt. Zum erstenmal sehen wir uns dadurch in den Stand gesetzt, die so überaus wunderbare Zweckmäßigkeit der Organismen bis zu einem gewissen Grade zu begreifen, ohne dafür die außernatürlich eingreifende Kraft des Schöpfers in Anspruch zu nehmen. Wir verstehen nun, wie auf rein mechanischem Wege, nur durch die in der Natur stets wirksamen Kräfte alle Lebensformen sich den Lebensbedingungen aufs genaueste anschmiegen oder anpassen müssen, da nur das möglichst Beste sich erhält, alles minder Gute aber fort und fort wieder verworfen wird.“ Dieser philosophischen Deutung der Naturzüchtung in dem Sinne, daß sie uns den Bau und die Wandlung der organischen Arten „rein mechanisch“ begreifen lerne, kann man vom logischen Standpunkte schwerlich zustimmen. Es ist dies eine Auffassung, der man auch bei Häckel und vielen anderen begegnet. Genauer betrachtet, ist die natürliche Selektion gar kein „rein mechanisches Prinzip“, sondern tatsächlich wenigstens zum Teil ein zwecktätiges Prinzip. Daß die Organismen zweckmäßig organisiert sind, ist eine Tatsache der Natur und wir sehen auch fortwährend im Leben der Organismen ein zweckmäßiges Geschehen. Die Anpassung und die Korrelation der Organe, der ganze Prozeß der Selbstregulierung sind teleologische Begriffe. Gegen dieses Faktum der Logik ist nun nicht einmal anzugehen. Vom logischen Standpunkt aus ist es unmöglich zu denken, daß Zweckmäßiges aus rein mechanischen Ursachen hervorgehen kann. In der Oekonomie der Natur ist der Mechanismus und die Zwecktätigkeit auf eine uns unbekannte Weise verbunden. Wie man sich diese Verbindung denken kann und wie sie wirksam ist, hat in den letzten Jahren H. Driesch in verschiedenen scharfsinnigen Schriften darzulegen gesucht. Es gibt

in der Natur zweckmäßig wirkende Kräfte und Gesetze, daran ist nicht zu zweifeln. Darum braucht man aber zur Erklärung keineswegs die „außernatürlich eingreifende Kraft des Schöpfers“ in Anspruch zu nehmen. Der Mensch ist doch auch ein Stück Natur und auch er handelt zweckmäßig. Bedürfen wir aber zur Erklärung dieser Zweckmäßigkeit eines theologischen Dogmas? Keineswegs.

Ebenso ist es mit der ganzen Natur. Es ist ein Vorurteil, daß die Teleologie zu einer Theologie führen müsse, da die zwecktätigen Ursachen ebenso natürlich aufgefaßt werden können, wie die mechanischen. Dr. Woltmann hat früher einmal diesen Zusammenhang von Mechanik und Teleologie in folgender Weise dargelegt, die wegen ihrer prinzipiellen Bedeutsamkeit hier folgen möge: Der Grund, warum man in der Natur keine teleologischen Ursachen anerkennen will, liegt in einer falschen Ansicht von der Zwecktätigkeit des Menschen und in der berechtigten Scheu, die unwissend falsche Auffassung auf die Natur zu übertragen. Man sollte doch zum mindesten bedenken: wie hätte die Natur den Menschen als zweckmäßig wollendes Wesen hervorbringen können, wenn die Natur selbst nicht in ähnlicher Weise verfahren würde? F. A. Lange hat bei dieser Gelegenheit einen lehrreichen Irrtum begangen, der gerade zu einer Schablone aller antiteleologischen Vorwürfe geworden ist. Er sagt: „Wenn ein Mensch, um einen Hasen zu schießen, Millionen Gewehrläufe auf einer großen Heide nach allen beliebigen Richtungen abfeuerte; wenn er, um in ein verschlossenes Zimmer zu kommen, sich zehntausend beliebige Schlüssel kaufte und versuchte; wenn er, um ein Haus zu haben, eine Stadt baute und die überflüssigen Häuser dem Wind und Wetter überließe: so würde wohl niemand dergleichen zweckmäßig nennen und noch viel weniger würde man irgend eine höhere Weisheit, verborgene Gründe und überlegene Klugheit hinter diesem Verfahren vermuten.“ Ebenso aber, wie eine solche Verschwendung menschlicher Kraft und Tätigkeit, meint Lange, ist die „ungeheure Vergeudung von Lebenskeimen“ in der Natur unzweckmäßig. Darauf erwidert Woltmann mit folgender Argumentation: Schöner hätte das Beispiel nicht gewählt werden können, um die tatsächliche Uebereinstimmung natürlicher und menschlicher Tätigkeit darzulegen. Wie? Hätte denn die Jägerkunst, die Schlosserei und der Häuserbau des Menschen nicht auch eine ungeheuer lange Entwicklungsgeschichte durchgemacht? Diese Fertigkeiten sind ebenfalls in millionenfachen Versuchen allmählich erworben und zu einer zweckmäßigen Funktion erzogen worden. In Wirklichkeit sind Millionen Kugeln abgefeuert worden, bevor der Mensch lernte, Hasen zu treffen. Allgemein gesprochen, sind auf allen Gebieten menschlicher Technik unzählig viele Keime vergeudet worden, bevor er Zweck und Mittel richtig erkannte. Und wenn man trotz seiner Verschwendung an Versuchen, seiner Fehlschlüsse und Irrtümer, welche noch täglich vorkommen, dem Menschen die Zwecktätigkeit zuerkennt, wird man nicht umhin können, sie ebenfalls der Natur zuzuschreiben; denn Natur und Kultur sind in den elementaren Gesetzen ihrer Bildungen und Wirkungen identisch. Auch unter den Tätigkeiten des Menschen fand in seiner Entwicklungsgeschichte eine natürliche Auswahl statt, deren Resultat eine zweckmäßige Funktion war. Der Kampf ums Dasein war auch hier der Vater aller, sowohl der technischen als

sittlichen Zwecke. Wie der Mensch verfährt die Natur, und die menschliche Kulturgeschichte ist die unmittelbare Fortsetzung der tierischen Naturgeschichte.

Man wird sich solchen Argumenten schwerlich entziehen können und man wird zugeben müssen, daß die „Darwinisten" sich in einer logischen Selbsttäuschung befinden, wenn sie meinen, das Prinzip der natürlichen Selektion sei ein rein mechanisches.

Im vierten bis siebenten Vortrag seiner Vorlesungen bespricht Weismann mit großer Sachkenntnis und Gewandtheit die Färbungen der Tiere, die Mimikry, die Schutzvorrichtungen bei Pflanzen, die fleischfressenden Pflanzen und zeigt überall mit eindringlichen Beweisgründen, daß diese Einrichtungen und Gestaltungen nur durch Naturzüchtung entstanden sein können, daß sie zum mindesten durch dieses Prinzip viel besser und folgerichtiger unserem Verständnis erschlossen werden, als durch das neuerdings wieder aufgenommene Lamarcksche Prinzip von der Vererbung erworbener Eigenschaften. Es ist zuzugeben, daß jedes Organ durch Uebung gekräftigt, durch Untätigkeit geschwächt wird. Aber es ist nicht als selbstverständlich zuzugeben, daß solche funktionelle Steigerungen oder Herabminderungen eines Organs durch Vererbung auf die folgende Generation übertragen werden kann. Namentlich die oben genannten Erscheinungen der Schutzfärbung, Mimikry usw. sind auf diese Weise unmöglich zu erklären. „Viele Insekten", schreibt Weismann, „welche auf Blättern leben, sind grün und viele von ihnen besitzen genau die Nuance von Grün, welche die Pflanze besitzt, auf der sie leben; sie werden dadurch vor Nachstellungen bis zu einem gewissen Grade geschützt. Wie sollte nun diese grüne Farbe der Haut durch eine Tätigkeit der Haut bedingt sein, da doch die Haut von der Farbe der Umgebung für gewöhnlich nicht in Tätigkeit gesetzt wird? Oder wie sollte die Gestalt einer Heuschrecke, welche auf dürren Aestchen zu sitzen pflegt, dadurch zu einer Tätigkeit angeregt werden, die ihr die Farbe und Form eines dürren Aestchens erteilt? Ebensowenig oder vielleicht noch weniger kann die schützende grüne Farbe von Vogel- und Insekteneiern durch den direkten Einfluß der gewöhnlichen grünen Umgebung dieser Eier erklärt werden, auch wenn wir ganz davon absehen, daß dieselben schon grün sind, wenn sie gelegt werden, also ehe die Umgebung auf sie gewirkt hat." (S. 18.)

Für die psychische und soziale Entwicklungslehre bedeutsam sind der achte und neunte Vortrag, die vom Instinkt der Tiere und den Lebensgemeinschaften oder Symbiosen handeln.

Es entsteht die Frage, ob ebenso wie die körperlichen Form- und Farbenumwandlungen, so auch die Handlungen der Tiere in ihrer Entstehung ganz oder teilweise auf das Selektionsprinzip zurückzuführen sind. Bisher hat man die Instinkte meist, im Anschluß an Lamarck, als „vererbte Gewohnheiten" aufgefaßt. Aber es gibt eine ganze Reihe von Instinkten, die auf diese Weise nicht erklärt werden können, wie der Trieb der Selbsterhaltung, der Nahrungssuche. Ganz ausgeschlossen ist dies bei solchen Instinkten, die im Leben nur einmal zur Ausübung gelangen; und die daher unmöglich auf Einwirkung im Einzelleben und Uebertragung auf die folgende Generation beruhen. Dahin gehören z. B. alle die mannigfaltigen Instinkte, durch welche sich die Insekten

im Puppenstadium gegen Angriffe zu schützen wissen, dann bei vielen Insekten der Modus der Eiablage, denn sie wird oft nur einmal im Leben ausgeübt, und das Tier stirbt, ehe es den Erfolg seiner Handlung auch nur gesehen hat. In allen diesen Fällen kann nur Selektion wirksam sein. „Da Instinkte variieren, ebenso wie die sichtbaren Teile des Tieres, so ist die Handhabe gegeben, mittelst welcher Selektion alle diese so speziellen Anpassungen an die gegebenen Bedingungen zustande bringen kann, indem sie immer die zweckmäßigsten Variationen eines bereits vorhandenen Instinktes zur Nachzucht erhält. Jede andere Erklärung ist auch hier wieder ausgeschlossen.“ (S. 132).

Im Gegensatz zu vielen Forschern, welche Darwins Lehre von der geschlechtlichen Zuchtwahl für den schwächsten Teil seines Systems halten, ist Weismann geneigt, diesem Vorgang für die Entstehung zahlreicher Eigenschaften bei höheren Tieren große Bedeutung zuzulegen, namentlich für die Entstehung der sekundären Geschlechtscharaktere und ihrer Uebertragung auf das andere Geschlecht, wodurch das letztere verändert, somit die ganze Art beeinflußt wird.

Es wurde schon erwähnt, daß Weismann den Wirkungskreis der Naturzüchtung viel weiter zieht, als Darwin getan hat, daß er ihr auch eine Wirkung auf das Ueberleben der Keime zuschreibt, so daß aus der Wechselwirkung von Personal- und Keimauslese die Arten und Varietäten hervorgehen. Dieses Problem ist nur zu verstehen, wenn das Wesen der Vererbung ins rechte Licht gestellt worden ist.

Die Vererbung ist an die Fortpflanzung gebunden, und eine genaue Kenntnis der letzteren ist die Voraussetzung eines tieferen Verständnisses für die erstere. In längeren Ausführungen stellt Weismann die Fortpflanzung der Einzelligen (Amöben, Infusionen usw.) dar, die Fortpflanzung durch Keimzellen bei den höheren Organismen, den Befruchtungsvorgang usw. und knüpft daran eine Darlegung und Erörterung seiner berühmten Keimplasmatheorie, die eine bestimmte präformierende Struktur in den Samen- und Eizellen und eine ununterbrochene Kontinuität der Keimsubstanz von einer Generation zur anderen annimmt. In den sogenannten Determinanten einer Keimzelle sind die elementaren Eigenschaften oder Eigenschaftsgruppen eines Organismus in uns unbekannter Weise vorgebildet, aus denen der Körper durch den Vorgang der Evolution sich herausbildet. Weismann definiert die Determinante als „ein Element der Keimsubstanz, von dessen Anwesenheit im Keim das Auftreten und die spezifische Ausbildung eines bestimmten Teiles des Körpers bedingt wird“. Könnten wir z. B. die Determinante einer Gliedmaße aus dem Keimplasma entfernen, so würde diese Gliedmaße sich nicht bilden; könnten wir sie verändern, so würde auch die Gliedmaße anders ausfallen.

Von anderer Seite ist in dieser Zeitschrift schon eine eingehende Darstellung der Weismannschen Keimplasma- und Vererbungstheorie gegeben worden (vergl. Heft 5 d. J.). Was derselben besonders große Beweiskraft verleiht, besteht in dem Umstand, daß sie im wohltuenden Gegensatz zu den vielen sonstigen Hypothesen an die realen Tatsachen und Gesetzmäßigkeiten in den Vererbungserscheinungen und an die exakt festgestellten Vorgänge in den Keimzellen bei der Befruchtung anknüpft und von diesem sicheren Boden der Beobachtung aus in die

letzten Zusammenhänge durch Spekulation einzudringen sucht. Dadurch ist die Weismannsche Vererbungstheorie allen anderen bisherigen Versuchen, den Vererbungsvorgang zu erklären, weit überlegen.

Ihre Hauptbedeutung liegt in der Ueberwindung des Lamarckschen Prinzips von der Vererbung erworbener Eigenschaften, indem nur die im Keim erworbenen Eigenschaften erblich sind. Gebrauch und Nichtgebrauch der Organe kann keine spezifische und parallele Veränderung im Keim hervorrufen, sondern nur durch fortschreitende Auslese der Organismen und der mit ihnen von vorneherein gleichsinnig variierenden Keime, welche den Ausgangspunkt der neuen Generation bilden, wird eine Wandlung der Art herbeigeführt. Dabei hat Weismann nie den Einfluß des Mediums, d. h. von Nahrung und Klima, auf die Keimzellen bestritten. Diesem Einfluß sowie der Amphimixis, d. h. der Mischung der Keimzellen, schreibt er die Variationen zu, und er betont mit Recht, daß dieser Vorgang noch keine Anpassung ist, sondern erst durch die Selektion dazu gemacht wird.

Dieser indirekte durch Selektion der Organismen und ihrer Keime ermittelte Einfluß der materiellen Lebensbedingungen wird (auf S. 316) folgendermaßen dargelegt: „Irgend eine Abänderung entsteht im einzelnen Individuum durch Germinalselektion, allein erst die höhere Form der Personalselektion entscheidet darüber, ob diese Abänderung Bestand haben und sich ausbreiten soll über viele Nachkommen, so daß sie zuletzt Gemeingut der Art wird. Germinal- und Personalselektion greifen also fortwährend ineinander, zunächst derart, daß die erstere der letzteren erbliche Abänderungen zur Auswahl bietet und daß letztere die schädlichen verwirft, die nützlichen annimmt. Indem die Selektion scheinbar nur die best angepaßten Personen zur Nachzucht auswählt, wählt sie in Wahrheit die günstigsten Kombinationen des Keimplasmas, d. h. diejenigen, welche die meisten günstig variierenden Determinanten enthalten. So wird also mit der Verwerfung eines Individuums durch Naturzüchtung in Wahrheit eine bestimmte Keimplasmaart verworfen und von weiterem Einfluß auf die Gestaltung der Art ausgeschlossen. Dadurch wird dann zuletzt wieder Germinalselektion beeinflußt, indem bloß solche Anlagen in den nicht verworfenen Keimplasmen enthalten bleiben, deren Determinanten in der für die Art nützlichen Variationsrichtung begriffen sind. So geschieht, daß die Lebensbedingungen die nützlichen Variationsrichtungen hervorrufen, nicht direkt allerdings, wohl aber indirekt."

Wie der Neo-Lamarckismus, so lehnt Weismann auch die neuerdings aufgetretene Mutationstheorie ab, die dahin zielt, alle Art-Entwicklung auf Mutationen, d. h. kleinere oder größere sprungweise Abänderungen zurückzuführen, während die Darwinsche Theorie eine Steigerung und Häufung von kleinen individuellen Varietäten annehme. Mit Recht weist Weismann darauf hin, daß für die Annahme De Vries viel zu wenig positives Beweismaterial vorliege und daß die überwiegende Zahl tierischer Eigenschaften ihrer ganzen Beschaffenheit nach nicht durch sprungweise Abänderungen hätte entstehen können.

Im letzten Vortrag nimmt Weismann Stellung zu den Problemen der Urzeugung und geistigen Entwicklung. Es erhebt sich die Frage, woher die ersten Organismen auf der Erde gekommen sind. Diese ersten Organismen können nicht die uns bekannte Form niederster

Lebewesen haben, wie sie uns in den Infusorien, Amöben und Bakterien entgegentritt, da sie schon differenziertes Plasma besitzen, also eine historische Ahnenkette von Vorläufern voraussetzen. Es müssen einfache, nicht wieder aus lebenden Teilchen, sondern aus Molekülen zusammengesetzte lebende Teilchen sein, aus denen auch die Zellen hoher Organismen bestehen. Sie müssen die Grunderscheinung aller lebenden Substanz haben, den Stoffwechsel, d. h. Verbrennung der Eiweißmoleküle und zugleich Wiederherstellung aus anorganischer Materie, außer dieser Selbsterhaltung die Vermehrung der Substanz, die schließlich zu einer Teilung, zu Differenzierung und Selektion führt. Die Bedingungen der Erdoberfläche, unter denen sich diese letzten Lebenseinheiten bildeten, sind uns unbekannt. Die „Urzeugung" des Lebens ist aber theoretisch durchaus denkbar, ja ein notwendiges Postulat der Naturforschung.

Ebensowenig, wie wir uns positiv vorstellen können, wie die entstehende Lebenssubstanz die Eigenschaft des Stoffwechsels annimmt, sind wir imstande zu erkennen, wie die Empfindung in ihr auftritt. Weismann neigt jener Anschauung zu, daß schon die anorganische Materie die uns unbekannten Elemente der Psyche enthalte, und daß ihr Hervortreten bei der lebenden Substanz nur eine Summationserscheinung sei.

Ich glaube, daß man dieser Anschauung durchaus zupflichten muß, daß die Kräfte, die man mit Leben und Seele bezeichnet, einen viel weiteren Daseins- und Wirkungskreis haben, als ihnen die Biologie und Psychologie im engeren Sinne zuschreibt. Es ist noch niemanden gelungen, die chemischen Vorgänge im wahren Sinne mechanisch zu erklären; man muß dies auch für ganz unmöglich halten, da den chemischen Vorgängen eine Qualität anhaftet, die mit Mechanik, d. h. mit Druck und Stoß von Atomen nichts gemein hat. Es gibt auch eine Selbsterhaltung und Selbstregulierung chemischer Prozesse. Die neuesten Beobachtungen und Theorien können nicht umhin, von einer „Geschichte" der Kristalle und Elemente zu sprechen. Diese Begriffe gehen über die der Mechanik hinaus und eröffnen uns einen, wenn auch dunklen, Einblick in Zustände und Kräfte der Natur, welche die Bildung von lebender Substanz mit ihren Grundeigenschaften unserm Verständnis näher bringt.

Natürlich steht Weismann auf dem Standpunkt, daß auch der Mensch und seine psychischen Eigenschaften aus tierischen Vorstufen sich heraus entwickelt haben. Die Fähigkeiten des Auges und Gehörs reichen in ihrem Ursprung weit rückwärts; die eigentlichen musikalischen Fähigkeiten hält Weismann z. B. für „unbeabsichtigte Nebenleistungen des ursprünglich nur auf die Sicherung der Existenz so fein ausgebildeten Gehörorgans". Die Steigerung der geistigen Durchschnittseigenschaften ist nach seiner Ansicht das Ergebnis des Wettkampfes der Individuen und Rassen um ihre Existenz, während die Entstehung der Genies der glücklichen Anlagenkombination durch geschlechtliche Mischungen zu danken ist.

Bei der großen Bedeutung, die neuerdings die Deszendenztheorie für Geschichte und Psychologie gewinnt, dürfte es daher begründet sein, die Ansichten Weismanns über die Entwicklung höherer Geistesfähigkeiten und den Ursprung genialer Begabung hier mit seinen

eigenen Worten wiederzugeben: „Muß es nun auch so mit dem menschlichen Geiste stehen, kann auch er nur so hoch gesteigert sein, als seine Steigerung noch zum Vorteil für die Existenzfähigkeit des Menschen war? Ich glaube, im allgemeinen sicherlich, der Gemeinbesitz geistiger Fähigkeiten einer menschlichen Rasse wird diese Grenze nicht überschreiten, womit aber nicht gesagt ist, daß nicht einzelne eine höhere geistige Begabung besitzen könnten. Die Möglichkeit höherer Steigerung einzelner Geistesfähigkeiten oder ihrer Kombinationen, seien es Verstand, Wille, Gemüt, Erfindungsgabe, oder mathematisches, musikalisches, bildnerisches Talent, läßt sich aus unseren eigenen Prinzipien mit Sicherheit ableiten; denn nicht nur können die Variationsrichtungen einzelner Determinantengruppen des Keimplasmas eine Reihe von Generationen hindurch sich fortsetzen, ohne daß sie nachteilig werden, d. h. ohne daß ihnen Personalselektion Halt gebietet, sondern die geschlechtliche Vermischung eröffnet auch stets die Möglichkeit, daß einige hervorragend entwickelte Geistesanlagen sich in dieser oder jener Weise kombinieren und dadurch Individuen von überlegenem Geist, sei es nach dieser oder jener Richtung hin, entstehen lassen. So, denke ich mir, entstehen die Genien der Menschheit, ein Plato, ein Shakespeare, ein Goethe, ein Beethoven. Aber sie dauern nicht, sie vererben ihre Größe nicht; wenn sie überhaupt Nachkommen hinterlassen, so erben diese doch niemals die ganze Größe des Vaters, und wir vermögen das auch zu verstehen, insofern diese eben nicht nur auf einer Anlage, sondern auf einer bestimmten der vielen hohen Geistesanlagen beruht. Die Genien steigern deshalb wohl nicht das Durchschnittsmaß ihrer Rasse durch ihre Nachkommen, sie heben sie nur geistig durch das, was sie selbst leisten, indem sie das durch Tradition von einer Generation auf die andere übergehende Können und Wissen der Menschheit steigern. Die Steigerung der Durchschnittsanlage aber, die ja zweifellos vom Australneger bis zum Kulturmenschen des Altertums wie unserer Zeit erheblich eingetreten ist, kann nur auf den Wettkampf der Individuen und Rassen um die Existenz beruhen."

Weismanns „Vorlesungen über die Deszendenztheorie" möchten wir fast eine ähnlich große Bedeutung zuschreiben, wie Lamarcks „Philosophie zoologique" und Darwins „Entstehung der Arten durch natürliche Zuchtwahl". Die Gegenwart wird diese Einschätzung wohl nicht anerkennen, aber die zukünftige Forschung wird Weismanns „Vorlesungen" zweifellos höher werten, als es jetzt geschieht. Sie fassen nicht nur das gegenwärtige Wissen über biologische Entwicklung mit großartiger Einheitlichkeit zusammen, sondern sie führen auch die Erkenntnis einen bedeutenden Schritt weiter, und zwar vornehmlich durch die Aufstellung der Keimplasma- und Vererbungstheorie, wie durch den Nachweis der alle Einheiten und Stufen des Lebens beherrschenden Naturzüchtung. Dabei ist Weismann sich wohl bewußt, daß seine Theorie nur ein „vorläufiger Abschluß" ist, und daß „das Beste, was wir geben können, nicht mehr bedeutet, als eine Stufe zum Besseren".

Zur arischen Frage.

Dr. Albrecht Wirth.

Kaum hat das kalte Fieber der Gräkomanie uns verlassen,
Bricht in der Gallomanie gar noch ein hitziges aus.
Schiller.

Wer zu viel beweisen will, beweist zu wenig. Dieser Gefahr setzen sich heutzutage manche Rassenforscher aus. Die einen sehen überall Malaien, die andern überall Germanen. Movers und zum Teil auch Gobineau errichteten wahre Reunionskammern für die Semiten. Aber es ist noch immer so gewesen, daß, wenn jemand einmal einen fruchtbaren Gedanken hat, er nur zu leicht die Bedeutung seiner neuen Entdeckung zu hoch anschlägt. Das wird dem überseligen Entdecker niemand verübeln, aber die Mitwelt muß doch schließlich die Uebertreibung wieder auf das richtige Maß zurückführen.

Die Ueberspannung der Germanentheorie ist ein Teil von der Ueberspannung der Arierlehre. Es wird der Verallgemeinerung zu viel Raum gegeben. Haben doch neuerdings einige Enthusiasten sogar die Sumerier für arisch erklärt. Nicht bloß die Sprache, sondern auch der in einer Reihe von Bildwerken erhaltene Gesichtstyp beweist klärlich, daß die Sumerier keine Indogermanen waren. Sodann die Etrusker. In einem dicken zweibändigen Werke hat sich Corssen angestrengt, den italischen Ursprung der Etrusker zu erweisen, und auch Woltmann hält das Volk wenigstens für arisch, und zwar aus dem Grunde, weil sie blond und blauäugig gewesen seien. Das ist eben eine der vielen unbewiesenen Behauptungen, mit der hier operiert wird. Axiom: Alles, was blond und blauäugig ist, ist urarischen Stammes. Man trifft in Asien oder Afrika Blonde und Blauäugige, folglich sind sie Arier. Nichts als eine petitio principii, eine Schlange, die sich in den Schwanz beißt. Auch die Berber, auch die Kirgisen sind zu einem großen Teil blauäugig und blond. Natürlich heißt es da dann gleich: die Skythen sind in Turkestan und die Vandalen in Nordafrika die Urheber jener Blondheit gewesen. Wiederum eine petitio principii! Denn auch das wäre erst zu beweisen. Die Vandalen waren viel zu gering an Zahl, um so wirksam die Millionen von Berbern zu beeinflussen, und ob die Skythen Indogermanen gewesen, ist mehr als zweifelhaft. Auch vergesse man doch nicht die Entmischung der Rassen, die z. B. in Grönland dazu führt, daß trotz des gesteigerten Verkehrs der Neuzeit das ehedem reichlich vorhandene skandinavische Blut vielerorts wieder ausscheidet. Aehnlich hat man die Erscheinung roten Haares bei nicht germanischen Völkern als eine Mischungs-, als eine Degenerationsform zu erklären versucht. Wie stimmt es aber dazu, daß gerade die Syrjänen, die doch der germanischen Welt am fernsten wohnen, die rothaarigsten aller Menschen sind? Ueberhaupt müßte die Mischungstheorie doch etwas sicherer bewiesen werden, als sie es bis jetzt ist. Das Einzige, worüber sich reden ließe, wäre die Annahme einer nordischen Urrasse, die sowohl den Ariern, als auch den vielzerklüfteten Stämmen der Turanierwelt als gemeinsame Unterschicht gedient hätte. In der Tat glaubt Hommel auch an eine sprachliche Urverwandtschaft aller Arier und Turanier.

Der springende Punkt bei all den schlechtgestützten Versuchen, Fremdrassen den Ariern zuzuweisen, ist ein psychologischer. Man will möglichst viel Völker für das Ariertum in Anspruch nehmen. Im Grunde ist das ganz und gar keine vornehme, keine adlige Anschauung. Verehrung der Menge, der Masse ist ein Zeichen niedriger Geister, die eben nicht durch inneren Wert, sondern nur durch die erdrückende Ueberzahl, die nicht durch Qualität, sondern durch Quantität wirken können. Solche Verehrung galt bisher insonderheit als ein Merkmal des von Despoten unterdrückten Orients (und deshalb orientalischen Rußlands) im Gegensatz zu der freieren Selbstbestimmung des Occidents. Was habe ich denn davon, wenn ich alle Hauptvölker der Welt, wie solches von Fanatikern geschehen ist, wenn ich Sumerier, Aegypter, Malaien für Arier erkläre, und selbst in China und Karthago Spuren altarischer Kultur erblicke? Es ist das so, als wenn ich in einen köstlichen Wein (denn für köstlich gilt ja a priori das Arierblut) Wasser und immer mehr Wasser schütte. Die natürliche Folge wird die sein, daß der edle Urgeschmack immer mehr zurücktritt, und der Wassergeschmack zuletzt allein herrscht. So auch bei der Behauptung Breysigs, die Woltmann kürzlich gebilligt und unterstützt hat, daß das innerste Wesen des Buddhismus rein arisch sei. Und warum? Weil das Gemüt des Ariers alle Höhen und alle Tiefen erfasse und keine Lebensäußerung, kein Gefühl und kein Gedanke ihm fremd sei. Ja, wohin gelangen wir denn da? Wo sind denn da noch Unterschiede, wo Grenzpfähle? Wie erhebt sich denn da noch arische Religion über semitische, wie sondert sich die Kunst und Wissenschaft des Abendlandes von der des fernen Ostens? Wenn man bei den Ariern einfach alles für möglich hält, dann ist es aus mit aller Rassenforschung und Rassenpsychologie. Dann geht alles unter, zwar nicht in dem Völkerchaos, aber in einem breiten Arierbrei, der auch nicht anmutiger oder geschmackvoller ist.

Sobald es nur auf Werturteile ankommt, wird selten oder nie Einstimmigkeit zu erzielen sein. Goethes Achilleis, die Scherer für ein herrliches Werk erklärte, hält Jäger für schwach. Arminius galt den einen als Befreier, den anderen, nach dem Worte des Dichters Deek, als Freiheitsdränger. In Richard Wagner sehen manche Deutsche ein musikalisches Scheusal. Bismarck erscheint den Franzosen als ein hinterlistiger Machiavell. Gleichermaßen wird man sich über Rassenpsychologie nur äußerst schwer einigen können. Ich brauche bloß an Sergi zu erinnern, der den Ariern ungefähr alle die Tugenden und Charaktereigenschaften abspricht, die von anderer Seite ihnen zugesprochen werden. Nicht, daß ich die Erkenntnis einer Rassenpsyche für unmöglich erachtete. Bewahre! Aber sie wird wesentlich stets Sache der Intuition bleiben. Und die Richtigkeit intuitiver Betrachtung wird immer nur einer erkennen, der mit der gleichen Gabe der Betrachtung gesegnet ist. Deshalb ist der einzige Weg, auf dem die nicht intuitiven Anhänger der Wissenschaft fortschreiten können, die Erstellung und Prüfung greifbarer Tatsachen. Nehmen wir also einmal die Etrusker. Woltmann erkennt in den alten Bildern, die ihren Typ uns überliefern, deutlich arische Rasse; ich erkenne deutlich Schlitzaugen[1])

[1]) Abgesehen von dem technischen Ungeschick der Früh-Antike, die aus der Aeginetengruppe hinreichend bekannt, sind die Augen auf etruskischen Denkmälern,

und eine Aehnlichkeit mit ostkaukasischen Andi. So ist offenbar nicht weiter zu kommen. Eindruck steht gegen Eindruck. Ich halte nun zwar sehr viel von dem unmeßbaren und unaussprechbaren Eindruck für die Rassenerkenntnis, aber ich bin nicht eingebildet genug, um mir mit der Hoffnung zu schmeicheln, jemals einen fremden oder gar entgegengesetzten Eindruck wegwischen zu können. Daher let us come down to facts. Tatsache aber ist, daß ein Hauptname der Etrusker der Hauptgottheit der ganz und gar nicht arischen Alarodier, nämlich dem Tarkon (= Tarquinius), gleich ist; daß mehrere etruskische Wörter sich in dem jüngst als nichtarisch erkannten Lykischen wiederfinden; daß die etruskischen Zahlwörter nur durch äußerste Verrenkung in ein Bett mit den indogermanischen gebracht werden können, während mehrere ungezwungen zum Vergleich mit kaukasischen, mithin turanischen Sprachen locken; endlich daß die lasziven Gebräuche der Etrusker, ihre ausgedehnten Totenstätten, ihre Kosmogonie und Chronologie durchaus auf den Orient und einen unarischen Ursprung weisen. Uebrigens hat der Meister heutiger Rassenenthusiasten, Gobineau, im Etruskerblut klärlich den fremden Tropfen erkannt, der den römischen Arier umwandelte, und ihn zum Gründer der katholischen Kirche machte. Jedenfalls ist es schwer einzusehen, welche Befriedigung einem Arierfreund daraus erwachsen könne, wenn die unersättliche Wollust, der finstere Glaube und die düsteren Leichenstädte, wenn die plumpe Kunst, der aufgeschwemmte Bauch und die gurgelnde Konsonantengedrängtheit der Etrusker reinstem Ariertum urverwandt sein soll.

Werfen wir nun einen Blick speziell auf die Germanen. Auch hier sind die Uebertreiber, die Verallgemeinerer, stark am Werk. Am meisten wird in der Richtung gesündigt, daß germanisch und deutsch fast als gleichbedeutend gebraucht wird. Es kann doch einmal nicht abgeleugnet werden, daß eine große Zahl, wahrscheinlich die Mehrzahl der Deutschen, aus Nichtgermanen besteht, auf Ligurer, Rhäter, Finnen Romanen, Kelten und Slaven zurückgeht. Volkstum und Rasse sind zweierlei. Das kann gar nicht oft genug wiederholt werden. Sodann sind die Versuche sehr beliebt, überall bei den uns umgebenden Fremdvölkern germanische Züge festzustellen. Das ist nun durchaus berechtigt. Man versteht erst die Entwicklung Rußlands, wenn man weiß, daß sie durch Germanen angeregt wurde, die Entwicklung des mittelalterlichen Italiens, wenn man weiß, was dies den Langobarden verdankt. Allein man kann auch zu weit gehen. Ich denke hier an die Forschungen Wilsers und Woltmanns. Hoch ist der Fleiß und die Gewissenhaftigkeit zu schätzen, womit Wilser auch den verborgeneren Pfaden germanischer Geschichte nachgeht, auch ist es sehr löblich, daß er einmal die Vorzüge germanischer Kultur, die zu lange durch den einseitigen Griechenfanatismus in den Schatten gestellt waren, recht deutlich ans Licht stellt und dadurch unser Selbstgefühl steigert. Dagegen ist es nicht zu billigen, daß er den Eindruck zu erwecken sucht, als ob germanische Kultur höher als römische und griechische gestanden hätte. Zur Zeit der Völkerwanderung waren die Germanen

---

wie dem von Calve (im Louvre), tatsächlich schief gestellt. Noch jetzt gibt es richtige japanoide Schiefaugen in Italien und Spanien.

so gut Barbaren wie die Hunnen, ja, in mancher Beziehung noch mehr als die Hunnen, die bereits mit den Errungenschaften iranischer, chinesischer und byzantinischer Kultur bekannt waren, und denen hohe diplomatische und organisatorische Fähigkeiten nachgerühmt werden. Jedenfalls aber, vermeine ich, ist das wenig stichhaltig, was Wilser zur Erhaltung seiner These von der künstlerischen und gewerblichen Betätigung der Germanen anführt, am wenigsten aber, was er von ihrer sorgfältigen Leibespflege lobend erwähnt. Wenn unsere Altvordern ihre Nägel eifrig feilten und kosmetische Haarmittel anwendeten, so sind das Dinge, die man gerade bei den wildesten Stämmen am ausgeprägtesten vorfindet. Barbaren lesen keine Bücher und besuchen keine Galerien. Sie haben sehr viel freie Zeit und verwenden diese für ihren lieben Leib. Die Maschukulumbwe am mittleren Sambesi brauchen fünf Stunden, um ihre überaus künstliche, 1 m lange Haarfrisur herzustellen. Auch findet sich gerade bei wilden Völkern eine äußerst umständliche Art der Begrüßung, und außerdem ein überaus peinliches Zeremoniell für alle Vorgänge öffentlichen und privaten Lebens ausgebildet. Kulturvölker haben keine Zeit zu langen Begrüßungen. Im übrigen sind gerade die Kämme, die z. B. in Burgundergräbern gefunden wurden, aus Italien importiert, und auch der umbo, der germanische Schild, ist römisch-keltischen Ursprungs.

Von ganz anderer Art sind die Einwendungen, die ich gegen Woltmann und sein neuestes prächtiges Werk „Die Germanen und die Renaissance in Italien" zu erheben nicht umhin kann. Ich habe immer gern den Verdiensten Woltmanns den schuldigen Tribut gezollt und erkenne dankbar an, auch aus seinem neuesten schönen Werke viel gelernt zu haben. Er hat darin zum ersten Male in umfassender Weise und auf wissenschaftlichem Wege eine Behauptung zu begründen versucht, die wohl schon andere vor ihm aufgestellt hatten, die aber noch niemand so klar und scharf formuliert hat, wie er. Vor allem hat Woltmann darin den wichtigen Pfad eingeschlagen, daß er nicht nur die erreichbaren Nachrichten über die Leibesart der hervorragendsten Vertreter der italienischen Renaissance übersichtlich zusammenstellt, sondern daß er auch die erreichbaren Bilder kritisch untersucht. Ich wollte, man ginge auf diesem Wege weiter, und stellte einmal Porträtbilder hervorragender Vertreter aus allen Völkern Europas und namentlich auch aus anerkannt nichtarischen Völkern, wie den Basken und Tscherkessen, zusammen. Dann erhielte man endlich einmal eine gesicherte Basis für so manche Behauptungen, die ohne bildliche Grundlage mehr oder weniger in der Luft schweben. Ich glaube, man würde da die sonderbarsten Sachen erleben, die allerdings durchaus nicht immer zugunsten der Arierfreunde wären. In keinem Falle aber genügen die wenigen ethnologischen Typen, die man bisher in unseren Werken über Völkerkunde findet. Während nun viele der von Woltmann gesammelten Bilder einen germanischen, ja bestimmter einen deutschen Typ aufweisen, so die von Garibaldi, Manzoni, Leonardo da Vinci, Leopardi, Giordano Bruno, Galilei, Barbarelli, Andrea del Sarto, Juliano da San Gallo und allenfalls auch die von Bramante und Leon Battista Alberti, lösen andere Bilder ganz verschiedene Vorstellungen aus. Vor allem Michel Angelo erinnert, auch ohne die turbanähnliche Kopfbinde, an einen Türkensultan oder einen Scheich des Orients. Luca della

Robbia hat ein Gesicht wie Alexander der Große, Verrochio hat spanischen, iberischen Typus, ebenso Perugino und Lippi. Ariost und Bardi gemahnen an Armenier, Massaccio an Semiten. Giotto und Dante sind die reinsten Vertreter baskischer Rasse. Auch bei den Basken gibt es blondhaarige Individuen, wie schon in Bädeckers „Spanien" steht. Und zwar nicht etwa in den Niederungen, wo ein Vermischungsprozeß vor sich gehen konnte, sondern gerade in den höheren Bergregionen, wo doch wohl, vor nachdrängenden Fremden fliehend, der Baske sich am reinsten erhalten hat. Meine grundsätzlichen Bedenken gründen sich jedoch auf folgende zwei Betrachtungen. Germanischer Name ist kein Beweis für germanische Rasse. Noch heutzutage wird der Name leicht gewechselt und wird insbesondere gern dem regierenden Volke entlehnt. Bekannt genug ist, wie gern die Juden sich Siegfried nennen. Was für Vornamen, das gilt aber auch für Zunamen. Wieviel hundert Träger stolzer magyarischer Namen sind deutschen oder jüdischen Ursprungs. Mancher amerikanische Carpenter hieß früher Zimmermann. Neger Mozambiques und Sansibars nennen sich mit Vorliebe Sousa und Gonzalez und mit anderen Namen vornehmer Portugiesen, deren Leibeigene ihre Ahnen waren. So ist ein germanischer Name in Italien — und im Mittelalter war oft der Vorname der einzige Name — noch lange keine Gewähr für germanischen Ursprung. Zweitens aber: selbst zugegeben, daß in ununterbrochener Folge die männlichen Vorfahren eines italienischen Talentes oder Genies Germanen waren, so würde das immer noch wenig für die besondere Leibesart des in Frage stehenden großen Mannes besagen, solange nicht auch der weibliche Stammbaum bekannt ist; das wird er aber fast nie sein. Gerade in der politisch-anthropologischen Revue ist an dem Beispiel der Habsburger dargetan worden, wie eine einzige Barbarenfrau, die um 1330 auftrat, wie die Masowierin über ein halbes Jahrtausend hindurch den Typus der Dynastie innerlich und äußerlich (die vorspringende Unterlippe stammt von ihr) aufs nachdrücklichste beeinflußt hat. Daß aber gerade Genies ganz besonders die Eigenschaften der Mutter spiegeln, braucht nicht weiter ausgeführt zu werden. Es ist verdienstlich, so, wie es Woltmann getan hat, dem väterlichen Stammbaum jener Genies nachzuspüren, aber es ist eben in keiner Weise ausgeschlossen, daß dennoch nicht die germanische, sondern die ligurische, venetische, keltische, romanische Rasse, daß die einheimischen Frauen das Beste zur Formung jener Großen getan haben.

Jede Zeit, die eine große geistige Bewegung hervorbrachte, zeigt dieselbe Eigentümlichkeit, daß das Neue sich stets als eine Wiedergeburt des Alten darstellt. Der Frühling des Cinquecento wurde als eine Renaissance des klassischen Altertums aufgefaßt; die Auflehnung Luthers galt ihm selbst als ein Zurückgehen auf das Urchristentum; die französische Revolution stützte sich auf Cassius und Brutus, auf die Vorbilder des oligarchischen Rom; selbst die Schaffung des neuen deutschen Reiches wurde dadurch vorbereitet, daß man die Glanzbilder der Stauferzeit wieder hervorzauberte, und daß man an der zentralisierenden Herrschergewalt eines Cäsar sich begeisterte. Lamprecht hat denn auch eine förmliche Theorie der Kultur-„Rezeptionen" aufgestellt. Aehnliches erleben wir heutzutage. Auch unsere Arier-Germanenfreundschaft ist ein derartiges Sichversenken in längst verflossene

Zeiten, ist eine Befruchtung der Gegenwart durch die Vergangenheit. Während aber früher die geistigen Führer und Erneuerer ganz überwiegend Erleuchtung von dem klassischen Altertum, von Griechen und Römern, und höchstens noch Hebräern, erwarteten, sucht das heutige Geschlecht Antäuskraft durch die Berührung mit der Mutter Erde, erhofft ein neues Blütenalter durch die Begeisterung für germanische Taten, Burgundergräber, Eddasagen, Walther von der Vogelweide, Wotansglaube und Sonnenwendfeier. Es ist das durchaus berechtigt und sogar erwünscht. Wir haben lang genug von Zeus und Achilles, von Cato und Mucius Scaevola gehört und gedichtet, da dürfen wir wohl beanspruchen, einmal ein Menschenalter lang nur von Odin und Hrolf Krake, von Roland und Brunhild uns zu unterhalten. Das wird unser ganzes Geistesleben beleben und erfrischen.

Rassenlehre und Völkerkunde.

Dr. Ludwig Wilser.

Es sei mir gestattet, zu den Aufsätzen von Dr. A. Wirth „Die kaukasische Rasse" und „Zur arischen Frage" (IV, 5 und 7 dieser Zeitschrift) Stellung zu nehmen, da ich schon längst eine naturwissenschaftliche Beurteilung der Wirthschen Veröffentlichungen über Völkerkunde für geboten hielt. Unmittelbar nach dem Erscheinen der Arbeiten über „Die Turanier Vorderasiens und Europas" (Beil. zur Allg. Ztg. 287/8, 1904) und „Die Herkunft der Römer" (Frankf. Ztg. 205, 1905) habe ich mich mit der Bitte um Berichtigung an die Schriftleitungen der betreffenden Zeitungen gewendet, von der einen aber gar keine, von der anderen, da sie weitläufige Erörterungen vermeiden wolle, eine ablehnende Antwort erhalten. Darum ergreife ich gerne die jetzt sich bietende Gelegenheit, dieses vielseitigen und gewandten Schriftstellers Anschauungen über Rassenlehre und Völkerkunde kritisch zu beleuchten, zumal er selbst mehrfach auf mich Bezug nimmt und mich unter anderm einen „Ariermonopolisten" nennt, was ich nicht unwidersprochen lassen kann.

Die Völkerkunde, zumal die alte und vorgeschichtliche, ist keine leichte Wissenschaft und erfordert, wenn man nicht rat- und hülflos auf das Urteil Anderer angewiesen sein will, gründliche Kenntnisse auf naturwissenschaftlichem, sprachlichem, geschichtlichem und archäologischem Gebiet. Wem die sichere Richtschnur selbständigen, auf wissenschaftlich feststehende Tatsachen gegründeten Urteils fehlt, der läuft nur allzu leicht Gefahr, in dem Wirrsal widerstreitender Meinungen und Ansichten sich zu verlieren und den rettenden, zur Wahrheit führenden Ausweg nicht zu finden.

Was nun, um auf Einzelnes einzugehen, die „kaukasische Rasse" betrifft, so ist dieser Begriff für den auf naturwissenschaftlichem Boden stehenden Rasseforscher doch wohl ein überwundener Standpunkt. „Aber ein großer Teil von Völkerkundigen und Geschichtsforschern", meint Wirth, „hält noch an dem kaukasischen Ursprung der Weißen

fest.“ Soll das nun heißen, an dem Ursprung im Kaukasus oder an dem aus einer nach diesem Gebirge benannten Menschenrasse? — Bekanntlich hat der von Blumenbach stammende Ausdruck „kaukasisch“ als Bezeichnung der weißen Rasse nicht die geringste Berechtigung und gehört daher in die wissenschaftliche Rumpelkammer. Alle „Weißen“ unter einer naturwissenschaftlichen Bezeichnung zusammenzufassen, geht nicht an, da die Unterschiede, sogar in der Hautfarbe, zu groß sind. Als Stammrasse, aus der sowohl Arier als auch Semiten (das sind aber nicht „Rassen“, sondern „Völker“) hervorgegangen, ließe sich allenfalls ein Homo europaeus im weitern Sinne annehmen, der dann in die beiden Unterrassen Homo europaeus Linné im engeren Sinne, den eigentlichen und echten weißen Menschen, hauptsächlich in den arischen Völkern vertreten, und Homo mediterraneus, die schwarzhaarige, südeuropäische oder mittelländische Rasse, besonders in den iberischen und semitischen Völkern vertreten, zerfällt. Langköpfig sind ursprünglich beide, und der mit ihnen vielfach gekreuzte und vermischte Homo brachycephalus, auf europäischem Boden auch Homo alpinus genannt, muß daher einen anderen, außereuropäischen Ursprung haben und gehört, da auch seine Hautfarbe zweifellos früher dunkler war, eigentlich gar nicht zu den „Weißen“. Daß die Iberer vom Kaukasus nach Spanien gewandert seien, ist ein geschichtlicher Irrtum; die spanischen und die kaukasischen Iberer haben nur den, wahrscheinlich arischen, Namen gemein; erstere gehörten der Mittelmeerrasse an, letztere aber waren nach Strabo und Plutarch ein skythisches, also den Persern verwandtes arisches Volk. Daß Homo alpinus „früher viel weiter nach Süden“ verbreitet gewesen sei, ist dagegen ein naturwissenschaftlicher Irrtum; die ältesten spanischen und italischen Schädel sind durchweg dolichocephal und müssen daher rassereinen Vertretern des Homo mediterraneus angehört haben. Utgardhr hat mit den slawischen Anten (hier kommen die sprachlichen Irrtümer) ebensowenig etwas zu tun — es ist selbstverständlich von ut, aus, abzuleiten — wie Frau Ute, und daß gar der Name der gotischen Burgunden „auf nichtarischen Ursprung“ zurückgehen soll, ist, da seine beiden Bestandteile in zahllosen germanischen Eigennamen vorkommen, eine kaum begreifliche Behauptung. „Nichts ist schwerer, als sich über Rassen-Ureigenschaften zu einigen“, meint schließlich Wirth und führt als Beispiele unter andern Chamberlain, Gobineau und Breysig an; das sind aber, wie er selbst, lauter naturwissenschaftlich nicht geschulte Forscher; rein naturwissenschaftlich ist die Aufstellung und Unterscheidung der kennzeichnenden Merkmale nicht schwer.

Im zweiten der in dieser Zeitschrift veröffentlichten Aufsätze ist zu lesen: „Die Ueberspannung der Germanentheorie ist ein Teil von der Ueberspannung der Arierlehre“. Der besonnene, nur den Tatsachen vertrauende Forscher wird sich zwar stets vor einer zu weit gehenden „Verallgemeinerung“ hüten, auf der andern Seite aber auch Auge und Ohr handgreiflichen Beweisgründen nicht verschließen. „Haben doch neuerdings einige Enthusiasten sogar die Sumerier für arisch erklärt“, heißt es dann weiter. Meine schon früher, auch in diesen Blättern („Indogermanische Probleme“, III, 1) geäußerte Ansicht, die Vorgänger der Semiten im Zweistromland und die eigentlichen Begründer der babylonischen Kultur seien nordeuropäischer Herkunft gewesen, habe

ich in dem erweiterten Vortrag über „Altgermanische Zeitrechnung“ (Verhandl. d. Naturwissensch. Vereins in Karlsruhe, XVIII) durch neue naturwissenschaftliche und sprachliche Gründe gestützt. Die in Tello und anderwärts gefundenen Darstellungen sumerischer Fürsten und Männer zeigen durchaus europäische Gesichts- und Schädelbildung und erinnern auffallend an die Darstellungen auf den kürzlich in Kreta gefundenen Krügen; daß aber die ältesten Kulturträger auf diesem Eiland der lichthaarigen Rasse angehört haben, ist jetzt durch einige farbige Bildnisse unzweifelhaft festgestellt. Alle im Zweistromland gefundenen Schädel aus ältester Zeit sind ausgesprochen dolichocephal, schließen also die rundköpfige Rasse vollständig aus. Merodach, wie der sumerische Sonnengott hieß, ist auch ein fränkischer Name; ebenso gehören Tiamat (deorum mater) und Eridu (unser „Erde“), das babylonische Eden, und anderes unbestreitbar zum arischen Sprachgut. „Alles, was blond und blauäugig ist, ist arischen Stammes“; da es nur eine hellfarbige Rasse gibt, so müssen allerdings alle derartigen Volksbestandteile auf ältere oder jüngere Blutmischungen mit dieser Rasse, Homo europaeus Linné, zurückgeführt werden. Wenn Wirth an etruskischen Bildnissen „deutlich Schlitzaugen“ erkennt, so ist das eben seine Art zu sehen; ich finde, wie in der ganzen Kunst überhaupt, in den etruskischen Wand- und Vasenbildern die größte Uebereinstimmung mit der archaischen Darstellungsweise der Griechen; dazu stimmen die von Woltmann, mir und Anderen beobachteten hellen Farben und die in altetruskischen Gräbern gefundenen Schädel, unter denen sich nur eine geringe Beimengung von Homo alpinus erkennen läßt. „Daß die etruskischen Zahlwörter nur durch äußerste Verrenkung in ein Bett mit den indogermanischen gebracht werden können“, ist nicht richtig; gerade an ihnen (1 un, 2 thu, 3 trin, 4 zathrum, 5 cealchus, 6 hechz, 7 huth, 8 uceti, 9 nunthen, 10 zal oder zan, 100 cntn, 1000 cilthl) habe ich die größte Uebereinstimmung mit den griechischen nachgewiesen.

„Volkstum und Rasse sind zweierlei“, sagt Wirth in bezug auf die Germanen. Wer ist es denn, der fortwährend auf die Verschiedenheit dieser Begriffe und das Bedenkliche ihrer Verwechselung hinweist? Auf dem 7. Internat. Geographenkongreß in Berlin habe ich über diesen Gegenstand einen besonderen Vortrag gehalten und in meiner „Rasse des schwedischen Volkes“ (Verh. des Naturwissensch. Vereins in Karlsruhe, XVI) die vielfachen Blutmischungen im deutschen Volk gegenüber den rassereineren Schweden hervorgehoben. Wirth erkennt den „Fleiß und die Gewissenhaftigkeit“ an, mit der ich den verborgenen Pfaden germanischer Geschichte nachgehe, und ebenso weiß ich auch bei ihm diese Eigenschaften zu schätzen. Was ihm aber fehlt und was bei aller Vielseitigkeit und unermüdlichen Tätigkeit seine Arbeit doch zu einer unfruchtbaren macht, das ist eben, trotz seiner Selbstgewißheit, das eigene sichere Urteil auf allen einschlägigen Wissensgebieten. Daß „zur Zeit der Völkerwanderung die Germanen so gut Barbaren waren, wie die Hunnen“, ist eine mit allen geschichtlichen Nachrichten im Widerspruch stehende Behauptung; unsere Vorfahren standen, wie in bezug auf den Adel der Erscheinung, so auch hinsichtlich der ganzen Gesittung hoch über den Hunnen und sahen mit Verachtung auf diese rohen Wilden herab.

An Attilas Hof herrschte gotische Sitte und Sprache, und dieser kühne Eroberer, in dessen Adern vermutlich auch germanisches Blut floß, verdankt seine Haupterfolge seinen gotischen Verbündeten, Feldherren und Ratgebern. Den Eindruck, „als ob germanische Kultur höher als römische und griechische gestanden", will ich keineswegs erwecken; es ist mir niemals eingefallen, die hellenische Kunst oder das römische Staats- und Kriegswesen herabzusetzen, ich habe nur unsern Vorfahren auch Gerechtigkeit widerfahren lassen und gezeigt, worin sie den Römern und Griechen der damaligen Zeit überlegen waren, in Reinheit des Blutes wie der Sitten, in frischer, unverdorbener Jugendkraft. Die künstlerische und gewerbliche Tätigkeit der Germanen offenbart sich in ihren Schmucksachen, Waffen und Geräten, wie wir sie den Gräbern der Völkerwanderungszeit entnehmen. Wer ihre technische Vollendung und den eigenartigen Kunstgeschmack leugnet, der ist blind oder will nicht sehen. Salin hat mit seinem reich ausgestatteten und mit erstaunlichem Fleiß ausgearbeiteten Werk über „Die altgermanische Tierornamentik" doch nur den Beweis erbracht, daß eine Herleitung der germanischen Kunst aus südlichen Quellen unmöglich ist, denn der von ihm angenommene Kulturstrom vom Schwarzen Meer nach Nord- und Westeuropa hat in Wirklichkeit nicht stattgefunden, wohl aber eine Völkerwanderung in umgekehrter Richtung, durch die germanische Sitte und Sprache, Schrift und Kunst über unsern Weltteil verbreitet wurden. Die „sorgfältige Leibespflege" habe ich selbstverständlich nur als einzelnen Zug im germanischen Sittenbild angeführt. Wenn sie Wirth mit den künstlichen Haartrachten mancher wilder Völker vergleicht, die ja so „viel freie Zeit" für derartige Spielereien haben, so hinkt dieses Gleichnis doch mehr als erlaubt. Daß Namen für sich allein noch nichts für die Rasse beweisen, habe auch ich immer gelehrt, das Beispiel vom jüdischen Siegfried schon vor Jahren gebraucht.

Gewiß gehöre ich zu denen, die aus der Begeisterung für die Vorzeit unseres Volkes neue Kraft schöpfen wollen, und der Verfasser des besprochenen Aufsatzes rechnet sich ja selbst auch zu ihnen. Statt nur von Zeus und Achilles soll unsere Jugend auch von Wodan und Siegfried hören, aber ich muß mich dagegen verwahren, daß ich den eigenen Wert auf Kosten der Wahrheit überschätze. Die Wahrheit ist stets mein erhabenstes Ziel, meine einzige Richtschnur gewesen. Ich gehöre durchaus nicht, wie Wirth in dem erwähnten Turanieraufsatz schreibt, „zu der unüberzeugbaren Art"; ich bin für sachliche Gründe stets zugänglich und lasse sehr gerne „mit mir reden". Durch hochtönende Worte aber habe ich mich noch niemals einschüchtern lassen, und wenn ich von allen meinen Lehren nichts Wesentliches zurückzunehmen brauche, so sollte man mir daraus keinen Vorwurf, am wenigsten den des Eigensinns machen; eigensinnig ist nur, wer auf wissenschaftlich stichhaltige Gründe nicht hört.

Arier — Germanen — Rassenpsychologie.

Dr. Ludwig Woltmann.

Die anthropologische Geschichtsforschung ist eines der schwierigsten Gebiete der Wissenschaft, da sie eine Orientierung in den verschiedenartigsten Fachstudien voraussetzt. Ihr Fortschritt wird besonders erschwert, weil die in Frage kommenden Spezialwissenschaften gerade die zur Lösung anthropologisch-historischer Probleme erforderlichen Forschungen bisher in unverantwortlicher Weise vernachlässigt haben. Die einseitige und stark differenzierte Berufsgelehrsamkeit macht den Betrieb dieser Wissenschaft noch schwieriger und es ist daher erklärlich, daß bei der Weitschichtigkeit der Probleme Meinungsverschiedenheiten und Widersprüche allzuleicht hervortreten. Ein Spiegelbild dieses Zustandes der historischen und politischen Anthropologie sind die Aufsätze von Dr. A. Wirth über die kaukasische Rasse und die arische Frage, die in dieser Zeitschrift veröffentlicht worden sind.

In dem einen grundlegenden Punkte sind wir miteinander einverstanden, in der Tatsache, daß ein bedeutsamer ursächlicher Zusammenhang zwischen Rasse und Kultur besteht. Aber in der Auffassung des Begriffes „Rasse“ und der Rassengliederung des Menschengeschlechts gehen unsere Meinungen auseinander. Aus den genannten Aufsätzen, sowie aus den größeren mir wohlbekannten Schriften Dr. Wirths geht aber auf das deutlichste hervor, daß er selbst nicht selten in denselben Fehler verfällt, vor welchem er warnt, nämlich „Rasse“ und „Volk“ miteinander zu verwechseln. Dabei drängt sich einem unwillkürlich der Eindruck auf, als ob ihm die Methoden und Ergebnisse der anatomischen Rassenanthropologie nicht hinreichend bekannt geworden seien und er sich mit der so sehr zerstreuten Literatur über die anthropologische Seite der arischen Frage nicht vollständig vertraut gemacht habe. Wenn Dr. Wirth z. B. schreibt: „Das Einzige, worüber sich reden ließe, wäre die Annahme einer nordischen Urrasse, die sowohl den Ariern, als auch den vielzerklüfteten Stämmen der Turanierwelt als gemeinsame Unterschicht gedient hätte“, so ist eine solche Hypothese vom Standpunkt der naturwissenschaftlichen Anthropologie schlechthin unmöglich. Die nordische Rasse und die „turanische“, unter welcher Dr. Wirth offenbar die „alpine“ versteht, haben in ihren körperlichen Merkmalen keinerlei Verwandtschaft, sie bilden anatomisch fast in jeder Hinsicht einen Gegensatz zueinander. Vom Standpunkt der vergleichenden Anatomie und der prähistorischen Forschung kann nur der nordischen und der mittelländischen Rasse eine nähere Verwandtschaft zugeschrieben werden. Andererseits ist die Annahme einer nordischen Urrasse als der „gemeinsamen Unterschicht“ aller Arier das unbestreitbare Ergebnis der neueren Forschungen von Pösche, Lapouge, Penka, Wilser, Ujfalvy, Kraitschek, Ammon usw., die seit etwa 25 Jahren mit den Hülfsmitteln der neueren Archäologie und Anthropologie diese Theorie aufgestellt und begründet haben. Den prähistorischen und frühgeschichtlichen Wanderungen und Vermischungen der nordischen Rasse nachzuspüren, ist gerade die Aufgabe dieser Forscher gewesen. Und da hat sich

gezeigt, daß die „Arier“ nur ein historisch in die Erscheinung tretender Zweig der nordischen Rasse gewesen sind. Freilich haben in der Gegenwart manche Arier ihren ursprünglichen Typus fast ganz verloren, z. B. die Inder, von denen Ujfalvy nachgewiesen hat, wie sie seit den älteren Zeiten nach und nach durch Mischung ihren Typus immer mehr verloren haben und wie die arische Sprache auf die eingeborene dunkle Bevölkerung und ihre Mischlinge überging. Es ist daher im anthropologischen Sinne falsch, wenn man die heutigen Inder als „Arier“ bezeichnet.

Ob man den Begriff Arier auf die ganze nordische Rasse übertragen darf, wie es zuweilen geschieht, oder nur für die kulturgeschichtlich und sprachlich in die Erscheinung tretenden Zweige dieser Rasse beibehalten will, ist eine rein formelle Frage. Solche Begriffsstreitigkeiten treten immer auf, wenn eine an einem bestimmten Tatsachenkomplex gebildete Vorstellung erweitert oder geändert werden muß, falls neue Tatsachen dazu kommen. Ich meinesteils möchte eine Erweiterung des Begriffs „Arier“ auf alle Zweige der nordischen Rasse für angezeigt halten, da nordische Rasse und arische Kultur ursprünglich einheitlich zusammenhängen.

Eine wahre Pest in der Anthropologie und Völkerkunde sind die Namen „Kaukasier“ und „Turanier“, die schon heillose Verwirrungen angerichtet haben, aber vor einer exakten Forschung nicht bestehen können. Wie der Begriff der „kaukasischen Rasse“ durch die genauere Untersuchung der Rassengeschichte Europas in ein Nichts aufgelöst worden ist, so wird es auch mit der „turanischen Rasse“ geschehen. Bei Dr. Wirth weiß man manchmal nicht, was er anthropologisch unter „Turanier“ versteht, ob die mittelländische, alpine oder echte Mongolenrasse, die doch deutlich voneinander zu unterscheiden sind. Die Turanier sind die Völkerschaften nördlich von Persien in Zentralasien. Soweit anthropologische Untersuchungen vorliegen, findet man unter ihnen den alpinen Typus, echte Mongolen und geringe Beimischungen der mittelländischen und nordischen Rasse. Doch überwiegen die beiden ersten Typen und ihre Mischlinge. Möglich ist, daß die Blonden früher stärker vertreten gewesen sind.

Daß die Blonden alle zu einer Rasse gehören, geht aus mehreren Beweisgründen hervor. Einmal ist es aus historisch überlieferten Nachrichten über ihre Wanderungen zu erschließen, dann aus ikonographischen Darstellungen, wie z. B. in Aegypten, aus arischen Sprachresten oder dem Vorhandensein anderer Kulturelemente, z. B. der Verteilung der Dolmen im Bereiche der urarischen Wanderzüge, wie Penka gezeigt hat. Wo aber alle diese Argumente nicht vorhanden sind, gibt es einen anthropologischen nicht minder kräftigen Beweis, daß nämlich überall da, wo Blonde auftreten, an ihnen oder ihren Mischlingen die korrelativen anatomischen Merkmale dieser Rasse zugleich gefunden werden. Es ist daher ausgeschlossen, wie Dr. Wirth zu meinen scheint, daß diese Blonden etwa immer von neuem durch eine spontane Eigenvariation aus der alpinen, mediterranen, mongolischen oder Negerrasse hergehen. Aber wenn Dr. Wirth und andere die Hypothese von Penka und Wilser so bestimmt und sicher in Frage stellen, dann haben sie ihrerseits die wissenschaftliche Pflicht,

eine etwas plausibelere physiologische Erklärung für das Auftreten von Blonden innerhalb einer dunklen Bevölkerung zu geben.

Trotzdem bleibt es immer möglich, ja wahrscheinlich, daß eine gewisse Sorte von rotem Haar auf Eigenvariation beruhen mag. Es ist bekannt, daß eine krankhafte Aufhellung des Pigments — der Albinismus — bei allen Rassen, selbst bei Tieren und Pflanzen, beobachtet wird. Es ist daher nicht ausgeschlossen, daß vereinzelt auftretende Rothaarigkeit ähnlichen Ursachen ihre Entstehung verdankt, ohne daß sie darum als pathologisch angesehen werden braucht. Andererseits weisen manche Beobachtungen darauf hin, daß solche Rothaarigkeit bei der Mischung von Blonden und Dunklen entsteht. Schließlich will ich nicht unerwähnt lassen, daß A. Reed es für möglich hält, daß bei schwarzhaarigen Völkern infolge Sonnenbrand die Haarspitzen eine rötlich-braune Farbe annehmen können. Er beobachtete diese Erscheinung bei den Negritos auf Zambales.

Was die Etrusker betrifft, so ist es doch nicht erlaubt, auf Grund einer einzigen plastischen Darstellung den Typus eines ganzen Volkes mit der Bestimmtheit festzustellen, wie Dr. Wirth es tut. Gewiß gibt es alte etruskische Denkmäler, die plumpe Gestalt, breite Gesichter und etwas schiefstehende Augen erkennen lassen, aber es gibt auch zahlreiche andere Bildwerke, die das edle Maß griechischer Schönheit zeigen. Schon aus diesem Grunde muß man annehmen, daß die ersteren Produkte technischen Ungeschicks sind. Die Geschichte der griechischen Plastik zeigt ja dieselbe Erscheinung, ebenso das germanische Mittelalter, wo man z. B. in Frankreich im Verlaufe von zwei Jahrhunderten (im 11. und 12.) den kurzen gedrungenen Typus, „offenbar die Arbeit unwissender Handwerker", sich in einen edlen schmalen verwandeln sieht. Dazu kommt, daß die toskanischen Maler, wie Cimabue, Giotto usw. ihre hochgewachsenen blonden Gestalten mit schiefstehenden Augen malen. Auch hier ist wieder technisches Ungeschick die Ursache, denn Masaccio malt später dieselben Gestalten mit natürlich-geradestehenden Augen. Aus seinem Aufsatz über die kaukasische Rasse geht hervor, daß Wirth die Etrusker für die „alpine Rasse" in Anspruch nimmt. Diese hat aber keine schiefstehenden Augen, im Gegensatz zu dem verwandten echten Mongolentypus. Ich kenne von meinen Wanderungen her „Land und Leute" in Toscana sehr genau, habe aber dort nicht mehr schiefstehende Augen gefunden, wie sonst in Europa. Nein, die Etrusker waren weder alpine Menschen noch „Turanier", sondern hochgewachsene blonde blauäugige Gestalten, wie aus einem vorurteilslosen Studium des gesamten ikonographischen Materials hervorgeht. In den etrurischen Nekropolen mit ihren Wandbildern und in den Museen Italiens habe ich die Bildwerke in bezug auf ihren anthropologischen Typus mit Berücksichtigung kunsttechnischer Erwägungen studiert, und das Ergebnis ist das, was ich schon früher mitgeteilt habe. Die Bevölkerung Etruriens hat in der älteren Zeit eine ähnliche Zusammensetzung gehabt wie heute, eine blonde Oberschicht und brünette Typen, die teilweise der mittelländischen, teilweise der alpinen Rasse angehören. Die letztere ist, wie in ganz Europa, auch in Etrurien gegenwärtig zahlreicher vertreten als in den älteren Zeiten.

Zu Wirths Ausführungen habe ich im einzelnen folgendes zu bemerken. Es hat meines Wissens nach nie jemand ernsthaft zu

beweisen versucht, daß die Vandalen die Urheber des blonden Typus in Nordafrika gewesen sind. Als diese Ansicht früher einmal auftauchte, ist sie schon von Virchow als unbegründet zurückgewiesen worden, und wenn dies neuerdings wieder durch Peez geschehen ist, so ist dem keine Bedeutung zuzuschreiben. Die Blonden Nordafrikas sind vielmehr als Reste von prähistorischen Wanderungen der nordischen Rasse anzusehen. Dreimal sind nordische Menschen über die Pyrenäen nach Spanien gekommen, zweimal auf dem Landwege über Nordafrika nach Aegypten, und zwar ausgerüstet mit Waffen und Geräten, die geradezu an die späteren germanischen erinnern. Das geht aus den Forschungen von Flinders Petrie, Maspero, Schweinfurth, Wiedemann, Fritsch und anderen auf das deutlichste hervor. Man vergleiche darüber den Aufsatz von Oehring über „Die weiße Rasse in Aegypten" (III., 7 dieser Zeitschrift). Nichts liegt daher näher, als daß die blonden Berber und Libyer Reste solcher Wanderungszüge sind. Das geht auch aus den neuesten Untersuchungen von Bertholon hervor, daß nämlich die Berberkultur Nordafrikas zum großen Teil ihren Ursprung in der neolithischen Zivilisation Europas hat, und daß Rassen der jüngeren Steinzeit auf ihren Wanderungen die damals hier herrschenden Bestattungsformen nach dem Norden des schwarzen Kontinents gebracht haben.

Im Gegensatz zu Dr. Wirth halte ich es daher für höchst wahrscheinlich, ja zum großen Teil für erwiesen, daß überall da, wo wir echte Blonde in einer dunklen Bevölkerung auftreten sehen, dieselben letzte Reste von frühgeschichtlichen Beimischungen der nordischen Rasse darstellen. Die Verteilung der Rassen ist in der Prähistorie vielfach ganz anders gewesen wie heute. Z. B. scheint die mittelländische Rasse in Europa bis nach Norddeutschland und an die Küsten der Ostsee gewohnt und auch weit bis nach Asien hinein sich erstreckt zu haben. Negroide Rassen wohnten an der ganzen Südküste von Asien, von Persien bis nach China, und auch die blonde Rasse ist in der Steinzeit von Europa über Nordafrika und über weite Strecken Asiens in einzelnen Zügen ausgeschwärmt, und Indien ist sicherlich nicht der äußerste Punkt ihrer Ausdehnungsbewegung gewesen. Daß sie bis nach Tahiti, China und Japan gekommen, gehört heute nicht mehr ins Reich der Fabel. Selbst für Australien hat es Howitt wahrscheinlich gemacht.

Von der arischen komme ich zu der germanischen Frage. Hier erhebt Dr. Wirth zwei „grundsätzliche Bedenken" gegen meine Methode in dem Werk „Die Germanen und die Renaissance in Italien". Er schreibt: „Germanischer Name ist kein Beweis für germanische Rasse." Wo in aller Welt habe ich aber dergleichen behauptet? An verschiedenen Stellen meines Buches habe ich das Gegenteil gesagt und darauf hingewiesen, daß die germanischen Eroberer den Unterworfenen ihre eigenen Namen zuerteilten. Meine Arbeit wäre unendlich leicht gewesen, wenn ich mich mit der Feststellung des germanischen Namens begnügt hätte, wenn ich aus dem Umstande, daß Raffael, Tizian, Leonardo, Michelangelo, Dante usw. germanische Familiennamen haben, auf ihre germanische Abstammung geschlossen hätte. Das philologische Argument bildet in meinen Untersuchungen nur einen Hülfsbeweis. Entscheidend ist immer der anthropologische

Typus. Wenn von 150 Genies 130 der germanischen Rasse zugeschrieben werden, so geschieht dies auf Grund der Feststellung des „tipo biondo" (im relativen Sinne des Wortes). Nicht einmal die genealogisch nachgewiesene Abstammung aus einer germanischen Familie habe ich bei den 150 Genies für genügend erklärt, z. B. bei Michelangelo, bei dem ich es unentschieden gelassen habe, ob wir es in ihm mit einem germanischen oder altitalischen arischen Mischling zu tun haben.

In bezug auf die Namen habe ich nur gesagt, daß der germanische Name in der älteren Zeit die gleiche Abstammung wahrscheinlich mache. Das ist von den germanischen Familiennamen sogar als sehr sicher anzunehmen, da bis ins 14. Jahrhundert hinein nur die vornehmen Familien eigene Namen hatten, die nach germanischer Sitte gebildet sind. Daß diese vornehmen Familien germanischen Ursprungs sind, ist schon aus historischen Gründen als gewiß anzunehmen, und wird durch genealogische Untersuchungen, wie für den Adel von Florenz, ausdrücklich bestätigt. Außerdem habe ich noch ikonographische Zeugnisse beigebracht, wie für Rom und Genua.

Wenn im früheren Mittelalter die bedeutendsten Rechtsgelehrten mit germanischem Namen aufgeführt werden und ich dieselben „wahrscheinlich" zum größten Teil für Germanenabkömmlinge erklärte, so ist dies durchaus begründet, da die Rechtsgelehrsamkeit ein den vornehmen Familien reservierter Beruf war. Ebenso ist über die Papst- und Bischofslisten zu urteilen, da man weiß, daß der Stuhl Petri und die Bischofsämter im ganzen Mittelalter das politische Ziel der herrschenden vornehmen Familien gewesen sind. Schließlich habe ich gesagt, daß wir „von den Ergebnissen dieser Untersuchungen zurückblickend", auch die frühesten Dichter, Musiker und Künstler germanischen Namens mit großer Wahrscheinlichkeit als langobardische Abkömmlinge betrachten dürfen. Denn in der Tat, wenn von den größten Genies 85—90 pCt. der germanischen Rasse ganz oder vorwiegend zugeschrieben werden müssen, so dürfte dies wohl auch in den Fällen erlaubt sein, wo wir den anthropologischen Typus nicht feststellen können. Dies ist um so mehr berechtigt, als eine Kontinuität zwischen der Einwanderung der Germanen und der nachfolgenden geistigen Entwicklung auf allen Gebieten des künstlerischen Schaffens festgestellt werden kann.

Die Beweisführung meiner Arbeit ist eine mehrfache. Entscheidend ist immer der anthropologische Beweis, alle anderen sind Hülfsbeweise. Aber auch das genügt Dr. Wirth nicht. Die Germanen sollen es nun einmal nicht gewesen sein, und er hält es nicht für ausgeschlossen, „daß dennoch nicht die germanische, sondern die ligurische, venetische, keltische und romanische Rasse, daß die eingeborenen Frauen das Beste zur Formung jener Großen getan haben". Gewiß, ausgeschlossen ist dies nicht, wie noch viele andere Möglichkeiten nicht ausgeschlossen sind, z. B. könnten die italienischen Genies chinesische Mütter gehabt haben oder vom Himmel gefallen sein. Doch Scherz beiseite, die von Dr. Wirth angedeutete Hypothese ist ganz unwahrscheinlich. Zum mindesten sollte er bedenken, daß doch auch germanische Weiber nach Italien gekommen sind, und daß die edlen germanischen Familien nicht wenige bedeutende Frauen hervorgebracht haben. Daß am Ende des römischen Reichs in Italien die Männer mit dem „tipo biondo"

ausgestorben waren, habe ich nachgewiesen. Schon dieser Umstand beweist, daß die 85—90 pCt. Genies mit dem „tipo biondo" nur von den Germanen abstammen können, die diese Merkmale wieder nach Italien brachten. Wenn es damals noch blonde Frauen altitalischen Ursprungs gegeben hätte, dann würde es auch noch von ihnen abstammende Männer gegeben haben. Zudem weiß man, daß die italischen Damen ihre Haare blond färbten, als diese durch die Einwanderung der Germanen Mode wurden. Seltsam, wie Dr. Wirth zu den allerunwahrscheinlichsten Hypothesen greift, um der allerwahrscheinlichsten aus dem Wege zu gehen.

Was soll nun aber Dr. Wirths Vergleich der Gesichtszüge der Renaissance-Genies mit anderen Physiognomieen bedeuten? Um nur eins herauszugreifen, hält er Giotto, Dante und (nach einer brieflichen Mitteilung) Napoleon für „die reinsten Vertreter der baskischen Rasse". Aber noch nie hat ein Anthropologe von einer „reinen baskischen Rasse" gesprochen. Die französischen Anthropologen haben längst festgestellt, daß die Basken eine „Völkerschaft" sind, welche aus den drei bekannten europäischen Rassen und ihren Mischlingen zusammengesetzt ist. Die nordischen Typen rühren von den prähistorischen und frühgeschichtlichen Wanderungen her, die über die Pyrenäen erfolgten, und zum Teil von den Germanen. Neuerdings hat J. Jungfer nämlich gezeigt, daß in den baskischen Provinzen Hunderte von Oertlichkeiten, darunter viele adelige Herrenhöfe ihre gotischen Namen bewahren und daß es dort auch eine beträchtliche Zahl deutsch-baskischer Mischnamen gibt.

Physiognomien, wie Giotto, Dante und Napoleon, findet man nicht allzuselten in Italien, ebenso in Deutschland. Voriges Jahr z. B. sah ich auf Helgoland einen blonden Menschen, der Dante „aufs Haar" glich. Ich gedachte sein Bildnis neben dasjenige Dantes zu setzen, aber leider konnte ich keine Photographie erhalten. Schlagender hätte wohl die nordische Abkunft Dantes nicht bewiesen werden können. Oder glaubt Dr. Wirth im Ernst, daß blonde Basken nach Italien und nach Helgoland gekommen sind? Nein, die physiognomische Aehnlichkeit beweist vielmehr, daß die blonden Basken mit den Blonden im übrigen Europa zu einer einzigen Rasse (homo europaeus flavus) gehören.

Was schließlich die Methoden der Rassenpsychologie betrifft, so habe ich mit keinem Worte behauptet, daß „das innerste Wesen des Buddhismus rein arisch sei". Ich bin nur der Ansicht Dr. Wirths entgegengetreten, der aus der psychologischen Beschaffenheit der buddhistischen Religion auf ihren mongolischen Ursprung schließen will. Demgegenüber habe ich betont, daß darüber nur die Feststellung der physischen Abstammung ihres Stifters entscheiden könnte, und daß das germanische Mittelalter (wie gewisse Erscheinungen der griechischen Philosophie) zeigen, daß auch Arier ein passiv-asketisches Lebensideal erzeugen können. „Wo bleibt da die Rassenpsychologie?" meint Dr. Wirth. — Die Probleme der Rassenpsychologie werden dadurch nicht in Frage gestellt, sondern nur die vorurteilsvollen und willkürlichen Konstruktionen einer deduktiven Rassenpsychologie, keineswegs die exakte Erforschung des Seelenlebens der Rassen! Erst muß die Rassenphysis, d. h. das körperliche Substrat

der Rassen, dann die physischen Ausgangspunkte aller geistigen Hervorbringungen — Gruppen, Familien, Individuen, Genies — festgestellt werden. Wenn diese Vorarbeit erledigt ist, läßt sich eine Rassenpsyche bestimmen und können ihr eigenartige Leistungen zuerkannt werden.

Die Rassenpsychologie ist ohne Zweifel eine der wichtigsten historischen Disziplinen der Zukunft, die uns das geistige und politische Leben der Völker und ihre Entwicklungsgesetze enthüllen wird. Aber davon sind wir noch ein gutes Ende entfernt. In rassenpsychologischen Dingen kann man nicht skeptisch und vorsichtig genug sein, um so mehr, weil auf diesem Gebiete soviel Willkür herrscht, wodurch die exakte Forschung und die ganze Problemstellung nicht selten in ein bedenkliches Licht gesetzt wird.

Eine Rassenpsychologie hat drei Aufgaben zu erfüllen: 1. Die allgemeinen menschlichen Seeleneigenschaften festzustellen, die allen Rassen zukommen, 2. die quantitativen Unterschiede in der geistigen Befähigung und 3. eindeutige und dauernde qualitative Eigenschaften zu umgrenzen. Nun dürfte es hinreichend erwiesen sein, daß die Rassen dem Grade nach zu geistiger Kultur und politischer Organisation ungleich befähigt sind, daß man eine Begabungsskala aufstellen kann von den Negern, Mongolen, Alpinen, Mediterranen bis zu den Nordländern, unter denen einzelne Zweige, wie Inder, Griechen, Germanen besonders hervorragen, während unter den letzteren wieder dem gotischen Zweig außerordentliche Begabung zuzuschreiben ist.

Was die qualitativen Unterschiede angeht, so kann kein Zweifel sein, daß solche tatsächlich existieren, daß Rassen oder Stämme für bestimmte Tätigkeiten, wie Musik, Plastik oder Philosophie oder für besondere Richtungen derselben eigenartig veranlagt sind, kurz, daß es Differenzen im Gefühls- und Willensleben gibt. Aber diese Unterschiede als eindeutige und konstante Eigenschaften zu formulieren, die angeboren sind und instinktmäßig zur Entfaltung drängen, ist eine Aufgabe, die bislang noch in den ersten Anfängen steht. Hier wäre zu untersuchen, ob solche Eigenschaften einem jeden Individuum, das physisch zu einer bestimmten Rasse gehört, auf Grund dieser Zugehörigkeit zugeschrieben werden können, oder ob es nur Durchschnittseigenschaften gibt, die, ähnlich wie die körperlichen Merkmale, sich um einen mittleren Wert gruppieren, oder ob schließlich die qualitativen Unterschiede mehr in einer gewissen Kombination von allgemein menschlichen Eigenschaften begründet sind. Vielleicht ist mit der höheren Begabung einer Rasse eine höhere psychische Differenzierung verbunden, so daß bei den begabtesten Rassen in der Tat „alles möglich ist", daß, um mit Wirth zu reden, „das Gemüt des Ariers alle Höhen und Tiefen erfasse und keine Lebensäußerung, kein Gefühl und kein Gedanke ihm fremd ist". Ich gestehe, daß dies meine Meinung ist, daß die hohe Kultur der Arier tatsächlich auf dieser ungeheuren Variabilität der geistigen Kräfte und Eigenschaften beruht, und daß z. B. das wissenschaftliche Verständnis des arischen Forschers für die gesamte Völkergeschichte darin seinen Grund hat. Gerade die psychische Weite und Tiefe, die Differenzierungskraft des Bewußtseins der Rassen zu erforschen, wäre eine der merkwürdigsten Aufgaben der Rassenpsychologie.

Mit der Intuition kommt man hier nicht weit, außerdem ist man dabei den gröbsten Irrtümern ausgesetzt. Mit seiner glänzenden Intuition hat Gobineau die italienische Renaissance für romanisch und Chamberlain das Papsttum für antigermanisch erklärt, während eine exakte anthropologische Untersuchung sie als germanische Schöpfungen nachweist.

Prinzipiell ist die intuitive Methode zum psychologischen Verständnis des geistigen Lebens der Rassen natürlich unerläßlich. Um sich in eine fremde Seele hineinversetzen zu können, um den Spuren und Wegen einer Rassenseele und eines genialen Geistes nahezukommen, dazu bedarf es ohne Zweifel der „Gabe intuitiver Betrachtung“. Aber das ist etwas anderes, als aus willkürlich oder auf Grund von unzureichenden Beobachtungen konstruierten „Rassenseelen“ die anthropologischen Ursprünge einzelner Geisteskomplexe deduzieren zu wollen. Nur die induktive Methode kann hier zum Ziele führen, was nicht ausschließt, daß die jeweilig gewonnenen Erkenntnisse als Leitfaden für neue Induktionen dienen.

Anhangsweise möchte ich auf einige kritische Bemerkungen eingehen, die Eduard Bernstein in den „Dokumenten des Sozialismus“ (V, 8) gegen mein Renaissance-Werk ins Feld führt. Da Marxisten sich so selten über die Rassetheorie äußern, sei es gestattet, seine ganze Rezension hier wiederzugeben:

„Die nachrömische Kulturgeschichte ist keine Renaissance des Altertums, sondern im wesentlichen eine eigenartige Leistung der eingewanderten germanischen Rasse. Die Germanen haben in Italien die meisten und größten Genies hervorgebracht, nicht infolge günstiger wirtschaftlicher Bedingungen oder einer zahlenmäßigen Ueberlegenheit, sondern auf Grund höherer natürlicher Begabung: mindestens 85—90 pCt. der italienischen Genies müssen ganz oder vorwiegend der germanischen Rasse zugeschrieben werden. Die blonde Rasse ist die Rasse der Genies, ihre Abnahme in Italien verkündet für dieses das Schicksal Roms.

Dies in größter Zusammenfassung die These der vorliegenden Arbeit Woltmanns, die er mit Aufwand vielen genealogischen, allgemein- und kulturhistorischen Materials an der Hand von Anthropologie und Philologie zu erhärten trachtet. Sein Beweisverfahren fordert aber immer wieder von neuem Widerspruch heraus. Als typisch mag folgender Satz gelten: „Als Roms Schicksal sich vollendet hatte, waren die Vertreter der blonden und großgewachsenen Rasse in Italien ausgestorben; wohl mögen einige Elemente sich erhalten haben oder hin und wieder Rückschläge aufgetreten sein, aber diese haben im späteren Leben der italienischen Nation kaum eine bedeutsame Rolle gespielt. Daher sind wir zu dem Schluß berechtigt, daß ...“ Man beachte die — von uns — unterstrichenen Worte: hinter zwei hypothetischen Sätzen ein apodiktischer Schluß. Wohl beruft sich Woltmann für diesen, nämlich, „daß die großgewachsenen und blonden Menschen, die wir in der Kulturgeschichte Italiens auftreten sehen, Nachkömmlinge der eingewanderten Germanen sind“, auf angeblich forschungsmäßig festgestellte anthropologische Kontinuität und den altdeutschen Charakter zahlreicher Familiennamen. Aber seine Etymologie der Familiennamen („Buonarotti“ von Bono = Bohn, Bonne und Hrodo, Roto = Rohde, Rothe; Santi = Sandt usw.) erinnert oft an die berühmtesten Leistungen wildgewordener Philologen (!!), und die Beweisstücke für die anthropologische Kontinuität sind sehr lückenhaft und auch sonst von schwacher Beweiskraft. Es steht ja außer Frage, daß die italienische Welt der römischen Kaiserzeit und des Frühmittelalters durch das Eindringen germanischer und anderer nordischer Stämme von ungebrochener Vollkraft eine im ganzen sehr wohltätige Verjüngung erfuhr, und es ist mindestens nicht unwahrscheinlich, daß eine ganze Anzahl um die kulturelle Entwicklung Italiens verdienter Persönlichkeiten der Renaissanceperiode in ziemlich reiner Abfolge von solchen nordischen Eroberern abstammen. Das festzustellen hat gewiß Interesse. Aber Woltmann raubt seinen Untersuchungen dadurch alle überzeugende Kraft (!), daß er sie von vornherein in den Dienst einer Tendenz stellt; sie sollen für eine vorgefaßte These, die Superiorität der blonden Rasse und

die überwiegende Bedeutung der Abstammung gegenüber klimatischen usw. und sozialen Bedingungen, Zeugnis ablegen helfen. Was gegen diese These spricht, wird mit ebensolcher, fast fanatischen Heftigkeit beiseite geschoben, mit der alles, was irgend für sie gebraucht werden kann, ad usum delphini zurechtgestutzt wird. Läßt man sich durch diese Prokrustesmethode nicht beirren, so wird man die Woltmannsche Schrift nicht ohne Frucht lesen. Sie erbringt viel mühsam gesammeltes Material und ist, wenn auch unter dem Druck der Tendenz abgefaßt, wenigstens nicht unehrlich (!!). Woltmann läßt den Leser offen in seine Karten sehen. Und die Zusammenstellung von Porträts hervorragender Künstler, Denker, Staatsmänner usw. Italiens, die in schöner Ausführung dem Werk beigefügt ist, macht es immerhin begreiflich, wie der Verfasser sich in seine Theorie verrennen konnte."

Bernstein wirft meinem Buche Tendenz vor, dabei ist seine eigene Kritik, so kurz sie ist, selbst in hohem Grade tendenziös. Wie überhaupt ein Marxist den Mut haben kann, anderen Autoren Tendenz vorzuwerfen, ist mir unverständlich, denn es gibt wohl kaum eine Gattung wissenschaftlicher Literatur in der Welt, die so tendenziös ist wie die Marxistische.

Bernsteins Bemerkungen über die Ableitung der Namen Buonarotti und Santi usw., die ihn „an die berühmtesten Leistungen wildgewordener Philologen" erinnert, zeigen deutlich genug für jeden, der sich nur etwas mit altgermanischer Namenkunde beschäftigt hat, daß Bernstein auch nicht den entferntesten Schimmer einer Ahnung von diesem Gebiet der Wissenschaft besitzt, und daß er sich hier ein Urteil von oben herab erlaubt, das gerade bei ihm peinlich berührt. Si tacuisset, philosophus mansisset.

Daß die großgewachsenen blonden Menschen in Italien ausgestorben waren, kann nicht zweifelhaft sein. Da dies Bernstein unbequem ist, nennt er diesen Umstand „angeblich". Ueber die Körpergröße vergleiche man die Nachweise bei Seeck, Geschichte des Untergangs der antiken Welt (1898), Anhang zum I. Bd., S. 587—88. Daß die blonden Haare verschwunden waren, geht aus dem Beispiel des Majorianus deutlich genug hervor, wobei es noch zweifelhaft ist, ob er als Soldatenkaiser überhaupt ein Italiker war, ferner aus dem schon erwähnten Umstande, daß die italischen Frauen sich die Haare blond färbten und schließlich aus der bei den italischen Schriftstellern immer wiederkehrenden Bewunderung der germanischen Körpergestalt. Wem dies nicht genügt, dem ist nicht zu helfen. Dabei habe ich noch die Möglichkeit zugelassen, daß eine geringe Zahl Menschen mit tipo biondo erhalten geblieben ist; aber mein Schluß ist unbestreitbar, daß sie gegenüber den in so großer Zahl auftretenden Menschen dieses Typus unter den genialen Männern Italiens kaum in Frage kommen können. Aber meinetwegen mag man 5—10 pCt. der blonden Genies auf ihre Rechnung setzen, damit würde jedoch mein Beweis nur wenig modifiziert. Denn bestehen bliebe die Grundtatsache der Ueberlegenheit der blonden Rasse gegenüber den Brünetten, gleichgültig, ob es nun germanische oder altitalische Blonde sind. Aber, wie aus den übrigen Beweisführungen meines Buches hervorgeht, ist eher anzunehmen, daß alle Blonden germanischer Rasse sind.

Was soll aber in diesem Falle die Betonung von klimatischen und sozialen Gesichtspunkten gegenüber der Bedeutung der Rassenabstammung? Die Bedeutung des Klimas für die Entfaltung der Rassenanlagen ist nie bestritten worden. (Vergl. Politische Anthropologie S. 248.) Was seinen Einfluß in diesem Falle anbetrifft, so müßte

es in dem sonnigen Italien doch gerade für die Brünetten besonders günstig sein, und hinsichtlich der sozialen Verhältnisse will ich nicht wiederholen, was ich schon in meiner „Politischen Anthropologie", in meinen Aufsätzen über „Marxismus und Rassentheorie" (IV, 5), über „Rasse und Genie, Rasse und Religion" (II, 12) und bei anderen Gelegenheiten gezeigt habe: daß die wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse das Ergebnis von Rassenbegabungen und Rassengegensätzen und ihrer Wechselwirkung mit dem Milieu sind, und daß ihre Bedeutung darin liegt, zweckmäßige Auslesemechanismen für die Rassenanlagen zu sein. Es ist daher nicht richtig, daß ich mit „fanatischer Heftigkeit" alles beiseite schiebe, was für den Einfluß des klimatischen und sozialen Faktors spricht. In meinem Buche ist auch keine Spur von „fanatischer Heftigkeit" zu finden. Doch Bernstein erkennt an, daß mein Buch „wenigstens ehrlich" sei. Welch verletzender Hochmut aus einem solchen Urteil spricht, sollte gerade ihm nicht verborgen sein.

Die Tragödie der Menschwerdung.

Dr. Friedrich Landmann.

Weshalb alles Leben auf der Erde sich zu erhalten und fortzupflanzen strebt, wissen wir nicht; das aber wissen wir, daß die Fortpflanzungstätigkeit sich mit einer Energie vollzieht, welcher keine andere Lebensverrichtung auch nur annähernd gleichkommt. Daher sind wir berechtigt, die der Fortpflanzung unmittelbar und mittelbar dienenden Organe mit Einschluß fast des gesamten Nervensystems als die lebenswichtigsten, und die Abhängigkeit des übrigen Organismus von ihnen als eine absolute und fundamentale zu bezeichnen. Wer also die körperliche und seelische Entwicklung des Menschen von der Urzeit bis zur Gegenwart beurteilen und die Gründe für den Untergang so vieler Völker und für die Entartung der heutigen Menschheit erforschen will, der wird in erster Linie die Wandlungen, welche die Geschlechtstätigkeit des Menschen im Laufe der Aeonen erfahren hat, sowie den Einfluß dieser Wandlungen auf den menschlichen Organismus ins Auge fassen müssen.

Um für die Beurteilung dieses Zusammenhangs einen festen Boden zu gewinnen, ist es zunächst erforderlich, den Endzustand der geschlechtlichen Entwicklung im Tierreich zu betrachten. Dabei werden wir aber von den Haustieren und den Tieren der zoologischen Gärten absehen müssen, da diese unter dem Einfluß der Domestikation entartet sind. Wir richten also den Blick auf die freie Natur. Auch hier lassen wir die niedrigeren Lebewesen, bei denen das Fortpflanzungsgeschäft bei der Einfachheit ihrer Organisation vielfach in Permanenz erklärt ist, als ungeeignetes Vergleichsmaterial außer Betracht und wenden uns der höheren Tierwelt und insbesondere den näheren Verwandten des Menschen zu.

Da sehen wir nun bei beiden Geschlechtern periodisch einen Zustand von relativ kurzer Dauer, die sogenannte Brunst, auftreten,

während deren die Begattung erfolgt. Vor- und nachher ruht die geschlechtliche Funktion vollständig, und demgemäß leben während dieser Zeit Männchen und Weibchen ruhig und leidenschaftslos nebeneinander, beide weder ihres eigenen noch des „anderen Geschlechts" sich bewußt.

Die Paarung selbst vollzieht sich immer und überall in normaler Weise, d. h. die Natur verfolgt und erreicht ihren Zweck ebenso energisch, wie in einfachster Form und auf kürzestem Wege.

Das hat seinen guten Grund. Würde etwa ein Tier dauerbrünstig werden, dann käme die Art in Gefahr, auszusterben, weil während der Brunst sowohl der Trieb zur Ernährung vermindert ist, als auch die Vorsicht gegenüber den Feinden im Tier- und Menschenreiche mehr oder weniger außer acht gelassen wird; auch würden die in der ungünstigen Jahreszeit zur Welt kommenden Jungen Hungers sterben müssen.

Die jungen Tiere ihrerseits wachsen bis zu einem gewissen Alter heran und zeigen bis dahin keinerlei Symptome geschlechtlichen Trieblebens; erst nach erlangter Vollreife schreiten sie zur Fortpflanzung. Der Periode der Fruchtbarkeit pflegt in höherem Alter noch eine Periode der Unfruchtbarkeit zu folgen, während deren kein Geschlechtsverkehr mehr stattfindet. Ebenso geht das Weibchen dem letzteren aus dem Wege, nachdem es empfangen hat und während der Zeit, wo es seine Jungen säugt.

Ganz anders beim Menschen, und zwar ebensowohl beim Kultur- wie beim sogenannten Naturmenschen. Noch bevor der Körper ausgewachsen ist und die Organe ihre Reife erlangt haben, insbesondere bevor die Fähigkeit zur Fortpflanzung sich eingestellt hat, erwacht der Geschlechtstrieb und drängt zur Betätigung, die in der Regel auf widernatürlichem Wege vor sich geht. Dabei herrscht dieser Trieb und wird in normaler oder abnormer Weise befriedigt ohne Unterbrechung von seinem ersten Auftreten an bis zum Eintritt der Körper- und Geschlechtsreife und weiterhin durch die ganze Periode der letzteren hindurch und sogar über dieselbe hinaus, bis zu einem Lebensabschnitt, wo der Körper sich bereits im Stadium des Niedergangs und Verfalls befindet und sogar die Fähigkeit zur Kohabitation bereits eingebüßt hat. Er herrscht und wird betätigt beim Weibe auch während der Schwangerschaft und des Stillens, also zu einer Zeit, wo eine Befruchtung entweder ausgeschlossen ist oder nur zum Schaden des letztgeborenen Kindes erfolgen kann. (Nur ganz ausnahmsweise findet man bei wilden Völkern das Verbot des Geschlechtsverkehrs während der Schwangerschaft.) Er äußert sich psychisch und technisch nicht selten in den perversesten Formen, und zwar sind hier die unzivilisierten Völker den zivilisierten vielfach an Raffinement voraus. Sogar gegen das eigene Geschlecht ist er bisweilen gerichtet (Homosexualität), variiert also nach einer Richtung, wo die Betätigung dieses einzig zur Erhaltung der Art bestimmten Triebes direkt zum Untergang der Art führen muß. Und während das Tier intellektuell überhaupt nicht und psychisch nur vorübergehend durch den Geschlechtstrieb beeinflußt wird, geht der moderne Mensch nach beiden Richtungen fast vollständig in demselben auf und unter, dergestalt, daß man die Liebe neben dem Hunger geradezu als die

Achse bezeichnet hat, um welche alles menschliche Tun und Lassen sich dreht.

Zwischen diesen beiden Erscheinungsformen des Geschlechtslebens klafft also eine große Lücke, und es soll versucht werden, dieselbe im Wege entwicklungsgeschichtlicher Betrachtung auszufüllen und daraus die naturphilosophischen Konsequenzen zu ziehen.

Daß ein so exzessives Walten dieses lebenswichtigsten aller Triebe, wie wir es heute beim Menschen beobachten, auch bei diesem nicht zu allen Zeiten bestanden hat, darauf deutet die bei einigen Naturvölkern zu beobachtende Periodizität des Geschlechtslebens hin, die allerdings nur in der Form auftritt, daß der an und für sich schrankenlose Geschlechtsverkehr dennoch zu gewissen Jahreszeiten eine deutliche Steigerung erfährt. Von dieser einen Tatsache abgesehen, die andeutungsweise ja auch für die Kulturvölker Geltung hat, fehlen alle Uebergänge zu dem heute bei den freilebenden Säugetieren zu beobachtenden Zustand, so daß wir darauf angewiesen sind, diejenigen Momente spekulativ zu erforschen, welche das menschliche Geschlechtsleben von der Herrschaft des Instinkts befreiten und es dem Bewußtsein und dem Willen unterordneten. Wenn nicht alles täuscht, so liegt hier die Wurzel des Problems der Menschheitsgeschichte überhaupt, insbesondere die Ursache der Völkerentartung und des Völkertodes. Denn es handelt sich hier um fundamentale Umwälzungen auf einem Gebiet, wo das Werden und Sein der Organismen in Frage kommt, und wo eine fehlerhafte Richtung der Entwicklung die allerverhängnisvollsten Folgen nach sich ziehen mußte; — und die Zeichen mehren sich, daß die vornehmste Quelle der Degeneration in der Ausartung des Geschlechtslebens zu suchen ist.

Wilhelm Bölsche, der, soweit ich die Literatur kenne, in seinem „Liebesleben in der Natur“ am gründlichsten diesem Problem nachgegangen ist, hat dennoch den Weg verfehlt und verfehlen müssen, weil er im entscheidenden Punkt von willkürlichen Voraussetzungen ausgegangen ist. Er schreibt z. B.: „Der Mensch hat aller Wahrscheinlichkeit nach (!) von früh an keine so feste natürliche Einschränkung des Geschlechtsverkehrs durch bestimmte Liebes- und Nichtliebesperioden besessen, wie sie bei anderen Tieren als Wechsel von Brunst und Nichtbrunst, erotischer Jagd- und Schonzeit sich geltend zu machen pflegen.“ — Tatsachen, welche für jene „Wahrscheinlichkeit“ sprächen, führt er leider nicht an. — An einer anderen Stelle heißt es: „Der Mensch ist uns von Anfang an gegeben mit den seltsamen Tatsachen so langer Trag- und Nährzeit beim Weibe und andererseits so fast permanenter Brunstmöglichkeit viele Jahre lang. Das sind Tatsachen, mit denen als oberster Reallogik die Menschheit sich auseinandersetzen mußte, so gut es ging.“ — Man sieht: dieselbe willkürliche Annahme, wie vorher, nur noch etwas zuversichtlicher ausgedrückt. — Noch ein drittes Zitat: „Der Frau ist ihr erotischer Trieb ebenfalls durchaus nicht (!) so überkommen, daß er etwa auf zwei Jahre Schwangerschaft und Nähren mit einem einzigen Konzeptionsakt zufrieden wäre.“ — Auch hier fehlt es an jeder Begründung. — Endlich: „Der bewußte Geist verwirft die Wollust; er will sich nicht mehr verschlingen lassen von der Welle seines rohen Naturgrundes.“

Der in vorstehenden Aeußerungen gekennzeichneten Auffassung möchte ich nun eine andere und, wie ich glaube, begründetere gegenüberstellen.

Versetzen wir uns zurück in das Zeitalter der Menschwerdung, in jene Periode, wo die Entwicklung der affenähnlichen Ahnen des Menschen bis zu einem Punkte gekommen war, wo der Natur eine weitere Vervollkommnung der Organismen mit den bisherigen Hülfsmitteln nicht mehr möglich zu sein schien. Wir finden da den Menschenaffen der tertiären Epoche, der in seiner Greifhand, seinem Kletterfuß, in der gesamten Anlage und Funktion seines Organismus eine technische Ausrüstung für den Kampf ums Dasein besaß, an welcher nichts mehr zu verbessern war und auch wohl während langer, durch eine gewisse Stetigkeit der klimatischen Verhältnisse ausgezeichneter Zeiträume nichts mehr verbessert wurde. Das Geschlechtsleben dieses Affen bewegte sich ebenso in den vom Instinkt vorgeschriebenen festen Schranken, wie wir dies bei seinen in der Freiheit lebenden Verwandten heute noch beobachten können.

Erst als tellurische Veränderungen neben einer allgemeinen Verschlechterung der klimatischen Verhältnisse eine periodische winterliche Erstarrung der ganzen Natur herbeiführten, ergab sich ein neuer Antrieb zur Fortentwicklung über das bis dahin erreichte Entwicklungsniveau hinaus. Die fortschreitende Verkümmerung des Pflanzenwuchses machte dem Baumleben des Menschenaffen ein Ende. Eine Abwanderung nach südlicheren Zonen mochte durch trennende Meere unmöglich gemacht worden sein; da hieß es also sich anpassen und auf Tod und Leben den Kampf mit der immer karger werdenden Natur aufnehmen. Hatte der Vorfahr des Menschen bisher mühelos vielleicht von Apfelsinen, Bananen und Ananas gelebt, so winkten ihm nach der Verkümmerung der tropischen Pflanzenwelt nur noch dürftige, schwer zu gewinnende Beeren und ähnliche minderwertige Früchte. Da mag er zur Winterszeit gar manchen Tag mit knurrendem Magen durch die Büsche gestrichen sein und die noch vereinzelt an den Aesten und Sträuchern hängenden Holzäpfel, Holzbirnen, Schlehen und andere Vorläufer unseres heut'gen Obstes zur Stillung seines Hungers zusammengesucht haben. Aber vor einem Schlehenbusch nützten ihm all seine Kletterkünste nichts; hier galt es, sich aufzurichten und in aufrechter Haltung die einzelnen Beeren von den oberen Aesten abzupflücken. Gar mancher unserer Ahnen mag bei dieser saueren Beschäftigung kraftlos vor Hunger und Ermüdung niedergesunken und, von ausdauernderen und geschickteren Gefährten oder von den hungrigen Vögeln des Waldes überflügelt, elend zugrunde gegangen sein. Die Ueberlebenden aber hatten mit ihrer Befähigung, aufrecht zu stehen und zu gehen, einen unermeßlichen Vorteil für den Kampf ums Dasein erworben und den Grund gelegt, auf dem ein neues Geschlecht einen bis dahin unerhörten Fortschritt in der Entwicklung der Lebewesen aufbauen konnte. Der entscheidende Anstoß zum Wachstum der Schädelkapazität und zur Ausbildung der Intelligenz war gegeben; erst jetzt konnten die Geistestätigkeiten, wie Beobachtung, Ueberlegung, Folgerung, Erinnerung usw. sich entfalten, die einzigen Mittel, durch welche sich der Urmensch gegenüber der harten Auslese durch eine erbarmungslose Natur auf die Dauer behaupten konnte.

Hier setzt nun der Konflikt ein. Indem der Urmensch aufhörte, in den Tag hinein zu vegetieren, indem er die Begriffe „Ich“, „Außenwelt“, „Vergangenheit“, „Gegenwart“ und „Zukunft“ ganz allmählich zu seinem geistigen Eigentum machte, indem er die Fähigkeit erwarb, sich an etwas Gewesenes zu erinnern, Zukünftiges vorauszusehen, indem er endlich anfing, über sich und seine Umgebung zu reflektieren, konnte es nicht ausbleiben, daß er auch dazu gelangte, an seinem Geschlechtsleben intellektuell Anteil zu nehmen und gemäß dem jedem Lebewesen innewohnenden Trieb, die Lust zu suchen und die Unlust zu fliehen, die mit der Geschlechtstätigkeit verbundenen angenehmen Empfindungen bewußt auszukosten. Im Kreislauf des Jahres wurde für ihn die Brunstzeit nicht nur physisch, sondern auch psychisch und intellektuell das wichtigste Ereignis, das ihm jedenfalls länger als alles andere in der Erinnerung haften blieb, und dessen Wiederkehr seine Gedanken vorauseilten. Bei der unleugbaren Abhängigkeit körperlicher Funktionen von der geistigen und seelischen Verfassung des Individuums könnte dies im Laufe der Jahrtausende schon allein eine Verlängerung der Brunstzeit, ihren früheren Eintritt und ihr späteres Aufhören bewirkt haben. Es kommt aber noch hinzu, daß der Mensch nach und nach durch Sammlung und Aufspeicherung von Nahrungsvorräten dem Einfluß der ungünstigen Jahreszeit auf seinen Ernährungszustand entgehen lernte, daß er also sich nicht erst wieder im Frühling und Sommer herauszufüttern brauchte, um den Anforderungen der Brunst- und Trächtigkeitsperiode gewachsen zu sein. Somit entfiel bei ihm der Wechsel der Jahreszeiten als Regulator des Geschlechtslebens, um so mehr, als aus dem obigen Grunde auch das menschliche Weib bei der Ernährung des Säuglings nicht mehr durch Zeiten des Nahrungsmangels behindert wurde. Drittens ist hier zu erwähnen, daß der Mensch, ebenso wie bei seiner sonstigen Veranlagung, so auch hinsichtlich seiner geschlechtlichen Potenz und Aktivität variiert, was ebenfalls bei einzelnen Individuen in einem früheren Beginn und einem späteren Ende des brünstigen Zustandes seinen Ausdruck finden mußte. Gesteigert wurde dieses Moment noch dadurch, daß geschlechtlich potentere Individuen relativ häufiger zur Begattung und Fortpflanzung gelangten und durch Vererbung eine Vervielfältigung ihrer Eigenart in schneller Progression bewirkten. Rechnet man noch dazu die Schwankungen in dem Eintritt der Brunstzeit des Weibes, die durch unerwartet frühes Aufhören des Säugens (infolge Todes des Kindes), sowie durch Unterbrechung der Schwangerschaft (Fehlgeburt) bedingt sind, so hat man die hauptsächlichsten Ursachen, weshalb die Brunstzeit immer länger und länger wurde und schließlich aus einem vorübergehenden zu einem Dauerzustand wurde. Ja, es bildete sich zuletzt beim Weibe sogar der Zustand heraus, daß die bisherige, während der Trächtigkeit und der Säugeperiode bestehende instinktive Abneigung gegen den Geschlechtsverkehr gänzlich verschwand und auch bei ihm einem Zustand der Dauerbrünstigkeit Platz machte.

Wie wirksam nun aber auch die materiellen Momente bei dieser Umänderung des Geschlechtslebens gewesen sein mögen, so scheint es doch keinem Zweifel zu unterliegen, daß dabei der tiefgehendste Einfluß von der intellektuellen und psychischen Anteilnahme des

Urmenschen am Geschlechtsakt ausgegangen ist. Gestützt wird diese Annahme durch die Erfahrungen, die wir bei unseren Haustieren gemacht haben. Ursprünglich an eine feste Brunstzeit gebunden, sind sie im Zustande der Domestikation soweit entartet beziehungsweise umgezüchtet worden, daß ihr Geschlechtsleben demjenigen des Menschen vielfach nahekommt. Wo wir aber Haustiere wieder ihre Freiheit gewinnen und verwildern sehen, bemerken wir auch, daß sie von neuem unter der eisernen Zucht der Natur zu geordneten Fortpflanzungsverhältnissen zurückkehren. Käme bei ihnen so etwas wie Intellekt dabei ins Spiel, dann würden sie jedenfalls eher untergehen, als ihre früheren geschlechtlichen Gewohnheiten wieder annehmen.

Die Entwicklung des Intellekts beim Urmenschen, das ist also die Klippe. Es gab keine Vervollkommnung körperlicher Organe mehr über den Affenmenschen hinaus; spitzte sich der Kampf ums Dasein noch mehr zu, dann mußten geistige Waffen geschmiedet werden. Damit lief aber die Natur die ungeheuere Gefahr, diejenige Funktion, welcher der Mensch sein physisches Dasein und das Fortleben seiner Art verdankt, aus der so notwendigen und weisen Regulierung durch den Instinkt unter die Herrschaft des Trieblebens desselben Geschöpfes geraten zu lassen, welches die geistige Fähigkeit, durch die es die Gesetze seines eigenen Werdens und Daseins zu ergründen vermochte, erst viel später erwerben konnte, und welches bis dahin mit seinen Leidenschaften steuerlos auf dem Ozean des Lebens umhertreiben mußte. Es liegt eine tiefe Tragik in diesem Konflikt: ein naturnotwendiger Fortschritt, der die Menschheit zu ungeahnten Höhen hinaufgehoben hat, scheint zugleich indirekt ihren Untergang besiegelt zu haben.

Denn, wie bereits früher angedeutet, hat das menschliche Geschlechtsleben inzwischen Formen angenommen und Wirkungen gezeitigt, denen der Organismus auf die Dauer schwerlich wird standhalten können. Zwar die Ausdehnung der Brunstperiode über das ganze Jahr war relativ unbedenklich von dem Zeitpunkt an, wo der Mensch die Stufe des Ackerbauers erklommen hatte und weder bei Mutter noch Kind Ernährungsschwierigkeiten eintreten konnten. Verhängnisvoll aber war der Umstand, daß der Begattungsakt mehr und mehr aufhörte, Selbstzweck zu sein, und daß unter dem Einfluß des Intellekts die Geschlechtsorgane zu Genußzwecken mißbraucht wurden. Nachdem diese Bahn einmal betreten war, gab es natürlich kein Halten mehr, denn die menschliche Vernunft war noch viel zu wenig entwickelt, als daß man die Folgen dieser Ausartung hätte ermessen können.

Noch einen Schritt weiter, und der Mensch greift sogar zu künstlichen Mitteln, um der Empfängnis vorzubeugen. Hat aber eine solche dennoch stattgefunden, so wird der geschlechtliche Umgang bis kurz vor der Geburt fortgesetzt, und das Kind im Mutterleibe dadurch in Mitleidenschaft gezogen. Je aktiver und potenter in geschlechtlicher Hinsicht ein Individuum ist, um so höher wird es vom anderen Geschlecht bewertet und um so leichter kommt es in die Lage, sich fortzupflanzen und seine hochgesteigerte Sinnlichkeit auf die Nachkommen zu vererben. Kein Wunder, wenn dann in unseren Tagen schon zwei- bis dreijährige Kinder masturbieren, wenn nicht einmal der Eintritt ins höhere Alter dem Geschlechtsverkehr Grenzen setzt,

und wenn unreife Jungfrauen unreife Kinder bekommen von unreifen Jünglingen und verlebten Greisen. Nicht zu gedenken all der Perversitäten, Seuchen und sonstigen Begleiterscheinungen, welche das moderne Geschlechtsleben vielfach vollends zur Kloake machen.

Daß es aber für das Gedeihen der Menschheit nicht gleichgültig sein kann, wenn der Begattungstrieb nach und nach alle Schranken durchbricht, liegt auf der Hand. So sehen wir denn auch in der Gegenwart das Geschlechtliche das Leben des einzelnen wie auch das Gesamtleben, die Geschichte, so tiefgreifend beeinflussen, daß das Resultat entschieden den Eindruck des Pathologischen macht. Eine ungeheure Vergeudung von Kräften und Säften, ein unaufhörlicher Wechsel von Begehren und Genießen, eine ewige Sorge und Unruhe kennzeichnet das heutige Geschlechtsleben. Es ist klar, daß damit speziell an das menschliche Nervensystem ganz gewaltige Anforderungen gestellt werden, denen es sich bis heute noch keineswegs gewachsen gezeigt hat, und denen es sich schwerlich noch wird anpassen lernen. Vielmehr dürfte das Gegenteil, die völlige Erschöpfung, die sich im Zentralnervensystem bereits im Auftreten der marklosen Nervenfasern ankündigt, bei der Allgemeinheit nur noch eine Frage der Zeit sein, namentlich im Hinblick auf die rastlos voranstürmende, unser Nervenleben vollends ruinierende moderne Kultur.

Einem besonderen Einwand muß nun noch an dieser Stelle begegnet werden. Vielfach hört man über unser Geschlechtsleben Ansichten äußern, wie z. B. die, welche kürzlich in dieser Zeitschrift (3. Jahrgang, No. 10, S. 639) folgendermaßen formuliert wurde: „Die Entwicklung eines Volkes wird von der Art und Weise bestimmt, wie es den Fonds von Sinnlichkeit, das Grundkapital, aus dem es seine Leistungskraft schöpft, für Kulturzwecke verwertet." Aber hier liegt doch eine völlige Verkennung der Tatsachen vor. Gewiß ruft das sexuelle Triebleben ungewöhnliche Leistungen auf den verschiedensten Gebieten hervor, indessen zeigt ein Blick auf die physische Beschaffenheit und das schließliche Schicksal der betreffenden Individuen und ihrer Familien, daß es sich da um untergehende Geschlechter gehandelt hat, die noch kurz vor ihrem Erlöschen auf der einen Seite eine treibhausmäßige geistige Entwicklung und auf der anderen Seite ein abnormes Geschlechtsleben erkennen ließen, ein Vorgang, der bekanntlich auch sonst in der Natur Parallelen hat. Aber wohin uns eine Kultur, die ihre Leistungskraft aus der Sinnlichkeit ihrer Träger schöpfte, geführt hat, das verspüren wir ja täglich am eigenen Leibe und werden es noch so lange spüren, bis auch über uns und unsere famose „Kultur" der Strom der Geschichte hinweggerauscht sein wird.

Der Strom der Menschheitsgeschichte! Wie lange wird er denn überhaupt noch rauschen? Daß es mit den modernen Kulturvölkern bergab und zu Ende gehen wird, wenn nicht ihre gesamten Existenzverhältnisse und insbesondere ihr Geschlechtsleben von Grund aus umgestaltet werden, kann für denkende Leute keinem Zweifel mehr unterliegen. Hinter den heutigen Kulturnationen stehen aber keine jugendfrischen Naturvölker mehr; und auch den scheinbar lebenskräftigsten Rassen wird die moderne Afterkultur ebenso verhängnisvoll werden, wie sie es uns geworden ist. Entartetes Geschlechtsleben mag von der Gesamtmenschheit einige Jahrhunderttausende ertragen

werden, wenn aus primitiven Verhältnissen heraus sich immer neue Völker-Nachschübe über sexuell degenerierte, untergehende Kulturen ergießen und wenn, wie bisher, an das Nervenleben keine über Gebühr gesteigerten Anforderungen herantreten; kommt aber die moderne Ueberkultur hinzu, dann dürften ein paar Jahrhunderte genügen, um einem Volke den Rest zu geben. Vor dieses Dilemma werden aber über kurz oder lang alle Völker der Erde gestellt sein.

„Jeder Verbrecher", sagt Bölsche, „ist der Märtyrer seiner Unlogik. Auch sein Kampf hat einen tiefsten Sinn: den Sinn des Adabsurdumführens eines falschen Prinzips. Aber es ist doch individuell stets eine Tragödie, gerade ein solches negatives Fortschrittsmoment durchfechten und mit seinem Kopf zahlen zu müssen." Auch in unserem Falle können wir beobachten, wie ein falsches Prinzip ad absurdum geführt wird, nur daß die Tragödie der Menschwerdung nicht von einzelnen Individuen, sondern von der ganzen Gattung gespielt werden muß.

Die Menschheit scheint schon früh den verhängnisvollen Konflikt zwischen den Forderungen der Natur und der erwachenden Vernunft geahnt zu haben. Schon die primitiven Hirtenvölker wurden bei ihrer vielseitigen Naturbeobachtung früh dazu gedrängt, einen Vergleich zwischen ihrem eigenen Geschlechtsleben und demjenigen ihrer Herden und der Tiere der freien Natur anzustellen. Hier ein geradezu automatischer Ablauf der Funktionen, eine weise Regelung des lebenswichtigsten Triebes, dazu Gesundheit und Harmonie, wenn auch das Ganze ohne ersichtliche Kontrolle durch eine „Vernunft", dort Bewußtsein, Wille, Intellekt, aber auch zügellose Leidenschaft, Ausschweifung, Verbrechen, Krankheit in den vitalsten Beziehungen zwischen Mann und Weib, Familie und Familie, Sippe und Sippe. Aus dieser vergleichenden Betrachtung entstand dann die Legende vom „Sündenfall", welche die entscheidende Wendung im Leben des Menschengeschlechts, und zwar die Wendung zum Schlimmen, darin erblickt, daß ein erstes Menschenpaar sich seiner Nacktheit, seiner Geschlechtlichkeit, bewußt wird, den geschlechtlichen Instinkt verliert und fessellos, unter eigener Verantwortlichkeit seinen Lauf als denkendes Geschlechtswesen beginnt, mit all den verhängnisvollen Folgen und Wirkungen, die den Dichtern jener Legende nur zu schmerzlich im eigenen Bewußtsein lebten.

Unter dem Einfluß der züchtenden und formenden Natur mußte der Urmensch einst seine Intelligenz entwickeln, die ihn dann verleitete, oder geradezu zwang, auf sexuellem Gebiet seine eigenen Wege zu gehen. Unvermögend, den Bau und die Verrichtungen seines Körpers, die Gesetze seines Werdens, die Bedingungen seines Daseins zu begreifen, seine Leidenschaften zu beherrschen, geriet er in seinem Geschlechtsleben auf Abwege, auf denen er der Entartung anheimfiel. Mit dem Schritt vom Affen zum Menschen scheint daher die Entwicklung der Organismen in eine Sackgasse geraten zu sein.

Gibt es nun hier noch einen Ausweg? Mehr als ein „Vielleicht" läßt sich kaum darauf antworten. Nur soviel ist gewiß, daß alle soziale Hygiene, die nicht von vornherein jämmerliches Stückwerk bleiben will, mit einer Reform unseres Geschlechtslebens zu beginnen hat und dabei mit einer Gründlichkeit verfahren müßte, an die heute noch kein Sozialreformer zu denken wagt. Es ist müßig, das jetzt

schon im einzelnen auszumalen; anscheinend muß es noch viel schlimmer werden, ehe es besser werden kann, — wenn es dann nicht schon zu spät ist. Der bekannte Satz: „Die Schicksale der Völker entscheiden sich nicht auf dem Schlachtfeld oder am grünen Tisch, sondern im Bett“, der zunächst nur für die Rassen geprägt wurde, hat einen fatalen Doppelsinn; er zielt auch auf die ganze Menschheit. Möchte das recht bald von allen denen begriffen werden, die berufen sind, der Menschheit Berater und Führer zu sein.

Der Zionismus und die zionistische Partei.

Dr. Leo Sofer.

Die Freiheitsbewegung, die im neunzehnten Jahrhundert, „dem Jahrhundert der Nationalitäten“, die meisten Völker Europas ergriff, zog auch das jüdische Volk in seinen Bann, aber entsprechend der eigentümlichen Lage der Juden in einer eigentümlichen Form. Man begreift diese Bewegung in der Oeffentlichkeit gewöhnlich unter dem Namen „Zionismus“; aber es sind sehr verschiedenartige Strömungen, die mit diesem Schlagwort zusammengefaßt werden. Man kann sie im allgemeinen nach sozialen, nationalen, politischen und religiösen Gesichtspunkten ordnen.

Drei Viertel der europäischen Judenschaft, die Ostjuden, stehen unter Ausnahmsgesetzen. Rußland und Rumänien haben eine umfangreiche Judengesetzgebung. In Galizien ist der Jude de jure gleichberechtigter Staatsbürger; die alleinherrschende polnische Partei, die Szlachta, hat aber durch eine raffinierte wirtschaftliche Gesetzgebung die Juden zum größten Teil verpowert, so daß ihre politischen Rechte illusorisch sind. Die galizischen Verhältnisse unterscheiden sich von den russischen nur quantitativ, nicht qualitativ.

Einige Daten illustrieren am besten die Lage im Osten; in Rußland wohnen ungefähr 5,2 Millionen, in Rumänien 270 000, in Galizien 800 000 Juden. In Nordamerika wanderten vom 30. September 1902 bis 1. Oktober 1903 60 815 Juden ein, davon 34 196 aus Rußland, 17 268 aus Rumänien, 19 000 aus Oesterreich-Ungarn, davon die meisten aus Galizien. Diese Auswanderung ist in fortwährendem Steigen begriffen. Im vorigen Jahr betrug die Zahl der einwandernden Juden 76 000, von denen sich zirka zwei Drittel in New-York niederließen. New-York zählt heute 600 000 Juden; sie sind natürlich heute dort auch ein wichtiger politischer Faktor, da sie nur von den Iren, die 725 000 Seelen stark sind, übertroffen werden. Diese Massenauswanderung hat aber nicht etwa in dem Charakter der Juden ihre Ursache; wohl zieht es ihn nach den Städten und Großstädten seiner Heimat; aber er verläßt sein Vaterland, und ist es auch ein Stiefvaterland, nur gezwungen. Der beste Beweis dafür ist, daß die Massenauswanderung nach Nordamerika, mit der, freilich in viel kleinerem Maßstabe, eine Auswanderung nach Kanada, Brasilien, Argentinien, Südafrika und Australien parallel geht, ganz genau seit den Metzeleien von 1881 und 1882 in Rußland datiert.

Diese Metzeleien waren mit Wissen der russischen Regierung vom Grafen Ignatiew arrangiert worden. Sie dienten zum Vorwande für die berüchtigten Maigesetze 1882, die noch heute in wenig geänderter Form ihre Gültigkeit haben. 94 pCt. der russischen Juden wohnen infolgedessen notgedrungen im sogenannten Ansiedlungsrayon, der Kongreßpolen, den Westen und Südwesten Rußlands umfaßt. Sie dürfen selbst hier aber nur in den Städten und Marktflecken wohnen, während es ihnen verboten ist, auf dem flachen Lande zu wohnen. Der Punkt 2 der Maigesetze lautet: „Den im Namen eines Israeliten abgeschlossenen Verträgen, welche den Verkauf, die Aufnahme einer Hypothek, oder die Verpachtung von ländlichen Grundstücken zum Gegenstande haben, ist keine Folge zu geben; ist gleicherweise ungültig das einem Israeliten erteilte Mandat, die ländlichen Grundstücke zu verwalten oder darüber zu verfügen.“ Außerhalb des Ansiedlungsrayons dürfen nur Großkaufleute, Akademiker und Handwerker mit Befähigungsnachweis wohnen. 1902 wurden aber die Zünfte aufgehoben und den jüdischen Handwerkern die Möglichkeit benommen, ihre Befähigung nachzuweisen; damit verloren sie das Recht, außerhalb des Ansiedlungsrayons zu wohnen. Von den fünf Millionen sind über eine Million Arbeiter, Handwerker, Taglöhner und Ackerbauer, die übrigen sind in Handel und Gewerbe beschäftigt. Die Juden besitzen keine bürgerlichen Rechte; sie können nicht Mitglieder der Semstwo werden, sie können auch nicht an den Wahlen teilnehmen. Das Magistratsgesetz 1892 nimmt ihnen auch die letzten Rechte für die Gemeindevertretungen. Sie werden in den öffentlichen Schulen, selbst in solchen, die durch jüdischen Gemeinsinn errichtet wurden, nur nach einem bestimmten Prozentsatz aufgenommen. Sie sind ferner besonderen Steuern unterworfen; die „Koscherfleischsteuer“ z. B. verteuert jedes Pfund Fleisch für den jüdischen Konsumenten um ein Drittel.

Die Folge davon ist, daß in den Hauptmittelpunkten der jüdischen Ansiedlung in Warschau, Odessa, Wilna, Berditschew, Rischinew die Armut der Juden eine geradezu erschreckende ist. In Warschau sind von 210 000 Juden nur 8000 imstande, Gemeindesteuern zu entrichten. In Lodz leben 18 000 Juden auf Kosten der Wohltätigkeit. In Odessa sind im Jahre 1900 bei einer Gesamtzahl von 150 000 jüdischen Seelen 48 549 registriert worden, welche unter Bedingungen, die allen sanitären und hygienischen Anforderungen Hohn sprechen und infolge ihrer Armut die Gemeindewohltätigkeit in Anspruch nehmen. (Dr. Sapir, Der Zionismus.) Derselbe berichtet, daß in den Odessaer Krankenhäusern im Jahre 1897 unter einem Gesamtbeleg von 60 000 Kranken fast 33 000 Juden waren, während die jüdische Bevölkerung nur ein Drittel der Gesamtbevölkerung Odessas ausmacht. Das sind einige Zahlen, die das Elend in normalen Zeitläuften illustrieren; bei Krisen schwellen sie natürlich an.

Blicken wir nun nach Rumänien. Dieses „orientalische Belgien“, wie es sich gerne nennen hört, unterschrieb (übrigens gleich Rußland) den Berliner Vertrag 1878, dessen Artikel 44 lautet: „Die Verschiedenheit der religiösen Meinungen und Bekenntnisse kann bei niemanden als ein Grund zur Ausschließung oder Unfähigkeit geltend gemacht werden in bezug dessen, was den Genuß der bürgerlichen und politischen

Rechte, die Zulassung zu den öffentlichen Aemtern und Ehrenstellen, oder die Ausübung der verschiedenen Berufe und Gewerbe, an welchem Orte es auch sei, betrifft." Das ist das Wort Rumäniens. In Wirklichkeit sind bis heute etwa 100 Juden von 270 000 im Besitze der bürgerlichen Rechte. Alle anderen, selbst die, welche zum Militärdienste verhalten werden, gelten als Fremde und ein Erwerbszweig nach dem anderen wird den „Fremden", id est Juden, verschlossen. Die „Fremden" dürfen bloß in den Städten wohnen. Das Gesetz des Jahres 1884, das Hausieren betreffend, machte 20 000 Juden erwerbslos. Der Weinhandel wurde ihnen verboten. Das Gesetz von 1886 schloß die Juden von den Maklern aus. Das Gesetz von 1897 beschränkt die Anteilnahme der Juden an Fabriksarbeiten bis zu einem Drittel der Gesamtarbeiterzahl. Das Gesetz von 1893 verschließt den Juden die Gewerbe- und Landwirtschaftsschulen, während das Gesetz von 1899 alle jüdischen Angestellten und Arbeiter von Eisenbahnarbeiten ausschließt. In den öffentlichen Schulen wird von ihnen ein so hohes Schulgeld eingehoben, daß der großen Masse der Besuch unmöglich gemacht wird. Schließlich wurde ein Handwerkergesetz erlassen, dessen § 4 der Regierung die Handhabe bietet, wenn sie es für opportun hält, den Juden die Ausübung des Handwerkes zu verbieten.

Während also im Westen, wie ich in einem vorangehenden Artikel gezeigt habe, das jüdische Volkstum durch die Werbekraft der nationalen Idee einerseits, anderseits durch das Aufkommen der politischen antisemitischen Parteien wiedererweckt wurde, war es im Osten in erster Linie die allgemeine bittere Not und der nackte Kampf ums Dasein, der die Ostjuden zur Einsicht brachte, daß ihre ganze spezielle und spezifische Lage nur durch spezielle und spezifische Mittel geheilt werden könne. Im Westen ist die jüdische Seele, im Osten der jüdische Körper krank, wenn man generalisieren will. Das war der Boden, auf dem der Gedanke des Zionismus erwuchs. Prägnant genommen, versteht man unter Zionismus das Streben nach einem Sichausleben des jüdischen Volkes in Palästina. Oft, und namentlich im Westen, begreift man unter Zionismus auch das Streben der Juden nach einer nationalen Autonomie und einer nationalen Kultur in den verschiedenen Ländern Europas und Amerikas.

In der großen Oeffentlichkeit wird das Entstehen des Zionismus mit dem Auftreten Dr. Herzls (Der Judenstaat, Versuch einer modernen Lösung der Judenfrage, 1896) identifiziert. Ganz abgesehen davon, daß die Sehnsucht nach Zion die Juden eigentlich von dem Momente an erfaßte, als sie nach Zerstörung des ersten Tempels Palästina verlassen mußten, wie die Klagen der Propheten Jeremias, Hesekiel und Jesaias beweisen, haben auch seit der Zerstörung Jerusalems durch die Römer eigentlich nie die Versuche aufgehört, die verlorene Staatlichkeit wieder zu erobern. Von dem blutigen Aufstande Bar Kochbas (131) bis zu dem Auftreten des Salbatai Zewis (17. Jahrhundert) zieht sich eine Reihe von mehr oder weniger bedeutenden Versuchen der Juden hin, in Palästina wieder festen Fuß zu fassen. Die bedeutendsten Geister der Juden, wie ein Jehuda Halevi, Abraham Iben Esra, Alcharisi, selbst Spinoza standen im Banne dieses Gedankens. Am Ende des 18. Jahrhunderts wurde in Wilna die Chaluka, eine Unterstützungskasse, gegründet, die noch heute besteht, und von den orthodoxen

Juden in allen Herren Ländern gefördert wird, national aber gar keinen Wert hat, da sie nur ein dekadentes Schnorrertum in Jerusalem gezüchtet hat.

Mit dem Erwachen der nationalen Freiheitskämpfe beginnt ein, wenn auch vereinzeltes Interesse für die bedrückte Lage der Juden. 1840 erscheint Ernest Laharannes „La question orientale nouvelle", Paris; 1862 die bedeutungsvolle Schrift „Rom und Jerusalem, die letzte Nationalitätenfrage, Leipzig", verfaßt von Moses Heß, einem noch nicht nach Gebühr gewürdigten Manne, der einige Zeit, nach dem Tode des Karl Marx, als Führer der deutschen Sozialdemokraten in Frage stand. Männer, wie der Rab. Hirsch Kalischer in Thorn, Prof. Grätz in Breslau, traten für die Kolonisation Palästinas ein, selbst Disraeli, der englische Premier, begeisterte sich für diese Idee. Praktischer faßte Chaim Guedalla, der 1883 bei Alfons XII. die Naturalisationsfähigkeit der Juden in Spanien erlangte, die Sache an. Als Präsident der türkischen Dette publique trat er mit dem bekannten Reformtürken Midhat Pascha, dem damaligen Großvesier, 1876 in Unterhandlungen des Inhalts, daß die Türken an Stelle der fälligen Zinsen den Inhabern der türkischen Bons Palästina abtreten sollen; Midhat Pascha begann ernstliche Unterhandlungen, die aber durch den Ausbruch des Krieges mit Rußland ein jähes Ende nahmen.

Einen neuen Anstoß gewann die jüdische Nationalbewegung durch die wüsten, von der russischen Regierung arrangierten Judenmetzeleien des Jahres 1882. Dr. Leon Pinsker in Odessa gab durch seine Broschüre „Autoemanzipation" die Anregung dazu, daß sich in Deutschland, Frankreich, England und Rußland zionistische Gruppen bildeten, die in Kattowitz (Preuß. Schlesien) zur ersten Delegiertenversammlung 1884 zusammentraten. Die Frucht dieser Bewegung waren die Chowewi-Zionvereine in Rußland, die sich hauptsächlich den Ausbau der von Baron Edmund von Rothschild (Paris) gegründeten Kolonien in Palästina zum Ziele setzten; in gleicher Richtung wirkt der „Esra" in Deutschland, um dessen Organisation sich besonders Willy Bambus (Berlin) Verdienste erwarb.

Palästina hat heute einen Umfang von 500 Quadratmeilen mit ca. 650000 Seelen; es ist also dünn bevölkert und könnte bei einer intensiven, gemischten Kultur eine doppelt oder dreifach so dichte Bevölkerung ernähren. Im ganzen sind heute noch die Mohammedaner (Türken, arabische Fellachen, untermischt mit kleinen Gruppen von ägyptischen, bosnischen und tscherkessischen Kolonisten) in großer Mehrzahl, aber ihr Einfluß in sozialer Beziehung geht langsam an die Christen (30000) und Juden (ca. 50—60000) über; außerdem wohnen nach Ettinger, „Materialien zur ökonomischen Lage der jüdischen Kolonien in Palästina", Odessa 1905, ca. 4750 Seelen in den 20 jüdischen Kolonien. Sie stehen unter der Verwaltung der von Baron Hirsch gegründeten „Jewish Colonisation Assoziation", die auch in Argentinien und Nordamerika Ackerbaukolonien gegründet hat.

Mit diesen, sich langsam und in bescheidenem Maße entwickelnden Kolonien hat aber die von Dr. Theodor Herzl auf dem ersten Baseler Kongresse 1897 gegründete politisch-zionistische Partei im Prinzip nichts gemein. Galt es doch, wenigstens während seiner Führerschaft (1897—1904) als Dogma, daß vor Erlangung eines

Charters vom Sultan nicht an die Kolonisation Palästinas geschritten werden dürfe. Der Gedanke, daß der Zionismus politisch sein müsse, d. h. daß er aus dem Kreise der Diskussion zwischen Juden an die große Oeffentlichkeit treten müsse, war nicht neu; vor Dr. Herzl hatte ihn besonders Dr. Nathan Birnbaum in der Wiener Zeitschrift „Selbstemanzipation" 1884 vertreten; ebensowenig neu war, wie das Beispiel Chaim Guedallas zeigt, die Idee, auf Grund materieller Konzessionen politische Konzessionen vom Sultan zu erlangen. Aber von der machtvollen, schwärmerischen Persönlichkeit Dr. Herzls vorgetragen, erwiesen diese Ideen eine ungeahnte Werbekraft; eine über alle fünf Erdteile sich spannende Organisation wurde geschaffen, die auf den Kongressen, deren letzter zu Lebzeiten Herzls 1903 zu Basel stattfand, über die Geschicke des jüdischen Volkes entscheiden sollte.

Gerade aber auf dem Gebiete, auf dem sich Dr. Herzl am stärksten fühlte, auf dem diplomatischen, hat er keine positiven Resultate zu erringen vermocht. Alle die Empfänge, beim Sultan, beim deutschen Kaiser, beim Großherzog von Baden, beim König von Italien und beim Papste, haben, so sehr sie natürlich die Autorität Herzls in seiner Partei erhöhten, die Judenfrage nicht einen Schritt der Lösung näher geführt. Dagegen ist die Gründung der Jüdischen Kolonialbank 1899 in London Herzls Verdienst. Wenn auch die Bank heute noch nicht so kapitalskräftig ist, um als Instrument für weitfliegende Pläne zu dienen, wie sie Herzl hegte und wie er sie in seinem utopischen Staatsromane Altneuland schilderte, so kann sie doch einerseits durch Gründung von Filialen in Amerika und Afrika eine Zentralbank für die nach allen Richtungen sich zerstreuenden jüdischen Auswanderer werden, anderseits durch Gründung von Filialen in Palästina und dem Orient, wie sie heute schon in Jaffa und Jerusalem bestehen, speziell der Palästinawerke eine wichtige Stütze werden. Die zionistischen Vereine werden wohl nie die Kaders der auswandernden Judenschaft abgeben, wie es sich Herzl dachte; wohl können sie aber, parallel mit der Förderung der Kolonisation in Palästina und seinen Nebenländern, Kristallisationspunkte für ein neues nationales Leben in der Diaspora werden.

Der Ende Juli dieses Jahres stattgefundene siebente Kongreß zu Basel bot vor allem das Bild eines erregten Streites zwischen den „Palästinensern" und den „Territorialisten". Die Palästinenser glauben ihr Ideal nur in Palästina verwirklichen zu können, die Territorialisten verzweifeln an der Möglichkeit, in Palästina Autonomie zu erlangen, und streben eine Autonomie auf irgend einem anderen Territorium an. Dieser Streit ist ein rein akademischer. Denn Palästina kann heute keinen einigermaßen ins Gewicht fallenden Prozentsatz der jährlichen Auswanderung des Ostens aufnehmen. Anderseits fehlt den Territorialisten, nach dem Scheitern des Ostafrikaprojektes, das übrigens bei näherer Prüfung sich schon bei seiner Entstehung als eine Totgeburt gezeigt hätte, jedes Substrat zur Gründung eines autonomen Gemeinwesens, es sei denn, daß sie sich entschlössen, in den Ländern des jetzigen Aufenthaltes die nationale Autonomie anzustreben. Bei der Abstimmung blieben die Palästinenser Sieger. Faktisch wird dies zur Folge haben, nachdem die Charteridee von der ersten auf die letzte Stelle gerückt ist, daß die zionistische Partei,

allerdings in moderner, modifizierter Form, belehrt durch die Erfolge und Mißerfolge der bisherigen 20 jährigen Kolonisation, sich auf der Verlängerungslinie der alten, von ihr bekämpften und belächelten Chowewi-Zion wird bewegen müssen. Das nötige Kapital bietet ihr, außer der erwähnten Jüdischen Kolonialbank (London) und ihrer Zweiggesellschaft, der Anglo-Palestine-Company in Jaffa und Jerusalem, der jüdische Nationalfonds, der, unter Herzl gegründet, sich heute auf eine Million Kronen beläuft und statutarisch zum Ankauf von Land in Palästina bestimmt ist. Bei dieser künftigen Tätigkeit wird sich die zionistische Leitung die Erfahrungen Ettingers zu eigen machen müssen, der in der früher zitierten Schrift zu folgenden Resultaten kommt: „Es ergab sich ferner, daß es in Palästina unmöglich ist, ganz kleine Ansiedlungen zu gründen; daß es eine Sache der Unmöglichkeit ist, eine umfangreiche Kolonisation auf philantropischen Grundlagen ins Leben zu rufen. Die gemischte Form des Ackerbaues als die erfolgreichste Form und die Notwendigkeit der unmittelbaren Beteiligung der Kolonisten nicht nur an der Produktion der Erzeugnisse, sondern auch an der Verarbeitung und Organisation des Absatzes ist zutage getreten. Die Unerfahrenheit der kolonisierenden Elemente in den ökonomischen und natürlichen Bedingungen des Landes und die Notwendigkeit der Organisation des Kreditwesens und der Entwicklung der Kooperation bei der Verarbeitung und dem Absatze der Produkte ist offenbar geworden."

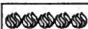
Der neue Präsident, Bankier Wolfsohn aus Köln, der auch Präsident der Kolonialbank ist, wird gewiß sein tüchtiges Verwaltungstalent betätigen; weit ausgreifende Aktionen sind von ihm nicht zu erwarten.

Resümieren wir das Gesagte, so stehen wir im allgemeinen auf dem Standpunkte U. J. Ginsburgs, eines unter dem Pseudonym „Achad Haam" bekannten russischen Schriftstellers. Die Judenfrage hat zwei Gesichter, ein sozial-ökonomisches und ein geistig-nationales. Durch die Palästinaidee ist nur dem zweiten Gesichte gedient; auf dem Boden Palästinas kann ein hebräisches Regenerationszentrum für die jüdische Rasse entstehen; aber Palästina konnte und kann nicht die soziale Seite der Judenfrage lösen. Die wirtschaftlich überschüssige Million der Ostjuden fand ihren Weg nach dem freien Amerika, und selbst die Verschärfung der Einwanderungsgesetze hält diesen Zug nach Amerika nicht auf. Daran hätte selbst ein Charter nicht viel geändert; denn die von Herzl geträumte Amerikanisierung Palästinas übersieht den Umstand, daß Morgenland und Abendland zwei getrennte Welten sind, die nicht nach einem Schema behandelt werden können.

Dagegen wäre es eine Herzenspflicht des ganzen jüdischen Volkes, nicht einer jüdischen Partei, nach Kräften an der Bildung einer geistigen Zentrale in Palästina zu arbeiten. Dazu soll die abendländische Judenschaft nur die Initiatoren, die Lehrer und das nötige Kapital liefern. Das nötige Menschenmaterial sollte nach meiner Meinung Ländern wie Arabien, Marokko und Persien entnommen werden. (In Marokko leben allein über 300 000 Juden.) Das ist Orient, so daß diese auswandernden Juden bei ihrer Ansiedlung in Palästina nicht eine Aenderung ihrer ganzen Lebensweise nötig hätten. Zweitens leben die Juden

dieser Länder in elenderen Verhältnissen, als selbst in Rußland; für sie bedeutet selbst die heutige türkische Herrschaft eine Erlösung. Drittens haben die Juden in diesen Ländern trotz des äußeren Druckes ihre Rasse verhältnismäßig sehr lebenskräftig erhalten, so daß eine Verpflanzung auf den Boden Palästinas sehr günstige Aussichten böte.

Die Judenfrage ist komplizierter als jede andere nationale Frage. Aber eines scheint mir sicher zu sein. Die nationale Idee bedeutet für die Juden nicht eine Idee neben anderen, sondern sie ist die politische Lebensidee des jüdischen Volkes. Das Judentum wird entweder national sein, oder es wird nicht sein.



Berichte und Notizen.



Neue Gedanken über die Abstammung des Menschen. Das große Problem von der Abstammung des Menschen wird von den Naturforschern immer wieder in Angriff genommen, sobald neue Funde die begründete Hoffnung auf ein tieferes Eindringen erwecken. Funde, die in dieser Richtung von ansehnlicher Bedeutung sind, wurden in den letzten Jahren an weit entlegenen Punkten der Erde gemacht. In Java wurde ein fossiler, merkwürdiger Affe entdeckt und in Kroatien die Reste von diluvialen Menschen. Dazu kam noch, daß die Knochen und Schädel der diluvialen Menschen von Neandertal und Spy einer erneuten Prüfung unterzogen wurden, wobei vor allem der Neandertaler eine andere Wertschätzung erfuhr, als ihm früher zuteil geworden war. An diese Objekte knüpft seit einigen Jahren eine Erörterung über die Abstammung des Menschen an. Schwalbe brachte den in Java gefundenen Affen von Trinil mit dem Neandertaler in einen genetischen Zusammenhang. Dieser zeigt in dem allerdings viel kleineren Schädel eine ansehnliche Uebereinstimmung mit dem Neandertaler. Seine Körperhöhe beträgt 170 cm, und er konnte aufrecht gehen wie ein Mensch. Doch neigt man jetzt mehr zu der Ansicht, daß der Affe von Trinil auch auf Bäumen gelebt habe. Die Neandertal-Rasse hat andererseits in letzter Zeit manchen Zuwachs an bedeutsamen Funden erfahren, namentlich durch die Knochenreste, welche durch Kramberger in Krapina im nördlichen Kroatien entdeckt wurden. Damit ist die weite Verbreitung der Neandertal-Rasse festgestellt. Doch konnte Kramberger an dem Krapina-Menschen schon mehrere Varietäten unterscheiden, und zwar solche, die durch breiteren und höheren Schädel von dem langen und abgeflachten Neandertaltypus abweichen. Die Bedeutung dieses Nachweises ist nicht hoch genug anzuschlagen, insofern dadurch aufs neue bewiesen wird, daß der Mensch des Diluviums schon recht vielgestaltig war, jedenfalls nebeneinander Leute mit plattem und solche mit hohem Schädel existierten und so wahrscheinlich auch anderwärts. Was die Abstammung dieser ältesten Menschen anbetrifft, so will bekanntlich Klaatsch die menschliche Abstammung mit Umgehung der Anthropoiden in direkter Linie auf einfach gebaute eocäne Säugetiere zurückführen, schließt also die Anthropoiden von der Deszendenzreihe aus. Angesichts unserer Kenntnisse über die Embryologie des Menschen und der Anthropoiden ist dies heute nicht mehr möglich. Die ausgezeichneten Arbeiten von Selenka über die ersten Anfänge der Entwicklung der Anthropoiden, des Körpers sowohl als der Eihäute, enthalten so viele überzeugende Tatsachen von der direkten nahen Verwandtschaft mit dem Homo sapiens, daß kein Naturforscher in Zukunft mehr imstande sein wird, daran auch nur im allergeringsten zu rütteln. Die Stammesgeschichte des Menschen mußte durch den Stamm der Anthropoiden, der Menschenaffen, zuletzt hindurchgehen, um seine jetzigen Stufen zu erreichen. Der Mensch hat im Anthropoidenstamme seine feste Wurzel in der Reihe der tertiären Menschenaffen. Und zwar ist es aller Wahrscheinlichkeit nach nur eine einzige Form gewesen, in welcher der Keim lag, zu der so hohen Stufe des Menschen sich emporzuschwingen. Denn die Menschwerdung dürfte nicht so leicht zweimal gelingen. Was nun Schwalbes Ansicht über die Stellung des Affen oder Affenmenschen von Java und der Neandertal-Rasse betrifft, so ist der Neandertaler

nur als ein Zweig des großen Geschlechts der Menschen und der Affenmensch von Java auch als eine Seitenentwicklung aufzufassen. Die Ausgangsform des Menschengeschlechts muß eine andere gewesen sein. Nach dem allgemeinen Gesetz der Entwicklung der Wirbeltiere pflegen größere Formen von kleineren abzustammen. Es ist nun gelungen, über den ganzen Erdball verbreitet eine Zwergrasse nachzuweisen, die Pygmäen, welche wahrscheinlich die älteste Menschenrasse gewesen ist. Danach entwickelten sich von einem kleinen uns noch unbekannten Anthropoiden, durch mehrere Zwischenglieder aufsteigend, zuerst die kleinen Menschen. Aus ihnen gingen dann allmählich die großen Rassen hervor, aber so, daß ein Teil der Urform erhalten blieb; das sind diese Pygmäen, die über die ganze Erde zerstreut in den Gräbern, vermischt mit den Knochen der großen Rasse, gefunden werden oder noch heute im zentralafrikanischen Urwald in ansehnlichen Horden vorkommen. Man weist diese Pygmäen als Urbewohner des ganzen malaiischen Archipels nach, als Verwandte der Papuas, Melanesier, Australier und der Urvölker Südafrikas und Amerikas. Diese kleinwüchsige Urbevölkerung mag aus dem Stamm der Anthropoiden im afrikanischen oder indischen Tropengürtel hervorgegangen sein, um sich dann als solche über die ganze Erde, auch Europa, zu verbreiten, und ein Teil ihrer Nachkommen entwickelte sich in den verschiedenen Weltteilen zu den großen Rassen, wie wir sie noch heute vor uns sehen. Daß die ältesten Menschen nicht platte, sondern zuerst hohe Schädel besaßen, geht auch aus der Embryologie hervor. Die jungen Affen gleichen in ihrem Schädelbau dem Menschen ganz auffallend, woraus zu folgern ist, daß auch die ältesten Menschen hohe gutentwickelte Schädel hatten wie die Pygmäen. (J. Kollmann, Sonderdruck aus dem Korrespondenzblatt der Deutschen anthropologischen Gesellschaft, 1905, No. 2—3.)

Das jüdische Rassenproblem. Die Frage nach der anthropologischen Stellung der Juden im System der Menschenrassen ist nur teilweise gelöst. Was dieses Problem besonders interessant macht, ist, daß die Juden, obgleich zu den Semiten gezählt, dennoch mit diesen nichts Gemeinsames haben. Dabei handelt es sich hauptsächlich um die Form des Kopfes, die bei den Semiten lang, bei den Juden kurz ist. Obgleich die Juden ein Konglomerat von mehreren Typen darstellen, so sehen wir doch einen hervortreten, der die übrigen beherrscht und der die ganze osteuropäische Judenschaft als eine im gesamten anthropologisch mehr oder weniger einheitliche Masse erscheinen läßt. Dieser Typus läßt sich nun folgendermaßen beschreiben: Die südrussischen Juden sowie die osteuropäischen überhaupt sind, nach dem unter ihnen vorherrschenden Typus beurteilt, von mittlerer Größe und brünettem Farbentypus; ihre Kopfform eine „chamä-brachycephale; das Gesicht ist von ovaler, nach unten zu sich etwas verjüngender Form (chamäprosop). Sie haben eine gerade flache Stirn, relativ häufig vorstehende Wangenbeine und gerade Kiefer. Die Richtung des Auges ist eine wagerechte; die Nase ist leptorrhin, oben schmaler als unten, im ganzen etwas groß und ziemlich prominent; ihre Form ist eine überwiegend gerade. Die Lippen sind regelmäßig; der Mund verhältnismäßig breit, die Ohren mittelgroß. Dieser Typus ist in seinen Hauptmerkmalen, den Kopf- und Gesichtsformen nach, von demjenigen der wahren Semiten, der Araber, grundverschieden. Schon früh erkannte man, daß unter den Juden diese beiden Typen verbreitet sind, der ursprüngliche, echte, semitische Typus wird durch die numerisch viel geringere Gruppe der südeuropäischen und afrikanischen Juden, der Sephardim, vertreten, während der zweite, unechte, stark vermischte durch die ganze osteuropäische Judenschaft repräsentiert wird. Von Luschan betrachtet als Ergebnis seiner Forschungen, daß die modernen Juden aus drei Typen zusammengefaßt sind: erstens aus den arischen Amoritern, zweitens aus wirklichen Semiten, und drittens hauptsächlich aus den Nachkommen der alten Hethiter. Leider fehlen bis jetzt ausgedehntere Untersuchungen an den sogenannten sephardischen Juden, aber die wenigen bisher erfolgten zeigen deutlich genug, daß die Zusammensetzung derselben eine ganz andere ist, nämlich der Prozentsatz der Langköpfigen viel größer ist. Aus den bisherigen Forschungen sind für das jüdische Rassenproblem folgende Schlüsse zu ziehen: 1. Die Schädel des Altertums sind fast durchweg dolichocephal, während diejenigen des Mittelalters in drei Viertel der Fälle brachycephal sind. Es hat eine totale Umprägung der Form stattgefunden, deren Ursache wohl in stattgehabter Mischung im großen Maßstabe zu suchen ist. 2. Die sephardischen Schädel zeigen eine bewundernswerte Einheitlichkeit des Typus, indem sie fast ohne Ausnahme dolichocephal, während die Schädel der osteuropäischen Juden zur Hälfte brachycephal sind. Diese Brachycephalie steht mit derjenigen der mittelalterlichen Schädel wohl in irgend einem Zusammenhange. 3. Die höchst-

wahrscheinlich, wie auch alle Semiten, langköpfigen alten Israeliten kamen bei ihrer Zerstreuung erstens in Berührung mit den Kurzköpfen des Kaukasus und des alpinen Europas und zweitens mit den Langköpfen des Mittelmeers. Während die ersteren sich umformten, bewahrten die letzteren den alten Typus. (S. Weißenberg, Zeitschrift für Demographie und Statistik der Juden 1905, No. 5.)

Natürliche und geschichtliche Entwicklungsgesetze. Von „Gesetzen der Weltgeschichte" kann nur mit dem Vorbehalt ihrer Relativität und ihrer psychischen Bedingtheit gesprochen werden. Sie erhalten größeres Gewicht dadurch, daß sie, soviel wie möglich, auf allgemeine biologische Gesetze zurückgeführt werden. In der Tat bestehen zwischen der organischen und geschichtlichen Entwicklung so tiefgreifende Uebereinstimmungen, daß durch ihre Aufdeckung der Begriff des Gesetzmäßigen wesentlich verstärkt wird: 1. In beiden Entwicklungsreihen gilt das allgemeine Entwicklungsgesetz, wie es Herbert Spencer in seinen Grundlagen der Philosophie zuerst und wohl für immer formuliert hat: Entwicklung besteht aus zunehmender Differenzierung mit gleichzeitiger Integrierung (= Konzentrierung) durch den Uebergang aus einer unbestimmten, unzusammenhängenden Gleichartigkeit in bestimmte, zusammenhängende Ungleichartigkeit. 2. Wir finden daher in beiden eine Uebereinstimmung der Stufenfolge der Organisationsformen. Die von Breysig aufgestellten geschichtlichen Stufen haben ihr Analogon in den verschiedenen Typen der Organisation, welche die organische Kraft in der untermenschlichen Lebewelt hervorgebracht hat. 3. Für beide Entwicklungsreihen, die biologische und die historische, gilt ferner in hohem Grade das biogenetische Grundgesetz, demzufolge jeder neu entstehende Organismus, sei es in sozialer oder individueller, wenn auch in abgekürzter Form, die früheren Stufen zu durchlaufen hat, um die höchstmögliche zu erreichen. 4. In beiden Reihen sehen wir die nämlichen äußeren und inneren Entwicklungsfaktoren wirksam. Die organische wie die geschichtliche Entwicklung sind einerseits durch Kampf ums Dasein, natürliche Auslese und Vererbung der erworbenen Eigenschaften, andererseits durch Selbsterhaltungs- und Gattungserhaltungstrieb, durch Anpassungs- und Variierungstendenzen bedingt. 5. Der menschliche Kulturprozeß stellt sich in jeder Beziehung als eine mehr und mehr bewußte Fortsetzung des organischen Entwicklungsprozesses dar. Die wirtschaftlich-technische Kultur ist nichts anderes als eine Entwicklung in der Richtung auf immer reichere und zweckmäßigere Organbildung, nur daß es der menschlichen Gattung gelang, die Organe über den Körper hinaus zu projizieren und in ihren Werkzeugen, Waffen und Verkehrsmitteln, in ihrem Warenaustausch u. a. die Ernährungs-, Verteidigungs-, Bewegungs- und Zirkulationsorgane, welche die Lebewelt bis dahin hervorbrachte, in reichster und zweckmäßigster Weise fortzubilden. Ja die neueste Phase wirtschaftlich-technischer Kultur, nämlich die Anwendung der Dampfkraft und Elektrizität zur Maschinenindustrie und zum Weltverkehr, stellt unter diesem Gesichtspunkt zunächst eine Anpassungserscheinung dar, durch welche es einer hochbegabten Gruppe der menschlichen Gattung gelang, Ernährung und Vermehrung in hervorragendem Maße zu sichern. — Die intellektuell-wissenschaftliche Kultur bildet eine Fortsetzung der organischen Entwicklung in der deutlich zu verfolgenden Richtung auf immer größere und reichere Gehirnbildung. Durch Sprache und Schrift gelang es der menschlichen Gattung, den Erfahrungsschatz der vorausgegangenen Generationen in vollstem Maße zu erhalten und zu bereichern; unsere Bibliotheken und Akademien stellen so gleichsam das Großhirn eines Volkes oder Kulturkreises dar, das vollkommenste Organ der Erhaltung und des Fortschritts. Die großartigste Leistung in dieser Beziehung ist wohl das amerikanische Regierungsinstitut in Washington, das aus 28 Sektionen mit einem Heer von 6000 Beamten und einem jährlichen Aufwand von mehr als 32 Millionen Mark besteht, mit der Aufgabe, das Land, die Bevölkerung, die Produkte usw. zu erforschen, um dadurch den nationalen Bedürfnissen wirtschaftlicher, sozialer, geistiger, politischer, hygienischer Art entgegenzukommen usw. — Die organische Entwicklung in der Richtung auf immer bessere Brutpflege findet ihre Fortsetzung in der humanethischen Kultur, insbesondere in der Geschichte der Familie. Auch die menschliche Kunstgeschichte hat ihre mannigfachen Vorstufen in der untermenschlichen Lebewelt, in der Hervorbringung zahlreicher Formen, Farben, Gestalt und Gesang und ähnliches. Endlich weist die organische Entwicklung auf immer vollkommenere Formen der Vergesellschaftung (Stöcke, Staaten, Herden u. a.), unmittelbar auf die menschlichen Leistungen in Staat und Gesellschaftsformen hin. Nur die religiöse Kultur ist eine ausschließlich geschichtliche Entwicklung. 6. Die Uebereinstimmung zwischen geschichtlicher und biologischer Entwicklung zeigt sich

auch in der allgemeinen Geltung des Gesetzes der Kontinuität, demzufolge die höhere Entwicklungsstufe die früheren nicht aufhebt, sondern, soweit sie sich überhaupt noch lebensfähig zeigen, in sich aufnimmt. (Dr. J. Unold, Beilage zur Allgemeinen Zeitung, 1905, No. 122.)

Die Konkurrenz zwischen Indern und Europäern in den Tropen. Die Frage, ob die Europäer in den Tropen in wirtschaftlicher Beziehung den Indern dauernd überlegen sind, wird von der Deutsch-Ostafrikanischen Zeitung verneint. Sie schreibt darüber (1905, No. 17): In wirtschaftlicher Beziehung spielen die Inder heute schon eine Rolle ausschlaggebender Bedeutung in Ostafrika. Die indischen Großkaufleute dehnen ihre Handelsbeziehungen westlich bis zum Kongo aus und an der Küste sind fast alle kleinen Handwerker und kleinen Kaufleute, die meisten Schreiber und Zollunterbeamten, jedenfalls aber alle Wäscher und Barbiere — Inder. An allen Orten, wo die Inder mit den Europäern in nähere Berührung kommen, sind sie schon längst mit diesen in Wettbewerb getreten, und es wird nicht mehr lange dauern, bis sie nicht nur mehr nachahmend dem gegebenen Beispiel folgen, sondern selbständig aktiv auftreten. Der Inder geht langsam vorwärts, aber sicher und unaufhaltsam. Die Einwanderung der Inder nach Afrika wird ohne Zweifel in Zukunft immer mehr zunehmen, und die wirtschaftliche Entwicklung der Kolonie in volkswirtschaftlichem Sinne wird durch diese Einwanderung nicht gefördert werden. — Gewiß die Weißen haben eine höhere Intelligenz und höhere wissenschaftliche und technische Bildung für sich, sie haben vor allem die Macht in Händen und können immer gewaltsam das durchsetzen, was mit Intelligenz und Schlauheit allein nicht zu erreichen ist. Sie genießen im allgemeinen das Vertrauen der farbigen Eingeborenen in der Kolonie in höherem Grade als die Inder und wissen auch die Eingeborenen besser zu behandeln. Die Inder dagegen sind den Europäern weit überlegen in bezug auf Akklimatisationsfähigkeit, sie können sich in tropischen Tiefländern dauernd niederlassen und pflanzen sich dort in reiner Rasse fruchtbar fort. Der Inder steht an praktischer und intellektueller Beanlagung dem Europäer nicht nach und er kann bei entsprechender Ausbildung selbst von den Errungenschaften der europäischen Technik sich vieles zu eigen machen, allerdings nur insoweit, als der praktische Nutzen davon ersichtlich ist. Dabei zeichnet er sich durch rege Anteilnahme an allen auswärtigen politischen und wirtschaftlichen Vorgängen aus. Hat dieser Trieb in Daressalam Inder doch sogar bewogen, ein eigenes Wochenblatt herauszugeben, das ihnen die Vorgänge auf dem Welttheater, allerdings in indischer Beleuchtung, verzapft. Man kann so weit gehen und sagen, daß nicht selten der Inder einen klareren Blick als der europäische Kaufmann und Agent hat, weil sein ganzer Sinn nur auf das eine Ziel, den Gelderwerb konzentriert ist, während der letztere sich viel leichter durch „Wein, Weib und Gesang" und andere schöne Sachen, d. h. durch persönliche Neigungen und äußerliche Eindrücke in seiner Aufmerksamkeit ablenken läßt. — Wo die Inder einmal hingekommen sind, üben sie auf das gesamte wirtschaftliche Leben einen weitgehenden Einfluß aus. Im völlig freien Wettbewerb, ohne Eingreifen der Kolonialregierungen, beuten die Inder die Eingeborenen auf das schamloseste aus und bereiten den europäischen Kaufleuten und Gewerbetreibenden eine Konkurrenz, die zum mindesten sehr unangenehm ist, das spüren wir am deutlichsten in Deutsch-Ostafrika. Wir müssen daher immer wieder unsere Stimme für die Forderung erheben, die wir schon kürzlich bei Besprechung der Nationalitätenfrage stellten: daß ein Einwanderungsgesetz geschaffen werde, um der Entnationalisierung der Kolonie vorzubeugen und die in Frage gestellte wirtschaftliche Existenzfähigkeit des Europäers zu kräftigen. Wie die Masseneinwanderung aus den Mittelmeerländern bereits ein Unterbieten in den Forderungen für gewerbliche Leistungen gezeitigt hat, daß zurzeit derjenige Europäer sich am besten steht, der gar nichts hat, denn derselbe verliert wenigstens kein Geld, so ist auch auf dem Gebiete des Handels, des Ein- und Verkaufs von Produkten, eine solche Schleuderei eingerissen, daß es dem reellen Kaufmann nicht mehr möglich ist, mitzuhalten. Wir haben eine Gefahr von unserer deutschen Kolonie abzulenken, die nicht minder drohend ist, als die einer kriegerischen Verwicklung, die Gefahr der wirtschaftlichen Konkurrenz einer in ihren kulturellen Ansprüchen niedriger stehenden und daher billiger arbeitenden Rasse.

Asiatische Erhebung gegen den europäischen Einfluß. Aus Ostasien kommen Nachrichten, daß die Chinesen sich gegen den Einfall der Europäer in Bewegung setzen. Die Reaktion begann mit einem Boykott amerikanischer Waren,

der bereits auch auf andere asiatische Länder übergreift. Die Lage ist so ernst, daß das Konsularkorps in Schanghai beschlossen hat, deswegen energische Vorstellungen in Peking zu erheben. Allgemein herrscht die Ueberzeugung, daß der Boykott eine Teilbewegung einer großen asiatischen Erhebung gegen den europäischen Einfluß ist. Wie die North China Daily News versichert, ist die antiamerikanische Bewegung sogar bis zum Pekinger Hof vorgedrungen. Die Kaiserin-Witwe ließ sich darüber vor den versammelten Großwürdenträgern ungefähr folgendermaßen aus: „Die Angehörigen unseres Reiches, mögen sie sich nun zu Hause oder in der Fremde befinden, sind alle unsere Kinder, und wir können es deshalb unmöglich zulassen, daß sie irgendwie schlecht behandelt werden. Viele unserer Untertanen sind ins Ausland gegangen, um dort Arbeit zu suchen. Dieser Umstand scheint leider zu beweisen, daß wir es an der gehörigen elterlichen Sorge für sie haben fehlen lassen. Wenn sich diese unglücklichen Menschen nun aber auch noch dazu eine harte und grausame Behandlung von Fremden gefallen lassen müssen, so ist das ein vollständig unerträglicher Gedanke. Wir sind daher gezwungen, zu befehlen, daß man ja keine Zeit verliere, dem Abschluß eines Vertrages entgegenzuwirken, der ganz unannehmbare und viel zu harte Bestimmungen für die Behandlung unserer Kinder enthält. Ferner ist sofort an unsern Vertreter in den Vereinigten Staaten zu telegraphieren, er solle sein Bestes tun, unsere Untertanen, die dort als Kaufleute, Handwerker oder Arbeiter beschäftigt sind, nach Kräften zu schützen.“ Diese Willensäußerungen der Kaiserin-Witwe, die bekanntlich der eigentliche Herrscher im Reiche der Mitte ist, werden jedenfalls nicht wenig dazu beitragen, den Chinesen den Rücken gegen die Amerikaner zu steifen, und es ist schwer zu sagen, wie die Sache enden mag. — Daraufhin hat die chinesische Regierung von der amerikanischen die Mitteilung erhalten, daß die letztere nicht gesonnen sei, die Unterhandlungen für einen neuen Vertrag mit Bezug auf die Zulassung von Chinesen in Amerika aufzunehmen, so lange die Achtung amerikanischer Waren in China fortdauere.

Eine uralte jüdische Kolonie in China. In China besteht eine alte jüdische Kolonie, die gegenwärtig aber in Auflösung begriffen ist. Nun plant man in London die Gründung einer Gesellschaft, die es sich zur Aufgabe machen soll, die Vergangenheit dieser Kolonie zu erforschen und gleichzeitig Umschau zu halten, ob das chinesische Reich nicht auch noch andere jüdische Kolonien beherbergt. Bisher ist nur so viel bekannt geworden, daß jene Kolonie, die in der Stadt Kainfong-fu ihren Sitz hat, von einer Jesuitenmission, welche im 17. Jahrhundert nach China kam, entdeckt wurde und daß in deren Forschungsbericht die Mitteilung enthalten war, die jüdische Kolonie in China habe einstmals in großer Blüte gestanden, von der die prächtigen Synagogenbauten Zeugnis gäben. Diese sollen noch aus den Tagen Alexanders des Großen stammen. Aus der Entstehungszeit der Synagogen sowie aus dem Umstande, daß die chinesischen Juden weder etwas von der Zerstörung des Tempels in Jerusalem noch von der Geburt Christi wußten, zog die Jesuitenmission den Schluß, daß die Juden in China lange vor Christi Geburt schon ins „Reich der Mitte“ eingewandert seien. Die heutigen Mitglieder der jüdischen Kolonie in China, die keine Rabbiner haben und bloß eine Art von Laiengottesdienst pflegen, tragen unverkennbar die Merkmale der Rasse an sich. (Jüdisches Volksblatt, 1905, No. 32.)

Der Zionismus und die Zukunft Palästinas. Aus einem Vortrag von Prof. Dr. O. Warburg über die wirtschaftliche Entwicklung und Zukunft Palästinas entnehmen wir dem zionistischen Organ „Die Welt“ (1905, 18) folgendes: Warburg glaubt, daß es nicht mehr lange dauern wird, bis die Ansicht von der Unfruchtbarkeit Palästinas ebenso veraltet sein wird, wie die, daß die Juden sich nicht zum Ackerbau eignen. Der Referent ist zu dieser Ansicht auf Grund wissenschaftlicher Forschungen und seiner eigenen Erfahrungen gelangt, so hat z. B. Dr. Heinrich Hildenscheid auf Grund seiner Forschungen über die Niederschlagsverhältnisse Palästinas den Beweis erbracht, daß die dortigen Verhältnisse sich seit alter Zeit nicht geändert haben, ebenso wie Professor Philippson in seinem epochemachenden Werke „Das Mittelmeergebiet, seine geographische und kulturelle Eigenart“ ebenfalls zu dem Resultat gelangt, daß für die Vegetationsverhältnisse und damit auch für die Möglichkeit der Besiedelung Palästinas die gleichen Verhältnisse maßgebend sind wie im Altertum. Was dies bedeutet, kann man am besten daraus ermessen, daß nach Josephus Galiläa allein zur Zeit Christus eine Bevölkerung von fünf Millionen hatte, während heute ganz Palästina nur von 600000

Menschen bewohnt ist; ebenso gibt Tacitus die Bevölkerung Jerusalems zur Zeit der Belagerung durch Titus allein auf 600000 Seelen an. Jedenfalls beweisen diese Zahlen, daß Palästina unter den jetzigen Verhältnissen noch lange nicht an der Grenze seiner Ausdehnungsfähigkeit angelangt und wohl imstande ist, eine nach Millionen zählende Bevölkerung aufzunehmen. Redner geht dann näher auf die Produktionsfähigkeit Palästinas ein und zeigt ausführlich, wie die Bodenverhältnisse ausgenutzt werden können, so z. B. müsse die Orangenzucht, die ja auch in Sizilien von großer Bedeutung ist, weit mehr ausgedehnt werden, ebenso wie der Weinbau, der jetzt schon in den jüdischen Kolonien mit großem Erfolge betrieben wird. Redner ist der Ansicht, daß man auf Grund der Kolonisation schon in der Ebene allein $1^1/_2$ Millionen Menschen ansiedeln könne, aber eine weit größere Anzahl von Menschen läßt sich im Gebirgsland ansiedeln, das auch sehr kulturfähig ist, mit Ausnahme der Wüste Judäa. Wie die Libanongegend beweist, wo schon heute die Ausfuhr von Seide und Kokons etwa 18 Millionen Mark beträgt, läßt sich dort durch die Maulbeerbaumkultur, die sogenannte Terrassenkultur, sehr viel erreichen. Der Vortragende geht dann näher auf die Verhältnisse im Jordantal ein, wo, wie er an der Hand zahlreicher Untersuchungen beweist, auch eine Industrie und daher eine große Bevölkerung wohl möglich ist.

Das Deutschtum in den Ostmarken. Daß das Deutschtum während des letzten Jahrzehntes in den Ostmarken in nennenswerter Weise zurückgegangen ist, kann leider nicht verschwiegen werden. Noch vor 20 Jahren waren viele kleine Städte kerndeutsch und feste Stützen der nationalen Bestrebungen. Jetzt sind dort an der Stelle deutscher Kaufleute und Handwerker Angehörige des polnischen Volkes tätig und üben bei der Erfüllung ihrer wirtschaftlichen Mission einen bedeutenden politischen Einfluß aus. Die Zahl der polnischen Rechtsanwälte, Aerzte usw. vermehrt sich jedes Jahr, so daß man von einer auffälligen finanziellen Erstarkung des polnischen Mittelstandes reden darf. Da auch auf dem platten Lande selbst auf Deutschen gehörigen Gütern polnische Arbeiter beschäftigt sind, ist ersichtlich, daß das Polentum auf der ganzen Linie im Vorrücken begriffen ist. Der auf diese Weise entstehende Einfluß der nichtdeutschen Bevölkerung bestimmt sogar Beamte, welche die Ostmarkenzulage erhalten, im geschäftlichen und privaten Verkehr sich der polnischen Sprache zu bedienen. Der Deutsche ist leider auch in den bedrohten Provinzen gegen seine Nationalität gleichgültig. Der deutsche Gutsbesitzer duldet, daß seine Arbeiter polnisch reden, sogar viele Deutsche lernen die polnische Sprache, nur um sich bei den wirtschaftlich einflußreichen Angehörigen des fremden Volksstammes beliebt zu machen. Einen unheimlichen Einfluß übt die katholische Geistlichkeit polnischer Nationalität aus. Die deutschen Teile der Einwohnerschaft bekommen nicht einmal ein deutsches Vaterunser, noch viel weniger eine deutsche Predigt zu hören, wird doch das Deutschsprechen als Sünde hingestellt. Im Konfirmandenunterricht lernen natürlich auch die deutschen Kinder polnisch beten und lesen, und es wird in kurzer Zeit niedergerissen, was die Schule mühsam aufgebaut hat. In der Fortbildungsschule steht der Regierung eine Bildungsstätte zur Verfügung, auf welche der Klerus keinen Einfluß hat. Der Lehrer kann hier ungestört seine nationale Mission erfüllen, und es ist nur nötig, recht viele dieser Anstalten ins Leben zu rufen und die soziale Stellung der Lehrer dieser Schulen derartig zu heben, daß es ihnen nicht an Einfluß fehlt. (Deutsche Schulzeitung 1905, 33.)

Ein Staatenbund der germanischen Völker. Im Almanach deutscher Studenten veröffentlicht Professor Dr. Sommer bei Gelegenheit eines Protestes gegen russische Willkür in Finnland folgende Ideen über einen Bund der germanischen Staaten. Solange man von einem Gegensatze des Dänischen und Skandinavischen im allgemeinen gegen das Deutsche ausgeht, ist eine Verständigung nicht zu erwarten. Nur wenn, der Wahrheit entsprechend, die enge sprachliche und Rassenverwandtschaft des deutschen und deutsch-österreichischen mit dem holländischen, dänischen, norwegischen und schwedischen betont wird und die politische Konsequenz hieraus in Gestalt eines germanischen Bundes gezogen wird, bekommt der Protest gegen die russische Behandlung Finnlands für alle genannten Teile der germanischen Völker-Familie seinen wahren Sinn. — Finnlands Kultur, die jetzt von den Russen systematisch angegriffen wird, ist geschichtlich betrachtet eine schwedisch-finnische. Der Stoß ist also im Sinne der Rassenmacht noch mehr gegen Schweden als gegen Finnland gerichtet. Ist Finnland russifiziert, so wird es für Schweden auf die Dauer sehr schwierig werden, sich im

baltischen Meere zu behaupten, wenn es nicht einen Rückhalt an einem großen germanischen Bunde hat. In die gleiche Lage wird schließlich Dänemark kommen, wenn sein dem deutschen stammverwandtes Volk isoliert bleibt. — Die Sprachenfrage in Schleswig-Holstein wäre von selbst erledigt, wenn dänisch und deutsch nicht als Gegensätze, sondern als gleichwertige Zweige am mächtigen germanischen Sprachenstamme gälten. Eine Voraussetzung zu einer solchen Verständigung wäre, daß in allen genannten Ländern das Studium der germanischen Sprachwurzeln zur Grundlage des Sprachunterrichts gemacht würde. Geht man in dieser Weise an das Lesen nordischer Literatur, so erkennt man in vielem, was sich scheinbar vom deutschen unterscheidet, den gemeinsamen Kern. Für die Entwicklung der mit romanischen, französischen und slawischen Elementen durchsetzten deutschen Sprache wäre die Beschäftigung mit den germanischen Sprachwurzeln von großer Bedeutung, da sie unmittelbar in die lebenden Sprachen germanischer Völker einführen würde. Nur so könnten wir ein deutsches Gymnasium im besten Sinne erhalten, nachdem die Ueberbleibsel des Griechischen der notwendigen technischen und praktischen Entwicklung geopfert worden sind. Ich erlaube mir diese Urteile, nachdem ich nicht nur in Deutschland und den skandinavischen Ländern, sondern auch in der Mehrzahl der anderen europäischen Staaten herumgekommen bin. Pflege des gemeinsamen Sprachenelements und politischer Zusammenschluß der germanischen Länder, eingeschlossen Deutsch-Oesterreich, zu einem Staatenbunde scheint mir auf die Dauer notwendig zu sein, um dem langsamen und zielbewußten Vordringen der russischen Macht zu widerstehen, dessen Folge die Russifizierung Finnlands und der sprachlich deutschen Ostseeprovinzen ist.

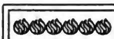
Die deutsch-romanische Sprachgrenze ist hinsichtlich ihrer geschichtlichen Entwicklung in allen ihren Teilen Gegenstand eingehender wissenschaftlicher Untersuchungen geworden. J. Zemmrich berichtet darüber in der „Deutschen Erde" (1905, 2). Er gibt eine Uebersicht über die Verschiebungen der Sprachgrenze in früherer Zeit und faßt den gegenwärtigen Stand folgendermaßen zusammen: In Frankreich ist ein weiteres langsames Abbröckeln des vlämischen Restgebietes anzunehmen, doch liegen genaue zahlenmäßige Angaben nicht vor. In Belgien erhält sich die vlämisch-welsche wie hochdeutsch-welsche Grenzlinie unverändert. In Elsaß-Lothringen breitet sich eine Verschiebung zugunsten des Deutschen teils vor, teils ist sie schon im Gange. Bei Diedenhofen ist durch starke deutsche Einwanderung in das Eisenerz-Revier die Sprachgrenze stellenweise schon bis an die Reichsgrenze vorgeschoben worden. Dieses ganze Eisenerz-Gebiet ist in der Eindeutschung begriffen. Metz ist seit 1871 eine deutsche Stadt geworden, bereits sieben Zehntel der Zivilbevölkerung sind Deutsche, acht Orte der Umgebung sind gleichfalls deutsch geworden. Hier ist eine deutsche Sprachinsel entstanden, deren Angliederung an das geschlossene deutsche Gebiet zu erwarten ist. Auch längs der übrigen Sprachgrenze und in den noch französischen Tälern des Elsaß dringt das Deutsche vor. In der Schweiz macht die deutsche Sprachgrenze bei Murten noch langsame Fortschritte. Im Wallis ist Siders im vorigen Jahrzehnt verloren gegangen; die deutsche Sprachinsel von Sitten-Bremis verschwindet. Sonst bleibt die deutsch-französische Sprachgrenze unverändert. Die deutschen Gemeinden in Piemont halten sich. In Graubünden dringt das Deutsche langsam weiter vor, aber nur an den großen Verkehrswegen und Mittelpunkten des Fremdenverkehrs. Im Oberengadin ist St. Moritz und Pontresina eine neue deutsche Sprachinsel geworden. In Tirol ist die rückläufige Bewegung der deutschen Sprachscheide gegenwärtig zum Stillstand gekommen. Die letzte Volkszählung zeigt im Etschtal bei Bozen eine Erstarkung des deutschen Elements. Die Sprachinseln des Fersentals, von Lusarn und im Venezianischen sind nicht weiter zurückgegangen; ihr jetziger Bestand kann für die nächste Zukunft als gesichert gelten. In das italienische Gebiet dringt das Deutsche nicht vor, im ladinischen Sprachgebiet macht es im Grödnertal Fortschritte.

Die biologische Entstehung des Verbrechens. Das biologische und soziale Studium des Verbrechens datiert seit dem Tage, da man begann, die Bedingungen zu erforschen, unter welchen ein Verbrechen zustande kommt. Während man früher das Verbrechen als Folge einer freien Willenshandlung ansah und die Erklärung durch einen psychogenetischen Mechanismus ausschloß, sieht man jetzt als Ursachen der menschlichen Handlungen exogene und endogene Bedingungen an. Zuerst entwickelte sich die Kriminal-Anthropologie. Sie umschließt hauptsächlich die morphologischen Untersuchungen an den Verbrechern und will einen

Verbrechertypus feststellen, der durch das Gesamtbild seiner anatomischen Merkmale, die teils im Leben, teils nach dem Tode nachweisbar sind, von dem normalen Menschen verschieden sein sollte. Ohne den Wert der Degenerationszeichen in Abrede zu stellen, wandte sich dann weiterhin das Interesse dem mangelnden psychischen Gleichgewicht zu; das Studium des Verbrechens wurde aus einem wesentlich anthropologischen ein vorwiegend psychologisches. Es entstand die Kriminal-Psychologie. Der Begriff dessen, was ein Verbrechen ist, steht ebensowenig wie der Begriff von Moral, von Recht und Unrecht ein für allemal fest. Daraus ergibt sich, daß zwischen verbrecherischen und nichtverbrecherischen Handlungen so wenig eine scharfe Grenze besteht, wie zwischen Recht und Unrecht, Erlaubtem und Unerlaubtem. Und weiter muß es deshalb als ausgeschlossen gelten, daß verbrecherische Handlungen nur von solchen Menschen begangen werden, die sich durch ihre psychische und körperliche Veranlagung in jeder Richtung und unverkennbar von allen anderen unterscheiden. Von dem normalen Menschen führen zahllose Zwischenglieder bis zu den Typen schwerster Degeneration, die Lombroso mit den Wilden vergleicht und für atavistische Rückschlagstypen hält. Es besteht kein genauer Parallelismus zwischen Kriminalität und Degeneration. Wir finden die schwersten Formen der Degeneration bei Verbrechern und Geisteskranken, anderseits aber auch in den Gefängnissen Individuen mit normaler Intelligenz, die völlig frei von Entartungszeichen sind. Es gibt keinen spezifischen Entartungstypus der Verbrecher. Wir sehen vielmehr auf dem Boden der Entartung die verschiedenartigsten Erscheinungen sich entwickeln, den Irrsinn, die Prostitution, den Selbstmord und das Verbrechen, aber wir sind außerstande, zu erklären, warum sich in dem einen Fall die eine, in dem anderen eine ganz andere Form der Entartung zeigt; wir wissen nicht, ob es verschiedene Formen der Degeneration sind oder ein einheitlicher Prozeß, der sich nur je nach dem Milieu und der individuellen Veranlagung verschieden entwickelt. Das Verbrechen erfordert noch das spezifische Element eines verbrecherischen Charakters. Das Fehlen oder die Zerrüttung des moralischen Sinnes kann es nicht sein, denn es ist mancher auf dem moralischen Gebiete defekt, der nie ein Verbrechen begeht. Es gehört dazu noch eine aktive Neigung, anderen Böses zu tun und die eigenen Wünsche und Instinkte auf Kosten anderer zu befriedigen. Dazu gehören die geborenen Verbrecher im Sinne Lombrosos. Ihnen ist gemeinsam der aktive Hang zu Verbrechen. Daneben stehen die Individuen, deren Intelligenz nichts zu wünschen übrig läßt, die sogar den Durchschnitt überragen können, deren Erregbarkeit und Empfindlichkeit aber so groß ist, daß sie schnell eine zur Auslösung genügende Spannung erreicht, und bei denen es sich um den Zustand der reizbaren Schwäche handelt. Ihnen verwandt sind die Leidenschaftsverbrecher, die aus Eifersucht, Liebe, Haß handeln. Zu ihnen gehören auch gewisse Eigentumsverbrecher, die im Bestreben, sich zu bereichern und ihre Familie in die Höhe zu bringen, zu antisozialen Handlungen gelangen. Allen Verbrechern gemeinsam ist der Zug des Egoismus, gleichgültig, ob der Verbrecher mordet oder gesetzlichere Wege findet, um seinen Instinkt zu befriedigen, ob er betrügt oder raubt, ob er seine persönliche Feinde nur schädigt oder in sozialen Vorwänden den Deckmantel seiner eigenen Taten sucht, ob er allein handelt oder in Gemeinschaft mit anderen denkenden Naturen. Diese schrankenlose Betätigung des eigenen Ichs, ein atavistisches Ueberbleibsel, das sich mit Lombrosos Gesellschaftsfeindlichkeit deckt, ist ein wesentliches Merkmal des Verbrechertums. Die Verhütung des Verbrechens hat zwei Wege einzuschlagen. Der eine will die Verleitung und Uebertragung der Entartung verhindern. Der zweite ist der wichtigere, weil es nie gelingen wird, die Entartung ganz zu beseitigen: die soziale Prophylaxe, und zwar einmal die verringerte Schätzung der rohen Kräfte, dann die Bekämpfung aller Formen des verkappten Verbrechertums und schließlich der Uebertreibungen des Individualismus. (G. Angiolella, Monatsschrift für Kriminal-Psychologie und Strafrechtsreform, 1905, No. 4.)

Alkohol und Geschlechtsleben ist der Gegenstand eines Aufsatzes von G. Rosenfeld in der Zeitschrift für Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten (1905, 8 und 9). In der Zusammenfassung der Beziehungen des Alkohols zum Geschlechtsleben heißt es, daß der Alkohol 1. dem Jüngling und dem Erfahrenen durch Verminderung ihrer Widerstandskraft Anlaß gibt, illegitimen Geschlechtsverkehr aufzusuchen, und daß er dadurch die Ansteckungsgelegenheiten vermehrt. 2. In der Art der Beiwohnung sowohl durch unzweckmäßig ausgeführten, als auch den verlängerten Akt des Berauschten, und zugleich durch die Vernachlässigung aller Vorsichtsmaßregeln wird die Gefahr der Infektion sehr vermehrt. 3. Durch

den Alkoholismus wird die Verführung der Jungfrauen erleichtert und der Prostitution Vorschub geleistet. 4. Chronischer Alkoholismus bewirkt das Auftreten einer schweren Form von Syphilis, bewirkt das Auftreten von sonst seltenen Spätfolgen der Syphilis, Paralyse, Rückenmarkschwindsucht, Aneurysma der Körperschlagader. 5. Alkoholismus hat einen schwer schädigenden Einfluß auf die Gesundheit der Deszendenz: Totgeburten, Mißgeburten, verminderte Intelligenz und Verblödung sind häufige Erscheinungen.



Bücherbesprechungen.



E. Häckel, Der Kampf um den Entwicklungsgedanken. Drei Vorträge. Mit drei Tafeln und einem Porträt. Berlin 1905, Verlag von Georg Reimer.

„Als ein bedeutungsvoller Charakterzug im Geistesleben des verflossenen neunzehnten Jahrhunderts tritt uns der große Kampf um den Entwicklungs-Gedanken entgegen.“ Mit diesem Satze beginnt Häckel seine Vorträge, die kürzlich so viel Staub und Streit aufgewirbelt und namentlich in orthodoxen und klerikalen Kreisen heftige Feindschaft gefunden haben. An dem Ausbau und der Verarbeitung der natürlichen Entwicklungstheorie hat Häckel regen Anteil genommen, ja er hat fast als einziger versucht, sie zu einer monistischen Weltanschauung zu erweitern. In mehreren Büchern hat er derselben eine allgemein verständliche Darstellung gegeben, zuletzt noch in den „Welträtseln“ und den „Lebenswundern“. Was man auch gegen diese Schriften sagen und wie sehr man sie im einzelnen bemängeln mag, so muß man doch gestehen, daß kein anderer wie Häckel es verstanden hat, in klar und leichtverständlich geschriebenen Ausführungen die Ergebnisse der naturwissenschaftlichen Entwicklungsforschung einem größeren Publikum zugänglich zu machen.

Der erste Vortrag handelt vom „Kampf um die Schöpfung“ (Abstammungslehre und Kirchenglaube), der zweite vom „Kampf um den Stammbaum“ (Affenverwandtschaft und Wirbeltierstamm), der dritte vom „Kampf um die Seele“ (Unsterblichkeit und Gottesbegriff).

Kant und Laplace haben durch ihre mechanisch-kosmologische Entwicklungslehre den biblischen Schöpfungsmythus endgültig abgetan; Lyell begründete die moderne Erdgeschichte, in der die Entstehung und Zusammensetzung der festen Erdrinde, der Aufbau der Gebirge und die Perioden der Erdentwicklung in kontinuierlichem Zusammenhang durch natürliche Ursachen erklärt wird; Lamarck und Darwin brachten den Gedanken der Entwicklung in der organischen Welt zur Geltung.

Die tierische Abstammung des Menschen hatte schon Lamarck zu erweisen gesucht; aber erst Darwin gab in seinem Werk über „Die Abstammung des Menschen und die geschlechtliche Zuchtwahl“ diesem Problem hinreichende wissenschaftliche Begründung. Häckel hält dieses in letzter Zeit heftig angegriffene Buch für besonders bedeutungsvoll, worin ich ihm ganz und gar beipflichte. Mit Recht betont er, daß dasselbe für die allgemeine Entwicklungslehre wie für die Psychologie und Aesthetik von höchster Bedeutung ist.

Häckel weist den Vorwurf zurück, daß der Mensch von irgend einem der jetzt lebenden Affen abstamme. „Eine so törichte Behauptung hat kein einziger sachkundiger Naturforscher jemals aufgestellt.“ Er verwirft den zweideutigen Standpunkt, den neuerdings Klaatsch in der Abstammungslehre einnimmt, sowie die gezwungene und unnatürliche Hypothese, durch welche Klaatsch einen weiten Abstand der Primaten von den übrigen Säugetieren zu konstruieren sucht.

Die Abstammungslehre führt schließlich zu den Problemen einer vergleichenden Seelenkunde. Wie es eine physische, so gibt es auch eine psychische Entwicklung von dem niedersten Lebewesen bis zum Menschen. Aus der „Stammesgeschichte der Seele“ folgt mit Notwendigkeit, daß die theologischen Dogmen über Unsterblichkeit, Gottesglauben unbegründete Hypothesen sind. Die Abrundung des natürlichen Weltbildes geschieht im Geiste eines Bruno, Leonardo, Spinoza und Goethe.

Wenn man auch Häckels drittem Vortrag prinzipiell zustimmen kann, so vermißt man doch im einzelnen die notwendige Schärfe philosophischer Begriffs-

bestimmungen. Indes kann nicht verlangt werden, daß einer und derselbe Denker auf allen Gebieten des Wissens gleich orientiert ist. Aber im großen und ganzen ist uns Häckels monistisches Weltbild sympathisch, und es scheint uns die einzige Art zu sein, wie ein aufgeklärter und freidenkender Mensch der Gegenwart seine Weltanschauung aufbauen kann.

Die Vorträge sind durch Mitteilung von persönlichen Erinnerungen an Joh. Müller, Virchow und andere in anregender Weise belebt, und namentlich wird die unheilvolle Stellung, die Virchow in der deutschen Anthropologie und im Kampf um den Darwinismus einnahm, ins rechte Licht gestellt. Auch Häckels Auseinandersetzung mit der neuerdings aufgekommenen „jesuitischen Entwicklungslehre" muß allgemeines Interesse erwecken. Dr. J. L. Lange.

Fridtjof Nansen, Norwegen und die Union mit Schweden. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1905.

Die Kündigung der Union von seiten Norwegens hat aller Augen nach der skandinavischen Halbinsel gerichtet, und mit Spannung sieht man bei uns in Deutschland der weiteren Entwicklung der Dinge entgegen. Jedem, der sich über die Vorgeschichte des politischen Verhältnisses der beiden nordischen Reiche unterrichten will, muß daher gerade jetzt eine so sachliche Darstellung, wie die des kühnen Nordpolfahrers, willkommen sein.

Der Zweck seiner Schrift ist es, „ausländischen Lesern, die die Vergangenheit unseres (des norwegischen) Volkes wenig kennen, eine kurze, zuverlässige Darstellung der wichtigsten Verhältnisse und Vorfälle zu geben, die mit nahezu logischer Konsequenz zu der gegenwärtigen Krise geführt haben". Der unparteiische Leser wird zugeben müssen, daß das Recht auf der Seite Norwegens ist und daß Schweden, insbesondere die „großschwedische oder Junkerpartei, in den 90 Jahren des Bestehens der Vereinigung immer und immer wieder den Versuch gemacht hat, das Vertragsverhältnis unabhängiger und gleichberechtigter Staaten in ein Abhängigkeitsverhältnis des kleineren vom größeren zu verwandeln". Endlich ist die Geduld der Norweger, auf die man in Schweden gerechnet zu haben scheint, erschöpft: sie haben den Vertrag gekündigt und dem Unionskönig den Stuhl vor die Türe gestellt. Wie Nansen sagt, hat sein Volk „alle Forderungen der Höflichkeit und des Entgegenkommens erfüllt"; die verschiedenen Parteien haben ihre Sonderstellungen aufgegeben und sich vereinigt unter dem Wahlspruch: „Wie wollen stehen oder fallen mit unserem gesetzlichen Recht." Wird man angesichts dieses festen Entschlusses es zum Aeußersten kommen lassen? Hoffentlich nicht, denn ein nach hartnäckiger Verteidigung seiner Selbständigkeit mit Waffengewalt unterworfenes Norwegen wäre ein sehr zweifelhafter Gewinn für Schweden. Das wird man auch, nachdem die erste Erregung sich gelegt hat, im Königsschloß und im Reichstagsgebäude von Stockholm einsehen. Die fortwährenden Reibungen zwischen den beiden Brudervölkern haben viel tüchtige Kraft nutzlos verbraucht.

Auf der Grundlage eines Schutz- und Trutzbündnisses selbständiger und unabhängiger Reiche, mag nun Norwegen wieder einen König wählen oder Freistaat werden, „wird Skandinaviens Zukunft am besten gesichert" sein. Schon in dem Umstand, daß Nansens Schrift in deutscher Sprache erschienen ist, liegt die Anerkennung des Deutschen Reiches als Vormacht aller Germanen; an ihm werden auch die verbündeten, gleichberechtigten nordischen Staaten den besten Rückhalt haben. Wer weiß, vielleicht erhält auch Schweden über kurz oder lang zur Entschädigung das verlorene Finnland zurück, nachdem die russischen „Barbaren" sich unfähig und unwürdig erwiesen haben, über Germanen zu herrschen.

Dr. Ludwig Wilser.

Deutsche Kolonial-Reform. Von einem Ausland-Deutschen. Zürich, Druck und Verlag von Zürcher & Furrer, 1905.

Dieses nicht weniger als 1598 Seiten umfassende, durch Aufnahme zahlreicher einschlägiger Aufsätze und Gutachten bereicherte Buch bildet den zweiten Teil von „Staatsstreich oder Reformen". Im ersten Teil hatte der Ausland-Deutsche,

der volkswirtschaftlich zur Schule Schäffles gehört, politisch den mitteleuropäischen Wirtschaftsbündlern nahesteht, scharfe Angriffe gegen das bestehende Reichstagswahlrecht mit seinen Prämien für sozialdemokratische und klerikale Wahlen gerichtet und eine durchgreifende Wahlreform empfohlen.

In dem nunmehr vorliegenden Teil empfiehlt er die Hebung der Kolonien durch Eisenbahnbauten, Strafkolonisation, Einführung der Erbpacht, Nachahmung der Land- und Domänenpolitik des Kongostaates, Zurückziehung der erteilten Landkonzessionen bei Nichterfüllung der übernommenen Verpflichtungen seitens der Landgesellschaften u. a. m. Voraussetzungen hierfür sind in seinen Augen die Neuorganisation der Kolonialverwaltung und ein Reichsgesetz über Nutzbarmachung der Kolonien. Was die Bestrafung der Hereros betrifft, so unterstützt er die Vorschläge des Herrn Albert Voigts-Okahandja, Mitgliedes der Farmer-Abordnung, nach denen die Anstifter hinzurichten, die etwa 200 Großleute zu deportieren und die übrigen Hereros auf kleine Reservate zu verteilen sind, deren beschränkte Größe sie dazu zwingt, bei den Weißen Arbeit zu suchen.

Um das erstrebte gemeinsame Wirtschaftsgebiet Mitteleuropas in seinen natürlichen Grenzen herzustellen, müssen nach Ansicht des Ausland-Deutschen vor allem die Stromgebiete des Rheins, der Elbe, der Oder und der Donau vollständig durch Zoll- und Postverträge, Bahntarif-Vereinbarungen, Kabelgemeinschaften u. a. m. verbunden werden. Zunächst kämen für den Anschluß Holland und Belgien in Frage. Wenn ihren Kolonialprodukten, die, wie z. B. Kaffee und Tabak, sehr unter der Ueberproduktion anderer Kolonialländer zu leiden hätten, Zollvergünstigungen gewährt und damit gesicherte Absatzgebiete erschlossen würden, so wäre das namentlich für Holländisch-Indien geradezu eine wirtschaftliche Rettung. Sträubten sich aber Holland und Belgien, in ein solches Wirtschaftsbündnis einzutreten, dann könne man diese beiden Länder nach Ausbau des Rhein-Ems-Kanals durch Erhebung von Rheinzöllen und eines Zuschlagszolles auf alle Waren, die über einen fremden Hafen nach Deutschland eingeführt würden, zu einem solchen Wirtschaftsbündnis jederzeit zwingen und zwar mit absoluter Sicherheit des Erfolges. Diese beiden Maßregeln miteinander kombiniert, würden genügen, um fast den gesamten Handel von belgischen und holländischen Häfen weg nach Emden, Bremen oder Hamburg zu ziehen und das würde den wirtschaftlichen Ruin speziell Hollands bedeuten.

Der neue wirtschaftliche Staatenbund würde umfassen: Deutschland mit Kolonien, Oesterreich-Ungarn mit Bosnien, Rumänien, Niederlande mit Kolonien, Belgien mit Kongostaat, zusammen 8306708 Quadratkilometer mit 191000000 Einwohnern. Ihm ständen folgende Weltreiche gegenüber: Vereinigte Staaten 9731670 Quadratkilometer mit 79000000 Bewohnern, Großbritannien und Kolonien 30000000 Quadratkilometer mit 412000000 Bewohnern, Rußland 22000000 Quadratkilometer mit 136000000 Bewohnern, China 11140000 Quadratkilometer mit 370000000 Bewohnern, Frankreich mit Kolonien und Interessensphären 10000000 Quadratmeilen mit 110000000 Bewohnern. Die mitteleuropäische Konföderation wäre demnach zwar dem Landbesitz nach noch immer das kleinste aller Weltreiche, aber der Bevölkerungsziffer nach und in der wirtschaftlichen und militärischen Kraft zweifellos allen ebenbürtig, ja den meisten überlegen.

Für Marokko und Abessinien empfiehlt der Verfasser die nämliche, auf die unseren Bestrebungen parallel laufenden Interessen Amerikas gestützte Politik der „offenen Tür“, die mittlerweile von der deutschen Staatskunst mit solchem Nachdruck und anscheinend auch mit günstigen Erfolgen eingeschlagen worden ist.

Eberhard Kraus.

Imperialismus, Beiträge zur Analyse des wirtschaftlichen und politischen Lebens der Gegenwart. Herausgegeben von Dr. W. Borgius. Berlin 1905. 48 S.

Der Herausgeber hat gefunden, das Wort Imperialismus werde in der Gegenwart in so verschiedenem Sinne gebraucht, daß es wünschenswert sei, seine Bedeutung klarzustellen und hat sich deshalb an eine Reihe mehr oder weniger hervorragender Staatsmänner, Gelehrter und Schriftsteller gewendet, um deren Meinungen zu hören. Fünfzehn Antworten hat er erhalten, zwei aus England, eine aus Amerika, drei aus Frankreich, die anderen aus Deutschland. Sie beweisen in der Tat, wie verschiedene Begriffe mit dem einen Worte verbunden werden. Ein Gemeinsames

läßt sich aber doch in den meisten finden, das nämlich, daß Imperialismus im heutigen Sinne sich nicht mit jenem älteren Imperialismus deckt, der fast ebensogut als Cäsarismus bezeichnet werden kann und heute eigentlich nur noch in Rußland vertreten ist. Die meiste Uebereinstimmung hinsichtlich des modernen Imperialismus scheint darin zu bestehen, daß er nicht lediglich eine politische, sondern zugleich oder gar wesentlich eine wirtschaftliche Expansionsbewegung ist, und daß seine Träger weniger die Herrscher als die Nationen sind.

Einige weitere allgemeine Merkmale sind in der Antwort von Dr. A. Koch-Hesse in einer Weise zusammengestellt, die wohl die Zustimmung der meisten anderen Befragten finden würde. Selbstverständlich ist es, daß speziell der englische und der amerikanische Imperialismus, die ja heute im Vordergrunde stehen, in den meisten Antworten eine besondere Berücksichtigung finden und das zum Teil in recht interessanten Ausführungen. Bei einigen der deutschen Antworten begegnen wir auch der Erörterung des schon vielfach mit mehr oder weniger Ernst behandelten Gedankens einer imperialistischen Bewegung auf Grund eines mitteleuropäischen Staatenbundes. Ich muß gestehen, daß mir ein lediglich deutscher Imperialismus, der auf Angliederung anderer europäischer Nationen verzichtend die Herrschaft über außereuropäische Wirtschaftsgebiete anstrebte, immer noch aussichtsreicher schiene.

Zur Hauptsache zurückkehrend, möchte ich mein Urteil über das Resultat der Umfrage dahin abgeben, daß sie doch nicht vergeblich gewesen ist, und nur zu wünschen wäre, daß für den Sprachgebrauch in Wissenschaft und Presse auch Vorteil aus ihr gezogen würde. Dr. J. G. Weiß.

P. J. Möbius, Ausgewählte Werke. Bd. IV, Schopenhauer, mit 13 Bildnissen. Leipzig 1904, Verlag von Johann Ambrosius Barth. 282 S. Geh. Mk. 3,—, geb. Mk. 4,50.

Man weiß nicht, was an Möbius mehr zu bewundern ist: der Fleiß, mit dem er sein umfangreiches Arbeitsmaterial zusammenträgt, oder der Reichtum eigener Gedanken, mit dem er es kritisch beleuchtet. Das vorliegende Werk reiht sich den Arbeiten über J. J. Rousseau und über Goethe würdig an.

Von den zwei Hauptabschnitten, in die es zerfällt, dürfte der erste speziell für den Anthropologen und Mediziner, der zweite für den Philosophen und Psychologen von Interesse sein. Der erste Abschnitt spricht von „Schopenhauers Person" und sucht an der Hand einer genauen Biographie nachzuweisen, wie der Schopenhauersche Pessimismus teils in einer erblich bedingten „Dyskolie", teils in ungünstigen Lebensschicksalen seine Erklärung findet. Dem ersten Faktor fällt indessen die bei weitem größere Bedeutung zu. Auch läßt sich eine merkwürdige Aehnlichkeit zwischen den Goetheschen und Schopenhauers Familienverhältnissen nicht verkennen. Hier wie dort heiratet ein reifer Mann ein schönes, junges und geistvolles Mädchen, hier wie dort tritt im höheren Alter eine Trübung des Geistes ein, die bei Schopenhauers Vater allen Anzeichen nach mit Selbstmord endete. Schopenhauers Mutter besaß eine ungewöhnliche schriftstellerische Begabung, doch soll es ihr an „Gemüt" gefehlt haben. Der einzigen Schwester wurde auffallende Häßlichkeit nachgesagt. Das äußere Ereignis, von dem beide Geschwister auf das härteste betroffen wurden, war der Verlust des größten Teils ihres väterlichen Vermögens. Es lehrte sie manche Bitterkeit kennen und öffnete ihnen die Augen für gewisse Unehrlichkeiten der Mitmenschen.

Die erste geistige Ausbildung empfing Schopenhauer im väterlichen Hause durch Privatunterricht, wurde sodann auf zwei Jahre nach Frankreich geschickt und besuchte am Ende das Gymnasium zu Gotha. Er studierte in Göttingen und Berlin und promovierte dort mit seiner berühmten Arbeit über die vierfache Wurzel des Satzes vom zureichenden Grunde. Mit dem Erwachen der Pubertät trat zuerst jene pessimistische Gemütsstimmung auf, welche seinen Werken, und zwar den ersten am meisten, den eigenartigen Stempel gibt. Damals machten sich auch bereits jene häufigen Angstzustände bemerkbar, an denen er sein Leben lang litt. Sein schriftstellerisch-philosophisches Schaffen fiel stets in die Zeit hochgradiger sexueller Erregbarkeit, was sehr bemerkenswert ist, da es eine Analogie zu dem schöpferischen Schaffen anderer großer Männer, wie Goethe, bietet. Auch darin war Schopenhauer Goethe ähnlich, daß er sich für die patriotischen Tendenzen der Befreiungsjahre nicht begeistern konnte. Er war Kosmopolit wie viele Philosophen.

Mit zunehmendem Alter wurde er in seiner ganzen Lebensauffassung „eudämonistischer“. Dabei wuchs die Realistik seiner Denkweise. Er gewann allmählich das Leben lieb, und sein Gemüt befreite sich langsam von dem Drucke, der seinen Schriften die weltverneinende Prägung gab. Auch ist es wohl denkbar, daß die Ruhmessonne, die nach 40 Jahren des Totschweigens für ihn aufging, an dieser langsamen Stimmungsänderung Anteil hat.

Den Schluß des ersten Buchabschnittes bildet eine Zusammenstellung der von dem Philosophen vorhandenen Bilder, unter welchen das von Angilbert Göbel als das gelungenste bezeichnet wird, und eine Diskussion über Schopenhauers Schädel. Die bekannten Maße sind von mehreren Fachleuten, insbesondere dem vorzüglichen Kraniologen Rieger, einer Prüfung unterzogen und bringen als übereinstimmendes Resultat die Tatsache, daß der Schädel zu den brachycephalen gehört (Längen-Breitenindex = 86) und in sehr erheblichem Maße ein Ueberwiegen des Vorderkopfes zeigt.

Der zweite Hauptteil des Möbiusschen Werkes bringt kritische Betrachtungen zur Philosophie Schopenhauers. Sein Hauptverdienst wird kurz dahin definiert, daß er im Gegensatze zur Scholastik die Philosophie als Auslegung der Erfahrung auffaßte und damit die wissenschaftliche Induktion an die Stelle der Deduktion setzte. Die Schwächen seiner Philosophie liegen dort, wo er sich von Plato, Kant und den Indern, später auch von den französischen Materialisten beeinflussen läßt. Wo er Eigenes bietet, gibt er Vorzügliches. Zu dem Besten, was über Kant geschrieben ist, gehört die Schopenhauersche Kritik der Kantschen Philosophie. Schopenhauer erklärt: „Das Ding an sich ist der Wille“ und legt damit den Grund zu den Gedankengängen späterer Philosophen, besonders Fechners. Der Kardinalfehler, den er begeht, besteht in der Trennung des Menschen in ein erkennendes Subjekt und in ein wollendes Subjekt, womit seiner im übrigen monistisch gedachten Lehre der entwicklungskräftigste Boden abgegraben wird. Indem Schopenhauer ferner mit Kant unserer gesamten Vorstellungswelt die Realität abspricht und sie als durch unsere Sinne a priori gegeben hinstellt, vergißt er ganz, daß auch der Mensch mit allen seinen Sinnen aus der Natur herausgeboren ist und daß in der Vorausberechnung zukünftiger Naturereignisse der empirische Beweis enthalten ist, daß die Gesetze unseres Geistes mit den Naturgesetzen eines Wesens sind.

So vorzüglich die grundlegenden Werke, so mangelhaft ist das dritte Buch Schopenhauers über die Aesthetik. Würde es fehlen, es könnte dem Ganzen nicht schaden. Schopenhauer übersieht unter anderem ganz und gar, daß für die Künstlernatur von fundamentaler Bedeutung der Geschlechtstrieb ist, daß Wohlgerüche, Blumen, schöne Farbe, Schmuck und der Gesang der Vögel aufs engste mit ihm verknüpft sind. In seinem vierten Buche spricht er über die Freiheit des Willens, über die Moral, über die Uebel der Welt und die Erlösung. In diesem Werke wird Schopenhauer ganz zum Lebensverneiner und zeigt wesensverwandte Berührungspunkte mit der buddhistischen Nirwanalehre, welche die Auslöschung des Individuums als erstrebenswertestes Ziel hinstellt, — ein Ziel, das, wenn wir ihm wirklich nachstreben wollten, unsere ganze nordwesteuropäische Kulturentwicklung zum Stillstand, ja, zur Umkehr bringen müßte.

Der wertvollste Gehalt der Schopenhauerschen Lehre liegt in dem immer aufs neue hervorbrechenden positiven Monismus und darin, daß er die Aufgabe der Metaphysik in dem Wiederfinden des durch die innere Erfahrung gegebenen in der nur als Vorstellung gegebenen Welt am Leitfaden der Analogie sieht.

Das Buch schließt mit einer kurzen Besprechung der Schopenhauerschen Farbenlehre, welche als die erste psychologische Farbenlehre bezeichnet wird.

Die Möbiussche Kritik hält sich durchweg auf einem modern-naturwissenschaftlichen Standpunkt, sie ist streng, ohne zu verletzen, und ist getragen von einem warmen Gefühl der Ehrfurcht vor der Größe dieses reifen Philosophen.

Dr. Georg Lomer.

Dr. de Loosten, Jesus Christus vom Standpunkt des Psychiaters. Bamberg 1905, Verlag der Handels-Druckerei.

Von den verschiedensten Standpunkten aus hat man versucht, das Leben und den Charakter Jesu von Nazareth zu beleuchten und unserem Verständnis zu

erschließen. Soviel wir wissen, ist die vorliegende Schrift aber der erste Versuch, mit den wissenschaftlichen Mitteln der modernen Psychiatrie das Jesus-Problem aufzuhellen. Dieser Versuch hängt mit der modernen Tendenz zusammen, das Leben und die Seele der genialen Menschen naturwissenschaftlich zu erforschen, wozu bekanntlich Lombroso die ersten Anregungen gegeben hat. Nach Lombroso soll das Genie eine Art Seelenkrankheit sein, eine „Degenerationspsychose aus der Gruppe des moralischen Irreseins". Dieser Auffassung kann der Verfasser nicht zustimmen, er hält vielmehr das Genie für den „Gipfelpunkt einer aufsteigenden Entwicklungsreihe, und zwar einzig und allein einer Entwicklung des phylogenetisch jüngsten Organs, des Gehirns". Von der Lombrososchen Theorie wird anerkannt, daß in der Tat eine sehr große Anzahl bedeutender Menschen erhebliche psychische Mängel aufweisen, ja daß viele in früheren oder späteren Jahren ihres Lebens deutlich die Anzeichen nervöser oder psychischer Erkrankung gezeigt haben.

Von solchen Voraussetzungen ausgehend, geht der Autor daran, das Leben Jesu, seinen Charakter, sein öffentliches Auftreten, seinen Umgang mit den Menschen und sein Selbstbewußtsein einer kritischen Analyse zu unterziehen. Er rollt das ganze „Leben Jesu" vor unseren Augen auf und enthüllt so die abnormen Züge in seinem Wesen, die ihn vom gesunden Durchschnittsmenschen unterscheiden. Das Ergebnis seiner Studien ist, daß der Nazarener ein „geborener Entarteter" sei, der sich bereits in früher Jugend durch ein übermäßig stark ausgeprägtes Selbstbewußtsein, verbunden mit einer frühreifen und hohen Intelligenz, sowie einem gering entwickelten Familien- und Geschlechtssinn auszeichnete. Sein Selbstbewußtsein steigerte sich in langsamer Entwicklung bis zu einem fixierten Wahnsystem, dessen Einzelheiten durch die intensive religiöse Richtung der Zeit und seine einseitige Beschäftigung mit den Schriften des alten Testamentes bestimmt waren. Das physiologische geniale und das pathologische Moment in seinem Wesen beeinflußten sich gegenseitig sehr stark und verquickten sich miteinander.

In der Tat gibt es eine Menge abnormer Züge im Charakter Jesu, sein mangelnder Familien- und Geschlechtssinn, der anderseits leicht homosexuellen Charakter andeutet, die vielen Widersprüche zwischen Reden und Handeln, die Halluzinationen und Visionen, der Glaube, mit Gott in unmittelbarer Beziehung zu stehen, die Ueberzeugung, daß Gott unmittelbar und materiell in sein persönliches Schicksal eingreifen könne, ferner viele andere Züge, wie der Glaube, daß Kräfte von ihm ausgehen, Verfolgungsideen usw. Bezeichnend ist auch, daß das Volk ihn selbst oft „von Sinnen" nennt, oder sagt, er habe den Teufel. Alles dies ist richtig, aber es dürfte wohl zu weit gegangen sein, darin eine ausgesprochene „Krankheit" zu sehen. „Abnorme Züge" finden sich fast in jedes Menschen Leben, offenbar jedoch mehr bei den genialen Naturen. Es liegt dies daran, daß das Gesunde und Kranke nicht absolut geschieden ist, und daß die Differenzierung menschlichen Wesens dieses Zwischengebiet immer weiter macht.

Hätte Jesu z. B. Epilepsie gehabt, so könnte manches in seinem Wesen als direkt krankhaft gedeutet werden. Ich möchte die genannten Charakterzüge zum Teil als Entartungszeichen ansehen, wobei wohl zu bemerken ist, daß Krankheit und Entartung, d. h. Abweichen von der Norm des Durchschnittsmenschen nicht dasselbe ist. Anderseits ist das Selbstbewußtsein Jesu von Zügen belebt, die damals allgemein im Glauben oder Aberglauben der Menschen sich wiederfinden. Die Heilungen z. B. sind gar nichts Besonderes, sie kamen damals sehr häufig vor, wie aus den Schriften des Josephus hervorgeht. Viele Züge sind als rein „religiös" zu verstehen, d. h. niederen Standpunkten der religiösen Entwicklung angehörend, wie sein Dämonenglaube. Gespensterglauben der wilden Völker z. B. kann doch nicht als krankhaft angesehen werden, was nicht ausschließt, daß er wirklich krankhaft ist, wenn er bei einem Paralytiker auftritt. Wer freilich vom Standpunkt der naturalistischen Weltanschauung alles religiöse Wesen, Aberglauben, Schwärmerei, Ekstase, direkten Verkehr mit Gott usw., für krankhaft ansieht, muß den Nazarener tatsächlich für einen Geisteskranken halten, dann aber auch Augustus und Alexander, die sich für „Söhne Gottes" ausgaben, oder gar jeden katholischen Geistlichen, der an die Transsubstationslehre glaubt. Aber Irrtum und Irrsinn müssen wohl unterschieden werden.

Jesus war ein Genie mit abnormen Charakterzügen, aber „geisteskrank" im gewöhnlichen Sinne des Wortes war er nicht; dagegen spricht besonders die so logisch-klare Naturauffassung, wie sie in seinen Gleichnissen zum Ausdruck kommt, die geradezu einen naturalistisch-pantheistischen Charakter hat.

Mir scheint, daß der Verfasser diese beiden Gesichtspunkte, ob wirkliche Geisteskrankheit oder nur seelisch abnorme Züge eines genialen Menschen vorliegen, nicht scharf auseinandergehalten hat. Doch ist der Gesamteindruck seiner Arbeit, daß er mehr der ersteren Ansicht zuneigt, wenn er auf S. 16 schreibt, daß es sich um das offen daliegende Problem handele: Ob Krankheit oder nicht!

Dr. L. Woltmann.

Dr. Hermann Beck, Kritische Blätter für die gesamten Sozialwissenschaften. Bibliographisch-kritisches Zentralorgan. Monatsschrift, Dresden, Böhmert.

Dieses in Verbindung mit Dr. Hanns Dorn und Dr. Ottmar Spann in Berlin seit dem 1. Januar herausgegebene Organ ist im großen Stile angelegt und sucht für das Gesamtgebiet der Wissenschaften von der menschlichen Gesellschaft das durchzuführen, was etwa Ed. Bernsteins „Dokumente des Sozialismus" für eins ihrer Spezialgebiete bedeutet. Jede Nummer zerfällt in zwei Teile, in die „Besprechungen", verfaßt von meist namhaften Autoren, und in die „Bibliographie", in denen möglichste Vollständigkeit, und zwar für die Veröffentlichungen in allen Kultursprachen, für Bücher sowohl als für Aufsätze in Zeitschriften, angestrebt wird. Beide Teile zerfallen in dieselben 16 inhaltlichen Rubriken. Unter diesen berührt sich namentlich No. XIV (Völkerkunde und Anthropogeographie) mit dem Arbeitsgebiet der Politisch-anthropologischen Revue. Es kann jedoch nicht verschwiegen werden, daß gerade diese Rubrik in den vorliegenden ersten Nummern der „Kritischen Blätter" noch recht stiefmütterlich behandelt wurde. Dr. A. Koch-Hesse.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Ludwig Woltmann. Redaktion: Leipzig, Lindenstraße 20.
Thüringische Verlagsanstalt Leipzig, Lindenstraße 20.
Druck von Dr. L. Nonne's Erben (Druckerei der Dorfzeitung) in Hildburghausen.

Politisch-anthropologische Revue

IV. 8. — 1905.

Monatsschrift für das soziale und geistige Leben der Völker.

Die Rassen- und Klassentheorie in der Soziologie.

Dr. Ludwig Woltmann.

Die Erkenntnis, daß die Klassenordnung und der Klassenkampf in der gesellschaftlichen Entwicklung eine Rolle spielen, ist zuerst jenen französischen und englischen Schriftstellern aufgegangen, die sich mit der großen französischen Revolution am Ende des 18. Jahrhunderts beschäftigten, wie Saint-Simon, Guizot, Mignet, Thierry. Dann haben Marx und Engels, die Begründer der ökonomischen Geschichtstheorie, das Prinzip des Klassenkampfes zur Haupttriebfeder der Geschichte gemacht. In meinem „Historischen Materialismus" (1900) habe ich im zweiten Teil eine ausführliche Uebersicht über die Entwicklung dieser Theorie gegeben, deren Bedeutung heute immer mehr anerkannt wird, je mehr sie sich von dem äußerlichen Gewande einseitiger parteipolitischer Tendenzen frei macht.

In dem gegen Proudhon gerichteten Buch „Das Elend der Philosophie" (1846) tritt die soziologische Klassentheorie zum erstenmal in deutlicher Fassung auf. Hier zeigt Marx, daß die Eigentumsverhältnisse nicht der juristische Ausdruck von Willensverhältnissen, sondern von realen Produktivverhältnissen sind. Auf ihnen beruht die soziale Organisation. „Mit dem Moment, wo die Zivilisation beginnt, beginnt die Produktion sich aufzubauen auf dem Gegensatz der Berufe, der Stände, der Klassen, schließlich auf dem Gegensatz zwischen angehäufter und unmittelbarer Arbeit. Ohne Gegensatz kein Fortschritt! Das ist das Gesetz, dem die Zivilisation bis heute gefolgt ist. Bis jetzt haben sich die Produktionskräfte auf Grund dieser Herrschaft des Klassengegensatzes entwickelt." Diese sozialen Verhältnisse sind „Produkte des Menschen", und zwar insofern die Menschen ökonomisch tätig sind. „Die sozialen Verhältnisse sind eng verknüpft mit den Produktivkräften. Mit der Erwerbung neuer Produktivkräfte verändern die Menschen ihre Produktionsweise, und mit der Veränderung der Produktionsweise, der Art, ihren Lebensunterhalt zu gewinnen, verändern sich alle ihre gesellschaftlichan Verhältnisse. Die Handmühle ergibt eine Gesellschaft mit Feudalherren, die Dampfmühle mit industriellen Kapitalisten. Aber dieselben Menschen, welche die sozialen Verhältnisse gemäß ihrer materiellen Produktions-

weise gestalten, gestalten auch ihre Prinzipien und Ideen gemäß ihren gesellschaftlichen Verhältnissen."

Eine kurze aber grundlegende Darstellung der sozialen Klassentheorie gibt Marx im „Kommunistischen Manifest" (1847): „Die Geschichte aller bisherigen Gesellschaft ist die Geschichte von Klassenkämpfen." Er schildert dann den Klassenkampf zwischen Freien und Sklaven, Patriziern und Plebejern, Baronen und Leibeigenen, Zunftbürgern und Gesellen, Lohnarbeitern und Kapitalisten. Engels formuliert diese Theorie kurz so: „Die ökonomische Produktion und die aus ihr mit Notwendigkeit folgende gesellschaftliche Gliederung einer jeden Geschichtsepoche bildet die Grundlage für die politische und intellektuelle Geschichte dieser Epoche."

Fragt man nun nach Ursprüngen und Bedingungen der ökonomischen Produktion, von der alle anderen sozialen und geistigen Erscheinungen abhängen, so sagt Marx deutlich genug, daß sie „Produkte des Menschen" sind. Ich habe schon in meinem Aufsatz über „Marxismus und Rassentheorie" gezeigt, wie weit Marx und Engels den subjektiven Faktor, den Menschen als Naturmacht, Rasse usw. prinzipiell anerkennen, aber zugleich betont, daß diese psychologische und anthropologische Seite des Problems in ihrem Lehrsystem nicht diejenige Beachtung im einzelnen gefunden hat, die ihnen notwendigerweise zukommt. Sie haben diesen Faktor also nicht einfach negiert, wie zuweilen behauptet wird, sondern in ihrem Eifer für ökonomische und technische Fragen nur zu wenig berücksichtigt. Im Gegenteil, es finden sich im Marxismus prinzipielle Gesichtspunkte von größter Bedeutung für die Beziehung von Mensch, Arbeit und Gesellschaft. Gerade manche Rassetheoretiker, welche den Einfluß der Rasse auf die Kulturgeschichte behandeln, übersehen die wichtigen Zwischenglieder der Arbeit, der Wirtschaft und der Gesellschaftsordnung, die sozusagen zwischen den Rassen und Ideen stehen.

Der fortgeschrittenere Standpunkt muß den Ursprung und die Entwicklung der Technik und Wirtschaft als eine biologische und anthropologische Frage behandeln. Der Marxismus leitet nun in richtiger Weise die Entwicklung der Technik aus der Wechselwirkung der Natur und der Menschen ab, welche der Natur als „Naturmacht" entgegentreten; er läßt dann aus der technischen Entwicklung die soziale Arbeitsteilung und die darauf basierende gesellschaftliche Gliederung hervorgehen, ohne indes näher anzugeben, durch welche Mittel sich dieser Prozeß vollzieht. Während der Marxismus nun die Rasse als ökonomischen Faktor z. T. anerkennt, übersieht er, daß die Rasse auch ein sozialer Faktor ist, daß alle Arbeitsteilung und gesellschaftliche Gliederung durch Rassengegensätze und Rassenkämpfe hervorgebracht wird. Hier ist in der Tat eine wichtige Lücke in der sozialen Kausalreihe aufgedeckt, welche von den technischen Produktionsmitteln zu den Gesellschaftsklassen führt.

Mit dieser Vernachlässigung der Rasse als spezifisch klassenbildenden Faktors in der Gesellschaft hängt die sonderbare Auffassung des Marxismus zusammen, daß es in der Gentilverfassungs-Periode keine Ungleichheit und Herrschaft des Menschen über den Menschen gegeben habe. Ueberhaupt wird die Gentilgesellschaft und das Mutterrecht von den Marxisten in tendenziösester Weise als eine Art para-

diesischen Zustandes der Menschheit gepriesen. Das ist der letzte Nachhall der utopistischen Lehre von einem glückseligen Urzustand der Menschheit. „Mit der Auflösung dieser ursprünglichen Gemeinwesen“, schreibt Engels, „beginnt die Spaltung der Gesellschaft in besondere und schließlich einander entgegengesetzte Klassen.“

Ich habe schon früher gezeigt, daß die Ursache für die Arbeitsteilung und Klassenbildung in der Gesellschaft ursprünglich nicht wieder eine technische oder ökonomische sein kann, sondern auf naturwüchsige Trennungen und Ungleichheiten der Menschen zurückgeführt werden muß. (Hist. Mat. S. 380—382.) Außer den Ungleichheiten der Individuen, Familien, Stämme sind es in erster Linie diejenigen der Rassen, welche zur Gruppenbildung innerhalb der Gesellschaft geführt haben. Erst aus dem Rassenkampf zwischen Horden und Stämmen entwickelte sich die Klassengliederung, indem die unterdrückten und ausgebeuteten Klassen aus überwundenen und zu Sklaven gemachten Stammesfremdlingen hervorgingen. Freilich hat die Einführung der Sklaverei selbst eine ökonomische Ursache, das Bedürfnis nach wirtschaftlichen Arbeitskräften, weshalb die Entstehung der Sklaverei meist bei dem Uebergang vom Jäger- und Nomadenleben zum Ackerbau beobachtet wird. Auf früher Stufe wurde den besiegten Fremden ihr Eigentum abgenommen, oder sie wurden getötet und gefressen. Die „Ausbeutung des Menschen durch den Menschen“ ist älter als alle Klassengliederung, und der sozialen Arbeitsteilung geht immer eine natürliche Herrschaftsteilung voraus.

Die Idee, daß Klassen und Rassen (d. h. allgemein Gruppen verschiedener Abstammung) ursächlich miteinander zusammenhängen, finden wir zuerst in Herders „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit“. Herder weist darauf hin, daß Krieg und Eroberung durch kriegerische Völker in den reichen Ebenen und Flußtälern die großen Monarchieen aufgerichtet haben. „Kriegerische Bergvölker z. B. überschwemmen die ruhige Ebene; jene hatte das Klima, die Not, der Mangel stark gemacht und tapfer erhalten; sie breiteten sich also als Herren der Erde aus, bis sie selbst in der milderen Gegend von Ueppigkeit besiegt und von anderen unterjocht wurden. So ist unsere alte Tellus bezwungen und die Geschichte auf ihr ein trauriges Gemälde von Menschenjagden und Eroberungen geworden; fast jede kleine Landesgrenze, jede neue Epoche ist mit Blut der Geopferten und mit Tränen der Unterdrückten ins Buch der Zeiten verzeichnet.“ — „Daher entsprangen Fürstentümer und Lehen, daher entsprang die Leibeigenschaft unterjochter Völker; die Eroberer waren im Besitz, und was seit der Zeit in diesem Besitz verändert worden, hat abermals Revolution, Krieg, Einverständnis der Mächtigen, immer also das Recht des Stärkeren, entschieden.“

Wohl von Herder beeinflußt, hat dann G. Klemm, der Begründer der Rassetheorie, in seiner „Allgemeinen Kulturgeschichte der Menschheit“ nachzuweisen versucht, daß alle Klassengliederung auf dem Gegensatz der aktiven und passiven Rasse beruht, wobei er unter der aktiven Rasse die blonde Nordlandrasse und ihre Mischlinge verstand. Gobineau hat diese Theorie nur im einzelnen weiter ausgebaut.

Andererseits vertraten schon Guizot, Mignet, später auch List und andere die Auffassung, daß die französische Revolution ein Aufstand der unterdrückten Gallier gegen die germanische Erobererrasse

gewesen sei. Die Rassetheorie in der Soziologie als allgemeingültig erkannt zu haben, ist indes das Verdienst von Herder, Klemm und Gobineau. In der Folge hat namentlich Gumplowicz den „Rassenkampf" zum Prinzip einer soziologischen Theorie gemacht. Ratzel, Zenker und andere sind ihm darin gefolgt. Aber Gumplowicz versteht unter den „Rassen" nur sozial getrennte Gruppen, keine auch anthropologisch, d. h. morphologisch voneinander abweichende Abteilungen des Menschengeschlechts. Es ist natürlich, daß in den Fällen, wo Stämme derselben Rasse durch Unterwerfung in ein soziales Gruppenverhältnis zueinander treten, Unterschiede in der körperlichen Organisation zwischen den herrschenden und beherrschten Klassen nicht auftreten können. Aber überall, wo körperlich ungleiche Rassen einen gesellschaftlichen Verband eingehen, können diese Unterschiede durch anthropologische Methoden festgestellt werden. Das ist die Aufgabe der „Anthropo-Soziologie".

Doch nicht alle Gruppenbildung ist auf Stammes- und Rassengegensätze zurückzuführen, die erst bei den Ackerbauern eine größere Rolle spielen. Der primitive Adel entsteht früher als Sklaverei des Stammes- und Rassenfremdlings. Er entspringt einer sozialen Differenzierung und Auslese, indem unter den Gliedern eines Stammes einzelne Familien durch körperliche, kriegerische und geistige Vorzüge sich auszeichnen und größeren öffentlichen Einfluß gewinnen. In diesem Sinne gibt es schon einen Adel bei den primitivsten Stämmen der Fischer- und Jägervölker. Auch in den späteren Perioden wirkt diese natürliche Auslese neben der Rassenungleichheit fort, auf die gesellschaftliche Gliederung einen Einfluß auszuüben.

Selbst bei den prähistorischen Rassen müssen solche vornehmen Geschlechter existiert haben, wie aus der verschiedenen Art der Bestattung und ihrer Beigaben hervorgeht.

Die wichtigsten Tatsachen der „Anthropologie der Klassen" habe ich schon in meiner „Politischen Anthropologie" zur Darstellung gebracht" (S. 279 ff.), will sie aber hier kurz wiederholen, und durch einige neue Beispiele vermehren.

Wo bei primitiven Stämmen ein erblicher Adel oder Häuptlingsfamilien sich gebildet haben, zeichneten sich die Mitglieder derselben nach den Berichten der Ethnologen oft durch größere Stärke und Länge des Körpers aus. Darin zeigt sich eine angeborene Ueberlegenheit, die zu einer sozialen Auslese der Kriegerischen, d. h. physisch Tüchtigeren und Kräftigeren geführt hat.

Bei den barbarischen Völkern Zentralafrikas und des malaiisch-polynesischen Archipels, wo eine gefestigtere staatliche Organisation sich entwickelt hat, besteht der Adel meist aus einer fremden Erobererrasse, die sich mit den Eingeborenen mehr oder minder vermischt hat. Ueberall zeichnen sich diese Stände durch hellere Hautfarbe aus, die in Afrika von der semitischen und hamitischen und im malaiischen Archipel von der indischen Rasse herrührt. In dem Staate der Makololo bilden diese die Aristokratie, die sich von der dienstbar gemachten schwarzen Bevölkerung durch hellere Hautfarbe unterscheidet. Auf der Insel Madagaskar sind die Männer und Frauen im allgemeinen von dunkler Hautfarbe, mit Ausnahme jener edlen Stämme, die sich direkt von den Arabern herleiten und die eine sehr helle Hautfarbe besitzen.

Die javanischen Fürsten- und Adelsfamilien, die hellere Farbe der Haut und mehr europäischen Gesichtsschnitt besitzen, werden als Nachkömmlinge eines alten Hinduvolkes angesehen, das in früheren Zeiten die Insel erobert haben soll. Nach Häckel ist besonders in den höheren Familien des alten Mataramreiches der indogermanische Charakter in der Physiognomie deutlich ausgeprägt. Bei den Tagalen ist der Hochadel ebenfalls indischen Ursprungs.

Wie nach dem malaiischen Archipel, so gelangten indische Arier auch nach Tahiti, wo die sogenannten Königstypen, die „familles d'Arii", von den anderen Bewohnern sich deutlich unterscheiden. Die Glieder dieser Familien zeichnen sich durch eine das Mittelmaß überschreitende Körperlänge aus. Ihre Haut ist heller als der übrigen Tahitianer. Die Augen sind hell mit bläulichem Schein. Haare und Bart neigen zur rötlichen Farbe. Die Arii, von Klemm „Eries der Südsee" genannt, sind als die letzten Eroberer auf die Insel gekommen. Stärker und intelligenter als die Eingeborenen, haben sie diese unterworfen; sie achten heute noch darauf, „Mißheiraten" zu vermeiden, woher es kommt, daß sie die Mischlinge mit großer Verachtung behandeln.

Die Inkas, die herrschende Aristokratie in Peru, waren ein eigenes, in Körperbildung und geistiger Befähigung den anderen Stämmen des Hochlandes überlegenes Geschlecht; sie sollen hellfarbiger gewesen sein und keine geschlitzten Augen gehabt haben. Die Indianer Nordamerikas lassen überhaupt zwei Typen erkennen, einen rundköpfigen, schlitzäugigen und plattnasigen, und daneben einen dolichocephalen mit heller Haut und braunen, nicht selten gewellten Haaren. Nach Bartlett ist bei allen Stämmen ein großer Unterschied zwischen den Häuptlingen und den Reichen einerseits und den Massen andererseits zu beobachten. Die Häuptlinge und deren Familien sind hübsche Gestalten, gut gebaut, schlank und kräftig, und meist auch heller von Hautfarbe als die übrigen.

Bälz, Stratz und andere haben bekanntlich in Japan einen groben mongolischen und einen feineren mehr europäischen Typus festgestellt. Nach A. Wirth findet man namentlich im Norden von Nippon erstaunlich helle Haut und braune, gelegentlich ins rötliche übergehende Haare; zwei Drittel des Adels und der Intelligenz sollen diesem „feinen" Typus angehören. In den letzten Jahren hatte man häufig Gelegenheit, in illustrierten Zeitschriften Bildnisse von hervorragenden Japanern zu sehen, und da mußte man erstaunen, wie viele von ihnen keinen mongolischen Gesichtsausdruck haben. Nach den Bildnissen zu urteilen, haben z. B. Kuroki, Togo, Nogi, Oyama, Komura keine Schlitzaugen. Der Prinz Arisugava sieht wie ein Europäer aus; der herrschende Mikado hat dagegen schiefstehende Augen. Diese Rassengegensätze spiegeln sich auch in der japanischen Literatur wieder, wie die dramatischen Szenen aus der „Dorfschule" zeigen, die kürzlich im Kunstwart veröffentlicht wurden. Hier wird den „Junkern" ein melonenförmiges (d. h. länglich-ovales) Antlitz und weiße Gesichtsfarbe und den Bauern ein plumpes Gesicht zugeschrieben. „Plumpe Bauernvisagen mit einem Samurai-Gesicht verwechseln, ha, ha, ha!" Ferner heißt es:

— — — „Doch wer wird die Züge
Des niedern Bauernkindes für das feine
Gesicht des hochgebornen Junkers nehmen?"

Nach den archäologischen Untersuchungen von Brinkley, im Verein mit diesen anthropologischen Tatsachen, kann es kaum mehr einem Zweifel unterliegen, daß die herrschende Schicht in Japan den letzten Rest einer nicht mongolischen (europäischen) Erobererrasse darstellt, die mit den Eingeborenen sich z. T. schon vermischt hat. Man kann ferner mit großer Wahrscheinlichkeit annehmen, daß diese „europäischen“ Elemente mit der letzten malaiischen Einwanderung nach Japan gekommen sind, da der Malaiische Archipel bekanntlich von den Indo-Ariern erobert wurde, die hier die herrschende Kulturschicht bilden.

In Indien beruhten die Kasten auf dem Gegensatz der eingewanderten arischen Erobererrasse und der unterworfenen dunklen Bevölkerung der Mongolen und Dravidas. Noch heute, wo die Vermischung schon stark vorgeschritten ist und die meisten arischen Geschlechter ausgestorben sind, zeigt die oberste Klasse der Brahminen noch die meisten Anzeichen der arischen Rasse, hellere Haut, blaue Augen und blonde Stirnlocken.

Im alten Aegypten gab es bekanntlich mehrere Stände, unter denen die Krieger und Priester abgeschlossene Kasten bildeten. Schon Klemm wies darauf hin, daß die oberen Kasten der Priester und Krieger sich durch hellere Haut, „kaukasische“ Gesichtszüge und braune oder rötliche Haare auszeichnen, wie es die Wandgemälde und die Mumien zeigen. Später haben Gobineau und dann J. Vogt für die oberen Kasten aus demselben Grunde einen fremden Ursprung angenommen. Letzterer schreibt: „Die Herrscher, Priester und Großen des Reichs sind meistens hellfarbig dargestellt, die Begründer und Pfleger der ägyptischen Kultur entstammen somit ohne Zweifel der weißen Rasse.“ Das wird durch die neuesten Untersuchungen von E. Chantre in seinen „Recherches anthropologiques en Egypte“ (1904) bestätigt. Er bemerkt, daß der Teint der Männer um so heller ist, je mehr sie einer höher stehenden Klasse angehören oder aus dem Süden oder aus dem Delta stammen.

Dieselben Ursachen sozialer Gliederung beherrschen die europäische Geschichte. Hier ist die aktive nordische Rasse im Altertum, im Mittelalter und bis heute die herrschende Schicht gewesen. Die germanischen Staatengründungen der Völkerwanderung schufen in fast ganz Europa einen germanischen Adelstand, und in den einzelnen romanischen Ländern einen mehr oder minder zahlreichen Bürger- und Bauernstand. Für Italien speziell habe ich diese Schichtung genauer nachgewiesen. Es ist das Verdienst von Lapouge, Collignon, Ammon und Wilser, diese aus historischen Gründen zu erweisende Rassenschichtung in der Gesellschaft Europas durch genauere anthropometrische Untersuchungen bestätigt zu haben, daß nämlich die politisch, geistig und wirtschaftlich herrschenden Gruppen durchschnittlich mehr Merkmale nordisch-germanischer Rassenabstammung als die niederen Klassen erkennen lassen, in denen mehr Elemente des brünetten mediterranen und alpinen Typus gefunden werden.

Aus dieser Uebersicht der wichtigsten anthropologisch-sozialen Tatsachen (deren Literaturangaben man in meiner Pol. Anthropologie nachlesen mag) geht aufs deutlichste hervor, daß die gesellschaftliche Gliederung eine aus der „Natur der Menschen“ hervorgehende Ordnung darstellt, daß die natürliche Auslese im Daseinskampf die Individuen,

Stämme und Rassen nach ihrer natürlichen Rangordnung übereinander schichtet und damit zu Organen der kulturellen Entwicklung macht.

Der anthropologische Faktor gewinnt in der Klassenstruktur der Völker eine um so größere Bedeutung, je mehr eine Gesellschaft aus Bestandteilen der begabteren Rassen zusammengesetzt ist. Dabei ist bemerkenswert, daß überall die herrschenden Schichten sich durch eine relativ hellere Haut auszeichnen. Andree hat deshalb nicht ohne Grund von einer „Aristokratie der Haut" gesprochen, denn die helle Haut ist, wie ich anderswo gezeigt habe, ein korrelatives Merkmal höherer psycho-physischer Organisation.

Von Bedeutung ist, daß die anthropo-soziologischen Tatsachen der Lehre von der Vererbung erworbener Eigenschaften nicht günstig sind. Denn die Klassen und ihre physischen und psychischen Unterschiede sind nicht das Ergebnis einer Differenzierung aus einem gleichartigen Zustand und einer Steigerung der Unterschiede durch vererbte Wirkungen von Gebrauch und Uebung der Nerven, Muskeln usw., sondern entscheidend sind die natürlich angeborenen und auserlesenen Eigenschaften und Anlagen, die durch soziale Inzucht und Hochzucht gesteigert werden.

Es ist das unbestreitbare Verdienst von K. Marx, die Bedeutung der wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Ordnung für den Fortschritt der Zivilisation, der politischen und geistigen Geschichte ins rechte Licht gesetzt zu haben. Er deutete an, daß der Rassefaktor in dieser sozialen Entwicklung eine Rolle spielt. Die fortgeschrittene Forschung muß aber diesen Faktor noch viel höher einschätzen. Sie stellt fest, daß die wirtschaftliche Produktion und die gesellschaftliche Gliederung, außer durch die Milieufaktoren, in erster Linie durch die Stufen der Rassenbegabung und die Rassenkämpfe bedingt sind, die zu einer sozialen Ueber- und Unterordnung führen. Der „geistige Reflex" der wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse ist daher in letzter Instanz ein Ausfluß der Begabung und Eigenart der Rassenverhältnisse, denen die sozialen Ordnungen als Mechanismen der Entwicklung und Steigerung dienen.

Die ökonomische Geschichtstheorie ist also mit der Korrektur anzuerkennen, daß unter der „Erwerbung neuer Produktivkräfte", die zu sozialen und geistigen Veränderungen führen, nicht nur Werkzeuge und Maschinen, sondern auch Menschenkräfte verstanden werden, ursprünglich unterjochte Stämme und Rassen, aus denen der Stand der Sklaven, Hörigen und Arbeiter hervorging; ferner mit der Korrektur, daß diese Klassenordnungen natürliche, auf Begabungsunterschieden beruhende Verhältnisse darstellen. Unter diesen Voraussetzungen ist in der Tat die ökonomische Produktionsweise der Hauptfaktor in der sozialen Entwicklung.

Der Satz: „Die Geschichte aller bisherigen Gesellschaften ist eine Geschichte von Klassenkämpfen" bedarf daher einer bedeutsamen Einschränkung. Die Kämpfe zwischen Stämmen, Rassen, Völkern spielen eine viel größere Rolle in der politischen Geschichte. Kämpfe zwischen Gesellschaftsklassen sind sogar relativ selten. In Aegypten, Indien, Japan, Peru haben solche kaum stattgefunden, von den barbarischen und wilden Gesellschaften ganz und gar zu schweigen. Erst in den antiken und neueren Gesellschaften, wo nahe verwandte Rassen oder Stämme in Klassen zusammengeordnet sind, wo anthropologisch

verwandte Elemente der herrschenden Klasse in größerer Zahl auch im Bauern- und Arbeiterstand sich finden, da erst kommt es zu jenen inneren Kämpfen, die für die fortschreitende Entwicklung von Bedeutung sind.

In solchen Gesellschaften ist mehr noch als der Klassenkampf das Aufsteigen und das Ringen der Individuen und Familien um die bevorzugte soziale Stellung, also die innere soziale Auslese, der eigentliche bewegende physiologische Faktor der politischen und geistigen Veränderungen. Da keine anthropologisch abgeschlossenen Klassen im Sinne von „Kasten" vorhanden sind, bleibt die Gruppenordnung labil, da sie nur das Ergebnis der jeweilig entfalteten Energie und Intelligenz, aber nicht der gesamten latenten Anlagen eines Volkes ist. Die Klassenbildung ist hier ein Organ der natürlichen Auslese für die zur Entfaltung drängenden Fähigkeiten und Bedürfnisse, die in einzelnen Familien durch Hochzucht und Inzucht noch gesteigert werden, während sie in einzelnen Schichten der Bauern- und Arbeiterbevölkerung Generationen oder Jahrhunderte lang geschont bleiben können, um später in den höheren Kulturprozeß einzutreten.

„Ohne Gegensatz kein Fortschritt." — Dieser Gegensatz ist ein natürlicher, und wie die „Anthropo-Soziologie" zeigt, ein auf Rassenverschiedenheiten beruhender. Die Rassen sind nicht zu gleichen Leistungen und Aufgaben in der Geschichte berufen, und die niederen Rassen haben den Zwecken der höheren zu dienen. Die Zwecke der höheren sind aber die „Ziele der Menschheit", da in ihnen allein der höchste Gehalt der geistigen Menschenkraft zur Blüte gelangt.

Die Erfahrung der gesamten Kulturgeschichte lehrt drei anthropologisch-soziale Grundgesetze: 1. Daß jedes höhere Staatswesen und jede höhere Kultur auf der Herrschaft einer begabten Rasse über eine andere meist niedere Rasse begründet ist, 2. daß der Gegensatz um so mehr zu einem Hebel des Fortschritts wird, je näher die herrschenden und unterworfenen Rassen einander verwandt sind, und 3. daß der Gegensatz und die Konkurrenz zwischen Völkern, Klassen und Individuen, die derselben begabten Rasse angehören, im Kampf ums Dasein der fruchtbarste Quell für die Fortschritte der Zivilisation gewesen ist. Der Interessengegensatz unter arischen und unter germanischen Völkern beherrscht die ganze höhere Zivilisation. Darin drückt sich ein allgemeines biologisches Gesetz aus, daß, je näher blutsverwandt die Arten und je gleichartiger ihre Interessen und Ziele sind, um so heftiger der Konkurrenzkampf entbrennt und den Anstoß zu höherer Entwicklung gibt.

Es ist ein Mangel der Marxistischen Geschichtstheorie, daß ihre ökonomischen Grundbegriffe fast nur an dem Tatsachenkomplex eines räumlich und zeitlich beschränkten Abschnittes der Menschengeschichte, der kapitalistischen Periode Westeuropas, ja zum Teil nur Englands, gewonnen wurden. Die biologische, anthropologische und ethnologische Forschung erweitert aber den Tatsachenkreis der Menschengeschichte immer mehr. Sie bestätigt die ökonomische Geschichtstheorie in vielen Punkten, in anderen aber zwingt sie zu einer entschiedenen Korrektur und Einschränkung ihrer so anspruchsvoll auftretenden Formulierungen.

Sexuale Reformvorschläge.

Professor Dr. Christian von Ehrenfels.

Im letzten Heft des II. Jahrgangs dieser Zeitschrift habe ich eine Reihe von Aufsätzen zum Abschluß gebracht, welche die Sanierung unserer sexualen Lebensmaximen zum Gegenstand hatten und in der Forderung einer sozialen Neuschöpfung gipfelten, die ich Frauen-Kongregation oder Mutterheim nannte und als eine freie Vereinigung von Mädchen und Frauen konzipierte, „geschlossen zum Zwecke der gegenseitigen Versicherung in der Ausübung der speziell weiblichen Funktionen im gesellschaftlichen Organismus". — Mit wirtschaftlicher Unterstützung von seiten der sexual begünstigten Männer, ja zum überwiegenden Teil direkt auf ihre Kosten, sollten die Frauen, im übrigen auf sich selbst gestellt und frei von männlicher Bevormundung, in diesen Verbänden für sich und ihre Kinder das Heim errichten und instand halten. — In dieser Neuschöpfung würde — so suchte ich zu zeigen — die Forderung der progressiven konstitutiven Entwicklung oder Rasseveredlung, welche vor allem die Ermöglichung polygamer Kinderzeugung durch den Mann verlangt, in ihrer Erfüllung sich harmonisch vereinigen mit anderen, gesellschaftlich und biologisch fundamentalen Postulaten, so insbesondere dem Sozialismus und der Sanierung der sozialen Auslese, — der Frauenemanzipation, — der Bekämpfung der Schäden der Prostitution und der Geschlechtskrankheiten, — endlich mit den Forderungen der Bevölkerungspolitik und der „Rassenprobleme zweiter Ordnung". — Da aber das sexuale Verhalten, wie es in den „Frauenkongregationen" geübt werden würde, „tief eingewurzelten Grundprinzipien und Wertungsmaximen unseres Volksbewußtseins direkt widerstritte", — glaubte ich die tatsächliche Begründung jener Vereinigungen nur für kommende Generationen in Aussicht nehmen zu dürfen und mich für die Gegenwart und für unsere Zeitgenossen mit der Forderung einer inneren Vorbereitung auf die notwendige radikale Umwandlung in der Zukunft begnügen zu müssen.

Wenige Monate nach dem Abschluß der hiermit charakterisierten Artikelserie trat eine Frau mit einer sexualreformatorischen Schrift auf den Plan, in der sie, wahrscheinlich ohne jede Beeinflussung von meiner Seite, im Antrieb ganz verschiedener Motive, ausgehend von ganz anderen Ursprüngen des Wunsches und der Betrachtungsweise, unter der Führung vielfach kontroverser Gedankengänge, dennoch zu einem dem meinigen im wesentlichen analogen Reformvorschlag gelangt, — mit dem Unterschiede jedoch, daß sie zugleich die Stelle anzugeben weiß, wo das geforderte Neue an Längstbestehendes, Altes angegliedert werden kann, und deswegen ihren Aufruf zur Tat nicht auf eine ferne Zukunft hinzulenken gezwungen ist, sondern ihn eindringlich und unmittelbar an das Geschlecht der Mitlebenden zu richten vermag. — Der Frauenverband kann und wird seinen Ausgang nehmen von dem ältesten und festesten sozialen Verband, den die Natur begründet hat: von dem Blutsverband zwischen Mutter und Kind und zwischen den Kindern einer Mutter, — speziell von dem Blutsverband zwischen Mutter und Tochter, und zwischen den Töchtern einer Mutter.

Erwäge ich die Förderung, welche mein Denken, Hoffen und Planen für die Zukunft durch diese Erkenntnis erfahren hat — (eine Erkenntnis, welche, wie die fundamentalen Wahrheiten so häufig, so einfach und selbstverständlich sich darstellt, daß man, einmal in ihrem Besitz, gar nicht begreifen kann, wie man nicht sofort auf sie verfallen sein konnte), — so möchte ich schier überströmen in Ausdrücken der Zuneigung und Anerkennung für die Kraft des Geistes oder des Gemütes, der ich diesen Gewinn verdanke. — Leider aber ist mir dies nur mit vielen Vorbehalten und Einschränkungen möglich. — Ruth Bré zwingt mich durch die intellektuellen und emotionalen Exzesse, die sie in ihrer Schrift[1]) begeht, an dieser Stelle, da ich ihr hohes Verdienst hervorzuheben mich anschicke, mich sogleich gegen die Zumutung einer durchgängigen oder auch nur vorwiegenden Parteinahme für ihre Theorieen und Bestrebungen ausdrücklich zu verwahren, — ja sie zwingt mich, die guten und vortrefflichen Gedanken und Regungen, denen sie in ihrer Schrift Ausdruck gibt, in Schutz zu nehmen gegen den Wust von Irrtum, Unsinn und maniakalischen Gefühlsausbrüchen, mit welchem sie selbst jene begleitet hat und wohl zu fördern vermeint, — während sie doch tatsächlich Gefahr läuft, sich in den Augen eines jeden klar denkenden und vernünftigen Menschen von gutem Geschmack rettungslos zu kompromittieren.

Schon der Name — oder vielmehr das Pseudonym —, unter welchem das Buch in die Welt hinausgeschickt wurde, gehört zu jenen Elementen, gegen die ein Wohlmeinender es am liebsten in Schutz nehmen möchte. „Ruth Bré“! — Als mich diese Lettern von dem knallroten Umschlag des Büchleins anblickten, dachte ich bei mir: „Rahel Breslau wäre aufrichtiger, und daher für eine Sozialreformatorin im tieferen Sinn auch geschmackvoller gewesen, als diese rein phonetisch allerdings gar nicht so üble Komposition.“ — Was aber hätte ich erst gedacht, wenn man mir damals schon gesagt hätte, daß die Autorin in Wahrheit nicht Rahel Breslau heißt, sondern — Elisabeth Bouneß! — Ich weiß nicht, ob ich den Deckel des Buches dann überhaupt noch zurückgeschlagen hätte, um mich mit dessen Inhalt bekannt zu machen. — Die diskrete Uebertünchung eines exzessiv jüdischen Namenszuges kann man sich ja wohl noch gefallen lassen. Das Kokettieren aber mit einem falschen und überdies noch pariserisch-schöngeistig überfirnißten Semitismus geht denn doch über das anständigerweise Zulässige und Erlaubte hinaus. Für das Ziel eines belletristischen Tageserfolges wäre es vielleicht eine nicht ungeschickte Spekulation. — Eine Frau aber, die in deutscher Sprache zu unserm Volke sprechen will, um ihm den Weg aus dem sexuellen und wirtschaftlichen Elend zu weisen, um den Müttern zu ihrem natürlichen Recht zu verhelfen, — und sich hierzu ohne jede Nötigung das Pseudonym „Ruth Bré“ beilegt, — könnte dem Unbefangenen beinahe den Verdacht erwecken, daß es bei ihr im oberen Stockwerk nicht ganz richtig bestellt sei.

Dieser Eindruck wird nun freilich durch die Lektüre des Buches widerlegt. So deutlich aber auch die Zeichen einer hohen Begabung dem Leser schon aus den ersten Blättern entgegentreten, so sehr

[1]) Staatskinder oder Mutterrecht? Versuche zur Erlösung aus dem sexuellen und wirtschaftlichen Elend. Preis 2 Mk. Leipzig, Johannisgasse 3, W. Malende. 1904.

beleidigt die Autorin doch auch sogleich durch die ungezügelten Ausfälle ihres Temperamentes, durch den Mangel an Takt und an jeglicher geistiger Selbstzucht. — Das Buch enthält stilistisch viele geradezu glänzende Stellen. Die Geißelhiebe, welche Ruth Bré im Kampf gegen unsere verlogene Sexualmoral austeilt, zeugen nicht nur von einem wackeren und tapferen Frauenherzen, sondern erweisen auch eine seltene Beherrschung der sprachlichen Ausdrucksmittel. Im Handumdrehen aber verfällt der Stil in rhetorische Phrasen, dann wieder in einen burschikosen Polterton, — und gleich darauf vermeint man den Diskant einer keifenden Frauenstimme zu hören. — Und der Inhalt des Buches entspricht durchaus seiner Form. — Ich will ihn in wesentlichen Zügen hier kritisch darlegen.

Ruth Brés Reformvorschläge gründen sich auf die Feststellung der Tatsache, daß die Muttertriebe beim Menschen weitaus stärker entwickelt sind, als die Vatertriebe. — Die Tatsache selbst liegt jedem unbefangen Blickenden zutage, ist seit Menschengedenken immer anerkannt worden und läßt sich zudem aus biologischen Erwägungen sehr einfacher Art leicht begreifen. — Sollte das elementarste Bedürfnis des Kindes, das Nahrungsbedürfnis, in der ersten Phase seines Lebens aus der Mutterbrust befriedigt werden, so war die gleichzeitige Heranbildung von Instinkten der Liebe und Sorgfalt der Mutter für das Kind unerläßliche Mitbedingung, in weit engerer Verknüpfung und daher auch in viel höherem Maße als die Heranbildung von Vatertrieben. Für das Heranwachsen des Kindes ist die Beschützung durch den Vater förderlich und erwünscht, die Liebe der Mutter aber unerläßlich. Bei allen Säugetieren hatten nur die Varianten mit starken Muttertrieben Aussicht auf Stammeserhaltung im Kampf ums Dasein. Ist hiernach das Vorwiegen der Muttertriebe selektiv bedingt, so scheint deren kausale Erklärung ebenso naheliegend. Für den Mann ist der Zeugungsprozeß eine Erregung von wenigen Minuten, welche angesammelte physische und psychische Energie zur lustvollen Auslösung bringt, — für die Frau ist er eine durch neun Monate sich erstreckende und entwickelnde tief eingreifende Veränderung im Haushalte ihres gesamten Organismus und im Komplex der hierdurch bedingten Vitalempfindungen, welche mit dem überaus schmerz- und nebenbei auch gefahrvollen Akt der Geburt ihren Abschluß findet. Die Frau fühlt durch Monate hindurch die Bewegungen des lebenden Kindes in ihrem Leibe, und in dem geborenen Kinde erblickt sie mit vollem Recht ein zu einem selbständigen Menschlein gewordenes Stück ihres eigenen Leibes. Es darf uns wahrlich nicht wundernehmen, daß die Abspaltung altruistischer Triebe aus dem jedem animal brutum naturnotwendigen Egoismus in der Natur zum erstenmal und am vollkommensten im Verhältnis der Mutter zum Kinde gelungen ist. — Solche Erwägungen hätte Ruth Bré ihren Ausführungen mit Vorteil voranstellen können; notwendig indessen war es nicht; auch der schlichte Hinweis auf die von keinem Vernünftigen bestrittene Erfahrungstatsache des Vorwiegens der mütterlichen gegenüber den väterlichen Instinkten hätte vollkommen genügt. — Statt dessen hören wir sie vermeintliche Gründe in einem Ton vortragen, der, wenn dies überhaupt möglich, geeignet wäre, nicht Anerkennung jener Tatsache, sondern Opposition dagegen hervorzurufen. — Wo sie eine jedem Leser zugängliche überwältigende Fülle von

Beobachtungsmaterial nur einfach ins Bewußtsein zu rufen brauchte, gefällt sie sich nach der Manier schlechter Prediger darin, einzelne krasse Fälle in allgemeine Sätze umzudeuten. — In Niederösterreich hat einmal ein Vater sein Kind ertränkt, weil es die Mutter am Verdienen hinderte. Nun wage noch jemand von Vatertrieben zu sprechen! „Sind Mütter dazu da, daß sie Kinder zum Ersäufen gebären? Sind Kinder dazu da, daß sie von Vätern, die absolut nicht für sie sorgen wollen, ersäuft werden?“ (S. 38.)

Und dennoch gehört solche Empirie noch immer nicht zu den verfänglichsten Leistungen unserer Autorin. Verbreiteten Vorurteilen der Mode huldigend, glaubt sie dem in Rede stehenden psychischen Gesetz nicht anders ein Ansehen von Exaktheit verleihen zu können, als indem sie demselben eine physiologische Grundlage und einen mathematischen Ausdruck konstruiert. — Freilich darf man Ruth Bré für diesen Teil ihrer Ausführungen nur halb verantwortlich machen. Ein Autor masculini generis, und noch dazu ein Dr. med. ist es, der ihr den Freibrief zum Streifzug in das Reich des biologisch-mathematischen Widersinnes ausgestellt hat. — Ich habe in dieser Zeitschrift (II. Jahrgang, Heft 12) schon einmal auf die betreffenden Auslassungen Bezug genommen. Gelegentlich des Hinweises auf die jedem Züchter bekannte Tatsache, daß der Mann vermöge seiner höheren Zeugungskraft einen weitaus wichtigeren Faktor der sexualen Auslese darstellt, als das Weib, — bemerkte ich: „Die drollige Argumentation von Dr. W. Mensinga („Zuchtwahl und Mutterschaft“, II. Jahrgang, Heft 8 dieser Zeitschrift), welcher diesen Satz umkehrt, weil die Frau der Zeit nach einen 78400 mal größeren, dem Gewichte nach einen 700 mal größeren Anteil am neuen Lebewesen habe, als der Mann, — scheint mir keiner Widerlegung zu bedürfen.“ — Das Werturteil über die Argumentation des genannten Autors, das sich in diesen Sätzen ziemlich deutlich kundgibt, steht mir heute noch so fest wie am Tage, als ich es niederschrieb. Die Folgerung aber, daß ein offenbarer Nonsens „keiner Widerlegung bedürfe“, — wurde sie nicht durch den Lauf der Begebenheiten aufs empfindlichste ad absurdum geführt? — Habe ich es nicht als gerechte Strafe für meinen Hochmut anzusehen, daß ich jenen so kurz und von oben herab qualifizierten Auslassungen des Herrn Dr. Mensinga ein Jahr später in der Schrift Ruth Brés wieder begegnen mußte, — in demselben Buche, welchem — auf anderer Seite und in anderer Richtung zwar, aber darum doch — eine fundamentale Erkenntnis, einen Grund- und Eckstein meines eigenen Gebäudes zu verdanken ich nicht in Abrede stellen kann? — In der Tat würde ich mich nun vielleicht für verpflichtet halten, die ziemlich langwierige Widerlegung jener Schlußfolgerungen in Angriff zu nehmen, wäre mir diese ziemlich mühselige Arbeit seither nicht von berufenerer Seite abgenommen worden. Prof. Dr. Aug. Forel kommt in seinem umfänglichen Werke „Die sexuelle Frage“, München 1905 (ebenfalls gelegentlich eines Referates über Ruth Bré), auch auf Dr. Mensinga und seine Theorie zu sprechen und äußert sich hierüber folgendermaßen (S. 562): „Ruth Bré stützt sich zum Teil auf höchst zweifelhafte Autoritäten, um unglaubliche Dinge zu behaupten, die dem Wert ihres Buches in bedenklicher Weise Eintrag tun. Sie behauptet z. B., auf die Angaben eines Dr. Mensinga gestützt, die Mutter besitze 700 Einheiten in der

Erbschaftsmasse des Kindes, der Vater dagegen nur eine!" (Forel referiert hier ungenau. Das von Ruth Bré behauptete Verhältnis ist 79100:2. — Forel fährt fort:) „Wir haben ja die durchschnittliche Gleichheit der Erbschaftsmassen nachgewiesen und auf unserer Tafel I und II den Grund der Sache erklärt. Es genügt aber der gesunde Menschenverstand eines jeden Bauernweibes, um Fräulein B." (d. h. also mittelbar Herrn Dr. Mensinga) „zu antworten, daß durchschnittlich die Kinder ihrem Vater ebensosehr als ihrer Mutter gleichen, was unmöglich sein könnte, wenn der väterliche Samen nur $^1/_{700}$ der Eigenschaften des Kindes liefern würde!" Ich verweise also Herrn Dr. Mensinga und seine Anhänger auf das III. Kapitel des Forelschen Werkes und auf den „gesunden Menschenverstand eines jeden Bauernweibes" und halte seine Theorie hiermit für abgetan[1]). Nicht so aber die biologische Mathematik von Ruth Bré, welche von jener Theorie ihren Ausgang nimmt. Geben wir ihr selbst das Wort! (S. 27.)

„Der mütterliche Beitrag zum Kinde beträgt also:

a) an Stoff: 700 Einheiten,
b) an Zeit: 78400 Einheiten,
insgesamt: 79100 Einheiten.

Der väterliche Beitrag zum Kinde beträgt:

a) an Stoff: 1 Einheit,
b) an Zeit: 1 Einheit,
insgesamt: 2 Einheiten.

Der väterliche Gesamtbeitrag verhält sich demnach zum mütterlichen wie 2 zu 79100 oder wie 1 zu 39550."

Da haben wir, was wir brauchten! — Daß die Addition von 78400 Zeiteinheiten zu 700 Stoffeinheiten ungefähr ebensoviel Sinn hat, wie die Addition von 78400 Nüssen zu 700 Paukenschlägen, oder die Addition der 12 Apostel zu den 7 Sakramenten Sinn hätte, — das kümmert wenig — und ist auch der geringste Fehler, den ich Ruth Bré vorzuwerfen habe. Schlimmer ist, was sie mit der auf so exakt wissenschaftlicher Basis gewonnenen Verhältniszahl 1:39550 alles

[1]) Herr Dr. Mensinga hat sich in jüngster Zeit („Kindersterblichkeit und Mutterschutz", IV. Jahrgang, Heft 3 dieser Zeitschrift) sehr energisch gegen die künstliche Ernährung der Kinder und für deren Ernährung an der Mutterbrust eingesetzt. Das ist eine gute Sache. Mit Freuden ergreife ich die Gelegenheit, hier zu bekennen, daß meine in dieser Zeitschrift gelegentlich geäußerten Zweifel an der Schädlichkeit der künstlichen Ernährung durch die neueren sehr exakten Untersuchungen auf diesem Gebiet widerlegt wurden. Gut ist es auch, wenn Dr. Mensinga kranken, schwächlichen Frauen das Kinderbekommen untersagen möchte. Minder gut — obgleich seiner „Theorie" entsprechend — ist es, wenn er bei dieser Gelegenheit die Männer einfach totschweigt, als ginge überhaupt der Vater das Kind gar nichts an. Und am mindesten gut ist es, wenn er an die Befolgung seiner Vorschläge folgende Versprechungen knüpft: „Die unter diesem Regime geborenen Kinder sind alle stark und widerstandsfähig veranlagt, gegen folgenschwere Krankheiten sind sie mächtig gefeit, Todesfälle (man höre! —) treten da nicht mehr ein." Und dann zum Schluß: — „Die erbliche Belastung, die für den Volkskörper und die Volksseele so verhängnisvoll ist, würde verschwinden; damit aber auch alle mit dieser in engerer oder weiterer Verbindung stehenden Ausflüsse der Not und Verarmung — Verbrechen und Fehler, wie sie alle heißen mögen!" — Glaubt Herr Dr. Mensinga wirklich, durch solches Gewäsch einer guten Sache zu nützen?

anzufangen weiß. Denn nun hält sie es ohne weiteres für erwiesen, daß die Mutter, welche „$\frac{39\,549}{39\,550}$stel Kind liefert" (gegenüber dem armseligen $\frac{1}{39\,550}$stel des Vaters), auch 39549 mal mehr Liebe für das Kind hege, wie dieser, — daß ihr 39549 mal mehr Anrecht an dem Kind gebühre, als dem Vater, — daß die Großeltern mit den Kindern ihrer Töchter 39549 mal mehr Blutsverwandtschaft besitzen, als mit denen ihrer Söhne, und daß die auf Kontinuität der Traditionen im Mutterstamm gegründeten Familien auch 39549 mal mehr natürliche Festigkeit und inneren Halt besitzen müssen, als unsere gegenwärtigen, auf Vaterrecht gegründeten. — Ein vernünftiger Mensch, der diese Folgerungen liest, fühlt sich vor allem zum Lachen angeregt — was ja an sich kein Unglück wäre. Das Schlimme an der Sache ist nur, daß in all diesen monströsen und herausfordernden Behauptungen ein wahrer und höchst wertvoller Kern steckt, — ein Kern, der (meines Wissen zum mindesten) noch von niemandem mit so viel Verständnis erkannt und mit solcher Entschiedenheit herausgestellt worden wäre, als von Ruth Bré, die ihn doch zugleich durch ihre Uebertreibungen dem Gespötte ausliefert. Denn zwar scheint mir Forel durchaus das Richtige zu treffen, wenn er (S. 587) zusammenfassend über Ruth Bré referiert, sie beweise deutlich, „wie man durch schlechte Verteidigung einer guten Sache, trotz redlichstem Willen, ihr schadet"; — — nicht aber kann ich ihm beipflichten, wenn er (S. 562) behauptet, daß man alles, was bei Ruth Bré richtig und beherzigenswert sei, auch in seinem eigenen Werk über die sexuelle Frage finden könne.

Forels gleichfalls von redlichstem Willen getragene, dafür aber auf umfassendes Wissen und weiteste Sachkenntnis basierte Arbeit enthält doch keinen Keimansatz für irgendwelche soziale Umgestaltungen, von denen sich eine radikale Sanierung unserer sexuellen Zustände erhoffen ließe. Ja, Forel strebt eine solche Neugestaltung gar nicht an und hält sie nicht für notwendig oder wünschenswert. Ihm steht es fest, „daß die innerlich wahre Monogamie das normalste, höchste und beste sexuelle Liebesverhältnis des Menschen darstellt, so sehr auch, besonders der Mann, egoistische, polygamische Triebe haben mag". (S. 371.) Seine mannigfachen Erfahrungen, seine wissenschaftliche Objektivität haben ihn zwar gelehrt, „daß es viele Ausnahmen gibt und geben muß", und sein väterliches Herz, sein humaner Sinn führen ihn zur Forderung, „daß für diese gesorgt werden soll". Seine Vorschläge bewegen sich aber deshalb durchaus im Rahmen von Amendements zur gegenwärtigen Sexualordnung, mit denen er es Jedem rechtmachen möchte, und die, praktisch durchgeführt, darum bald die Auflösung aller Ordnung überhaupt zur Folge haben müßten. — Ruth Bré dagegen, von vornherein parteiisch gestimmt durch ihre persönlichen Erlebnisse, weiblich befangen in ihrem Gesichtskreis, leidenschaftlich subjektiv in ihrem Urteil und von geradezu kindischer Unbeholfenheit in der Beweisführung, hat dennoch mit klarem Blick produktive Wurzelkräfte der menschlichen Natur erkannt, die durch unsere gegenwärtige Ordnung unterbunden werden, und mit dem sicheren Instinkt einer starken und im Triebleben kerngesunden Weiblichkeit den Pfad gefunden, — den einzigen Pfad, der aus dem Sumpf

unserer sittlichen Korruption herausführt nach den Stätten mit festem Felsgrund und mit klarem Quellwasser, wo sich die Wohnhäuser der Zukunft erheben werden. — Nachdem ich durch das Vorhergesagte hoffentlich gezeigt habe, daß ich nicht blind bin gegen ihre Schwächen und Uebertreibungen, will ich das Gesunde und Produktive aus ihren Thesen und Postulaten herauszuschälen versuchen.

Wir begegnen, wenn wir von der unglücklichen physiologischen Mathematik Abstand nehmen, zunächst der Behauptung, daß die Mutter mit dem Kinde in höherem Grade blutsverwandt sei, als der Vater. Steckt hierin ein wahrer Kern? — Es kommt darauf an, was man unter Blutsverwandtschaft versteht. Versteht man darunter bloß den Grad der auf physischer Abstammung beruhenden Aehnlichkeit in den (rein physischen und psychophysischen) Organanlagen, so haben wir die Antwort schon erteilt. „Der gesunde Menschenverstand eines jeden Bauernweibes weiß, daß durchschnittlich die Kinder ihrem Vater ebensosehr als ihrer Mutter gleichen", und unsere physiologischen Kenntnisse über den Zeugungsvorgang stimmen mit dieser beiläufigen Schätzung überein. Genaueres Wissen wäre hier sehr wünschenswert, ist aber heute noch nicht vorhanden. (Auch die von Ruth Bré erwähnte Abhandlung von Dr. A. Reibmayr „Zur Naturgeschichte der talentierten und genialen Familien", II. Jahrgang, Heft 8 dieser Zeitschrift, welche ein gewisses Prävalieren der weiblichen Ahnenreihe bei der Entstehung von Genie und Talent behauptet, — krankt, wie heute notwendigerweise jede Untersuchung dieser Art, an Unzulänglichkeit des Erfahrungsmateriales. Mit einigen willkürlich herausgegriffenen Beispielen läßt sich kein empirisches Gesetz begründen. Zudem ist Reibmayr unklar, oder doch gänzlich unkritisch in der Unterscheidung von Konstitution und Kultur, oder von angeborenen und anerzogenen Eigenschaften.) — Man kann aber in den Begriff der Blutsverwandtschaft noch ein anderes Element einbeziehen, in welchem allerdings das Kind mit der Mutter viel enger zusammenhängt als mit dem Vater. Tatsache ist ja doch auch, daß der Embryo, vom Momente seiner Entstehung an bis zur vollen Ausreifung des Kindes und der Geburt, alle Nährstoffe, aus denen sich der Organismus aufbaut, aus dem Blute der Mutter bezieht. Hieraus eine größere Aehnlichkeit des Kindes mit der Mutter ableiten zu wollen, wäre allerdings ebenso falsch wie die Erwartung, daß etwa ein Kind, welches nach Abschluß der Säuglingsperiode ausschließlich von Hühner- oder von Rinderfleisch genährt würde, als Erwachsener eine Aehnlichkeit mit den betreffenden Tierarten aufweisen werde. — Darum ist es aber doch nicht gleichgültig für die physische Beschaffenheit des Mannes, ob er als Kind gute oder verdorbene, reichliche oder kärgliche Nahrung erhielt. Nicht seine Konstitution freilich wird hierdurch beeinflußt; wohl aber sein Kräfte- und Ernährungszustand, — das, war wir zum Unterschiede von der Konstitution Kondition nennen. Und es läßt sich leicht absehen, daß die Ernährung während der Fötalzeit und — normalerweise bei an der Mutterbrust gestillten Kindern auch noch während des ersten Lebensjahres — die Kondition des Menschen dauernd, wahrscheinlich für seine ganze Lebenszeit hin beeinflussen werde. Versteht man also unter Blutsverwandtschaft den Grad der auf physischer Abstammung beruhenden Aehnlichkeit der Konstitution und Kondition, so ist es

richtig, daß die Kinder mit der Mutter — aber eben nur in bezug auf den Bruchteil der Kondition — mehr blutsverwandt sind als mit dem Vater.

Wie im Zusammenhang mit der Stoffgemeinschaft zwischen Mutter und Kind die Entstehung der Mutterliebe begünstigt wurde, ist schon besprochen worden. — Von sozial weitaus größerer Wichtigkeit aber als jene „Blutsverwandtschaft im weiteren Sinn“ ist eine Art der Abhängigkeit des Kindes von der Mutter, welche man, obgleich fälschlich, und nur im bildlichen Sinne zulässig, ebenfalls als Blutsverwandtschaft oder doch als deren direkte Folge anzusehen sich gewöhnt hat. Es sind dies alle jene Beeinflussungen psychischer Art, von denen die sprachliche Formel geläufig ist, daß sie „mit der Muttermilch eingesogen werden“. Alles, was sich auf dem Wege der Nachahmung, der Suggestion und der frühesten Unterweisungen, bemerkt und unbemerkt, gewollt und unbeabsichtigt, von der Mutter auf das Kind in dessen ersten Lebenszeiten überträgt, zählt hierher. Die eigentliche Blutsverwandtschaft kommt hier nur insofern in Betracht, als sie für die Aufnahme der betreffenden Wirkungen einen günstigen Boden bildet. Die Wirkungen selbst können natürlich nicht nur von der Mutter, sondern von jedem Menschen ausgehen, der dem Kinde in seiner frühesten Lebenszeit ebensoviel Liebe und Gemütskraft entgegenbringt und ebensoviel Zeit und Mühe widmet, wie die leibliche Mutter. Da dies aber selten überhaupt von anderen Personen, und besonders vom Vater des Kindes aus — vorkommt, so stehen in jener Pseudoblutsverwandtschaft die Kinder in überwiegender Mehrzahl der Mutter tatsächlich um vieles näher als dem Vater. Hierher gehören — dies muß festgehalten werden — nicht angeborene, sondern nur anerzogene Eigenschaften, — dennoch aber Eigenschaften, die den Gesamthabitus des Menschen, wie er dereinst als Erwachsener ins Leben treten wird, sehr tiefgreifend beeinflussen.

Und diese Pseudoblutsverwandtschaft, eigentlich Erziehungsverwandtschaft ist es, welche Ruth Bré im Auge hat und auf die sie mit vollem Recht als auf eine in unserer gegenwärtigen Ordnung vielfach verkannte und unterbundene Triebkraft zur Familienbildung hinweist. Man kann die Richtigkeit ihrer Beobachtung nicht bestreiten, wenn sie hervorhebt, daß die Familien im allgemeinen im Mutterstamm ihren Charakter weit mehr festhalten, als im Vaterstamm, daß die Kinder der Tochter den Großeltern durchschnittlich näher stehen als die des Sohnes, obgleich in unserem Familienrecht alle willkürlichen Bestimmungen darauf hinausgehen, dieses Verhältnis umzukehren. Wie erst würden sich die Dinge gestalten, wenn wir trachteten, durch Recht und Sitte zu festigen, was sich selbst im Kampf gegen die Tendenzen des Rechtes und der Sitte als das Stärkere erweist! — Die Folgerungen hieraus scheinen naheliegend, ja selbstverständlich. Wollen wir die Familie sanieren, so müssen wir der Mutter, die im allgemeinen das Kind mehr liebt als der Vater, die dessen dauernde physische Kondition und seinen anerzogenen psychischen Habitus unverhältnismäßig mehr beeinflußt als jener, auch das größere Recht an dem Kinde geben. Wir müssen ferner die Sachgüter und Symbole, an deren Besitz sich die Kontinuität der Familientraditionen heftet (und zu denen auch der Familienname gehört) nicht, wie dies gegenwärtig

geschieht, im Vater-, sondern im Mutterstamm vererben. Und wir dürfen vor allem das räumliche Band, das Band des Zusammenlebens zwischen Mutter und Tochter nicht zerreißen, auch wenn diese selbst wieder Mutter geworden. „Die Frau darf und soll nur freizügig sein, so lange sie nicht Mutter ist. — Dann soll sie mit den Kindern unter dem Familiendache bleiben. Denn die Brut braucht ein Nest. — Nicht fortziehen soll die Frau aus dem elterlichen Hause, wenn sie selbst Mutter wird, sondern dann gerade soll sie darin bleiben. — Wie bange ist der jungen, werdenden Mutter, wenn ihre eigene treue Mutter, die sie selbst geboren hat, nicht bei ihr ist! Wie bange ist der alten Mutter, wenn sie in der Ferne weiß, daß die geliebte Tochter jetzt um ihr Kind leiden wird, was sie selbst einst um diese Tochter gelitten hat! — .... Will nicht die junge Frau, wenn der erste Liebesrausch gekostet ist, — »nach Hause?« »Nach Hause«, das heißt zu ihren Eltern, zu ihrer Mutter. »Zu Hause«, das ist nicht bei ihrem Manne, sondern — bei der Mutter. Und noch lange — lange — ist »Zu Hause« — bei der Mutter. — Und wie erst, wenn der Mann die Frau in sorgenvolle Verhältnisse fortführt! Welch ein elendes Leben, wenn die Frau mit den Kindern dem Manne nachziehen soll von Ort zu Ort, nirgends festen Fuß fassend! — .... Nein! Die Brut braucht ein Nest. Die Frau und die Kinder sind nicht dazu da, dem unstäten Manne nachzuziehen.“ Diese Worte — die genaue Umkehrung des vielzitierten Bibelgebotes an das Weib „Du sollst Vater und Mutter verlassen und dem Manne nachziehen ...“ — klingen mir wie ein Evangelium der neuen Zeit, deren Kommen ich vorauszusehen glaube.

Allerdings besitzen Ruth Brés Forderungen guten Sinn und Möglichkeit der Durchführung nur, wenn man sie statt auf die monogamische Familie der Gegenwart, auf das Mutterheim, die Frauenkongregation der Zukunft, bezieht, wie ich sie mir denke. Vom Standpunkte der monogamen Familie aus betrachtet, enthalten jene Forderungen reinen Wahnsinn, dem ein Mann, der diese Bezeichnung auch nur halbwegs verdiente, nicht anders als mit Hohngelächter zu erwidern vermöchte. — „Wie? — Er, der in der monogamischen Ehe seine Natur ohnehin zehnmal des Tages verleugnen muß, um das Postulat — oder die Fiktion! — der »Lebens- und Seelengemeinschaft mit der Gattin«, und hierdurch den lieben Hausfrieden aufrecht zu erhalten, — er sollte in diesem teuer erkauften Hausfrieden den wertvollsten Besitz, sein Recht auf die Kinder und mit ihm alle stehende und liegende Habe der Verfügungsgewalt der Frau und mittelbar der Schwiegermutter überantworten und so einem Regiment des Unterrockes (wie Forel, von seinem Standpunkt aus mit Recht, spottet) freiwillig sich unterordnen? — Wahnwitzige Zumutung!“ — Allerdings! — Vollkommen zugegeben! — Nur war es eben nicht so gemeint, — mindestens nicht von meiner Seite aus. — Ich spreche nicht von den Männern, die willig ihre polygamen Triebe verleugnen, um sich dafür die „Lebens- und Seelengemeinschaft“ mit einer Frau, den lieben Hausfrieden und — last not least — den sicher verbürgten, mühelosen, gesunden und bequemen wöchentlich zweimaligen Koitus zu erkaufen. — Diese Männer mögen nur ruhig beim Vaterrecht verbleiben und bei der „innerlich wahren Monogamie“, die ich zwar nicht für das „normalste“ (d. h. für das den normalen Bedürfnissen — mindestens des Mannes —

bestangepaßte), auch nicht für das „höchste und beste", immerhin aber für ein durchaus zulässiges und moralisch einwandfreies sexuelles Liebesverhältnis halte. Ich kämpfe nicht gegen die Monogamie, sondern nur gegen den monogamischen Dogmatismus, der alle nicht monogamischen Sexualbeziehungen verdammt und sich vor allem darin äußert, daß er den solchen Beziehungen entsprossenen Kindern die moralischen Lebensbedingungen abschneidet. Ich spreche von Männern, die sich die „Lebens- und Seelengemeinschaft" mit einer Frau und den hierdurch verbürgten, sicheren, gesunden und bequemen wöchentlich zweimaligen Koitus gar nicht wünschen, nicht geschenkt, und erst recht nicht als Kaufpreis für ihre Freiheit. Ich spreche von Männern, die von der Frau Liebeserlebnisse begehren, sexualästhetische Erhebung, — Kinder, — und — als Abschluß — gute und ehrliche Freundschaft, — ich spreche von Männern, die solches nicht von einer Frau, sondern von mehreren und von möglichst vielen Frauen haben und erringen wollen. Und ich fordere für diese Männer nichts mehr und nichts weniger als die moralische Lizenz, Familien nach Mutterrecht zu begründen.

Ob auch Ruth Bré bei ihren Vorschlägen diese Kategorie von Männern im Auge gehabt hat, — die ich als die eigentlich männlichen Männer bezeichnen möchte, — läßt sich aus ihrem Buche nicht bestimmt feststellen. In ihrer extremen Subjektivität beschränkt sie sich ja darauf, alle Probleme bloß einseitig vom Standpunkte der Frau aus zu betrachten. Auch wo sie Monogamie fordert und Polygamie verwirft, scheint sie vornehmlich an Monoandrie gedacht und die gleichzeitigen Sexualbeziehungen einer Frau mit mehreren Männern verurteilt zu haben. Sonst könnte sie doch vernünftigerweise nicht, wie sie tatsächlich tut (vergl. S. 69 u. 70), monogamische Sexualverhältnisse mit fruchtbaren, polygamische mit unfruchtbaren Sexualverhältnissen identifizieren. — Uebrigens ist es nicht allzu wichtig, welche Kategorie von Männern Ruth Bré bei ihren Vorschlägen im Sinne gehabt hat. Tatsache ist, daß diese Vorschläge nur für polygam veranlagte Männer annehmbar sind. Für diese aber würde deren Durchführung geradezu eine Erlösung bedeuten, — eine Erlösung durch das Weib — als ihre Geliebte und als Mutter ihrer Kinder —, und eine Erlösung vom Weibe — als Ehegattin —!

Ich muß es mir versagen, auf diese Perspektive hier einzugehen, und es einer künftigen Arbeit vorbehalten, des näheren auszuführen, wie ich mir das organische Hervorwachsen der Frauenkongregation aus der auf Mutterrecht gegründeten Familie vorstelle. Nur soviel sei schon jetzt erwähnt, daß dann auch und dann erst die Vatertriebe — welche Ruth Bré sehr mit Unrecht dem Manne abspricht, weil sie durch unsere gegenwärtige Familienordnung eingeschnürt, teils sublimiert, mehr noch korrumpiert werden, — zu ihrem vollen Rechte gelangten.

Ich muß vielmehr den hier noch verfügbaren Raum nicht der zustimmenden Ausgestaltung, sondern der Abwehr widmen, — der Abwehr gegen alle weiteren Reformgedanken, Hoffnungen und Erwartungen, welche Ruth Bré an ihre praktischen Vorschläge knüpft, und die sich von den meinigen sehr wesentlich unterscheiden. — Ruth Bré erhofft und erwartet nämlich von der Durchführung ihrer Vorschläge nichts Geringeres als die „Erlösung aus dem sexuellen

und wirtschaftlichen Elend". — Unter dem sexuellen und wirtschaftlichen Elend versteht Ruth Bré eigentlich und im letzten Grunde ein umfassendes Naturgesetz aller Sexualität, — das Gesetz, welches Darwin als die Voraussetzung aller Auslese und mithin als die wichtigste Grundbedingung aller organischen Evolution dargetan hat, — das Gesetz von dem Vorwiegen der Zeugungspotenzen und Zeugungstriebe gegenüber den verfügbaren Nährstellen in der Natur. Ruth Bré lehnt sich gegen dieses Naturgesetz auf, weil sie es nicht als solches erkennt und die Mißlichkeiten, die es im Gefolge hat, für Wirkungen der kapitalistischen Wirtschaftsform und des Mannesrechtes in der Familie ansieht. Für ihre Reformbestrebungen wäre daher das Gleichnis von jenem Ritter, der gegen Windmühlen ankämpfte, ein noch viel zu glimpfliches und wohlwollend ausgewähltes. Ruth Bré betrachtet es als das unveräußerliche Menschenrecht einer Frau, so viele Kinder zu gebären und aufzuziehen, als ihrem Organismus wohlbekommt, und tobt und wettert gegen die rohen Männer und die unsinnige kapitalistische Wirtschaftsordnung, welche dies verwehren. Sie überschätzt die — tatsächlich möglichen — wirtschaftlichen Ersparnisse bei der Assoziation der Frauen zu größeren Haushaltungen so sehr, daß sie daraus das Ernährungskontingent einer in geometrischer Progression reißend anwachsenden Ueberzahl von Kindern dauernd bestreiten zu können vermeint, jener Ueberzahl, welche gezeugt und geboren würde, wenn alle gesunden sexuellen Bedürfnisse sich in fruchtbarem Sexualverkehr auslebten. — Wer einen solchen Mangel an ökonomischem Ueberblick zeigt, verdient nicht, auf diesem Gebiete ernst genommen zu werden.

Speziell medizinischen Inhaltes ist das Kapitel über die „Erkrankungen durch erzwungene Kinderlosigkeit". Hier stimmt vieles von dem Gesagten auffällig mit den Anschauungen des Psychiaters Prof. S. Freud überein, der die Zurückdrängung des Sexualtriebes als die Hauptquelle aller Neurosen ansieht. Ruth Bré geht aber weiter und leitet auch den Gebärmutterkrebs aus der Kinderlosigkeit ab, — nach Forel der „Gipfel ihrer Absurditäten". — Ich selbst besitze hierüber kein Urteil. — Aber wenn sie auch hierin im Rechte wäre, — was wäre damit bewiesen? — Daß die Natur mit dem Menschen nicht immer human vorgeht, — nicht aber daß sie offene Nährstellen freihält für alle Kinder, deren Gebärung vom hygienischen Standpunkte aus für ihre Mutter wohltätig wäre.

Mit diesen allgemeinen Hinweisen halte ich Ruth Brés trügerische Hoffnungen auf „Erlösung aus dem wirtschaftlichen und sexuellen Elend" eigentlich schon widerlegt. Dennoch dürfte es angezeigt sein, noch auf einen speziellen Vorschlag einzugehen, den sie, im Zusammenhang mit ihren dargelegten Prinzipien, in einer erst kürzlich erschienenen Schrift[1]) entwickelt, und für dessen Durchführung, wie es scheint, gegenwärtig viel Propaganda gemacht wird. — Ruth Bré tritt hier — unter dem sehr mißverständlichen Titel einer Mutterschaftsversicherung — ein für eine — sämtlichen männlichen und weiblichen Staatsbürgern während der Dauer des zeugungs- und gebärfähigen Alters aufzuerlegende und nach der Höhe des Einkommens abzustufende — staat-

[1]) Keine Alimentationsklage mehr! Schutz den Müttern! Felix Dietrich, Leipzig 1905. Preis 50 Pfg.

liche Steuer, aus deren Ertrag jeder Mutter und jedem Kinde eine für alle gleiche Rente zu gewährleisten sei. Ruth Bré steht mit solchen Gedanken keineswegs allein. Auch auf dem Hamburger Verbandstag fortschrittlicher Frauenvereine 1903 wurde von Frl. Dr. Augspurg Aehnliches vorgeschlagen, und desgleichen von Ellen Key in ihrem Buch „Ueber Liebe und Ehe". Man begreift sehr leicht, daß die Wünsche reformierender Frauen nach solchen Zielen hin ihre Richtung nehmen. Erstens ist der Staatssäckel schon seit lange der willige Kreditgeber aller Menschenfreunde, die sich damit begnügen, soziale Probleme auf dem Papier zu lösen und sich über harte wirtschaftliche Notwendigkeiten durch Zukunftsphantasieen hinwegzutäuschen. Und zweitens wäre mit der Uebernahme der wirtschaftlichen Lasten für Mütter und Kinder durch den Staat die wirtschaftliche Unabhängigkeit der Frau vom Manne gewährleistet und hiermit der Sehnsuchtstraum aller aggressiven Frauenseelen in Erfüllung gegangen: die Zusicherung der Alleinherrschaft in der sexuellen Auslese, — oder — mit einem Worte gesagt — sexuelle „Damenwahl".

Nirgends vielleicht ist dieses Streben in solcher Nacktheit zum Ausdruck gelangt, wie in einem Schriftchen „Mädchenrecht und Ehereform", welchem — unbegreiflicherweise! — Ellen Key zum Schlusse ihres Buches über Liebe und Ehe einige freundliche Worte der Anempfehlung widmet. Die Verfasserin (sie verbirgt sich hinter dem panzerklirrenden Pseudonym „Bodo Uthard") fordert in gewiß anerkennenswerter Ritterlichkeit für das schwache Geschlecht die Umkehrung der bisherigen rohen Sitte, wonach der Mann das Mädchen zur Heirat wählt. Die Männer haben vielmehr den Mund zu halten und zuzuwarten, bis die „Aufforderung zum Tanz" von seiten der Jungfrauen an sie ergeht. Das ist das „Mädchenrecht" der Zukunft! — Wie der Mann veranlaßt werden soll, dem an ihn ergangenen Ruf auch Folge zu leisten, — ob durch den Imperativ des eigenen Gewissens, oder durch den Druck der öffentlichen Meinung, verbunden mit dem Nachdruck polizeilicher Assistenz, — auf solch kleinliche Bedenken sich einzulassen, findet natürlich der ritterliche Bodo Uthard gänzlich unter seiner Würde. Genug, — er hat seine Meinung zu Papier gebracht! — Befriedigt steckt er die Schreibfeder in die Schwertscheide.

Nicht alle Frauenrechtlerinnen sind von gleich naiver Unverfrorenheit; die Melodie Bodo Uthards gibt aber dennoch das Leitmotiv ab für alle ihre Neuerungsversuche auf dem Gebiet der Zuchtwahl und sexuellen Ethik. Ja, man kann wohl sagen, daß sich in den Gehirnen der meisten von ihnen der Darwinsche Begriff der Auslese überhaupt nicht anders als in dem verlockenden Phantom der sexuellen Damenwahl abzuspiegeln pflegt. Mit Vorliebe wird darum auch uns Männern die „natürliche Moral", das heißt die Moral der Tiere, als Paradigma vorgehalten. Sehr mit Unrecht. Zwar ist fast überall im Tierreich das Männchen der begehrende, das Weibchen der umworbene Teil. Aber schon Darwin wußte recht gut, daß darum in den allermeisten Fällen die Weibchen doch nicht das Vorrecht der freien Wahl genießen, sondern vielmehr von den untereinander kämpfenden Männchen dem Sieger als Beute zufallen. Allerdings glaubte Darwin noch an gewisse Ausnahmen von dieser Regel. Die Eigenschaften der Männchen mancher Tierarten, besonders auffällig in der Klasse der Vögel, zeigten

sich von einer Beschaffenheit, welche deren Ausbildung in der Auslese des männlichen Rivalitätskampfes zunächst als unerklärlich erscheinen ließ. Es hatte den Anschein, als könne z. B. das prächtig gefärbte Federspiel der Fasane und Pfaue, die trillernde Lerchenstimme, oder das Geflöte der Nachtigall keinerlei Vorteil weder im Kampf ums Dasein, noch im Rivalitätskampf der Männchen mit sich gebracht haben. Und so erfand Darwin die Hypothese von der weiblichen, das heißt der durch Weibchen ausgeübten Zuchtwahl oder Damenwahl (welche, wie es scheint, gewissen Velléitäten des englischen Nationalcharakters naheliegt). Die Weibchen sollten unter ihren fried- und sittsamen Freiern stets dem nach ihrem Geschmack reizvollsten den Vorzug gegeben, und die betreffenden Eigenschaften sich auf diese Weise durch Auslese entwickelt haben.

Ich muß gestehen, daß mir diese Theorie, indem ich sie für richtig hielt, immer das lebhafteste intellektuelle Vergnügen bereitete, da ich daran zu ersehen glaubte, wie doch der weibliche Geschmack durch das ganze Tierreich bis zum Menschen herauf im wesentlichen der gleiche geblieben sei. Man kennt ja die Weiblein! Das bunte Tuch der Krieger, und das Minnelied der Troubadoure! Farbenentfaltung und Stimmentfaltung, — Leutnants und Tenoristen! — Hat nicht in dem Gockelhahn mit dem geschwellten Kamm, dem schillernden Kragen, den gespornten Stiefeln und dem herausfordernden Kikeriki eines der Urbilder weiblicher Mannesideale für alle Zeiten Gestalt angenommen? — Gockelhähne und Nachtigallen, — das wären zweifelsohne auch fürderhin die Ergebnisse der weiblichen Zucht- oder der Damenwahl, falls sie bei uns Menschen wieder Gesetz würde. — Also spottete ich bei mir selbst, wurde aber aus meinen Betrachtungen durch den Entwicklungsgang der Wissenschaft herausgerissen. — Die Zoologen sahen sich nämlich gezwungen, Darwins Hypothese von der sexuellen Damenwahl im Tierreich fallen zu lassen, — und zwar Mangels jeder empirischen Bestätigung. Noch niemals soll es beobachtet worden sein, daß Fasane, Pfaue oder Gockelhähne in friedlichem Wettbewerb ihre männliche Pracht vor den Augen des Weibchens entfaltet hätten, um diesem dann die Wahl des Reizvollsten unter ihnen zu überlassen. Der Kampf um das Weibchen, welches dem Sieger als Beute zufällt, soll vielmehr unter diesen Vögeln die Regel sein, nicht anders als sonst im ganzen Tierreich. Und für die rätselhafte Auslese jener prunkenden, im Kampf scheinbar unnützen Eigenschaften wurde von K. Günther[1]) ein Erklärungsprinzip aufgedeckt, welches uns den Vorgang, indem es ihn dem übrigen Naturgeschehen einordnet, nicht minder — man kann nicht eben sagen „menschlich", wohl aber „animalisch verwandtschaftlich" — naherückt. Dies Erklärungsprinzip wird aus dem bezeichnenden Terminus „Auslese des stärker Scheinenden" wohl sofort verständlich werden. Die Prunkeigenschaften sind Renommier- und Einschüchterungswaffen im Rivalitätskampfe der Männchen untereinander. Das Wesen dieser Waffen ist ja auch uns Menschen aus unserer eigenen Erfahrung recht wohl bekannt. Die bunte Kriegertracht, bei nackt kämpfenden Völkerschaften ersetzt durch Bemalung des Körpers, jene beim Marsch

---

[1]) „Zur geschlechtlichen Zuchtwahl", Archiv für Rassen- und Gesellschafts-Biologie. 2. Jahrgang, 3. Heft.

so unbequemen Anhängsel und Aufsätze, wie wallende Federbüsche, Tschakos, Grenadiermützen und dergleichen, ferner die Musik- und Lärminstrumente, Trompeten und Trommeln, waren in der Schlacht dennoch keine unnützen und zwecklosen Gegenstände. Sie vermittelten das, was man mit dem militärisch euphemistischen Ausdruck die „moralische Wirkung“ nennt, richtiger aber als „Uebertölpelung der Feigen und Dummen“ bezeichnen würde. Je tiefer das geistige Niveau des Gegners, desto stärker ihr Effekt. Erst in neuester Zeit geht man daran, sie ganz abzuschaffen. Es ist klar, daß sie beim unvernünftigen Tier noch viel höher im Kurs stehen müssen. — Der Gockelhahn ist also ein Renommierheld, — was nicht ausschließt, daß er auch ein gut Stück wirklicher Kühnheit und Wehrhaftigkeit sein eigen nennt. Und das gleiche gilt von dem radschlagenden Pfau, der seinem Rivalen gegenüber den Körperumfang scheinbar auf das Zehnfache vergrößert und ihm dazu noch mit hundert blinkenden Glotzaugen ins Gesicht flunkert, — vom stolzen Zwölfender mit dem weithin drohenden, obgleich zum Zustoßen wenig geeigneten Kopfschmuck, selbst vom Büffel mit dem Fetthöcker oder dem unverhältnismäßig hohen, zottig behaarten Oberleib, und von vielen anderen Eigenschaften und Merkmalen, die sich gleich jenen vermöge ihrer „moralischen Wirkungen“ im Rivalitätskampfe der Männchen durch Auslese entwickelt haben. — Meine früheren Betrachtungen über die Konstantheit des weiblichen Geschmackes, durch das ganze Tierreich bis zum Menschen hinauf, dürften darum doch nicht ganz in den Wind zu schlagen sein. Die Tierweibchen zum mindesten sollen sich dem wackersten Renommierhelden nach Abschluß des Kampfes doch gar nicht so ungerne hingeben. Der Auerhahn, der durch seine Hauptbalz die männlichen Nebenbuhler abgeschreckt hat, balzt hierauf nochmals, nur schwächer, vor den Hennen, um ihren weiblichen Widerstand zu besiegen. Vielleicht würden diese, hätten sie die Wahl, auch keinem anderen als ihm den Vorzug geben. Tatsächlich aber — haben sie die Wahl nicht. Sexuelle Damenwahl ist nicht nur nicht Regel im Tierreich, sondern auch nicht Ausnahme; sexuelle Damenwahl gibt es überhaupt nicht im ganzen Tierreich.

Darum will ich nicht behaupten, daß wir Menschen keine sexuelle Damenwahl einführen dürften oder könnten. Gerade weil ich überzeugter Evolutionist bin, glaube ich an die Möglichkeit von Niedagewesenem und bekämpfe jene Richtung, welche die menschliche Moral aus der Zoologie ableiten möchte.

Um zu Ruth Bré zurückzukehren, so ist es klar, daß ihr Vorschlag das Kräfteparallelogramm der sexualen Zuchtwahl, dessen weibliche Komponente bisher beim Menschen, wie im ganzen Tierreich, sehr gering war, bedeutend zugunsten der Frauen verschieben würde. Die Erwerbsfähigkeit des Mannes und sein wirtschaftliches Vermögen sind in unserer Gesellschaft für die Frau eines der Hauptmotive der Eheschließung. Würde der Ertrag einer staatlichen Steuer die Erhaltung aller Mütter und Erziehung aller Kinder gewährleisten, so würde die Wirksamkeit dieses Motives für alle Frauen abgeschwächt und für die, welche sich mit der (von Ruth Bré immerhin als zureichend gedachten und geforderten) staatlichen Rente begnügten, gänzlich aufgehoben werden. — Ueber die Folgen einer solchen Kräfteverschiebung

für die Zuchtwahl ließe sich natürlich Vieles vermuten und Weniges beweisen. — Wäre der Typus des Gockelhahns der meistbegünstigte, oder der des girrenden Täubers, — oder ein anderer? — Müßig wäre es jedenfalls, an die Beantwortung dieser Fragen Zeit zu verschwenden. Denn — ob er nun heilsam oder nicht — jedenfalls kann die Durchführung des Reformvorschlages mit Bestimmtheit als außerhalb des Bereiches aller Möglichkeit stehend erkannt werden.

Nehmen wir versuchsweise an, die Legislative eines Staates habe sich bestimmen lassen, dem Vorschlag Gesetzeskraft zu erteilen! — Was wäre die Folge? — Würde etwa nach dem statistischen Geburtendurchschnitt und der Höhe der auszuzahlenden Mutterschafts- und Erziehungsrente die Höhe der einzutreibenden Steuer bemessen, so zeigte sich schon im zweiten Jahr, daß wegen starker Zunahme der Geburtenzahl die Einnahmen nicht mehr hinreichten, um die Ausgaben zu bestreiten. Die Furcht vor drohenden Kosten ist ja das wirksamste Motiv bei der willkürlichen Einschränkung der Kindererzeugung. Entfiele für die Privatrechnung jedes Einzelnen dieses Motiv, so hätten die Sexualtriebe freies Spiel, und aller Wahrscheinlichkeit nach würden dem Staate hieraus ernstliche Schwierigkeiten der Uebervölkerung oder ein direkter Bankerott erwachsen. — Aber auch abgesehen davon wäre die Institution unhaltbar wegen der ungerechten Verteilung von Rechten und Pflichten, welche sie namentlich für die männliche Bevölkerung in sich schlösse. Recht eines jeden Mannes wäre, so viele Kinder zu erzeugen als er mag und kann. Pflicht eines jeden Mannes wäre, zur Erziehung der Kinder aller Staatsbürger einen gleichen, oder gar nach der Höhe seines Einkommens abgestuften Beitrag zu entrichten. Die Genießenden wären also die Männer, die — nach der Volkssprache — „Glück bei den Frauen“ haben. Die Zahlenden wären die fleißigen und erwerbstüchtigen Arbeiter. — Daß diese beiden Kategorieen sich nicht decken, braucht wohl nicht weiter dargetan zu werden. — Die Erwerbstüchtigen würden daher in der fraglichen Institution gar bald eine Maßregel erkennen, welche sie zwänge, die Kinder von Nichtsteuern aufzuziehen, die ihnen noch dazu die Gunst der Frauen vor der Nase wegschnappten. — Bei den Erwerbenden ist heutzutage — und noch auf lange hin — die Macht im Staate. Die fragliche Institution würde — wenn wir schon der Fiktion nachdenken, daß sie jemals irgendwo eingeführt worden sei — gar rasch wieder aufgehoben werden. — Und ein gleiches Schicksal stände nicht nur dem Vorschlag Ruth Brés bevor, sondern jedem analoge Tendenzen verfolgenden, wie immer er eingekleidet oder verklausuliert werden möge. — Wir kommen durch keinerlei Wendung um die Logik des Schlusses herum: — solange die Erzeugung von Kindern mit besonderen Freuden verbunden ist, werden auch die Erzeuger der Kinder eine besondere Verantwortung auf sich zu nehmen und die entsprechenden Lasten und Pflichten selbst zu tragen haben.

Mit dem Namen Ruth Brés steht noch ein anderer Vorschlag in Verbindung, der — zum Unterschied von dem besprochenen — Durchführbarkeit besitzt und den ich hier nur deswegen erwähne, um dem Mißverständnis vorzubeugen, als überschätze ich seine Tragweite. — Ich meine den Vorschlag zur Errichtung von Heimstätten für uneheliche Mütter und deren Kinder. Der von Ruth Bré mitbegründete „Deutsche

Bund für Mutterschutz“ hat sich dieses Ziel gesetzt[1]). — Ich bin selbst Mitglied des Bundes und trete mit Ueberzeugung für seine Bestrebungen ein. Dennoch möchte ich — wegen der äußeren Aehnlichkeit der erstrebten Mutterasyle mit dem, was ich Mutterheim oder Frauenkongregation nannte — mit ebensoviel Entschiedenheit der Meinung entgegentreten, als erblicke ich in den beabsichtigten Stiftungen des „Bundes“ etwa erste Anfänge oder Keimansätze zu der von mir erhofften und geforderten sozialen Schöpfung. Hierzu fehlte gar vieles, was hier nicht aufgezählt werden kann, vor allem aber die moralische Qualifikation der voraussichtlichen Insassinnen der Asyle. — Es wäre sehr verhängnisvoll, sich hierüber hinwegtäuschen zu wollen, etwa mit Berufung auf ein Schlagwort, welches bei einer Versammlung des „Bundes“ in die Menge geworfen wurde und gewiß gut gemeint war, dennoch aber wegen seiner Doppeldeutigkeit gerechte Opposition hervorrief: „Die Mutterschaft ist unter allen Umständen etwas Heiliges, gleichviel wie sie erworben wurde.“ Dem wird kein human Denkender widersprechen wollen, in dem Sinne verstanden, wie etwa auch behauptet werden kann, daß jedes Menschenleben unter allen Umständen etwas Heiliges sei. Der zitierte Ausspruch klingt aber bedenklich nach einer Fassung hinüber, die man zwar nur auszusprechen braucht, um sie zu widerlegen, die aber doch undeutlich im Unterbewußtsein mitschwingt und den Sinn des Satzes modifiziert. Diese Fassung lautet ungefähr: „Jede Mutter, gleichviel wie sie es geworden, ist unter allen Umständen eine heilige Persönlichkeit“, — woraus sich nun freilich von selbst ergäbe, daß sie, wenn auch das nicht, so doch zum mindesten eine „anständige Person“ sein müsse. — Dagegen aber müßte nun ich wieder auf das lebhafteste Protest erheben.

Gegen den Verdacht, als erblicke ich in dem außerehelichen Sexualverkehr als solchem etwas Anstößiges, dürfte ich gefeit sein. — Aber gerade weil ich glaube, daß in einer „außerehelichen“ Regelung des Sexualverkehrs die Linie des moralischen Aufstieges liegt, habe ich ein Interesse daran, daß alle, welche unsere Sitte aus Ueberzeugung bekämpfen, die Kluft markieren und nicht überkleistern, die sie von denen trennt, welche nur unsere Sitte tatsächlich verletzt haben, vielleicht bloß aus Leichtsinn und Genußsucht, mit schlechtem Gewissen, aus Frivolität, oder gar aus Unfähigkeit, überhaupt die Stimme eines moralischen Imperatives zu vernehmen. — Daß aber die weitaus überwiegende Mehrzahl der unehelichen Mütter heute noch diesen Kategorieen angehört, — wer wollte das bestreiten? — Solche Menschen taugen am allerwenigsten als Genossen bei sozialem Reformwerk. Die Bestrebungen des Bundes für Mutterschutz sind vom Standpunkte der Humanität und eventuell der Rassenhygiene aus gut zu heißen; die Sexualreform ist an ihnen nur ganz indirekt beteiligt, insofern sie eine Opposition gegen die prinzipielle Verurteilung des außerehelichen Sexualverkehrs in sich schließen, sowie eine Opposition gegen die vom Standpunkte der Humanität selbst durchaus widersinnige, unchristliche und grausame Verurteilung und Aechtung jener unschuldigen Menschenklasse, der unehelichen Kinder.

[1]) Den unerquicklichen Konflikt, der sich zwischen Ruth Bré und der Leitung des Bundes entsponnen hat, glaube ich hier — als eine prinzipiell bedeutungslose Angelegenheit — übergehen zu dürfen.

In ihrem Verhalten gegen das uneheliche Kind führt sich ja unsere ganze monogamische und christliche Moral ad absurdum. — Es ist eines der größten Verdienste Ruth Brés, dies unserm Gefühl in einer Weise nahegebracht zu haben, so daß es nun wohl nicht mehr hinweggeleugnet oder übersehen werden kann. — Die monogamische Moral muß das uneheliche Kind ächten, weil sie im Prinzip vom Menschen Unmögliches verlangt, deswegen mit dem äußeren Schein der Moralität (d. h. dessen, was sie so nennt) sich zu begnügen, und darum in weiterer Folge ihren Unwillen auf die offenkundigen, manifesten Uebertretungen ihrer Gebote einzuschränken gezwungen ist. Am meisten offenkundig und manifest aber sind solche Uebertretungen dann, wenn ein lebendiger Mensch aus ihnen hervorgegangen ist. Darum Fluch und Verderben über diesen lebendigen Menschen! — Nach eurer Moral wirklich leben, — das könnt ihr ja gar nicht, ihr Tugendbolde des Ehedogmatismus! Und wenn ja einer von euch es für sich zustande gebracht, so kann er als vernünftiger Mensch doch nicht daran glauben, daß ein Volk dies je vermöchte. Darum müßt ihr heucheln, lavieren und paktieren, ihr mögt wollen oder nicht. Damit eure Moral nicht zum allgemeinen Gespött werde, müßt ihr eine Moral der Schlupfwege und der Hinterpförtchen aus ihr machen. — Ein Bordell in den Winkelgäßchen der ehrsamen Stadt, ein Nacht-Café neben dem Ballsaal, ein „von Dirnen abgelegter" junger Herr als Bräutigam für eine höhere Jungfrau, — und „Tripperinfektion als Morgengabe" der jungen Gattin, — das alles — geht an und ist möglich, denn es läßt sich ja vertuschen. Selbst ein uneheliches Kind läßt sich noch vertuschen, wenn es beizeiten abgetrieben oder zur Engelmacherin gebracht wird. Ein uneheliches Kind aber, das „Papa" und „Mama" sagen und zudringlich seine Aermchen nach den so Angerufenen ausstrecken kann, — das — geht nicht mehr an, — das ist ein Ding der Unmöglichkeit, — das darf einfach nicht da sein. Und wenn wir hundertmal wissen, daß es an seiner Existenz keine Schuld trägt, — es bleibt doch ein „Kind der Schande"; — und wenn Humanität und Christentum im Verein hundertmal Liebe und Menschlichkeit fordern für jedes Menschenkind: — das Christentum fordert ja doch auch Monogamie als einzig zulässigen Sexualverkehr, — und Frau Ehe sagt: — „Unmöglich" — und dabei bleibt es.

Ruth Bré ist ein uneheliches Kind. Sie hat es uns selbst in ihrem Buch mitgeteilt. Sie hat uns aus ihren persönlichen Schicksalen sonst nichts weiter mitgeteilt, als daß sie alt und kinderlos ist, — und „ihr Glück entfliehen ließ, — entfliehen lassen mußte!" — Es gehört nicht viel Divination dazu, um zu erraten, daß der „Makel ihrer Geburt" auch ihr Schicksal war. Mit der Gründung des „Bundes für Mutterschutz" suchte sie Andere vor dem Los zu bewahren, das unsere Moral ihr selbst bereitet hat. Wer diese psychologische Wurzel ihres Strebens erfaßt, wird auch die maßlose Subjektivität, die sie an den Tag legt, die intellektuellen und emotionalen Exzesse, zu denen sie sich fortreißen läßt, — ihre bizarren Einfälle, ihr Pseudonym, — all dies — nicht etwa nur mit milderen, sondern mit gerechten, verständnisvollen Augen ansehen. — Können wir Männer, die in dem hegenden Schoß der Familie auferzogen wurden, — wir Hätschelkinder der Despotin Frau Ehe, — uns nur eine entfernte Vorstellung bilden von

der Bitterkeit und der Empörung, wie sie heranwachsen mußten in dem empfindsamen, höchsten Regungen zugänglichen Herzen der Jungfrau, über deren Haupt doch, ein drohendes Racheschwert für angeborene Schuld, jenes starre, unbeugsame, schreckliche „Unmöglich!" sich ausstreckte, wohin immer sie ihre Schritte lenkte? — Einen „Schrei der Anklage" nennt sie selber ihr Buch. — Und in der Tat! — Wäre es zu verwundern, wenn ein also gequältes und gehetztes Wild auf die ultima ratio aller Schwachen verfiele? — Wir Männer haben, wo alle andern Mittel gegen den Bedrücker versagen, das Recht, zum Schwert zu greifen. Die Frauen haben im gleichen Falle das Recht — zu schreien, — mit gellenden, mißtönenden Lauten, die uns ins Eingeweide greifen, ihr Weh hinauszuschreien, so daß wir Männer dabei nicht ruhig bleiben können. — Ruth Bré hat von diesem Rechte Gebrauch gemacht; sie hat aber mehr getan und geleistet, als das. Das gehetzte und gequälte Frauenherz hat uns beschenkt mit einer Gabe von unermeßlichem Wert.

Soweit wir Umschau halten mögen auf dem Gebiete sexualer Reformarbeit: — daß Neues not tut, fühlen wohl die meisten; — aber niemand findet den Mut, dies Neue auch nur beim Namen zu nennen. Nirgends ein Griff ins Volle, — nirgends Instinkt für die Tiefe des Problems! — Ueberall nur die trügerische Klugheit des Kompromisses. — Auch nur ein Fragezeichen fest hinzustellen, gilt schon für eine Tat. „Frauen-Halbheit!" — würde ich mit Ruth Bré ausrufen, wenn nicht Männer daran ebenso beteiligt wären. — Das will Revolutionär sein, — und merkt dabei nicht einmal selber, wie es vor dem allgemeinen Götzen den pflichtschuldigen Kotau absolviert. — Das will reformieren, der menschlichen Natur Gesetze ablauschen, — und steckt doch selbst bis über die Ohren in der Mondscheinromantik bleichsüchtiger Mädchenseelen! — Den Konsequenzen entschlüpfen, ohne dem Prinzip auch nur in die Augen zu schauen, — der Mann, der A sagt, aber nicht B sagen möchte, — Ritter Traumichnicht als Schutzheiliger und „Wasch mir den Pelz und mach mich nicht naß!" als Motto auf dem Titelblatt eines jeden dieser Werke über das sexuelle Problem! — Seit wenigen Monaten haben wir sogar eine „Zeitschrift zur Reform der sexuellen Ethik", welche es für nötig befand, den frommen Leser gleich in der redaktionellen Vorbemerkung darüber zu beruhigen, daß „selbstverständlich die Ehe, die Dreieinigkeit von Vater, Mutter und Kind, das höchste Ideal" bleiben müsse. — Ich möchte wissen, was es dann an unserer sexuellen Ethik noch zu reformieren gibt!

Der Hauch der neuen Zeit wehte mir allein aus der Schrift Ruth Brés entgegen. Bei ihr allein Kraft der Konsequenz, — und Energie des Wertens statt mattherziger Toleranz. Und der Ehrbegriff der Frau der Zukunft steckt ihr — nicht im Kopfe, sondern im Leibe. Einst galt es, und gilt noch als höchstes Gebot der Ehre für die Frau, sich dem Manne nicht an den Hals zu werfen und lieber an Leib und Seele zu vertrocknen, als dies über sich zu bringen. In Zukunft wird es als höchste Ehre für die Frau gelten, Leib und Seele zu sprießendem Leben zu entfalten, ohne doch darum dem Manne sich an den Hals zu hängen. — Aus diesem Ehrbegriff der tapferen und starken Mütterlichkeit hat Ruth Bré, die selbst niemals Mutter wurde, ihre Vorschläge geschöpft.

Und wenn sie darüber klagt, daß zu Weihnachten, wenn die fremden Kinder, die sie beschenkt, nach Hause gehen zu ihren Müttern, das große Weh der Verlassenheit über sie kommt, und sie weinen muß um ihre Jugend, um ihr entflohenes Glück, — so mag sie sich zum Troste gesagt sein lassen, daß dereinst noch blühende Geschlechter das Andenken dieser stillen Weihnachtsabende segnen werden. Denn an ihnen erwachte zu neuer Keimkraft der uralte Wurzelstamm menschlicher Lebensfülle: — die Familie nach Mutterrecht!

Die Bedeutung der Sinnesorgane für die Naturauffassung.

Dr. Alexander Koch-Hesse.

Unter den neueren Denkern war es der englische Philosoph John Loke, welcher in seinem „Essay concerning human underständing“ (1690) die Bedeutung der Sinnesorgane für unsere Auffassung von der Außenwelt zuerst voll gewürdigt hat. Freilich hielt er noch an der scholastischen Unterscheidung von primären und sekundären Qualitäten fest: die primären, wie z. B. die „Gestalt“, sollten den Dingen selbst zukommen, die sekundären, wie z. B. die „Farbe“, dagegen erst in unsern Vorstellungen entstehen. Doch hatte diese Unterscheidung bei Loke insofern ihre Berechtigung, als seine secondary qualities diejenigen sind, die wir nur durch ein einziges Sinnesorgan wahrnehmen, die primary qualities aber diejenigen, die uns durch mehrere Sinnestore zugehen. Lokes erkenntnistheoretische Nachfolger, nämlich Berkeley, Hume und Kant, haben die Unterscheidung von primären und sekundären Qualitäten, also von objektiven und subjektiven „Eigenschaften“ der Dinge, so wie sie Loke wollte, jeder auf seine Weise beseitigt, haben aber natürlich jenen tatsächlichen Unterschied, der Loke zu jener Unterscheidung veranlaßt hat, den Unterschied zwischen der Erkenntnis durch einen einzigen Sinn und der durch mehrere Sinne nicht aufheben können. Man kann also zweckmäßig zwischen Einsinnvorstellungen und Mehrsinnvorstellungen unterscheiden.

Einsinnvorstellungen muß es mindestens so viele geben, als wir Sinnesorgane besitzen. Aber leider ist die Zahl der letzteren — zur Verwunderung des Laien muß es gesagt werden — noch eine offene Frage. Die populäre Auffassung unterscheidet bekanntlich ihrer fünf: Gesicht, Gehör, Gefühl, Geruch und Geschmack, und die bildende Kunst — man denke z. B. an Makart — hat nicht versäumt, diese Fünfzahl mit Stift und Pinsel noch populärer zu machen. Die Psychophysiologie aber muß demgegenüber namentlich darauf aufmerksam machen, daß sich unter dem Ausdruck „Gefühl“ ganz Verschiedenartiges verbirgt. Zunächst spricht man von Lust- und Unlust-Gefühlen, wie sie sich mit jeder Sinneswahrnehmung verbinden und wie sie auch ohne jede Sinneswahrnehmung auftreten können. Das Wort „Gefühl“ bezeichnet in dieser Ausdrucksweise überhaupt keinen Sinn,

sondern steht im Gegensatz zum reinen, theoretischen Denken auf der einen, zum handelnden Willen auf der andern Seite, um von den verschiedenen Philosophen bald mit diesem, bald mit jenem Gegensatze zu einer umfassenderen Kategorie verbunden zu werden. Von den Assoziations-Psychologen wird es mit dem prägnanteren Ausdruck Gefühlston bezeichnet und heißt „positiv", wenn es sich um Lustgefühle, „negativ", wenn es sich um Unlustgefühle handelt.

Wenn man dagegen vom Gefühl als einem Sinne spricht, so meint man damit alle die Wahrnehmungen, die von der Haut gemacht werden. Man betrachtet also die Haut als ein Sinnesorgan neben Auge, Ohr, Nase und Mundhöhle, wobei die Haut, ebenso wie Nase und Mundhöhle neben der Sinneswahrnehmung auch noch andern Zwecken dient. Aber auch das Gefühl in dieser Auffassung, als „Hautsinn" ist wissenschaftlich nicht haltbar. Schon von gröberem, systematisch-anatomischen Standpunkte aus muß es Bedenken erregen, daß hier einzelnen Organen, wie dem Auge, dem Ohre usw., die Haut, welche kein Organ, sondern ein ganzer Organ-Apparat, also etwas den Organen Uebergeordnetes bedeutet, zur Seite gestellt wird. Tatsächlich vermittelt auch die Haut nicht Sinneswahrnehmungen einer Art, wie jedes der vier genannten Sinnesorgane, sondern sie übermittelt Sinneswahrnehmungen verschiedener Art, muß also physiologisch in mehrere Sinnesorgane zerlegt werden, obgleich diese flächenhaft gleichsam ineinander gewachsen sind. Diese Vorstellung ist den Psychophysiologen durchaus geläufig; Ziehen z. B. schreibt, „daß die Hautoberfläche mehrere, völlig verschiedene Sinnesorgane birgt und daher auch qualitativ sehr verschiedene Empfindungen auslösen kann"[1]). Andererseits aber verfallen manche auch wieder in den Fehler, daß sie zweifellos zu viele Arten von Hautsinnen annehmen. Man kann z. B. lesen, daß der sogenannte Gefühlssinn in folgende Sinne zerlegt werden müsse: 1. den Wärmesinn, 2. den Kältesinn, 3. den Drucksinn, 4. den Organsinn, 5. den Lagesinn.

Die Unterscheidung von Wärmesinn und Kältesinn beruht auf den Untersuchungen von Magnus Blix, welcher herausbekommen hat, daß wir an manchen Punkten der Haut stärker für Wärme, an andern stärker für Kälte empfindlich sind, und daraus mit Recht schließt, daß es verschiedene Nervenzellen sind, die uns positive und negative Temperaturveränderungen übermitteln. Dennoch muß man von einem einheitlichen Temperatursinn sprechen, was durch Vergleich mit dem Gesichtssinn ganz klar wird: Bekanntlich besteht die Retina des Auges aus lauter Nervenzellen. Diese Nervenzellen aber sind physiologisch keineswegs alle gleich, sondern die verschiedenen Lichterscheinungen werden je nach ihrer Farbe bald von dieser, bald von jener Art von Retinazellen aufgenommen. Und zwar müssen sowohl unter Zugrundelegung der Farbentheorie von Helmholtz und Young, als unter der der wahrscheinlicheren von Hering mindestens drei Arten von Retinazellen angenommen werden. Trotzdem spricht man, wenn man Hering folgt, nicht von einem Schwarz-Weiß-Sinn, einem Grün-Rot-Sinn und einem Blau-Gelb-Sinn, sondern man spricht von einem einheitlichen Gesichtssinn mit seinen verschiedenen, durch ver-

---

[1]) „Leitfaden der physiologischen Psychologie". III. Aufl. S. 47.

schiedene Sehnerven-Zellen und Fasern ermöglichten Funktionen. Dementsprechend liegt auch kein Grund vor, nicht einen einheitlichen Temperatursinn anzunehmen.

Neben ihm besteht der Drucksinn oder Tastsinn. Es ist der Sinn, den man im gewöhnlichen deutschen Sprachgebrauch meint, wenn man von dem „Gefühl" als einem „Sinne" spricht. Die romanischen Sprachen sind hierin genauer, indem sie le tact, it tatto, el tacto als Sinn von der Sensation oder der Sensibilität trennen, und das Englische hat (neben dem doppelsinnigen „feeling") the touch als Ausdruck des Sinnes und the sentation, the sensibility als Ausdruck für den Gefühlston und für den Empfänglichkeitsgrad. — Drucksinn und Tastsinn sind dagegen identische Begriffe. Wir können nichts anders tasten, als was auf unserer Haut einen Druck hervorruft. Ebenso ist „Berührung" nur ein besonders langsamer, „Stoß" ein besonders schneller, „Zug" ein negativer Druck. Und die „Konsistenz" (Härte und Weichheit) ist ein Ausdruck für bestimmte Modalitäten der Tastempfindung: Konsistenzempfindung verhält sich zur Druckempfindung etwa wie die Farbenempfindung zur Lichtempfindung. So wenig wir neben dem Gesichtssinn einen besonderen Farbensinn haben, so wenig ist neben dem Drucksinn ein besonderer Konsistenzsinn zu unterscheiden, obgleich man das in medizinischen Büchern gelegentlich lesen kann.

Ebensowenig ist die Annahme eines besonderen „Organsinns" und „Lagesinns" haltbar. Sie sind nur deshalb vom Drucksinn geschieden worden, weil ihre Empfangsstationen nicht in der äußeren Haut, sondern im Innern des Körpers liegen. Der Organsinn soll uns die Verschiebung der Eingeweide, der Lagesinn die der Muskeln bei Bewegungen des Körpers angeben. Ihre Existenz ist überhaupt zweifelhaft, da es wohl doch nur die in Mitleidenschaft gezogene äußere Haut ist, die uns die Veränderungen anzeigt. Sollten wir wirklich nicht nur Gefühlstöne, sondern direkte Wahrnehmungen aus dem Innern des Körpers empfangen, so würde es sich dabei um versprengte Fasern des dem Drucksinn angehörigen Nervenkomplexes handeln. (Die frühere Ansicht, daß Teile des inneren Ohres zur Wahrnehmung der Gleichgewichtslage dienen sollten, kann wohl als aufgegeben betrachtet werden.)

Im Apparat der Haut findet sich jedenfalls nur der Drucksinn und der Temperatursinn. Es kann noch der Einwurf gemacht werden, daß auch Schmerz und Wollust durch die Haut vermittelt werden. Aber Schmerz und Wollust sind keine Wahrnehmungen, sondern Affekte, also wirkliche Gefühle (Gefühlstöne, Sensationen). Es gibt keinen besonderen Schmerzsinn und keinen besonderen Wollustsinn. Schmerz und Wollust sind daher nur besonders starke und spezifische Formen der allgemeinen Unlust- und Lust-Gefühle, sie können bei den Wahrnehmungen der verschiedensten Sinne, bei freien, aus dem Gedächtnis reproduzierten Vorstellungen und schließlich ohne alle Vorstellungen automatisch aus dem Innern des Körpers auftauchen. Der Unterschied der Hautempfänglichkeit des Schmerzes gegenüber der des Druckes und der Temperatur ist auch im anatomischen Substrat nachweisbar. Die sogenannten „sensiblen" Nerven (das sind die Gefühls-, besonders Schmerz-Nerven, im Gegensatz zu den „sensorischen"

der Sinnesorgane und den „motorischen" der Muskeln) endigen nämlich in der äußeren Haut (ebenso wie sonst im Körper, wo sie sich allenthalben, wenn auch mit großen Lücken, verbreiten), „frei" d h. ohne eine am Ende angebrachte Nervenzelle, die als Empfangsstation für Wahrnehmungen dienen könnte. Dagegen endigen die Tastnerven stets in Zellen, die entweder vereinzelt liegen (Henle-Merkelsche Tastzellen), oder in die Krauseschen Endkolben oder in die größeren Wagner-Meissnerschen Tastkörperchen zusammengedrängt sind. Ebenso müssen die Temperaturnerven in Zellen endigen; die Annahme liegt nahe, daß die Vater-Pacinischen Körperchen, die ebenfalls in der Haut gelegene Nervenendapparate darstellen, aber in ihrer Funktion noch nicht sicher erforscht sind, solche Temperaturzellen enthalten. — Besondere Wollustnerven sind nicht bekannt; man kann sich auch kaum vorstellen, wie sie sich anatomisch von den Schmerznerven unterscheiden sollen, wenn beide „frei" endigen. Man wird vielmehr den sensiblen Nerven grundsätzlich Lust- und Unlust-Gefühle jeder Intensität zuschreiben können. Solche sensible Nerven, die ja in den Geschlechtsorganen sehr gehäuft auftreten, übermitteln also auch Schmerz- und Wollust-Gefühle, soweit diese ohne eine inhaltlich bestimmte Wahrnehmung auftreten. Ist dagegen eine Wahrnehmung mit den Schmerz- und Wollust-Gefühlen verbunden, so wird sie meist durch den Gesichts- oder Drucksinn übermittelt. Was speziell die Wollustgefühle anlangt, so kann nicht geleugnet werden, daß sie, obgleich grundsätzlich bei allen Sinneswahrnehmungen möglich, am häufigsten beim Tastsinn, also bei den Druckwahrnehmungen auftreten. Dementsprechend sind denn auch namentlich die Krauseschen Endkolben, die bei den Tieren die spezifische Form der Tastnervenendigungen darstellen, an den äußeren Geschlechtsteilen des Menschen dicht gehäuft.

Nach diesem anatomischen Exkurs kann das bisherige Ergebnis unserer Betrachtung dahin zusammengefaßt werden, daß in dem üblichen Schema der Sinne an Stelle des „Gefühls" zwei Sinne, Tastsinn und Temperatursinn, gesetzt werden müßten. Wir hätten also soweit sechs Sinne, zu denen mindestens sechs Einsinnvorstellungen, entsprechend den secondary qualities John Lokes, gehören, nämlich Druck (Loke sagt hierfür „Härte"), Temperatur, Geruch, Geschmack, Klang (Ton, Geräusch) und Licht (Farbe).

Und nun erinnern wir uns unseres eigentlichen Themas: Die Bedeutung der Sinnesorgane für die Naturauffassung. Die Wissenschaft von der Natur im allgemeinen, also so lange kein Interesse für besondere Naturwesen, wie die Gestirne und die Lebewesen es sind, vorliegt, ist die Physik, zu der als Teil auch die Chemie gehört, die lediglich wegen der besonderen Forschungsvorliebe im XIX. Jahrhundert zurzeit meist unverhältnismäßig breit und deshalb getrennt gelehrt zu werden pflegt. Nun vergleiche man einmal, indem man z. B. das allverbreitete Jochmannsche Lehrbuch vornimmt, die Abteilungen der gesamten Physik mit den soeben aufgestellten sechs Einsinnvorstellungen! Auf den ersten Blick sieht man, daß sie sich zu einem großen Teil genau entsprechen: die Optik ist die Lehre vom Licht, die Akustik die Lehre vom Schall und die Thermik (Wärmelehre) die Lehre von der Temperatur.

Auf den zweiten Blick sieht man dann aber auch, daß die Mechanik nichts anders ist als die Lehre vom Druck. Vielfach wird die Mechanik allerdings als die Lehre von den „Massen" definiert. Aber jedes beliebige Lehrbuch der Physik zeigt, daß sich die „Massen" (seien es feste, flüssige oder gasförmige) als „Massen" in keiner andern Weise manifestieren können, als durch Druck, Zug, Gewicht, Spannung und dergleichen. Zug aber ist negativer Druck, Gewicht ist durch eine Masse in der Richtung auf den Erdmittelpunkt hervorgebrachter Druck, Spannung ist der Druck, der infolge von Elastizität auftritt usw. Kurz alle mechanischen Kräfte sind Druckkräfte. Nun ist es fast nur eine schlechte Angewohnheit der annoch meisten Physiker, daß sie die andern Abteilungen ihrer Wissenschaften nach den darin untersuchten Kräften bezeichnen, die Mechanik (neben der Chemie) allein nach der hinter den Kräften metaphysisch angenommenen Materie. Wenn der Physiker und Philosoph Ernst Mach auch recht hat, indem er sagt, daß letzten Endes die Annahme von Kräften nicht weniger metaphysisch ist, als die von Stoffen, so wird man doch Ostwald insoweit recht geben können, als die konsequente Zurückführung aller physikalischen Erscheinungen auf „Kräfte" einer partiellen Supponierung des geheimnisvollen Begriffs „Materie" für die mechanischen (und chemischen) Erscheinung und einer dadurch bedingten zwangsweisen, nur durch die abenteuerlichen Hülfshypothesen der verschiedenen Sorten von Aether[1]) und anderer Gedankendichtungen ermöglichten Zurückführung aller andern physikalischen Vorgänge auf mechanische vorzuziehen sei. Ist aber die Mechanik, wie für jeden Vorurteilslosen feststeht, auch nichts anderes als eine „Kraftlehre" im Sinne der andern Abteilungen der Physik, so ist der Druck die für sie spezifische Einsinnvorstellung und der Tastsinn ihre ursprüngliche psychologische Empfangsstation. Warum aber die Menschheit in ihrer Geistesentwicklung gerade dem Tastsinn einen besonders hohen Grad von Wirklichkeitsübermittlung zugetraut hat und zum Teil jetzt noch zutraut, und warum deshalb der Tastsinn besonders eng mit der Geschichte der menschlichen Irrtümer verknüpft ist, kann an dieser Stelle nicht weiter verfolgt werden.

Vier von den sechs oben angenommenen Sinnen entsprechen also vier von den sechs natürlichen Abteilungen der Physik. Die beidesmal übrig bleibenden zwei Glieder aber stehen nicht in derselben einfachen Beziehung zueinander. Vielmehr vermittelt der Geschmacksinn allerdings chemische Eigenschaften oder Kräfte. Aber der Geruchsinn tut das nicht minder. Der Unterschied zwischen beiden ist lediglich der, daß auf den Geschmacksinn nur der flüssige, auf den Geruchsinn nur der gasige Aggregatzustand wirkt. Ein entsprechender Sinn, der uns auch etwas vom Chemismus des festen Zustandes übermitteln könnte, fehlt. Obgleich ja von manchen medizinischen Schulen ein chemisches Einwirken fester Substanzen (ohne Lösung und ohne Verdunstung) auf den menschlichen Körper behauptet wurde (Lithotherapie), so kommt uns ein Chemismus zum unmittelbaren Bewußtsein jedenfalls nur durch Geruch und Geschmack, die also für die Einsinnvorstellung der „chemischen Einwirkung", für die uns ein

---

[1]) Vgl. hierüber namentlich Stallo „Begriffe und Theorien der modernen Physik". Leipzig 1901, J. A. Barth.

Wort fehlt, zusammen das leisten, was durch den Tastsinn für die mechanische Einsinnvorstellung, durch den Temperatursinn für die thermische usw. geleistet wird. Da sie also erst gemeinsam einer jener Abteilungen der Physik entsprechen, denen sonst ein Sinn für sich allein entspricht, so wird man auf die Vermutung gebracht, daß Geruch und Geschmack für eine systematische Psychophysiologie zusammen nur einen Sinn darstellen. — Diese Vermutung wird durch die anatomische Betrachtung durchaus bestätigt. Nasenhöhle, Rachenraum und Mundhöhle bilden streng genommen nur einen einzigen großen Hohlraum, der nur in seiner vorderen Abteilung durch die dünne Gaumenplatte in ein oberes und ein unteres Stockwerk zerlegt wird; man kann auch sagen, daß die Nasenhöhlen nur Emporen, nur Galerien im architektonischen Aufbau der durch Mund und Rachen gebildeten Halle bilden. — Auch physiologisch betrachtet, handelt es sich um ein gemeinsames Organ der Nahrungsaufnahme und, dementsprechend, Nahrungsprüfung: in der unteren Abteilung wird die flüssige oder zu verflüssigende Nahrung (Eiweiß, Fett usw.), in der oberen die gasförmige (Sauerstoff) aufgenommen und mittels des Sinnesorgans auf seine Brauchbarkeit und gegebenenfalls Schädlichkeit hin geprüft. Ein Nahrungsmittelchemiker, der in ein und derselben Retorte die breiartigen und die gasigen Bestandteile einer Nahrungsmenge hin prüfen wollte, könnte es auch nicht viel anders machen, als daß er eine dem Gaumen entsprechende horizontale, durchbrochene Scheidewand einzöge. Auch sind unsere Riechwerkzeuge bei der Prüfung auch der festflüssigen Nahrung sehr stark beteiligt. Noch beim Kauen der Speisen steigen gasförmige Partikelchen durch den Rachen in die Nase empor und werden hier als Untersuchungsproben verwendet. Jedermann weiß ja, daß, wenn er einen Schnupfen hat, ihm sein Leibgericht nicht recht „schmeckt". Es liegt daran, daß dessen Prüfung in diesem Falle dem eigentlichen Geschmacksorgan allein überlassen ist. Dieses aber ist sehr unvollkommen, es kann wahrscheinlich überhaupt nur die vier Qualitäten: sauer, süß salzig und bitter unterscheiden, alles fernere muß mittels verdampfter Untersuchungsproben das Riechwerkzeug mit bewerkstelligen. — Schließlich wird die ganze Ueberlegung auch entwicklungsgeschichtlich bestätigt. Bekannt ist, daß sich der Luftweg und der Speiseweg im Rachen kreuzen, was, wenn das Ventil des Kehldeckels einmal nicht gut funktioniert, bekanntlich zu Mißhelligkeiten führt. Diese nicht ganz ökonomische Anlage rührt aber davon her, daß in der Entwicklungsgeschichte des Tierreichs und des einzelnen Menschen ursprünglich nur der Speiseweg vorhanden war: Luftröhre und Lunge sind dann später durch Einstülpung nach unten entstanden, während Rachen- und Mundhöhle gleichzeitig durch Einschiebung des Gaumens nach oben einen Raum für den Empfang der luftförmigen Nahrung absonderten. Bei dieser Gelegenheit muß sich der bestfunktionierende obere Teil der Geschmackswerkzeuge in Riechwerkzeuge umgebildet haben. — Von welcher Seite her man also auch die Frage untersucht, stets stellen sich Schmeck- und Riechwerkzeuge als eine ursprüngliche Einheit dar, die sich nur den verschiedenen Aggregatzuständen der aufzunehmenden Nahrung gegenüber in zwei Unterabteilungen differenziert hat. Sie bilden zusammen also den chemischen Sinn oder den Chemismussinn.

Man wende nicht ein, daß dieser uns nur von verhältnismäßig wenigen chemischen Einwirkungen berichtet. Denn erstens ist der chemische Sinn beim Menschen bereits sehr stark rückgebildet, noch bei verhältnismäßig nahen Verwandten aus dem Tierreich, ist er in einer ganz anderen Weise fein und qualitätenreich. Aber auch beim Menschen arbeitet der chemische Sinn für Gase noch immer so subtil wie das feinste Reagens, nur für Flüssigkeiten ist er abgestumpft und für feste Substanzen, wie erwähnt, sogar ganz unempfänglich. Im übrigen aber gilt es nicht nur für die chemische, sondern für jede Einsinnvorstellung, daß der Sinn uns nicht alle Vorgänge unmittelbar erzählt, von der wir durch Experimente mittelbar Kunde erhalten: man denke z. B. an die für uns unsichtbaren und doch experimentell so außerordentlich wirksamen und nach Forel von den Insekten als unangenehm empfundenen ultravioletten Strahlen des Lichtes, man denke überhaupt an die ganzen sogenannten Schwellenwerte in der Psychologie, jenseits deren keine Wahrnehmung mehr erfolgt.

Für die Elektrizität (zu der in einer systematischen Physik auch der Magnetismus gerechnet werden muß) fallen beim Menschen gewissermaßen der obere und der untere Schwellenwert zusammen, d. h. wir haben keinen Sinn, der uns eine deutliche unmittelbare Vorstellung von elektrischen Kräften ermöglichte, sondern sind ganz auf das mittelbare Deutlichmachen durch das Experiment angewiesen; ein mittelbares Deutlichmachen ist es z. B. auch, wenn wir elektrisiert werden und das Zucken der Muskeln spüren. Weil wir keinen elektrischen Sinn besitzen, mußte erst vor wenig mehr als einem Jahrhundert die Berührungs-Elektrizität durch Galvani und Volta entdeckt werden.

Grundsätzlich ist dagegen die lebendige Substanz für elektrische Einwirkungen geradeso empfänglich, als für alle andern. Wer sich dafür näher interessiert, lese darüber bei Verworn nach, der in schöner Uebersichtlichkeit die Wirkungen der chemischen, mechanischen, thermischen, photischen und elektrischen Reize auf einzellige Wesen behandelt hat[1]); warum er dabei die akustischen Reize ausgelassen hat, ist mir unerfindlich. Von den einzelligen Wesen her haben alle Lebewesen sich entwickelt, und zwar nach verschiedenen Seiten, unter zunehmender Differenzierung. Bei den Pflanzen fehlen die Sinnesorgane durchaus nicht (Haberlandt), wie man früher geglaubt hat, aber sie sind doch nur spärlich vertreten[2]). Bei den Tieren aber ist bald der eine, bald der andere Sinn verkümmert oder ausgefallen, was näher auszuführen hier der Raum leider verbietet.

Der Mensch hat also wirklich fünf Sinne, aber sie entsprechen nur teilweise der im gewöhnlichen Sprachgebrauch aufgeführten Fünfzahl. Es sind: Gesicht, Gehör, Tastsinn, Temperatursinn, Chemismussinn. Ihnen entsprechen die fünf Einsinnvorstellungen Licht, Klang, Druck, Wärme und chemische Einwirkung.

Vergleichen wir hiermit die Mehrsinnvorstellungen, also die primary qualities Lokes, so finden wir hierunter zunächst die Zahl und die Größe. Dieses sind die allgemein mathematischen Vor-

[1]) Allgemeine Physiologie, Jena, Fischer. 2. Aufl., 370—465.
[2]) Die Sinnesorgane der Pflanzen, Leipzig, Barth.

stellungen, über deren Beziehung zu den sinnlichen Eindrücken man verschieden denken wird, je nachdem man seiner philosophischen Weltanschauung nach Empirist, Rationalist, Kritizist usw. ist. So viel steht aber fest, daß diese allgemein mathematischen Vorstellungen mit der Tätigkeit jedes der fünf Sinne verbunden sein können. Man kann z. B. beim Riechen einer gasförmigen chemischen Einwirkung erstens bemerken, wie oft sich eine solche Einwirkung wiederholt (Kategorie der Zahl) und zweitens, welche dieser Einwirkungen stärker, welche schwächer sind (Kategorie der Größe, Quantität oder Intensität).

Die weiteren Mehrsinnvorstellungen Lokes aber sind Gestalt, Lage und Bewegung. Diese sind es, die zusammen die räumliche Vorstellung ausmachen. Sie gehören nicht der ganzen Mathematik an, sondern nur ihrer einen, der geometrischen Hälfte. Dem entspricht es, daß sie auch nicht bei der Tätigkeit jedes Sinnes, sondern nur einiger Sinne auftreten. Am vollkommensten wird räumliche Anschauung durch den Tastsinn vermittelt, unvollkommener, weil ursprünglich nur flächenhaft, durch den Gesichtssinn am unvollkommensten, aber immer noch deutlich durch den Temperatursinn. Wen z. B. ein kalter Luftzug trifft, weiß genau, von welcher Seite dieser kommt. Wen dagegen die Klänge einer Musik treffen, kann, solange er keine anderen Sinne als das Gehör zu Hülfe nimmt, und solange er nicht experimentiert (wie es z. B. das Pferd mit seinen verstellbaren äußeren Ohren tut) nicht sagen, woher diese kommen. Der Gehörssinn als solcher vermittelt also keine räumliche Anschauung und ebensowenig der Chemismussinn.

Hiernach zerfallen also die fünf Sinne des Menschen in zwei grundsätzlich verschiedene Reihen. Die einen nehmen auch simultane, d. h. gleichzeitige räumlich getrennte Eindrücke als solche räumlich gesonderten Wahrnehmungen auf, die andern haben dem Raume gegenüber keine Eindrucksfähigkeit, sie nehmen nur sukzessive, d. h. zeitlich aufeinander folgende Eindrücke als gesonderte Wahrnehmungen auf. Die auch-simultanen Sinne sind: Gesicht, Tastsinn und Temperatursinn, die nur-sukzessiven Gehör und Chemismussinn. Damit ist der erste große Schritt zur Ordnung im Reiche der Sinne geschehen. Der zweite aber geschieht dadurch, daß man in jeder Reihe eine bestimmte Reihenfolge aufzustellen sucht. Zunächst kann gezeigt werden, daß eine solche vom kulturwissenschaftlichen Standpunkte aus naheliegt. Dies wird dann Veranlassung geben, nach den physikalischen-biologischen Unterlagen der aufgestellten Reihen zu forschen.

Kulturwissenschaftlich ist es ganz klar, daß Gesicht und Gehör als „höhere“ Sinne den andern gegenüber gestellt werden müssen. Sie allein ermöglichen die Wissenschaft, indem das Gesicht dem Beobachten und dem Lesen, das Gehör dem Anhören mündlicher Unterweisung usw. dient. Sie allein ermöglichen die Kunst, und zwar ist es das Gesicht, welches den bildenden Künsten (Malerei und Plastik, Gerät- und Baukunst), und das Gehör, welches den redenden Künsten (Musik und Lyrik, Drama und Erzählungskunst) dient. Gesicht und Gehör ermöglichen vor allem die Sprache, und zwar das Gehör die eigentliche Sprache, d. h. die mündliche Rede, das Gesicht ihr schriftliches Ausdrucksmittel, d. h. die (gedruckte, geschriebene, gezeichnete) Literatur. Gesicht und Gehör ermöglichen schließlich

die Religion und ihren Kultus. Faßt man also Wissenschaft, Kunst, Sprache und Religion als geistiges Leben zusammen, so kann man Gesicht und Gehör, insofern als sie unter den Sinnen dessen alleinige Diener sind, als geistige Sinne bezeichnen. Allerdings ist zu bemerken, daß sie keineswegs ausschließlich dem Geistesleben dienen. Aber sie sind dafür spezifisch und unentbehrlich.

Auf der andern Seite ist es ebenso klar, daß der Chemismussinn seine Verwendung bei der Aufnahme von Nahrung, zu der unbedingt auch gesunde, sauerstoffreiche Luft und in weiterer Bedeutung auch alle Genußmittel gehören, findet. Kulturwissenschaftlich gesprochen dient er also lediglich dem ökonomischen Leben. Dieses wird ja zu einem sehr großen Teile durch den Hunger (in der weitesten Bedeutung des Wortes) bedingt, durch den Hunger, der mit steigender Kultur wenigstens qualitativ eher noch zu- als abnimmt. Aber ebenbürtig neben dem Hunger steht der Wärmetrieb, der Trieb, den Körper möglichst mit derjenigen Temperatur zu umgeben, der er am besten angepaßt ist. Diesem Triebe dient die Kultur auf zweierlei Wegen, erstens nämlich durch Schaffung einer, wenn nötig, geheizten oder gekühlten Wohnung und zweitens durch Schaffung einer geeigneten Kleidung. Daß Wohnung und Kleidung zusammen gehören, drückt die ältere deutsche Sprache sehr hübsch mit Wand — Gewand aus. Da nun der Temperatursinn für die Prüfung von Wand — Gewand genau dieselbe Rolle spielt, wie der Chemismussinn für die Prüfung der Nahrung, und da die Erringung von Wand — Gewand und Nahrung die volle, nur bei komplizierterer Kultur durch allerlei mittelbare Bedürfnisse vermehrte Grundlage des ökonomischen Lebens ausmachen, so kann man Temperatursinn und Chemismussinn als ökonomische Sinne zusammenfassen. Da sie aber für das gesamte Volksleben[1]) ebenso spezifisch und unentbehrlich sind, wie die beiden erstbesprochenen Triebe für das Geistesleben, so könnte man sie auch als „Sinne des Volkslebens“ bezeichnen.

Sowohl die ökonomischen, wie die geistigen Sinne dienen Trieben, Bedürfnissen, die man in gleicher Weise benennen kann, wie sie selbst, ökonomische Triebe und geistige Triebe. Der Unterschied zwischen beiden ist der, daß man für die ökonomischen Triebe leicht eine biologische Notwendigkeit anführen kann, für die geistigen Triebe aber nur eine psychologische Tatsächlichkeit. Die elementarsten Lebenserscheinungen sind nämlich Stoffwechsel und Kraftwechsel. Der Gegensatz zwischen Stoff und Kraft hält zwar, wie oben erwähnt, einer strengeren erkenntnistheoretischen Kritik gegenüber nicht stand, ist aber für eine allgemeine biologische Orientierung doch sehr brauchbar. Aus dem Stoffwechsel folgt mit biologischer Notwendigkeit der Hunger (einschließlich des Lufthungers), der Trieb zur Aufnahme von Nahrung (einschließlich des Sauerstoffs). Aus der aufgenommenen Nahrung entstehen im Körper motorische und andere Energieen, die sich ineinander umsetzen und aus denen als Endresultat allemal thermische Energieen, Wärmekräfte hervorgehen. Nun wird stets ein Teil der im Körper vorhandenen Wärme durch Leitung und Strahlung

[1]) Vergl. des Verfassers im Erscheinen begriffene Schrift „Ein neues System der Wissenschaften“. Berlin, Albert Kohler.

nach außen abgegeben. Eine entsprechende Menge muß dann aus den Gewebselementen und letzten Endes aus der Nahrung neu erzeugt werden. Praktisch ist also der Kräftewechsel im menschlichen Körper gleichbedeutend mit dem Wärmehaushalt. Da nun die Wärmeabgabe nach außen je nach der Temperatur der unmittelbaren Umgebung des Körpers eine sehr verschiedene ist, so ergibt sich die biologische Notwendigkeit des Vorhandenseins des Wärmetriebes, der sich in der Kultur durch das Streben nach Wand und Gewand äußert. Der Wärmetrieb steht also zum Kraftwechsel genau in derselben Beziehung, wie der Hunger zum Stoffwechsel. Stoff- und Kraftwechsel, der im Körper tatsächlich ein nicht zu trennender, einheitlicher Prozeß ist, bildet also die biologische Notwendigkeit für das Vorhandensein der ökonomischen Triebe und damit auch (zur Regulierung der aus ihnen entspringenden Tätigkeit) der ökonomischen Sinne. — Auch den geistigen Sinnen liegt ein Bedürfnis nach einem Wechsel zugrunde, nämlich nach einem Vorstellungswechsel, der im gewöhnlichen Leben vielfach kurz als „Abwechslung" bezeichnet wird. Die Vernachlässigung der geistigen Triebe zeigt sich als tödliche Langeweile, zu deren Ueberwindung schließlich irgend ein Ausweg eingeschlagen wird, so daß, rein psychologisch betrachtet, die Triebe zum Vorstellungswechsel kaum minder stark sind, als die zum Stoff- und Kraftwechsel. Aber es fehlt hier die biologische Notwendigkeit, so daß das geistige Leben, das den Trieben auf Vorstellungswechsel psychologisch seine Entstehung verdankt, dieser Notwendigkeit entrückt ist.

Kehren wir zum System der Sinne zurück. In der zweigliederigen Gruppe der Nur-sukzessiv-Sinne gibt es einen ökonomischen, den Chemismussinn und einen geistigen, den Gehörssinn. Damit ist hier (zunächst kulturwissenschaftlich) die Rangstufe gegeben, denn kein Mensch wird leugnen können, daß, wenn man sich überhaupt erst einmal auf kulturwissenschaftliches Gebiet begeben hat, das geistige Leben ein höherwertiges ist, als das ökonomische. — In der Gruppe der Auch-simultan-Sinne gibt es ebenfalls einen ökonomischen, den Temperatursinn, und ebenfalls einen geistigen, den Gesichtssinn. Daneben existiert hier aber noch ein dritter Sinn, der Tastsinn oder Drucksinn. Die Möglichkeit, ihn zwischen Temperatur- und Gesichtssinn einzuschieben, erscheint von vornherein ausgeschlossen, da Wärme und Licht unserem Empfinden so nahe verwandt erscheinen, daß man sie nicht trennen kann. Man wird also schon aus diesem Grunde dem Tastsinn den untersten Platz in der Simultanreihe anweisen. Je mehr man sich ferner seine Bedeutung für die Kultur überlegt, desto mehr kommt man zu der Ueberzeugung, daß er hier überhaupt keine notwendige Funktion ausfüllt, d. h. daß es kein Kulturgebiet gibt, für das der Drucksinn spezifisch und unentbehrlich wäre, so wie es die ökonomischen Sinne für das Gebiet des Volkslebens, die geistigen für das des Geisteslebens sind. Dagegen steht er in engster Beziehung zum Geschlechtsleben, worauf oben schon bei Besprechung der verschiedenen Hautnervenendigungen hingewiesen wurde. Die geschlechtliche Wollust ist in ihrem biologischen Ursprunge ein für die natürlichen Zwecke der Fortpflanzung spezifisch angepaßter „Gefühlston" des Drucksinnes. Man kann also den Drucksinn als sexuellen Sinn dem ökonomischen und dem geistigen an die Seite stellen.

Nun gehört das Geschlechtsleben nicht zur kulturellen, sondern zur natürlichen Seite des Menschen, wenn es auch, wie alle menschliche Natur, von der Kultur „beleckt" ist. Es ist nicht nur von der biologischen Notwendigkeit getragen, wie das von den ökonomischen Trieben beherrschte Volksleben, sondern es ist selbst noch biologische Tätigkeit. Die drei Begriffe Geschlechtsleben, Volksleben und Geistesleben bilden also eine aufsteigende dreiteilige Skala von der Naturnotwendigkeit zur Freiheit. Dieser Dreiheit allein dienen aber die fünf Sinne des Menschen. Man kommt also von dieser kulturwissenschaftlichen Betrachtung her dazu, auch die Sinne in die dreiteilige Skala zu ordnen: sexueller Sinn, ökonomische Sinne, geistige Sinne. Aus dem obigen Vergleich der niederen ökonomischen Sinne mit den höheren geistigen hatte sich ergeben, daß die Funktion der niederen von den höheren teilweise mit übernommen werden könnte. Es kann deshalb nicht Wunder nehmen, wenn die Funktion des niedersten, sexuellen Sinns von sämtlichen anderen Sinnen teilweise mit übernommen werden kann, d. h., wenn Wollustgefühle auch durch alle möglichen anderen Sinne, namentlich die beiden anderen der Auchsimultan-Reihe ausgelöst werden können. Diesem Umstand ist es zuzuschreiben, daß die spezifische Funktion des Drucksinns auf den ersten Blick vielleicht nicht ebenso einleuchtend ist, wie die der ökonomischen und namentlich der geistigen Sinne.

Nun gehört zwar, wie gesagt, das Geschlechtsleben nicht zur Kultur selbst, aber es dient ihr mittelbar, indem es neue, eigenartige Individuen erzeugt. Denkt man sich das Geschlechtsleben fort und an Stelle dessen eine eingeschlechtliche, parthenopäische Zeugung, so würde immer eine Generation geschlechtsloser Individuen der andern gleichen. Die politische Anthropologie lehrt aber, daß fast alle Fortschritte der Menschheit dadurch zustande kamen, daß eine neue, in dieser geistigen Verfassung noch nicht dagewesene Generation die Leistungen der Vorgänger verbesserte oder verwarf. Indem also der sexuelle Sinn den Individuenwechsel erzeugt, tritt dieser systematisch gleichwertig neben den Stoff- und Kraftwechsel der ökonomischen und den Vorstellungswechsel der geistigen Sinne und Triebe.

Das bisherige Gesamtergebnis ist also folgendes:

Sinne		Triebe	
auch für simultane Eindrücke	nur für sukzessive Eindrücke	Name	Funktion
1. Drucksinn oder Tastsinn	—	Geschlechtstrieb	Individuenwechsel
2. Temperatursinn	1. Chemismussinn (Geschmack, Geruch)	Oekonomische Triebe (Wärmetrieb und Hunger)	Kraft- und Stoffwechsel
3. Gesicht	2. Gehör	Geistige Triebe	Vorstellungswechsel

Diese Tabelle verdankt ihre Reihenfolge und Anordnung, wie sich gezeigt hat, vorwiegend kulturwissenschaftlichen Erwägungen, wenn auch die einzelnen Tatsachen sofort auf ihre physiologische Bedeutung hin erörtert wurden. Doch muß das Ganze jetzt noch

einer allgemeineren naturwissenschaftlichen Prüfung unterzogen werden. Und zwar soll dies nach zwei Seiten hin kurz geschehen, nach der physikalischen und nach der neuro-anatomischen.

Nach der physikalischen Seite hin hatte sich schon ergeben, daß jedem der fünf Sinne, die sich aus der kritischen Sichtung ergeben hatten, eine der großen Abteilungen der Physik entspricht, und daß der Mensch nur für die sechste Abteilung, die Elektrik, keinen unmittelbaren Sinn besitzt. — Das einfachste wäre es ja nun, wenn man den fehlenden Sinn für Elektrik und den leeren Platz in obiger Tabelle identifizieren könnte. Aber das ist aus physikalischen Gründen unmöglich, da die Elektrik bekanntlich nicht mit der Mechanik, sondern mit der Optik am nächsten verwandt ist. Bildet sie doch in sämtlichen physikalischen Lehrbüchern, in denen die Abteilungen der Physik überhaupt zu größeren Gruppen vereinigt sind, z. B. dem an Universitäten und technischen Hochschulen sehr verbreiteten von H. Kayser[1]), mit der Optik zusammen eine Gruppe, nämlich die Physik der Imponderabilien. — Dagegen gehört die Akustik, deren Stelle man nach obiger Tabelle neben der Optik erwarten sollte, nicht mit dieser, sondern mit der Thermik, der Wärmelehre zusammen zu einer Gruppe. Nach Kayser ist das diejenige Gruppe, welche „die meist unsichtbaren Bewegungen der kleinsten Teile“ behandelt, aber schon zur „Physik der Ponderabilien“ gehört. Schließlich würden die physikalischen Lehrbücher, falls sie die Chemie nicht leider überhaupt meist verbannt hätten, sie mit der Mechanik (zu der auch die sogenannte „allgemeine Physik der Ponderabilien“ gehört) zwanglos zu einer dritten Gruppe vereinigen können. Denn es wurde schon oben darauf hingewiesen, daß sich mit zwei von unsern Sinnen, mit dem Tastsinn (Drucksinn) und dem Chemismussinn (besonders dem Geschmack) der erkenntnistheoretisch falsche, aber für unsere Anschauung unausrottbare Begriff des Stoffes verbunden hat. Wer mit Ostwald die reale Existenz des Stoffes leugnet, also in der ganzen Physik nichts als die Lehre von Kräften sieht, wird die mechanischen und chemischen Kräfte mit dem Ausdruck „stofflicher Kräfte“ zusammenfassen können, einem Ausdruck, der gerade unter der Ostwaldschen Annahme keinen inneren Widerspruch mehr enthält. Noch vorsichtiger aber wird sich derjenige ausdrücken, der dabei das Wort „Kraft“ vermeidet, und von stofflichen Erscheinungen spricht.

Diese einfache Ueberlegung ergibt also, daß der obigen Tabelle der Sinne ein physikalischer Fehler anhaftet. Physikalisch richtig ist dagegen folgende Tabelle:

Sinne		Einsinnvorstellungen		Abteilungen der Physik		
auch simultan	nur sukzessiv			spezielle Bezeichnungen		Gruppenbezeichnungen
1. Tastsinn	2. Geruch Geschmack	Druck	Chemismus	1. Mechanik	2. Chemie	Lehren von stofflichen Erscheinungen
3. Temperatursinn	4. Gehör	Wärme	Klang	3. Thermik	4. Akustik	Lehren von den kleinsten Bewegungen
5. Gesicht	—	Licht	—	5. Optik	6. Elektrik	Lehren von den Imponderabilien

[1]) „Lehrbuch der Physik“, Stuttgart 1890. S. 8.

Da die erste Tabelle der Sinne aus ihren (kulturellen) Werten, die jetzige, etwas veränderte, aber aus dem (physikalischen) Wesen der zugehörigen Einsinnvorstellungen abgeleitet wurde, so liegt kein unversöhnlicher Widerspruch zwischen beiden vor, sondern eine Ergänzung. Man darf annehmen, daß die Anordnung der zweiten Tabelle auch dem Wesen der Sinne selbst entspricht und kann diese also in der Weise numerieren, wie es oben geschehen ist: 1. Tastsinn, 2. Chemismussinn, 3. Temperatursinn, 4. Gehör, 5. Gesicht. Die Sinne mit ungeraden Nummern sind auch für simultane Eindrücke angepaßt, die mit geraden nur für sukzessive. Daß das Gesicht auch seinem kulturellen Werte nach es verdient, die höchste Stelle einzunehmen, wird niemand bestreiten können. — Auch scheint die physiologische Stärke der Triebe von der Stellung der zugehörigen Sinne in dieser, und nicht in der vorigen Tabelle abzuhängen. Sie scheint nämlich von 1 bis 5 zu sinken.

Die große Tatsache aber, die aus der Ungleichheit der beiden Tabellen folgt, die Tatsache, daß physikalisch nicht gleichgeordnete Sinne zu psychophysiologisch und kulturell gleichgeordneten Zwecken benutzt werden, hat die weitgehendsten Konsequenzen für eine kritische Betrachtung der Kultur und für eine philosophische Betrachtung der Geschichte. In diesem kurzen Aufsatze können leider auch nicht einmal Andeutungen darüber gemacht werden. (Einiges davon in dem oben zitierten Werk des Verfassers, weiteres in späteren Veröffentlichungen.) —

Nach der neuro-anatomischen Seite hin, läßt sich zunächst der erkenntnistheoretisch gemachte Hauptunterschied zwischen den Simultansinnen und Sukzessivsinnen sehr schön nachweisen. Das menschliche Gehirn ist bekanntlich so gebaut, daß sich an seiner grauen Oberfläche die Nervenzellen für die konkreten, einzelnen Sinnes-Vorstellungen (Endigungen der zentripetalen Nerven) und für die konkreten, einzelnen Willensakte (Anfänge der zentrifugalen Nerven) finden, während alle abstraktere, kombinatorische Seelentätigkeit sich im Innern des Gehirns abspielt. Nun zerfällt die Oberfläche des Großhirns auf jeder Seite in zwei gleichgroße Abschnitte. Der eine von ihnen, der nach vorn und oben gebogen ist, und den großen „Stirnlappen" und einen Teil der sogenannten „Scheitellappen" (der übrigens in keiner Weise eine Einheit bildet) umfaßt, scheint ausschließlich Anfänge von zentrifugalen Nerven zu besitzen, während der gleichgroße Rest der Großhirnoberfläche, soweit bis jetzt bekannt ist, nur Endigungen von Sinnesnerven enthält. Beide Hälften der beiderseitigen Großhirnoberfläche, die zentripetale und die zentrifugale dürften sich also in der Zahl der Vorstellungsinhalte, denen sie dienen, genau das Gleichgewicht halten, wie das ja auch aus prinzipiellen Erwägungen heraus zu erwarten ist. Entscheidend für das System der Sinne ist es aber, daß die ihnen gewidmete Hälfte der beiderseitigen Großhirnoberflächen nun wieder in zwei nebeneinanderliegende Abschnitte zerfällt, von denen der eine den Simultansinnen, der andere den Sukzessivsinnen ausschließlich zu dienen scheint. Ersterer umfaßt den Rest des sogenannten Scheitellappens und den sogenannten Hinterhauptslappen und ist der größere von beiden Abschnitten; hat er doch auch drei Sinnen zu dienen.

Letzterer, der nur zwei Sinne beherbergt, umfaßt nur den wohlabgesetzten Schläfenlappen.

Eine weitere Prüfung des aufgestellten Systems der Sinne leidet unter der Schwierigkeit, daß die Lokalisation des Temperatursinns meines Wissens noch nicht bekannt ist.

An dem Schläfenlappen sieht man deutlich, daß Schmecken und Riechen zusammen nur die Tätigkeit eines einzigen Sinnes ausmachen: die Lokalisationen beider Nerventätigkeiten sind nämlich eng und kaum trennbar an der Spitze des Schläfenlappens, dort, wo dieser nach dem zentrifugalen Stirnlappen umbiegt, zusammengedrängt. An Stelle des beim Menschen bereits rückgebildeten sogenannten Riechnervens, der in Wahrheit ein Anhang des Gehirns ist, lag in früheren Entwicklungsstadien der sogenannten „Riechlappen“, der seine größte Ausbildung bei den Haifischen, also bei der niedrigsten Ordnung der niedrigsten eigentlichen Wirbeltierklasse findet. Da man nicht einsieht, was ein im Wasser lebendes Tier viel zu „riechen“ haben soll, so handelt es sich bei den Haifischen vielmehr um den noch ungeteilten Chemismussinn, also um den niedrigsten Sukzessivsinn (No. 2 in der letzten Tabelle), der sein Entwicklungsmaximum somit bei den niedrigsten Wirbeltierordnungen findet.

Dagegen scheint der niedrigste Simultansinn (No. 1 in der letzten Tabelle) sein Entwicklungsmaximum bereits bei den nächsten Vorfahren des Wirbeltierstamms, den Würmern, zu haben. Seine Lokalisation im menschlichen Gehirn, zu der auch die des sogenannten Muskelsinnes zu rechnen ist, grenzt, ähnlich wie die des niedrigsten Sukzessivsinns, an die zentrifugale Großhirnhälfte. Der höchste geistige Sinn aber, der Gesichtssinn, ist von dieser am weitesten entfernt lokalisiert und liegt in einer gleichsam kühl-objektiven Ruhe ganz im Hinterkopf, dort, wo ihm bei der langschädligen Menschenrasse ein besonders geräumiger Platz angewiesen ist.

Die Gründung einer soziologischen Gesellschaft in England.

Dr. L. W. Roberts.

Von Hobbes und Locke bis zu Spencer und Galton hat England eine große Zahl hervorragender Männer hervorgebracht, die sich die Erforschung des Staates, der Gesetze und der Gesellschaft zur Aufgabe gemacht haben. Doch der öffentliche Lehrbetrieb auf den englischen Universitäten und auch die periodische Literatur hat sich bis jetzt nur wenig mit diesen Problemen beschäftigt, während in Amerika und in mehreren Ländern des europäischen Kontinents schon seit zwei bis drei Jahrzehnten eine immer größer werdende Zahl von Forschern und Schriftstellern den soziologischen Studien sich widmet. Im Jahre 1903, nicht lange nach dem Tode von Herbert Spencer, wurde nun in England eine sozialwissenschaftliche Vereinigung, eine „Sociological Society“ gegründet, an deren Spitze Männer wie Galton und Wester-

marck stehen, deren Namen eine fruchtbare wissenschaftliche Tätigkeit der Gesellschaft garantiert. An der Gründung nahmen 53 Gelehrte der verschiedensten Fächer teil, Oekonomen, Anthropologen, Historiker, Psychologen und Philosophen.

Die Ziele und Aufgaben der soziologischen Gesellschaft sind wissenschaftlicher, erzieherischer und praktischer Art. Ihr Arbeitsgebiet umfaßt alle Erscheinungen des sozialen Lebens. Der Ursprung und die Entwicklung, der Verfall und der Untergang der Gesellschaften, ihr Aufbau, ihre inneren Funktionen und Beziehungen sollen erforscht und miteinander verglichen werden, und zwar mit fortschreitender Genauigkeit und Vollständigkeit. Die zahlreichen Gesichtspunkte, von denen aus soziale Phänomene betrachtet werden können, sollen alle Berücksichtigung finden. Auf diese Weise hofft die Gesellschaft einen gemeinsamen Boden zu schaffen, auf dem Männer der verschiedensten Wissenschaftsgebiete die Ergebnisse ihrer Studien zu einer Sozialphilosophie vereinigen können, welche die Natur- und Bildungsgeschichte des Menschengeschlechts und seine praktischen Ideale in sich vereinigt. Dieser Gedanke der sozialen Entwicklung stellt die Aufgabe, die Bedingungen und Kräfte genauer zu untersuchen, welche die Entwicklung der Völker hemmen oder fördern, und die der Entartung oder dem Fortschritt zustreben. Aerzte und Psychiater, Kriminologen und Rechtsgelehrte können hier zusammen mit Hygienikern und Pädagogen, mit Sozialreformern und Politikern zu gemeinsamer Tätigkeit sich vereinigen. Eine derartige gegenseitige Verständigung unter den verschiedenen Vertretern der Wissenschaft und des praktischen Lebens hat den Vorteil, gleichzeitig zu größerer Arbeitsteilung und zu gemeinsamer Tätigkeit anzuregen, und auf diese Weise die Begriffe und Methoden der Soziologie zu fördern.

Dies sind die Hauptgrundsätze der neuen Gesellschaft. Durch Gründung einer soziologischen Bibliothek und einer übersichtlichen Bibliographie, durch wissenschaftliche Vorlesungen mit folgenden Diskussionen, durch Herausgabe eines periodisch erscheinenden Organs „Sociological Papers“ sucht sie dieses Programm zu erfüllen.

Der erste Band dieser „Sociological Papers“, der kürzlich erschienen ist, muß in hohem Grade unser Interesse erwecken[1]). Er enthält eine Vorrede von James Bryce, dem Vorsitzenden der Gesellschaft und Beiträge von Brandford, Galton, Geddes, Westermarck, Mann und Dürkheim.

Brandford bespricht den Ursprung und Gebrauch des Wortes „Soziologie“ bei Comte, Mill, Spencer; Geddes behandelt die „angewandte Soziologie“; Westermarck die Stellung des Weibes in den Anfängen der Zivilisation; Dürkheim und Brandford die Beziehungen der Soziologie zu den sozialen Wissenschaften und zur Philosophie.

Am meisten interessiert uns der Beitrag von Francis Galton über „Eugenics: its definition, scope and aims“. Das Problem der geistigen Begabung, namentlich seine Vererbung, ist für Galton von jeher ein bevorzugter Gegenstand der wissenschaftlichen Forschung

---

[1]) Soziological Papers 1904. By Francis Galton, E. Westermarck etc. With an introductory address by J. Bryce. London 1905, Macmillan and Co.

gewesen. Es sei hier nur an seine bedeutendsten Werke erinnert: „Hereditary Genius" (1869, 2. Aufl. 1892), „Human Faculty" (1883), „Natural Inheritance" (1889, alle bei Macmillan and Co. in London erschienen).

Unter „Eugenics" versteht Galton die Lehre von den Einflüssen, welche die angeborenen Anlagen einer Rasse verbessern und zu den möglichst größten Leistungen entfalten. Praktisch läuft ihr Ziel darauf hinaus, die gut veranlagten Gruppen einer Bevölkerung mit allen zweckmäßigen Mitteln zu veranlassen, mehr als ihr verhältnismäßig zukommt, an der Zusammensetzung der nächsten Generation beizutragen und so die Durchschnittseigenschaften zu erhöhen. Dazu ist erforderlich:

1. Verbreitung der Kenntnisse über Vererbungsgesetze und Förderung ihrer weiteren Erforschung.

2. Historische Untersuchungen über den Raten-Anteil der einzelnen Klassen einer Gesellschaft, mit welchem sie in verschiedenen Perioden, sowohl bei ältern als modernen Nationen, an der Zusammensetzung der Bevölkerung beteiligt gewesen sind. Es ist eine wohlbegründete Annahme, daß der nationale Aufstieg und Verfall mit diesen Einflüssen eng zusammenhängt. Es scheint eine Tendenz höherer Zivilisation zu sein, die Fruchtbarkeit in den oberen Klassen herabzusetzen, und zwar durch Ursachen, die zum Teil gut bekannt sind, zum Teil aber ganz im Dunkeln liegen. Die letztere Art von Ursachen scheint analog derjenigen zu wirken, welche die Fruchtbarkeit der meisten wilden Tiere in den zoologischen Gärten vermindern. Vielleicht besteht auch ein Zusammenhang zwischen diesen noch unbekannten Ursachen und dem Verschwinden der meisten wilden Stämme, wenn sie in Berührung mit höherer Zivilisation gebracht werden. Aber während die meisten dahinschwinden, bleiben die Neger erhalten. Man kann daraus entnehmen, daß auch manche Typen unserer Rasse imstande sein könnten, eine hohe Zivilisation zu ertragen, ohne an Fruchtbarkeit einzubüßen, ja unter künstlichen Bedingungen noch fruchtbarer zu werden, wie es bei einigen Haustieren der Fall ist.

3. Eine systematische Sammlung von Tatsachen, welche die Umstände aufzeigen, unter denen kinderreiche und aufstrebende Familien am häufigsten hervorgetreten sind. Ohne dieses Studium können wir nicht hoffen, in der Lehre von der Rassenverbesserung irgend einen Fortschritt zu machen. Aufstrebende Familien sind solche, in denen die Kinder eine höhere soziale Stellung erklommen haben. Kinderreich sind solche Familien zu nennen, die mindestens drei erwachsene männliche Sprößlinge aufweisen. Bei diesen Aufnahmen ist der „Status" der beiden Eltern zur Zeit ihrer Verheiratung festzusetzen, worin ihre mehr oder minder gute Veranlagung sich zeigte, ferner Rasse, Beruf und Aufenthaltsort, ebenso von ihren Verwandten, Brüdern und Schwestern. Endlich müßten die Gründe erforscht werden, warum ihre Kinder den Namen einer „aufsteigenden Familie" verdienen, um so Tüchtigkeit und Untüchtigkeit voneinander zu unterscheiden. Diese Sammlung sollte zu einem „Goldenen Buch der aufstrebenden Familien" vereinigt werden. Darin können wir von den Chinesen lernen, welche diejenigen Eltern ehren und achten, die tüchtige Kinder aufgezogen haben.

4. Erforschung der Faktoren, welche zu Eheschließungen führen. Zwar scheint die Liebesleidenschaft eine Macht zu sein, die in ihrem Lauf nicht gelenkt werden kann, doch gibt es eine Menge sozialer Faktoren, die großen Einfluß ausüben können. Wenn untüchtige Ehen von Gesellschafts wegen verurteilt oder wenigstens mit der Mißachtung angesehen würden, wie es den Ehen zwischen Vettern und Cousinen gegenüber unberechtigterweise (in England!) geschieht, würden wenige von dieser Art geschlossen werden.

5. Andauernde Propaganda für die nationale Bedeutung der Lehre von der Rassetüchtigkeit, die in das nationale Gewissen wie eine neue Religion eingepflanzt werden muß. Sie hat in der Tat den höchsten Anspruch darauf, eine Religion der Zukunft zu werden, denn die Rassenhygiene verbündet sich mit der Natur, um dahin zu wirken, daß die Menschheit von den besten Rassen repräsentiert wird. Was die Natur blind, langsam und in rauher Weise bewirkt, das können die Menschen mit Voraussicht schnell und milde erreichen. Dies zu vollbringen liegt in ihrer Macht und ist daher ihre Pflicht, gerade so wie es ihre Pflicht ist, dem leidenden Nächsten zu helfen. Denn die Verbesserung unseres Geschlechtes scheint eine der höchsten Aufgaben zu sein, die wir erfüllen können. Sie muß zu einem religiösen Dogma und zu einer nationalen Religion werden.

In einem zweiten Beitrag „A Eugenic Investigation" gibt Galton, gleichsam zur Illustration seiner rassenhygienischen Forderungen, eine kleine Sammlung von „Biographieen begabter Familien", die er durch Umfrage bei den Mitgliedern der Königlichen Akademie festgestellt hat. Nur auf diese Weise, meint er, ist es möglich, die Verteilung der Begabungen in unserer so gemischten Rasse festzustellen und zu erkennen, wie weit die Talente sporadisch auftreten oder an Familienstämme gebunden sind.

Dr. Maudsley, dem wir bekanntlich zahlreiche Untersuchungen über den Einfluß der Erblichkeit verdanken, steht den Vorschlägen Galtons recht skeptisch gegenüber. Er weist darauf hin, wie schwierig es ist, zu erklären, warum in einer Familie ein Sohn dem Vater oder der Mutter gleicht, oder eine Mischung von beiden ist, oder mehr dem einen oder anderen der Eltern gleicht, warum er auf einen entfernten Vorfahren zurückschlägt oder in einigen Fällen weder Vater und Mutter noch einem Verwandten ähnlich ist. Die Ursachen dafür liegen augenscheinlich in der Struktur des Keimplasmas, die zu kompliziert ist, als daß wir sie erkennen und beherrschen könnten. Er meint, daß die Natur in ihren blinden Trieben besseres vollbringt, als der Mensch mit aller seiner Vernunft je erreichen kann.

Dr. Mercier gibt zu, daß die höheren Klassen zivilisierter Völker die Tendenz haben, auszusterben. Aber das ist nicht die ganze Sache. Eine zivilisierte Gesellschaft ist mit einem Licht zu vergleichen, das an der Spitze wegbrennt, aber von unten auf immer wieder Nahrung erhält. Daß die obersten Schichten der Bevölkerung dahin schwinden, und sich nicht aus sich selbst reproduzieren, ist eine natürliche Notwendigkeit, weil die Erzeugung von besonders hochbegabten Typen der menschlichen Natur immer sporadisch auftritt.

Dr. F. Warner sieht den Kernpunkt des Galtonschen Vorschlags zur Veredelung der Nation in einer ehelichen Auslese, derart, daß die

jeweilig Bestbegabten einander heiraten. Aber hierbei wird übersehen, daß es zahlreiche Fälle gibt, in denen derartige Ehen Gefahren in sich bergen. Das Studium degenerierter Kinder hat ihn veranlaßt, ihren Eltern nachzuforschen, und da hat er in einer beträchtlichen Zahl von Fällen gefunden, daß Vater und Mutter gerade die besten Glieder ihrer Familien waren. Es gibt eine Anzahl Fälle, welche beweisen, daß das erstgeborene Kind von Eltern aus emporgestiegenen Familien schwachsinnig oder entartet ist.

Dr. R. Hutchison meint, daß das „Rohmaterial der Rasse" nicht so schlecht ist als es scheint, und daß es wichtiger ist, Ernährung und Umgebung für die aufwachsende Jugend zu verbessern, als sich in einer Masse wissenschaftlicher Vererbungsfragen zu verlieren, die uns noch ganz dunkel sind.

H. G. Wells wendet gegen Galton ein, daß seine Untersuchungen über die Zahl beruflich hervorragender Männer in Familien von Richtern, Gelehrten und Theologen weit davon entfernt wären, für diese eine besondere Familienbegabung nachgewiesen zu haben. Eine bessere Kenntnis und günstigere Gelegenheit der Berufs-Chancen spielt dabei eine große Rolle. Ueberdies ist es z. B. schwer, „gesunde Typen" festzustellen. Gesunde Eltern können kranke Kinder haben, und kranke andererseits gesunde, wenn sie wechselseitig sich ausgleichende Eigenschaften verbinden. Die Verbrecher, die nach Galton sich nicht fortpflanzen sollen, sind oft die kühnsten und hervorragendsten Mitglieder von Familien, die unter ungünstigen Bedingungen leben, und in vielen nützlichen Eigenschaften ist der Verbrecher wertvoller als der Durchschnitt des gesetzlich lebenden Armen und wahrscheinlich sogar wertvoller als die ehrbare Durchschnittsperson.

Dr. D. Vickery stimmt Dr. Hutchison bei. Zwar ist die Qualität erblicher Eigenschaften wichtig, aber viel wichtiger ist, daß gegenwärtig eine so große Zahl der Bevölkerung unter schlechten Bedingungen aufwächst. Die Ursache liegt in der Uebervölkerung. Ueberdies hat Galton in den Vererbungsfragen ganz die weibliche Linie übersehen. In Zukunft ist der Standpunkt der Frau bei den Fragen der Rassenverbesserung mehr zu berücksichtigen.

B. Kidd preist Galton als den ersten, der mit exakten Methoden versucht hat, in das Geheimnis menschlicher Geistesfähigkeiten einzudringen. Doch sind diese Methoden noch unvollkommen. Galton hat z. B. früher die intellektuellen Fähigkeiten der „niederen Rassen" um viele Grade unter diejenigen der europäischen Rassen gestellt. Inzwischen hat sich diese Ansicht geändert. Es ist nicht so sehr der Mangel an intellektueller Kraft, was die niederen Rassen kennzeichnet, als der Mangel an sozialen Fähigkeiten und sozialer Entwicklung, und daher an sozialer Vererbung.

Mr. Elderton fordert eine exaktere Erforschung der erblichen Krankheiten. Gegenüber Dr. Hutchison betont er, daß das Milieu nur imstande ist, zu modifizieren, nachdem die Erblichkeit ihr Werk getan hat. —

„Eugenics" wird in Amerika als „stirpiculture" bezeichnet, was man mit „Familienzucht" wiedergeben könnte. In Amerika sind diese Probleme zuerst aufgetaucht, haben dann ihren Weg nach Deutschland

gefunden, wo sie unter dem Namen der „Rassenhygiene“ bekannt sind. Aus dem obigen Bericht geht hervor, wie sehr die Meinungen sowohl in theoretischer wie praktischer Hinsicht geteilt sind und daß auf diesem Gebiete noch fast alles erforscht werden muß.

Die bisherigen Erfolge der deutschen Abstinenzbewegung.

Landrichter Dr. jur. Hermann M. Popert, Hamburg.

Die bisherigen Erfolge der deutschen Abstinenzbewegung (deren Grundlagen ich in einer der letzten Nummern kurz skizziert habe) liegen meines Erachtens wesentlich in vier Richtungen. Erstens in der starken Vermehrung der organisierten Abstinenten und in der Schaffung einer Organisation von militärischer Straffheit, zweitens in der Aufklärung, die durch diese Organisation schon jetzt in die weitesten Schichten der Bevölkerung getragen ist, drittens in der Taktik, wozu sie die Gegner, d. h. die Vertreter des an der Aufrechterhaltung des Alkoholismus interessierten Alkoholkapitals gezwungen hat, viertens in der Veränderung der Haltung der offiziellen Stellen.

I. Die Zahl der organisierten Abstinenten des Deutschen Reiches beträgt heute rund 60000. Das ist zwar auf eine Bevölkerung von 60 Millionen gerechnet nur 1‰. Doch ist zu erwägen, daß vor etwa 12 Jahren der berühmte Vorkämpfer der Abstinenzbewegung Georg Asmussen (Oberingenieur der Werft von Blohm & Voß in Hamburg) noch der einzige Abstinent im Deutschen Reiche südlich der Eider war. Zu erwägen ist ferner, daß die junge Bewegung gerade in diesen 12 Jahren ihre schwerste Zeit zu bestehen hatte, die Zeit nämlich, wo es für sie galt, sich gegenüber dem Spott unqualifizierbarster Art erst ihr Daseinsrecht zu erwerben. (Ich erinnere an ein berüchtigt gewordenes Wort der in Hamburg erscheinenden Tageszeitung „Hamburger Nachrichten“. Sie beschimpften noch im Jahre 1903 die Abstinenten als „die alten Weiber mit und ohne Unterrock“.) Jetzt ist die Zeit vergangen, wo so etwas Erfolg hatte, jetzt lacht kein vernünftiger Mensch mehr über die Bewegung; an die Stelle des Spottes ist der Haß getreten, der wilde, fanatische Haß der Gegner, der Vertreter des Alkoholkapitals. Der Haß der Feinde tötet aber bekanntlich nicht, sondern regt alle Kampfeskräfte an. Das Wachstum der Bewegung wird daher in den nächsten Jahren ein unvergleichlich viel größeres sein. Und zu erwägen ist endlich, daß auch eine Minorität von nur 1‰, wenn sie, wie die deutschen Abstinenten, unbedingt entschlossen, straff organisiert und klug geführt ist, schon an sich eine gar nicht so geringe Macht darstellt. Fast alle Siege in der geistigen Entwicklung der Menschheit sind „Wikinger-Siege“ kleiner entschlossener Gruppen gewesen. — Die Organisation der deutschen Abstinenten ist, wie schon gesagt, von militärischer Straffheit. Maßgebend darin ist der „Unabhängige Guttempler-Orden (J. O. G. T.), der nicht, wie Prof. Hueppe meint, sich „in der Bekämpfung der Säufer erschöpft“, sondern — wie seine grundlegenden Schriften ausdrücklich aussprechen — überhaupt ein sozialer Reformator sein will. Der „Unabhängige Guttempler-Orden“ bildet auch heute noch die Kerntruppe der deutschen Abstinenten. Neben ihm haben sich aber im Deutschen Reiche noch 34 (und in Oesterreich etwa ebensoviele) Propagandavereine für die Abstinenz gebildet. Für das Deutsche Reich sind sie alle in eine gemeinsame Kampforganisation zusammengefaßt, nämlich den „Allgemeinen deutschen Zentralverband zur Bekämpfung

des Alkoholismus“. Die Interessen dieser Organisationen werden im ganzen durch 32 abstinente Zeitschriften vertreten. (Dazu kommen noch neun Zeitschriften verschiedener Richtungen, die unter anderem auch den Abstinenzstandpunkt vertreten.)

II. Hier betone ich besonders, daß ich nur ganz vereinzelte Stichproben geben kann. Als hervorragend interessant will ich voranschicken, daß in der Tat der Beweis dafür geführt ist, daß das, was man im Sinne des täglichen Lebens „Mäßigkeit“ nennt, wirklich gesundheitsschädlich ist: Die Lebenserwartung der Abstinenten gegenüber der Lebenserwartung der Menschen, die man im Sinne des täglichen Lebens „Mäßige“ nennt, ist um 22—26 pCt. besser. Das ist nachgewiesen im 5. Kapitel der „Alkoholfrage“ von Dr. Helenius (Jena, Verlag von Gustav Fischer). Der Hamburgische Zentralverband gegen den Alkoholismus hat außerdem dieses Kapitel in dem Heftchen „Die Zahlen des Dr. Helenius“, Verlag des genannten Zentralverbandes (zu haben bei A. Geißler, Kolonnaden 44/46, Hamburg), aller Welt für 25 Pfg. zugänglich gemacht. Es ist bezeichnend, daß noch niemand versucht hat, die 1000 Mk. zu verdienen, die der Hamburgische Zentralverband für den Nachweis von Irrtümern in diesem Material ausgelobt hat. — Völlig anerkannt ist jetzt ferner, daß für den menschlichen Körper, solange er sich noch in der Entwicklung befindet, nahezu jeder Tropfen Alkohol Gift ist. (Uebrigens sind schon 6—7000 deutsche Kinder in den Jugendlogen des Guttempler-Ordens und in den Vereinen abstinenter Schüler jeder Alkoholintoxikation ein für allemal entzogen.) — Klarer und klarer wird man sich darüber, daß der regelmäßige Alkoholgenuß für die Wehrkraft der arischen Völker eine schwere Gefahr darstellt: Es ist sehr bezeichnend, daß gerade ganz kürzlich Dr. Karl Peters (der der Abstinenzbewegung als solcher, soweit mir bekannt, ganz fern steht) sich zum Siege der Japaner über die Russen so geäußert hat: „Tatsächlich ist das Vordringen der gelben Völkerwelle der erste entscheidende Sieg der Temperenzvölker gegen die alkoholischen Nationen des Westens.“ — Sehr wichtig ist es auch, daß man jetzt in der Lage ist, die Behauptung, der Alkohol sei da, wo man ihn beseitigt oder stark zurückgedrängt habe, durch viel gefährlichere Reizmittel ersetzt worden, wo immer sie noch auftaucht, glatt zu widerlegen. Es handelt sich dabei um Zeitungsenten, die von den deutschen Alkoholinteressenten über die amerikanischen Prohibitionsstaaten aufgebracht und verbreitet werden.

Man darf endlich sagen, daß das Verständnis für die Notwendigkeit der Abstinenz als einer taktischen Forderung (vergleiche meine Ausführungen in der drittletzten Nummer) mehr und mehr Verbreitung findet.

Und es ist besonders erfreulich, daß die Erkenntnis über diese und tausend andere Punkte des gleichen Gebietes allmählich an einer Stelle durchzudringen beginnt, wo dies besonders wichtig ist: Auch wer, wie ich, politischer Gegner der Sozialdemokratie ist, kann nicht verkennen, daß ihre Haltung zu den grundlegenden Kulturfragen für das Verhalten der erdrückenden Mehrzahl der deutschen Arbeiter praktisch maßgebend ist. (Ich und viele andere beklagen das, aber es ist so.) Es ist daher ungeheuer wichtig, daß sich die sozialdemokratische Partei mehr und mehr der richtigen Auffassung der Alkoholfrage, nämlich der Auffassung der Abstinenten, nähert: Vergleicht man das Schicksal des auf dem sozialdemokratischen Parteitage im Jahre 1901 gestellten Antrages Markwald mit der Debatte von 1902 über den Antrag Mahlke und besonders mit der Resolution Fischer, die den Gegenstand 1902 abschloß, berücksichtigt man aber dann noch das Auftreten von Katzenstein, von Braun, von Klara Zetkin und endlich die Resolution Königsberg (alles von 1903), so wird einem die Richtigkeit meiner Beurteilung des Entwicklungsganges der Sozialdemokratie in dieser Richtung ohne weiteres klar. Ein weiterer Beleg dafür liegt übrigens in dem Aufblühen des „Deutschen Arbeiter-Abstinenten-Bundes“, der

im April 1903 gegründet, jetzt schon 62 Ortsgruppen umfaßt. Der bedeutendste Erfolg der Abstinenzbewegung im Arbeiterstande ist bis jetzt errungen worden gelegentlich des großen Streiks im Ruhrkohlengebiet 1905. Damals setzten die streikenden Arbeiter an die Spitze ihrer Zeitungen und Druckschriften die Worte: „Arbeiter hütet Euch vor dem Alkohol; er ist Euer schlimmster Feind." Der Erfolg war glänzend. Der Ruhrkohlenstreik verlief trotz furchtbarer Erbitterung nahezu ohne Straftaten, weil eben die Arbeiter nüchtern blieben. — Auf der andern Seite zeigt das Bestehen eines „Deutschen Vereins abstinenter Juristen" und des „Deutschen Vereins abstinenter Studenten" (letzterer mit sieben Ortsgruppen), daß auch die Kreise, die man (natürlich nur im ganzen genommen) wohl mit Recht als die rückständigsten in der Alkoholfrage bezeichnen kann, anfangen, aufzuwachen.

III. Die Gegner der Bewegung — das sind die Vertreter des Alkoholkapitals, nämlich die Brenner, Brauer, die Erzeuger alkoholischer Weine und die Weinhändler — sind durch das ständige Wachsen der Bewegung in eine sehr unangenehme Lage geraten. Sie haben das verschiedentlich vor aller Oeffentlichkeit selbst erklärt. Ich verweise auf die Erklärung des Fränkischen Weinbauvereins vom Januar 1905, auf die Entschließung des Verbandes Rhein-Hessischer Weinhändler aus derselben Zeit, auf den Jahresbericht der Leipziger Handelskammer für 1904 (S. 18), auf den Jahresbericht des Vereins Hamburger Wein- und Spirituosen-Händler für 1904. Ganz kürzlich hat der Ausschuß des Deutschen Brauerbundes einstimmig beschlossen: „Die Hände nicht länger in den Schoß zu legen, sondern energisch zu handeln". Er hat zu diesem Zweck die illustrierte Wochenschrift „Das Leben" (Herausgeber Artur Kirchhoff), als Kampforgan gewählt und will sie finanziell fundieren. Die Art, wie der Kampf gegen die Abstinenzbewegung geführt wird, besteht im wesentlichen in drei Maßregeln: Beschimpfungen, Behauptung unrichtiger Tatsachen, und Denunziationen. Von den Beschimpfungen (die allerdings nicht mehr so rechten Erfolg haben) habe ich oben ein klassisches Beispiel aus den „Hamburger Nachrichten" wiedergegeben. Zu der zweiten Gruppe gehört die berüchtigte Fälschung des Berichtes der British Medical Association, eine Fälschung, die durch Unterdrückung des Schlußsatzes dieses Berichtes begangen ist und den Unsinn beweisen soll, daß selbst ein Säufer durchschnittlich noch zehn Jahre länger lebt, als ein Abstinent (durch diese Fälschung hat sich unter anderem auch Prof. Hueppe täuschen lassen (vergl. „Alkoholmißbrauch und Abstinenz" S. 36—37). Hierher gehört auch die unrichtige Wiedergabe der Gutachten der Professoren Grützner, Engelmann, Ponfick, Quincke, Kramer, Turzek, Jaffe in der Broschüre „Wein ist Gesundheit". Endlich gehört hierher der wirklich schamlose „Carlo-Schwindel". Auf dem 22. Kongreß für innere Medizin zu Leipzig wurde eine Schrift über „den Weingenuß und Alkoholismus vom ärztlichen Standpunkt" verteilt, worin der Verfasser, angeblich ein Arzt Dr. Carlo, sehr heftig gegen die Abstinenz zu Felde zog. Bei Nachforschung stellte sich heraus, daß ein Arzt Dr. Carlo überhaupt nicht existiert, daß vielmehr die ganze Sache ein plumpes Machwerk von Weininteressenten war[1]). — Denunziationen: Der Schöneberger Schularzt Dr. Goldfeld hatte 1904 eine Statistik „über die Verbreitung des Alkohols unter den Schulkindern" veröffentlicht. Die Alkoholinteressenten von Schöneberg bestimmten den dortigen Oberbürgermeister durch eine Petition, dem Arzt seine Stellung als Schularzt zu

[1]) Während der Drucklegung dieses Artikels wird noch die Litten-Angelegenheit bekannt. Die Redaktion der oben genannten Wochenschrift „Das Leben" hat einen alkoholfreundlichen Artikel „Ergo bibamus" mit dem Hinzufügen, nach Mitteilungen von Prof. Dr. Litten, Direktor des städtischen Krankenhauses zu Berlin, in politische Zeitungen lanciert. Herr Prof. Dr. Litten protestiert öffentlich gegen diesen Mißbrauch seines Namens, wobei er die Worte gebraucht: „Für diesen zusammengeschmierten Artikel weise ich jede Verantwortung weit von mir."

kündigen. (Die Stadtverordnetenversammlung war jedoch erfreulicherweise anderer Meinung. Sie beschloß im Januar 1905 auf Antrag des Stadtverordneten Kubing einstimmig, den Magistrat zu ersuchen, die Kündigung zurückzunehmen.) Das schönste auf diesem Gebiete hat der „Verein der Brauereien von Köln und Umgegend zur Wahrnehmung berechtigter Interessenten E. V.“ geleistet. Er schuf den „Fall Quensel“. Herr Regierungsrat Quensel, Vorsitzender der Steuereinschätzungs-kommission zu Köln, war einer der Führer der Anti-Alkoholbewegung am Rhein. Er war persönlich abstinent, agitierte indessen gar nicht einmal für Abstinenz, sondern für eine — der Abstinenz allerdings sehr nahekommende — Mäßigkeit, speziell gegen den Bieralkoholismus. Der genannte Brauerverein suchte daraufhin Herrn Regierungsrat Quensel durch eine Beschwerde bei dem ihm vorgesetzten Regierungspräsidenten beruflich zu schädigen. (Der Regierungspräsident erwiderte allerdings recht wenig freundlich, ja es wäre, wie ich zufällig privatim erfahren habe, beinahe zu einem Strafverfahren gegen die Beschwerdeführer wegen Beamtenbeleidigung gekommen.)

IV. Es läßt sich gewiß nicht behaupten, daß unser moderner Staat auf dem Gebiet der Alkoholschäden heute schon irgendwie auch nur entfernt seine Pflicht tue. Doch ist es auffallend, wie sehr die Bewegung, an der vor wenigen Jahren noch jeder Philister seinen Spott üben durfte, heute schon von Vertretern hervorragender Gemeinwesen geehrt wird. Ich führe nur drei Tatsachen an: Die Rede des weitbekannten — inzwischen leider verstorbenen — Oberbürgermeisters Dr. Giese von Altona auf dem zweiten Deutschen Abstinententage im Jahre 1904, worin unter anderem die Worte vorkamen: „Ich aber bin der Meinung, daß, wo ein Gedanke einen so gewaltigen Anklang gefunden hat, es in der Tat nicht schwer sein muß, ihn dann zum Allgemeingut zu machen.“ In frischer Erinnerung ist die Haltung der weltlichen und geistlichen Behörden Danzigs auf dem Großlogenfest der Guttempler im Jahre 1905. Und endlich komme ich soeben vom dritten Deutschen Abstinententag zu Dresden (8.—10. September 1905). Die Stadt Dresden hat ihr größtes öffentliches Gebäude, den Ausstellungspalast, dem Abstinententage umsonst zur Verfügung gestellt, sie hat den Abstinententag mit Geld subventioniert; ihr Bürgermeister und Vertreter der städtischen Kollegien haben den Abstinententag offiziell mit der größten Sympathie begrüßt.

An allen diesen Tatsachen wollen die Leser dieser Zeitschrift Herrn Prof. Hueppes Urteil aus der vorletzten Nummer messen: Die „rabiaten“ Abstinenten hätten die ganze Bewegung lächerlich gemacht.

Ich möchte übrigens fragen, „welche Bewegung eigentlich“? Eine Mäßigkeitsbewegung gibt es im Deutschen Reich überhaupt nicht. Herr Prof. Hueppe meint vielleicht, der „Deutsche Verein gegen den Mißbrauch geistiger Getränke“ sei die Organisation einer solchen Bewegung. Demgegenüber gebe ich folgende Darlegung, die ich schon vor einiger Zeit veröffentlicht habe und die in ihrem Wortlaut dem Herrn Geschäftsführer des genannten Vereins vorgelegen hat und von ihm gebilligt worden ist. Der Herr hat mich damals ausdrücklich dazu ermächtigt, sie so zu veröffentlichen.

„Eine einseitige »Mäßigkeitsbewegung« gibt es heute in Deutschland nicht. „Man meint gewöhnlich »Der Deutsche Verein gegen den Mißbrauch geistiger „Getränke« sei nur die Organisation einer deutschen Mäßigkeitsbewegung Der „»Deutsche Verein« verwahrt sich gegen diese mißverständliche Auffassung. Seine „Arbeit besteht außer in dem Bestreben, auf die Behörden einzuwirken, in der Auf-„klärung über die Alkoholschäden. Er überläßt es seinen Mitgliedern völlig, welche „Konsequenzen sie aus diesen Aufklärungen ziehen wollen, und ist ebenso zufrieden, „wenn diese Konsequenz auf Totalabstinenz lautet, wie wenn auf »Mäßigkeit«. „Tatsächlich zählt er unter seinen Mitgliedern sehr viele Abstinenten. Jede Gemein-„schaft mit dem neuesten Vorgehen von Prof. Hueppe in Prag weist er energisch zurück.“

Die Anti-Alkoholbewegung im Deutschen Reich wird also ausschließlich getragen von den „rabiaten" Abstinenten, und von dem (an Mitgliederzahl übrigens nur wenig über ein Viertel der organisierten Abstinenten erreichenden) „Deutschen Verein gegen den Mißbrauch geistiger Getränke", der, wie die getroffene Feststellung zeigt, im besten Einvernehmen mit den Abstinenten, aber nicht mit Herrn Prof. Hueppe lebt.

Bei der Stellungnahme zur Alkoholfrage handelt es sich im letzten Grunde um ein Bekenntnis der Weltanschauung. Herr Prof. Hueppe hat in seinem bereits erwähnten Vortrage „Alkoholmißbrauch und Abstinenz", den er sehr bezeichnenderweise auf einem Brauertage gehalten hat, seine Weltanschauung also festgelegt. „Wir bedürfen alle von Zeit zu Zeit vorübergehend statt der Ideale, die uns unerreichbar sind, einer Illusion." Wer sich auf diesen Standpunkt der Negation und des lähmenden Pessimismus stellt, der muß allerdings den Alkohol für unentbehrlich halten.

Dieser Lebensverneinung gegenüber ist die Abstinenzbewegung ein Ergebnis jugendkräftiger und vorbehaltloser Bejahung des Willens zum Leben.

Ich bitte, mit der kurzen Begründung schließen zu dürfen, die ich am Ende meiner Schrift „Hamburg und der Alkohol" (Hamburg 1903, Verlag von Lucas Gräfe) schon im Jahre 1903 diesem Standpunkte gegeben habe:

Kraft der Quelle, aus der sie strömt, der Erkenntnis der Natur, kann diese Weltanschauung (die der Jungen, die erwachsen sind im Bannkreise der Naturwissenschaft) nichts anderes sein, als ein Bekenntnis zur Weltfreude, zur vorbehaltlosen Bejahung des Willens zum Leben. Darum schließt sie den Glauben in sich, daß Lebensfreudigkeit und damit Kampfesfreudigkeit des Menschen Pflicht sei. Sie ist Feindin jeder Askese. Sie weiß, daß diese Welt eine Welt des Krieges ist, aber sie weiß auch, daß in diesem Kriege der Mensch Sieger über alle seine Feinde von je gewesen ist und immer sein wird. So sicher nur Unkenntnis oder blinder Haß diese Weltanschauung unvereinbar mit Gottesglauben oder jenseitigen Hoffnungen nennen kann, so sicher ist auch, daß sie für die Ziele und Aufgaben des Menschen und der diesseitigen Welt erst recht die Augen öffnet. Für sie ist diese Welt kein Jammertal. Weil sie mit Seherauge das leuchtende Ziel erschaut, daß dem Entwicklungskampfe des Menschen winkt, darum sieht sie in den dumpfen Leiden und brennenden Schmerzen, die heute noch viele von uns leiden müssen, nichts als die notwendigen Verluste eines schlachtgewohnten Heeres, das durch die feindliche Feuerzone zum Sturme und zum Siege schreitet.

Weil aber diese Weltanschauung den Willen zum Leben bejaht, darum will und kann sie nicht anerkennen, daß es des Menschen würdig, oder gar eine Seligkeit für ihn sei, durch den Alkohol vor die Wirklichkeit dieses Lebens einen Schleier zu ziehen. Darum verwirft sie den Satz: „The best of life is but intoxication" als einen Wahlspruch der Feigheit. Es ist das wahre Wort gesprochen worden: „Der Alkoholgenuß ist ein Gebet, daß zwei mal zwei fünf sein möge." Die Weltanschauung der Jungen betet nicht also: Sie will nichts anderes, als was Gott selbst gewollt: daß zwei mal zwei vier sei. Kann sie sonach ein Geschlecht daseinsfreudiger und lebensbejahender Entwicklungskämpfer schaffen, ohne Betäubung und ohne Verschleierung der wirklichen Welt, so sieht sie gerade im Alkohol den ärgsten Feind der Lebensfreude. Sie sieht, daß er des Mannes Kraft lähmt, sein Auge verglast und sein Hirn dumpf macht. Und sie glaubt nicht, daß der sonderlich fähig sei, in der Sonne des Tages zu kämpfen, zu schaffen und zu genießen, der sich — halb oder ganz zum Tier erniedrigt — schämen muß, das Auge dieser Sonne auf sich ruhen zu lassen.



Berichte und Notizen.



Der Anthropologen-Kongreß in Salzburg. Aus den Verhandlungen heben wir besonders die Mitteilung von Professor Waldeyer hervor, daß die anthropologische Kommission auf die Untersuchung von Wehrpflichtigen verzichten will, mit Rücksicht auf die erheblichen Schwierigkeiten, welche entgegenstehen. Namentlich die Behörden zeigen zu wenig Entgegenkommen. Die Kosten sind auf eine halbe Million Mark veranschlagt worden. Für solche Summen werden die Reichsbehörden nicht zu haben sein (!). Fällt auch die Untersuchung der Gestellpflichtigen, so wird wenigstens der Antrag auf Untersuchung der eingestellten Rekruten gestellt werden. — Wir halten diese ablehnende Stellungnahme der Reichsbehörde für im höchsten Grade bedauerlich. Es ist eine Schmach und Schande, daß das Reich für eine solche wichtige Untersuchung kein Geld hat, welche die anthropologische Struktur des deutschen Volkes und den Grad seiner körperlichen Entartung exakt und deutlich ans Licht gebracht haben würde. Für alle möglichen hygienischen und politischen Abenteuer hat man Geld, aber für eine so wichtige Untersuchung, welche die organische Leistungskraft des Volkes feststellen soll, hat man weder Interesse noch Mittel. Es ist bedauerlich, daß die deutschen Gelehrten diese ablehnende Haltung so stillschweigend hingenommen haben. — Professor Waldeyer berichtete auch, daß die vereinigten Akademien der Wissenschaften aus den verschiedenen Ländern an die einzelnen Regierungen mit der Bitte herantreten wollen, Spezialinstitute für Hirnforschung einzurichten. Waldeyer ist zum Obmann der betreffenden Akademie-Kommission gewählt. Much behandelte das prähistorische Auftreten der Menschen in den Alpen, Lissauer die Typenkarte prähistorischer Geräte, Schwalbe das Schädelfragment von Brüx, Gorjanowic den Urmenschen von Krapina und seine Industrie, Henning die Helmfunde aus dem frühen Mittelalter, Hahne die Steinwerkzeuge des Tertiärmenschen, Toldt die Kinnbildung des Menschen usw. — Ueber die einzelnen Vorträge werden wir noch berichten.

Die Beziehungen der Zwergrassen zur Vorgeschichte des Menschen. Gegenüber der Auffassung, daß der Neandertalmensch — Homo primigenius — der nächste Vorfahr des gesamten Menschengeschlechts sei, hat Kollmann wiederholt die Meinung ausgesprochen, daß kleine Menschen, deren letzte Ausläufer die noch jetzt existierenden Zwergrassen — Pygmäen — sind, den Ausgangspunkt der Menschenentwicklung gebildet haben. E. Schmidt und G. Schwalbe sind der Ansicht, daß es sich wohl in der Mehrzahl der Fälle, wo nach Kollmann in prähistorischen Gräbern kleine Menschen neben großen gefunden werden, um keine verschiedenen Rassen, sondern um Größenvariationen innerhalb derselben Rasse handelt, um so mehr, als ja weibliche Skelette an und für sich kleiner Rassen sehr kleine Minimalwerte der Körpergröße darbieten können. Schwalbe erachtet die Beweise für das Vorkommen von Zwergrassen in prähistorischer Zeit und in Amerika für nicht erbracht. Er erkennt in den vermeintlichen Skeletten einer Zwergrasse nur besonders kleine Repräsentanten der aus derselben Fundstelle stammenden großen Menschen. Es handelt sich also um individuelle Variationen innerhalb derselben Rasse. Als Pygmäen sind solche Rassen zu bezeichnen, deren Männer eine durchschnittliche Körperlänge unter 150 cm aufweisen. In diesem engeren Sinne gehören meist nur kraushaarige Rassen zu den echten Pygmäen, nämlich die zentralafrikanischen Zwerge, die Buschmänner, die Aëta der Philippinen, die Andamanesen und die Semang der malaiischen Halbinsel. Auch die schlichthaarigen Lappen sind ihrer geringen Körpergröße nach mit Recht zu den Pygmäen zu rechnen. Die von Kollmann als Pygmäen bezeichneten wellhaarigen Weddah, ebenso wie die Senoi der malaiischen Halbinsel und Toala von Celebes ragen schon über die obere Grenze des Körpermaßes der eigentlichen Pygmäen hinaus. Entgegen Kollmanns Annahme von drei besonderen Größengruppen innerhalb der Rassen des Menschengeschlechts, deren jede in sich scharf abgegrenzt sein soll, hat Martin an dem Beispiel der Bewohner von Süd- und Ostasien gezeigt, daß die einzelnen Völker hier alle möglichen Größenzwischenstufen von den Pygmäen bis zur Körperlänge von 160 cm aufweisen. Was die Frage der Abstammung aller Menschenrassen, auch des Homo primigenius, von uralten Pygmäenstämmen, die sich allmählich aus kleinen anthropoiden Affen entwickelt haben sollen, betrifft, so ist demgegenüber zu

betonen, daß der Neandertalmensch (Homo primigenius) geologisch ungleich älter ist, als die Pygmäen, selbst wenn man deren Existenz mit Kollmann in das jüngere Diluvium (Mentone) zurückverlegen wollte. Es ist aber von Schmidt überzeugend nachgewiesen, daß die Annahme von Pygmäen in der genannten Fundstätte eine unberechtigte war. Da auch die neolithischen Funde zum mindesten als sehr fragwürdig nachgewiesen sind, so kann von einer Abstammung des Neandertalmenschen von Pygmäen aus diesem Grunde nicht die Rede sein. Ferner ist die Schädelform der Pygmäen, wie wir sie jetzt genau von den Akkas, Andamanesen, Semang, Weddah und anderen kennen, durch ihre steil aufgerichtete Stirn, bedeutender Schädelhöhe weit von der ungleich niedereren, sicher älteren Form des Homo primigenius entfernt, fällt also ganz und gar nicht in das Gebiet der Schädel des Homo sapiens. Kollmann erkennt in der relativ kurzen und hohen Kopfform von älteren Embryonen und jungen anthropomorphen Affen die ursprüngliche Schädelform des Menschen, der also nach seiner Ansicht von Anfang an nicht platte und niedrige Schädel, sondern von Anfang an hohe besessen habe. Die auffallende Tatsache, daß Affenjungen und Menschenkinder eine scheinbar höhere Schädelentwicklung als die Erwachsenen zeigen, hat indes darin seinen Grund, daß in der individuellen Entwicklung diejenigen Teile des Körpers räumlich und zeitlich eine besonders starke Ausbildung erfahren, welche in der aufsteigenden Stammesentwicklung ganz besonders bevorzugt werden. Das Großhirn beginnt demnach seine stärkere Entwicklung relativ früh und führt sie um so länger fort, je höher die betreffende Art intellektuell dasteht. Während bei den Anthropomorphen das Hirnwachstum und damit das Wachstum der eigentlichen Schädelkapsel schon im ersten Lebensjahr abgeschlossen wird, findet dies beim Menschen ungleich später statt. Aber auch die niederen Affen zeigen die auffallend hervorragende Entwicklung des Hirnschädels in embryonaler Zeit. Je geringer aber die Entwicklung des Großhirns, desto geringer sind die Formunterschiede bei jungen und alten Tieren. Es bleibt also von Kollmanns Beweisführung nichts übrig. Das Wahrscheinlichste ist nach wie vor, daß der Neandertalmensch zu den direkten oder indirekten Vorfahren des Homo sapiens gerechnet werden muß. Keinesfalls sind Formen, wie die jetzt lebenden Pygmäen, als die nächsten Vorfahren aller Menschen anzusehen. Sie sind lokale Größenvarietäten. Aus größeren Formen können, wie Beispiele unter den Säugetieren zeigen, kleinere sicher hervorgehen. Sie sind entweder durch die äußeren Lebensbedingungen oder durch die Art der Nahrung, auch wohl durch mangelhafte Ernährung, ursprünglich entstanden und durch Isolierung, durch Inseln, abgeschlossene Urwälder als Rassen fixiert und nunmehr durch vorübergehend reichliche oder spärlichere Nahrung in ihren körperlichen Eigenschaften nicht mehr zu beeinflussen. (G. Schwalbe, Separatabdruck aus der Münchener medizinischen Wochenschrift, 1905, No. 28.)

Der paläolithische Mensch. In einem Nachtrag zu seinen verschiedenen schriftlichen und mündlichen Berichten bringt der Entdecker des Urmenschen von Krapina einige bemerkenswerte, die ursprünglichen Ansichten in mancher Hinsicht berichtigende Einzelheiten. Zunächst ist durch genaueste Untersuchung der Fundschichten geologisch und paläontologisch festgestellt, daß in Kroatien der Mensch in altdiluvialer Zeit als Zeitgenosse des Rhinoceros Merckii, das dem an die Kälte angepaßten wollhaarigen Nashorn (Rh. tichorhinus) vorausging, gelebt hat. Dann hat auch der Agramer Professor seine frühere Bezeichnung Homo neandertalensis var. krapinensis zugunsten des 1897 durch den Vortrag über „Menschenrassen und Weltgeschichte" auf der Braunschweiger Naturforscherversammlung von mir in die Wissenschaft eingeführten Namens Homo primigenius fallen lassen, ebenso seine „ältere brachycephale" Abart des Urmenschen, gegen die ich sofort (Naturwissensch. Wochenschr. N. S. II 6 und Globus Bd. 82, 9) Verwahrung eingelegt hatte. Durch neue Fundstücke konnte die Stirn etwas vergrößert werden, und „eine nachträgliche Korrektur" ergab einen Index von nur 82, statt des früher berechneten von 85,5; aber auch diese Zahl ist unzuverlässig, da sich, wie ich schon früher gezeigt habe, aus Bruchstücken die Verhältniszahl der Länge zur Breite mit Sicherheit überhaupt nicht ermitteln läßt. Die runde, dünne und häufig gedrehte Gestalt des Schlüsselbeins, sowie die Schwäche der Oberarmknochen ist vielleicht „durch Aufwärtsdrehung der Arme" (in vormenschlicher Zeit, vor der Ausbildung des aufrechten Ganges), von denen noch „keine schwere Arbeit" gefordert wurde, zu erklären. An eine „Pygmäenrasse", die ich überhaupt mit Schwalbe gegen Kollmann für die Anfänge des Menschengeschlechts in Abrede stelle, möchte ich auch hier nicht denken, wohl aber, bei den unzweifelhaften Spuren von Menschenfresserei, an

geraubte und aufgefressene Weiber und Kinder einer Nachbarhorde. Vom H. primigenius unterscheidet der Agramer Forscher den „Lößmenschen“ als H. sapiens fossilis, eine Bezeichnung, die den Widerspruch in sich selbst trägt, da der Name H. sapiens von Linné, der von fossilen Rassen noch nichts wußte, nur dem jetztlebenden Menschen beigelegt wurde, H. sapiens und recens somit gleichbedeutend ist. Ich fasse die ältesten Menschenrassen als H. fossilis zusammen; dazu gehört H. primigenius, H. niger var. primigenia (die in den letzten Jahren auf europäischem Boden entdeckten Urneger) und H. mediterraneus var. primigenia, die ältesten, dem Urmenschen noch nahestehenden Verwandten der späteren Mittelmeerrasse. Zu H. recens zähle ich, obwohl sie noch dem Palaeolithikum angehören, die Cro-Magnon- und die Beaumes-Chaudes-Rasse, H. priscus und H. mediterraneus var. prisca, die Stammrassen der Nordeuropäer, H. europaeus, und der Mittelländer, H. mediterraneus var. recens. Sei dem, wie ihm wolle, jedenfalls hat sich Gorjanovic-Kramberger durch die Entdeckung des kroatischen Urmenschen die Glückwünsche der beteiligten Forscher, durch die sorgfältige Bearbeitung dieses für die Urgeschichte der Menschheit so wichtigen Fundes den Dank der Wissenschaft verdient. (K. Gorjanovic-Kramberger, Der palaeolithische Mensch und seine Zeitgenossen aus dem Diluvium von Krapina und Kroatien. Dritter Nachtrag mit drei Tafeln. Mitt. der anthr. Ges. in Wien, XXXV, 4—5, 1905.) — Ludwig Wilser.

Ein Fund aus der jüngeren Steinzeit Spaniens. Bei Barcelona wurden kürzlich am Berge Pelada die Knochen von Rhinoceros Merckii, Cervus elephas und anderen wärmeliebenden Tieren gefunden. Einige Tage später fand man eine kieselsteinerne Axt aus der jüngeren Steinzeit (de la edad de la piedra pulimentada). Die Tierknochen weisen auf ein warmes Klima hin, dem ein kühleres gefolgt sein muß, das für die Invasion der Kälte aus den Schneefeldern des Nordens Gelegenheit bot, und dem die Tiere zum Opfer gefallen sind. (Guill. J. de Guilléa García, Boletin de la real acad. de la hist., Madrid 1905 No. 6.) Die Zusammengehörigkeit der Knochen mit dem Beile erscheint nach dem Gesagten als sehr zweifelhaft. — A. K.-H.

Wann kamen die Schweden nach Finnland? Es gibt eine Ansicht, nach der die Schweden erst zur Wikingerzeit (800—1100 n. Chr.) nach Finnland gekommen sein sollen. Montelius hat das schon 1898 bestritten, indem er die Ansicht vertrat, daß die Schweden schon seit 4000 Jahren in Finnland sitzen, während die Finnen bekanntlich erst nach Christi Geburt eingewandert sind. Die Frage ist nun von Wiklund (Nar kommo Swenskarne til Finnland) eingehend untersucht worden. Nach ihm muß man streng zwischen Südwest- und Nordostfinnland unterscheiden. Die Geräte aus der Steinzeit, welche in Südwestfinnland gefunden wurden, gleichen völlig den skandinavischen. Die aus Nordostfinnland dagegen den osteuropäisch-sibirischen. Aehnliches gilt von den Bronzegeräten. Nimmt man die Chronologie von Montelius an, nach der die skandinavische Bronzezeit 1500 v. Chr. begann, so muß Finnland weit vor dieser Zeit, also spätestens etwa 2000 v. Chr. von Skandinavien aus mit Germanen bevölkert sein. — Es gibt auch noch einen anderen Beweis dafür, daß die Germanen nicht später als die Finnen selbst nach Finnland gekommen sein müssen. In den verschiedenen westfinnischen Dialekten (dem Finnländischen, dem Karälischen, dem Esthischen und dem Livländischen) finden sich nämlich die zahlreichen germanischen Lehnworte in identischer Weise, so daß sie in das Finnische vor dessen Trennung in Dialekte gelangt sein müssen. (Schoener, Mitt. d. k. k. Geog. Ges. Wien 1905 III.) — A. K.-H.

Lage und Charakter der Neger in Nordamerika schildert W. von Polenz in seinem Werk „Das Land der Zukunft“ (Berlin, bei F. Fontane, 2. Aufl.) folgendermaßen: Schon Ratzel sah vor zehn Jahren in dem Vorhandensein von 7½ Millionen Negern eine ernste Gefahr für die Nation; inzwischen sind es annähernd 8 Millionen geworden. Ratzel behauptete sehr richtig, daß mit einer weiteren Verminderung des europäischen Zuwachses, die er nach dem damaligen Stande der Einwanderung vermuten konnte, der Prozentsatz der farbigen Bevölkerung relativ wachsen müsse. Nun ist die Einwanderung seitdem rapid angeschwollen, die von Ratzel vorhergesagte Gefahr nach dieser Richtung also nicht eingetroffen. Aber eine andere Erscheinung hat ein für die Bevölkerungszusammensetzung viel schlimmeres Ergebnis gebracht; die Einwanderung aus Europa zeigt nämlich neuerdings bei rascher Zunahme der Zahlen immer weniger Vertreter hochstehender, reiner, gesunder Rassen und Nationalitäten, während der Zugang von allerhand verbrauchten, unreinen

und untüchtigen aus dem untersten Boden des europäischen Völkerkessels entsprechend zunimmt. Von den Chinesen her droht weniger eine Gefahr, als von den Negern, zumal die Mulatten nach ihrer eigenen Auffassung und gemäß der Haltung der Amerikaner in dieselbe Klasse wie die Neger gehören. Die „Gesellschaft" lehnt jede intimere Berührung mit denen ab, die auch nur einen Rest von Farbe zeigen. Man will keine Vermischung. In vielen Staaten ist die Heirat zwischen Weißen und Farbigen direkt verboten. In den Krankenhäusern, Gefängnissen, Arbeitsanstalten, Kleinkinder-Bewahranstalten, Blinden- und Taubstummeninstituten werden die Neger von den Weißen strengstens abgesondert gehalten. Man könnte sich nicht vorsichtiger gegen Pestkranke abschließen. Die Colour Line ist von den vielen Widersprüchen zu der praktischen Betätigung der Gleichheit und Brüderlichkeit, die man drüben theoretisch verficht und als ein Charakteristikum der Neuen Welt so hoch rühmt, wohl der ärgste. Stärker als die Paragraphen der Konstitution und kräftiger und tiefer gegründet als alle Moralsätze der Ethiker sind eben die Instinkte der Rasse. Mehr als bloßes Vorurteil ist die Abneigung gegen die anders gefärbte Haut. Grausam wie immerhin die Abschließung der Weißen gegen die Farbigen erscheinen mag, äußert sich doch in ihr ein gesunder sittlicher Arterhaltungstrieb, ein Gefühl für Reinlichkeit im höheren Sinne. Die hochgehenden Erwartungen jener Philanthropen, die den befreiten Schwarzen eine große Zukunft voraussagten, haben sich nicht erfüllt. Der Nigger hat in der jahrzehntelangen Freiheit, die er nun genießt, dargetan, daß er bei vielen guten und sympathischen Eigenschaften ein untergeordneter Typus ist und bleibt. Seine Mängel liegen nicht im Intellekt, sondern im Charakter. Es fehlt ihm die Zuverlässigkeit und das Verantwortlichkeitsgefühl des weißen Mannes. Seine Kraft liegt in ungewöhnlicher Anpassungsfähigkeit, die den oberflächlichen Beobachter dazu verleiten kann, ihn für originell zu halten. Seine Talente, die unleugbar sind, weisen sich bei näherem Zusehen als Affentalente aus. Charakteristisch dafür ist, daß schwarze Kinder in der Schule weit mehr versprechen, als sie im späteren Leben halten. Die ganze Rasse zeigt kindliche Urteilslosigkeit und Lenkbarkeit. Der Freedmann scheint von Natur dazu bestimmt zu sein, nicht wie der Indianer vor dem Kaukasier allmählich hinzuschwinden, sich vielmehr zu erhalten, zu vermehren, bis zu einem gewissen Grade sich sogar zu vervollkommnen, aber schließlich, von der härteren Energie und bewußten Kraft der weißen Herrenrasse unterworfen, sich führen und bevormunden zu lassen. Die Bestrebungen, den Nigger durch Bildung zu heben, sind nur teilweise geglückt; über eine gewisse Stufe hinaus kann der Abkömmling afrikanischer Stämme, wie es scheint, nicht gefördert werden. Auf dem Gebiete der öffentlichen Sittlichkeit müssen die leicht zu Exzessen neigenden Nigger scharf im Zaum gehalten werden. Die Yankees behandeln den Nigger als einen fremden Bestandteil ihres Volkstums; als Bürger hat er nur Rechte in der Theorie, die Gesellschaft hält ihre Türen ängstlich vor ihm verschlossen; vor ihm und nur vor ihm macht die Amerikanisierung mit Bewußtsein Halt.

Die schwarze Gefahr in Südafrika behandelt ein Artikel der „Hamburger Nachrichten". Schon seit geraumer Zeit dringen einzelne Stimmen an die Oeffentlichkeit, daß Gefahr vorhanden sei, daß die farbige Bevölkerung Afrikas so weit zum Selbstbewußtsein erwacht, mit Hülfe einer Organisation feindlich gegen die weißen Eroberer aufzutreten und sie zum Lande hinauszuwerfen, oder wenigstens den Versuch dazu zu machen. Auch C. Peters hat kürzlich auf die schwarze Gefahr hingewiesen. Was die Völker des Ostens für die künftige Weltstellung des weißen Mannes so gefährlich gemacht hat, das ist, wenn auch abgeschwächt und durch die Inferiorität der Schwarzen beeinträchtigt, auch in Südafrika wirksam: die langsame, hier natürlich nur unvollkommene und teilweise Annahme der europäischen Zivilisation (wenn auch nicht Kultur). Von ihr kann jede fremde Rasse sagen: Was mich nicht tötet, macht mich stärker. Eine wirkliche Gefahr wird erst eintreten, wenn eine Verbindung zwischen den halbgebildeten Farbigen der älteren Kolonien in Südafrika und der Masse ihrer mehr im Naturzustande lebenden Länder in den nördlicheren Gegenden zustande kommen sollte, wobei die ersteren die Rolle von Aufreizern, Organisatoren und gegebenenfalls der „Offiziere" spielen würden. Eine solche Verbindung herzustellen, hat sich die „äthiopische Kirche" zur Hauptaufgabe gemacht. Die Bewegung stammt aus Nordamerika, wo die Neger schon seit langer Zeit zum Teil sich zu schwarzen Gemeinden zusammengeschlossen haben. Daß eine solche Rassenkirche an erster Stelle auch der Rasse dienen muß, ist psychologisch selbstverständlich. Seit zehn Jahren besteht diese Bewegung, die in letzter Zeit solche Fortschritte gemacht hat, daß sie bereits Gegen-

stand sehr ernster Diskussion in verschiedenen Kolonialparlamenten, besonders in Natal, geworden ist. Sehr zustatten kommt den äthiopischen Wanderrednern, daß ihnen die weißen Missionen mit ihrer christlichen Predigt, daß alle Menschen Brüder seien, vorgearbeitet haben. Das letzte Ziel der Bewegung ist die Parole: Afrika für die Afrikaner! Vollständige Emanzipation von den Weißen! Die Erreichbarkeit eines solchen unklaren Zieles ist natürlich kaum diskutierbar, aber schon der Versuch dazu kann namenloses Unheil heraufbeschwören. Dazu kommt, daß seit Aufhören der mörderischen Stammesfehden die farbige Bevölkerung zunimmt, während die Einwanderung der Weißen in letzter Zeit minimal ist. Wenn England in seinen Kolonien eine vernünftige Eingeborenenpolitik verfolgt, und wenn es sich zu gemeinsamem Vorgehen mit den übrigen südafrikanischen Kolonialmächten, also Deutschland und Portugal, vereinigt, können wir getrost behaupten, daß jene Möglichkeit eines allgemeinen Aufstandes der Schwarzen zur Unwahrscheinlichkeit oder doch Bedeutungslosigkeit herabgemindert werden kann.

Die Inder-Ueberschwemmung Deutsch-Ostafrikas. Der Zuzug von Indern nach Deutsch-Ostafrika muß als maßlos bezeichnet werden. Jeder Dampfer vermehrt ihre Zahl aus dem ganz vernünftigen Grunde, weil ihnen nachweislich goldene Geschäfte blühen. Die Schuld ist zum Teil der Schwerfälligkeit des deutschen Geschäftsmannes zuzuschreiben. Es ist genug bekannt, daß die Engländer mit ihren indischen Landsleuten in Südafrika nicht ohne triftige Gründe streng verfahren. Die Bestimmung, daß der indische Kaufmann seine Buchführung in europäischer Sprache und europäischen Ziffern führen muß, hat seit Jahren vorzüglich gewirkt. So ist wenigstens eine Kontrolle möglich. Dasselbe müßte in der deutschen Kolonie geschehen. Dann würde man finden, daß — mit Ausnahmen — der Abschaum Indiens hier sein Wesen treibt. Man soll nur so viel Inder zulassen, als man regieren kann. Tritt keine Aenderung ein, so bleibt den europäischen Händlern nur noch übrig, in die Fußstapfen der Inder zu treten und Wucher, Schmuggel und Betrügereien auf ihre Flagge zu schreiben, da sie nur dann dem Inder konkurrenzfähig werden. Also ein Einwanderungsgesetz muß die Frage allernächster Zeit sein, ferner ein Kreditgesetz, denn in der schmachvollsten Weise wird der Neger vom Inder ausgebeutet, wenn er Waren von ihm auf Kredit nimmt. Ein Gesetz scheint unumgänglich notwendig, das dem Inder verbietet, an Eingeborene gegen Kredit zu verkaufen. Geschäfte, welche nicht in bar abgeschlossen sind, hätten dann keine juristische Gültigkeit. (Deutsch-Ostafrikanische Zeitung 1905, No. 18.)

Sozialismus und Rasseproblem in Australien. Auf einer Versammlung von sozialistischen Arbeitervertretern in Melbourne wurde folgende Programmerklärung angenommen: 1. Pflege des australischen Selbstgefühls auf der Grundlage der Erhaltung der Rassenreinheit und Entwicklung eines aufgeklärten und selbstvertrauenden Gemeinwesens in Australien; 2. Sicherung des vollen Arbeitsertrages zugunsten aller Produzenten mittels des gemeinschaftlichen Besitzes von Monopolen und Erweiterung der gewerblichen und wirtschaftlichen Tätigkeit des Staates und der Gemeinden.

Chinas Erwachen. Eine der wichtigsten Neuerungen in China, die bisher in Europa fast gar nicht beachtet worden ist, ist das vor wenigen Tagen erlassene kaiserliche Dekret, durch welches das bisher gültige Prüfungssystem abgeschafft wird. Dieses System war seit undenklichen Zeiten im Schwange, und auf Grund dieser Prüfungen werden die Beamten gewonnen. Die Idee, durch diese Prüfungen die gebildetsten Männer für Beamtenposten auszuwählen, war ja an sich gut, sie wurde aber durch die Anforderungen, die man an die Kandidaten stellte, wertlos gemacht. Die Prüfungen erstreckten sich nämlich nur auf die Kenntnis der Schriften und Lehren des Confucius und anderer Klassiker, und die Antworten mußten nach festliegenden Regeln niedergeschrieben werden. Auf diese Weise ermittelte man zwar, wer der Gelehrteste unter den Kandidaten war, seine Kenntnisse waren aber für praktische Zwecke völlig wertlos. Und da die Beamtenposten stets nur an diese erfolgreichen Beamten fielen, kümmerte sich niemand um moderne Errungenschaften und Wissenschaften. Das soll jetzt anders werden. Ueberall im Lande sollen moderne Schulen errichtet und die Beamten sollen aus den Reihen derjenigen, die die Schule erfolgreich besucht haben, gewonnen werden. Die Prüfungen sollen in den einzelnen Schulen abgehalten werden, nicht mehr in den Hauptstädten wie bisher. Wenn irgend etwas, so wird dieses Edikt zur Erschließung ganz Chinas für die moderne Kultur beitragen. Und wenn erst die Tausende von

Abiturienten dieser modernen Schulen in Amt und Würden sind, dann beginnt die „Gelbe Gefahr" im Ernst. (Zeitungsnotiz.)

Amerikanische Rassenzucht. San Francisco hat einen „Pflanzenzauberer", den berühmten Züchter Luther Burbank, der bereits Aepfel, Birnen und andere Früchte ohne Kerne, Pflaumen ohne Steine und einen Kaktus ohne Dornen gezüchtet hat. Ihm zu Ehren veranstaltete das Handelsamt von Kalifornien in San Francisco jüngst ein Festmahl, bei dem Burbank eine bemerkenswerte Rede hielt. Er führte aus, daß kein anderes Volk in der Geschichte so viele Blutkreuzungen aufweist wie die Amerikaner. In ihren Adern fließt das Blut aller Völker, so daß man in Amerika vom Rassenstandpunkte aus dieselben Ergebnisse wie bei der vielgekreuzten Art der Pflanzen antreffe. Das Kreuzen des Blutes in der menschlichen Familie erzeuge wie bei einer Pflanze die besten und die schlechtesten Eigenschaften in voller Intensität. Da jetzt aber in Amerika alle notwendigen Kreuzungen vollzogen wären, käme nun die Arbeit des Ausmerzens und der Verfeinerung. Als Gelehrter sei er fest davon überzeugt, daß die Amerikaner mit der Zeit die tüchtigste Rasse der Welt werden würden, wenn sie sich jetzt ernsthaft dieser Arbeit des Ausmerzens und der Verfeinerung widmen wollten. Die charakteristischen Eigenschaften der vielen Völker, aus denen die Amerikaner bestehen, würden sich in dem Gemisch zeigen, wobei viele schlechte Eigenschaften entfernt würden und die Tugenden erhöht wären. (Zeitungsnotiz.)

Zurückweichen des deutschsprachlichen Elements in der Schweiz. Der Sprachenkampf, der in anderen Ländern mit gemischt-sprachiger Bevölkerung dieser nicht erspart bleibt, scheint auch in der Schweiz bevorzustehen. Wir erwähnten bereits vor einiger Zeit der Gründung eines „Deutsch-schweizerischen Sprachvereins" in Zürich, der an der Tatsache nicht vorbeigehen will, daß das deutsch-sprachliche Element sich trotz des Zuzuges deutscher Einwanderer im Rückgange befindet. Vier Landessprachen sind in der Schweiz vorherrschend: Deutsch, Französisch, Italienisch und das in den Bündlerbergen verbreitete Romanisch; letzteres sprachen aber von je 1000 Einwohnern im Jahre 1888 nur 13, im Jahre 1900 nur 12. Deutsch sprachen im Jahre 1888 von 1000 Einwohnern 714; diese Zahl ging jedoch im Jahre 1900 auf 698 zurück; das Französische stieg von 214 auf 220 in den genannten Jahren auf je 1000 Einwohner; das Italienische erfuhr den verhältnismäßig größten Zuwachs von 53 auf 57 unter 1000 Einwohnern. Leider liegen bei dem Zurückweichen des deutschen Sprachelements in der Schweiz die Gründe so, daß die zahlreichen Deutschen, welche in ein französisches Sprachgebiet einwandern, bereits in der folgenden Generation romanisiert werden, während die wenigen Welschen, die sich in einem deutschen Sprachgebiet niederlassen, nicht nur ihre eigene Sprache behaupten, sondern auch noch zuweilen die deutschsprechende Bevölkerung romanisieren. (Hamburger Nachrichten, 1905, No. 611.)

Beruht Geburtenabnahme auf Entartung? In allen Kulturstaaten nehmen die Geburtenziffern ab. Viele sehen darin ein Entartungszeichen. Kinderreichtum scheint in gewissen Familien und bei bestimmten Rassetypen erblich zu sein. Man könnte dabei an das Ablösen mehrerer Ovula bei der Periode, an ihr längeres Verweilen in der Gebärmutter, an der Lebensfähigkeit des Spermas, günstige Sekrete, an besonders reichliches Sperma, häufige Libido usw. denken. Wie dem auch sei, fest steht, daß, wenn Kinder, namentlich Mädchen, aus solchen kinderreichen Familien unverheiratet bleiben, die Geburtenzahl abnehmen muß. Aus Geldrücksichten aber werden bekanntlich Mädchen aus kinderarmen Familien bevorzugt. Sinken der Geburtenziffer ist also noch kein Entartungszeichen, so lange es in mäßigen Grenzen bleibt, und das Minus der Quantität durch ein Plus an Qualität mehr als ausgeglichen wird. Das ist sehr wohl möglich, da Sprößlinge aus kinderreichen Familien ceteris paribus schwächlicher zu sein pflegen und eine größere Sterblichkeit zeigen. (Med.-Rat Näcke, Arch. f. Kriminalanthrop. u. Kriminalistik. 1905, No. 4.) — A. K.-H.

Die Zunahme der Wahnsinnigen in England. Schon seit einigen Jahren beschäftigt man sich in England mit wachsender Besorgnis mit der Tatsache, daß die Zahl der Wahnsinnigen außerordentlich schnell zunimmt. Seit dem Januar letzten Jahres ist wieder eine Zunahme von 2630 Wahnsinnigen festgestellt worden; die Gesamtzahl der Irren betrug am 1. Januar d. J. 119829, was schon die Bevölkerung einer Großstadt ausmachen würde. Die Zunahme ist im letzteren Jahr allerdings nicht ganz so groß gewesen als in den drei früheren Jahren; so betrug

sie im Jahre 1903: 3235. Zwischen der Dichtigkeit der Bevölkerung und der Zahl der Irren gibt es indessen dem Anscheine nach keine feststehenden Beziehungen. Am höchsten war das Verhältnis der Irren in Grafschaften, die zu den am wenigsten dicht bevölkerten gehören. Abgesehen von London, bedeutet die Dichtigkeit der Bevölkerung in den Städten selbst durchaus nicht notwendig eine hohe Verhältniszahl von Wahnsinnigen. So hat die Stadt Bath mit einer Bevölkerungsdichtigkeit von 2,5 Personen auf den Acre 4,74 Irre auf Tausend, während Croydon mit einer Dichtigkeit von 5,9 auf den Acre 1,99 auf Tausend hat. Das dichtbevölkerte Exeter (19,9 auf den Acre) hat die höchste Irrsinnsrate: 5,13, und Brighton mit 62,7 Personen auf den Acre nur 4,64 Irre auf tausend Personen. Unter den Ursachen des Irrsinns widmet man eine besondere Aufmerksamkeit dem übermäßigen Alkoholgenuß, der bei 22,7 pCt. der Männer und 9,4 pCt. der Frauen mit Sicherheit als Grund festgestellt ist.

Der Kampf gegen den Cölibat der Priester wird von J. Müller in der „Renaissance“ fortgesetzt. Er weist darauf hin, daß die Ehelosigkeit nicht Sache eines jeden Seelsorgers sein kann. Es ist, wie wenn man einen Menschen erbarmungslos auf einen steilen, dornigen Pfad über Klüfte und Gestrüpp ohne Rücksicht auf seine Kräfte verweist, während daneben die bequeme Landstraße zieht, wo er leicht und ohne Unfall zum Ziel käme. Nicht eines paßt für alle; warum nicht Mannigfaltigkeit der Lebensgestaltung? Die Größe der schwersten Entsagung kann nur dem freien Entschluß entsprießen; man kann, man darf sie nicht erzwingen; man muß in jedem Moment den freien Rücktritt lassen. So lehrt es Schrift und Ursitte der Kirche; niemand hätte daran rütteln sollen. Der Klerus muß seine eigene Pflanzschule sein, er darf nicht Raubbau an andern Ständen treiben; er sollte vielmehr selbst an die gebildeten Stände Glieder abgeben. Schon die Gleichstellung mit dem protestantischen Klerus bezüglich der Besoldung sollte zur Freilassung der Verheiratung wenigstens des niederen Klerus drängen. Wenn die Kirche diese dem unierten Griechen-Klerus zugesteht, warum weigert sie sie dem abendländischen? Sind die Russen und Griechen andere Menschen als die Deutschen, Franzosen, Italiener? Ist die asketische Idee durch Gestattung der Klerikerehe erloschen? Nein, sie wird nur reiner.

Fortschritte der Abstinenzbewegung in England. Die Beeinflussung der Trinkanschauungen eines ganzen Volkes durch eine kräftige Enthaltsamkeitsbewegung zeigt gegenwärtig England. Der Daily-Expreß weist in seiner Ausgabe vom 15. Juni ausdrücklich darauf hin, „daß die öffentlichen Schenken ebenso im Abnehmen begriffen sind, wie die privaten Weinkeller, die sich leeren und mehr als photographische Dunkelkammer und für andere Zwecke gebraucht werden“. Einer der hervorragendsten Weinhändler sagte einem Redakteur, daß es nicht länger als würdig und wesentlich für einen Landedelmann oder einen Villenbesitzer gehalten werde, einen guten Weinkeller zu besitzen. Die Ausgaben für alkoholische Getränke sind daher in den letzten fünf Jahren um 16940062 Pfund Sterling in England geringer geworden und John T. Rae, der Geschäftsführer der „National Temperance League“, dürfte recht haben, wenn er sagt, daß die Abstinenzvereinigungen nach Jahren schwerer Arbeit jetzt einige Früchte sehen. Da auch bei uns der Enthaltsamkeitsgedanke immer populärer wird, so werden auch in Deutschland sich hoffentlich ähnliche Erscheinungen zeigen; denn gegenwärtig vertrinkt das deutsche Volk noch über drei Milliarden Mark und verwendet nur den zehnten Teil dieser Summe für Kulturzwecke.

Enthaltsamkeitsbewegung in Japan. In Japan gibt es eine Gesellschaft „Kin-shu-kai“ mit 200000 Mitgliedern, die sämtlich die Verpflichtung lebenslänglicher Enthaltsamkeit in bezug auf berauschende Getränke und Tabak eingegangen sind. Ein junger Mann, der vor dem 20. Lebensjahr alkoholische Getränke genießt oder raucht, ist eine große Seltenheit und gilt als mißratener Sohn. Vielleicht öffnen solche Tatsachen uns Deutschen die Augen. Daß Japan so große Fortschritte aufzuweisen hat, verdankt es seiner Nüchternheit. Befleißigen wir uns nicht in gleichem Maße, ein nüchternes Volk zu werden, dann besteht in der Tat eine große gelbe Gefahr.

Die Zahl der Heilstätten für Lungenkranke in Deutschland ist in einem erfreulichen steten Anstieg begriffen. Im Jahre 1892 bestanden ihrer nur drei, im Jahre 1897 bereits 13 und 1902 waren nicht weniger als 56 vorhanden, gegenwärtig sind schon 68 solche Anstalten im Betriebe. Mehrere Heilstätten sind noch im Baue begriffen und außerdem gibt es 27 Privatheilanstalten für Lungen-

kranke. An der Spitze der großen gemeinnützigen Vereine, welche sich mit der Heilstättenförderung befassen, steht das Rote Kreuz mit der zu ihm gehörenden Organisation der Vaterländischen Frauenvereine; dazu kommen die Landesversicherungsanstalten, Knappschaftsvereine, Gemeinden und Gemeindeverbände. Auch staatlicherseits wird die Heilstättenbewegung vielfach durch Terrainüberweisungen und Beiträge unterstützt. In jüngster Zeit hat der Berliner Magistrat beschlossen, auf dem Rieselgute Buch eine Anstalt für mittellose Brustkranke zu errichten, welche 1000 Betten enthalten soll.

Zur Rassenfrage in Südafrika. Auf dem Kongreß der British Association in Kapstadt kam eine interessante Arbeit des Vorstehers der Hochschule von Graaf Reinet zur Verlesung, aus der zu erkennen ist, daß die Rassefrage in Südafrika in naher Zukunft der weißen Bevölkerung schwere Sorgen bereiten kann. Der Redner wies zunächst auf die Schwierigkeiten hin, die schon in dem Nebeneinanderbestehen der englischen und der Burensprache liegt. Dazu kommt die wachsende Gärung unter den Eingeborenen. Wie ernst die Frage ist, geht nach Ansicht des Redners daraus hervor, daß vor kurzem in einem politischen Verein Eingeborener der Vorsitzende erklärte, es sei für die Farbigen jetzt der Zeitpunkt gekommen zu beweisen, daß das Land ihr Eigentum sei. Der Schulvorsteher von Graaf Reinet glaubt trotzdem nicht ernstlich an die Möglichkeit eines Aufstandes der Eingeborenen, ist jedoch vollständig davon überzeugt, daß in Zukunft die Rassenfrage zwischen Engländern und Buren verschwinden und dem Kampfe zwischen Schwarzen und Weißen Platz machen werde. Er würde sogar einen blutigen Aufstand der Eingeborenen willkommen heißen, wenn dieser dazu dienen könnte, der heranwachsenden Generation klar zu machen, daß es ein schwerer Fehler sei, wenn die weißen Rassen sich befehden, und daß es für jede politische Partei gefährlich sei, mit der zweischneidigen Waffe des Stimmrechtes der Eingeborenen zu spielen. Die gesamte weiße Bevölkerung müsse der Lösung der höchst kritischen Frage ihre ganze Aufmerksamkeit zuwenden. (Süd-Afrika, 1905, No. 5.)

Bücherbesprechungen.

Carlo Detto, Die Theorie der direkten Anpassung. Jena 1904. Verlag von Gustav Fischer.

Bekanntlich ist die Erklärungsweise, welche Darwin für die Entstehung der Arten, für ihre Gestaltung und Anpassung an die Lebensbedingungen gab, in den letzten Jahren ein Gegenstand heftiger Befehdung gewesen. Insonderheit sind es zwei Gesichtspunkte, die gegen ihn ins Feld geführt werden, die Theorie der direkten Anpassung und der Vererbung erworbener Eigenschaften. Da diese Lehren schon von Lamarck aufgestellt wurden, nennt man die neueren Vertreter derselben Neo-Lamarckisten. Ich habe schon mehrfach darauf hingewiesen, daß diese neueste Phase der biologischen Entwicklungslehre, wie sie von den Neo-Lamarckisten vertreten wird, gegenüber Darwin einen Rückschritt bedeutet. In dieser Auffassung wird man auf das eindringlichste bestärkt durch die vorliegende Arbeit von Carlo Detto, welche die namentlich von Botanikern in die Welt gesetzte Lehre von der direkten Anpassung einer scharfsinnigen Kritik unterzieht, und die um so bedeutungsvoller ist, als ihr Verfasser selbst Botaniker von Fach, also mit dem Tatsachenmaterial genau vertraut ist.

Als Ergebnis seiner Studien kann man kurz den Satz hinstellen, daß alle Veränderungen, die als direkte Wirkungen des Milieu (Nahrung, Licht, Wärme, usw.) angesehen werden, in Wirklichkeit nichts sind als Anpassungen, die sich innerhalb der Grenzen der individuellen Variabilität bewegen und die daher keinerlei rassezüchtende Bedeutung haben. Eine ganze Reihe anderer Erscheinungen, die zur direkten Anpassung gerechnet zu werden pflegen, müssen bei näherer Untersuchung als Rückschlagserscheinungen, Hemmungsbildungen usw. aufgefaßt werden. Die „direkte Anpassung“ hat daher für das Anpassungs- und Deszendenzproblem keine Bedeutung. Es gibt keine direkte Anpassung der Arten, die zu veränderten konstanten Eigenschaften der Organismen führt.

Ebenso erschütternd, wie für die Lehre von der direkten Anpassung, sind des Autors kritische Untersuchungen für die Hypothese einer Vererbung erworbener

Eigenschaften. Auch hier halten die Tatsachen, die für eine solche angeführt zu werden pflegen, vor einer tiefer eindringenden Analyse nicht stand. Es sind zum Teil nur Scheinvererbungen durch Uebertragung derselben fortwirkenden Ursache (Bakterien, Toxine), zum Teil gleichsinnige Veränderungen im Körper und Keim. Eine Vererbung von Veränderungen, die im ausgebildeten Körper, am „Soma", zufällig und ohne Veranlagung hervorgerufen werden, ist noch niemals konstatiert worden.

Dettos Kritik des Neo-Lamarckismus ist für diesen einfach vernichtend. Seine Darstellung und Zergliederung der von den Neo-Lamarckisten vorgebrachten Tatsachen ist durchaus einwandfrei und ohne tendenziöse Vorurteile unternommen. Wir möchten das im gegenwärtigen Streit der Meinungen gut orientierende Buch angelegentlich empfehlen. Dr. L. J. Lange.

Wilh. Bölsche, Die Abstammung des Menschen. Mit zahlreichen Abbildungen von Willy Planck. 99 S. 8°. Brosch. Mk. 1,—, geb. Mk. 2,—. Stuttgart, Kosmos, Gesellschaft der Naturfreunde, Geschäftsstelle: Franckhsche Verlagshandlung.

Der Verfasser hat sich die Aufgabe gestellt, sein Thema in populärster Form und knappster Darstellung zu behandeln: so präsentiert sich denn diese „Abstammung des Menschen" auf nur 80 Oktavseiten, wozu noch etwa 10 Seiten Abbildungen kommen. Nichtsdestoweniger darf man dem Autor das Zeugnis ausstellen, daß er auch in diesen engen Grenzen den Gegenstand für den Laien im wesentlichen erschöpft hat.

Etwas ungewöhnlich ist der Gedankengang; man muß sich zunächst in das Buch hineinlesen. Unser schulmäßiges Denken ist bekanntlich darauf dressiert, geschichtliche Prozesse in ihrer zeitlichen Aufeinanderfolge zu betrachten, dergestalt, daß wir von der Vergangenheit zur Gegenwart fortschreiten. Ebenso sind wir gewöhnt, alles, was eine Entwicklung durchgemacht hat, zunächst in den Anfangszuständen zu betrachten und es dann durch seine verschiedenen Stadien bis zur vollkommensten Form zu verfolgen. Bölsche verfährt umgekehrt. Er beginnt bei der Gegenwart und leitet von hier aus unsere Gedanken zunächst zum Urmenschen zurück bis zu dem Punkt, wo die Grenze zwischen Mensch und Tier zu verschwimmen beginnt. Von hier geht der Weg in Wort und Bild die ganze Ahnenreihe hinauf, überall mit Heranziehung der wichtigsten Verknüpfungsglieder und unter Benutzung der zuverlässigsten Gedankenbrücken, bis wir schließlich bei der Urzelle angelangt sind. Selbst über diese Stufe hinaus leitet uns der Forscher: wir lernen die Empfindung, das unterscheidende Merkmal zwischen belebtem und unbelebtem Stoff, als eine Grundeigenschaft aller Materie kennen und gewinnen die Ueberzeugung, daß es keines Schöpfungswunders bedarf, um die Anfänge des Lebens auf der Erde zu erklären.

Mit einer kurzen, aber instruktiven Erläuterung derjenigen Faktoren, welche es bewirkten, daß das erste Lebewesen nicht in seiner Urform verharrte, sondern die ganze Entwicklungsreihe bis zum Menschen durchlief, findet das Buch seinen Schluß, das die hervorragende Befähigung des Verfassers zu populärer Darstellung naturwissenschaftlicher Probleme auch hier wieder im besten Lichte zeigt.

Dr. F. Landmann.

G. Eyerich und L. Loewenfeld, Ueber die Beziehungen des Kopfumfangs zur Körperlänge und zur geistigen Entwicklung. J. F. Bergmann. Wiesbaden, 1905.

Ein Militärarzt und ein Nervenarzt — gewiß für die gestellte Aufgabe eine zweckmäßige Vereinigung — haben sich, da die bisherigen Untersuchungen sich bei näherer Prüfung als unzulänglich erweisen, den Einfluß der Körpergröße auf die Gehirnentwicklung in seinem vollen Umfang aufzudecken, zusammengetan, um durch erneute Untersuchungen die vielumstrittene und in verschiedenem Sinne beantwortete Frage der Lösung näher zu bringen. Im ersten Abschnitt werden „frühere Untersuchungen zusammengestellt und beurteilt, doch kann derselbe auf Vollständigkeit

keinen Anspruch machen, da man verschiedene, auf diesem Gebiete beachtenswerte Forschernamen, wie Dubois, Seggel, Boyd, Snell u. a., vermißt. Ihre „eigenen Untersuchungen“ haben die Verfasser an 935 Soldaten und 300 Einjährigen der Münchener Garnison, sowie an 312 Schulkindern vorgenommen, und das Ergebnis ist, kurz gesagt, ein negatives, da sie „gewissen verbreiteten Anschauungen keine Stütze gewähren“, daß nämlich einerseits die Leibeslänge, andererseits die geistige Begabung „zu jenen Faktoren zählt, welche die Massenentwicklung des Gehirns beeinflussen“. Im Anhang werden die Gehirngewichte von 207 im Münchener Garnisonlazarett gestorbenen Militärpersonen, darunter 27 Unteroffiziere, 1 Einjähriger, 1 Fähnrich und 2 Offiziere, mitgeteilt, und auch diese Befunde sind geeignet, die von den Verfassern vertretene Auffassung zu stützen, daß für die geistigen Fähigkeiten „die Massenentwicklung des Gehirns ungleich weniger als die Organisation desselben in Betracht kommt“. Dieser Ansicht wird jeder sachverständige und einsichtige Forscher beipflichten, und ich selbst habe ihr in diesen Blättern (I 7, S. 592) Ausdruck gegeben mit den Worten: „Diese (die Gehirne) verhalten sich ungefähr wie die Taschenuhren: weder die größten noch die kleinsten sind die besten, sondern die am feinsten ausgearbeiteten.“

Trotzdem kann man unmöglich leugnen, daß ein gewisser Zusammenhang zwischen Leibesgröße und Geisteskraft einerseits und Gehirngewicht und Kopfumfang andererseits im ganzen und großen besteht, ja biologisch und physiologisch bestehen muß. Die Verfasser haben selbst das Gehirn des Pferdes mit dem des Elefanten verglichen, und ein Blick auf die Schädelumrisse eines Großaffen, des Pithekanthropus, des Urmenschen von Neandertal und eines Kulturmenschen von heute zeigt augenfällig die Zunahme des Schädelraumes, also auch der Gehirnmenge, mit der fortschreitenden geistigen Entwicklung. Das auf S. 51 angeführte Beispiel des kleinen Gehirns eines Pudels oder Jagdhundes und des großen eines Rindes scheint mir nicht sehr glücklich gewählt; das Rind hat ja im Verhältnis zu seiner viel größeren Leibesmasse ein kleineres Gehirn. In solchen Fragen können nur sehr große Zahlen, die jeden Zufall ausschließen, entscheiden, besonders bei unserer mit allerlei krankhaften Anlagen und Veränderungen behafteten Mischlingsbevölkerung.

Auf der Anthropologenversammlung in Salzburg ist die Einrichtung von Anstalten für Hirnforschung beschlossen worden; hoffentlich gelingt es auf solche Weise, in diese oder ähnliche Fragen Klarheit zu bringen.

Dr. Ludwig Wilser.

Kurt Breysig, Der Stufenbau und die Gesetze der Weltgeschichte. Berlin 1905, Verlag von Georg Bondi.

Das Interesse für geschichtstheoretische Probleme nimmt in steigendem Maße zu. Gesetze und Entwicklungsstufen in dem Gesamtgeschehen der Universalgeschichte festzustellen, ist neuerdings das eifrige Bemühen hervorragender Forscher. Vico, Herder, Hegel waren darin vorausgegangen, und wie in der physikalischen Wissenschaft, so schreitet man nun auch auf dem Gebiete der Geschichte nach einer Periode eifriger Detailforschung zur „historischen Synthese“. Schriften von Wirth, Meyer, Lamprecht, Simmel, Gottl, Hartmann kennzeichnen diese philosophischen Bestrebungen am deutlichsten.

Ihnen reiht sich Kurt Breysig an, der sich schon durch seine kulturgeschichtlichen Versuche einen Namen gemacht hat. In der vorliegenden Schrift will er nun seine theoretischen Ansichten darlegen. „Drei Möglichkeiten weltgeschichtlicher Zusammenfassung bieten sich heute dar.“ Die erste ist die althergebrachte Methode der zeitlichen Ordnung, die A. Wirth in seinem Buch über Volkstum und Weltmacht in der Geschichte angewandt hat. Die Methode der räumlichen Teilung ist neuerdings im Anschluß an Ratzels Forschungen durch H. Helmolt in der von ihm herausgegebenen Weltgeschichte befolgt worden. Die Lehre von den räumlichen Völkerkreisen, wie sie in dem Werk zum Ausdruck kommt, geht von dem Gedanken aus, daß die Geschichte eines Volkes das Erzeugnis des Bodens sei, auf dem es erwachsen ist. Dagegen führt Breysig an, daß fast alle großen Bildungen geistiger und staatlicher Eigentümlichkeiten, die das Erdenrund aufweist, durch eingewanderte Völker geschaffen worden sind, so die aller europäischen Länder, so die meisten Vorderasiens, Aegyptens, Indiens, Japans, vielleicht auch Chinas.

Aber weder die Einheit des Ortes, noch die der Zeit bietet der Gliederung der Weltgeschichte die meisten Vorteile. Als dritte Möglichkeit führt Breysig den Gesichtspunkt der Rasse an, der „wunderbarerweise noch nicht gewählt worden, den zu erörtern aber heute trotzdem geboten ist, da man sicherlich in kurzer Zeit auch sie versuchen wird". — „Während nämlich heute in den Grenzbezirken der Geschichtsschreibung, in denen Wissenschaft und Tagesschriftstellerei einander berühren, um nichts so viel Geräusch gemacht wird, wie um die Rasse, ist, soweit ich sehe, noch niemand auf den naheliegenden Gedanken gekommen, vom Gesichtspunkt der Rasse eine Gliederung des weltgeschichtlichen Stoffes zu versuchen" (S. 7). — Es ist mehr als befremdend, wie der vielbelesene Autor einen solchen Satz schreiben konnte. Mag man über Gobineau denken, wie man will, aber gerade er hat in seinem epochemachenden Werk über die „Ungleichheit der Menschenrassen" diesen Gesichtspunkt konsequent durchgeführt, und zwar in einer Weise, daß die inzwischen so bedeutsam fortgeschrittene historische und soziale Anthropologie und die neuesten archäologischen Forschungen in Aegypten, Kreta, Babylonien, Japan usw. seine Hypothesen immer mehr bestätigen.

Aber nicht nur Gobineau ist dem Autor seltsamerweise unbekannt geblieben, sondern auch Morgan wird nicht erwähnt, der in seiner „Urgesellschaft" eine Gliederung der Geschichte nach den Stufen der Wildheit, Barbarei und Zivilisation nebst je drei Unterstufen mit großem Erfolge versuchte.

Breysig selbst schlägt einen neuen eigenen Weg ein. Er unterscheidet Urzeit, Altertum, Mittelalter, Neuzeit, die beiden letzteren mit je zwei Unterstufen. Er gewinnt seine Begriffe vornehmlich an der germanisch-romanischen und griechisch-römischen Entwicklung und sucht in dieses Schema alle Stämme und Völker der Erde einzuordnen. Die meisten sind im Stadium der Urzeit beharrt, einige haben die Stufe des Altertums und des Mittelalters, und die wenigsten die höchste Stufe erreicht. Im wesentlichen nimmt Breysig als unterscheidende Merkmale der sechs Stufen die politisch-sozialen Entwicklungszustände an.

Man muß zugeben, das dieses Einteilungsprinzip gewisse Seiten der Völkerentwicklung in ein klares Licht stellt und manche Gleichmäßigkeiten in der Geschichte aufdeckt. Aber es ist kein erschöpfendes Prinzip. Die Morgansche Einteilung scheint mir dazu viel fruchtbarer und geeigneter zu sein, wie ich auch überzeugt bin, daß eine Verbindung der Gobineauschen Rassenstufen und der Morganschen Kulturstufen am ehesten geeignet ist, Ordnung und Gliederung in den Prozeß der Menschheitsgeschichte zu bringen. Die räumlichen und zeitlichen Verhältnisse spielen in einer solchen Betrachtungsweise eine wichtige, doch immerhin sekundäre Rolle.

Breysig spricht es zwar nicht deutlich aus, doch geht es aus seinen Ausführungen hervor, daß er die Rasse als den entscheidenden Faktor in der Geschichte ansieht. Denn schließlich sagt er selbst, „daß Stufen-Ueberlegenheit selbst nichts anderes heißt als Rassen-Ueberlegenheit, nur die höhere Rasse dringt zur höheren Stufe" (S. 103). Um so befremdender sind seine Urteile über die moderne Rassenlehre: z. B. „Heute gleichen die Schilderungen doch noch allzu oft den köstlichen Sätzen des alten Linné — —" (S. 89) oder: „ganz zu schweigen von all dem blinden Eifer, der heute in Rassefragen sich fälschlich als Wissenschaft gebärdet und um so vordringlicher auftritt, je weniger feste Grundlagen er unter den Füßen hat" (S. 92). — Ich meine, mit solchen Sätzen ist die moderne Rassenlehre nicht abzutun, und sie zeigen nur, daß der Autor mit den Lehren von Klemm, Carus, Gobineau, Lapouge, Penka, Wilser, Le Bon, Collignon, Ujfalvy, Ammon usw. nicht genau vertraut sein muß. Was er selbst an Rassenlehre bringt, steht übrigens jenen Lehren sehr nahe. Dr. L. Woltmann.

Dr. J. Fromer (Elias Jacob), Das Wesen des Judentums. Leipzig 1905. Hüpeden & Merzyn.

Nach der sehr instruktiven Arbeit von Dr. Ruppin über „Die Juden der Gegenwart" wird auch dieser neue Beitrag zur Judenfrage dankbar begrüßt werden müssen, obwohl das Werk Fromers ganz anders geartet ist, er von ganz anderen Gesichtspunkten ausgeht und auch zu ganz anderen Ergebnissen kommt als Ruppin. Während Ruppin das Judenproblem hauptsächlich vom anthropologischen und nationalökonomischen Standpunkte betrachtet, ist Fromers Werk mehr eine persönliche Bekenntnisschrift. Es wird vielleicht nicht tunlich sein, einen rein wissenschaftlichen Maßstab an das Werk zu legen. Fromer vermag die Juden-

frage nicht so nüchtern zu betrachten wie Ruppin. Es hat schwere innere Kämpfe in sich auskämpfen müssen, bis er sich zu seiner gegenwärtigen vorurteilsfreien Stellungnahme zum Judenproblem durchzuringen vermochte. Im russisch-polnischen Judenghetto aufgewachsen, hat er bis zu seinem 23. Jahre keine andere Sprache gesprochen, als den jüdisch-deutschen Jargon.

Nach vielen Mühen und Entbehrungen hat er sich endlich die nötige Vorbildung erworben, um an einer reichsdeutschen Universität studieren zu können. Heute ist wohl Fromer durch seine genaue Kenntnis der gesamten talmudischen Literatur und seine große allgemeine Bildung mehr als jeder andere in der Lage, uns über das Wesen des Judentums Aufschluß zu geben.

Unsere ganze Zivilisation, behauptet Fromer, setzt sich aus drei Elementen zusammen, dem ethischen, dem ästhetischen und dem logischen. Bei allen Völkern und Rassen sind nun diese drei Kulturelemente verschieden verteilt. Die Griechen waren beispielsweise ein hauptsächlich ästhetisch veranlagtes Volk, die Römer eine hauptsächlich logisch ausgebildete Nation, das Grundelement des Judentums ist hingegen die Ethik. Der charakteristische Jude vermag niemals Freude an den Dingen um ihrer selbst willen zu empfinden. Er fragt immer überall nach den hinter den Dingen liegenden Zwecken. Der dumpf dahinlebende Ostjude kann nicht einmal die Natur mit heiteren unbefangenen Blicken betrachten. Ein jüdisches Kind in Russisch-Polen fragt nicht, ob der Mond schön oder groß ist, sondern seine erste Frage, die es an seine Eltern über den Mond richtet, lautet: „Darf man den Mond anschauen?“

Die Verachtung der Schönheit und des logischen Denkens ist dem jüdischen Volke nicht angeboren. Erst seitdem die Juden ihre Verbindung mit dem Mutterlande verloren hatten, mußten die Rabbiner daran denken, den Juden einen Ersatz für das verlorene Vaterlandsgefühl zu schaffen und sie gaben ihnen jene unglückselige talmudische Lebenslehre, welche sie in einen unüberbrückbaren Gegensatz zu ihren Wirtsvölkern gestellt hat. Fromer bekämpft auf das schärfste die Ansicht, die noch heute von vielen jüdischen Geschichtsschreibern verbreitet wird, daß an der schlechten Lage der Juden die Wirtsvölker alle Schuld trifft. Das schwierige Judenproblem kann weder durch eine einseitig philosemitische noch durch eine antisemitische Stellungnahme geklärt werden.

Die Juden wie die Wirtsvölker haben eine historische Schuld abzutragen und an der schlechten, schmachvollen Lage der Ostjuden sind beide Teile in gleicher Weise schuldig. Die Juden haben dem allgemeinen Gesetze Widerstand geleistet, welches im ganzen Völkerleben in gleicher Weise gilt, daß die Schwachen sich den Starken unterwerfen und schließlich in ihnen aufgehen müssen. Sie haben eine Lebensweise und Lebensanschauung angenommen, die tatsächlich von der der Wirtsvölker in allem verschieden ist. An den Toren des Judenghettos hört die Macht der Zivilisation auf. Aber auch jene „modernen“ Juden, die am halben Wege stehen bleiben und die, wie Moses Mendelsohn glauben, daß die strenge Befolgung der Zeremonialreligion und die Teilnahme am Kulturleben unserer Zeit vereinbarlich sind, müssen verurteilt werden.

Auch die Wirtsvölker werden eine historische Schuld sühnen müssen. Da ihre Väter die Juden aufgenommen und bei sich behalten haben, haben sie den Nachkommen die Pflicht hinterlassen, sich um das Schicksal ihrer Schützlinge zu bekümmern. Das erfordert die Gerechtigkeit, aber auch die Nützlichkeit, denn der Zustand, in dem sich die Juden (speziell im Osten) befinden, ist „für die Wirtsvölker beschämend und schädlich“.

Wir können schließlich Fromer nur zustimmen, wenn er ausführt, daß nicht Schlagworte, sondern bloß ein eingehendes Studium aller jener Faktoren, welche die abnormale Erhaltung des Judentums und den Haß gegen dasselbe erzeugt haben, das Judenproblem der Lösung näher bringen können.

Leo Fried.

Dr. Alfred Jeremias, Monotheistische Strömungen innerhalb der babylonischen Religion. Leipzig, 1904. J. C. Hinrichs. 48 S.

Zunächst wirft Jeremias mit vollem Rechte sowohl Delitzsch als Hommel vor, daß sie die geistige Höhe der vorsemitischen Religion in Mesopotamien unterschätzten. In der Tat ist es eine aus der Luft gegriffene und nicht einmal wahrscheinliche Behauptung, daß die hochkultivierten Sumerer noch auf der animistischen

Religionsstufe gestanden haben sollten. Mit demselben Recht bezweifelt er die Beweiskraft von Delitzsch' Schlusse aus den mit Ilu zusammengesetzten Eigennamen der Hammurabi-Zeit (z. B. Ilu-ittia, d. h. Ilu sei mit Dir!) auf den Monotheismus. Wirklich wird Delitzsch' niemals nachweisen können, das Ilu „der Gott" und nicht „ein bestimmter Gott" geheißen hat.

Dagegen gibt Jeremias Hommel darin recht, daß man mit der Verehrung Sins, des Mondes, zeitweilig monotheistische Vorstellungen verbunden hat. Fraglich scheint mir dabei nur, ob durch einen solchen planetarischen Monotheismus eine hohe oder eine niedere Religionsstufe gegeben ist. Denn wenn man alle Völker auf unserer Erde, die überhaupt schon über den Animismus hinaus sind, überschaut, so muß man bekennen, daß die Völker mit ausgebildetem Polytheismus fast durchwegs auf einer höheren Stufe stehen, als die mit einer mehr oder weniger monotheistischen Verehrung etwa des Sonnengottes oder des Mondes. Jeremias scheint dieser Erkenntnis nicht ganz fern zu stehen, wenn er erklärt, daß „das Axiom von einer gradlinigen Entwicklung der religiösen Erkenntnis" „zuschanden" werden müsse.

Wieder anders, nämlich aus politischen Verhältnissen heraus ist es zu verstehen, wenn der Stadtgott der Hauptstadt zum summus deus, zum Göttermonarchen über alle Landesgötter gemacht wurde. Jeremias entdeckt nämlich auch in der Verehrung Marduks, des Stadtgottes von Babylon, und in der Nebos, des Stadtgottes Assurs, „monotheistische Züge". Weitere solche Züge vermutet er im „Geheimwissen der Priester", d. h. in der vorderasiatischen Philosophie, die im Gegensatz zur europäischen den Monotheismus begünstigt habe. Jeremias erklärt es ferner für einen „Irrtum", in den sogenannten „babylonischen Bußpsalmen" (richtiger Strafgebeten) den Monotheismus suchen zu wollen, er findet selbst aber (übrigens wenig überzeugend) „Züge der Annäherung" an den Monotheismus in ihnen, wie noch in manchem anderen. Befreiend in dem ganzen Babel-Bibel-Streit wirkt es zuletzt, wenn er erklärt, daß der Monotheismus an sich wenig wertvoll sei, so lange er nur „quantitativ", nicht „qualitativ", sich vom rohen Polytheismus unterscheide. Auch mir will es scheinen, daß es weniger auf die Zahl der Gottesvorstellungen, die zwischen Null und Unendlich liegen kann, ankommt, als auf ihre Reinheit. Dr. Alexander Hesse.

M. Thumm-Kintzel, Der psychologische und pathologische Wert der Handschrift. Leipzig 1905. Paul List. 208 S.

Die Anthropologie könnte es mit Freuden begrüßen, wenn es gelänge, neben der Leiblichkeit des Menschen in seiner Handschrift ein weiteres sicheres Merkmal zu finden, mit andern Worten, wenn eine wissenschaftliche Graphologie entstände. Vorliegendes Werk scheint mir den Punkt darzustellen, wo die Graphologie das Stadium des Dilettantismus zu überwinden anfängt. Wäre die groteske psychologische Einleitung nicht, ich würde sogar sagen: „überwunden hat".

Der eigentliche, graphologische Inhalt des Buches zerfällt in einen normalpsychologischen und einen psychopathologischen Teil. Für den letzteren, der hier nur kurz erwähnt sei, hat Verfasserin noch wenig eigene Studien machen können, sondern fußt im wesentlichen auf Erlenmeyers Schrift (Die Schrift, Grundzüge ihrer Psychologie und Pathologie). Der bei weitem umfangreichere erstere Teil dagegen beruht fast ganz auf eigenen Forschungen. Es werden hier für alle möglichen intellektuell, ästhetisch und ethisch wertvollen Eigenschaften die Kennzeichen in der Handschrift angegeben, während die frühere Graphologie nur auf ethischem Gebiete einige Erfolge aufzuweisen hatte.

Wichtiger aber als diese inhaltliche Erweiterung scheint mir, daß Verfasserin im vorliegenden Werke es versucht hat, über die bloße Deutung einzelner Zeichen hinauszugehen und zur umfassenderen Charakterisierung der ganzen Schrift vorzudringen. Früher war Verfasserin selbst in der reinen Zeichendeuterei befangen. Und das ist natürlich, denn es ist schließlich der Weg aller induktiven Wissenschaft gewesen, von der Konstatierung einzelner unerklärter Fakten zur Kausalerklärung größerer Zusammenhänge vorzuschreiten. Ganz richtig ist daher Verfasserin bei ihren über ein Jahrzehnt ausgedehnten Studien davon ausgegangen, rein empirisch die Gleichheiten und Ungleichheiten in den Schriften genau bekannter Menschen zu konstatieren, und daraus z. B. Zeichen für musikalische, Zeichen für poetische, Zeichen für bildnerisch beanlagte Menschen zu konstruieren. Später aber fand sie, daß alle diese Zeichen für Kunstveranlagungen sich unter einen gemeinsamen

Begriff bringen ließen, nämlich den: Vermehrung der Kurven über das Notwendige hinaus (aber in den Schriftzeichen selbst, nicht etwa in überflüssigen Schnörkeln). Damit sind aber alle ästhetischen Schriftzeichen dem kausalen Verständnis sehr viel näher gerückt, denn daß ein ästhetisch veranlagter Mensch instinktiv gern die vorgeschriebenen, unregelmäßig gerichteten geraden Schriftzüge in leicht geschwungene Kurven verwandelt, erscheint von vornherein als wahrscheinlich.

Ebenso glückte es der Verfasserin, die anscheinend sehr verschiedenen graphologischen Zeichen für eine große Anzahl ethisch wertvoller Eigenschaften (Wohlwollen, Frohsinn, Wahrheitsliebe, Zutrauen, Mut, Stolz aber Anspruchslosigkeit, Altruismus, Tätigkeit, Lebhaftigkeit, Zartfühligkeit, Mäßigkeit und Freigebigkeit) unter den Begriff zu bringen: vermehrte Abduktion oder verminderte Adduktion (also Verstärkung oder Verlängerung der von der Körperachse fortführenden Schriftzüge bezw. Verdünnung oder Verkürzung der entgegengesetzten). Auch dies ist kausal wohl verständlich; ich wenigstens möchte es ganz einfach dahin deuten, daß gute, edle Menschen instinktiv das Bestreben haben, mehr (von ihrem Körper fort) zu geben, als (an ihren Körper heran) zu nehmen. Merkwürdigerweise können aber auch die Zeichen für zwei nicht ethisch, wohl aber politisch wertvolle Eigenschaften (Veranlagung zum Herrschen und Würde) unter denselben Begriff der vermehrten Abduktion gebracht werden, womit möglicherweise ein sehr weitführender Fingerzeig gegeben ist.

Drei andere (von Th.-K. leider nicht als besondere Gruppe zusammengefaßte) ethisch-soziale Eigenschaften, nämlich der konservative Beharrungstrieb, der Sinn für Ordnung und die für Diplomaten und Geschäftsleute so wichtige Selbstbeherrschung, werden durch besondere Regelmäßigkeiten der Schriftzüge (und zwar in bezug auf die Buchstabenformen, auf die Entfernungen und auf den Schriftwinkel) gekennzeichnet. Auch das klingt glaubhaft, weil es leicht verständlich ist.

Sehr interessant sind auch die intellektuellen Zeichen. Der eigentlich logische Sinn, d. h. die Fähigkeit zur Begriffsbildung drückt sich in der Fortlassuug von unnützen Nebenzügen aus. Mit Recht betont Verfasserin, daß es sich ja auch gedanklich dabei um das Ausscheiden von Nebensächlichem handelt und daß dabei weder gedanklich noch graphologisch von einer Neuschöpfung die Rede ist. Die Fähigkeit zur intellektuellen Neuschöpfung dagegen, das Geistvolle, beginnt erst dann, wenn Dinge miteinander als vergleichbar hingestellt werden, die man bisher miteinander noch nicht verglichen hat. Verfasserin fand nun, daß geniale Menschen ihre Worte instinktiv so zu schreiben suchen, daß sie entweder ganz linksläufig oder ganz rechtsläufig entstehen; ist das unmöglich, so machen geniale Menschen gern eine Lücke zwischen dem rechtsläufig und dem linksläufig geschriebenen Teil des Wortes. Das Geistvolle liegt also darin, daß innerhalb einer zusammenhängenden Buchstabengruppe alle Züge als gleichgerichtete Schwingungen, als direkt vergleichbare Größen geformt werden.

Bringt jemand dagegen künstlich Dinge zusammen, die sich logisch nicht vergleichen lassen, so entsteht das Komische. Aus dem Zeichen für das Geistvolle folgt als Konsequenz, daß jedem Schreibenden ein rechtsläufiger und ein linksläufiger Zug instinktiv als unvergleichbar erscheinen. Verfasserin fand nun in den Schriften von Humoristen und Witzbolden kühne absteigende Verbindungszüge zwischen je einem rechtsläufigen und einem linksläufigen Zuge —, eine hübsche Bestätigung!

Zwei weitere intellektuelle Eigenschaften ergänzen sich gegenseitig: die Gesprächigkeit, deren nach oben konkaven, am Schluß stehendem Zeichen man es ordentlich ansieht, daß sein Schreiber gern immer nochmal auf die schon erledigte Sache zurückkehren möchte, und die Wißbegierde, deren Zeichen genau entgegengesetzt gebildet ist: nach oben konvex und am Anfange stehend.

Einen wirklichen Begriff von der Handschrift als anthropologischem Merkmal wird aber doch wohl nur der bekommen, der das mit zahllosen Schriftproben illustrierte Lehrbuch selbst durchstudiert. Dr. A. Koch-Hesse.

G. W. von Leibniz, Neue Abhandlungen über den menschlichen Verstand. Philosophische Bibliothek Bd. 69. 2. Aufl. Leipzig 1904. Verlag der Dürrschen Buchhandlung.

Die Anwendung der natürlichen Entwicklungslehre auf das geistige Leben hat dazu geführt, alle idealistischen und apriorischen Annahmen für das Bewußtsein

zurückzuweisen, und die alte Lehre der Sensualisten zu bestärken, daß alle Erkenntnis aus den Sinnen stamme. Schon Kant hatte dagegen zu beweisen versucht, daß zwar alles Denken mit den Sinnen und mit der Wahrnehmung beginne, aber darum nicht ganz aus denselben zu stammen brauche. In der Tat muß auch die Psyche, selbst wenn man eine „Stammesgeschichte der Seele" im Häckelschen Sinne annimmt, als eine Kraft angesehen werden, die nach selbsteigenen Gesetzen sich entwickelt und in sich selbst Formen des Denkens eingeboren enthält. Nur in diesem Sinne kann von „angeborenen Ideen" gesprochen werden, und in diesem Sinne allein haben Kant, Leibniz usw. bis Plato davon gesprochen.

Neuerdings beginnt Leibniz wieder mehr beachtet zu werden, dessen Abhandlungen über den menschlichen Verstand die vorhin charakterisierte Auffassung des „Angeborenen" in unserem Bewußtsein gegenüber J. Locke vertreten. „Die Sinne mögen zwar", schreibt er, „für alle unsere tatsächlichen Erkenntnisse notwendig sein, sind aber doch nicht ausreichend, um sie uns alle zu gewähren, weil sie stets nur Beispiele, d. h. besondere oder individuelle Wahrheiten geben." — „Daraus erhellt, daß die notwendigen Wahrheiten, wie man solche in der reinen Mathematik, besonders in der Arithmetik und in der Geometrie findet, auf Grundsätzen ruhen müssen, deren Beweis nicht von den Beispielen und folglich auch nicht vom Zeugnis der Sinne abhängt, obgleich man ohne die Sinne niemals darauf gekommen sein würde, daran zu denken." Diese Vorstellungen und Wahrheiten sind nicht etwa als „fertige Tätigkeiten", sondern nur als „Anlagen, Neigungen, Fertigkeiten oder vielmehr Kräfte" angeboren.

Die ursprünglich in französischer Sprache geschriebenen Abhandlungen sind von C. Schaarschmidt ins Deutsche übersetzt und mit Einleitung, Lebensbeschreibung und erläuternden Anmerkungen versehen worden.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Ludwig Woltmann. Redaktion: Leipzig, Lindenstraße 20.
Thüringische Verlagsanstalt Leipzig, Lindenstraße 20.
Druck von Dr. L. Nonne's Erben (Druckerei der Dorfzeitung) in Hildburghausen.

Politisch-anthropologische
IV. 9. Revue 1905.
Monatsschrift für das soziale und geistige Leben
der Völker.

Die Entstehung der Ackerbaukultur.

Dr. J. R. Eichmann.

Daß die Ackerbaukultur im spezifischen europäisch-vorderasiatischen Sinne des Wortes, also Getreidebau mittels des durch kastrierte Rinder gezogenen Pfluges, sowie Milchwirtschaft irgendwie, irgendwann und irgendwo historisch entstanden sein muß, ist ein Problem, das niemand ernstlich in Angriff genommen zu haben scheint, bis im Jahre 1896 Eduard Hahn mit seinen Werken über „Die Haustiere“ und „Demeter und Banbo“ eine geradezu geniale Lösung bot. Kürzlich hat der durch reiche archäologische Kenntnisse ebenso wie durch kühne Kombinationsgabe ausgezeichnete Forscher seine Anschauungen in einem neuen Werke („Das Alter der wirtschaftlichen Kultur“, Verlag von Winter in Heidelberg) nochmals auseinandergesetzt. Die Theorie dürfte in allen wesentlichen Punkten richtig sein.

Aber leider schleppt Hahn eine schwere Kette mit sich herum: Die Reihe der glänzenden Forschungen, welche dargetan haben, daß die arische Kultur in Nordeuropa uralt und daß sie selbständig dort entstanden ist, scheint an Hahn spurlos vorübergegangen zu sein. Sonst hätte er sich doch mindestens einmal die Frage vorlegen müssen, ob nicht auch die von ihm analysierte Entstehung des Ackerbaus noch als letztes, höchstes Glied der alten nordeuropäischen Kultur zuzuschreiben sei. Aber der Gedanke ist ihm offenbar nie gekommen. Mit fanatisiertem Blick starrt er auf das „Trugbild des Ostens“ und stammelt ehrfurchtsvoll nur immer wieder das eine Wort: Babel! Babel!

„Ehe wir nicht mehr von den Verhältnissen im ältesten Vaterlande unserer Kultur, in Babylonien, wissen .... wird sich kaum irgend etwas mit Sicherheit erörtern lassen“ (S. 36). „In Babylonien, nach meiner Auffassung dem eigentlichen Ursprungsland dieser ganzen Kultur, hat uns der Boden dergleichen (gemeint sind Uebergangsformen zum Ackerbau) bisher noch nicht herausgegeben“ (S. 50). „Babylonien ist für mich nun einmal, ich muß das immer wieder zum Ausdruck bringen, das Ursprungsland für unsere ganze so eigentümliche Wirtschaft“ (S. 99). „Die hauptsächlichsten und grundlegenden Stücke unserer Wirtschaft haben sich ... seit den Zeiten der ersten

geschichtlichen Entwicklung Babyloniens ... ungemein wenig geändert" (S. 104). „Daß ich das Ursprungsland, in dem sich das Zusammenwachsen der ursprünglich sehr heterogenen Bestandteile vollzog ..., mit sehr guten Gründen (wo?) und mit so fester Ueberzeugung, daß ich den keilschriftlichen Beweis einfach abwarte, nach Babylonien legte ..." (S. 107). „Die Pflugkultur, deren Entstehungsgebiet ich, wie schon oft gesagt, nur in Babylonien suchen und finden kann ..." (S. 111). Der Wildstier gilt als kaum zähmbar; die Zähmung „ist aber damals und nur an dieser einen Stelle doch geschehen" (S. 134). „Eigentlich müßte ich ja nun auch Beweise dafür (d. h. für den Uebergang vom Hackbau zum Ackerbau in Babylonien) aus den Funden, Keilschrifttexten oder irgend einer anderen Weise erbringen. Das ist mir zu meinem Bedauern nun noch nicht möglich" (S. 159). Auch von der Oelzucht heißt es: „so war ... unstreitig Babylonien das Gebiet, in dem sich auch diese Zucht in unsern Kulturkreis einfügte" (S. 164). „Da ich nun, wie ich nicht mehr auseinanderzusetzen brauche, Babylonien den Vorrang in der Kultur einräume ..." (S. 174).

Das sind die Sätze, in denen Hahn im vorliegenden Werke auf Babylonien zu sprechen kommt. Ich führe sie absichtlich vollzählig an, damit sich jeder davon überzeugen kann, daß Babylonien für Hahn absolut nichts anderes ist als ein dogmatisches Glaubensbekenntnis, ein Rückbleibsel der Patriarchen-Legende von „Ur in Chaldäa", die rücksichtlich der wirtschaftstechnischen Angaben doch gerade von ihm so erfolgreich bekämpft wird. Hahns offen eingestandener Glaube an Babylonien wird den Lesern immer wieder naiverweise als Begründung der Lokalisation angegeben: „Ich kann mich also nur auf meine eigene Hypothese stützen" (S. 143).

Nur zwei Stellen habe ich in dem obigen Dogmen-Verzeichnis ausgelassen, weil ich sie jetzt genauer besprechen will. Sie enthalten wenigstens Versuche der Begründung. Die eine Stelle bezieht sich auf das Klima. Ebenfalls ohne nähere Begründung erklärt nämlich Hahn (S. 39) die durch von Richthofen aufgestellte Wirtschaftsform: „Ackerbau mit künstlicher Bewässerung" für die älteste Stufe des eigentlichen Ackerbaus. Nun glaubt er aus dem jetzigen Klima Babyloniens Schlüsse ziehen zu können, welche die Entstehung dieser Ackerbauform für Babylonien wahrscheinlich machte (S. 152). Aber gesetzt, die an sich unbegründete Voraussetzung wäre richtig, so hat nach den Untersuchungen Pencks, Blytts, Aug. Schulz' usw. das Klima in Europa innerhalb der in Betracht kommenden, nach Hahns eigener Angabe „unfaßbar langen Zeit", also etwa seit der letzten Eiszeit sogar mehrmals stark gewechselt; selbst richtige Trockenzeiten hat es hier gegeben. Wenn also Hahn ein babylonisches Klima zur Entstehung des Ackerbaus für notwendig hält, so findet er in der reichen Musterkarte europäischer Urzeit-Klimate alles, was er braucht. Aus dem heutigen Klima kann man für eine so entlegene Zeit überhaupt keine Schlüsse ziehen.

Der andere Begründungsversuch führt zu greifbareren Resultaten, er knüpft an die Religion an. Voraussetzung für Hahns Ackerbau-Theorie, die ich, wie gesagt, im Prinzip für richtig halte, ist der Astralkult, d. h. eine Verehrung von Sonne und Erde, Mond und Sternen als dynamischer Naturkräfte. Ein solcher Astralkult bedingte die Pflug-

kultur, die dann ihrerseits den Astralkult zugunsten einer mehr sozial und moralisch gefärbten Religion überwandt. Nun bezeichnet aber Hahn die Babylonier als „das typische Volk ... für Sternanbetung" (S. 141). Das ist wieder nicht richtig. Will man hier überhaupt ein „typisches Volk" aufstellen, so sind es die Polynesier. Denn nach Frobenius[1]) u. a. ist die Astralreligion aus dem Gebiet des Stillen Ozeans bei weitem am reinsten und reichlichsten überliefert worden. Aber es sind genug Beweise vorhanden, daß sämtliche Kulturvölker ein Stadium reiner Astralreligion durchgemacht haben. Also auch dieser Hinweis auf Babylonien ist nicht stichhaltig.

Im speziellen wird von Hahn (nicht im vorliegenden Werke, sondern in „Demeter und Banbo") für eine südliche Entstehung der Rinderzucht und damit auch des Ackerbaus folgendes geltend gemacht: Die babylonische Istar (= Astarte) sei nicht nur Erdgöttin, sondern auch Mondgöttin gewesen. Das Rind sei deshalb das heilige Tier dieser Istar geworden, weil seine Hörner den Hörnern des Mondes glichen, und zwar vornehmlich bei der im Süden mehr wagerechten Stellung des Mondes. Obgleich sich Hahn für die doppelte Deutung der Istar auf Lenormant beruft, scheint sie mir ganz unhaltbar zu sein. Das Wesen der alten Astralkulten besteht nämlich im Unterschied zu späteren Religionen darin, daß die Götter hier noch ganz konkret gedacht sind. Die wirkliche Sonne, die wirkliche Erde wurden angebetet. Einem alten Halbkulturvolke aber zuzumuten, daß es die konkrete Gleichung Erde = Mond aufgestellt haben soll, was doch die Konsequenz der Lenormantschen Hypothese wäre, ist einfach unmöglich. Istar als Erdgöttin (die nach Wilser nichts anderes ist als unsere germanische Ostera) braucht aber Hahn für seine Erklärung des kastrierten Pflugochsen (vergl. meine Besprechung). Folglich kann sie nicht zugleich Mondgöttin gewesen sein. Der Mond war bei den Babyloniern vielmehr (ebenso wie bei den Germanen) männlich, es war der Gott Sin. — Folglich ist diese ganze Erklärung der Rinderzucht hinfällig. Ueberdies stimmen ja sämtliche Tiergeographen, die speziell über das Rind gearbeitet haben und sonst recht verschiedener Ansicht sind, Rütimeyer, Studer, Nehring, Konrad Keller usw., darin überein, daß die eine Hälfte der Rinderrassen bestimmt von dem alteuropäischen Ur (Bos primigenius) abstammen. Auch für die andere Hälfte nimmt Nehring denselben Ursprung an, während sie Franzius von einer berberischen Stammform ableitet. Wie dem auch sei, sicher ist, daß die Urbewohner Nordeuropas selbständig die Zähmung des Rindes vorgenommen haben, ebenso, wie schon viel früher die des Pferdes, die, nebenbei gesagt, von Hahn irrtümlicherweise später als die des Rindes angesetzt wird.

Was aber die Entstehung des Wagens aus den auf Räder gesetzten Götterbildern anlangt, so muß Hahn selbst zugeben:

„Für unsere Gebiete bin ich jedes Beweises enthoben, der heilige Wagen der Nerthus ist zu bekannt und ebenso die Tatsache, daß Donar (Thor) immer noch am Gewitterhimmel seinen Wagen führt. Etwas schwieriger ist der Nachweis für die übrigen Gebiete .... Besonders schwierig ist nun aber der Beweis für meine Theorie in

[1]) Das Zeitalter des Sonnengottes, Berlin 1904, Georg Reimer.

dem Gebiet, um das es sich in der Hauptsache dreht, in Vorderasien" (S. 125).

Ich denke, das spricht für sich selbst! Zum Schluß sei bemerkt, daß ja die Uebereinstimmung zwischen der vorsemitisch-babylonischen und der altnordeuropäischen Kultur sowohl in wirtschaftlicher, wie in geistiger Beziehung eine so große ist, daß ein historischer Zusammenhang vorliegen muß. Es fragt sich nur welcher. Am bekanntesten ist die Kulturwanderung, die etwa 2000 v. Chr. bis 1000 n. Chr. stattfand, und die von Babylon über Athen und Rom nach dem Norden führte. Aber diese Wanderung kommt hier nicht in Betracht, weil wichtige Güter der gemeinsamen Kultur in dem Zwischengebiete fehlen! Brot, Milch und Käse sowie die Grundlagen einer Religion, die im Uebergang von einem Astralkult zu einer moralisch-sozialen Weltanschauung steht, sind allen drei Kulturen, der babylonischen, der antiken und der altgermanischen gemeinsam, während z. B. nach China zwar die Pflugkultur, aber nicht die Milchwirtschaft, zu den Negern zwar die Milchwirtschaft, aber nicht die Pflugkultur und zu den Peruanern weder die eine, noch die andere drang. Zeigt sich in dieser Hinsicht der europäisch-vorderasiatische Großkulturkreis allen andern gegenüber als etwas Einheitliches, so ist er in anderer Hinsicht durch eine breite Lücke in zwei Teile zerrissen. Denn nur Babylon und Germanien hat die Butter und hat das Bier! Nur Babylon und Germanien hat die siebentägige Woche! Und, was hier besonders wichtig ist, nur in Babylon und Germanien heißt das größte Sternbild am Himmel „Der Wagen", bei den antiken Völkern dagegen (mit Ausnahme einer einzigen Stelle bei Homer) ganz anders, nämlich: „Die Bärin"!

Folglich kann für die Pflugkultur nebst der Milchwirtschaft und für die Mythologie nur eine viel ältere Kulturwanderung zwischen Germanien und Babylon in Betracht kommen. Daß diese, was die Mythologie anlangt, sicher von Norden nach Süden stattgefunden hat und nicht etwa umgekehrt, haben Ernst Krause und Ludwig Wilser[1]) aus der sonst unverständlichen Tatsache bewiesen, daß auch im Süden die dort gar nichts bedeutende Wintersonnenwende als Jul- und Jubelfest begangen wurde. Das macht aber für die Wirtschaft die gleiche Wanderungsrichtung wahrscheinlich. Und die Tatsache, daß Europa sicher, die übrigen Länder aber nur möglicherweise das Rind selbständig gezähmt haben, macht gerade unter der Hahnschen Voraussetzung, daß Rinderzucht und Ackerbau die einheitliche Kulturerrungenschaft einer einzigen Rasse darstellen, diese Wahrscheinlichkeit fast zur Gewißheit.

Neueste Literatur zur Rassentheorie.

Dr. Ludwig Woltmann.

I.

Daß die Rassentheorie keinerlei wissenschaftlichen Wert besitzt und nichts als Narretei ist, hat jüngst wieder Dr. Fr. Oppenheimer festgestellt. Er schreibt: „Die rassentheoretische Geschichtsauffassung

[1]) Altgermanische Zeitrechnung. Verh. d. Naturw.-V. z. Karlsruhe. Bd. XVIII.

ist die in ein System gebrachte Narrheit, der ihre eigene Kappe am besten gefällt." Die Rassentheorie Gobineaus ist nach Oppenheimers überlegener Ansicht gänzlich verfehlt, besonders die Auffassung von der Konstanz der physischen und psychischen Rassenmerkmale. Denn: „Wir sind heute viel zu tief in die Bildungsgesetze von Völkern und Rassen eingedrungen, als daß wir noch behaupten dürften, eine Rasse sei ein Ding sui generis, sozusagen eine von der Schöpfung her scharf gesonderte Spezies oder mindestens Subspezies oder Varietät des genus humanum, sie sei lediglich ein Anfang und kein Ende." (Frankfurter Zeitung 1902, No. 119.) Er ist vielmehr der Meinung, daß die Rasse „das Schlußergebnis einer Kooperation verschiedener Bedingungen ist", er glaubt an die „Plastizität der Rasse", an ihre „Umbildung durch das Milieu", an die wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse im Gegensatz zur „Konstanz der Rasse", die in einer im wesentlichen unveränderlichen erblichen Uebertragung körperlicher und geistiger Merkmale besteht.

Gegenüber dieser Anschauung ist zu betonen, daß auch die naturwissenschaftliche Anthropologie der Ansicht ist, daß die Menschenrassen durch das natürliche Milieu entstanden und daß sie ursprünglich „klimatische Varietäten" des sich entwickelnden Menschengeschlechts gewesen sind. Freilich reichen zur Bildung der Rassen nicht ein paar Generationen, nicht die paar Jahrtausende der bekannten Geschichte aus, sie ist das Züchtungswerk eines kaum abschätzbaren Zeitraums prähistorischer Entwicklung, wie wir ihn in ähnlicher Weise für die Entstehung tierischer Varietäten annehmen müssen.

In diesen langen Zeiträumen sind die erblichen Rassenmerkmale so fixiert worden, daß man von einer relativen Konstanz derselben (im Sinne Darwins und Lamarcks) sprechen muß. Und das genügt für die Zeiträume, die für historische Probleme überhaupt in Betracht kommen. Kollmann hat gezeigt, daß seit dem Diluvium die Menschenrassen in ihren wesentlichen Merkmalen konstant geblieben sind; Virchow hat schon darauf hingewiesen, daß auf den altägyptischen Wandbildern die heutigen Rassen deutlich wieder zu erkennen sind, und Pearson hat dargetan, daß den höheren Rassen in ihrer Anpassungsfähigkeit an die klimatischen Verhältnisse der Erde „unabänderliche Grenzen" gezogen sind.

Diese relative Konstanz der physischen und physiologischen Eigenschaften wird nicht gestört durch die mehr oder minder große individuelle Variabilität einzelner Eigenschaften, die bei den einen Organen und den einen Rassen größer sein kann als bei den anderen. Je mehr man jedoch in der anthropologischen Analyse fortschreitet, um so enger wird der Spielraum der individuellen Variation gezogen und um so mehr werden die angeblichen Uebergangsmerkmale als Ergebnisse der Rassenmischung nachgewiesen. Ueberdies wird durch die größere Variabilität irgend einer Eigenschaft allein die Rassenkonstanz nicht durchbrochen, da erst die relativ konstante Zusammenordnung mehrerer Merkmale den Rassentypus ausmacht.

Fragt man nun: Wer sind die „Wir", auf die sich Oppenheimer beruft? so kann man nur antworten, daß es sein unmaßgebliches „Ich" ist, das er der ganzen anthropologischen Wissenschaft unterschiebt. Denn wie wenig Oppenheimer in den Tatsachen der Anthropologie

bewandert ist, zeigt auch seine Behauptung, daß die Japaner „reine Mongolen" seien, während das Gegenteil längst erwiesen ist. Von einer Anwendung der Rassentheorie auf die „Soziologie der Klassen" will er natürlich auch nichts wissen, denn die Rassetheorie ist — „gefährlich" und „verdächtig".

II.

Ein gar wilder Gegner der Rassentheorie ist Max Nordau. In einem kürzlich erschienenen Aufsatz „Die Rasse" (in der Wiener N. Fr. Presse) läßt er an ihr auch kein einziges gutes Haar. Wutschnaubend, mit fuchtelnden Händen und zorngeschwellten Adern verflucht er den „Glauben an die Rasse", Gobineaus „Rassenbibel", sein „Geschreibsel", sein „Geschwätz über die Ungleichheit der Rassen", die „Offenbarungen Gobineaus, die nicht die Spur einer Unterlage von nachweisbaren Tatsachen" haben, usw. usw. Es ist die höchste Zeit, gegen „die systematische Vergiftung des Bewußtseins der Halbgebildeten" anzukämpfen und wieder die Lehre von der „Gleichheit der Menschen" aufzurichten. „Es gibt keine besondere Psychologie der verschiedenen Völker, es gibt nur verschiedene Individualpsychologien und eine der Menschheit gemeinsame Psychologie. Die Menschheit ist aus einem einzigen Stamme hervorgegangen und strebt der Einheit in der Gesittung und Erkenntnis zu. Alle Erfahrungen begründen die Gefühle der Gemeinschaft und Gleichheit, nicht die Ungleichheit und des gegenseitigen Hasses. Das ist der letzte Schluß wirklicher Wissenschaft, die sich auf Tatsachen gründet und nicht die schädlichsten Verbrechertriebe sittlich tiefstehender Menschen zu dogmatischen Systemen erhebt."

Es dürfte schwer und auch aussichtslos sein, mit einem solchen Autor über rassentheoretische Fragen sachlich und ruhig zu diskutieren, da er heftigste Leidenschaft an Stelle von wissenschaftlichen Gründen ins Feld führt. Wo er aber auf anthropologische Gründe eingeht, tritt uns eine bodenlose Ignoranz entgegen. Hören wir z. B., was er über die Lang- und Kurzschädel sagt: „Der edle Lang- und der gemeine Kurzschädel Gobineaus und seiner Nachtreter sind einfältiger Ulk. Die ausgesprochensten Langschädel auf dem Erdball sind die Neger, und zwar gerade die wildesten Stämme; diese sind also die Edelrasse der Menschheit." — (Ueber diese absurde Auslegung ihrer Theorie werden die Lapouge, Wilser, Ammon usw. das Haupt schütteln.) — „Die ausgesprochensten Kurzschädel sind die Südfranzosen, die große Mehrheit der Italiener, die Japaner, die Süddeutschen, also man sieht, die Hefe der Menschheit." — Nordau hat natürlich keine Ahnung davon, daß diejenigen Regionen Frankreichs die meisten Genies hervorgebracht haben, in denen die langschädeligen Germanen sich niedergelassen haben, daß die italienischen Genies in überwiegender Mehrzahl den tipo biondo zeigen, daß die herrschenden Klassen in Japan zur Langköpfigkeit neigen und die letzten Reste einer nicht-mongolischen weißen Einwanderung darstellen.

Die „angeblichen Arier" hält er für eine „Erfindung der Stubengelehrten", nein, geradezu von „Hanswürsten". — Ob man von einer „arischen Rasse" sprechen darf, ist ein Wortstreit, seitdem der Nachweis

geführt ist, daß alle sogenannten arischen Völker ursprünglich von der einheitlichen blonden nordischen Rasse ausgegangen sind und sich im Laufe der Geschichte mit den Eingeborenen ihres Niederlassungsortes vermischt haben.

Das Heil der Menschheit sieht Nordau in der Vermischung der Rassen, die „das biologische und geschichtliche Gesetz der Menschheit" ist. Also Germanen, Semiten, Mongolen, und Papuas, alles recht kräftig durcheinandermischen, — was dann entsteht, das hat Nina-Rodriguez an den dreifachen Mischlingen Südamerikas gezeigt: körperliche Schwäche und Mißbildung, ein Chaos der Instinkte!

Nordau schöpft seine Einwendungen gegen die Rassentheorie vornehmlich aus dem jüngst erschienenen Buch von J. Finot „Le préjugé des races", dessen unglaublich seichte Beweisführung bei anderer Gelegenheit besprochen werden soll. Dieser Finot ist eine Art von französischem Hertz, denn er arbeitet mit denselben Mitteln und Tendenzen wie dieser Autor, der in einem dicken Buch die Rassentheorie „überwunden" hat. Diesem Finot reiht sich ein anderer Rassengegner an, Jean Serc, der im „Mercure de France" (1905, 15. Juli, S. 223) die Rassen überhaupt negiert. Milieu und Anpassung sind allmächtig. Sie machen in Amerika den Engländer zur Rothaut, in Californien den Chinesen zu einem Weißen, in Nubien den Beduinen vollkommen schwarz, in China die Juden zu Chinesen .... Ein solcher Blödsinn ist selbst einem M. Nordau zu toll.

III.

Während Oppenheimer und Nordau in der Rassentheorie eine Gefahr und ein Verbrechen sehen, steht Ludwig Stein ihren Lehren „kühl bis ans Herz hinan" gegenüber. Er schreibt: „Von der Lösung des Rassenproblems hoffe und fürchte ich nichts; ich stehe ihm so kühl und sachlich gegenüber wie der Mineraloge einem Kristall, so entpersönlicht (!) und uninteressiert, als hätte ichs, um wieder mit Spinoza zu sprechen, mit Flächen, Linien und Figuren zu tun." — In zwei Aufsätzen „Die Rasse" (Zukunft 1905, No. 16 u. 17) legt er seine Stellung zur Rassenfrage dar. Er ist nicht so rabiat wie Nordau, doch auch ihm sind die Rassentheoretiker „Reaktionäre", „Scholastiker", der Rassenbegriff ist ein „modernes Götzenbild". Er vernichtet die Rassentheorie vom Standpunkt der „logischen Methodenlehre". Es ist belustigend zu lesen, wie der Autor mit Hülfe von dialektischen Taschenkunststücken und Wortklaubereien, zu denen der alte Kant seinen Namen hergeben muß (der übrigens gegen alle Rassenmischung war), darzulegen sucht, daß der Rassenbegriff „kein umherziehendes Gespenst, kein umherirrender »Ewiger Jude«, überhaupt kein konkret-existierendes Wesen, sondern ein bloßes Memorandum fürs Gedächtnis, eine denkökonomisch geforderte Begriffsbildung zum Zweck der Zusammenfassung vieler Einzelwesen mit übereinstimmenden Merkmalen bedeutet, um sie von ähnlich gearteten Wesen mit abweichenden Merkmalen in unserem Gedächtnis festhalten oder unterscheiden zu können". Die „Rasse" der Rassentheoretiker ist kein Naturbegriff, sondern ein Schulbegriff. „Diese Rassentheoretiker verwechseln, ohne den logischen Lapsus zu ahnen, die Schuleinteilung mit der Natur-

einteilung, eine bloße Eigenschaftsbezeichnung mit dem beharrlichen Träger oder der Substanz dieser Eigenschaften; sie vertauschen Titel mit Gesetz, die leere Nomenklatur mit dem Wesen der Dinge."

Die Rassentheoretiker müssen demnach mit einer ungemein schwach entwickelten Logik begabt sein, und daß erst L. Stein kommen mußte, um diesen fundamentalen Irrtum aufzudecken, wäre sicher ein hervorragendes Verdienst, — wenn der Schulmeister in diesem Falle nur selbst über die Beziehungen der wissenschaftlichen Begriffsbildung zu den Naturtatsachen richtig und sicher orientiert wäre. Daß bei ihm nicht das Interesse der Logik und Methodenlehre, sondern ein ganz gewöhnliches Vorurteil die Hauptrolle spielt, geht daraus hervor, daß er den also vernichteten Rassenbegriff wohl für Mongolen und Neger, aber nicht für die Kaukasier oder Weißen gelten lassen will. Neger und Mongolen sollen nach ihm wirkliche Rassen darstellen, mit konstitutiven Dauermerkmalen. Unterschiede unter den „Weißen" sollen nur Spielarten, „Schulbegriffe" und „künstliche Einteilungen" sein. „Hier ist jeder von uns unmittelbar interessiert. Wären wir wirklich mit ehernen Banden an das Schicksal unseres Blutes gekettet, wie die fatalistischen Rassentheoretiker behaupten, dann wäre die Freiheit ein leerer Wahn, alles Streben nach Aufstieg und Vollendung der Persönlichkeit törichter Selbstbetrug, alles Ringen um Persönlichkeit eitele Chimäre." Das schreibt derselbe Autor, der der Rassentheorie angeblich „kühl wie der Mineralogie" gegenüber steht, und der kurz vorher bemerkt hat: „Daß wir als Einzelpersönlichkeiten in das Rassenproblem eingeschlossen, also an seiner Lösung mit interessiert sind, darf uns nicht hindern, unbefangen und voraussetzungslos, ohne jeden persönlichen Affekt, auch an dieses Problem heranzutreten."

Für Neger und Mongolen wäre demnach selbst nach Steins Meinung Freiheit und Persönlichkeit ein Wahn. Nun ist es beim heutigen Stand der Forschung ganz unmöglich geworden, die Fiktion einer „weißen" oder „kaukasischen" Rasse aufrecht zu halten. Mitten in Europa sitzt eine große Menge mongolenähnlicher Rasse (Homo alpinus), welcher auch die „jüdischen Hethiter" nahe stehen, und daß die blonde Nordrasse und die dunkle Mittelmeerrasse wohlunterschiedene Typen sind, die nicht zufällig und willkürlich ineinander übergehen, daran kann heute nicht mehr gezweifelt werden. Die Idee einer „weißen Rasse" konnte nur dadurch aufkommen, daß seit den ältesten Zeiten Mischungen zwischen diesen drei oder vier Varietäten stattgefunden haben, bei denen die weiße Haut eine stärkere Durchschlagskraft zeigt und so eine einheitliche weiße Rasse vortäuscht.

Ferner kann kein Zweifel bestehen, daß die genannten Rassen an der prähistorischen und historischen Kulturgeschichte Europas einen verschieden großen Anteil gehabt haben, daß die Griechen, Römer, Etrusker zur blonden Rasse gehörten, daß die Renaissance der romanischen Völker ein Werk der Germanen gewesen ist. Die logische Konsequenz aus diesen Erfahrungen und Experimenten der Völkergeschichte ist dann in der Tat die Ansicht, daß diese Rassen zu Freiheit und Persönlichkeit in verschiedenem Maße berufen sind.

Ja, es gibt ein „Fatum des Blutes", dem wir nicht entrinnen können. Für das Individuum ist das längst anerkannt, auch für

ganze Familien ist es verhängnisvoll, nicht minder aber für ganze Rassen.

„Im Naturzustand“, schreibt Stein weiterhin, „als die Umgebung den Menschen vollkommen beherrschte, mochte es einen Sinn haben, die persönliche Freiheit des einzelnen durch Klima, Bodenbeschaffenheit, Milieu, Erziehung, meinetwegen auch durch Rassenblut für begrenzt zu erachten. Im Kulturzustand aber beherrscht nicht mehr die Umgebung den Menschen, sondern der Mensch die Umgebung. Man kann im Lande der Knute geboren sein, mit zehn bis zwanzig Jahren nach Amerika auswandern und nach wenigen Jahren zu einem so unverkennbaren Yankee werden, daß die schärfsten Lupen nicht mehr die östliche Wiege herauszumikroskopieren vermögen, wenn Kleidung, Nahrung, Haltung, Sprechweise, Denkart, Gesinnung, kurz, der ganze äußere und innere Habitus, durch vollendete Nachahmung, die uns allen ja als Erbstück unserer anthropoiden Vorfahren anhaftet, den Stempel des »Genuine« aufgedrückt haben.“ Dr. Wilser hat darauf erwidert (Zeitfragen I, Heft 6): „War ein solcher Auswanderer ein finnländischer Schwede, so kann allerdings die Unterscheidung von einem eingeborenen Amerikaner schwer fallen, war er aber zufällig ein polnischer Jude, so werden auch nach jahrzehntelangem Aufenthalt im Lande des Dollars seine schwarzen oder roten Haare, seine Nase, sogar seine Aussprache des Englischen und, trotz der neuesten amerikanischen Mode, vielleicht seine krummen Beine seine Abstammung verraten, und auch seine Denkart und Gesinnung wird vermutlich eine andere sein, denn sie ist von einer Reihe von Trödlern und Wucherern ererbt. Das heißt ein Fatum des Blutes, und daran ist, wenn einem auch der einzelne leid tun kann, mit aller Gefühlsduselei und Wortklauberei nichts zu ändern.“ —

Die Gegner der Rassentheorie glauben, daß alle Rassen mehr oder minder gleichviel und gleichartiges leisten würden, wenn ihnen die Entwicklungsmöglichkeit geboten würde. Nun ist die ganze Weltgeschichte ein Rassenexperiment, aus dem hinreichend Erfahrungen über die Entwicklungsfähigkeit der Rassen gemacht worden sind. Welche Rolle dabei das Milieu spielt, habe ich in meiner „Politischen Anthropologie“ auseinandergesetzt (S. 248): „Die fruchtbaren Täler großer Flüsse, die zur Schiffahrt geeignete Meeresküste, der Reichtum des Bodens an Mineralien, namentlich an Bronze, Eisen und Kohle, sind unumgängliche Mittel zur Entwicklung einer höheren Kultur. Aber daß diese Mittel gefunden werden, dazu gehört Energie und Intelligenz, die den Rassen von Natur in großen Unterschieden zugeteilt ist. Eine energische, intelligente und vorwärtsstrebende Rasse sucht sich diese Mittel und erobert sich die Länder, welche zu ihrer Entwicklung notwendig sind. Ein Blick in die Bevölkerungsgeschichte zeigt zur Genüge, daß die besten Rassen die für die Entfaltung ihrer angeborenen Triebe und Aufgaben notwendigen äußeren Naturbedingungen durch Wanderungen und Eroberungen sich verschafft haben. So bemerkt Adelung z. B., daß die Goten mehrere Jahrhunderte an dem Schwarzen und Kaspischen Meer mit ihrer wilden Tapferkeit allen ihren Nachbarn zur Last fielen und sich dabei immer in bessere Länder zu drängen suchten. Die ganze Wanderungsgeschichte der Menschenrassen, in der die sogenannte „Völkerwanderung“

nur eine wichtige Episode ist, beweist, daß die Aufsuchung und Eroberung passender Wohnstätten eine Leistung der anthropologischen Ausrüstung ist."

Auf diese Gesichtspunkte kann bei Beurteilung der Milieutheorie nicht oft genug hingewiesen werden. Aber gerade Amerika, auf das Stein verweist, wiederholt das Rassenexperiment der Weltgeschichte im kleinen und vor unseren Augen. Dort ist ein Tummelplatz für den Wettkampf der Rassen eröffnet, und das Ergebnis ist dasselbe wie das der Weltgeschichte, die Herrschaft der nordisch-germanischen Rasse. In diesem demokratischen und liberalen Lande hat sich eine öffentliche Bewertungsskala der Rassen und der von ihnen gebildeten Nationen nach ihrer moralischen und intellektuellen Leistungsfähigkeit gebildet, in welcher Engländer, Skandinavier und Deutsche an der Spitze stehen, darauf folgen Franzosen und Iren, Italiener, Russen, Polen, schließlich Indianer, Neger und Chinesen. Das sind sicher keine traditionellen Vorurteile, und selbst die amerikanischen Arbeiter halten die nordeuropäische Einwanderung für die „wertvollere". Das Ergebnis spricht also gegen Steins Meinung vom umbildenden und erziehenden Einfluß des Milieus und von der leichten Anpassungsfähigkeit der Rassen. Auch die einzelnen Rassen bleiben in einem fremden und günstigen Milieu das, was sie auf Grund ihrer angeborenen und ererbten Anlagen sein müssen.

Schließlich sei noch kurz auf drei Aufsätze Steins verwiesen, die sich mit Chamberlains „Grundlagen des neunzehnten Jahrhunderts" beschäftigen und in der Neuen Freien Presse veröffentlicht wurden. Auch hier läßt er es an der von ihm selbst geforderten Kühlheit und Vorurteilslosigkeit des Denkens fehlen. Der Begriff der „germanischen Rasse" ist ihm ein Greuel. Er will alles in Kauf nehmen, was Chamberlain Hoheitsvolles und Erhebendes von den Germanen sagt, nur unter dem Vorbehalt, daß man überall das Wort germanische „Rasse" streiche und durch den Ausdruck germanisches „Kultursystem" ersetze. Denn „Blut" oder „Rasse", meint er, mögen auf einer überwundenen Unterstufe unseres geschichtlichen Daseins eine Rolle gespielt haben, eignen sich aber schlechterdings nicht mehr zu Regulatoren der von mündig gewordenen Nationen geleiteten Geschichte. „Bewußtgeistige Faktoren machen heute Geschichte."

Darauf ist nur zu erwidern, daß aller menschlichen Erfahrung nach auch in Zukunft die geschichtliche Stellung einer Nation und ihre geistige Leistungsfähigkeit von ihrer Rassenzusammensetzung abhängig sein wird. Ein Kultursystem schwebt nicht in der Luft, sondern hat seinen Ursprung in begabten Individuen, Familien und Rassen. Wehe dem Volke, das seine Instinkte verliert, die aus seiner besten Rassenschicht geboren und zur Herrschaft gebracht werden. Ein Nationalbewußtsein oder Kultursystem, in dem nicht mehr der Untergrund eines herrschenden kräftigen Rassegefühls treibt, wird beim ersten Ansturm zu Fall gebracht.

Aber es gibt Leute, die nehmen es persönlich übel oder wittern sofort den schlimmsten Antisemitismus, wenn man von besonderen nicht wegzuleugnenden Rassenmerkmalen der Juden, überhaupt von einer jüdischen Rasse spricht.

IV.

In meinem Aufsatz über „Marxismus und Rassetheorie“ habe ich gezeigt, wie Marx die „Natur des Menschen“, unter welcher er in erster Linie die Rasse verstand, dem Milieu gleichwertig gegenüberstellte. Notgedrungen geben die Marxisten zu, daß die Rasse „auch“ einen Faktor in der Geschichte bilde. Andererseits pflegen sie mit überlegener Gebärde diejenigen zurechtzuweisen, die zugeben, daß die Wirtschaft „auch“ eine Rolle in der Geschichte spiele; denn sie verlangen mit Recht, daß dieser Faktor genauer untersucht werde. Aber sie selbst haben es sich noch nicht einfallen lassen, den Rassenfaktor näher zu begrenzen und die Stelle anzugeben, wo er gegenüber Milieu und Wirtschaft ohnmächtig ist.

Der Hauptverfechter der Rassengleichheit unter den Marxisten ist F. Hertz, der nun in Nordau einen teuren Knappen gefunden hat. Nach ihm sind alle Rassen zu gleicher Kulturfähigkeit berufen, und er stellt (in einem Aufsatz „Rasse und Kultur“ im „Tag“) den Fundamentalsatz auf: „Man kann mit der größtmöglichen Exaktheit den Satz beweisen, daß die zwischen den entferntesten Gliedern einer Sprachfamilie oder Rasse bestehenden Kulturunterschiede größer sind, als die zwischen zwei beliebigen Rassen als Ganzes.“ — Dieser mit scheinbarer abgrundtiefer Weisheit vorgetragene Satz ist grundfalsch. Die Kulturunterschiede zwischen Negern und „Ariern“ sollen also geringer als zwischen den verschiedenen Zweigen der Arier sein. Er beruft sich dabei auf Albanesen und Kurden, die faktisch heute in halbbarbarischen Zuständen leben, aber die Ueberreste von einst hochkultivierten Nationen, den Persern und Illyrern, sind. Aber was wollen diese kleinen Ausnahmen bei der Gesamtüberlegenheit der Weißen gegenüber den Schwarzen bedeuten? Dabei will ich bemerken, daß die Albanesen in türkischen Diensten sich als hochbegabte und tüchtige Beamte bewähren und daß ihnen die Befreiung und Wiedergeburt des modernen Griechenland zu danken ist.

Dieser Satz gilt auch keineswegs für den Vergleich der Arier mit den Mongolen. Die Finnen und Magyaren, auf die sich Hertz beruft, sind gar keine „Rassen“, sondern Gruppen, die aus zwei oder drei anthropologischen Elementen zusammengesetzt sind. Nach den Untersuchungen von Montelius und Schöner haben sich die mongolischen Finnen schon in früher prähistorischer Zeit mit den eingewanderten Skandinaviern gemischt, die heute noch die führenden Schichten in Finnland sind. Daß ebenso die Magyaren mit Ariern und Germanen durchsetzt sind, ist eine so bekannte Tatsache, daß auch Hertz etwas davon wissen könnte.

In bezug auf die Rassengeschichte Ungarns verweise ich nur auf dasjenige, was S. H. Scheiber in seinen „Untersuchungen über den mittleren Wuchs der Menschen in Ungarn“ schreibt (Archiv f. Anthr. 1881, S. 266): „Die Ungarn haben inmitten Europas anthropologische Umwandlungen durchgemacht, sowohl in somatischer als geistiger Beziehung, so daß dieselben einerseits aus einer mongolischen Rasse sich allmählich zur kaukasischen, von einem wilden Barbarenvolk zu einer zivilisierten Nation herangebildet haben. — Die Székler haben noch am meisten den mongolischen Typus beibehalten. Die

Backenknochen ragen bei ihnen mehr vor als bei den anderen Ungarn, die Augen sind klein, bei vielen sogar etwas schiefstehend. Die in der Mitte und in dem westlichen Teile des Landes ansässigen Stammverwandten fanden überall eine dichte Bevölkerung von Slaven, Deutschen, wahrscheinlich auch noch Ueberreste von Avaren und anderen Völkern vor, die alle insgesamt ihren zivilisatorischen Einfluß auf jene ausübten."

Der kürzlich verstorbene Carl von Ujfalvy, ein „magyarischer Baron", aber ein Vorkämpfer des Ariertums, hat mir gegenüber oftmals geäußert, daß Adel und Bürgertum Ungarns zum großen Teil arischen bezw. germanischen Ursprungs sei. Er dürfe dies aber seinen Standesgenossen gegenüber nicht einmal andeuten, sie würden ihn sonst vor Wut steinigen.

Als die Magyaren vor einigen Jahren ihre Millenniumsfeier begingen, hatten sie auch die Bildnisse ihrer Helden ausgestellt. Nach einer Mitteilung von Professor Hueppe hatten nur etwa 5 pCt. magyarisches Aussehen, alle anderen zeigten einen der nordisch-germanischen Rasse verwandten Typus.

Daß Neger und Mongolen sich von den „Weißen" als Rassen unterscheiden, gibt Hertz notgedrungen zu, aber unter den „Weißen" sollen keine Rassenunterschiede existieren, weil es sein — Vorurteil so will. Hier soll Klima, Boden und Nahrung die Unterschiede bedingen. Daß also in irgend einer Stadt Mitteleuropas 20 pCt. Blonde, 30 pCt. Braune und 50 pCt. Schwarze sind, daß in irgend einer und derselben Familie (irgendwo) blonde und schwarzhaarige, blau- und braunäugige Kinder sind, alles das soll Klima, Boden und Nahrung schuld sein, nicht die Rassenabstammung. Aber auf welche Weise in solchen Fällen dasselbe Klima und dieselbe Nahrung jene Verschiedenheiten hervorruft, bleibt ein Geheimnis des vorurteilsvollen Rassenkritikers.

Den Standpunkt, daß die „Rasse Schwindel sei", vertritt F. Hertz auch in seiner Broschüre über „Antisemitismus und Wissenschaft" (Wien 1904). Hier heißt es: „Es ist bewiesen (!), daß die Einflüsse der Außenwelt (Klima, Boden, Nahrung) den Rassentypus in körperlicher und geistiger Hinsicht oft rasch ändern" (!), ohne auch nur die Spur eines Beweises dafür anzugeben. Er will — mag es biegen oder brechen — nur eine „große weiße Familie", so daß Gelb und Braun im Handumdrehen zum Weiß gemacht wird. Das bringt er natürlich nur fertig, indem er, je nachdem, wie es ihm beliebt, bald sprachliche, bald ethnische, bald anthropologische Merkmale gebraucht, um Rassen zusammen oder durcheinander zu werfen. Ein köstliches Beispiel für diese plumpe Taschenspielerkunst, die nur Simpel täuschen kann, ist sein Unternehmen, die Hethiter, die den größten Anteil an der Zusammensetzung des jetzigen Judentums haben und ihm seinen spezifischen, physischen und psychischen Charakter verleihen, für Arier auszugeben, weil einige Gelehrte entdeckt haben, daß das Hethitische eine arische Sprache gewesen sei. Und dabei betont er zwei Seiten vorher, daß in unzähligen Fällen in der Geschichte Sprachübertragungen stattgefunden haben. Der naheliegendste Schluß wäre also, daß die Hethiter die arischen Sprachelemente von einer blonden Erobererschicht überkommen haben, die schon ausgestorben ist, wie auch das Beispiel der den Hethitern nahe verwandten heutigen Armenier

zeigt, die arische Sprache reden, aber den blonden Typus nur noch in einem geringen Prozentsatz erhalten haben. Nein, die echten Hethiter bilden kein Glied der weißen Rasse, sie sind vielmehr dem alpinen Typus Mitteleuropas verwandt und gehören mit ihm der großen mongoloiden Familie an, zu der sie auch von vorurteilslosen jüdischen Anthropologen gerechnet werden. Nur durch Beimischung der nordischen, die allein den Namen der „weißen Rasse" verdient, ist ihre Haut aufgehellt worden.

Ein Kritiker hat in den „Dokumenten des Sozialismus" meine Kritik des Hertzschen Buches über „Moderne Rassentheorie" so dargestellt, als wenn ich dasselbe mit Verachtung strafe, weil es die „Blutpanscherei" predige. Das letztere habe ich nur nebenbei erwähnt. Ich habe Hertz in Einzelfragen recht gegeben, aber er begnügt sich nicht damit, die „Auswüchse" der Rassentheorie zu bekämpfen, sondern er geht darauf hinaus, das Rassenproblem überhaupt zu negieren. Ihm ist „Rasse ein Schwindel". Aber in all den grundlegenden Fragen, die Hertz in seiner Kritik anschneidet, hat er sich als nicht kompetent bewiesen. Andererseits ist es so furchtbar leicht, aus der Geschichte der Anthropologie und der Rassentheorie widersprechende Ansichten zusammenzutragen — mehr leistet Hertz in seinem Buche nicht — und dann die Rassentheorie zu „vernichten". Dasselbe tut ein Dr. Dennert seit 15 Jahren schon mit der Deszendenztheorie, und könnte man dasselbe nicht in noch viel größerem Maße mit der ökonomischen Geschichtstheorie der Marxisten tun, in der die Ansichten kunterbunt durcheinandergehen und an „Auswüchsen" kranken? Aber wie die Deszendenztheorie und die ökonomische Geschichtstheorie an diesen Widersprüchen nicht zugrunde gehen, sondern diese ein Hebel des Fortschrittes und der schließlichen Klärung sind, so wird auch die Rassentheorie daran nicht zugrunde gehen, am allerwenigsten aber an der konfusen Kritik von Dr. Hertz.

V.

Wie E. Bernstein über mein Renaissance-Werk urteilt, habe ich bei anderer Gelegenheit beleuchtet. Er stellt Milieu und gesellschaftliche Verhältnisse als die wichtigeren Faktoren hin. Ebenso urteilt er in einer Besprechung von Hertz „Moderne Rassentheorien" (Dokumente des Sozialismus V, 8), wo er schreibt, „daß die Rassentheorie seit langem Gegenstand des größten literarischen Unfugs, der tollsten Spekulationen sei". Namentlich sind ihm die Aufstellungen des „unsäglichen Herrn Houston Chamberlain" zuwider. „Die reaktionären Tendenzen der Rassentheorien — worunter die Theorien von der Persistenz der physischen und geistigen Rasseneigenschaften verstanden sind — liegen ja freilich offen zutage, und der Streit zwischen Vererbungs- und Milieutheorie ist kein Streit von gestern auf heute. Aber es muß doch betont werden, daß die Hertzsche Arbeit zu diesem Streit einen Beitrag geliefert hat, der eine wirkliche Förderung unserer Kenntnis darstellt, und zwar in dem Sinne, daß die Position der fortschrittsfreundlichen, man darf auch sagen, dem Sozialismus günstigen Milieutheorie durch eine Fülle geschichtlicher Nachweise eine ganz bedeutende Stärkung und Befestigung erhält." — Daß dieser Satz ein

schlimmes Vorurteil enthält, braucht nicht besonders betont zu werden; ob eine Theorie fortschrittsfreundlich oder reaktionär ist, sollte doch für die wissenschaftliche Erklärung der geschichtlichen Kulturentwicklung gleichgültig sein. Wenn Anthropologen, wie Virchow, Kollmann und andere, die der „landläufigen Rassentheorie“ durchaus fern oder gar, wie Pearson, der Sozialdemokratie sehr nahe stehen, eine Persistenz der Rassenmerkmale lehren, dann kann hier von „reaktionären“ Tendenzen nicht die Rede sein; und wenn die Rassenpsychologen innerhalb der Geschichte eine wesentliche Konstanz des geistigen Begabungsfonds der Rassen feststellen, so braucht eine solche Theorie keineswegs „reaktionär“ zu sein. Sie ist in erster Linie ein Erklärungsprinzip, und in praktischer Hinsicht könnte man daraus in der Tat eine entscheidende Instanz gegen die utopistische, manchmal geradezu kindische Vorstellung von der zukünftigen Entwicklung des Menschengeschlechts herleiten, wie sie bei manchen Marxisten üblich ist. Aber gerade Bernstein hat doch durch seine revisionistische Kritik dieses Gaukelbild zerstört und betont, daß der„ Zukunftsstaat“ nach der menschlichen Seite im wesentlichen dieselben Züge haben werde wie die Gegenwart.

In einem bemerkenswerten Aufsatz über „Gewerkschaftswesen und soziale Auslese (Sozialistische Monatshefte 1905, No. 5) schreibt Bernstein ferner: „Die soziale Auslese als regulierender Faktor der Menschheitsentwicklung ist lange Zeit das Schlagwort der Anwälte des Kapitalismus und der ihm entsprechenden Gesellschaftsordnung gewesen. Für die Kulturmenschheit sollte sie dasselbe leisten, was für die Pflanzen- und Tierwelt, sowie für die sogenannten Naturvölker die natürliche Auslese nach allgemeiner, auf Darwins Aufstellungen fußender Ansicht geleistet hatte: die Erhaltung und Förderung der Tüchtigsten unter Zurücksetzung und möglichster Ausmerzung der Untüchtigen, womit die fortschreitende Vervollkommnung der Menschheit allein verbürgt sei. Fanatiker dieser Theorie — es sei nur an Otto Ammon erinnert — wollten die Auslese auch in der menschlichen Gesellschaft am liebsten nach Art der natürlichen Auslese walten lassen und bekämpften demgemäß alle humanitären Eingriffe in das Gesellschaftsleben, die alte Charitas, wie die moderne Sozialpolitik, als zur Verschlechterung der Rasse, zu physischer und geistiger Entartung führender Verirrung. — In neuerer Zeit ist es in dieser Hinsicht etwas stiller geworden. Nachdem das Prinzip der Auslese von manchen sonderbaren Jüngern Nietzsches und den Gläubigen des Herrn H. St. Chamberlain bis zur äußersten Karikatur verzerrt worden ist, hat gerade in den Reihen der wissenschaftlich arbeitenden Vertreter der Soziologie eine merkbare Reaktion eingesetzt und dahin geführt, in der Uebertragung biologischer Erfahrungen auf das Gesellschaftsleben der Menschen die größte Vorsicht walten zu lassen. Ein Umschwung, dem von anderer Seite das Erstarken der modernen Arbeiterbewegung und die Verbreitung ihrer Theorie, des Sozialismus, teils stark vorgearbeitet hat und teils noch immer Vorschub leistet. — Der Sozialismus stellt dem Selektionsdogma der Verherrlicher des Kapitalismus die Theorie vom gestaltenden Einfluß der Umwelt und planmäßigen Erziehung gegenüber. Während die Theorie der Auslese der bürgerlichen Manchesterlehre entspricht — man kennt die Rolle, welche die Malthussche Theorie bei Ausarbeitung der Darwinschen Lehre gespielt —

und von allen Verfechtern aristokratischer Tendenzen für diese ins Feld geführt wird, ist die Lehre vom Einfluß der Umwelt ihrer ganzen Tendenz nach demokratisch, man könnte auch sagen: kommunistisch."

Nach Bernsteins Ansicht ist die soziale Selektionstheorie ein kapitalistisches und aristokratisches Vorurteil. Aber aus seinen eigenen Ausführungen geht deutlich genug hervor, daß seine und der Marxisten Gegnerschaft gegen dieses Prinzip ebensosehr einem sozialistischen und demokratischen Vorurteil entspricht. Insofern hätten sich beide Richtungen einander nichts vorzuwerfen. Dann aber gibt es eine Menge Vertreter der Rassen- und sozialen Selektionstheorie, die gar nicht daran denken, Verherrlicher des Kapitalismus zu sein, sondern dem Sozialismus sogar nahe stehen. Und überdies ist der Kapitalismus doch nicht vom Himmel gefallen, sondern von Menschen geschaffen worden, und sehr wahrscheinlich ist er nur dadurch zu seiner Höhe gelangt, daß die neuere Gesellschaftsordnung mit ihren individuellen Konkurrenz- und Auslesetendenzen tatsächlich die zweckmäßige Einrichtung für die kapitalistische Entwicklung gewesen ist, die Marx und die Marxisten selbst als die Blüte aller bisherigen Entwicklung „verherrlichen".

Aber es ist ja längst bekannt, daß in Bernsteins Busen „zwei Seelen" wohnen. Und so kann er denn nicht umhin, auch seinerseits die „soziale Auslese als regulierenden Faktor der Menschheitsentwicklung" anzuerkennen, indem er selbst für eine Arbeiteraristokratie eintritt, deren Grundlage die Organisation der Gewerkschaften ist.

Uebrigens ist der Vorwurf, daß die Rassen- und Selektionstheorie kapitalistischen Vorurteilen und Tendenzen entspringe, nicht neu. Schon Paul Lafargue hat in seiner ebenso tendenziösen wie geistreichen Broschüre über den „Historischen Materialismus" (1886) die „Rassentheorie" in diesem Sinne bloßzustellen gesucht. Lafargue schreibt: „Es gibt noch eine andere Theorie, welche vorgibt, die historischen Erscheinungen erklären zu können. Dieselbe hat die Unterstützung der Anthropologen und Naturhistoriker erlangt, obwohl sie zäsaristischen Ursprungs ist: es ist die Theorie der Rassen. Eine bestimmte Rasse, mit besonderen Eigenschaften begabt, sei bestimmt, die Erde zu erfüllen und die anderen Völker zu verdrängen. Schade nur, daß die Erfinder dieser Theorie noch nicht einig geworden sind, welche Rasse denn eigentlich zu dieser herrlichen Aufgabe berufen sei. Jeder Theoretiker glaubt, in seiner Rasse die bevorzugte zu sehen. Bald ist es daher die slavische Rasse, bald die germanische, dann wieder die romanische, auch die mongolische, welche als die höchststehende Rasse bezeichnet wird. Aber diese Rassentheorie, welche die zu eng gewordene Idee des Vaterlandes durch eine andere zu ersetzen sucht, ist nichts als eine moderne uralte Geschichte; es ist die biblische Theorie, ihrer naiven Poesie beraubt. So sind die Historiker und Denker der Bourgeoisie schließlich mit ihrer Rassentheorie unvermerkt an dem Punkte angelangt, den sie ursprünglich verlassen haben: bei der Einmischung eines Gottes. Denn wer anders als ein außerhalb und über der Menschheit stehender Gott sollte das auserwählte Volk mit den hervorragenden Eigenschaften begabt haben, die ihm die Weltherrschaft sichern?"

Ich gebe zu und habe es immer betont, daß die Rassentheorie Auswüchse gezeitigt hat, die man bekämpfen muß. Aber wie erwähnt, die Marxisten haben kein Recht zu solchen Vorwürfen, denn ihre ökonomische Theorie ist ebenso tendenziös zugespitzt und ebenso voll von Vorurteilen und Auswüchsen. Sie betrachtet die ganze Geschichte vom Standpunkt des Proletariats und legt alle Geschehnisse in seinem Interesse aus; und man könnte ihr ebensogut, wie der Rassentheorie den cäsaristischen, den — proletarischen Ursprung zum Vorwurf machen. Ueberdies stimmt der Vorwurf des cäsaristischen Ursprungs nicht. Als Darwin die Selektionstheorie auf die menschliche Gesellschaft anwandte, und als G. Klemm die Rassentheorie aufstellte, dachten beide kaum an ihre politischen Konsequenzen. Darwin stellte sogar, wie die Sozialisten, die Forderung gleicher sozialer Entwicklungsbedingungen für alle auf, und Klemm glaubte, das Ziel aller Entwicklung in der Verschmelzung der Rassen zu sehen.

VI.

Im vergangenen Winter wurde in der Ethischen Gesellschaft in Wien ein Vortragszyklus über die Rassenfrage abgehalten, in welchem F. Hertz über die Rassenfrage vom anthropologischen Standpunkt sprach. V. Zenker referierte über die Rassenfrage vom soziologischen und G. Ratzenhofer über die Rassenfrage vom ethischen Standpunkt[1]).

Der Vortrag von Zenker, der der bedeutendste von den dreien ist, beginnt mit einer Verurteilung der Rassen-Anthropologie. „Die anthropologischen Argumente wider die Rassentheorie sind so entmutigend, daß die Anhänger dieser Theorie einfach den Kampf auf diesem Feld mit diesen Waffen aufgegeben haben. Alles kehrt sich da wider sie, und alles, worauf sie naturgemäß das größte Gewicht legen müssen, auf eine Feststellung des Begriffs Rasse, auf eine Feststellung dessen, was als anthropologisches Rassenmerkmal zu gelten hätte, und endlich auf die Feststellung, daß die Rasse ein Dauertypus sei, alles das scheitert an den harten Tatsachen der anthropologischen Wissenschaft." — Freilich, wenn man näher zusieht, enthüllt sich diese „anthropologische Wissenschaft" als das Zerrbild, das Hertz von ihr entworfen hat. Denn in Wirklichkeit ist die Feststellung des Rassebegriffs, der Rassenmerkmale und der Konstanz der Rassetypen mit ziemlicher Sicherheit erfolgt und wird sie durch eine fortschreitende Forschung immer mehr befestigt.

Zenker will nun näher untersuchen, ob die Rassen eine soziale Bedeutung haben, d. h. ob den Rassentypen ein bestimmter sozialer Typus notwendig entspricht. Er vergleicht die soziale Organisation bei Negern, Mongolen und Ariern und findet überall dieselben Erscheinungen. „Ein bestimmter einheitlicher Typus, der von einer wichtigen sozialen Funktion, von einer allgemeinen Vorliebe für bestimmte soziale Einrichtungen, von bestimmten sozial-psychologischen Eigenschaften oder Fähigkeiten abgeleitet ist, läßt sich für größere Gruppen überhaupt nicht feststellen, bestimmte Charakter tragen nur die kleinen Gruppen."

[1]) Die Vorträge sind abgedruckt in den „Mitteilungen der Ethischen Gesellschaft in Wien" 1904, Heft 1—3.

Dieser Anschauung kann man nur zum Teil zustimmen. Gewiß haben Arier und Mongolen soziale Entwicklungsstadien durchgemacht, die wir auch bei den Negern finden — denn gewisse allgemein menschliche soziale Einrichtungen entstehen bei allen Rassen aus den gleichen Anlagen und Bedürfnissen — aber Staatenbildungen haben die Neger nie hervorgebracht, mit wenigen Ausnahmen, und in diesen Fällen sind sie meist von einer heller gefärbten Erobererrasse ausgegangen. Größere Befähigung zur Staatenbildung haben die Mongolen gezeigt; daß bei ihnen aber mediterrane und nordische Elemente eine wichtige Rolle gespielt haben, kann mit großer Wahrscheinlichkeit behauptet werden. Aber die Arier haben sich als die größten Staatenbildner gezeigt, wie auch sie fast allein das gesellschaftliche System der großen Industrie, der individuellen Konkurrenz, der wirtschaftlichen Freiheit und des geistigen Individualismus hervorgebracht haben.

Zenker meint, daß es keine reinen Dauerrassen mehr gebe. Diese wären nur in der alleráltesten Urzeit vorhanden gewesen, aber durch Exogamie und Unterwerfung durcheinander gewürfelt und vermischt worden. Nun ist es sehr wahrscheinlich, daß in den ältesten Zeiten Exogamie und Unterwerfung nur Stämme und Horden derselben Rasse verschmolz, was mit einer „Rassenkreuzung" nichts zu tun hat, und daß bei der späteren Uebereinanderschichtung und Vermengung der Rassen dieser Prozeß ganz ungleichmäßig vor sich ging. Daher kann ein aus zwei oder drei Rassen zusammengesetztes Volk ganze Gruppen, Familien und Individuen reiner Rasse enthalten, und gerade sie mögen im geistigen und politischen Leben der Völker die entscheidende Rolle spielen.

Im übrigen will Zenker eine gewisse „Prädisposition" der Rassen in ihrer Reaktion auf das Milieu zugeben, die Rassenmischung im weitesten Maße anerkennen, doch einen Wertunterschied in den einzelnen Rassen und Kulturen nicht zugeben. „Einen objektiven Maßstab zur Einschätzung zweier Kulturen gibt es nicht." — Es soll nur Unterschiede in der Art, nicht im Stufenwert der Kulturen geben, also die germanischen, romanischen, semitischen, mongolischen gleichwertig sein. Die Neger nennt er nicht, obgleich hier ein Wertabstand doch handgreiflich ist. Aber ein plumper Holzgötze und die Venus von Milo, ein chinesischer Holztempel und das Parthenon bedeuten Wertstufen der bildenden Kunst. Dasselbe ist auf anderen Gebieten des geistigen Schaffens der Fall.

Einen objektiven Maßstab für den Wert der Kulturen gibt es gewiß. Es ist derselbe Maßstab, der an die höhere oder geringere Vollkommenheit der Organismen angelegt wird und den ich folgendermaßen formuliert habe: „Die Vervollkommnung im absoluten Sinne beruht auf einer Vereinigung von Differenzierung und Anpassung an einem und demselben Lebewesen, indem mit den geringsten Mitteln die größte Gesamtwirkung erzielt wird. Sie bedeutet erhöhte Anpassung des Organismus durch gesteigerte Differenzierung seiner Teile. Nur mit diesem Maßstabe können wir die Aufeinanderfolge der Lebewesen nach dem Grade ihrer Vollkommenheit beurteilen und von einer aufsteigenden Entwicklung sprechen" (Politische Anthropologie, S. 8). Derselbe Maßstab gilt auch für die Rassen und ihre Kulturen, deren Leistungsfähigkeit an Menge und

Art durch gesteigerte soziale und geistigere Differenzierung bedingt wird. Wenn man die einzelnen Kulturen auf den verschiedensten Gebieten der Wirtschaft, Politik, Kunst, Religion, Wissenschaft, Philosophie nach diesen Gesichtspunkten miteinander vergleicht, kann man sehr wohl eine Rang- und Kulturstufe der Kulturen und ihrer Rassen aufstellen.

VII.

Es ist mehr als auffallend, daß die Anthropologie, diese Zentralwissenschaft vom Menschen, in der Allgemeinbildung unserer Zeit eine so geringe Rolle spielt. Auf der Universität wird sie total vernachlässigt; Lehrstühle für Anthropologie gibt es in Deutschland nicht; Anatomen besorgen den Betrieb dieser Wissenschaft privatim im Nebenamt, und nicht einmal die medizinischen Studenten werden mit den Haupttatsachen der Anthropologie vertraut gemacht.

Nicht zu verwundern ist es daher, wenn fachgelehrte Nationalökonomen und Historiker in ihrer Stellungnahme zur anthropologischen Geschichts- und Gesellschaftstheorie total hülflos dastehen und die schlimmsten Schnitzer begehen. Daß sie dieser Theorie im allgemeinen feindlich gegenüberstehen, ist ja natürlich, — ist sie doch von „Dilettanten" und extra universitatem begründet und entwickelt worden!

W. Sombart lehnt in seinem „Modernen Kapitalismus" die Anwendung des Rassefaktors in der Geschichte schlankweg ab: „Die Einstellung einer Rasseneigentümlichkeit in einen sozialen Zusammenhang ist doch immer nur eine Verlegenheitsoperation, bedeutet ein Durchhauen des Knotens, wo eine Lösung verlangt wird. Denn das Rassenmerkmal als Erklärung eines Phänomens benutzen, heißt auf die Aufdeckung intimer psychologischer Zusammenhänge verzichten, heißt im Grunde eine Bankerotterklärung aller wirklichen Motivierung. Weshalb dann das Operieren mit Rassenmerkmalen bei der Aufdeckung historischer Zusammenhänge so beliebt bei allen geistreichen Dilettanten geworden ist" (I, 380).

Ich brauche nicht zu betonen, daß diese Auffassung schief und unbegründet ist. Gerade die Rassentheorie führt den „kausalen Regressus" aus den geschichtlichen und sozialen Geschehnissen auf tiefer liegende Ursachen zurück, gerade sie ist imstande, viele „intimste psychologische Zusammenhänge" im Leben der Völker durch wirkliche Motivierung aufzudecken. Wenn Sombart seine eigene Theorie dahin formuliert, daß als „letzte Ursachen", auf die er soziales Geschehen zurückführen will, nur „die Motivation lebendiger Menschen" gelten kann, so ist diese Auffassung dahin zu erweitern, daß die letzten Ursachen nur in der „Motivations- und Reaktionsweise lebendiger Menschen" gesucht werden können, da damit auch dem unerläßlichen Milieufaktor Rechnung getragen wird. Die Motivations- und Reaktionsweise lebendiger Menschen geschieht aber nicht nur in allgemein-menschlicher Weise und in individueller Willkür, sondern ist durch die Abstammungsverhältnisse und die angeborenen und ererbten Anlagen der Rasse wesentlich bedingt.

Ein gelehriger Schüler von Sombart und Hertz ist L. M. Hartmann, der in einer Vortragsserie „Ueber historische Entwicklung" (1905) ebenfalls die Bedeutung des Rassenfaktors kurzerhand zurück-

weist. Ein Hauptgrund für ihn ist der angebliche Umstand, daß eine Konstanz der Rassenmerkmale nicht bewiesen sei, und er beruft sich dabei auf — Hertz, dessen Schrift über die „Moderne Rassentheorie" von Unwissenheit, Irrtümern und tendenziösen Absichten strotzt. Was würde Dr. Hartmann dazu sagen, wenn ein Autor sich in grundlegenden historischen Fragen auf einen Nationalökonomen oder Physiker berufen würde, der sich gelegentlich auch einmal mit geschichtlichen Problemen beschäftigt hat? Schon dieser Umstand macht es überflüssig, auf die Einwendungen von Hartmann näher einzugehen. Ich müßte dabei so vieles wiederholen, was ich schon in diesem Aufsatz und bei anderen Gelegenheiten behandelt habe. Nur auf folgendes sei hingewiesen. Er glaubt an die „Tatsache der außerordentlichen Plastizität des menschlichen Gehirns", das durch Milieueinflüsse so verändert wird, daß der Rassenfaktor ausgeschaltet werden kann. „Was die Rassentheoretiker und Rassenphantasten an die Stelle dieser natürlichen Erklärungsweise setzen möchten, ist eine auf unexakten Beobachtungen beruhende Mystik. Es liegt ihnen weniger an dem Nachweise der Gleichmäßigkeit der grobkörperlichen Merkmale innerhalb der Rasse, als an der Psychologie und der auf sie aufgebauten Ethik." — Was mögen das wohl für „Rassentheoretiker" sein? Es ist ein beliebtes Taschenspiel der Gegner, alle „Rassentheoretiker" in einen Topf zu werfen, was beweist, daß sie nur wenig mit der rassentheoretischen Literatur vertraut sind. Denn was weiß Dr. Hartmann von den exakten Untersuchungen über die „grobkörperlichen Merkmale innerhalb der Rasse", die Lapouge, Penka, Wilser, Collignon, Closson, Ammon, Ujfalvy und andere angestellt haben?

„Der Rassencharakter ist eben nicht weniger mystisch als das Ding an sich; er ist das, was man in metaphysischer Spekulation hinter den wirklich gegebenen Beziehungen des Individuums zu der Umgebung nach zu konstruieren für nötig erachtet."

Also mit der Rasse ist es nichts. Individuum und Milieu ist alles. Papuas, Hottentotten, Neger, Mongolen, Alpine, Mediterrane und Nordländer — alle sollen in gleichem Maße und in gleicher Art ein „mit höchster Plastizität, d. h. Variabilität begabtes Gehirn" besitzen und alle diese Rassen sollen in „historischer Zeit" in ihren körperlichen Merkmalen so variieren, daß keine Konstanz angenommen werden kann. — — —

„Vielleicht noch wichtiger ist die unzweifelhafte Tatsache, daß diejenigen Rassenmerkmale, welche wenigstens als relativ konstant betrachtet werden können, wie z. B. die Hautfarbe, gegenwärtig als irrelevant betrachtet werden können, weil sie derzeit im Kampfe ums Dasein bedeutungslos geworden sind, also tatsächlich für die historische Betrachtung außer Rechnung gesetzt werden können."

Auch dieser Satz zeugt davon, daß der Autor mit den tatsächlichen anthropologischen Grundlagen der Historie nicht vertraut ist. Die Hautfarbe ist nämlich eines der wichtigsten körperlichen Merkmale, das die Anpassungsfähigkeit der Rassen an das geographische Milieu anzeigt; denn in der Anpassung an das Klima entscheidet die Hautfarbe im Kampf ums Dasein, wie Hueppe, Pearson und andere gezeigt haben. Daß aber die Hautfarbe eine noch viel größere Bedeutung,

daß sie einen anthropo-soziologischen Wert besitzt, habe ich in einem Aufsatz über „Die Rassen- und Klassentheorie in der Soziologie“ (Pol.-anthr. Revue, IV, 8) gezeigt.

VIII.

Außer Sombart und Hartmann haben noch andere deutsche Gelehrte zur Rassentheorie Stellung genommen. Daß O. Seeck in seinem bedeutenden Werke über die „Geschichte des Untergangs der antiken Welt“ einen Standpunkt vertritt, der dem von Lapouge, Wilser, Ammon verwandt ist, ist allgemein bekannt. Neuerdings hat K. Lamprecht in seiner Vortragssammlung über „Moderne Geschichtstheorie“ in dem Kapitel über die Psychologie der Kulturzeitalter die Rassentheorie im Prinzip anerkannt, wenigstens nach ihrer biologischen Seite. Er schreibt (S. 86): „Wenn sich die Psyche als Erscheinung, so wie wir sie empirisch ihren Lebenserscheinungen nach festlegen können, tatsächlich ändert: handelt es sich da um konstitutive Aenderungen, die den biologischen Charakter gleichsam der Seele verändern oder nur um Aenderungen der Erscheinungsweise desselben, sich im Grunde völlig gleichbleibenden biologischen Typus? Wie man sehen wird, reicht zur Begründung der Hauptsachen einer psychologischen Geschichtsschreibung die Bejahung der zweiten Alternative vollständig aus. Allein grundsätzlich wird man sich, entgegen der herrschenden Meinung, für die erste Alternative entscheiden müssen. Nach allen sonst zu Gebote stehenden Analogieen muß angenommen werden, daß einer schwankenden Bewußtseinsweite der menschlichen Psyche auch bestimmte physische, also physiologische Veränderungen in der sinnlichen Repräsentation der Seele entsprechen müssen, wie ja solche beim Einzelindividuum, namentlich in dem erst allmählichen Auswachsen des Kinderhirns, tatsächlich nachgewiesen sind. Und die Tatsache, daß dergleichen Abweichungen bisher bei den verschiedenen Rassen verschiedener Kulturhöhe noch nicht aufgefunden worden sind, berechtigt bei dem noch durchaus in Anfängen begriffenen Stande der Forschungen auf diesem Gebiete nicht im geringsten dazu, für den Menschen und insbesondere für seine seelischen Organe eine Erscheinung absoluten physiologischen Beharrens zu statuieren, die entwicklungsgeschichtlich die sonderbarste Ausnahme bilden würde.“

Lamprecht nimmt demnach an, daß „einer schwankenden Bewußtseinsweite der menschlichen Psyche auch bestimmte physische, also physiologische Veränderungen in der sinnlichen Repräsentation der Seele entsprechen müssen“. Dies ist näher dahin auszulegen, daß die körperlich verschiedenen Rassen die primären Unterschiede in der menschlichen Psyche bedingen, daß die psychischen Wandlungen in der Geschichte einer und derselben Rasse durch innere Gehirnvariationen, Anpassung an Milieureize, Genialität, positive und negative Auslese, Inzucht, Erschöpfung usw. und schließlich durch Mischung mit fremden Rassen hervorgerufen werden. Ein lehrreiches Beispiel für die psychischen Veränderungen und ihre entsprechende physische Erscheinung bieten die Studien von E. Schäffer über „Das Florentiner Bildnis“, die nachweisen, wie der kriegerische Menschentyp des mittelalterlichen Florenz sich allmählich zu den überfeinerten dekadenten Träumern der Spät-

renaissance umwandelt, die sich in Physiognomie, Mimik, Haltung von ihren kraftvollen und rauhen Vorfahren in merkwürdigster Weise unterscheiden.

IX.

Als einen prinzipiellen Anhänger der Rassentheorie bekennt sich Kurt Breysig in seiner bedeutungsvollen Schrift „Der Stufenbau und die Gesetze der Weltgeschichte". Es gibt nach seiner Ansicht drei Möglichkeiten der Weltgeschichtsschreibung, die geographische, chronologische und die rassenmäßige. Er schreibt: „Während heute in den Grenzbezirken der Geschichtsschreibung, in denen Wissenschaft und Tagesschriftstellerei berühren, um nichts so viel Geräusch gemacht wird wie um die Rasse, ist, soweit ich sehe, noch niemand auf den naheliegenden Gedanken gekommen, vom Gesichtspunkt der Rasse eine Gliederung des weltgeschichtlichen Stoffes zu versuchen. Wirth bemerkt zwar schon übel, wenn in einer europäischen Kulturgeschichte — die es doch nur mit Splittern einer Rasse, ja nur eines Rassenteiles, nämlich des arischen Gliedes der kaukasischen Rasse, zu tun hat, meines Wissens also in Rassen-Fragen gar nicht zuständig ist — von ihnen nicht die Rede ist, und er hat in seinem Entwurf einer Weltgeschichte sehr nützliche Winke für Rassen-Geschichte gegeben; aber er hat verschmäht, sie zur Richtschnur für seine Einteilung zu machen. Wenn heute aber ein Vertreter der Völkerkunde, ähnlich wie Ratzel als Erdkundiger, den Anstoß zur Entstehung einer Weltgeschichte gäbe, so würde ein Gebilde entstehen, das mindestens ebensoviel wenn nicht mehr Anregung gäbe als Helmolts Unternehmen (nach geographischen Kreisen). Es wäre sehr vorteilhaft, eine Geschichte der Mongolen in allen ihren Zweigen, von Saloniki bis Tokio, mit einem Blick zu übersehen. Die Schicksale der roten, der malaiisch-polynesischen, der schwarzen Rasse könnten ebensowohl zur Einheit gegliedert werden und in dem Anteil der dreigespaltenen Kaukasier könnte das Werk gipfeln, die Geschichte des Siegers unter den Rasseteilen, der Arier, müßte es krönen." (S. 7.)

Es ist befremdend, daß Breysig unbekannt geblieben ist, daß solche Versuche eines Rassenaufbaus der Weltgeschichte von Klemm in seiner „Allgemeinen Kulturgeschichte" und von Gobineau in seinem Werk über „Die Ungleichheit der Menschenrassen" gemacht worden sind, und nach meiner Ueberzeugung nicht ohne Erfolg, wenn sie auch auf die zünftige Geschichtsschreibung bisher keinen Einfluß ausgeübt haben. Neuerdings hat Wilser in seinen „Germanen" die Geschichte der Arier und speziell der Germanen in allen ihren Zweigen verfolgt, und in meinem Renaissance-Werk habe ich an dem Beispiel der germanischen Einwanderung in Italien gezeigt, wie eine anthropologische Kulturgeschichte aufzufassen ist.

Breysig steht auch noch auf dem gänzlich veralteten Standpunkt der biblischen Einteilung der „Kaukasier", eines Begriffs, den die wissenschaftliche Anthropologie neuerdings nicht mehr kennt. Für die europäische Geschichte lehnt er daher das Prinzip der Rasse ab, denn hier wohnen nur Arier! Wie wenig dies zutrifft, ist schon mehrfach betont worden, ebenso, daß es eines der wichtigsten Probleme

der historischen Anthropologie ist, den Anteil der drei in Europa wohnenden Rassen, der Mittelländer, Alpinen und der Nordländer, an dem Aufbau der europäischen Kulturgeschichte zu erforschen. Im Prinzip ist diese Frage entschieden.

Japan im Wettstreit der Völker.

Eberhard Kraus.

Unter den mongolischen und mongoloiden Völkern, deren hervorstechendste Eigenschaften pedantische Beharrlichkeit und passive Zähigkeit sind, finden sich verstreut auch gesteigerte Kräfte des Geistes und des Willens. Die Japaner sind aber unfraglich der erste Mongolenstamm, bei dem alle diese Kräfte vereint anzutreffen sind, der die ritterlichen Tugenden des etwas wikingerblütigen Indianers und des halbmalaiischen Samoaners, die körperliche Beweglichkeit des Tataren und den Büffelfleiß des Chinesen in sich vereint, dessen patriotisches Ehrgefühl sich zugleich so reizbar erwiesen hat, daß die ersten durch die Weißen erlittenen Demütigungen ihm den starken Impuls zu einer völligen äußeren Häutung gaben. Diese Häutung, diese völlige Annahme der wesentlichen Errungenschaften einer fremden Kultur, hat einstweilen noch sein innerstes Wesen unberührt gelassen. So stark und so brav wie der Europäer des feudalen Mittelalters ist der Japaner in das Zeitalter der Erfindungen und Entdeckungen eingezogen. Aber es ist ganz unmöglich, daß der Kern dieses tüchtigen Volkes von den äußeren Wandlungen auf die Dauer ganz unberührt bleibe. Das Pfropfreis europäischer Wissenschaft und Technik hat dem derben Stamm seine patriarchalischen Tugenden, wie: Ehrfurcht vor dem gottähnlichen Herrscher, Gehorsam gegen die Eltern, männliche Verachtung der Gefahr, bisher noch wenig verändert. Bei intensiverer Durchdringung dieses Stammes mit europäischer Kultur würden ihre Widersprüche, unter denen schon wir, die von Natur Bevorzugten, schwer zu leiden haben, seine ganze einfache und straffe Struktur in arge Verwirrung bringen. Wir suchen die Starken durch Feminismus zu bändigen, die Schwachen durch Individualismus zu heben und entfremden dadurch beide ihren natürlichen Anlagen. Die nervöse „Reizsamkeit", die bei anderen Völkern die Blutmischung hervorruft, muß beim Japaner durch den steten Kampf zwischen der angeborenen inneren Beständigkeit und der Notwendigkeit der äußeren Anpassung erzeugt werden.

Gewiß ist auch der Japaner aus uralten Blutmischungen hervorgegangen. Sein Grundstoff ist durchaus mongolisch, aber auch das Blut der primitiven Ainus und der beweglichen, durch indische Arier beeinflußten Malaien ist neben anderen kleinen Gerinnseln in seine Adern geströmt. Seine körperliche Erscheinung ist in den engen Verhältnissen seines Insellandes eigentlich etwas inferior geworden. Die Frauen sind zart und niedlich, die Männer aber unansehnlicher und unschöner als Koreaner und Chinesen. Ihre Leistungen sind wesentlich Erziehungsresultate; freilich ist auch ihre körperliche Rüstig-

keit unbestreitbar. In den Bergen und auf See bleibt die Menschheit frisch, im Binnenlande entartet alles, sobald der Kampf gegen die Natur oder gegen äußere Gegner nachläßt. Professor Baelz erzählt, daß Japaner in zehnstündiger Arbeit einander Pikuls Reis (gegen 130 Pfund) in die Hände werfen, daß sie laufend Lasten von 300 Pfund und mehr ziehen. Die Gebildeten besitzen eine weit geringere Muskelkraft, haben teilweise, gleich den Chinesen, die Schärfe des Sehvermögens eingebüßt, aber im allgemeinen gute Zähne und nur in Ausnahmefällen Haarschwund.

Die lange Abgeschlossenheit hat vor allem den Charakter des Volkes gefestigt. Die Schweizer und die Engländer sind auch Mischvölker, aber niemand wird bestreiten können, daß nach langen stählenden inneren und auswärtigen Kämpfen — ganz wie bei den Japanern — die einen in ihrer Meereseinsamkeit, die anderen in ihren Alpentälern Eigenschaften entwickelt haben, die der Arterhaltung in besonderem Maße dienen. Nur diejenigen Bastardvölker, die unablässig neuen Beeinflussungen und unvermittelten Wandlungen ausgesetzt sind, müssen sinken und schließlich untergehen. Bei den Slawen ist nach Gobineau das einzig Beständige die Neigung zur Zersetzung und Fäulnis. Oft hat man das Chaos des russischen Weltreiches, wo die ursprünglich kernhaften Eigenschaften des Großrussen, die geschulte Intelligenz, die strenge Rechtlichkeit des deutschen und finnländischen Protestanten gleich vereinzelten Landbrocken in unabsehbarer Schlammflut versinken, mit einem großen Sumpfe verglichen. Dieser Vergleich drängt sich auch Gobineau auf, wenn er schreibt: „Die Slawen bildeten (wie die semitischen Massen) den stagnierenden Sumpf, in dem nach einigen Augenblicken des Triumphes alle höheren Rassengemeinschaften untergingen. Unbeweglich wie der Tod, gefräßig (actif) wie er, verschlang dieser Sumpf in seinen schlummerndern Gewässern die wärmsten und edelsten Grundsätze, ohne eine andere Abänderung zu erleiden, als eine verhältnismäßige Erhöhung des Grundes, und um schließlich doch zu einer noch verworreneren allgemeinen Verderbnis (une corruption générale plus compliquée) zu gelangen."

Wie der Neger besser als der Mulatte ist, so scheint auch der bereits zum Mongolen zurückentwickelte Mischling demjenigen überlegen zu sein, der sich erst in diesem Rückbildungsprozeß befindet. Daß die meisten mongolischen Völker nicht von einheitlicher Abstammung sind, zeigt allein schon die große Verschiedenheit der unter ihnen vorkommenden Schädelformen. Unter hundert Chinesen gibt es nach Ranke etwa 12 Langköpfe, 54 Mittelköpfe, bloß 34 Rundköpfe. Der japanische Friedensunterhändler, Baron Komura, hat einen ausgesprochenen Langkopf mit fast spitz zulaufendem Hinterhaupt. Die Slawen sind unfraglich rundköpfiger als die Ostasiaten, haben aber vielfach die Gesichtsbildung und das feinorganisierte Gehirn- und Nervensystem der Nordlandrasse ererbt, während die Mongolen wohl immer unfähig bleiben werden, bahnbrechende und überragende Genies hervorzubringen. Aber sie verfügen noch über Kräfte, die für das Emporkommen eines Volkes weit wichtiger sind, als geniale Eingebungen, als bunte Farbenträume.

Der Sieg der Japaner über die Russen ist ein Triumph der Inzucht über die Blutmischung, der Garten- und Ackerwirtschaft über die

extensive Wirtschaft und das Wanderarbeitertum, der Pietät über Untreue und Wankelmütigkeit, des klaren, zielbewußten Nationalgefühls über brutalen Chauvinismus auf der einen Seite (Panslawisten) und weichlichen Humanitätsdusel auf der anderen (Tolstoi). Es ist ein Sieg des Fleißes und der Zucht über Trägheit, Genußsucht, Beutegier und vollständige Vertrottelung, wie sie bei den führenden Klassen des zwar wenig willensstarken, aber immerhin noch recht körperkräftigen und urwüchsigen Russenvolkes in geradezu mitleiderregender Weise zutage getreten ist.

Man kann nicht ohne weiteres behaupten, daß die russische Staatskunst der letzten Jahre in ihren Zielen fehlgegangen wäre. Der Hunger des nordischen Binnenkolosses nach warmen und offenen Meeren ist wohl begreiflich. Aber um ihn zu befriedigen, mußte das Riesenreich sich weit schlagfertiger und unternehmender zeigen. Das heutige Rußland leidet ebenso wie das alte Römerreich an den Folgen allzuraschen, unvermittelten Wachstums und systemloser Durcheinanderwürfelung der verschiedenartigsten Stämme und Rassen. Hierzu tritt, ganz wie im ancien régime Frankreichs, eine verhängnisvolle Neigung der führenden Klassen, mit umstürzlerischen Ideen zu liebäugeln. Das Zarenhaus hat seit Nikolaus I. — der wenigstens ein tatkräftiger Drillmeister war — kein einziges militärisches Talent hervorgebracht. Die Haltung der Großfürsten während dieses mörderischen, die Zukunft ihres Vaterlandes schwer bedrohenden Krieges war — selbst mit russischem Maßstabe gemessen — beispiellos.

Siege rundköpfiger Völker über arische oder halbarische sind an sich nichts Neues, denn in Zeiten beschaulichen Lebensgenusses erschlafft selbst der rüstigste Arier. Am schimpflichsten war wohl der Zusammenbruch des Reiches der vielgepriesenen Ostgoten — die Westgoten waren ungleich rassereiner und tüchtiger — unter dem Hunnenangriff. Die den Russen durch das Mongolenjoch aufgezwungene starke staatliche Organisation hat den Stürmen vieler Jahrhunderte getrotzt, ist freilich gerade durch die Gewaltstreiche fortschrittlicher Despoten (wie Iwan der Schreckliche und Peter der Große) schwer erschüttert worden. Jetzt, da die starke Hand am Steuer fehlt, wird die des inneren Halts entbehrende, ungeheure Arche hülflos auf den Wogen umhergetrieben und wird auf der Sandbank des Parlamentarismus bald ebenso festsitzen, wie Oesterreich-Ungarn, das heute wohl das schwerfälligste und hülfloseste aller europäischen Staatswesen ist.

Das russische Volk ist nichts weniger als aktiv und kriegerisch veranlagt. Sobald seine alten Bojarengeschlechter, die deutsche und die schwedisch-finnische Geistesaristokratie zu versagen beginnen, — selbst der angeblich kernrussische Ssuworow war von schwedischer Abkunft und in Finnland geboren — so werden aus den Massen der emporgekommenen Heloten wohl nur in Ausnahmefällen Führertalente emportauchen. Aus Bevölkerungsklassen, denen Jahrhunderte hindurch nichts als blinde Unterwürfigkeit anerzogen worden ist, lassen sich keine neuen Oberschichten formen — ein Niedergang, der auch Japan droht, sobald die Ueberreste seiner alten Aristokratie verbraucht sind. Der militärische Verfall Rußlands seit 1813 und 1814 ist jedem Kenner russischer Kriegsgeschichte bekannt, der politische und wirtschaftliche kann niemandem verborgen bleiben, der dort drüben ein wenig hinter

die Kulissen geschaut hat. Ich habe die russischen Fäulniserscheinungen in dieser Zeitschrift bereits zweimal (Juliheft 1902 und Juliheft 1903) beleuchtet und meine damaligen Urteile sind heute selbst in der Tagespresse als prophetisch angeführt worden. Im Juliheft 1902 schrieb ich: „Die Eigenart des russischen Volkscharakters verträgt die Gliederung und Differenzierung nicht recht, sondern ist stets in rückläufiger Bewegung zum Völkerchaos, zum Urbrei und Urschlamm begriffen .... Die entfesselte niedere Bevölkerung wird sich in dem halbasiatischen Rußland genau so gebärden, wie in dem halbasiatischen Bulgarien und dem noch heute halbafrikanischen Spanien. Weit leichter ließe sich sogar in dem mongolischen, aber in den Hauptteilen ziemlich reinblütigen Japan der Uebergang zu noch volkstümlicheren Einrichtungen bewerkstelligen, als sie dort schon jetzt bestehen.“

Das letzte Urteil war, wie ich jetzt einräumen muß, übereilt. Die japanischen Volksmassen haben durch die Ausbrüche fanatischer Leidenschaft nach dem Friedensschlusse eine bedauerliche politische Unreife bekundet. Sobald der äußere Zwang nachläßt, scheint also auch der Mongole Japans in die alte Zügellosigkeit des Nomaden zurückzufallen. Aehnliche Ausschreitungen sind in kleinerem Umfange schon früher vorgekommen; ich erinnere nur an die Mordanfälle auf den jetzigen Zaren, als er während seiner Thronfolgerjahre Japan besuchte, und auf Lihungtschang, als er als Friedensunterhändler in Schimonoseki weilte. Auch sind während der Reform-Aera mehrere japanische Staatsmänner ermordet worden.

Die japanische Regierung hat das Nationalgefühl vor dem Kriege durch Presse und Parlament übermäßig anfeuern lassen. Die Versuche, mit demokratischen Mitteln Imperialismus zu treiben, sind aber schon den Bonapartes sehr übel bekommen. Von der wahrhaft teuflischen europäischen Idee, daß ein Land nicht von seiner legitimen Regierung, sondern von den wechselnden Launen millionenköpfiger Volksmassen beherrscht werden soll, hatte Japan, wo Kulis noch als Kulis behandelt werden, sich bisher noch nicht anstecken lassen. Seine Verfassung ist der preußischen nachgebildet und man hat sich in Japan die Erfahrungen der Konfliktsjahre zunutze gemacht. Es ist Vorsorge getroffen, daß jeder Konflikt mit dem Parlament unbedingt zugunsten der Krone entschieden werden muß. Der Tenno Mutsuhito, ein Mann, der, wenn auch nicht als Neuschöpfer, so doch als Reformator vielleicht mit Karl dem Großen zu vergleichen ist und jedenfalls weit über dem halb brutal gewalttätigen, halb weibisch gefallsüchtigen großen Peter steht, ist frei von der bleichen Besorgnis vor Preßtreibereien, Parlamentsstürmen, Attentaten, von der fast alle europäischen Regierungen mehr oder weniger beherrscht und in ihren Entschlüssen gelähmt werden. Als die ersten Flottenforderungen vom Parlament abgelehnt wurden, wollte der Mikado es freilich auf einen Konflikt nicht ankommen lassen, sondern kürzte lieber seine Zivilliste sowie alle Beamtengehälter um ein Zehntel. Alle Erfolge Japans wurzeln in der patriotischen Opferwilligkeit seiner führenden Klassen.

Es bleibt abzuwarten, wie lange Japans Geschicke den gleichen stetigen Händen anvertraut bleiben. Der alte japanische Hochadel,

die Daimios, hat seine frühere materielle Grundlage, die Lehnshoheit, in vaterländischer Begeisterung hingegeben und vom Staat eine höchst dürftige Entschädigung dafür erhalten. Seine Dienstmannen, die Samurais, stellen jetzt den kleinen Beamten- und Offiziersadel und haben auf Kameraden und Untergebene ihren ritterlichen Ehrbegriff, den Buschido, übertragen. Der japanische Patriotismus hat etwas Bauchaufschlitzendes behalten. Daß die Mannschaften der von den Russen genommenen japanischen Transportdampfer lieber untergingen, als daß sie sich ergaben, entspricht dem Ehrenkodex keines einzigen europäischen Heeres, denn ein Transportschiff ist eben keine militärische Position. Gewiß ist eine Todesverachtung, wie die Japaner sie gezeigt haben, uns modernen Europäern bereits fremd geworden und vermutlich gibt es kein einziges weißes Heer — vielleicht mit Ausnahme des deutschen — das mit diesem Opfermut wetteifern könnte. Um so wunderbarer ist es, daß im Felde nicht noch Größeres erreicht wurde. Die Japaner sind dem heutigen Europäer nur durch ihre heiße Vaterlandsliebe und ihre gesellschaftliche Organisation überlegen, das Menschenmaterial ist bei uns im Grunde das bessere. Das russische Heer hat noch heute teilweise recht muskulöse Gliedmaßen, aber das Haupt war unbrauchbarer und zerfahrener als je — das bekannte Bild vom Löwen mit dem Eselskopf! Die japanische Führung war sehr geschickt, aber ihr fehlte doch jeder bedeutende Zug. Nur die Flotte hat Vorbildliches geleistet.

Den meisten Nutzen von den japanischen Siegen hatte England, dessen kaltrechnende Politik beim Friedensschluß wieder einen ihrer größten Triumphe gefeiert hat. In völliger Uebereinstimmung mit Amerika wollte es Japan nicht zu mächtig, nicht unabhängig vom englisch-amerikanischen Kapitalmarkt werden lassen und die gelben Männer mußten sich dem Einspruch ihrer Geldgeber beugen. Von Rußland wäre ohnehin im besten Falle nur Land, keine Kriegsentschädigung zu holen gewesen. Die japanischen Staatseinnahmen, die sich auf nicht viel mehr als 600 Millionen Mark belaufen, werden in Zukunft zu etwa zwei Dritteln für Verzinsung und Amortisation der Anleihen, sowie für unproduktive Rüstungen verwendet werden müssen. Obwohl Rußland wohl auf viele Jahre hinaus durch die inneren Unruhen gelähmt sein wird, so war doch beim Friedensschluß immerhin die Möglichkeit eines russischen Rachekrieges zu erwägen. Gegen diesen mußte Japan sich durch das neue Bündnis mit England decken, durch das es verpflichtet wird, mit seinem Landheer Indien zu garantieren, wogegen England mit seiner Flotte die neuen Erwerbungen Japans garantiert. Da die russische Flotte nie mehr zu fürchten sein wird, so ist es klar, daß der einzige Gewinnende bei diesem Vertrag England ist, Japan erhält sich bloß seine Londoner Goldquelle.

Das Reich der aufgehenden Sonne hat sich eine gewaltige Aufgabe gestellt, es hat eine Eroberungspolitik von der Insel zum Festlande unternommen, an der das allzufreie, daher stets an mangelhafter Kriegsvorbereitung leidende England im 15. und 16. Jahrhundert scheiterte, obwohl es bereits den besseren Teil Frankreichs durch Erbschaft besaß, im 18. Jahrhundert, obwohl es anfangs nur gegen eine aufständische Kolonie zu kämpfen hatte und seine Operationsbasis Kanada zu behaupten vermochte. Der Krieg gegen das Zwergvolk der Buren

wurde mit Mühe gewonnen, jedenfalls machte sich die südafrikanische Dividendenpolitik sehr schlecht bezahlt, und erst als England seine Geschäfte ausschließlich durch das japanische Schwert besorgen ließ, gab es wieder gute Dividenden. Daß aber die Notwendigkeit, sich dauernd auf Bundesgenossen zu stützen, etwas Demoralisierendes für eine Weltmacht haben muß, liegt auf der Hand. Sowohl Japan wie Rußland wurden bisher noch nicht von Geschäftspolitikern regiert und kannten noch die Gesetze natürlichen Wachstums.

Die sicherste und aussichtsvollste Ausdehnung bleibt die auf Kosten der nächsten Nachbarn. Der erste große Vertreter dieser Politik in der Geschichte der europäischen Neuzeit war Richelieu, der letzte Bismarck. Die weißen Kulturvölker sind heute alle sehr kriegsscheu geworden. Obwohl Europa von allerhand „Fragen“ und Konfliktsstoffen strotzt, so treibt man lieber Vogelstraußpolitik, als daß man sich in Ungelegenheiten und Gefahren stürzt. Die tatkräftigen Monarchen, die das heutige Europa schufen, kannten nur eine politische Grundregel: Krieg gegen die Nachbarn, Bündnis mit den hinter ihnen Wohnenden. Es läßt sich dagegen nicht einwenden, daß die Staaten jetzt ihre nationalen Grenzen erreicht hätten. Solche Grenzen sind sehr selten. Rußland und Oesterreich-Ungarn kennen z. B. gar keine nationalen Abrundungen. Es gibt für die Beziehungen der Völker ganz bestimmte Naturgesetze, die sich von Zeit zu Zeit mit eherner Gewalt zur Geltung bringen. So wird eine starke, kriegerische Großmacht, die sich allen innern und auswärtigen Konflikten gewachsen fühlt, an ihren Grenzen wohl Kleinstaaten dulden, niemals aber andere Großmächte, die ihr an Umfang und Volkszahl ebenbürtig oder gar überlegen sind, weil solche durch ihre bloße Existenz eine stete Bedrohung darstellen. Welche Gründe Bismarck nach so glänzenden Erfahrungen mit der Politik der freien Hand später dazu bestimmten, Bündnisse mit notorisch aktionsunfähigen Staaten zu schließen und sich dadurch ausschließlich an eine Politik der Warnungen und der Verteidigung zu binden, wird erst eine spätere Zeit aufklären. Die einfachste Erklärung bieten wohl das hohe Alter Wilhelms I. und die Friedensliebe des damaligen Kronprinzen. Auch ist zu berücksichtigen, daß er unter dem Druck einer demokratisierten öffentlichen Meinung stand, der jeder Präventivkrieg, ob die „Parade durch den Hieb“ sich durch eine noch so zwingende Logik rechtfertigte, verwerflich erschien. Das kleine Preußen war für den Angriff ungleich besser organisiert, als das nur äußerlich zusammengeschweißte große Deutsche Reich, der Teil tatsächlich stärker als das Ganze. Wer den Wortlaut von Abwehrverträgen veröffentlicht, der will jedenfalls Kriege nicht führen, sondern verhindern. Für uns wie für die Oesterreicher — wenn wir doch einmal mit diesem zerfallenden Reich zusammengekoppelt werden mußten — wäre es besser gewesen, wenn das Bündnis geheim geblieben und so für unsere Gegner zu einer Falle geworden wäre.

Es hat eigentlich nur ein einziges europäisches Volk gegeben, das viele Jahrhunderte hindurch am Kriegshandwerk herzliche Freude fand, obwohl sein Ruhmesbedürfnis nur ausnahmsweise voll befriedigt wurde. Es war das französische von Karl VII. bis auf Napoleon III., und ich habe in dieser Zeitschrift schon einmal hervorgehoben, wie-

viel wir deutschen Bärenhäuter diesen rührigen „Schrittmachern" zu danken haben.

Wir haben uns schließlich dazu entschließen müssen, die britische Dividendenpolitik nachzuahmen, die für uns besonders ungünstige Ergebnisse gehabt hat, denn allein der Feldzug in Deutsch-Südwestafrika kostet bald eine Viertelmilliarde, also so viel wie ein kleiner europäischer. Natürlich müssen unsere sämtlichen Kolonien jetzt behauptet werden, wir hätten nur die von den Engländern übriggelassenen „Knochen" etwas genauer besehen sollen, bevor wir uns über sie hermachten. Uebersee zehrt jetzt an unserm Lebensmark, wie einst im Mittelalter Italien. Es muß doch einleuchten, daß der nächste siegreiche Krieg nach 1870 dem Deutschen Reiche das völlige Uebergewicht auf dem europäischen Festlande und damit auch absolute Sicherheit gegen England verschafft hätte. Im Jahr 1885 z. B. hätte England seiner afghanischen Schmerzen wegen den Dreibund gegen den Zweibund — der damals, wenn auch nicht förmlich, so doch schon in der Idee bestand — unbedingt unterstützen müssen. Der Sieg war uns sicher. Während des Burenkrieges konnte Deutschland auf dem Festlande alles erreichen, was es irgend wollte. Während des russisch-japanischen Krieges waren drei Möglichkeiten gegeben: Entweder wie der Blitz aus heiterm Himmel in Frankreichs dunkle Rachepläne hineinschmettern. Oder nach Abschluß eines Geheimvertrages mit Japan — dem wir ungleich mehr bieten konnten, als England — das unablässig drohende, aber mehr durch seine innere Gärung, als durch seine kriegerische Macht furchtbare Rußland niederwerfen und unsere Grenzen nach Osten durch ein vorgeschobenes rein militärisch verwaltetes „Glacis" erweitern. Oder aber endlich dem Hause Habsburg treue Waffenbrüderschaft in seinem Konflikt gegen das absterbende und nur durch gewaltsame Entnationalisierung kümmerlich fortbestehende Mischvolk der Magyaren anbieten, das an sich für uns ziemlich bedeutungslos ist, aber leider zwei Millionen Deutsche ihrem Volkstum zu entfremden sucht und überdies die Landbrücke nach dem Orient besetzt hält. Da alles das versäumt worden ist, so können wir heute von dem Aufschwung des sicher noch zwei bis drei Jahrhunderte lang waffengewaltigen Japan leider gar keinen Nutzen für uns ziehen, sondern müssen im Gegenteil gegen die immer feindseliger werdende Haltung Englands eine Rückendeckung an Rußland suchen, das uns einmal, wenn nichts anderes, so doch wenigstens eine Vormarschlinie gegen Indien bieten könnte. Es ist eben unser Fluch, daß unser Mangel an politischer Voraussicht uns immer wieder nötigt, uns mit kranken Männern zu verbünden. Die Verschärfung des Gegensatzes zwischen Deutschland und England ist besonders bedauerlich, da beide Mächte eigentlich gemeinsam den südamerikanischen Markt gegen die Ausdehnungsbestrebungen der Vereinigten Staaten zu halten suchen müßten. Aber England fürchtet in solchem Falle Kanada zu verlieren und wendet sich daher lieber gegen den Nebenbuhler, der ihm im Ernstfalle weniger Schaden zufügen kann.

Da Japan in seinen neuen Erwerbungen nicht bloß Handels-, sondern vor allem Siedelungspolitik treiben wird, durch die allein Errungenes behauptet werden kann, so sind seine Zukunftsaussichten im ganzen besser, als die irgend einer anderen Weltmacht. Für einen

großen wirtschaftlichen Aufschwung fehlt es aber den Japanern an jenem fruchtbaren Schöpfergeist, der nur den Ariern eigen ist. Ihre Kaufleute sind meist kleine gewissenlose Profitmacher, die sich wenig Vertrauen und Kredit zu erwerben verstehen. Was die Japaner so groß und uns Weißen entschieden überlegen macht, ist ihre von des Gedankens Blässe noch nicht angekränkelte Entschlußkraft und ihr gänzlicher Verzicht auf sentimentale und altruistische Regungen in der Politik. Ob die große Neigung des Volkes zur Sittenlosigkeit seine Kraft einmal untergräbt, muß abgewartet werden. Im großen und ganzen scheint der Mongole mit seinem stumpfen Nervensystem die Ausschweifungen weit besser zu vertragen, als der reizbare Europäer. Mit Recht ist aber gegen die japanische Regierung der Vorwurf erhoben worden, daß sie unter allen zivilisierten die einzige sei, welche die Prostitution und den Mädchenhandel nicht bloß dulde, sondern förmlich konzessioniere.

Der Kotau vor Japan, den viele politische Modegigerl und Snobs Westeuropas heute voll Selbstentäußerung vollziehen, ist ebenso ungerechtfertigt wie die frühere Beweihräucherung Rußlands.

Die Literatur über Japan schwillt neuerdings mächtig an. Einen guten Ueberblick über die Geschichte des Landes bietet eine Schrift über „Japans geschichtliche Entwicklung“ von Hugo van den Bergh (Halle a. S., Gebauer-Schwetschke). Besonders interessant und lehrreich sind die Abschnitte über die Entstehung des Shogunats, über die Feldzüge Hideyoshis, des „japanischen Napoleon“, auf Korea von 1592—98 (damals soll Japan bereits ein Heer von 150000 Mann auf das Festland geworfen haben), sowie die Angaben über die japanische Kulturentwicklung. Früher als in Rußland, am Anfang des siebzehnten Jahrhunderts, wurden in Japan bereits Bücher mit beweglichen Lettern gedruckt. Zwei Universitäten und zahlreiche höhere Schulen bildeten damals die Mittelpunkte eines regen geistigen Lebens.

Den wirtschaftlichen Aufschwung Japans behandelt eine in der B. G. Teubnerschen Sammlung erschienene Studie „Die Japaner und ihr Wirtschaftsleben“ von K. Rathgen. Der mit den japanischen Zuständen auf das genaueste vertraute Verfasser weist nach, daß die Japaner mit der zunehmenden Industrialisierung ihres Landes auch in wachsendem Maße europäische Fabrikate und Halbfabrikate verbrauchen. Eine bekannte Erscheinung, welche die „gelbe Gefahr“ auf wirtschaftlichem Gebiet doch bedeutend vermindert. Im übrigen hält sich nach Rathgen der industrielle Fortschritt Japans bisher noch in recht bescheidenen Grenzen. Die Statistik der dortigen Fabrikbetriebe ergibt in den acht Jahren von 1894 bis 1902 bloß eine Zunahme der Pferdestärken von 41031 auf 100901, also um gegen 60000. In Preußen wuchs die Zahl der Pferdestärken feststehender Dampfmaschinen in der halben Zeit, von 1897—1901, von 2882000 auf 3710000. Die Zahl der japanischen Fabrikarbeiter betrug 1902 noch keine halbe Million. Sehr bedeutend ist der Aufschwung des Seehandels. Vor der Aufnahme der Barzahlungen (1884 und 1885) übertraf der japanische Außenhandel nur den ganz unwichtiger Staaten, wie Griechenland, Bulgarien, Serbien, Finnland oder Neufundland, Venezuela, Uruguay. Er war ungefähr so groß, wie der Portugals. In den Jahren vor dem chinesischen Kriege 1892—93 war nicht nur

dieses Land überholt, auch Norwegen, Algerien, Mexiko, Neuseeland waren zurückgeblieben. Die japanischen Zahlen waren etwa so groß wie die von Aegypten, Britisch-Südafrika, Chile. In den letzten Jahren 1902—03 hat Japan Schritt gehalten mit Britisch-Südafrika, obwohl dieses jetzt um die Burenstaaten vergrößert ist. Argentinien ist noch nicht ganz erreicht, wohl aber Brasilien. Ueberholt sind nicht bloß Aegypten und Chile, auch Schweden und Dänemark, die Türkei und Rumänien, die Straits-Settlements. Japan nähert sich stark dem Handel der Schweiz und Spaniens, Kanadas, Australiens, Chinas.

Rathgen schließt sein lesenswertes Buch mit folgenden Betrachtungen: „Heute ruht das Gefüge des Staates noch durchaus auf der Herrschaft der alten sittlich-religiösen Vorstellungen.... Wird nicht nach der sozialen Auflösung auch auf geistig-sittlichem Gebiet der Individualismus sich durchsetzen? Und wenn der Geist der Kritik in einer völlig demokratisierten Gesellschaft keine Schranke des Herkommens mehr anerkennt, welche moralischen Kräfte werden dann Staat und Gesellschaft zusammenhalten?"

Soziologische Probleme in der österreichischen Politik.

(Man vergleiche: Pol.-anthr. Revue III, 12, S. 759.)

Wenn der Staat kein persönliches Werk ist, sondern eine soziale Erscheinung[1]); wenn er nicht einem individuellen Interesse dient und zu dienen hat, sondern einem sozialen: so ist wohl wissenschaftlich seine Betrachtung vom sozialen Standpunkte berechtigt. Von diesem aus betrachtet ist er ein soziales Wesen (nicht ein organisches), das nicht nur für sich lebt und webt, sondern zukünftige soziale Wesen vorbereitet. Das ist eine historische Tatsache, die keines Beweises bedarf. Die Staaten, die heute existieren, sind vorbereitet worden durch Staaten der Vergangenheit, die heute nicht mehr existieren: es ist also der Schluß erlaubt, daß die Staaten, die heute existieren, Staaten vorbereiten, die in der Zukunft existieren werden.

Die in dieser Richtung unternommene Betrachtung des Staates gehört zur soziologischen Betrachtung desselben. Sie ist verschieden von der politischen. Der Politiker fragt danach, was der Staat für sich macht; wie er die Aufgaben, die er sich bewußter Weise stellt, anstrebt und zu lösen unternimmt. Der Soziologe faßt diejenigen ferneren Ziele ins Auge, denen der Staat unbewußt zustrebt, die sozusagen über sein Lebensziel hinausreichen, über die er seiner Natur nach sich keine Rechenschaft ablegt und keine Sorgen macht.

Um sich eine Vorstellung zu machen, welcher Art diese Ziele sind, müssen wir zuerst die Frage beantworten, welche Ziele der Staat während seines Daseins erreicht. Die Frage ist leicht zu beantworten. Jeder Staat, der sich auslebt, erreicht eine Kultur von nationalem

---

[1]) Ueber das Wesen einer sozialen Erscheinung vergl. meinen Grundriß der Soziologie. 2. Aufl., Wien 1905, S. 101.

Gepräge. Etwas Höheres kann ein Staat nicht erreichen. Der antike römische Staat erreichte (oder wie man das auch ausdrückt: erzeugte) eine nationale römische Kultur und bereitete die spätere italienische Kultur vor. So folgen sich die Staaten und ihre sozial-psychischen Werke. Diese Tatsachen sind überall nachweisbar.

Der französische Staat erzeugte die französische Kultur, der deutsche Staat oder Staatenkomplex die deutsche Kultur. Woher aber stammt das besondere nationale Gepräge jeder dieser Kulturen? Die modernen Rassentheoretiker sagen: von der Rasse. Ich leite dieses Gepräge von der nationalen Färbung ab, welche jedes Land, jede politisch-geographische Provinz mit der Zeit von seinem bodenständigen Volke erlangt. Wir sprechen ganz mit Recht von deutschem Boden; es gibt aber auch slawischen Boden, französischen Boden, italienischen Boden usw. Was heißt das? Die Geologen kennen keinen nationalen Boden. Die Erdkruste zeigt keine nationalen Verschiedenheiten. Aber der Soziologe konstatiert, daß eine Jahrhunderte und Jahrtausende alte Besiedelung eines Bodens durch Stämme, die sich einer besonderen Sprache bedienen, den Boden so nationalisiert, d. h. mit dieser nationalen Sprache, Art und Sitte durchtränkt, daß auf diesem Boden keine andere Sprache, Art und Sitte mehr gedeiht. Es hat vollkommen den Anschein, als ob der Boden nationalisiert würde und nur sehr schwer entnationalisiert werden kann. Mit diesem Ausdruck „Nationalisierung des Bodens" muß der Soziologe einen ganzen Komplex von Ursachen und Wirkungen bezeichnen, der schwer zu analysieren ist, der sich aber darin äußert, daß an bestimmten geographischen Zentren das äußere Merkmal der Nationalität trotz Hin- und Herflutens der heterogensten Bevölkerungen haften bleibt und allen in und auf demselben sich ansiedelnden Bevölkerungen sich mitteilt.

Es hat also vollkommen den Anschein, als ob die verschiedenen national-geographischen Provinzen irgend eine geheimnisvolle Wirkung auf die in ihnen siedelnde Bevölkerung ausübten und sich dieselbe assimilierten. Man kommt bei diesem geheimnisvollen Schauspiel auf die Idee, daß nicht der Mensch den Boden beherrscht, sondern der Boden den Menschen. Wie anders wäre es zu erklären, daß ungeheuere Schwärme nordgermanischer Völkerschaften in Italien sich italienisierten, im Osten Europas slawisierten?

Nun sagten wir früher, daß der Staat als soziale Organisation eine nationale Kultur erzeugt. Dieses Werk des Staates ist aber von seinem territorialen Standort abhängig: er kann nur eine solche nationale Kultur erzeugen, die seiner national-geographischen Provinz entspricht.

Roms Kulturarbeit scheiterte in Deutschland an dem Widerstand des nationalen deutschen Bodens; die besten und kräftigsten Elemente aber germanischen Volkstums fielen in Italien dem romanischen Boden zum Opfer, ebenso wie Millionen deutscher Ansiedler, seit dem 13. Jahrhundert nach Osten wandernd, vom national-slawischen Boden absorbiert wurden. In der Gegenwart sehen wir es mit eigenen Augen, wie gegen dieses Naturgesetz, daß der Boden den Menschen beherrscht, die preußische Regierung in den polnischen Landesteilen einen Kampf aufgenommen hat und hören die Klagen, daß alle die Geldopfer erfolglos gebracht werden. Wenden wir nun diesen Erfahrungssatz

auf Oesterreich an und fragen, wie stellt sich die Arbeitsleistung des Staates zu jenem Naturgesetz der Herrschaft des nationalen Bodens über seine Bevölkerung? Daß der aus Deutschland herausgewachsene Staat, die Funktion jedes Staates naturnotwendig erfüllend, eine nationaldeutsche Kultur zu schaffen strebte, ist klar. Er konnte nicht anders — denn all und jeder Staat rollt wie eine Kugel auf schiefer Ebene — bis er auf ein Hindernis stößt, das ihn im naturnotwendigen Laufe aufhält, das er aber — wie die Kugel den Metallstift auf dem russischen Billard — umkreist, um seinen Lauf fortzusetzen.

So scheiterte das Werk der national-deutschen Kulturarbeit teilweise an dem nationalen Boden der slavischen Stämme, teilweise aber auch an der national-magyarischen Kulturarbeit des magyarischen Staates, der seinerseits die Sisyphusarbeit der Entnationalisierung des Bodens seit 1000 Jahren mit geringem Erfolge betreibt, vor der deutschen Kulturarbeit aber Oesterreichs auf ungarischem Staatsgebiete einen mächtigen Vorsprung gewonnen hat.

Nun ist die Frage, welche Funktionen wird der österreichische Staat naturnotwendig vollziehen, nachdem seine national-deutsche Kulturarbeit an einem natürlichen Hindernis gescheitert ist? Wer in der Geschichte nicht eine Summe persönlicher Handlungen, die sich an hohe, und allerhöchste Namen knüpfen, sondern Vorgänge sieht, die sich naturnotwendig und namenlos vollziehen, der kann über die Funktionen des österreichischen Staates in der Zukunft keinen Zweifel haben — insbesondere da diese Funktionen bereits begonnen haben und wir seit drei Dezennien die Richtung derselben schon beobachten können. Es kann keinem Zweifel unterliegen — der Staat in Oesterreich hat seine frühere national-deutsche Kulturarbeit aufgegeben und paßt sich den ihm auf jenem Wege entgegengetretenen Hindernissen allmählich an. Er umkreist diese Hindernisse, um seinen naturnotwendigen Lauf fortzusetzen. — Diese Hindernisse sind, wie wir schon andeuteten, zweierlei: slawischer nationaler Boden, der buchstäblich Deutsche frißt (man denke nur wieviel er davon schon z. B. in Galizien gefressen hat!) und zweitens, ein in entgegengesetzter, magyarischer Richtung funktionierender Staat, der der nationalen deutschen Kulturarbeit entgegenwirkt und aus vielen Gründen in seiner magyarischen Kulturarbeit begünstigter ist, als es Oesterreich in seiner deutschen Kulturarbeit war. Sprechen wir zuerst von dem magyarischen Staat. Er scheint ja unserem obigen Lehrsatz von der Kraft des nationalen Bodens zu widersprechen, denn auf offenbar nichtmagyarischem Boden leistet der magyarische Staat national-magyarische Kulturarbeit. Gewiß! eine Reihe günstiger Umstände hat es den Magyaren ermöglicht, ihre Nationalität auf fremdem Boden zu erhalten und von einem fast ausnahmslos herrschenden Gesetze eine glänzende Ausnahme zu statuieren. Dazu trug erstens bei die Art und Weise ihrer Besiedelung des Landes, bei der ganze Strecken Landes, das Zentrum des von ihnen okkupierten Territoriums, kompakt besiedelt und seiner früheren Bewohner wie es scheint durch radikale Ausrottung und Vertreibung vollständig entledigt wurde. In den Teilen aber, wo das nicht geschehen ist, wie im Norden, Südwesten und Süden Ungarns, da ist auch die Magyarisierung heute schon sehr in Frage gestellt und hat schon heute die national-magyarische Kulturarbeit einen schweren

Kampf mit dem Naturgesetz der Absorption durch den nichtmagyarischen nationalen Boden zu bestehen — einen Kampf, dessen Ausgang wir noch nicht kennen.

Dieser schwere Kampf nach tausendjähriger Herrschaft mit Slowakentum, Ruthenentum, Rumänismus, endlich Serben- und Kroatentum ist ein Beweis der Richtigkeit unseres oben aufgestellten politisch-geographischen Gesetzes. Nur eines ist dabei sicher: daß sich das Magyarentum auf seinem Gebiete dem Deutschtum überlegen erwiesen hat, wozu nicht wenig der Umstand beitrug, daß die Deutschen in Ungarn sehr leicht der Magyarisierung verfallen und darin wie auch direkt in der Förderung des Magyarismus mit den dortigen Juden wetteifern. Wie gesagt, alle diese anormalen Verhältnisse, die von den Magyaren mit großer Klugheit ausgenützt werden, beweisen nur die Macht desjenigen Naturgesetzes, gegen welches die Magyaren mit anerkennenswertem Heldenmut ankämpfen, ohne daß wir heute schon den endgültigen Ausgang dieses Kampfes mit Sicherheit voraussehen könnten. Die national-deutsche Kulturarbeit des österreichischen Staates ist auf jenem Gebiete ein für allemal verdrängt.

Nun kann der österreichische Staat nur auf dem engeren „cisleithanischen" Gebiete funktionieren, wo ihn der magyarische Staat in seiner Selbständigkeit nicht beeinträchtigt. Wie wird, wie kann und wie soll nun diese Funktion sich gestalten?

Die Funktionen all und jedes Staates haben immer und überall Kulturarbeit zum Inhalt und Kultur zum Resultat. Das ist unvermeidlich, hängt von niemandes Willen ab und gilt auch von dem barbarischesten Staat. Rußland und die Türkei leisten auch Kulturarbeit und Marokko und Tunesien auch. Die Qualität dieser Arbeit und ihrer Resultate hängt von den mannigfachsten äußeren und inneren Bedingungen ab. Da aber jeder Staat, wie gesagt, immer nur eine national-gefärbte Kultur erzeugen kann, die national-deutsche Kultur, welche der österreichische Staat bisher leistete, an den politisch-geographischen Situationen seiner nichtdeutschen Länder scheiterte, so entsteht die Frage, welches nationale Gepräge die Kultur haben kann und haben wird, die der österreichische Staat in seinen nichtdeutschen Ländern fördern wird? Die Antwort kann nicht zweifelhaft sein: dieses Gepräge hängt von der Nationalität des Bodens dieser Länder ab. Denn — von der Nationalität des Herrschers hängt das offenbar nicht ab. Die französischen Bernadotten stehen an der Spitze eines Staates, der schwedische Kultur fördert; und wenn der Coburger auf dem bulgarischen Thron seine Zivilliste in Ruhe genießen will, muß er bulgarische Kultur fördern, ebenso wie der Hohenzoller in Rumänien rumänische und der Wittelsbacher in Athen neugriechische Kultur fördern hilft. Die Persönlichkeit und Nationalität des Herrschers spielt dabei gar keine Rolle — denn Naturprozesse gehen ihren Weg und kümmern sich nicht um Persönlichkeiten, auch um allerhöchste nicht. Ebensowenig können auf das nationale Gepräge der von einem Staate geleisteten Kulturarbeit Minister und Staatsmänner von Einfluß sein und sogar herrschende Minoritäten können die Sache auf die Länge nicht ändern. Wir können also mit Bestimmtheit voraussagen, daß die vom Staate in Oesterreich geleistete und zu leistende Kulturarbeit, ihr nationales

Gepräge von der Nationalität des Bodens derjenigen Länder empfangen wird, in denen er seine Funktionen entfalten wird.

Nun ist aber die Sache nicht so einfach, denn diese „Länder" (der österreichische Gesetzgeber nennt sie „Königreiche und Länder") sind trotz der linguistischen slawischen Verwandtschaft national sehr verschieden und untereinander infolge ihrer verschiedenen historischen Entwicklung durchaus nicht friedlich, ja sogar meist sehr feindselig gesinnt.

Es gibt tiefliegende, zu offener Feindschaft anregende Gegensätze zwischen Tschechen und Polen, zwischen Polen und Ruthenen, zwischen Serben und Kroaten und auch keine volle Uebereinstimmung zwischen Kroaten und Slowenen.

Jede der hier erwähnten sechs Nationalitäten (von den Rumänen in der Bukowina will ich ganz absehen) hat die natürliche Tendenz, sich zu erhalten und ihre nationale Lebensenergie sich auswirken zu lassen, also sich zu entfalten. Infolgedessen stoßen die je aneinander grenzenden, wegen widerstreitender Raum-Interessen kollidierend aneinander. So gibt es an den räumlichen Berührungspunkten, z. B. in Schlesien feindliche Reibungen zwischen Tschechen und Polen, am San in Galizien zwischen Polen und Ruthenen und ebenso in Süd-Ungarn, Kroatien, Slawonien und Dalmatien zwischen Serben und Kroaten. Das sind nicht die einzigen Ursachen der Reibungen. Es gibt tiefer liegende als diese territorialen Grenzstreitigkeiten. Diese tiefern Gegensätze wurzeln in der historischen Vergangenheit.

Die Tschechen sind heute ein Bauern- und Bürger-Volk von vorwiegend liberalen fortschrittlichen Tendenzen; die Polen ein unter Adelsherrschaft entwickeltes Volk, das auch heute von der Adelssuprematie noch nicht entwöhnt ist. Bei den Tschechen spielt die erste Geige die dem Bauernstande entwachsene bürgerliche Intelligenz. Bei den Polen ist der Adel noch immer die leitende Klasse. Daher der tiefe Gegensatz auf dem Gebiete der inneren österreichischen Politik zwischen Tschechen und Polen seit ihrem ersten Zusammentreffen im österreichischen Parlamente im Jahre 1848, ein Gegensatz, den die Verwandtschaft ihrer Sprache dauernd nicht zu überbrücken vermochte und der bis heutzutage trotz häufiger momentaner Annäherungsversuche andauert.

Dazu kommen allerdings auch tiefe gegenseitige Mißstimmungen aus dem Grunde entgegengesetzter Sym- und Antipathien nach außen, insbesondere gegenüber Rußland. Während die gegen Deutschland hin exponierte Lage die Tschechen zwingt, ihren moralischen Rückhalt in dem einzigen slawischen Großstaat zu suchen: sind selbstverständlich die Polen die erbittertsten Feinde des sie mit der Vernichtung ihrer Nationalität bedrohenden Staates.

Noch schlimmer ist die Feindschaft zwischen Ruthenen und Polen. Die ersteren können den letzteren jahrhundertelange Bedrückung und Entnationalisierungsversuche nicht so leicht vergessen, wozu sich der soziale Gegensatz des grundbesitzenden polnischen Adels und des fast besitzlosen Bauernvolkes hinzugesellt, endlich das bislang allgemeine Gravitieren der Ruthenen nach Rußland, als dem ersehnten Retter und Beschützer aller bedrückten slawischen Stämme. Ich unterlasse hier die Ausführung ähnlicher gegenseitiger Verstimmungen und Feindselig-

keiten zwischen den einzelnen südslawischen Stämmen, namentlich der Kroaten und Serben, und eile zur Frage, welche Wirkungen die Funktionen des österreichischen Staates auf diese verschiedenen untereinander nichts weniger als übereinstimmenden slawischen Nationalitäten üben können und üben müssen?

Zuerst eine allgemeine Betrachtung.

Geschichtliche Erfahrung lehrt uns, daß die einheitliche Kultur, welche ein Staat erzeugt, sich auf einer Vielheit verschiedener sprachverwandter Stämme aufbaut, wobei die Sprache eines dieser Stämme die Oberhand gewinnt und — zur Nationalsprache wird. Beispiele dafür sind: Deutschland, Italien, Frankreich, Großbritannien.

Man darf also mit einiger Berechtigung fragen: sollte sich dasselbe Schauspiel nicht auch im slawischen Osten Europas wiederholen? Sind doch die Verschiedenheiten zwischen den einzelnen slawischen Idiomen, z. B. zwischen Tschechisch und Polnisch, oder zwischen Polnisch und Ruthenisch, zwischen Kroatisch und Slowenisch durchaus nicht größer, als zwischen Süddeutsch und Norddeutsch. Wenn nun also der österreichische Staat berufen ist, in seinen slawischen Ländern als Staat zu funktionieren und dabei jede Germanisierungstendenz aufgab: wäre da die Annahme nicht berechtigt, daß er irgend eine gemeinsame slawische Nationalität erzeugen wird, die sich über all den Verschiedenheiten der sprachverwandten Länder aufbauen müßte?

Dieser Gedanke drängt sich um so mehr auf, als doch jahrzehntelang, ja fast ein Jahrhundert lang ein anderer Staat, Rußland, eine solche Tendenz offen verfolgte und der „Panslawismus" ein sehr verbreitetes politisches Programm war, der erst in den letzten Monaten, man kann sagen in der Tsuschimastraße Schiffbruch litt. Denn der Panslawismus war das Bestreben, alle slawischen Völker Ost-Europas unter dem Szepter des russischen Zaren zu vereinigen. Absonderlich war ja die Idee nicht und Rußland wäre in der Geschichte nicht der erste Staat, dem eine solche Vereinigung der verschiedensten Stämme gelungen wäre, die zu einer nationalen Einheit verschmelzen würden — wenn die Großmacht, die ein solches Kulturwerk in Angriff nahm und förderte — Großmacht geblieben wäre. Letzteres ist nun nicht der Fall. Als Großmacht scheint Rußland dem Verfall mit Riesenschritten entgegenzueilen und damit ist auch der (russische) Panslawismus gescheitert. Dieses Mißgeschick Rußlands ist ein Glücksfall für Oesterreich. Denn nun braucht es die ihm gefährliche russische panslawistische Propaganda nicht zu fürchten. Aber der Umstand, daß diese Propaganda jahrzehntelang nicht ohne Erfolg geübt wurde, ist ein Beweis, daß die Idee der Verschmelzung der vielen slawischen Stämme zu einer nationalen Einheit gewisser realer Grundlagen nicht entbehrte.

Davon kann nun nicht die Rede sein, daß Oesterreich irgend eine ähnliche panslawistische Richtung von seinem slawischen Länderbesitz aus einschlagen könnte. Aber die Frage ist berechtigt, ob die staatlichen Funktionen auf dem Territorium der slawischen Länder Oesterreichs eine Vereinheitlichung, eine nationale Verschmelzung dieser Länder zur Folge haben können, oder ob dieselben jedes einzeln innerhalb des österreichischen Staates seine besondere nationale Existenz und Entwicklung zu erwarten haben.

Letzteres ist nun zunächst gewiß zu erwarten. Nachdem die Germanisierung dieser Länder sich als unmöglich und undurchführbar erwiesen hat, so hängt es weder vom Herrscher noch von den früher herrschenden Deutschen ab, sondern ist eine unvermeidliche Folge der Tatsache des staatlichen Bestandes und der vom Staat geübten Funktionen, daß sich diese Länder national entwickeln. Wenn nun auch die Vorbedingungen einer nationalen Entwicklung in den einzelnen dieser Länder in verschiedenem Maße gegeben sind, indem die einen schon eine Jahrhunderte alte Literatur besitzen (z. B. Polen), die andern erst seit kurzem eine Literatur zu entwickeln beginnen (Ruthenen, Slowenen), so ist doch im Zeitalter der billigen Herstellung von Preßerzeugnissen und des leichten geistigen Verkehrs mit anderen Kulturvölkern (Uebersetzungen aus fremden Sprachen) gar nicht daran zu zweifeln, daß auch die jüngsten dieser slawischen Stämme sehr bald auf einen entsprechenden Kulturbesitz werden hinweisen können.

Aeltere Kulturvölker pflegen auf jüngere, die es noch nicht so weit gebracht haben, mit Stolz und Hochmut herabzublicken, in der festen Ueberzeugung, daß man „zu einer solchen Kultur nicht über Nacht gelangen kann, daß das Jahrhunderte gedauert hat, bis man eine solche Kultur erwarb". In diesem Räsonnement steckt ein Rechenfehler. Heutzutage, in dem Zeitalter des Dampfes und der Schnellpressen, wird von jungen Kulturvölkern Kultur tatsächlich über Nacht erworben — sie brauchen nicht erst Jahrhunderte daran sich abzumühen — das haben andere für sie getan. Da kann man nicht sagen: „Weh dir, daß du ein Enkel bist", sondern man muß sagen: „Wohl ihnen, daß sie Enkel sind" — in der Kultur. Es ist unglaublich, wie schnell sich heutzutage Völker, deren Kultur von gestern datiert, zur geistigen Höhe alter Kulturvölker aufschwingen. Man denke nur an die Tschechen, deren Kultur kaum seit den 40er Jahren des 19. Jahrhunderts datiert, deren ganze nationale Intelligenz bekanntlich noch im Jahre 1848 „unter einem Dache" Platz fand. Wer aber da meint, daß die heutige tschechische Intelligenz infolge dieser Jugend bedeutend tiefer stehe, als die irgend eines alten Kulturvolkes — der irrt gewaltig. Zwischen einem gebildeten Tschechen und einem gebildeten Deutschen läßt sich durchaus kein Unterschied statuieren, der auf das höhere Alter der deutschen Kultur hinweisen würde. Betrachten wir z. B. gewisse Merkmale der Kultur. Bis es die Deutschen zu einem „Brockhaus" oder „Meyer" gebracht haben, das hat allerdings lange gedauert. Viele Jahrhunderte gelehrter Bildung mußten vorausgehen, eine lange Reihe Generationen von „Denkern und Dichtern" haben an dem Schatz des Wissens und geistigen Könnens gearbeitet, um so einen „Brockhaus" möglich zu machen. Da kommt so ein junger Springinsfeld auf dem Gebiete der Kultur wie das tschechische Volk, und ehe man sich versieht, haben sie ihr „Wissenschaftliches Lexikon" (Naucny Slovnik), der es in all und jedem mit der Jubelausgabe des Brockhaus aufnimmt, ja denselben durch die gelehrten Artikel über die slawische Welt noch übertrifft. Und ebenso auf anderen Gebieten. Ein großes tschechisches politisches Journal steht einem deutschen in der ganzen Mache, in dem geistigen Gehalte, dem intellektuellen Niveau keineswegs nach. Man sagt, daß die Kinder in unserer Zeit schon intelligenter geboren werden: dasselbe scheint mit den jungen Kulturvölkern der Fall zu sein. Sie

brauchen nicht Jahrhunderte, um auf die Höhe der älteren Kulturvölker zu kommen: das geschieht in unserer Zeit unglaublich schnell. Als weitere Beispiele solcher blitzzugartigen Kulturentwicklung in neuester Zeit könnte ich die Slowenen und Ruthenen zitieren — doch würde mich das hier zu weit führen. (Auch von Esten und Letten ist mir dasselbe erzählt worden.) Haben es nun die politischen Verhältnisse mit sich gebracht, daß der Staat seine Funktionen in den Dienst der Kulturentwicklung solcher Völker stellen muß, so erfolgt diese Entwicklung in immer beschleunigterem Tempo: denn dieselbe Maschinerie, die früher die Entwicklung dieser Völker niederhielt, arbeitet heute mit Volldampf an der Förderung derselben.

Hiermit sind wir zu der oben gestellten Frage über die Wirkungen der Funktionen des österreichischen Staates auf die verschiedenen Nationalitäten seines Länderbesitzes zurückgekehrt. Und die Antwort kann nun nicht zweifelhaft sein. Er wird die nationale Entwicklung derselben nach allen Seiten hin mächtig fördern.

Es ist nun begreiflich, daß sich die Deutschen Oesterreichs einer solchen „Politik“ der österreichischen Regierung mit aller Gewalt entgegenstemmen, dieselbe verurteilen und sie mit allen Mitteln bekämpfen müssen. Sie werden gegen diese „Politik“ alle Abwehrmaßregeln ergreifen. Nationaler Selbsterhaltungstrieb zwingt zu einem solchen Verhalten. Nur ist das, wogegen sie ankämpfen, nicht eine „Regierungspolitik“, wie sie fälschlich meinen, sondern ein Entwicklungsprozeß, der nicht von den einzelnen Ministern abhängt. Man hat von deutscher Seite vor wenig mehr als einem Dezennium es dem Einflusse eines polnischen Unterrichtsministers (Madejski) zugeschrieben, daß in Untersteiermark (Cilli) das erste slowenische Gymnasium errichtet wurde. Nun heute haben wir einen Deutschen als Unterrichtsminister, der obendrein ein deutscher Universitätsprofessor war (von Hartel), und der konzediert den Slowenen gleich eine ganze Universität. Von deutscher Seite wird er mit Vorwürfen überhäuft. Als ob solche Dinge von den einzelnen Ministern abhängen würden. Als ob die Entwicklung solcher sozialpolitischen Verhältnisse von Ministern abhängen würde, während doch im Gegenteil Handlungen und Taten der Minister von diesen Entwicklungen abhängen, von denselben diktiert werden. Und diese Entwicklungen gehen ihren Gang trotz aller Rekriminationen. Nun aber drängt sich eine weitere Frage auf. Hat je ein Staat mehrere nationale Kulturen erzeugt? Kann ein Staat gleichzeitig mehrere verschiedene nationale Kulturen fördern? Davon allerdings kennt die Geschichte kein Beispiel. Das ist begreiflich. Denn die Funktionen des Staates haben doch in erster Linie die Tendenz, das Zusammenleben der Menschen möglichst zu erleichtern, ihren gegenseitigen Verkehr zu fördern. Daher eliminieren diese Funktionen alles, was dieses Zusammenleben stört, diesem Verkehr hindernd in den Weg tritt. Wenn der Staat regelrecht funktioniert, beseitigt er Verbrecher, welche das friedliche Zusammenleben bedrohen, schafft er Verkehrsmittel und Anstalten, ordnet er mittelst des Rechtes Eigentumsverhältnisse, um keine Streitigkeiten aufkommen zu lassen usw. usw. In derselben Richtung seiner Tätigkeit liegt das Bestreben, einer Sprache im ganzen Staatsgebiete als Verständigungsmittel Geltung zu verschaffen. Daher kommt die Nationalisierungstendenz der Staaten. Rußlands Versuche

der Russifizierung aller seiner Völker lagen in derselben Richtung der natürlichen Funktionen des Staates, wie die einstige Tendenz Oesterreichs, der Germanisierung seiner Länder. Nun wissen wir, daß diese natürliche Tendenz des Staates auf mächtigere, natürliche Hindernisse stoßen kann, vor denen sie kehrt machen und an die sie sich anpassen muß. Rußland stieß auf solche Nationen, die es nicht russifizieren konnte und Oesterreich auf solche, die es nicht germanisieren konnte. Wenn nun auch daraus folgt, daß die sich als unmöglich erweisende Nationalisierung aufgegeben wird, so ändert das jedoch nicht die natürliche Tendenz des Staates in der von ihm unter dem Zwange übermächtiger Verhältnisse eingeschlagenen neuen Richtung. Nach Aufgabe der Germanisierung in seinen slawischen Ländern wird der Staat in Oesterreich nichtsdestoweniger durch seine Funktionen automatisch die Tendenz verfolgen, seine verschiedenen slawischen Völker einander zu nähern. Er wird also unbewußt und automatisch, indem er Kultur im allgemeinen fördert, die Abstände und Verschiedenheiten seiner slawischen Völker nicht erweitern, sondern allmählich aufheben und ebnen — der einheitliche Staat wird eo ipso die verschiedenen slawischen Völker seines Ländergebietes einander nähern. —

Damit greift das Räderwerk des österreichischen Staates in das noch viel größere Räderwerk des osteuropäischen Kulturproblems ein. Wie jedes andere Kulturproblem, besteht auch dieses darin, die vielen sprachverschiedenen, obwohl sprachverwandten Völker Osteuropas unter einen friedlichen Hut zu bringen.

Krieg ist sehr häufig ein Mittel der Kultur — aber der Zweck der Kultur kann doch nur der Friede und friedliches Zusammenleben sein. Daher besteht jedes Kulturproblem darin, ein solches Zusammenleben zu ermöglichen, und wenn man von Krieg und Gewalt absieht, kann dieses Ziel nur erreicht werden durch sprachliche Annäherung und gemeinsame Kultur.

Unbewußt verfolgen dieses Ziel alle Staaten nicht ohne Krieg, Gewaltanwendung und Blutvergießen. Dieses Ziel verfolgte denn auch der russische Panslawismus. Man kann heute annehmen, daß das Zarenreich nicht mehr imstande sein wird, diese Kulturarbeit aufzunehmen, bestenfalls aber wird es nur die eine Hälfte derselben leisten können, die Vereinheitlichung des Ostslawentums. Auf dem Gebiete des West- und Südslawentums bleibt aber diese Arbeit demjenigen Staate vorbehalten, der hier als solcher funktionieren wird. Gegenwärtig ist es Oesterreich. Der Gedanke ist nicht abzuweisen, daß, indem Oesterreich die verschiedenen west- und südslawischen Völker auf seinem Gebiete vereint, es diesen Teil des osteuropäischen Kulturproblems zu lösen berufen ist.

Dieser Gedanke drängt sich um so mehr auf, wenn man gewisse geistige Strömungen und national-politische Bestrebungen innerhalb dieser Völkerstämme objektiv beobachtet, welche ganz dazu geeignet sind, jenen Beruf den österreichischen Staatsmännern zu suggerieren. Auf diese Strömungen und Strebungen wollen wir zum Schlusse hier kurz hinweisen.

Der russische Panslawismus hatte im Herzen des Slawentums, in Polen, einen erbitterten Gegner. Man beschuldigte ihn, und das nicht mit Unrecht, daß er unter dem gleißenden Vorwande, alle Slawen

zu vereinigen, für den russischen Despotismus Werbedienste leiste, alle slawischen Völker der russischen Knechtschaft überantworten wolle.

Um demselben nur ja gründlich auszuweichen, wurden all und jede Annäherungsversuche zwischen den sprachverwandten slawischen Stämmen als „Panslawismus" von den Polen verpönt und geächtet. Die harmlosesten Kongresse slawischer Linguisten wurden als Mittel des „Panrussismus" gebrandmarkt. Unter diesen Anfeindungen litt all und jeder Versuch, die sprachverwandten Stämme auf kulturellem Gebiete einander näher zu bringen.

Diese reservierte, ja fast feindliche Haltung, insbesondere der Polen, sodann aber auch der liberalen Elemente aller slawischen Stämme solchen Annäherungsversuchen gegenüber begann gegen Ende der 80er Jahre des verflossenen Jahrhunderts einer entgegengesetzten „slowophilen" Strömung zu weichen. An den österreichischen Hochschulen begann damals unter den Studierenden slawischer Nationalität sich eine Annäherung zu vollziehen, die nicht unbedeutsame Folgen nach sich ziehen sollte. Man begann zwischen „Slawismus" und „Panslawismus" zu unterscheiden. Der erstere sollte von allen politischen Bestrebungen sich fernhalten und nur die kulturelle „slawische Gegenseitigkeit" und Solidarität auf kulturellem (literarischem, linguistischem) Gebiete pflegen und fördern.

Diese seit kaum zwei Dezennien aufgetretene Strömung hat schon bis heutzutage sehr beachtenswerte Resultate geliefert. Nach den Annäherungen und Verbrüderungen studentischer Vereine der verschiedenen slawischen Nationalitäten an den österreichischen Hochschulen kamen Gründungen von „Slawischen Vereinen", an welche sich dann solche von „Slawischen Klubs" anschlossen. Für den totalen Umschlag der öffentlichen Stimmung und Meinung diesen Erscheinungen gegenüber ist nichts bezeichnender, als daß in der Metropole des exklusiven Polonismus, in Krakau, wo bisher die Ignoranz aller slawisch-nichtpolnischen Idiome und Literaturen förmlich gezüchtet und als höchster Patriotismus betrachtet wurde, in den 90er Jahren unter der Patronanz von Universitäts-Professoren ein „Slawischer Klub" gegründet wurde und seit Anfang dieses Jahres sogar eine Monatsschrift „Die slawische Welt" erscheint.

Alle diese Gründungen sind zunächst nicht politisch und vor allem nicht panslawistisch. Sie sind ausschließlich kulturell und entspringen zunächst dem begreiflichen literarischen Interesse, die sprachverwandten Literaturen und ihre Entwicklung kennen zu lernen.

Bei der Pflege, welche heutzutage jeder moderne Staat der Wissenschaft und Literatur entgegenbringen muß, kann es ja nicht fehlen, daß der österreichische Staat nolens volens alle diese slawischen Bestrebungen fördert. Er muß nämlich Schulen gründen; nach den Volksschulen kommen die Bürgerschulen und Lehrerseminare; überall in den nationalen Sprachen. Also: tschechisch, polnisch, ruthenisch, slowenisch, kroatisch, auch serbisch. Nach den Bürgerschulen kommen die Mittelschulen, Gymnasien und Techniken, und nach diesen — die Universitäten. Selbstverständlich vollzieht sich das alles unter heftigstem Widerspruch der Deutschen.

Es hilft ihnen aber nicht. Obendrein sind es lauter deutsche Minister, welche an den Wendepunkten dieser unvermeidlichen histo-

rischen Entwicklung Oesterreichs immer die entscheidenden Schritte tun. An die Namen der deutschen Minister Giskra, Stremayr, Gautsch und Hartel knüpfen sich die wichtigsten Verordnungen, Entscheidungen und Gründungen, welche wie Marksteine die gebundene Marschroute bezeichnen, die die historischen Verhältnisse und geographische Lage dem österreichischen Staate vorgezeichnet haben. Daraus kann man ersehen, daß Ministerwechsel auf die Richtung der Entwicklung keinen Einfluß haben; die hängt eben nicht von Ministern ab. Das Gegenteil ist der Fall: die Richtung der Entwicklung entscheidet souverän über die Handlungen der Minister, mögen sie welcher Nationalität immer angehören. Und auch wenn der Führer der deutschen Volkspartei, Derschatta, Minister werden sollte, würde die Richtung dieser Entwicklung nicht um Haaresbreite anders werden: nur Dr. Derschatta würde — bei den Deutschen unpopulär werden, wie es noch jedem deutschen Minister in dieser Situation ergangen ist.

Auf diese Weise fördert und begünstigt der Staat in Oesterreich sowohl die Entwicklung der einzelnen slawischen Nationalitäten und dadurch implicite — bei der heutigen slawistischen Strömung — die Annäherung derselben aneinander, d. i. den Slawismus.

Nun ist es aber eine Erfahrungstatsache, daß sozial-psychische Strömungen nur die Vorboten und Begleiterscheinungen politischer Bestrebungen sind. Man denke an die Einigung Italiens und Deutschlands und die ihnen vorangegangenen sozial-psychischen Strömungen.

Danach dürfte die Behauptung nicht als gewagt erscheinen, daß auch der Slawismus in Oesterreich, wenn er auch zunächst ein ausschließlich kultureller und literarischer ist, diesen Charakter nicht bewahren, sondern bei einem gewissen Grad der Erstarkung ins Politische umschlagen, sich in eine politische Strebung umsetzen wird.

Soll ich für diese Behauptung einen Beweis erbringen? Nichts leichter als das. Man blicke nur nach Kroatien, Dalmatien, Krain und das österreichische Küstenland. Das „dreieinige" Königreich wurde von Ungarn im Bunde mit den Deutschen nach dem Grundsatze divide et impera in zwei Teile gespalten. Kroatien-Slawonien blieb bei Ungarn, Dalmatien kam an Oesterreich. Aber es währte nicht lange und die sozial-psychologischen Einigungs-Strömungen auf Grundlage der gleichen (serbo-kroatischen) Nationalität setzten sich in politische Bestrebungen um, die Vereinigung dieser Länder herbeizuführen. In Agram und in Zara wurden diesbezügliche Forderungen schon zu wiederholten Malen laut und offen proklamiert, in Zara von dem dalmatinischen Landtage. Das braucht weniger Wunder zu nehmen; spricht doch für eine solche Vereinigung nicht nur die historische Vergangenheit, die gleiche Nationalität, sondern auch das kodifizierte, nicht aufgehobene, noch immer anerkannte kroatische und ungarische Staatsrecht.

Aber auch die seit mehreren Dezennien fortgesetzten Annäherungen der Kroaten an die ihnen sehr nahestehenden Slawen Krains und Istriens sind heute bereits in das Stadium der politischen Bestrebungen umgeschlagen.

Man erwägt vielfach, ob es zwischen Kroatien und „Slowenien" nicht zu irgend einer Union kommen könnte. Die Verwirklichung

solcher Pläne ist selbstverständlich noch weit im Felde. Denn erstens gibt es zwischen Kroaten und Slowenen einen ähnlichen Gegensatz, wie zwischen Polen und Tschechen. Die Kroaten sind ein „Adelsvolk", d. h. ein Volk, das seit Jahrhunderten unter adeligem Regime sich entwickelte; davon zeugen noch ihre Wappenbrüderschaften, ähnlich wie bei den Polen. Die Slowenen kennen diesen ganzen Plunder nicht und sind daher mehr demokratisch, so wie die Tschechen. Daraus entstehen gewisse Mißhelligkeiten, die nicht so leicht zu überwinden sind. Eines aber ist sicher: das dreieinige Königreich wird einig werden trotz der 1867er Verfassung, welche dasselbe zwischen Ungarn und Oesterreich aufteilte. Denn der gemeinsame kroatische Boden wird sich als lebensfähiger erweisen, als eine „liberale" Verfassung. Die Volkskräfte werden sich geltend machen und siegen. Und auch die Slowenen werden sich entwickeln, obwohl sie es in ihrem Lande mit zwei mächtigen alten Kulturnationen zu tun haben, für welche ihre Entwicklung gefährlich ist: mit Italienern und mit Deutschen. Diesen wird auf slowenischem Boden das Los aller alten Kulturvölker nicht erspart bleiben. Sie können froh sein, wenn sie auf ihrem eigenen Boden von fremden Barbaren nicht überflutet und besiegt werden; wo sie aber über die Grenzen ihrer Heimat hinaus Kultursamen streuten: streuten sie Kadmeische Drachenzähne, aus denen gewappnete Scharen entstehen, die ihnen feindlich entgegentreten. Die geschichtliche Entwicklung ist keine Idylle und ethische Gefühle sind nicht Leitsterne der Völker. Man muß sich schon damit zufrieden geben, wenn die Völkerkämpfe innerhalb staatlicher Rechtsordnungen sich vollziehen; ihre Triebfedern aber und ihre Ziele liegen weder auf dem Gebiete des Rechts noch der Ethik, sondern ergeben sich aus dem Wesen des sozialen Naturprozesses.

Dr. Ludwig Gumplowicz.

Der Begriff des Zweckes in der Biologie.

Dr. F. Kühner.

In der um die Darwinsche Theorie gruppierten Literatur erscheint das Wort „zweckmäßig" vielfach zweideutig. Man wird das Wort nur da eindeutig gebrauchen, wo es der ursprünglichen Anwendungsform entspricht: eine Handlung, die zu einem bestimmten Zweck geschieht, wo das Endresultat im Bewußtsein vorher vorhanden ist, ist zweckmäßig. Primitives Beispiel: ich handle zweckmäßig, wenn ich einen Nagel einschlage, um etwas daran aufzuhängen, weil ich erfahrungsgemäß weiß, daß der beabsichtigte Erfolg durch meine Handlung herbeigeführt wird. Zweck ist die Antizipation eines gewünschten Erfolges in meinem Bewußtsein; ich verfolge einen Zweck klar und bestimmt, lange bevor ich das Endresultat erreicht habe, da „Zweck" der meiner Willenshandlung zugrunde liegende Bewußtseinsinhalt ist.

In der Diskussion Darwinscher Ideen kommt gelegentlich der Satz vor: „die Natur verfahre zweckmäßig". Der Ausdruck widerspricht in dieser Anwendung der oben gegebenen Formulierung. Nur wenn ich hinterher den Erfolg rückblickend beurteile, erkenne ich einen durch Selektion gewissen Minderwertigkeiten gegenüber erfüllten Zweck. Nachdem sich zahllose unbeobachtet verlaufene „Versuche" der

züchtenden Natur als „zwecklos" erwiesen haben („zwecklos" ist hier ebenso falsch gebraucht, wie sonst „zweckmäßig"), kommt eine gesteigerte neue Naturform (Art) zustande. Man bezeichnet die Schutzfärbung als zweckmäßig, d. h. sie erfüllt eine gewisse im Milieu wertvolle, arterhaltende Bedingung, aber man verfährt dem Sprachinhalt gegenüber gleichgültig, wenn man sagt, die Natur „handelt zweckmäßig". Der Mensch z. B. kann zweckmäßig handeln und ein blinder Zufall kann den Erfolg verhindern: sein Bestreben ist und bleibt „zweckmäßig", erschöpft restlos unseren Begriff „zweckmäßig", denn das, was er mit Notwendigkeit als Resultat antizipieren mußte, wird durch einen Zufall verhindert, der seinem Bewußtsein während der Handlung nicht gegeben sein konnte. „Handelte" aber die Natur so, daß der Erfolg gleich Null wäre, so würde niemand sagen, sie handle „zweckmäßig". Die alltägliche Frage: zu welchem Zweck tust du das? zeigt den Unterschied besser, wie jede begriffliche Zerlegung, denn wenn ich etwas zu einem Zweck tue, so ist dieser noch nicht erfüllt, liegt noch im Ungewissen, ist aber voll in meinem Bewußtsein vorhanden. (Eine philologische Nebenbemerkung, die der Naturwissenschaftler belächeln darf: Latein, die romanischen sowie andere Sprachen drücken den Zweck im Konjunktiv, dem Modus der Ungewißheit aus; der erfüllte Zweck, das Resultat, die Tatsache steht im Modus der Gewißheit: in dieser sprachlichen Tatsache liegt scharf erkennbar der Unterschied zwischen „zweckmäßig" und „zweckerfüllend", zwischen Handlung ins Ungewisse — und Resultat.)

Also „zweckmäßig" ist nicht „zweckerfüllend". Das Gegenteil von „zweckmäßig" ist „unzweckmäßig", das von „zweckerfüllend" ist „wertlos". (Praktisch: unpraktisch; praktisch: theoretisch; aristokratisch: demokratisch; aristokratisch: plebejisch usw.)

Zu sagen, „die Natur handelt zweckmäßig", ist nicht falsch, sondern leer, inhaltslos, denn kein handelndes Bewußtsein sieht den begriffenen Zweck vor Augen. Aber das Endresultat der Auslese im Kampf ums Dasein, die neue Art, ist stets zweckerfüllend, sonst wäre ihre Erhaltung nicht möglich; wogegen in einzelnen Schöpfungen, individuellen Variationen, die Natur unendlich oft Wertloses und dem Untergang Geweihtes, nicht Zweckerfüllendes schafft, und hätte man hier nur die schwachen unnormalen Individuen im Auge, die schnell wieder verschwinden. In den so sehr interessanten Versuchen, über die Hans Driesch in einem früheren Jahrgang berichtet, „handelt" die auf verschiedene Arten zerschnittene clavelina nicht „zweckmäßig" und „die" Natur ebensowenig; wohl aber liegt in der Lebenskraft ihrer Zellen die Fähigkeit, durch Zusammenschmelzen des Körperrestes ontogenetisch die Gastrulation zu wiederholen und einen neuen zweckerfüllenden Organismus aufzubauen. So befolgt die belebte Materie ihr Gesetz, aber in ihrem Bewußtsein (wie es der Vitalist doch wohl annimmt; ich erlaube mir, als Laie mich ihm anzuschließen) ist kein Zweck, kein Endresultat vorweg genommen, so wenig, wie im Bewußtsein des höchststehendsten Coelematen (der Ascidie entgegengestellt) eine Absicht vorhanden ist, wenn eine Wunde an seinem Körper wundervoll zweckentsprechend heilt. Und tatsächlich wird hier die Natur in ihrem „Zweck" verhindert, sobald die Blutmischung des betreffenden Geschöpfes, sagen wir des Menschen, eine schwer entartete ist: der anämische oder sonst minderwertige Körper des Großstadtmenschen stirbt an der Wunde, wenn gewisse Bedingungen erfüllt sind, und die „zweckmäßig handelnde Natur" schiebt zu seiner Rettung keinen neuen biotischen Faktor ein, sondern sie läßt das Individuum oder die Variation (den Großstadtmenschen) zugrunde gehen.

Insofern widerspreche ich auch dem von Dr. Woltmann nachgebrauchten Bild, daß „Millionen Kugeln usw." und der Behauptung, daß „auf allen Gebieten menschlicher Technik unzählig viele Keime vergeudet worden seien, bevor der Mensch

Zweck und Mittel richtig erkannte". „Richtig" ist hier der Angelpunkt der Ansicht; Sinn: die unzähligen Versuche sind verloren, waren zwecklos und erst am „Ende" der Entwicklungsreihe steht das „End"-gültige, das „Richtige". Nein, auf der unendlich langen und langsamen Reihe der Entwicklung ist jede Stufe in sich abgeschlossen, zweckerfüllend, richtig, nie eine endgültige. Im Hottentottenkraal liegt nicht die Entwicklungstendenz nach der Stadt, er ist kein „vergeudeter Keim", sondern in sich abgeschlossen, harmonisch, zweckerfüllend und nur in der Jahrtausende langen Entwicklungsreihe von Vormensch — Urmensch — Barbar — Halbkulturmensch — Kulturmensch — Ueberkulturmensch — . . . — entwickelt sich nebenher das Lebensmilieu in seinen Einzelheiten, jede davon in jeder Stufe zweckerfüllend, keine endgültig zweckmäßig. Wäre das anders, dann wären wir Menschen heute die Endgültigen (im Sinne des Philosophen Wolf), die es herrlich weit gebracht haben, nach deren Hervorbringung Gott der Herr sich mit dem Ruf „es ist erreicht" in den Lehnsessel setzt. Ein kleines Beispiel: Wie wird der Freilicht- und -Luft-Mensch in 100 Jahren mit seinen Ansprüchen an höhere Leibeskultur lächeln über die heutigen „endgültigen" Häuser, bestehend aus einer Fassade, einem Salon und sehr viel Kunstverglasung!

Das ist keine Wortklauberei. Die echten Materialisten erhalten durch die Annahme eines zweckmäßig handelnden Bewußtseins da, wo nur von zweckerfüllenden Einzelfunktionen die Rede sein sollte, eine nicht zu erschöpfende Waffe. Der Uebergang von Protozoen zu Metazoen ist nicht eine Zweckmäßigkeit, der vom Pterodactylus zum Vogel nicht, der vom Pithecanthropus erectus zum Urmensch nicht, keiner, nirgends, niemals; denn die unendlich vielfachen Formen sind in unendlichen Zeiträumen alle und stets nur zweckerfüllend, das Bewußtsein des Rhizopoden strebt nur nach zweckerfüllendem Aussenden der Scheinfüßchen, nach Abschnürung, nach Erfüllung seiner Gesetze. Eine im Rhizopoden zweckmäßig tätige Natur duldet ihn selbst nicht; sie zerstört den niederen zur Erreichung des höheren Zweckes, denn wenn er nur ein „vergeudeter Keim" ist, wozu ihn immer von neuem vergeuden?

Sozialer Schutz und natürliche Auslese.

In meinem Aufsatz über die „Neueste Literatur zur Rassentheorie" führe ich ein Zitat von Bernstein an, in welchem es heißt: „Fanatiker dieser Theorie der sozialen Auslese — es sei nur an Otto Ammon erinnert, wollten die Auslese auch in der menschlichen Gesellschaft am liebsten nach Art der natürlichen Auslese walten lassen und bekämpften demgemäß alle humanitären Eingriffe in das Gesellschaftsleben, die alte Caritas, wie die moderne Sozialpolitik, als zur Verschlechterung der Rasse, zu physischer und geistiger Entartung führender Verirrung." — Diese Auffassung entspricht nicht den Tatsachen. In einem Artikel: „Führt die Hygiene zur Entartung der Rasse?" (Deutsche Welt 1904, No. 21) drückt Dr. Ammon gerade das Gegenteil von dem aus, was Bernstein behauptet. Ueber diesen Aufsatz ist seinerzeit ein Bericht in der Revue erschienen. Auch in einem an die Redaktion gerichteten Brief vertritt Dr. Ammon die gleiche Ansicht. Er schreibt: „Ich stehe auf dem Standpunkt, daß durch die Eingriffe der Caritas und der Sozialpolitik viele körperlich schwächliche, aber geistig zum Teil begabte Individuen (im ganzen werden die körperlich schwachen annähernd die gleiche geistige Stufenleiter aufweisen, wie die körperlich starken) zum Nutzen der Allgemeinheit erhalten werden. Schon

rein ökonomisch ist dies von Vorteil. Solange die Lebensbedingungen sich fortschreitend bessern, wie es in Deutschland und ähnlichen Kulturländern augenscheinlich der Fall ist, hat die Verschlechterung der Rasse, die durch Erhaltung der Schwächeren eintritt, nichts zu sagen. Die günstigen Lebensbedingungen, welche die schwächlichen Kinder erhalten, können auch die schwächlichen Erwachsenen zur Entwicklung bringen. Jede Rasse trachtet, sich an ihr Milieu anzupassen. Nur wenn ein Land durch eintretende Zwischenfälle, z. B. einen unglücklichen Krieg, in seinem Wohlstand herabsinkt und genötigt ist, zu schlechteren Lebensbedingungen überzugehen, dann tritt die Auslese wieder in Wirksamkeit und es müssen die Individuen sterben, die ohne bessere Lebensbedingungen nicht bestehen können, bezw. ihre Nachkommen von ähnlicher Beschaffenheit. Also: Angenommen, die Lebensbedingungen bleiben gleich günstig, dann können sie eine weniger durchschnittskräftige Bevölkerung erhalten, als die früheren ungünstigeren Bedingungen es konnten. Sind die Lebensbedingungen im Fortschreiten begriffen, dann bleibt sogar ein Spielraum, und die Rasse kann desto besser bestehen. Schreiten jedoch die Lebensbedingungen rückwärts, dann wird zuerst der etwa vorhandene Spielraum wieder eingezogen, und ist die Grenze erreicht, ohne daß der Rückschritt aufhört, dann muß notwendig die Auslese der körperlich Schwächeren einsetzen. In Zeiten des Krieges, der wirtschaftlichen Not usw. vermehren sich daher die Todesfälle außerordentlich, und diese entsprechen mehr dem Sinne der natürlichen Auslese als die Todesfälle in gewöhnlichen Zeiten, bei denen der Zufall eine große Rolle spielt. Daher erklärt es sich, daß Autoren, deren Auge diese Verschiedenheiten in den Voraussetzungen nicht zu erkennen vermag, das Walten der Auslese überhaupt leugnen."

In meiner „Politischen Anthropologie" habe ich einen ähnlichen Standpunkt vertreten: „Teilweise physische Verschlechterungen sind mit komplizierten Kulturverhältnissen notwendig verknüpft. Sind sie bloße Nebenprodukte der Kultur, also nur in geringer Zahl vorhanden, oder treten Korrekturen ein, welche die erblichen Entartungen und Erkrankungen durch Verhinderung der Fortpflanzung hemmen, so können sie nie die ganze Rasse und den organischen Unterbau der Gesellschaft schädigen. Wird aber der größere oder anthropologisch wichtigere Teil einer Bevölkerung davon ergriffen, dann wirkt die Panmixie (d. i. der Mangel an Auslese) zerstörend auf die plasmatische Keimesgeschichte der Rasse und wird so zu einer der bedeutsamsten Ursachen für den organischen, politischen und geistigen Niedergang der Völker" (S. 153). — In bezug auf die Sozialpolitik schreibe ich: „Der staatliche Schutz, welcher der Arbeiterklasse, den Frauen, Kindern, Invaliden und Kranken gesetzlich zuteil wird, hat sich im Interesse der Gesellschaft als notwendig erwiesen, denn hier handelt es sich nicht um den Schutz einzelner Minderwertiger, sondern ganzer Gruppen, welche durch die Uebermacht ökonomischer Verhältnisse leiden und gegen deren zerrüttenden Einfluß auch die einzelnen Starken und Gesunden aus eigener Kraft sich nicht zu behaupten vermögen; und die Erhaltung einer Minderheit geringwertiger Elemente kommt wohl kaum in Frage gegenüber dem ungeheuren Vorteil, welchen der überwiegend gesunde und leistungsfähige Teil der Bevölkeruug durch den sozialen Schutz erhält" (S. 313).

Was die Bekämpfung der tatsächlich vorhandenen Entartung anbetrifft, so heißt es schließlich: „Die zunehmende erbliche Entartung in allen Kreisen des Volkes infolge von Mangel an physischer Auslese bedarf einer entschiedenen sozialen Korrektur. Ein neues Gewissen über die Pflichten der Gattenwahl ist ernsthaft zu erziehen; es muß zum Bewußtsein gebracht werden, daß es eines der größten Verbrechen ist, voraussichtlich kranke Kinder in die Welt zu setzen. Jenen Teil der humanen Gesittung haben wir aufrecht zu erhalten, daß wir zwar den einzelnen

Schwachen, Kranken und Entarteten menschenwürdige Hülfe zukommen lassen; aber an ihrer Fortpflanzung, was wohl zu unterscheiden ist von der Ausübung sexueller Triebe, sollten sie durch Sitte, öffentliche Meinung und nötigenfalls durch Gesetz verhindert werden" (S. 324).

Bekanntlich ist die Frage über das Eheverbot erblich schwer Belasteter in den letzten Jahren von hervorragenden Medizinern vielfach erörtert worden, ohne indes bis jetzt zu praktisch durchführbaren und Erfolg versprechenden Ergebnissen geführt zu haben.

Die meisten „Fanatiker der Theorie der sozialen Auslese" nehmen gegenüber der Sozialpolitik und Hygiene einen ähnlichen Standpunkt ein, wie der von Ammon und mir dargelegte ist. Sie suchen der Entartung meist mit dem Vorschlage einer strengeren sexualen Auslese entgegenzutreten, ohne die für die Mehrheit günstigen Wirkungen des sozialen und hygienischen Schutzes zu bekämpfen. Meines Wissens ist H. Spencer der einzige, der eine „natürliche Auslese um jeden Preis" erstrebt und alle sozialen Maßnahmen zum Schutze des Einzelnen oder von Gruppen verwirft. Mit seiner Lehre hat er aber keinerlei Erfolg gehabt.

L. Woltmann.

Berichte und Notizen.

Eine energetische Vererbungstheorie. Die Immunitätsforschung hat das Gesetz von der Arteinheit erwiesen, indem sie uns nicht nur diejenigen Antikörper kennen gelehrt hat, welche nach Injektion von Bakterien im Organismus entstehen, sondern auch diejenigen, welche durch Injektion von tierischen Zellen sich bilden. Dieses Gesetz besagt, daß der Eiweißaufbau der verschiedensten Zellen eines Organismus ein Artgleicher ist. Durch weitere logische Deduktion kommt man dann zu einem Gesetz von der Rassen- und Individualeinheit, d. h. jeder Organismus ist in allen seinen Zellen art-, rassen- und individualcharakteristisch aufgebaut. Die Geschlechtszellen übertragen diesen spezifischen Eiweißaufbau durch Assimilation der extrazellular liegenden Nahrung auf alle Zellen des neuen Organismus, so auch die eigenartige tuberkulöse Zellendisposition. Der chronische Alkoholismus schädigt alle Zellen gleichmäßig und dabei auch die Geschlechtszellen, die wiederum die in ihnen bewirkten Veränderungen auf den neuen Organismus vererben. (Hamburger, Vortrag auf dem Kongreß für innere Medizin. Wiener med. Presse 1905, No. 8.)

Ueber Vererbung und Vererbbarkeit in der Pathologie. Das Interesse der Aerztewelt hat sich seit kurzem dem Vererbungsproblem in erhöhtem Maße zugewandt. Bei einer großen Anzahl von Krankheiten, namentlich bei der Lungenschwindsucht, gilt es, die Bedeutung des erblichen Faktors zu ergründen. Dabei müssen angeborene Eigenschaften, welche nach der Zeugung intra uterin erworben werden, von der ererbten getrennt werden. Ererbt ist nur das, was als Anlage in den bei der Konzeption verschmelzenden elterlichen Geschlechtszellen vorhanden war, auch wenn es nicht bei der Geburt, sondern erst später in die Erscheinung tritt. Die Weismannsche Lehre von der Kontinuität des Keimplasmas macht es leicht verständlich, weshalb die Nachkommen in weitgehendem Maße den Eltern gleichen. Es ist daher verkehrt, z. B. von erblicher Syphilis zu reden, denn die Syphilis ist nicht als Anlage in einer der zusammentretenden Geschlechtszellen vorgebildet, sondern es handelt sich dabei immer um eine Infektion des Keims. Nach Martins werden nur Krankheitsanlagen vererbt. Unter den vererbbaren Anomalien sind drei große Gruppen zu unterscheiden. In die erste gehören bestimmte Anomalien lokaler Natur, wie Vielfingrigkeit, zusammengewachsene Finger, Spaltbildungen, Hautmäler, abnorme Behaarung. Die zweite Gruppe umfaßt gewisse Konstitutionskrankheiten, wie Gicht, Fettsucht, Bluterkrankheit, Bleichsucht. Die dritte Gruppe besteht aus Krankheitsanlagen, bei denen bestimmte Gewebe eine gewisse Schwäche gegen äußere Einflüsse zeigen, hierher gehört namentlich die

Lungenschwindsucht. Krankheitsanlagen können sich vererben, müssen es aber nicht. Auch dafür, daß die Deszendenten nicht gleichmäßig von den Krankheitsanlagen befallen werden, bietet die Weismannsche Hypothese eine gute Erklärung in der Annahme der sogenannten Reduktionsteilung. Viel umstritten und praktisch wichtig ist die weitere Frage, ob eine Keimesvariation durch Vererbung erworbener Eigenschaften möglich ist. Die Weismannsche Lehre von der Kontinuität des Keimplasmas und dem Gegensatz zwischen Körper- und Geschlechtszelle verneint eine solche. Die meisten bekannten Tatsachen stimmen damit auch überein. Fragt man nun nach den praktischen Konsequenzen, so wäre die notwendige Folgerung die, alle mit einer vererbbaren Krankheit Behafteten von der Zeugung der kommenden Generationen auszuschließen. Das ist aber kaum möglich, zumal die Anlagen nicht vererbt werden müssen. Diejenigen Bedingungen aber kennen zu lernen und willkürlich zu beherrschen, unter denen solche Krankheitsanlagen sich vererben müssen, dazu ist wenig Aussicht vorhanden. Das eigentliche Gebiet der Vererbung im strengen Sinne ist also kein ergiebiges Feld für das ärztliche Handeln. Ganz anders steht es mit den das Keimplasma schädigenden und eine minderwertige Nachkommenschaft erzeugenden Einwirkungen, in erster Linie dem Alkoholismus, der Tuberkulose und den Geschlechtskrankheiten. Hier hat die Arbeit des Arztes und Hygienikers einzusetzen. Der Fluch für die kommenden Generationen, der diese unheimliche Trias von Krankheiten in sich birgt, ist ein neuer Mahnruf, in dem Kampfe auszuharren, der schon auf der ganzen Linie gegen sie entbrannt ist. (H. Beitzke, Berliner klinische Wochenschrift 1905, No. 36.)

Kopfumfang und geistige Entwicklung. In der in der letzten Nummer dieser Zeitschrift (S. 474) besprochenen Schrift von Eyerich und Loewenfeld wird behauptet, daß keine bemerkenswerten Beziehungen zwischen Körpergröße, Körperlänge und Intelligenz bestehen, was bekanntlich anderen Beobachtungen widerspricht. Daß die Ergebnisse solcher Untersuchungen voneinander abweichen, ist nicht zu verwundern, da die Untersucher meistens irgend eine Anzahl von Individuen einer beliebigen Bevölkerungsgruppe ganz ohne Rücksicht auf die Rasse untersuchen und daraus ihre Schlüsse ziehen. Und doch haben wir in Europa drei Grundrassen und verschiedene Typen ihrer Kreuzung, so daß die natürlichen Proportionen in sehr vielen Fällen gestört sind. Ferner müssen die krankhaften Veränderungen des Skeletts berücksichtigt werden, da z. B. die so stark verbreitete Kulturkrankheit der Rachitis das Längenwachstum hemmt und Veränderungen in der Kopfform und Kopfgröße hervorruft, letzteres namentlich in Verbindung mit Hydrocephalus. Einwandfreie Untersuchungen über den Einfluß der Körper- und Kopfgröße auf die Intelligenz müssen daher an größeren Gruppen, und an möglichst rassereinen und normalentwickelten Individuen vorgenommen worden. Und da spricht manches dafür, daß regelmäßige Beziehungen zwischen Kopf- und Körpergröße und der geistigen Entwicklung bestehen. — L. Wltmn.

Zur Rassenanatomie der Chinesen. Anthropologische Untersuchungen an lebenden Chinesen sind verhältnismäßig wenig angestellt worden. Quételet, Janca, Noganei, Weisbach, Hagen und andere haben solche unternommen. Neuerdings hat F. Birkner an sechs Chinesenköpfen eingehende Studien angestellt, die im „Archiv für Anthropologie“ (1905, 1) veröffentlicht sind. Alle sechs Köpfe zeigten die Mongolenfalte, doch lassen sich zwei Typen unterscheiden, mit einem langen ovalen Gesicht, und einem breiten etwas niedrigeren Gesicht. Die Nase ist relativ kurz und breit. Der Kopf ist meso- bis dolichocephal und ziemlich hoch, die Nordchinesen scheinen durchschnittlich größere Kopflängen zu besitzen als die Südchinesen, ebenso eine größere Höhe des Gesichts. Baelz unterscheidet deshalb den nordchinesischen „mandschu-koreanischen“ und den südchinesischen „mongolo-malaiischen“ Typus. Die Breite des mongolischen Gesichts wird besonders durch eine von den Europäern verschiedene horizontale Profilierung verursacht, indem das Gesicht flacher ist. Dies ist zum Teil durch eine größere Dicke der Weichteile bedingt, an der Nasenwurzel, in der Mitte der Augenbrauen, an der Wurzel des Jochbogens vor dem Ohr usw., also weniger durch die Form des knöchernen Gesichtsschädels. Auch zeigen die Gesichtsmuskeln manche vom Europäer abweichende Verhältnisse.

Blonde Chinesen. Daß in China blonde Rassetypen vorkommen, dürfte nicht allgemein bekannt sein, obwohl in der Literatur bereits einige dahingehörige Beobachtungen vorliegen. Und doch ist dies der Fall. Der russische Naturforscher und Asienreisende M. Grum-Grzimailo (Neunzehn Tage in der Wüste Gobi oder

Schamo) traf in der Oase Turfan der Südwestmongolei (etwa 95° ö. L. von Gr.) auf einen hochgewachsenen schönen Menschenstamm mit deutlich ausgesprochenem „iranischen" Typus, von dem der Verfasser meint, daß er dort früher weit verbreitet gewesen sein muß: regelmäßige Gesichtszüge, Haar vorwiegend kastanienfarben, Antlitz dunkel mit lebhafter Farbe, Augen hell, zumeist blau. Die Frauen sollen die Schönheit der Europäerin erreichen. An den Photographien fällt aber sofort die mongolische Gesichtsform, sowie der mongolische Augenschnitt bei diesen Leuten auf, ein weiterer Beweis für die schon früher von mir festgestellte Tatsache der enormen Vererbungskraft des hellen Irispigmentes im Gegensatz zu der Nachgiebigkeit der Skelettformen bei Kreuzungen. Allzusehr braucht man sich über diese so entlegenen Blonden übrigens nicht zu wundern, denn auch bei den turkestanischen Sarten, den nächsten Stammverwandten der Turfanen, kommen, soviel ich mich erinnere, hellfarbige Elemente nicht selten vor, und damit ist eine gute Erklärung für eine Versprengung iranischer Elemente weit nach Osten vorhanden. — R. W.

Typenkarte der vorgeschichtlichen Nadeln und Aexte in Deutschland. Auf Grund der Berichte von 58 Mitarbeitern wird von A. Lissauer das erste Ergebnis der in Worms beschlossenen Sammelforschung in übersichtlicher Weise mitgeteilt, und zwar die Verbreitung der Flach- und Randäxte, der Ruder und Scheibennadeln und der Radnadeln in Deutschland. Sehr erfreulich und zeitgemäß ist es, daß der Berichterstatter mit den zum Teil ganz unpassenden und veralteten Ausdrücken wie „Celt" und „Paalstab" aufräumt und dafür die allgemeinere Bezeichnung „Axt" einführt. „Die ersten Metalläxte sind ja sicher aus Kupfer gegossen worden und zwar nach den Vorbildern der einfachsten keilförmigen Steinäxte, weil sowohl die Herstellung der Form als des Gusses nach diesen am leichtesten war." Die Randaxt war „daher ein großer technischer Fortschritt". Die Nadeln haben sich aus den schon „früh verbreiteten Rollennadeln" entwickelt, zuerst mit einer Platte, dann mit einer Scheibe, schließlich mit einem durchbrochenen Rad am oberen Ende. Je nach der Landschaft haben sich selbstverständlich örtliche Formen herausgebildet. Daß „die Bronze in die Rheinebene von Italien und der Schweiz, nach Oberdeutschland aber von Ungarn über Böhmen importiert und von beiden Seiten dann mehr oder weniger schnell bis zum Norden verbreitet worden ist", scheint mir im Gegensatz zu dem Verfasser nicht „wahrscheinlich", denn erstens sind ja die ältesten Kupferäxte nach den „Vorbildern" der Steinäxte gegossen, deren Verbreitungszentrum in Nordeuropa liegt, zweitens sind die Flachäxte im Norden, in Skandinavien, England und Irland, „ganz beliebt gewesen" und „dort oft auf dem Klingenblatt und auf den Seiten schön ornamentiert", drittens müssen wir sie als „die unmittelbaren Nachfolger der Kupferäxte" betrachten, und eine so ausgebildete und ausgebreitete Kupferzeit wie in Europa gibt es außerhalb unseres Weltteils nicht. Die Ansicht von einem südlichen und östlichen Ursprung der Bronze beruht zwar auf einem alten Vorurteil, nicht aber auf Tatsachen. Abgesehen von dieser Meinungsverschiedenheit ist selbstverständlich der gründliche, durch Tabellen und Karten erläuterte Bericht für jeden Altertumsforscher unentbehrlich. (A. Lissauer, Erster Bericht über die Tätigkeit der von der deutschen anthropologischen Gesellschaft gewählten Kommission für prähistorische Typenkarten. Berlin 1904.) — L. Wlsr.

Ein Beitrag zur Rassenpsychologie. Jede Rasse ist durch eine Reihe morphologischer und physiologischer Merkmale charakterisiert, wie verschiedene Widerstandskraft gegen Krankheiten, verschiedene Anpassungsfähigkeit in den Tropen, Empfänglichkeit der Neger für Tuberkulose und Pocken, und der Weißen für Gelbfieber. Auch psychologische Unterschiede in den Instinkten, Temperament, geniale Anlagen kennzeichnen die Rassen, wie Gobineau und Lapouge gezeigt haben. Die Rassenpsychologie ist eine der anziehendsten Wissenschaften der Zukunft, die aber erst in den Anfängen der Forschung steht. Ein jeder Beitrag muß hier willkommen sein. Merkwürdig sind nun die Beobachtungen über die verschiedene Reaktion bei Arbeitsunfällen, die zur sogenannten „traumatischen Neurose", einer Nervenerschütterung, die zu Reizbarkeit, Hypochondrie und Hysterie führen. Im Unfallkrankenhaus zu Straßburg werden jährlich etwa 1000 Unfallkranke eingeliefert. Unter 806 elsässischen oder deutschen Männern, 99 elsässischen Frauen und 51 Italienern, die alle wegen Arbeitsunfälle in Behandlung standen, wurde die merkwürdige Tatsache festgestellt, daß die erste Gruppe 6,6 pCt., die zweite 12,1 pCt., die dritte dagegen, d. h. die italienischen Arbeiter, 39,2 pCt. verschiedene Formen der „traumatischen

Neurose" aufwiesen. Eine ähnliche Beobachtung wird in Norddeutschland zwischen Deutschen und Polen gemacht. Möglich ist, daß diese Prädisposition bei allen Rassen außerhalb ihres Heimatlandes gefunden wird, die ihren gewohnten klimatischen und sonstigen Lebensverhältnissen entrückt sind. (E. Blind, Essai sur la psychologie des races dans ses rapports avec les accidents du travail, Communication faite au Congrès International médical des Accidents du travail, Liège 1905.)

Rassenmischungs-Probleme in Brasilien. In der Deputiertenkammer des brasilianischen Bundeskongresses kam es vor kurzem zu einem Rededuell zwischen dem deutschfeindlichen Abgeordneten J. Darcy und dem Riograndenser Abgeordneten H. Haßlocher, der bei dieser Gelegenheit für die germanische Rasse und deutsche Kultur eintrat. Bemerkenswert ist aus seiner Rede folgender Passus: Ich denke, es muß uns mit Genugtuung erfüllen, wenn wir sehen, daß die Fremden (Deutschen), starke und tüchtige Rassen, mit ihren Fähigkeiten und ihrer Willenskraft hierher kommen, besonders, wenn sie sich mit uns verbrüdern und unsere Nationalität annehmen, indem sie mit ihr verschmelzen und an ihrer Bildung mitarbeiten. Denn tatsächlich existieren wir noch nicht als eine Macht, ein Ziel, das wir nur erreichen werden, wenn wir dermaleinst 100 Millionen Einwohner haben, anstatt 10 Millionen Eingeborene, Mestizen, die zur Vernichtung bestimmt sind ohne die Zufuhr neuen Blutes und neuer Lebenskräfte. Unsere Nationalität wird entstehen aus der Kreuzung der Völker, die nach Brasilien einwandern. — Dazu bemerkt „Der Urwaldsbote" (1905, No. 4): Zu diesem Abschnitt, der gewisse Unklarheiten in bezug auf das Rassenproblem enthält, müssen wir einen Vorbehalt machen. Wenn wir uns ohne Rückhalt bereit erklären, die brasilianische „Nationalität" anzunehmen, so bezieht sich das selbstverständlich nur auf die Staatsangehörigkeit mit allen Konsequenzen, die sich daraus ergeben. Von einer Verschmelzung mit fremden Rassen wollen wir nichts wissen, versprechen uns auch nichts Gutes davon. Kreuzung zwischen verwandten Rassen (Germanen, Romanen, Slawen) kann allerdings unter Umständen von Vorteil sein, Kreuzung zwischen nichtverwandten Rassen hingegen (Arier, Mongolen, Neger, Indianer) führt stets zur Entartung. Wie Haßlocher sich die von ihm gewünschte Verbrüderung und Verschmelzung denkt, geht aus seinen Ausführungen nicht hervor; jedenfalls müssen wir sie ablehnen, sobald sie auf Kosten deutscher Art und Sitte erfolgen soll. Die Reinhaltung des Blutes und die Erhaltung der deutschen Sprache: das muß unser Grundsatz sein. Und diese höchsten Güter können wir uns wahren, ohne gegen unsere Pflichten als brasilianische Staatsbürger zu verstoßen, die wir vielmehr mit peinlichster Gewissenhaftigkeit erfüllen wollen.

Die soziale Hebung der Negerrasse. Ein Neger Namens Benito Sylvain, Doktor der Rechte und Gesandter der Republik Haiti beim Negus von Abessinien, unternimmt den Versuch, die Beurteilung der schwarzen Rasse bei den weißen Völkern zu korrigieren und das „Rassenvorurteil" zu bekämpfen. Er ist von der Vervollkommnungsfähigkeit seiner so „verleumdeten" Rasse überzeugt und sucht eine Vereinigung der wichtigsten Gruppen der Schwarzen zum Zweck eines gemeinsamen Vorgehens herbeizuführen. Der Kaiser Menelik ist sein Protektor, er trat in Verbindung mit Booker Washington, dem bekannten Vorkämpfer der Neger in Nordamerika, und gründete im Jahre 1900 in London die „panafrikanische Association", die seitdem eine Verbrüderung zwischen den gebildeten Negern der ganzen Erde geschaffen hat. Seit 1903 bestehen zwischen Tahiti, dem „Bollwerk der Neger-Freiheit in Amerika" und Abessinien politische Beziehungen, denn letzterer Staat ist in Zukunft berufen, der Ausgangspunkt für die Zivilisierung der Schwarzen in Afrika zu werden. Auch der Papst unterstützt die panafrikanische Bewegung und zwar, wie es in einem Briefe des Kardinals Merry del Val heißt, mit Berufung auf die Predigt Jesu Christi von der Gleichheit und Brüderlichkeit aller Menschen. Er lobt das Unternehmen, das Rassenvorurteil zu bekämpfen und die eigenen Kräfte der Neger zu der Höhe christlicher Zivilisation zu entwickeln und gibt seinen — Segen dazu. (Gazette de Lausanne 1905.)

Zeitschrift für Demographie und Statistik der Juden. Diese vom Bureau für Statistik der Juden (Berlin-Halensee) herausgegebene Zeitschrift will durch Einzeldarstellungen von Fachgelehrten in einer rein wissenschaftlichen, dabei aber allgemein verständlichen Weise über alle Veränderungen im sozialen Leben der Juden unterrichten. Sie sammelt alle über die Juden veröffentlichten zuverlässigen statistischen, demographischen und anthropologischen Daten und bringt sie in übersichtlicher Form zur Kenntnis ihrer Leser. Das von ihr gelieferte Material

ist eine unentbehrliche Grundlage für eine wissenschaftlich begründete Ansicht über die heute im Judentum schwebenden Fragen sowie für alle praktischen Unternehmungen zur Besserung der Lage der Juden.

Die Einwanderungsfrage in Nordamerika. Wie die Hamburger Nachrichten mitteilen, kommt man von dem Gedanken, die Einwanderung immer mehr zu beschränken, allmählich zurück, da der Einwanderung selbst, wenn sie nicht wünschenswert ist, schwerlich noch größere Hindernisse bereitet werden können, als ihr jetzt schon in den Weg gelegt werden. Es geht nicht an, durch Gesetze geradezu anzuordnen, daß alle körperlich tüchtigen und sittlich unbescholtenen Angelsachsen, Germanen und Kelten zugelassen, alle „Hunnen und Dagos" oder alle russischen Juden, Armenier, Griechen und Syrier aber abgewiesen werden sollen. Auch mit der Bildungsprobe hat es seinen Haken, denn viele der unerwünschtesten Einwanderer können in ihrer Muttersprache notdürftig lesen und schreiben, wogegen die kräftigsten Arbeiter, deren namentlich die Eisenbahngesellschaften und andere einflußreiche Korporationen nicht entraten können, häufig „gänzlich unwissend" sind. Die früher so laute Forderung nach einer Verschärfung der Einwanderungsgesetze ist deshalb so ziemlich verstummt und an seine Stelle ist die Forderung getreten, daß die Einwanderer gleichmäßiger über das Land verteilt werden sollen.

Der X. internationale Kongreß gegen den Alkoholismus wurde am 12. September durch den ungarischen Unterrichtsminister eröffnet, der sich lebhaft mit dem Antialkoholunterricht in den Schulen des Königreichs beschäftigt hat und hörte den ausgezeichneten Festvortrag von Hofrat Prof. Gruber in München über die Hygiene des Ich an. Am Nachmittage sprach Prof. Weygandt (Würzburg) über den Einfluß des Alkohols auf die Gehirntätigkeit. Der Bakteriologe Laitinen (Helsingfors) gab interessante Details über die Experimente, die er in seinem Laboratorium anstellt und die beweisen, daß der Alkohol die Widerstandskraft gegen Infektionskrankheiten herabmindert und einen mächtigen Faktor der Entartung der Rasse bildet. — Prof. Kassowitz (Wien) behandelte am Mittwoch den Nährwert des Alkohols, einen Gegenstand, den er seit langen Jahren eingehend untersucht; er bekämpfte energisch die vom wissenschaftlichen Standpunkte aus falsche und vom sozialen Standpunkte aus bedenkliche und verderbliche Theorie vom Nahrungsmittel Alkohol. Prof. Dr. Forel sprach sodann mit der bei ihm bekannten Kompetenz über Alkohol und Geschlechtsleben. Der Direktor der Irrenanstalt Burghölzli (Zürich), Prof. Bleuler, bot eine originelle Arbeit über die Behandlung der Alkoholverbrechen. Die Behandlung der Rauschverbrecher soll eine vollständig andere als die der gewöhnlichen Verurteilten sein. — Der Donnerstag war ganz der Frage der Bekämpfung des Alkohols durch die Schule gewidmet. Dieser von Sachkennern wie Franziskus Hähnel (Bremen) oder Frau Trygg-Helenius aus Finnland behandelte Gegenstand erweckte die ganz besondere Aufmerksamkeit seitens der Schulkreise von Budapest. Von Jahr zu Jahr und überall wächst die Erkenntnis darüber, daß es eine Aufgabe der öffentlichen Schule ist, das Kind über die Gefahren des Alkoholismus aufzuklären. — Die Vormittagssitzung vom Freitag galt dem Studium der industriellen Alkoholverwendung; denn, wenn auch die Abstinenten nichts vom Alkoholtrinken wissen wollen, so werden sie doch sehr froh sein, wenn es gelingt, mit ihrem alten Feinde Beleuchtungs- und Heizeinrichtungen zu schaffen. Der sozialistische, belgische Abgeordnete Vandervelde, der im letzten Momente leider verhindert worden war, nach Budapest zu kommen, ließ einen in bezug auf Inhalt und Form sehr bemerkenswerten Vortrag über Arbeiter und Alkohol lesen. Seine Schlußfolgerungen haben zu einer sehr lebhaften und fesselnden Diskussion geführt, an der zahlreiche Sozialisten sich beteiligten. Die Reform des Schankwesens, der Kampf gegen das Wirtshauswesen bildeten den Gegenstand der Sonnabendvormittagssitzung. Gegner und Anhänger des Gotenburger Systems haben die Klinge gekreuzt. Es scheint sich daraus zu ergeben, daß das bekannte schwedische System, nach dem die Wirtschaften von mehr oder weniger philanthropischen Gesellschaften ausgebeutet werden, weder das Monstrum ist, wie es seine Feinde hinstellen, noch auch das Universalheilmittel, als das es von vielen Anhängern gepriesen wird. Alle Redner, ohne Ausnahme, betonten jedoch die hohe Bedeutung der gut geleiteten alkoholfreien Wirtschaften, wie sie z. B. einige Schweizerstädte und ganz besonders Zürich besitzen. Der Kongreß von Budapest hat nützliche Arbeit geleistet, er hat der Bewegung gegen den Alkohol in Ungarn und in den Balkanstaaten einen neuen Impuls gegeben. In mehr als einer Beziehung hat er mehr Klarheit geschaffen, einige praktische Lösungen gegeben

und vor allem bei den Anhängern der Totalenthaltsamkeit einen befriedigenden Eindruck hinterlassen; denn ihre Arbeitsmethode ist fast ohne Einschränkung auch von jenen, die sie selbst nicht befolgen, anerkannt worden. Der nächste Kongreß wird 1907 in Stockholm stattfinden.

Die sexuelle Aufklärung des Kindes war der Gegenstand eines Vortrags, den „Der Bund für Mutterschutz" veranstaltete. Dr. Markuse erörterte vom ärztlichen Standpunkt aus die körperlichen, geistigen und sittlichen Schäden, welche die künstliche Erhaltung des Kindes in Unwissenheit über eines der wichtigsten Lebensgebiete nach sich zöge und begründete die Notwendigkeit, mit diesem einer veralteten Moralanschauung entsprungenen System zu brechen. M. Lischnewska erläuterte, wie der naturwissenschaftliche Unterricht in der Schule ein näheres Eingehen auf die Fortpflanzungsvorgänge geradezu logisch erfordere, und wie in diesem Rahmen das Geschlechtsleben des Menschen in durchaus taktvoller und ernster Weise dem Kinde verständlich gemacht werden könne. Lehrerin Ruben legte dar, daß man in Hamburg mit Erfolg Versuche einer Ausdehnung des Volksschulunterrichtes auf das sexuelle Gebiet gemacht, daß die Schulbehörde dies aber inhibiert habe. Dr. Haas polemisierte gegen die Auffassung, als ob man mit einer sexuellen Aufklärung des Kindes, welche er im übrigen durchaus befürwortete, alle möglichen Schäden des Geschlechtslebens tilgen könne; diese entsprängen hauptsächlich der Tatsache, daß der Mann weder wirtschaftlich noch seiner geistigen Reife nach fähig sei, sich schon im Alter der erlangten geschlechtlichen Reife für das Leben an eine Ehefrau zu binden, und deshalb zwischen Geschlechtsreife und Eheschließung eine etwa sechs- bis zehnjährige Zwischenzeit entstände. — Auch in anderen Kreisen der Lehrerschaft plädiert man eifrig für die Aufnahme von Erläuterungen geschlechtlicher Verhältnisse und Vorgänge in den Lehrplan. Dagegen hat Lehrerin Anna Blum in einem Vortrag, der im Berliner Lehrerinnenverein gehalten wurde, die Frage in verneinendem Sinne beantwortet und sich gegen die gestellte Forderung der Belehrung über geschlechtliche Verhältnisse in der Schule erklärt. Die Ablehnung muß nach ihrer Ansicht erfolgen: 1. um der sittlichen Bewahrung der ihr anvertrauten Kinder willen, 2. der unterrichtlichen Schwierigkeiten wegen, 3. aus Rücksicht auf die Lehrkräfte. — Unsere Meinung geht auch dahin, daß die sexuelle Aufklärung zur rechten Zeit und mit dem nötigen Takt im allgemeinen nur von seiten der Eltern zu geschehen hat, die allein das dazu erforderliche Vertrauen besitzen; das schließt nicht aus, daß die zu entlassenden Schüler, namentlich die 18jährigen und noch älteren auf den Gymnasien usw., kurz vor ihrem Austritt über Geschlechtskrankheiten sachlich aufgeklärt werden.

Bücherbesprechungen.

Hans Driesch, Naturbegriffe und Naturrteile. Leipzig 1904, Verlag von W. Engelmann. Preis Mk. 4,—.

Im vorliegenden Buche gibt der als scharfer Denker wie als exakter Biologe gleich ausgezeichnete Autor einen Umriß seiner „Naturtheorie" oder „Naturphilosophie". Es enthält eine erkenntniskritische Einleitung, in welcher dargelegt wird, wie das erkennende Bewußtsein stufenmäßig sich das Bild der Wirklichkeit aufbaut, mit den Empfindungen beginnend und bis zu den obersten Abstraktionen fortschreitend. Der dritte Abschnitt behandelt die „Energielehre" und gelangt, in polemischer Auseinandersetzung mit Vertretern der Physik und Chemie, zu der Hypothese einer „qualitativen dynamischen Atomistik".

Von hier aus geht der Autor zu den biologischen Problemen über und stellt er eine „Autonomie", d. h. eine Sonderkraft und Sondergesetzlichkeit des Aufbaus der Lebensformen und des Lebensbetriebs fest. Diese Faktoren nennt er „Entelechieen", d. h. Naturfaktoren, die das Energiegetriebe der Welt in seinen Quantitäten nicht stören, aber es lenken!

Damit ist sein Standpunkt des Neo-Vitalismus gekennzeichnet, den Driesch auch schon in mehreren anderen Schriften: „Lokalisation morphogenetischer Vorgänge", „Organische Regulationen", „Die Seele als elementarer Naturfaktor", dargelegt hat. In Einzelheiten kann hier nicht eingegangen werden. Hinzuweisen ist noch auf seine Stellung zum Vererbungsproblem und zur Deszendenzlehre.

In bezug auf Vererbung schreibt er, nicht diejenige Ansicht teilen zu können, „welche gegenwärtig üblich ist“. Diese besteht darin, in gewissen Bestandteilen des Zellkerns, in den sogenannten Chromosomen „Träger“ der Vererbung zu sehen. „Bis zu einem gewissen Grade wohnt solcher Auffassung sicherlich Berechtigung inne; überall, wo es Vererbung gibt, d. h. zyklische Wiederholung von Formbildungsprozessen durch die Keimeszellen hindurch, gibt es materielle Kontinuität ganz vornehmlich jener Chromosomen genannten Gebilde.“ Aber, er meint weiter, daß die Chromosomen das Wesentliche bei der Vererbung nicht sein können. „Das Wesentlichste bei Vererbung mag eng mit den Chromosomen verknüpft sein, mag sich nur an ihnen äußern können. Als notwendige Gestaltungsmittel mögen letztere gelten, und hier liegt nicht einmal etwas gegen die Annahme vor, sich diese Mittel als chemisch-physikalische Qualitäten irgendwelcher Art zu denken.“ Einer solchen Auffassung kann man wohl zustimmen, sie ist auf jeden Fall gerechter als die spöttische Art, mit der Driesch sonst über „die materiellen Träger der Vererbung“ loszieht. Möchte er auch bald lernen, eine ebenso sachliche Stellung gegenüber der Deszendenztheorie Lamarcks, Darwins, Weismanns, Haeckels einzunehmen, die er bekanntlich für „erledigt“ hält. Bei aller Hochachtung vor Driesch kann ich nicht umhin, es auszusprechen, daß dieses hochfahrende Urteil auf den unparteiischen Beobachter zum mindesten komisch wirkt.

Zum Schluß zieht der Autor noch das historische Problem in den Bereich seiner Betrachtungen. Hier schreibt er: „Es gehört zu einer der vielen Naivetäten, welche die moderne Entwicklungslehre geleistet hat, die Behauptung, daß durch die problematischen Deszendenzphantasien das Verständnis der Menschheitsgeschichte gefördert sei“ (S. 237). — Auch dieser Satz ist mir unbegreiflich. Die Darwinsche Lehre vom Ursprung der Arten und Rassen und die in ihrem Geiste betriebene Erforschung der Menschenrassen hat das Verständnis der Geschichte ganz bedeutsam „gefördert“. Denn die körperliche und geistige Ungleichheit der Rassen, die Vererbungs- und Auslesevorgänge, Inzucht, Entartung usw., alles Begriffe der modernen Deszendenztheorie, haben sich für das ursächliche und gesetzmäßige Verständnis der Völkergeschichte als höchst fruchtbar erwiesen.

Darwin, Weismann usw. haben nie behauptet, daß sie mit ihren Deszendenz- und Vererbungstheorien die letzten Ursachen aller Gestaltung und Entwicklung aufgedeckt hätten. Hier tritt nun die Betrachtungsweise von Driesch, die sozusagen von Innen ausgeht, als bedeutsame Ergänzung auf den Plan, und es gibt nicht wenige Punkte, wo man heute schon eine Synthese durchführen kann.

Dr. Ludwig Woltmann.

A. R. Wallace, Des Menschen Stellung im Weltall. Berlin, Vita-Verlag.

Der als Mitbegründer der Selektionstheorie bekannte, aber im Vergleich mit Darwin einseitigere und zu mystischen Anschauungen neigende Verfasser hat es in seinem hohen Alter, er zählt 83 Jahre, unternommen, die Ansicht wahrscheinlich zu machen, „daß unsere Erde der einzige bewohnte Planet nicht nur im Sonnensystem, sondern im gesamten gestirnten Universum ist“, obwohl man einen zwingenden Beweis „für oder gegen“ selbstverständlich „nicht verlangen“ kann. Das Buch wendet sich an alle Gebildeten, „von denen gewiß viele mit dem Gegenstande nicht vertraut sind und die wundervollen Fortschritte jüngsten Wissens auf dem Gebiete der neuen Astronomie nicht kennen“.

Mit dem Gegenstand vertraute Leser können mit dem siebenten Abschnitt beginnen, denn hier beginnt die „Beweisführung und Schlußfolgerung aus dem beträchtlichen Beweismaterial“. Wallace urteilt nicht „aus eigener Machtvollkommenheit“, sondern läßt überall die „besten“ Fachmänner, in erster Reihe Engländer, sprechen. Da er in der ganzen belebten und unbelebten Welt nach dem Zweck sucht, geht durch seine Darstellung das Bestreben, den Menschen nicht nur als Krone der Schöpfung, — für die Erde kann man ihm darin beistimmen — sondern auch als Mittelpunkt und Endzweck des Weltalls hinzustellen. Daß von den Planeten der Sonne unsere Erde die besten Bedingungen für eine höhere Lebensentwicklung bietet, daß die meisten übrigen Sterne als glühende Sonnen unbewohnbar sind, wird man gern zugeben, ob aber nicht da und dort ein anderer Weltkörper in ähnlicher Weise wie die Erde belebt ist, ob die Sternenwelt endlich oder unendlich ist — für unsere Begriffe ist sie jedenfalls das letztere —, all das sind Fragen, die „jenseits und über den höchsten Fähigkeiten des menschlichen Geistes“ stehen.

Ganz einverstanden bin ich mit der Ansicht, daß die Sockel der Festländer und die größten Meerestiefen uralt sind und in die Jugendzeit der Erde zurückreichen, doch scheinen mir die Tatsachen nicht dafür zu sprechen, daß der Mond sich erst nach Bildung einer festen Erdrinde durch die Schleuderkraft abgetrennt hat, daß der feurige Erdball aus schon erkalteten Meteoriten entstanden ist. Auch die Schlußfolgerung, weil unter höheren Breiten einst ein reiches Leben geblüht habe, sei „das Klima der Erde in längst vergangenen Zeiten ein gleichmäßigeres, wenn auch vielleicht nicht wärmeres gewesen", ist nicht berechtigt, aus der bekannten Tatsache folgt nur, daß es in den Polargegenden wärmer als heute war. Himmelsblau, Eigenfarbe des Sauerstoffs der Luft, und zerstreutes Tageslicht können nicht von Strahlenbrechung durch Staub herrühren, denn sie sind um so reiner und heller, je staubfreier der Luftkreis ist. Wie man das Himmelsgewölbe, ein durchsichtiges Mittel, hinter dem bei Tage eine strahlende Lichtquelle steht, „schwarz" nennen kann, ist mir unverständlich. Scheidet die Luft wegen Abkühlung unter das Sättigungsvermögen flüssiges Wasser aus, so schlägt sich dies selbstverständlich auch auf den in der Luft schwebenden, meist leichteren, Staubteilchen nieder, und dadurch — mehr kann der angeführte Versuch nicht beweisen — wird Nebel- und Wolkenbildung begünstigt, der Regen aber nicht erzeugt, sondern verzögert oder verhindert.

Infolge solcher Auffassung wird die Rolle des Staubes sicher überschätzt, da Wüsten, die „so oft als Beweise gegen die Güte des Schöpfers angeführt werden, sich tatsächlich als außerordentlich wichtig und nützlich für die Bewohnbarkeit der Erde erweisen". Von dem Nutzen der Wüsten werden sich wohl nicht viele Leser überzeugen lassen. Immerhin verdient das Buch als letzte Meinungsäußerung eines hervorragenden Naturforschers alle Beachtung und enthält tatsächlich auch für Andersdenkende eine Fülle von Anregung und Belehrung. Die Ausstattung ist tadellos; der Uebersetzung von Heinemann — das ist das größte Lob — merkt man nicht an, daß in dem Buche eine Uebersetzung vorliegt.

Dr. Ludwig Wilser.

Eduard Hahn, Das Alter der wirtschaftlichen Kultur. Ein Rückblick und ein Ausblick. Heidelberg 1905. Carl Winter. 256 S., Preis Mk. 6,40.

Der bekannte, eine sehr eigenartige Stellung einnehmende Wirtschaftshistoriker faßt im vorliegenden Werke die Quintessenz seiner Studien und Theorien zusammen. Es ist eine höchst originelle, wichtige und in großen Teilen zweifellos richtige Lehre, die er vorträgt.

Allseitig anerkannt ist Hahns Widerlegung der alten Drei-Stufentheorie: Jägertum — Hirtentum — Ackerbau und ihre Ersetzung durch die Reihe: Sammelwirtschaft — Hackbau — Ackerbau. (Statt „Ackerbau" sagt Hahn jetzt: „Pflugkultur".) Im Begriff „Hackbau" wirft er allerdings noch zwei Kulturstufen zusammen, die man nach den neuesten Forschungen scharf trennen muß, nämlich den Gemüsebau (Knollen und Wurzeln), wie er z. B. für die Kongo-Neger typisch ist, und den Körnerhackbau, wie er ohne Pflug noch jetzt vielfach in Nord- und Ostafrika herrscht. Dieser Körnerhackbau muß nun auch in unsern Kulturländern (Europa und Vorderasien) vor der Pflugkultur geherrscht haben und hat sich hier außer an Erbse und Saubohne vor allem — das hat schon Oswald Heer erkannt — an die Hirse geknüpft, deren Brei neben dem Bier z. B. im deutschen Volksmärchen eine vorherrschende Rolle spielt. Erst später ist die Gerste, noch später der Weizen in Hackbaubetrieb genommen worden.

Der Pflug aber kann nach Hahn erst nach der Erfindung des Wagens entstanden sein, weil „nur am Wagen sich das Tier an die Tätigkeit des Ziehens ... und der Mensch an seine Tätigkeit als Leiter gewöhnen konnte" (S. 146). Die Wagenräder sitzen lose an der festen Achse, können also nicht, wie Reuleaux annimmt, aus der Walze entstanden sein, da man sonst nur auf feste Räder mit beweglicher Achse gekommen wäre. Zahlreiche archäologische Funde zeigen vielmehr den Wagen in Verbindung mit alten Kultgebräuchen. Nun bestanden die alten Religionen der Hackbauvölker und der ersten Ackerbauvölker zweifellos aus einem Astralkult, aus einer Anbetung der Gestirne. Wahrscheinlich hat man, so schließt Hahn weiter, den Lauf der Gestirne nachahmen wollen, indem man ihre Kulturbilder auf Räder setzte und in Prozessionen herumführte. Als Modell der Räder dienten vielleicht die Spinnwirteln, die sich auch unter den Kultgeräten

befanden. Auch die antiken Straßen dienten nach Curtius zuerst Kultzwecken. So entstand der Wagen und aus der Verbindung mit der alten Hacke der Pflug.

Voher aber mußte das Rind gezähmt sein, denn dies tritt überall zusammen mit dem Pflug auf. Auch das Rind soll zuerst nicht wirtschaftlichen, sondern heiligen Zwecken gedient haben. Seine Milch war die Opferspeise, bis infolge des Gewöhnens der Tiere an das Melken die Produktion so reichlich wurde, daß die Milchwirtschaft entstehen konnte.

Zum Pflügen aber wird in allen typischen Fällen nicht die Kuh, auch nicht der Stier benutzt, sondern das kastrierte Rind, der Ochse. Auch das erklärt Hahn kultlich. Das Pflügen gilt nämlich allen Völkern mit astralischer Religion, soweit diese es kennen, als Begattung der Erdgöttin. Die Pflugschar ist, wie schon Bastian erkannt hat, das Symbol eines göttlichen Penis. Die Diener, welche diesen symbolischen Akt ausführen, dürfen daher selbst kein Geschlecht haben. Daher wurden die pflügenden Rinder, wie auch viele Priester, kastriert.

Das ist im wesentlichen Hahns Ableitung der verschiedenen Elemente der Pflugkultur. Leider hat er aber diese ebenso geistvolle wie wahrscheinliche Theorie dadurch kompromittiert, daß er ohne den geringsten Grund die ganzen Vorgänge in Babylonien lokalisiert. Er beweist damit, sowie durch manche unglaublich einseitige und falsche Beurteilungen unserer modernen, europäischen Kultur, die im vorliegenden Buche leider einen großen Raum einnehmen, nur, daß er noch ganz in jüdisch-christlichen Vorurteilen, wenn auch nicht gerade den orthodoxen, befangen ist. Dr. J. R. Eichmann.

Adolf Harpf, Morgen- und Abendland. Vergleichende Kultur- und Rassestudien. Stuttgart 1905. Strecker & Schröder. 348 S.

Das leicht verständliche, von der ersten bis zur letzten Zeile anregend geschriebene Buch bietet in seiner ersten Hälfte Reiseschilderungen mit eingestreuten längeren und gründlichen Auseinandersetzungen, und in seiner zweiten Hälfte theoretische Betrachtungen mit als Beweisstücken eingestreuten Reiseerlebnissen.

Verfasser hat sich schon in mehreren Schriften als guter Kenner des Orients gezeigt. Er schildert uns jetzt, wie er wieder einmal durch Aegypten reist und dann Omdurmân, die ehemalige Residenz des blutgierigen Mahdi aufsucht. Dabei geht er sowohl auf die gegenwärtigen Erscheinungen ein, wie auf die der grauesten Vergangenheit: Bald zeigt er uns, wie die Deutschen in der für die Erschließung des Orients so wichtigen Fremdenindustrie dominieren. Bald prüft er eingehend (S. 23—92), anknüpfend an einen Besuch in dem vielgenannten Tell-el-Amarna, die Bedeutung der religiösen Reform unter Achenaten (Amenhotep IV), die er auf fremdrassigen und zwar edelrassigen Einfluß zurückführt und als den Versuch auffaßt, den ursprünglich wohl sumerischen, alten, reinen Sonnengott Adon (Aten) an Stelle des entarteten ägyptischen Polytheismus zu setzen und dabei in großartiger Weise die Wirkung der Sonnenstrahlen von der Sonne selbst gedanklich und kultlich zu trennen. Daß Adon im Gegensatz zu den andern ägyptischen Sonnengöttern Ammon und Re als rein guter Gott galt, wird mit Recht auf nordischen Einfluß zurückgeführt, denn in heißen Klimaten ist die Sonne durchaus nicht nur segenspendend.

Geistvoll ist auch Harpfs Erklärung der „sieben trockenen Jahre" in der Zeit Josephs (S. 101—112); er betrachtet sie nämlich als künstlich, als bewirkt durch Ablenkung der Nilschwellung in den Mörissee, worin ein Kampfmittel der oberägyptischen Könige gegen die Hyksospharaonen des Unterlandes bestanden haben soll. Er gelangt dazu, indem er den Seenamen Pa-Zetku (in der Inschrift von El-Kab) für die Hyksosbezeichnung des Mörissees hält. In der Tat stimmt dann alles. Nur sei darauf hingewiesen, daß manche Forscher (vergl. Helmolts Weltgeschichte III, S. 189) den ägyptischen Aufenthalt der Juden überhaupt für eine Erfindung halten.

Mit dem Gedanken an den Mörissee verbindet Harpf die Kritik der neuesten Nil-Stauungs-Arbeiten und Pläne der Engländer (S. 98—125). Er glaubt, daß sie weniger wirtschaftlichen, als politischen Zwecken dienen, indem derjenige, der vom Sudan aus den oberen Nil in seiner Gewalt hat, durch geeignete Stauungen sogar den ganzen Nil in die Wüste ableiten könne, wenn eine feindliche Macht in Aegypten auftreten sollte.

Aus der Verwandtschaft der symbolischen Tänze der schwarzen Rasse im Sudan mit dem einseitig ausgebildeten und vergröberten arabischem Bauchtanze

schließt Harpf etwas sehr kühn auf einen ursprünglich negroiden Anteil im erst später reingezüchteten Blute der Semiten (S. 160—170).

Durch freimütige Vergleiche zwischen den grundverschiedenen Kulturen des Abendlandes und des Morgenlandes zeigt Harpf, daß solche Vergleiche nicht immer unbedingt zum Vorteil des Abendlandes ausfallen. Namentlich aber warnt er vor einer Uebertragung unserer Institutionen auf die niederen Rassen des Orients. Die sklavische Abschließung des Weibes z. B. sei bei den geringen Zuchtwahlinstinkten des orientalischen Weibes eine Notwendigkeit, da nur so dessen Reinheit, wolle man nicht zur drastischeren Infibulation des Sudans greifen, erhalten werden könne. Die frühe Verheiratung auch des männlichen Geschlechts sei im Oriente deshalb ratsam, weil der frühreife Orientale mit seiner Entwicklung schon in sehr jungen Jahren überhaupt stehen bleibe, so daß von Lebenserfahrungen, von „Hörnerabstoßen“ bei ihm keine Rede sein könne (S. 307). Aber alle diese im einzelnen durchaus zweckmäßigen Gebräuche bewiesen doch nur, daß die orientalischen Rassen infolge der vom Islam, wie von jeder Allverbrüderungsreligion, begünstigten Allvermischung schon auf einem sehr tiefen Niveau angelangt sind.

Harpfs eigene Gesellschaftstheorie steht ganz unter den Zeichen von Gobineau und Gumplowicz und braucht deshalb den Lesern dieser Zeitschrift nicht besonders vorgeführt zu werden. Doch verallgemeinert Harpf zu sehr, wenn er den mitteleuropäischen Bauernstand für eine prähistorische absolut seßhafte Urrasse hält. Das mag für die Alpen stimmen, für Norddeutschland stimmt es nicht, denn der plattdeutsche Bauer entspricht allerdings noch dem vornationalen, frühmittelalterlichen Zustande der Germanen, aber er ist selbst in frühgeschichtlicher Zeit als „Sachse“ aus Skandinavien ausgewandert.

Ein Irrtum ist es ferner, wenn Harpf die Hochschutzzollpolitik für ein Mittel nationaler Inzucht hält. Das Gegenteil ist richtig. Denn erstens hilft alle Zucht nicht, wenn nicht die angemessene Ernährung dazu garantiert wird, und zweitens bewirken ja gerade die natürlichen Repressalien der Nachbarstaaten ein Jahr für Jahr fortschreitendes „Auswandern der Industrieen“ und damit ein Hochpäppeln der rassenhaft minderwertigen Nachbarvölker. Freie Einfuhr von Nahrungsmitteln, aber Schutzzoll gegen die Einfuhr niederer Rassenelemente sollte die Parole jedes biologisch und historisch gebildeten Politikers sein.

Dr. Alexander Hesse.

W. v. Polenz, Das Land der Zukunft. Zweite Auflage. F. Fontane & Co., Berlin. 418 S., Preis Mk. 6,—.

Kein anderes Land der Erde hat sich so rasch entwickelt und keines hat eine so große Zukunft vor sich wie die Vereinigten Staaten von Amerika; darüber sind alle einig, die Gelegenheit hatten, amerikanische Zustände kennen zu lernen. Der Reisende in der „Neuen Welt“ empfängt überall den Eindruck der Großartigkeit, er sieht sich inmitten eines Wirtschaftsgetriebes, dem gegenüber die heimatlichen Verhältnisse zurückgeblieben und beengt erscheinen. Es ist daher kein Wunder, wenn vielfach die Lichtseiten amerikanischen Wesens allzusehr hervorgehoben werden. W. v. Polenz ist redlich bemüht, nicht in diesen Fehler zu verfallen und die wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Einrichtungen der großen Republik so zu schildern, wie sie sind; seine Darstellung von Land und Leuten ist anschaulich und man liest das Buch mit Interesse, auch wenn man den Anschauungen des Verfassers nicht in jedem Punkte zustimmt.

Der erste Abschnitt behandelt die Kolonisation, die wirtschaftliche Entwicklung und die reichen Naturschätze der Vereinigten Staaten; hieran schließt sich eine Darstellung des politischen Werdeganges, der politischen Einrichtungen und des Charakters der amerikanischen Nation. Von einer amerikanischen Nation darf bereits mit Recht gesprochen werden; das Volk der Vereinigten Staaten ist zum weitaus größten Teile amerikanisiert und die Tendenz geht dahin, die Aehnlichkeit mit dem europäischen Charakter rasch verschwinden zu lassen, „besonders je mehr der Westen in den Vordergrund kommt und der Süden erstarkt“. Wenn die europäische Presse angesichts der materiellen Errungenschaften der Amerikaner der Bewunderung mehr als genug Ausdruck gibt, so wird doch der, welcher sein Urteil über das Volk aus dem bildet, „was die Zeitungen über Lynchjustiz, Streikgreuel, Raubzüge der Multimillionäre, Korruption der städtischen Verwaltungen usw. zu berichten wissen, kaum glauben, daß im amerikanischen Volkscharakter Ritterlichkeit und

Großmut hervorstechende Züge sind". Es soll nicht bestritten werden, daß die Amerikaner manches an sich haben, was auf den kontinentalen Europäer abstoßend wirkt, aber es wäre Unrecht, wenn wir ihnen den Idealismus überhaupt aberkennen wollten. Bei der Besprechung der einzelnen sozialen Schichten verweist Polenz darauf, daß noch keine solche kastenmäßige Sonderung hervortritt, wie in der „Alten Welt"; seine Schilderung der Wirtschaftslage der Arbeiter ist jedoch allzu optimistisch.

Die gegenwärtigen politischen Mißstände werden klar gelegt und die Notwendigkeit innerer Reformen betont. Wenn Polenz sagt, man zage dabei, fest zuzugreifen, „weil man nicht an dem Heiligtum der Verfassung rütteln will", so muß eingewendet werden, daß eine Aenderung der Verfassung gar nicht nötig ist, um diesem Uebel beizukommen. Andere Gefahren, welche die Nation bedrohen, sind schwieriger abzuwenden als die politische Korruption; es sind da z. B. zu nennen: das Anwachsen riesiger Vermögen in den Händen weniger Personen, das Einwanderungs- und das Negerproblem, der Geburtenrückgang in Neu-England usw.

Die Zahl der Neger gibt Polenz um eine Million zu gering an; nicht acht, sondern neun Millionen Angehörige dieser Rasse wohnen im Hauptland der Vereinigten Staaten. Die Negerbevölkerung hat sich nicht so rasch vermehrt als zumeist angenommen wurde; aber die Lage ist trotzdem unerquicklich genug geworden. Allenthalben, wo Neger in größerer Anzahl wohnen, trifft man den unverhüllten Rassenkampf. Die gegenseitige Berührung wird soweit wie möglich gemieden und wo das nicht mehr angeht, kommt es zum Konflikt. Die Sklavenbefreiung hat dem Neger nur formell die politische Selbständigkeit gebracht; in Wirklichkeit ist er „zum Diener des weißen Mannes in der Politik" geworden. Noch viel größer sind die wirtschaftlichen Uebel, da auch in dieser Beziehung der früheren Sklavenbevölkerung die Selbständigkeit mangelt. — Polenz verspricht sich nichts von der Zukunft der schwarzen Rasse in Amerika. Es können ihr „viele gute und sympathische Eigenschaften nicht abgesprochen werden"; sie wird nicht wie die Indianer allmählich hinschwinden, sondern sich vielmehr erhalten und „bis zu einem gewissen Grade sogar vervollkommnen, aber schließlich, von der Energie und bewußten Kraft der weißen Herrenrasse unterworfen, sich führen und bevormunden lassen". Einige gebildete Neger, wie B. T. Washington, du Bois usw., sind eifrig bemüht, ihre Rasse dieser „Bevormundung der weißen Herren" zu entziehen und sie auf eine höhere Kulturstufe zu heben; ihre Tätigkeit kommt nur wenigen zugute und es wäre verfrüht, aus dem, was sie bisher geleistet, weitreichende Schlüsse zu ziehen. — Der Rassenmischung sind die Amerikaner abgeneigt, besonders in den Südstaaten; doch ist es nicht richtig, wenn Polenz meint, in vielen Staaten sei die „Heirat zwischen Weißen und Farbigen direkt verboten"; wohl aber hat sie die soziale Aechtung im Gefolge.

Die Mongolenfrage unterschätzt der Autor; es sind gegenwärtig wohl weniger die Chinesen, als die Japaner, die zu Tausenden als billige Arbeitskräfte nach den Vereinigten Staaten strömen.

Das Anschwellen der europäischen Einwanderung hat den amerikanischen Politikern und Volkswirten ebenfalls schon schwere Sorgen bereitet. Gewiß haben noch Millionen Menschen Raum in den weiten unbesiedelten Gebieten; dahin gehen jedoch die Einwanderer aus Süd- und Ost-Europa nicht; die Mehrzahl von ihnen läßt sich in den Städten des Ostens als Industriearbeiter nieder, dort wo es ohnehin schon ein Heer Arbeitsloser gibt und Tausende ein unmenschliches Hungerdasein fristen. Wie rasch viele von diesen Leuten hier unterliegen, dafür ist die Statistik im Berichte des Einwanderungsamtes für das Jahr 1904 ein sprechender Beweis.

Die Vereinigten Staaten haben in der Zeit ihres Werdens die besten Elemente aus Europa aufgenommen; „gewaltiger Druck, sei er konfessionell, politisch oder wirtschaftlich", hat die „wurzelstarke Landbevölkerung Englands und Deutschlands vertrieben" und damit ist „durch die Sünden Europas Amerika groß geworden". Gegenwärtig kommt die geschäftliche Mache der Schiffahrtsgesellschaften zu sehr ins Spiel und es werden Leute nach Amerika befördert, denen es an persönlichem Antrieb fehlt, die im neuen Lande völlig hülflos sind; doch irrt Polenz, wenn er meint, es kämen aus dem finstern Osten Europas nur Hülflose; auch unter ihnen sind gar manche, für die es einen „heroischen Entschluß bedeutet", dem barbarischen Druck und wahnwitziger Verfolgung zu entgehen.

Beachtenswert sind in dem vorliegenden Buche auch die Kapitel betreffend Land- und Forstwirtschaft, die Naturverwüstung, die Industrialisierung, ferner jene über Familienleben, Sittlichkeit und Frauenfrage, Erziehung, Volksbildung, Kunst, Literatur, Religion usw.; doch muß ich es mir versagen, auf deren Inhalt hier näher

einzugehen. Zum Schluß werden die deutsche Auswanderung und der Einfluß deutschen Wesens auf die amerikanische Kultur, sowie die auswärtige Politik der Vereinigten Staaten einer Betrachtung unterzogen.

Wenn auch die Vereinigten Staaten als „das Land der Zukunft" gelten, so wäre dennoch die blinde Nachahmung alles Amerikanischen seitens der europäischen Nationen ein großer Fehler. Für Europa gilt es, die Weiterentwicklung seiner eigenen Kultur in der richtigen Weise zu fördern. Hans Fehlinger.

Stephan Witasek, Grundzüge der allgemeinen Aesthetik. Leipzig 1904, Verlag von Joh. Ambr. Barth.

Es kann nicht meine Aufgabe sein, vorliegende Schrift in dieser Zeitschrift ausführlich zu besprechen, da sie sich vorwiegend mit abstrakt-psychologischen Zergliederungen der ästhetischen Eigenschaften und Fähigkeiten beschäftigt, die den Fachgelehrten angehen, sondern nur darauf hinzuweisen, wie der Verfasser zu den biologischen Problemen in der Kunst- und Schönheitslehre Stellung nimmt, die neuerdings immer mehr Interesse und Verständnis finden. Aus welchen Quellen vormenschlicher Eigenschaften und Fähigkeiten ist der Kunstsinn der Menschen herausgewachsen? Was bedeutet die Kunst und der Schönheitssinn in der Lebensgeschichte der Rassen? Diese Grundfragen hat bekanntlich schon Darwin aufgeworfen und darüber geistreiche Reflexionen angestellt.

Im letzten Kapitel seines Buches schreibt über diese Probleme der Autor, nachdem er die Existenz und das Wesen der ästhetischen Gefühle im menschlichen Seelenleben geschildert und den Ursprung der Kunst aus eben diesen psychologischen Quellen dargelegt hat: „Damit ist das Wesen der Kunst nur aus den nächsten ursächlichen Wurzeln erklärt, und zwar lediglich auf Grund von Tatsachen, die sich im menschlichen Seelenleben abspielen. Was die Kunst an Triebkraft aus ihren Wechselbeziehungen zum Gesamtdasein der Menschen ziehen mag, ihre Stellung im Haushalte der Natur, wird dadurch freilich nicht in dem Maße aufgehellt, als wenn man den Ursprung der Wissenschaft oder des Gewerbetriebes in analoger Weise darstellt, deren Wert in seiner biologischen Bedeutung unmittelbar als Förderer der Existenz des Individuums und der Gattung zu erkennen ist. So drängt sich die Frage auf, wie denn die Entstehung, Erhaltung und Entwicklung der ästhetischen Gefühle und damit der Kunst etwa nach den Gesetzen der natürlichen Auslese zu verstehen wären, warum der Wert des ästhetischen Gefühls und damit dieses selbst nicht längst durch den Gang der Ereignisse unterdrückt worden ist. Vielleicht ist die biologische Bedeutung der Kunst nur sekundärer, abgeleiteter Natur, gegründet auf ihren Zusammenhang mit Sittlichkeit und Intelligenz, vielleicht ist die Kunst gar nicht als teleologisches Zuchtprodukt des Kampfes ums Dasein zu verstehen; scheint doch dieses Prinzip, an das wir uns so gewöhnt haben, daß nur das als erklärt angesehen wird, was sich ihm fügt, seine allbeherrschende Position auch in der modernen Naturforschung nicht mehr behaupten zu können. Uebrigens dürfte der Weg, auf dem man heute wohl zunächst die Lösung der erwähnten Fragen sucht, nämlich die Parallele zwischen Kunst und Spiel, wegen der immerhin teilweisen Analogie zwischen diesen trotz mancher bedenklichen Schwierigkeit noch am ehesten zum Ziele führen."

In den Schlußsätzen heißt es, daß vielleicht in dem Umstand, daß die Kunst im allgemeinen geeignet ist, zu veredeln, also in dieser ethischen Nebenwirkung ihre biologische Bedeutung liege, Dr. F. N. Günther.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Ludwig Woltmann. Redaktion: Leipzig, Lindenstraße 20.
Thüringische Verlagsanstalt Leipzig, Lindenstraße 20.
Druck von Dr. L. Nonne's Erben (Druckerei der Dorfzeitung) in Hildburghausen.

Politisch-anthropologische Revue

IV. 10. 1906.

Monatsschrift für das soziale und geistige Leben der Völker.

Die Bedeutung des Milieus für die Rassenentfaltung.

Dr. Ludwig Woltmann.

Wenn die anthropologische Geschichtstheorie gegenüber jener einseitigen Methode, welche die Entwicklung der Ideen und der Staaten fast allein zum Gegenstand der Forschung macht, neuerdings die natürliche Geschichte der Menschen in den Vordergrund des Interesses rückt und die Subjekte der Geschichte, nämlich die Individuen, Familien, Stämme und Rassen als Träger und Erzeuger der sozialen und geistigen Entwicklung untersucht, so bedeutet das keineswegs, daß nun außer der Rasse alle anderen Faktoren des geschichtlichen Werdegangs vernachlässigt werden sollen.

Eins scheint mir aber das unbestreitbare Ergebnis aller rassetheoretischen Versuche seit Klemm, Gobineau, Lapouge usw. zu sein, daß die Anthropologie (im weitesten Sinne des Wortes) zum Ausgangspunkt aller geschichts- und gesellschaftstheoretischen Konstruktionen genommen werden muß. Rasse und Genius, die natürlichen Träger der Geschichte, sind darum diejenigen psycho-physischen Faktoren, auf die alle anderen notwendig bezogen werden müssen. Zu diesen anderen Faktoren gehört Milieu und Konjunktur einerseits und Tradition und Entlehnung andererseits.

Die große Bedeutung des Milieus für die Rassenentfaltung habe ich immer hervorgehoben. Daß ich bei meinen Untersuchungen über den Einfluß der Germanen auf die italienische Renaissance den Milieufaktor nicht besonders betonte, war in der Problemstellung begründet, die sich die Erforschung des anthropologischen Ursprungs der italienischen Stände und Genies zur Hauptaufgabe gesetzt hatte. Nachträglich muß ich aber doch bedauern, den Milieufaktor nicht ausführlicher behandelt zu haben, denn eine ganze Reihe von Kritikern meines Werkes haben, trotz der positiven Ergebnisse meiner Forschungen, daran festgehalten, daß die Rassenmischung bei der Hervorbringung der italienischen Renaissance eine ausschlaggebende Rolle gespielt haben müsse, während nach meiner Auffassung die besondere Eigenart der italienischen Renaissance gegenüber anderen Ländern weniger eine Wirkung von Rasse und Genius, als des Milieus und der besonderen Be-

dingungen der historischen Entwicklung ist. Indes sind die Einwendungen jener Kritiker interessant genug, um beachtet zu werden, zumal sie Veranlassung geben, die Fragestellung und ihre Lösung in ein klareres Licht zu stellen.

Ein Kritiker der „Neuen Züricher Zeitung" (1905, No. 236), der das Renaissance-Werk ein „durch seinen extremen Pangermanismus bemerkenswertes Buch" nennt, schreibt in bezug auf das angeregte Problem: „Nach Woltmann bestimmen die blonden Haare und blauen Augen vor allem den Kulturwert eines Volkes; das natürliche Milieu, die politischen und religiösen Zustände sind nach ihm sekundärer Natur. Ich möchte mir dazu eine Frage erlauben; wenn danach auf Grund der vorliegenden Untersuchungen mindestens 85 bis 90 pCt. der italienischen Genies ganz oder vorwiegend der germanischen Rasse zugeschrieben werden müssen, warum dann gleichzeitig Deutschland, wo das blonde nordische Element viel reiner vertreten war, so viel ärmer an der Hervorbringung von Genies war, die deutsche Kulturblüte so weit hinter der italienischen zurückblieb?" — Ein Kritiker in der „Hilfe" (1905, No. 37) fragt: „Wie kam es nur, daß diese Germanen, die »Edelrasse« der Menschheit, im eigenen deutschen Lande, wo sie doch am reinsten beieinander saßen, es nie zu einer künstlerischen Kultur von der Bedeutung der italienischen Renaissance gebracht haben? Trotz Woltmann lehrt aber doch Italien, daß Rassenmischung ein Mittel zur Steigerung körperlicher und seelischer Kräfte ist und daß keine Rasse unabhängig bleibt gegenüber den Einflüssen eines Landes in natürlicher und kultureller Hinsicht." — Und im „Prager Tageblatt" (1905, No. 284) schreibt jemand: „Auch muß es uns wundern, daß Professor Hueppe sich dazu hergibt, die kürzlich durch die Zeitungen gegangene Behauptung wieder zu geben, daß in Italien die Renaissance durch die Kraft des germanischen Stammes und einiger germanischer Mischlinge in gewaltigem Drange nach Freiheit geschaffen worden sei, worauf ein Italiener ganz treffend gefragt hat, warum denn die germanische Kraft zur selben Zeit nicht in Deutschland, wo sie doch viel freier und mächtiger walten konnte, eine solche Renaissance geschaffen habe?"

Aehnliche Einwürfe sind mir mündlich oft genug gemacht worden. Andere Kritiker, wie Professor Samassa, verweisen auf Skandinavien, wo die germanische Rasse sich am reinsten erhalten habe und doch keine so hohe Kulturblüte entstanden sei. Wenn diese und ähnliche Einwendungen ein Beweis gegen die Ergebnisse meines Renaissance-Werkes sein sollen, dann begehen alle diese Kritiker einen bedenklichen logischen Fehler. Die Frage ist: woher stammen die italienischen Genies? Und da hätten die Gegner meiner Auffassung die Pflicht, mit den Mitteln exakter Forschung nachzuweisen, daß die italienischen Genies keine Nachkommen der eingewanderten Barbaren sind. Denn für die Lösung dieser anthropologischen Frage ist es ganz nebensächlich, was die Germanen in anderen Ländern geleistet haben. Es wäre dies etwa so, als wenn man behaupten wollte, irgend ein Genie könne deshalb nicht aus einer bestimmten Familie stammen, weil seine Brüder unbegabte oder bloß Durchschnittsmenschen seien.

Der Hinweis auf Deutschland und Skandinavien ist ganz unbegründet. Die Kritiker scheinen sich mit der Kulturgeschichte

dieser Länder wenig befaßt zu haben. Was Deutschland anbetrifft, so hat dasselbe an Zahl und Qualität Genies hervorgebracht, die den italienischen auch nicht um das geringste nachstehen. Die zwölf größten deutschen Genies: Luther, Dürer, Bach, Beethoven, Kant, Goethe, Schiller, Wagner, Kepler, Mozart, Hegel, Schopenhauer (um diese zu nennen), stehen an monumentaler Geistesgröße nicht nur ebenbürtig, sondern in manchen Punkten sogar höher als die zwölf größten Italiener: Giotto, Dante, Petrarca, Leonardo, Raffael, Tizian, Galilei, Michelangelo, Bruno, Palestrina, Ariosto, Tasso. Und die blonden blauäugigen Niederländer: van Eyck, Rubens, van Dyck, Rembrandt? Und Shakespeare, Hume, Newton, Byron, Darwin? Gelten sie nicht ebenso viel wie die Italiener?

In anthropologischer Hinsicht hat Italien weder mehr noch größere Genies hervorgebracht als die deutschen Länder. Dabei ist es bemerkenswert, daß nach meinen Untersuchungen die deutschen Genies denselben Grad der Rassenmischung zeigen wie die italienischen. Wie unter den größten Italienern einige Mischlinge waren (Michelangelo, Palestrina, Ariosto) so auch unter den größten Deutschen (Beethoven, Goethe, Luther). Also fällt die unmaßgebliche Meinung jener Kritiker, die für die Blüte der italienischen Renaissance eine Rassenmischung für erforderlich halten, in sich selbst zusammen. Und nun könnte ich den Spieß umkehren und fragen: Warum hat denn dieselbe Rassenmischung (es kommen dabei dieselben Rassen in Betracht) in Deutschland nicht dieselbe künstlerische Kultur hervorgerufen wie in Italien?

Wer überdies den geistigen Zustand Italiens vom 3.—5. Jahrhundert n. Chr. genauer kennt, der muß es für absolut ausgeschlossen halten, daß die Mischung mit der „entarteten Brut", wie sie Gibbon nannte, für die eingewanderten Germanen ein „Mittel zur Steigerung körperlicher und seelischer Kräfte" sein konnte. Und nicht mit Unrecht ist darauf hingewiesen worden, daß die griechisch-byzantinische Kultur keine Renaissance erlebte und zu derselben Zeit in Erstarrung und Entartung verharrte, als in Italien eine neue Kultur im Aufblühen begriffen war. Dies muß doch offenbar mit der germanischen Einwanderung ursächlich zusammenhängen.

Warum nun die Germanen in den nordischen Ländern und dieselben Germanen in romanisiertem Zustande in bezug auf Schnelligkeit und Art der Kulturentwicklung so verschiedene Wege gewandelt sind, hat seine hauptsächliche Ursache in den besonderen Bedingungen der historischen Entwicklung, die als Milieu, Konjunktur, Tradition, Entlehnung aufzufassen sind. Zum Teil mag auch die Eigenart der germanischen Stämme mitgewirkt haben. Z. B. werden die Goten als ein besonders begabter Stamm gepriesen, und der Charakter der einzelnen Germanenstämme scheint in mancher Hinsicht auch verschieden gewesen zu sein.

Wie ein begabtes Individuum, sich selbst überlassen, verkümmern muß oder nicht zum Gebrauch seiner Kräfte gelangt, so bedarf auch die Rasse zur Entfaltung ihrer angeborenen Anlagen der äußeren Anregungen und Reize, die ihm durch die gesamten Bedingungen des Milieus geboten werden. Die natürliche Umgebung, die geographische Lage, Witterung, Temperatur, Bodenschätze usw. sind hier in erster Linie zu nennen. Die hellenische und Renaissance-Kultur war nur

an den gesegneten Küsten des Mittelmeers möglich. „Hellas hat", schreibt Herodot, „bei weitem die schönste Mischung der Jahreszeiten zu seinem Teil bekommen." Aehnliches gilt für Italien, und man versteht, wie Tacitus Deutschland ein „wüstes Land" nennen konnte, „unter rauhem Himmelsstrich, kulturlos, trübe, unheimlich einem jeden, dem es nicht eben das Vaterland ist". Den Boden dieses Vaterlandes haben die Germanen in jahrhundertelanger wirtschaftlicher Bearbeitung der Kultur gewonnen, sie haben Städte von Grund aus bauen müssen und damit zugleich das Milieu umgeschaffen und wohnlicher gemacht. In Italien fanden die Germanen aber ein altes Kulturland und fertige Städte vor, in denen sich die edlen Geschlechter schon frühzeitig niederließen. Darin liegt wohl der Hauptgrund, daß die Entwicklung in Italien schneller und frühzeitiger sich vollzog, während die Germanen im Norden erst die wichtigsten materiellen Bedingungen höherer Kultur selbst hervorbringen mußten. Außer diesen Unterschieden des natürlichen und wirtschaftlichen Milieus hat in Italien auch die unmittelbare Berührung mit den Resten der antiken Kultur als Entwicklungsreiz gewirkt. Was z. B. die Malerei betrifft, so schreibt Winkelmann, der sicher alles eher als ein Verächter der Renaissance war: „Holbein und Dürer, die Väter der Kunst in Deutschland, haben ein erstaunliches Talent in derselben gezeigt; und wenn sie, wie Raphael, Correggio und Tizian, die Werke der Alten hätten betrachten können, würden sie ebenso groß wie diese geworden sein, ja diese vielleicht übertroffen haben." Dabei ist es für alle Kunstkenner gewiß, daß die deutsche Malerei an innerem geistigen Gehalt und an Tiefe der Empfindung die italienische übertrifft, die ihrerseits durch die herrliche Vollendung formaler Schönheit sich auszeichnet. Und was die Architektur anbetrifft, so offenbart sich in den gotischen Domen eine künstlerische Schöpferkraft, die denen der Renaissance-Kirchen und griechischen Tempel keineswegs nachsteht.

Dazu kommen Ursachen sozialer und politischer Art. Deutschland blieb auch nach der Völkerwanderung ein Auswanderungsherd für die benachbarten romanischen und slawischen Länder. Kaiser und Fürsten verlegten außerdem das Schwergewicht ihrer Macht und ihres Wirkens nach Italien oder Spanien. Man denke an die Hohenstaufen und Habsburger, die für jene Länder eine so große Bedeutung hatten. Alles dies führte dazu, daß in Deutschland nationale Sprache und nationales Bewußtsein viel langsamer sich entwickelten, während im frühen Mittelalter, zur Zeit Karls des Großen und der Sachsen-Kaiser in bezug auf Kunstübung und Pflege der Wissenschaft Deutschland den Süden überflügelte[1]).

„Kein Augustisch' Alter blühte,
Keines Medicäers Güte
Lächelte der deutschen Kunst."

[1]) Die französische Renaissance steht in bezug auf formale Schönheit etwa in der Mitte zwischen der deutschen und italienischen. Wie sehr für die Eigenart ihrer Entwicklung soziale Verhältnisse wirksam gewesen sind, hat W. Lübke in besonders klarer Weise geschildert. „Die französische Renaissance", schreibt er, „ist ausschließlich Hofkunst, die ihr Gepräge durch die Fürsten und den hohen Adel erhielt, während in Deutschland der neue Stil als Ausdruck der Gesinnungen des ganzen Volkes aus den bürgerlichen Kreisen der Künstler herauswächst und in kurzer Zeit die mächtige Signatur einer volkstümlichen Kunstweise gewinnt. Ist

Noch viel ungünstiger wie für Deutschland liegen die Entwicklungsbedingungen in Skandinavien. In Norwegen z. B. nimmt das bebaute und überhaupt urbar zu machende Land nur einen ganz unbedeutenden Teil des gesamten Areals ein. Die öden Gebirge, Moräste usw. umfassen 235000 qkm, die Gletscher ungefähr 7000 qkm, während nur 2700 qkm angebaut sind. Nur im harten Kampf mit der Natur können Ackerbauer und Fischer ihre Existenz fristen. Etwas günstiger liegen die Bedingungen in Schweden. Aber Klima, Temperatur, Himmel halten trotz der ästhetischen Eigenart der nordischen Landschaft in bezug auf Entwicklungsreize und Entwicklungsmöglichkeiten nicht im entferntesten einen Vergleich mit den fruchtbaren und heiteren Ländern des Mittelmeeres aus. Und doch haben die Menschen in Skandinavien die wichtigsten prähistorischen Entwicklungsstadien als Ausgangspunkte höherer Kultur selbsttätig hervorgebracht: Ackerbau, Viehzucht, Sonnenkult, Zeitrechnung, Buchstabenschrift, eine reich gegliederte Sprache und einen eigenartigen Kunststil. Das Sonnenbild von Trundholm, aus der Zeit um das Jahr 1000 v. Chr. stammend, ist den gleichzeitigen plastischen Werken in Griechenland an Kunstwert überlegen, und die Edda steht an poetischem Gehalt anderen Volksepen nicht nach. Die Normannen brauchten nur nach Frankreich, England, Sizilien verpflanzt zu werden, um eine höhere Kultur ins Leben zu rufen. In der Gegenwart stehen die skandinavischen Länder an Gesittung und Bildung den anderen europäischen Völkern nicht nach. Ibsen hat die moderne Literatur mächtig beeinflußt; die nordische Wissenschaft genießt allgemeine Anerkennung; Thorwaldsen und Sinding stehen als Bildhauer neben den größten Künstlern ebenbürtig da. Und vergleicht man damit den sozialen und geistigen Zustand der mediterranen Rasse in Nordafrika oder der alpinen Rasse in Zentralasien, wo diese sich am reinsten erhalten haben, so kann nicht der geringste Zweifel

---

daher in Frankreich die Renaissance eine aristokratische Schöpfung, so haftet ihr dagegen in Deutschland ein demokratischer Zug an. Daher finden wir die formale Durchbildung dort ungleich höher, feiner, anmutiger, während bei uns in Deutschland fast immer in unserer Entwicklung eine gewisse Ungeschlachtheit der Naturanlage uns gar zu oft die letzte Vollendung, den höchsten Formenreiz versagt. Aber wenn man das Augenmerk auf die angeborene Fülle schöpferischer Gedanken, origineller, eigentümlicher Konzeption wendet, wie hoch steht dann die deutsche Renaissance an Fülle und Tiefsinn über den Gebilden der französischen Schwesterkunst! Und so war es immer. seit den Tagen der alten Flandern bis auf die heutige Zeit in Deutschland. Wer wird nicht die technische Ueberlegenheit der van Eyckschen Malerschule über die gleichzeitigen deutschen Malerschulen anerkennen! Aber wer wird nicht zugleich zugestehen, daß die größere Tiefe, Kunst, Fülle und Innigkeit trotz des geringeren technischen Geschicks bei mehreren Meistern des 15. Jahrhunderts zu finden ist! Vollends für die eigentliche Renaissance des 16. Jahrhunderts, wie hoch steht da, selbst wenn wir unsere großen Maler und Bildhauer, unsere Dürer, Holbein, Burgkmaier, Vischer, Kraft, Syrlin ganz aus dem Spiele lassen, wenn wir nur die Architektur samt den dekorativen Künsten ins Auge fassen, die deutsche Kunst über ihrer französischen Rivalin! Gewiß ist unsere Renaissance nicht so reich an großen glänzenden Prachtbauten ersten Ranges wie die französische, gewiß ist es ihr nur in bedingtem Maße zuteil geworden, ihre Schöpfungen mit jener Feinheit durchzubilden, wie es jener von der Hofgunst des mächtigsten Königtums getragenen Kunst gelang: aber dafür verkümmert die französische Renaissance überall da sofort, wo ihr jene Gunst der vornehmen Gesellschaftskreise fehlt, und selbst wo die bürgerlichen Aufgaben in Anspruch genommen werden, ist es nur ein Abglanz der höfischen Kunst, der uns entgegenstrahlt." (W. Lübke, Zur französischen Renaissance. Nord und Süd 1882, S. 70.)

an der Ueberlegenheit der nordischen Menschen aufkommen. Und da sollte die Mischung von etwas Gutem mit etwas relativ Schlechterem eine Quelle von Genie und Kultur sein?

Man kann noch eine Reihe anderer Ursachen für den kulturellen Unterschied zwischen Norden und Süden anführen. Im Süden traten die Arier als Eroberer auf, bauten Burgen, die den Ursprung der städtischen Entwicklung bildeten; sie unterwarfen eine zu einer Arbeiterklasse geeignete eingeborene Rasse, und so konnten sie als Herrenstand das soziale und geistige Milieu mit seinen hochdifferenzierten Bedürfnissen und Interessen schaffen, das für die Entfaltung höherer Kultur unumgänglich notwendig ist. Und dann darf nicht vergessen werden, daß in Italien und Griechenland zwei oder drei Wellen der arischen Rasse aufeinander folgten und die neue Epoche auf den Errungenschaften und Traditionen der vorhergehenden sich aufbaute. So wissen wir heute, daß die homerischen Epen das Abendrot einer versunkenen Kultur sind, die einem andern arischen Stamm angehörte, als die Zeitgenossen des Perikles waren.

Diese reiche Mannigfaltigkeit der äußeren Reize, diese Steigerung traditioneller Werte und diese günstigen klimatischen und sozialen Entwicklungsbedingungen fehlten im Norden vollständig. Deutschland und Mitteleuropa stehen in dieser Hinsicht in der Mitte zwischen Norden und Süden und dementsprechend verhält sich auch ihre kulturelle Entfaltung.

In höchst geistreicher Weise bemerkt Kant, daß das deutsche Genie in die Tiefe, das italienische in die Blüte treibe. Damit ist die Wirkung des Milieus treffend gekennzeichnet. Während dem Norden die heitere Lebensführung und die sinnlich-schöne Kunstvollendung versagt war, drang sein Genius mehr in die Tiefe und das Innere des Menschen, erzeugte das Gemüt, und aus ihm hervorquellend Poesie, Musik, Mythus, Philosophie.

Die Rassen verhalten sich denselben äußeren Entwicklungsbedingungen verschieden gegenüber. Wie sie auf das Milieu reagieren, wie sie es umgestalten oder wie sie günstigere Wohnplätze erobern, das ist durch ihre angeborenen Anlagen bedingt. Die nordische Rasse hebt in fremden Ländern Boden- und Naturschätze, welche die schwarze, gelbe und brünette Rasse jahrtausendelang unbeachtet gelassen hat. Ihre Wanderungen, Eroberungen und Kolonisationen umspannen den ganzen Erdball.

Seit der Steinzeit ist der Norden, die unzweifelhafte Urheimat der Arier, der Ausgangspunkt einer Rassenwanderung nach Südeuropa, Nordafrika und Asien gewesen. Diese Menschen brachten hoffnungsvolle Keime von Kulturfähigkeiten und Kulturelementen mit, um unter günstigeren Himmelsstrichen ihre im harten Kampf ums Dasein erworbenen Anlagen zur Entfaltung zu bringen. Dies weist auf eine letzte, in der Lebensgeschichte der Rasse selbst gelegene Ursache für die verschieden hohen Grade der kulturellen Entwicklung einer und derselben Menschenfamilie im Norden und Süden.

Man kann diesen Unterschied am besten verstehen, wenn man ihn mit dem Gegensatz der städtischen und ländlichen Kultur vergleicht: In der Stadt auf allen Gebieten des Lebens Veränderung und Fortschritt, auf dem Lande Stetigkeit und Stillstand. Innerhalb

derselben Provinz, innerhalb derselben Rasse finden wir diese Differenzierung des sozialen Milieus, derart, daß in der Stadt ein reicheres, feineres und geistigeres Leben erblüht, während auf dem Lande einfache, mittelalterliche Zustände fortdauern, ja manche Werkzeuge, Sitten und Gebräuche aus der Urzeit her sich erhalten haben. Durand de Gros, Lapouge, Hansen, Ammon usw. haben aber gezeigt, daß die städtische Bevölkerung vom Lande herstammt, daß dieser Einwanderungsstrom eine psychologische Auslese darstellt, indem die regsameren, die bedürfnisreicheren und die mutigeren einer jeden Generation in die Städte wandern.

In ähnlicher Weise war der Norden das Hinterland für die südlicheren Kulturländer, der organische Quell, aus dem die reizsameren, wanderungslustigeren und kühneren Stämme und Individuen ausgezogen sind, daher im Norden Stillstand und konservatives Beharren, daher im Süden mit jeder neuen Rassenwelle aus dem Norden das Aufblühen einer neuen Kultur. Und diese Wanderungen waren selbst wieder ein Züchtungs- und Erziehungsmittel für die Rasse: neue Landschaften, neue Völkerumgebungen, neue Erwerbsquellen dienten als Entwicklungsreize, die den in der Urheimat Verharrenden versagt blieben[1]).

Vielleicht liegt diesen Unterschieden noch ein letzter merkwürdiger Vorgang biologischer Art zugrunde. Ein aufmerksamer und geistreicher Leser meines Renaissance-Werkes schreibt in einem Briefe, daß der Beweis für den germanischen Ursprung des neuen Aufblühens auf der apenninischen Halbinsel von mir erbracht sei, aber sein Quell ruhe wohl in einer unergründlichen Tiefe. Er weist darauf hin, daß nordisches Getreide, in südliche bessere Bedingungen gebracht, in wundersamer Vollkraft aufsprießt, während ein umgekehrtes Verfahren versagt. Aehnliche Erscheinungen würden auch beim Wild beobachtet. Der rauhere Norden lasse kümmerliche Existenzen nicht aufkommen; die Natur folge dort den Prinzipien spartanischer Zucht, und was übrig bleibe, sei wetterfest, stark und fruchtbar. Von anderer Seite wird mir mitgeteilt, daß man dieselbe Erfahrung bei Obstbäumen mache. Da liegt der Schluß doch allzu nahe, daß dieselbe Regel, die für Pflanzen- und Tierwelt gilt, auch im Menschenleben eine biologische Macht ist.

Ein jeder, der über die Alpen gezogen ist, weiß, wie an den Gestaden des Mittelmeers im nordischen Menschen die Lebensgeister aufwachen, das ganze Lebensgefühl gesteigert wird. Man muß Goethes „Italienische Reise“ lesen, um den bildenden und beglückenden Einfluß des Milieus kennen zu lernen. Indes, um diese belebende Kraft in ihrer ganzen Bedeutung zu erfahren, muß man ein Genie und Goethe sein.

[1]) Daß diese psychologische Deutung der Wanderungsauslese richtig ist, wird durch die in den letzten Jahren so häufig gehörten Klagen von seiten norwegischer Politiker bestätigt. Sie weisen auf die noch immer fortdauernde Entvölkerung des Landes hin und bemerken dabei, daß es die kräftigeren und tüchtigeren Elemente sind, welche das Land verlassen.

Nietzsches Stellung zu Entwicklungslehre und Rassetheorie.

Professor Dr. Raoul Richter.

Da die Erforschung des Zusammenhangs, der das gesamte Sein durchzieht, Ziel und Streben des Philosophen ausmacht, so scheint zunächst jedes Gebiet, da es dem gesuchten Zusammenhang sich irgendwie eingliedert, der philosophischen Betrachtung gleich nahe zu stehen und jede Einzeldisziplin daher gleich starke Berücksichtigung von ihr zu erheischen. Vom Standpunkt einer idealen Systematik trifft dies auch vollkommen zu: das System der Philosophie hätte allen Gegenstandsgruppen und damit den Ergebnissen aller Einzelwissenschaften gleichmäßig Rechnung zu tragen. Aber die beschränkte Aufnahmefähigkeit, Arbeitskraft und Begabung des Menschen, die dem einzelnen immer nur gestattet, sich vorzugsweise in gewisse Gebiete zu vertiefen, die seiner Geistesart entsprechen, bringt es mit sich, daß auch die Philosophen die eine oder die andere Sphäre des Seins zum Angelpunkt ihrer Systeme gemacht haben. So suchte Kant von den Ergebnissen der mathematischen Naturwissenschaften aus, Hegel mit den Prinzipien der historischen Geisteswissenschaften die philosophischen Probleme zu bewältigen. In diesem Sinne ist Friedrich Nietzsche der Philosoph der biologischen Anthropologie geworden. Nur so weit diese Beziehung klar zutage tritt, soll von seiner Lehre hier die Rede sein. Und zwar nur von dieser Lehre aus der Zeit der Vollreife, d. h. von den Werken: Zarathustra bis Antichrist. So interessant es auch wäre, das Werden und Wachsen der biologischen und anthropologischen Momente im philosophischen Entwicklungsgang Nietzsches vor dieser Zeit zu verfolgen, ein derartiger Versuch ginge über den hier gebotenen Rahmen hinaus.

I.

1. Die Philosophie Nietzsches gipfelt in der Aufstellung eines neuen Wertsystems oder, wenn wir dem Worte Ethik eine über den Alltagsgebrauch hinausgreifende Spannweite geben, einer neuen Ethik. Die Bedenklichkeit gegen die Moral, „eine Bedenklichkeit, welche in meinem Leben so früh, so unaufgefordert, so unaufhaltbar, so im Widerspruch gegen Umgebung, Alter, Beispiel und Herkunft auftrat, daß ich beinahe das Recht hätte, sie mein a priori zu nennen“ (G., 289)[1]) drückt seiner Philosophie den Stempel auf, und alle Untersuchungen über Gültigkeit der Erkenntnis, Beschaffenheit von Natur und Geist, an denen es in dem reichen Werk dieses Mannes auch nicht fehlt, sind nur Mittel zum Zweck, den Inhalt der Werte genauer zu bestimmen

[1]) Die Werke Nietzsches zitiere ich nach der Gesamtausgabe. Damit man sogleich erkenne, welcher Schrift ein Zitat zugehöre, sind statt des Bandes, der nur beim Nachlaß angegeben wird, die Anfangsbuchstaben der betreffenden Titel verzeichnet. Also die vier Teile des Zarathustra (1882—1884) sind durch Z^1, Z^2, Z^3, Z^4, Jenseits von Gut und Böse (1886) durch J, Genealogie der Moral (1887) durch G, Götzendämmerung und Antichrist (1888) durch Gö und A kenntlich gemacht. Gesperrter Druck in den Zitaten stammt nicht von Nietzsche, sondern ist zur Betonung der für unsere Zwecke wichtigen Stellen verwandt worden.

und tiefer zu ergründen. Daher ist Nietzsches Verhältnis zur Biologie in erster Linie durch die Bewertung, nicht durch die Erklärung des Lebens bestimmt.

2. Und diese Bewertung offenbart sofort die ganze Innigkeit des Verhältnisses. Für Nietzsche hat das Leben (nicht sein Leben, nicht ein Leben, sondern das Leben) den höchsten Wert. In ihrer ganzen philosophischen und kulturellen Tragweite begreift diese Behauptung nur, wer sich gegenwärtig hält: daß gerade der größte unter seinen unmittelbaren Vorgängern, daß A. Schopenhauer die glatte Umkehrung dieser Ansicht vertreten und die vollkommene Verneinung des Lebens als den Gipfel der Heiligkeit gepriesen, daß R. Wagner seine Kunst in den Dienst der nämlichen Erlösungslehre gestellt hatte; daß beide Männer eigentlich nur dem ethischen Kern des Christentums, befreit von dogmatischem Beiwerk und historischer Fälschung, zu neuem Siege verhalfen, und daß dieser lebensfeindliche Quietismus durch die geniale Eindringlichkeit seiner Verkünder einen übermächtigen Einfluß auf die europäische Kultur dreier Jahrzehnte gewann (1860—1890). Inzwischen war allerdings durch Darwins umstürzende Theorie der Lebenserscheinungen von England aus an die Stelle der Entwertung eine positive Bewertung des Lebens getreten, die als sogenannte evolutionistische Ethik sich in breitem Strome ergoß. Aber hier hatte man teils das tiefste moralphilosophische Problem, die Sanktionierung des sittlichen Prinzips ganz außer acht gelassen, teils den Inhalt dieses Prinzips, die Beförderung des Lebenssinnes, im Lichte der überkommenen, ganz andern Quellen entsprungenen altruistischen Moralanschauung erblickt. Auch der Vater dieser Bewegung, Darwin selber und ihr hauptsächlicher Systematiker Spencer, machen davon keine Ausnahme.

3. Nietzsche führt in die Philosophie die biologischen Werte und in die Biologie die philosophische Besinnung ein. Daß dem Leben der höchste Wert zukomme, daß die Förderung des Lebens Anfang und Ende aller Sittlichkeit sei, ist ihm keineswegs eine selbstverständliche Annahme. Als langjähriger Schüler Schopenhauers, als vertrauter Freund Richard Wagners, hatte er die Möglichkeit der entgegengesetzten Bewertung in ihrer ganzen Tiefe begriffen. Wenn er sich nach langem Kampfe doch zu einer biologischen Ethik bekannte, so konnte das nur so geschehen, daß er das Weltbild Schopenhauers überwand, nicht daß er es übersah. Daher beschäftigt ihn, nachdem die Periode der Essays zur Beförderung einer deutschen Kultur im Sinne jener Meister verklungen war (Geburt der Tragödie, Unzeitgemäße Betrachtungen), in der zweiten Schriftengruppe (Menschliches Allzumenschliches bis Fröhliche Wissenschaft) vor allem die Erforschung des Wesens der Werte, in deren Tiefe die neue Wertrangordnung, welche in der dritten und letzten Epoche seines Schaffens Inhalt bildet, verankert wird.

4. Das Wesen der Werte erschöpft sich für Nietzsche, wenn wir einmal die aphoristischen Aperçus und ihre essayistischen Ausführungen auf begriffliche Formeln bringen wollen, kurz gesagt darin: Zweck und Ziel eines individuellen Willens zu sein. Es gibt weder objektiv noch subjektiv allgemeingültige Werte; d. h. Werte sind kein Stück für sich bestehender (absoluter) Wirklichkeit, losgelöst von dem

Willen der Subjekte (wie es etwa die materiellen Vorgänge für den Materialisten sind); es gibt aber auch keine Werte im Sinne eines für alle Subjekte verbindlichen und von allen erstrebten Willensziels (wie etwa die mathematischen oder die Naturgesetze von allen normalen Subjekten anerkannt werden). Sondern wertvoll ist alles, was das Individuum erstrebt. Daher kann das Sittliche, unter dem man bisher stets die Beförderung des höchsten und letzten Wertes verstanden hat, nicht bestehen: in der Erfüllung irgend eines über uns schwebenden oder in allen Menschen gleich lautenden sittlichen Gesetzes, sondern einzig in der Beförderung des letzten eigenen Willensziels; in der Ausführung der Mittel, die als Unterwerte den Oberwert zu verwirklichen dienen, in der Erfüllung der durch die Tiefe jedes wollenden Selbst für dieses gebotenen Wertrangordnung.

Es ist ersichtlich, daß in dieser Theorie zwei ganz entgegengesetzte Geistestätigkeiten an der Arbeit sind: Verneinung, Ablehnung, Vernichtung dessen, was die meisten Moralphilosophen, Religionsstifter und das populäre Bewußtsein bisher als Sittlichkeit anerkannten; Bejahung, Anerkennung, Aufstellung einer neuen Moral. Das Werk des Zerstörers vernichtet die Begriffsgruppen Pflicht-Schuld, Verdienst-Sünde, Sollen, Reue, Verantwortlichkeit im alten Sinne, es stellt uns „jenseits von gut und böse"; das Werk des Erbauers stellt uns ganz auf uns selbst und unsern eigenen Willen, erkennt nur eine Pflicht, Sünde usw. des Individuums sich selbst gegenüber an und stellt uns »in Nietzsches Sprache« diesseits von gut und schlecht.

5. Für Nietzsches eigenen Willen nun hat die Steigerung des Gesamtlebens den höchsten Wert. Der biologische Oberwert also gilt, solange wir an den Grundannahmen des Philosophen festhalten, nur für denjenigen, der, wie Nietzsche, das Leben über alles liebt, will und bewertet. Wer dagegen sein eigenes Glück oder das Glück seines Nächsten, oder the greatest happiness of the greatest number, oder Arbeit im Beruf, oder die Wahrheit, oder Ruhm, Ehre, Geld am höchsten schätzt, für den haben Glück, Arbeit, Wahrheit usw. den gleichen Wert, den für Nietzsche das Leben hat, nämlich den höchsten.

So ist die Sanktion der Nietzscheschen Moralphilosophie vollkommen individualistisch und die denkbar engste, während ihr Inhalt nicht etwa wiederum der Individualismus, sondern der denkbar weiteste ist: nicht die Behauptung der Persönlichkeit, noch der Gattung, sondern die Steigerung des Gesamtlebens, d. h. für Nietzsche des Gesamtseins, der Welt, der Natur. Wenn später wiederum die starken Einzelnen als Sinn des Lebens erscheinen, so wird ihre Erzeugung für wertvoll erachtet: nicht weil sie Einzelne, sondern weil sie die höchsten Symbole des Lebens sind.

Nur wer mit dieser Erkenntnis die zarten Schmeichelgesänge und überschwänglichen Hymnen Nietzsches an das Leben vernimmt, etwa die beiden „Tanzlieder" Zarathustras, oder das „Ja und Amenlied", nur der wird die Rolle des Oberwerts in dieser Philosophie richtig zu verstehen und zu beurteilen imstande sein. Nur er wird begreifen, daß entweder Nietzsches Auffassung vom allgemeinen Wesen der Werte zu stürzen und durch eine andere zu ersetzen ist, oder aber daß bei Anerkennung derselben die Sittlichkeit der unbedingten Lebensbejahung durch theoretische Beweise unbegründbar und unwider-

leglich, und nur durch persönliche Willensetzung zu stützen oder zu bekämpfen ist.

Sind wir in der Erörterung der ethischen Prinzipienfragen bereits ausführlicher gewesen, als es sich an diesem Orte geziemt? Ich glaube kaum. Denn die Ziele dieser Zeitschrift sind keine rein theoretischen (Anthr. Rev. I, 1/2). Nicht nur ein biologisches Erkennen, auch ein biologischer Wille beseelt ihren Inhalt. Da bedarf es gar sehr der Besinnung darüber, wie weit ein solcher Wille mit dem sittlichen Sollen freundlich oder feindlich zusammentrifft, ob er von allgemeiner oder nur individueller Gültigkeit, ob er innerhalb des Individuums nur einer Laune oder der tiefsten Selbstbesinnung entsprungen ist. Es ist daher hohe Zeit, daß die biologische Moralphilosophie Deutschlands an dieser Stelle etwas ausführlicher zu Worte kommt.

II.

1. Steht an der Spitze des Nietzscheschen Wertsystems das Leben, so fragt es sich sogleich, was wir unter diesem vieldeutigen Worte zu verstehen haben. Es ist nun nicht möglich, eine restlos befriedigende Antwort darauf zu geben. Gerade die obersten Begriffe philosophischer Theorien pflegen nicht die klarsten zu sein; mit ihnen suchen die Denker objektiv dem Weltengrund nahe zu kommen, der jeder exakten Formulierung spottet; und hier ist subjektiv die geniale Intuition am stärksten beteiligt, die zwar in der Fülle des Mannigfaltigen eine bis dahin nicht geahnte Einheit tiefsinnig erschaut, immer neues in sie einströmen, von ihr ausströmen läßt, aber eben darum in der scharfen Erklärung und Begrenzung dieser Einheit versagt. Platos Ideen, Aristoteles Entelechien, Spinozas Substanz, Kants Ding an sich, Schopenhauers Wille teilen auf diesem Punkt das gleiche Schicksal mit Nietzsches Begriff des Lebens. Was sich an diesem Begriff (von der selbständigen Epoche an) gleich bleibt, ist der Inhalt des Lebens. Leben ist Wille zur Macht. Was wechselt, sind die Formen, in denen sich dieser Machtwille bewegt. Hier kämpft, um im Bilde zu reden, die Form der stetig aufsteigenden Linie mit der Form des ewig rollenden Rades, bis die erstere gegen die zweite Auffassung unterliegt. Die wechselnden Beleuchtungen, in denen der Uebermensch erscheint, sind der treue Reflex dieses Formenwandels, der in Nietzsches schwankender Stellung zu der Evolutionstheorie, als der Lehre von der organischen Höherentwicklung der Lebewesen begründet ist.

Diese Stellung ist keine vollbewußte, die der Philosoph selbst zu begrifflicher Klarheit überall hätte erheben können. „Wenn ich den ersten Zarathustra ganz verstehe“, schreibt er einmal in Bestätigung dieses Satzes an einen Freund. (Biogr. IIb, 438.) Allzueifrigen Parteigängern, die Nietzsche gegen alle Widersprüche seiner Lehre verteidigen und ihn auf eine Auffassung festlegen wollen, muß man zu bedenken geben, daß den großen Philosophen ihre Grundbegriffe sich oft unter den Händen abwandeln, daß die originale philosophische Produktion solche Widersprüche fast bedingt und um so tiefere und größere, je tiefer und größer der schöpferische Gedanke ist, dem sie entspringen. Dabei ist die Abschwenkung von der ursprünglichen Bestimmung

eines Begriffs oft eine sehr allmähliche; erst nimmt sie dem gemeinten Inhalt Aehnliches, dann diesem Aehnlichen Aehnliches in das Begriffssymbol auf u. s. f., um schließlich bei einer von der ersten Bedeutung sehr verschiedenen zu enden. Aber in der Tiefe fehlt nicht das Band, das gewisse Gemeinsamkeiten verbürgt und all die verschiedenen Bedeutungen als die Kinder eines Denkers und eines Grundgedankens erscheinen läßt. Daß dies auch der Tatbestand in Nietzsches Stellung zur Evolution gewesen ist, suche ich in großen Zügen durch die folgenden Thesen überzeugend zu machen.

2. Die Behauptung, Nietzsche habe vom „Zarathustra" bis zum „Antichrist" über die Evolution und den Uebermenschen das gleiche gelehrt, ist nicht zu halten. Undiskutierbar ist der Widerspruch zwischen den Sätzen „niemals noch gab es einen Uebermenschen" (Z^2 134) und „dieser höherwertigere Typus ist oft genug schon dagewesen" (A. 218), unbezweifelbar also, daß der Uebermensch im Zarathustra ein noch nie dagewesener Zukunftstypus ist, im Antichrist ein oft in der Vergangenheit dagewesener. An diese Wandlung schließen sich andere an, die den Wert der Evolutionstheorie und die von ihm abhängige Auffassung vom Wesen des Uebermenschen betreffen, um die aber zwischen den Nietzsche-Interpreten noch Streit und Zweifel ist. Denn zwischen den eben angezogenen Aeußerungen, die vielleicht die einzigen ganz eindeutigen Zeugnisse für die beiden Pole in Nietzsches Lehre von Uebermensch und Evolution bilden, steht die Fülle mehrdeutiger Aussprüche in der Mitte, die man bald zugunsten der einen, bald der andern Auffassung in Anspruch nimmt. Aber sie lassen sich ebensogut in die vermittelnden Anschauungen einordnen, die zwischen beiden Polen, den Reden im ersten Teil Zarathustra und den Sätzen des Antichrist möglich sind. Und nicht nur möglich sind, sondern wirklich stattgefunden haben. Denn es läßt sich zeigen, daß die fraglichen Aussprüche (soweit sie nicht der Zeit von Z^1 oder A angehören) — entgegen den üblichen Deutungsweisen — nicht ohne weiteres der einen oder andern Seite zugeschlagen werden dürfen, daß sie vielmehr Etappen bilden auf dem Wege, den Nietzsches philosophische Entwicklung auch in der Zeit der Reife noch durchlaufen hat. Um darüber Klarheit zu gewinnen, sind vor allem die verschiedenen Seiten an den Begriffen Entwicklung, Uebermensch bei der Nachprüfung gut auseinander zu halten.

3. Erstes Stadium: Das Reich der Lebewesen bis zum Menschen wird als das Ergebnis einer aufwärtsschreitenden Entwicklungsreihe angesehen, in deren Richtung sich auch die Menschheit bewegen soll, aber nicht bewegt. Der Uebermensch ist eine neue biologische Art, im Sinne der Evolutionstheorie, quantitativ und qualitativ; d. h. aus der Menschheit soll sich die Uebermenschheit entwickeln, die als Gattung und in ihren Eigenschaften sich zur Menschheit verhält, wie diese zur nächst niederen Art im Reich der Lebewesen. Dies ist der Standpunkt des ersten Teils Zarathustra.

In den gewaltigen Reden Zarathustras auf dem Markte (Z^1 12 ff.), die unter allen Aeußerungen Nietzsches die Lehre vom Uebermenschen am ausführlichsten und eindringlichsten verkünden und gewiß nicht als nebensächlich beiseite zu schieben gehen, erscheint das Leben als ein Aufstieg von Arten, dessen zurzeit höchste Spitze die Menschheit

ist. Den Sinn des Lebens befördern heißt: die nächsthöhere Art befördern helfen, dem Uebermenschen den Weg bereiten. „Ich lehre euch den Uebermenschen. Der Mensch ist etwas, das überwunden werden soll. Was habt ihr getan, ihn zu überwinden? Alle Wesen bisher schufen etwas über sich hinaus: und ihr wollt die Ebbe dieser großen Flut sein…“ „Einst wart ihr Affen.“ „Ihr habt den Weg vom Wurme zum Menschen gemacht.“ „Der Mensch ist ein Seil, geknüpft zwischen Tier und Uebermensch.“ Und ein andermal: „Aufwärts geht unser Weg von der Art hinüber zur Ueberart“ (Z^1 111), wobei das Wort Art nicht als solches (Nietzsche gebraucht es auch im evolutionsfremden Sinne), sondern seine Bedeutung in dem ganzen Zusammenhang den Ausschlag gibt. Denn in der Fortsetzung heißt es: „Aufwärts fliegt unser Sinn: so ist er ein Gleichnis unseres Leibes, einer Erhöhung Gleichnis. Also geht der Leib durch die Geschichte, ein Werdender und ein Kämpfender. Und der Geist, was ist er ihm? Seiner Kämpfe und Sieger Herold, Genoß und Widerhall.“ Und am Schlusse des ersten Teiles wird der „große Mittag“, der als ein besonders feierlicher Moment das ganze Werk durchzieht, also erläutert: „Und das ist der große Mittag, da der Mensch auf der Mitte seiner Bahn steht zwischen Tier und Uebermensch“ (Z^1 115). Mir scheint es nicht möglich, ungezwungen diesen Worten einen andern Sinn als den der evolutionistischen Deszendenztheorie unterzulegen. Aufgabe der Menschheit wäre es demnach, durch Erforschung und Befolgung der biologischen Gesetze, die bisher Art zur Ueberart gesteigert haben und die sich alle den Prinzipien der Auslese und Vererbung unterordnen, die günstigsten Bedingungen für die ganz allmähliche Entwicklung höherer Arten vorzubereiten. Wenn Frau Förster-Nietzsche, deren Ausführungen im zweiten Bande der Biographie[1]) die bei weitem lehrreichste und beachtenswerteste Verteidigung einer von der unsern abweichenden Auffassung bringen, leugnet, daß die Reden auf dem Markte evolutionistisch zu verstehen seien, weil ihr Bruder sie stets als „Gleichnisreden“ bezeichnet habe, so kann sie das nur tun, weil sie das Gleichnis an einer andern Stelle sieht, als es Nietzsche jedenfalls zur Zeit des ersten Zarathustra und — falls er nicht selbst später eine unbewußte Umdeutung des ursprünglichen Sinnes dieser Reden vorgenommen hat — überhaupt gesehen hat. Meiner Meinung nach gibt uns Nietzsche mit dem Ausdruck „Gleichnisreden“ nicht, wie seine Schwester meint, zu verstehen: daß die vergangene Entwicklung der Lebewesen ein Gleichnis sei für die Zukunft der Menschen (diese ist vielmehr die direkte und nicht nur vergleichsweise die Fortsetzung der organischen Reihe), sondern es ist die Seiltänzerepisode, die der Episode Mensch verglichen wird. Tertium comparationis ist also nicht die Distanz, welche zwischen Mensch und Uebermensch so groß sein soll, wie zwischen Mensch und Affe, während im übrigen beide Wege nichts miteinander zu tun haben; sondern Uebergang, Brücke sein ist die Eigenschaft, in der Seil und Mensch sich gleichen. (Von dem eng damit verbundenen zweiten Paar verglichener Objekte: der Seiltänzer und die ersten Gefährten Zarathustras dürfen wir hier füglich absehen.)

---

[1]) Elisabeth Förster-Nietzsche: Das Leben Fr. Nietzsches, II b, S. 439 ff.; 522 ff.

Ebensowenig vermag ich der Bemerkung am gleichen Orte (S. 437) ganz zuzustimmen, daß in den privaten Aufzeichnungen nichts auf eine „darwinistische" Auffassung des Uebermenschen hindeute. Im Nachlaß (XII, 191) lesen wir: „Die Behauptungen Darwins sind zu prüfen — durch Versuche! Ebenso die Entstehung höherer Organismen aus den niedersten. Es müssen Versuche auf Tausende von Jahren hin eingeleitet werden! Affen zu Menschen erziehen!" (die Notiz fällt nach Angabe der Herausgeber in die Jahre 1881/82). (Vergl. XI, 134.) Auch folgende Nachlaßaufzeichnungen möchte ich diesem ersten Stadium zuweisen: „Die Menschheit muß ihr Ziel über sich hinauslegen, aber nicht in eine falsche Welt, sondern in ihre eigene Fortsetzung"; „Der Mensch sei ein Anlaß zu etwas, das nicht mehr Mensch ist" (XII, 362). „Ueber den Menschen hinaus träumen — etwas, das großartiger ist als Sturm und Gebirge und Meer, soll noch entstehen, aber als Menschensohn" (XII, 361). Die nähere Datierung dieser Aufzeichnungen, die von den Herausgebern summarisch den Sentenzen aus den Jahren 1882—1884 eingeordnet werden, ist leider nicht zu ersehen. Die Hoffnung des Weibes, „möge ich den Uebermenschen gebären" (Z^1 196), steht, als entzückte Vision und nicht als nüchterne Reflexion ihrer Trägerinnen gefaßt, mit dem evolutionistischen Bekenntnis nicht im Widerspruch (wie Biogr. II b, 439 annimmt).

4. Zweites Stadium: Es erheben sich im stillen Zweifel, ob das Reich der Lebewesen bis zum Menschen eine aufsteigende Entwicklung bildet, wie es die Evolutionstheorie behauptet. Der Uebermensch hört immer mehr auf, qualitativ und quantitativ eine neue Art im zoologischen Sinne zu bedeuten. Doch bleibt er a) der Beschaffenheit nach ein weit entfernter, noch nie dagewesener Typus und b) der Menge nach nicht nur eine vereinzelte Ausnahme. Es ist der Standpunkt des zweiten bis vierten Teils Zarathustra.

Die dokumentarische Ausbeute für Nietzsches Verhältnis zur Evolutionstheorie um diese Zeit ist gering. Doch beweist die Illustration der langen Zeitspanne, die zwischen Mensch und Uebermensch verfließen muß, durch den Satz (Z^2 213): „Aus eueren Wildkatzen müssen erst Tiger geworden sein und aus euren Giftkröten Krokodile", daß Nietzsche im zweiten Teil Zarathustra den evolutionistischen Gedankenkreisen noch nicht ganz entfremdet war.

Daß er aber gegen die Richtigkeit der Evolutionstheorie bald darauf innerliche Bedenken trug, ist uns erst kürzlich durch die Veröffentlichung einer Nachlaßnotiz kund geworden. Im Sommer 1883 (so von Frau Förster, Biogr. II b, S. 437 datiert), also wohl unmittelbar nach der Ausarbeitung des zweiten Teils Zarathustra, schreibt er für sich den Satz nieder: „Zu erklären, warum immer höhere Formen des Lebens entstehen müssen. Darüber sind ja die Teleologen und Darwinisten eins, daß es geschieht. Aber das Ganze ist eine Hypothese, auf Grund der Wertschätzungen, — und zwar neuerer Wertschätzungen. Das Umgekehrte, daß alles bis zu uns herab Verfall ist, ist ebenso beweisbar. Der Mensch, und gerade der Weiseste, als die höchste Verirrung der Natur und Selbstwiderspruch (als das leidendste Wesen): bis hierher sinkt die Natur." (Biogr. II b, S. 437.)

Daß Nietzsche im Grunde dabei doch noch an der darwinistischen „Hypothese" festhielt und jedenfalls bis zum Menschen Aufstieg auf

Grund der natürlichen Selektion annahm, zeigt die nicht lange danach verfaßte Niederschrift, die mit der vorigen zusammengehalten für die Erkenntnis der damaligen Schwankungen in der Stellung zu unserem Problem sehr lehrreich ist: „Die Gefahr des Menschen steckt darin, wo seine Stärke ist: er ist unglaublich geschickt darin sich zu erhalten, selbst in den unglücklichsten Lagen. So erhält sich das Mißratene viel länger und verschlechtert die Rasse: weshalb der Mensch im Vergleich zu den Tieren (!) das krankhafteste Tier ist. Im großen Gange der Geschichte muß aber das Grundgesetz durchbrechen und das Beste zum Siege kommen, vorausgesetzt, daß der Mensch die Herrschaft der Besten durchzusetzen sucht." (XIV 71, 1884.)

Die Abschwenkung von der Anwendung des zoologischen Artbegriffs auf den Uebermenschen zeigt sich in den veröffentlichten Werken vorläufig nur darin, daß neue direkte Aeußerungen, welche die Anschauung des ersten Teils wiederholten, von nun an fehlen. Im übrigen ist mir kein einziger Satz in dem ganzen Werke bekannt, der dem unter 3. fixierten Standpunkt widerspräche. Im allgemeinen tritt der Uebermensch schon im zweiten Teil Zarathustra bedeutend zurück; im dritten wird er durch den Gedanken der ewigen Wiederkunft noch stärker verdrängt und eigentlich nur zu dieser in Beziehung gesetzt (auch die Uebermenschenverkündigung wiederholt sich ewig, Z³ 323), aber von keiner neuen Seite beleuchtet. Wichtig ist, daß in dem Rückblick Zarathustras auf seine Vergangenheit (Z³ 287 ff.) die Uebermenschenlehre mit wörtlichen (inzwischen innerlich umgedeuteten?) Anklängen an ihre Darstellung im ersten Teile nicht fehlt. Im vierten Teil spielt der Uebermensch wieder eine größere Rolle.

Daß der Uebermensch aber im ganzen Zarathustra ein in die Zukunft hinausgeworfenes Ideal bleibt, erhellt aus einer Fülle von Aussprüchen, deren ich nur einige zum Belege heraushebe: Im zweiten Teil leugnet Nietzsche, daß der Uebermensch je gelebt habe (Z² 134) und Z² 177 singt er den herrlichen Hymnus auf seiner Kinder Land, „das unentdeckte im fernsten Meer"; die Vorstellung des Uebermenschen wird zu einem „Traum von ferneren Zukünften und südlicheren Süden als je ein Bildner träumte" (Z² 213/14). Aus dem dritten Teil verweise ich auf das über die Menschenzukunft (Z³ 310, 348) und über den „neuen Adel" (Z³ 297) Gesagte, und auf die Wiederholungen aus dem ersten Teil: der Mensch eine Brücke und kein Zweck usw. (Z³ 289). Ganz entscheidende Dokumente für diese Auffassung des Uebermenschen als eines noch nie dagewesenen Typus bringt der vierte Teil. „Wer muß einst kommen und darf nicht vorübergehen? Unser großer Hazar, das ist unser großes fernes Menschenreich, das Zarathustrareich von tausend Jahren" (Z⁴ 347). Die „höheren Menschen", die hier zum ersten Male auftreten und mit dem „großen Menschen" zusammenfallen (Z⁴ 351), sind teils bereits vorhandene, teils noch zu erwartende, aber ganz verschieden graduierte Vorstufen des Uebermenschen. Die Menschen des „großen Ekels, aber auch der großen Sehnsucht", der letzte Papst, der Wahrsager usw. werden mit Vorliebe als „höhere Menschen" bezeichnet, aber ihnen gegenüber als Mißratenen (Z⁴ 425, 430, 441) ist Zarathustra wieder der höhere Mensch (Z⁴ 406), der andererseits am Uebermenschen

gemessen, sich als einen „Krüppel an der Brücke" bezeichnet (Z² 205). Der Uebermensch bleibt auch jetzt noch für Zarathustra sein „Erstes und Einziges und nicht der Mensch", der nur ein „Uebergang und ein Untergang" ist (Z⁴ 418); der Mittag kommt, wenn der höhere Mensch Herr wird (Z⁴ 418), dann erst „kreist der Berg der Menschenzukunft" (ebenda). Mit dem feierlichen Ausblick auf diesen Mittag schließt das Fragment gebliebene Werk. Der Uebermensch bleibt in ihm ausschließlich Zukunftstypus.

Aus den (für unser gesamtes Problem übrigens höchst spärlich fließenden) Nachlaßnotizen wären heranzuziehen: „Keine Ungeduld! Der Uebermensch ist unsere nächste Stufe! — Ziel: „Höherbildung des ganzen Leibes und nicht nur des Gehirns" (XIV, 263; ganz im gleichen Sinne die lange Zeitspanne betonend XIV, 286; beide Aufzeichnungen vom Herbst 1883). Schon in der angegebenen Entwicklungsrichtung dieses Stadiums einen Schritt weiter bedeuten die Notizen: „ich fürchtete mich unter Menschen: es verlangte mich unter Menschen und nichts stillte mich. Da ging ich in die Einsamkeit und schuf den Uebermenschen. Und als ich ihn geschaffen, ordnete ich ihm den großen Schleier des Werdens und ließ den Mittag um ihn leuchten" (XIV, 262). In Z¹ aber leuchtete der Mittag erst um das Mittelwesen zwischen Mensch und Uebermensch. „Auf einen Augenblick den Uebermenschen zu erreichen — dafür leide ich alles" (XIV, 306). „Maß und Mitte zu finden im Streben über die Menschheit hinaus: es muß die höchste und kraftvollste Art des Menschen gefunden werden" (XII, 366). Alle drei Niederschriften fallen in die Zeit zwischen 1882 und 1885, und sind leider nicht näher datiert.

Ueber den Stand der zweiten Frage, die sich nicht auf die Distanz der übermenschlichen von den menschlichen Eigenschaften, sondern auf die Zahl der jene Eigenschaften besitzenden Individuen bezieht, ist es weit schwerer, völlige Klarheit zu gewinnen. Unzweideutige Dokumente finden sich im Zarathustra darüber nicht. Aber da wir daran festhalten, daß im ersten Teil der Uebermensch als Uebermenschheit, d. h. als eine Gattung höherorganisierter Individuen im Sinne der Evolution zu fassen ist, die andern Teile zu dieser Auffassung aber nicht mehr nötigen und Nietzsche später unter den Uebermenschen (wenigstens denen der Vergangenheit) in Raum und Zeit versprengte Einzelne verstanden hat, so liegt es nahe, eine schrittweise Abwendung vom Universalismus zum Singularismus hier anzunehmen. Das bestätigen auch die ekstatischen Aeußerungen Zarathustras über seiner „Kinder Land", seine „glückseligen Inseln", auf denen wohl eine erlesene Schar idealer Wesen, aber weder die gesteigerte Gesamtheit noch vereinzelte Repräsentanten hausen sollen. Daß eine Menge höherorganisierter Menschen Vorbedingung für die Erzeugung des wie auch immer gefaßten Uebermenschen zu sein hat, zieht sich als Forderung durch das ganze Werk. Der Gedanke aus Z¹ 114 „aus euch, die ihr euch selber auserwähltet, soll ein auserwähltes Volk erwachsen und aus ihm der Uebermensch" kehrt in der Lehre vom „neuen Adel" und den „höheren Menschen" wieder.

Die Nachlaßnotizen bestärken diese Auffassung. „Meine Forderung: „Wesen hervorzubringen, welche über der ganzen Gattung Mensch erhaben dastehen ... diese (d. h. die altruistische Bewegung)

erzeugt den letzten Menschen, meine Bewegung den Uebermenschen... es sollen zwei Arten nebeneinander bestehen — möglichst getrennt; die eine wie die epikurischen Götter sich um die andere nicht kümmernd" (XIV, 262, Herbst 1883, vergl. XIII, 175/76 und XII, 367).

5. Drittes Stadium: Die Bedenken gegen die evolutionistische These: die organische Entwicklung bedeute einen Aufstieg, melden sich nicht wieder. Dagegen wird gegen die Verwechslung von Wille zum Dasein und Wille zur Macht, deren sich diese Theorie schuldig macht, energisch opponiert. Anerkannt wird auch jetzt noch die Abstammung des Menschen von den Tieren. Der höchste Typus Mensch — das Wort Uebermensch wird vermieden! — rückt a) immer näher an die Gegenwart und Vergangenheit heran, bleibt aber noch unentdeckter Zukunftstypus, b) er wird zunehmend nur durch Einzelne vorübergehend verkörpert gedacht.

Nietzsches schon im Zarathustra feststehende Ueberzeugung, die aber ihre Spitze dort gegen Schopenhauer richtete („der traf freilich die Wahrheit nicht, der das Wort nach ihr schoß vom Willen zum Dasein"), daß Leben Wille zur Macht und nicht bloß zum Dasein bedeute, wird im „Jenseits" (J 238) eindringlich wiederholt und in der „Genealogie der Moral" gegen die mechanistische Form, die Spencer der Evolutionstheorie gab: Leben ist innere Anpassung an äußere Umstände, geltend gemacht. „Damit ist aber das Wesen des Lebens verkannt, sein Wille zur Macht; damit ist der prinzipielle Vorrang übersehen, den die spontanen, angreifenden, übergreifenden, neu-auslegenden, neu-richtenden und gestaltenden Kräfte haben, auf deren Wirkung erst die „Anpassung" erfolgt; damit ist im Organismus selbst die herrschaftliche Rolle der höchsten Funktionäre abgeleugnet, in denen der Lebenswille aktiv und formgebend erscheint" (G 372). Der Bestandteil der Evolutionstheorie, den man als die Deszendenzlehre bezeichnet hat, bleibt von alledem unangetastet. Ausdrücklich wird G 381 die „tierische Vergangenheit" des Menschen anerkannt.

Was die Lehre vom Uebermenschen betrifft, so tritt der „höhere Mensch" den geschichtlich aufgetretenen Helden jetzt sehr nahe. Es handelt sich zwar immer noch um die Zukunft des Menschen, d. h. „des ganzen Tiers Mensch" (J 119); „der Mensch selbst" und nicht nur der heutige Mensch ist es, der entartet, der „noch unausgeschöpft für die größten Möglichkeiten" ist, der als „Typus" schon oft vor geheimnisvollen Entscheidungen und neuen Wegen gestanden hat (J 138/39, 180/81). Andererseits verschwimmen geschichtliche Persönlichkeiten, wie Alcibiades, Cäsar, der Hohenstaufe Friedrich II., „jene zauberhaft Unfaßbaren und Unausdenklichen, jene zum Sieg und zur Verführung vorherbestimmten Rätselmenschen" in ihren Größenumrissen fast mit jenen ersehnten Typen der Zukunft (vergl. z. B. J 131/32 mit 207/08). Auch in der „Genealogie" handelt es sich noch um die Zukunft des Menschen; die an sich mögliche höchste Mächtigkeit und Pracht des Typus Mensch ist noch nicht erreicht (G 294. Man beachte den Ersatzterminus für das Wort Uebermensch, das im Jenseits keinmal, in der Genealogie nur einmal an gleich zu nennender Stelle vorkommt). Ja in Erinnerung an die zoologische Auffassung aus dem ersten Teil Zarathustra und an dessen Formeln

wird in unmittelbarem Zusammenhang mit der tierischen Vergangenheit des Menschen der Mensch „kein Ziel, sondern nur ein Weg, ein Zwischenfall, eine Brücke, ein großes Versprechen“ genannt und diese Auffassung als „beinahe eine Gewißheit“ bezeichnet (G 381). Auch jetzt erscheint der „erlösende Mensch“, der Mensch, „der den Menschen rechtfertigt“, „der komplementäre Glücksfall des Menschen“, der nur in einer stärkeren Zeit als die morsche Gegenwart ist, möglich wird (G 396, 325/26), zum Glockenschlag des Mittags (in Uebereinstimmung mit XIV, 262 und im Gegensatz zu Z[1]). Andererseits werden die alten Griechen und Römer (G 394 ff., 335) in solch prächtigen Farben gemalt, daß ein Unterschied von dem noch nicht erschienenen Zukunftstypus kaum festzustellen ist. Die Römer z. B. sind die Starken und Vornehmen, wie sie stärker und vornehmer nie dagewesen, ja niemals geträumt worden sind (G 335), und Napoleon ist es, der als „Synthese von Unmensch und Uebermensch“ das schwerwiegende Wort Uebermensch Nietzsche in diesen Schriften allein entlockt (G 337), während der unmittelbar darauf folgende Absatz, der idealeren Auffassung eingedenk, einen noch kräftigeren Typus für die Zukunft in Aussicht stellt.

Die Anzahl dieser Höhenmenschen wird eine sehr geringe sein. Nach den Bemerkungen darüber im „Jenseits“ ist „der höhere, ja höchste Mensch“ nur noch als Ausnahme, als spärliche Ausnahme möglich (J 88), und in der „Genealogie“ wird er als einzelne stärkere Spezies im Gegensatz zur Masse bezeichnet (G 371). Eine weit größere Gruppe von Wesen bleibt auch jetzt noch Vorbedingung zur Züchtung der Uebermenschen (J 237).

Der Nachlaß äußert sich im gleichen Sinne und prägt uns nur deutlicher als die von dem Philosophen veröffentlichten Werke ein, daß auch die Uebermenschen der Zukunft zwar im Verhältnis zur herrschenden, geschweige denn zur dienenden Schicht seltene Ausnahmen, im Verhältnis zu den bisher dagewesenen Willensgenies aber eine häufigere Erscheinung darstellen sollen. „Es muß viele Uebermenschen geben“ (XII, 414, um 1885/86). „Die Rangordnung, durchgeführt in einem System der Erdregierung. Die Herren der Erde zuletzt, eine neue herrschende Kaste. Aus ihnen hier und da entspringend, ganz epikurischer Gott, der Uebermensch, der Verklärer des Daseins.“ (XII, 413, um 1885/86.) Man beachte diese singularistischere Nuancierung des Begriffs mit der ähnlichen Erklärung (unter 4): dort Uebermenschenart — epikurische Götter, hier Uebermensch — epikurischer Gott.)

6. Viertes Stadium: Alle bisherigen Bedenken gegen die Evolutionstheorie treten in verstärktem Maße auf und führen, um neue vermehrt, zur völligen Ablehnung dieser Theorie in jedem ihrer Teile. Die Möglichkeit, daß eine höhere zoologische Art die Spezies homo ablöse, wird direkt geleugnet. Der Uebermensch, der so recht im Gegensatz zu einer solchen Uebermenschenart eine „Art Uebermensch“ mit terminologischer Abschwächung genannt wird, ist früher bereits dagewesen und stellt nur die Zukunft des modernen, nicht mehr des Menschen überhaupt dar. Er ist nur als Einzelner oder als Gruppe von Einzelnen möglich; d. h. seine Eigenschaften haben keine konstante Erbkraft. Es ist der Standpunkt der Götzendämmerung und des Antichrist.

Aus dem uns schon bekannten Zweifel, ob die Lebewesen eine Entwicklung im Sinne eines Aufstiegs zu wertvolleren Typen bilden, ist die Gewißheit geworden, daß sie es nicht tun. Ja so verheerend wirkt bei Nietzsche diese Einsicht, daß von nun an sogar die Deszendenzlehre mit in diese Verneinung gerissen wird. Die ursprüngliche Frage, ob der Stammbaum der Organismen auf einer bestimmten Wertskala nach oben oder nach unten weise, vermengt sich mit der anderen: ob dieser Stammbaum überhaupt bestünde, d. h. ob ein Aufstieg in irgend einem Sinne (nämlich vom Einfacheren zum Differenzierteren) anzunehmen sei. Und beidemal fällt die Antwort verneinend aus. „Die Gattungen wachsen nicht in der Vollkommenheit; die Schwachen werden immer wieder über die Starken Herr" (Antidarwin, Gö 128). „Als ob der Mensch die große Hinterabsicht der tierischen Entwicklung gewesen sei. Er ist durchaus keine Krone der Schöpfung, jedes Wesen ist, neben ihm, auf einer gleichen Stufe der Vollkommenheit" (A 229). Noch viel entschiedener sprechen denselben Gedanken die Nachlaßfragmente „gegen den Darwinismus" (XV, 341 ff) aus, die alle, wenn wir der Datierung der Herausgeber folgen, aus dem Jahre 1888 stammen. „Daß die Gattungen einen Fortschritt darstellen, ist die unvernünftigste Behauptung von der Welt: einstweilen stellen sie ein Niveau dar. Daß die höheren (gemeint sind doch wohl die differenzierteren) Organismen aus den niederen sich entwickelt hätten, ist durch keinen Fall bisher bezeugt" (XV, 344). „Die gesamte Tier- und Pflanzenwelt entwickelt sich nicht vom Niederen zum Höheren ... sondern alles zugleich und übereinander und durcheinander und gegeneinander" (XV, 344). „Man behauptet die wachsende Entwicklung der Wesen. Es fehlt jedes Fundament. Jeder Typus hat seine Grenze; über diese hinaus gibt es keine Entwicklung" (XV, 344).

Wichtiger als die Wiederholung des Vorwurfs, die darwinsche Schule übersehe das Aktivitätsprinzip im Wesen des Lebens, indem es den Kampf um Macht durch den Kampf ums Dasein ersetze (dieser „kommt vor, aber als Ausnahme; der Gesamtaspekt des Lebens ist nicht die Notlage, die Hungerlage, vielmehr der Reichtum, die Ueppigkeit, die absurde Verschwendung; — wo gekämpft wird, kämpft man um Macht ... man soll nicht Malthus mit der Natur verwechseln" Gö 127/28, XV, 342) — wichtiger als diese Wiederholung ist die ausdrückliche und neue[1]) Polemik gegen das Prinzip der natürlichen Selektion, die in den obenerwähnten Nachlaßfragmenten dieser Zeit geführt wird. „Man findet Beispiele der unbewußten Selektion nirgends (ganz und gar nicht). Wesen, die äußere Zeichen haben, die sie gegen gewisse Gefahren schützen, verlieren dieselben nicht, wenn sie unter

[1]) Nämlich literarisch neu: in Gesprächen soll sich Nietzsche in dem Streite Rütimeyers, der die natürliche Selektion Häckel gegenüber leugnete, ganz auf die Seite Rütimeyers gestellt haben (Biogr. II b, 521 ff.). Uebrigens findet sich auch im Antichrist merkwürdigerweise „das Gesetz der Selektion" an ziemlich wesentlicher Stelle (über den antiselektorischen Charakter des Mitleids) als „Gesetz der Entwicklung" anerkannt. Man könnte beim Stande der Dinge den Widerspruch dadurch zu beseitigen suchen, daß man Selektion als künstliche Selektion hier faßte. Aber dagegen spricht eine Aufzeichnung Ende 87 (XV, 144), die den gleichen Gedanken von dem antiselektorischen Wert des Mitleidens zum Inhalt hat und das „Gegenprinzip gegen die Selektion" dahin erläutert, daß der natürliche Gang der Entwicklung dadurch gekreuzt werde.

Umstände kommen, wo sie ohne Gefahr leben ... wenn sie Orte bewohnen, wo das Kleid aufhört, sie zu verbergen, nähern sie sich keineswegs dem Milieu an" (XV, 344).

Der wahre Grund für diese Abwendung waren aber nicht derartige zoologische Bedenken, sondern es war die stille Wirksamkeit einer schon vom ersten Teil Zarathustra an gehegten Ansicht: daß innerhalb der Menschheit die Stärksten sich nicht von selbst erhalten, daß sie im Lebenskampf nicht die Begünstigten sind. „Die Schwachen werden immer wieder über die Starken Herr. Das macht, sie sind die große Zahl. Sie sind auch klüger." Und dann wird durch Analogie der Geist der Schwachen jeder Art List, Verstellung, ja „allem, was mimikry ist", gleichgesetzt, um die Uebertragung auf die niederen Lebewesen zu rechtfertigen, in deren Reiche die natürliche Selektion deshalb auch versagt. (G 128; ganz im gleichen Sinne XV, 346/46.) Weil er für die Menschenart das Prinzip der Evolution und natürlichen Selektion nicht zutreffend fand, verwarf Nietzsche deren Gültigkeit für das Gesamtreich der Lebewesen. „Was mich beim Ueberblick über die großen Schicksale des Menschen am meisten überrascht, ist, immer das Gegenteil vor Augen zu sehen von dem, was heute Darwin mit seiner Schule sieht oder sehen will, die Selektion zugunsten des Stärkeren, Bessergeweggekommenen, der Fortschritt der Gattung ... Gesetzt, daß man uns nicht den Grund aufzeigt, warum der Mensch die Ausnahme unter den Kreaturen ist, neige ich zu der Annahme, daß die Schule Darwins sich überall getäuscht hat" (XV, 346).

Zur Frage nach dem Wesen des Uebermenschen bringt die Götzendämmerung kaum nennenswerte Beiträge. Das Wort Uebermensch wird nur als Zitat aus einer Kritik über Nietzsche erwähnt (Gö 146), der „große Mensch" als ein Ende dargestellt, d. h. als kein möglicher Ausgangspunkt für eine gleich große oder größere Rasse.

Erst der Antichrist enthält die entscheidenden Belege für den jetzigen Stand des Problems. Eine Uebermenschenart ist nicht zu erwarten; höchstens eine Art Uebermensch, ein oft dagewesener Typus einzelner, ja ganzer Völker und Stämme. „Nicht was die Menschheit ablösen soll in der Reihenfolge der Wesen ist das Problem, das ich hiermit stelle (— der Mensch ist ein Ende —): sondern welchen Typus Mensch man züchten soll, wollen soll, als den höherwertigeren, lebenswürdigeren, zukunftsgewisseren. Dieser höherwertige Typus ist oft genug schon dagewesen: aber als ein Glücksfall, als eine Ausnahme, niemals als gewollt ... In einem andern Sinne gibt es ein fortwährendes Gelingen einzelner Fälle an den verschiedensten Stellen der Erde und aus den verschiedensten Kulturen heraus, mit denen in der Tat sich ein höherer Typus darstellt; etwas, das im Verhältnis zur Gesamtmenschheit eine Art Uebermensch ist. Solche Glücksfälle des großen Gelingens waren immer möglich und werden vielleicht immer möglich sein. Und selbst ganze Geschlechter, Stämme, Völker können unter Umständen einen solchen Treffer darstellen" (A 219).

7. All diesen Schwankungen in Nietzsches Stellung zu den genannten Problemen liegen gewisse Gemeinsamkeiten zugrunde, die sich vom Zarathustra bis zum Antichrist konstant erhalten haben. Sie lassen sich etwa dahin zusammenfassen: 1. Die natürliche Entwicklung der

Menschheit ist durchaus keine Höherentwicklung. Vielmehr zeigt die Menschheitsgeschichte seit dem Christentum eine ungeheuere Niedergangsbewegung, hauptsächlich bedingt durch den Sieg einer antibiologischen Moral. 2. Der höhere Typus Mensch — wie auch immer gefaßt — ist als bewußtes Züchtungsprodukt noch nicht dagewesen und mit Hülfe einer ihrerseits zu züchtenden Herrenrasse als deren Produkt heranzuzüchten.

8. Aus dem skizzierten Sachverhalt ergeben sich für Darstellung, Kritik und Fortführung der Nietzscheschen Philosophie wichtige Folgen.

Die Darstellung dieser Philosophie muß, wenn sie in erster Linie historische Treue anstrebt, den Ideenkomplex Nietzsches in eine stetig fließende Entwicklung auflösen, da die einheitliche Zusammenfassung zu vollenden dem Denker nicht mehr vergönnt war. Wenn sie aber systematische Zwecke verfolgt und nicht nur die ganze Philosophie Nietzsches, sondern diese Philosophie als Ganzes bieten will, so muß sie den Gesichtspunkt an die Spitze stellen, dem sich die meisten und wesentlichsten Bestandteile am leichtesten unterordnen lassen und dasjenige, vielleicht kurze aber entscheidende Entwicklungsstadium dafür zugrunde legen, in dem der Verfasser selbst so verfahren ist. Freilich wird bei verschiedenen Möglichkeiten die Auswahl dieses obersten Gesichtspunktes von der Fruchtbarkeit, die ihm der Darstellende zuerkennt, mitbestimmt werden[1]).

Die Kritik wird vor allem die einzelnen Gründe zu prüfen haben, die Nietzsches jeweilige Stellung zur Evolution bestimmten, und von denen z. B. manche unter dem Titel „Antidarwin" nur gewisse Formen des Darwinismus und gar nicht den Kern dieser Anschauungsweise treffen. So ist zweifellos die Lehre vom Willen zur Macht mit den Hauptprinzipien des Darwinismus: Deszendenz- und Selektionstheorie vereinbar und nur mit der rein mechanistischen Biologie in Widerspruch, die das oberflächliche Erscheinungsgebahren der Dinge für deren Wesen hält und den erfahrungsmäßigen Befund: passive Anpassung der Organismen an äußere Umstände für eine metaphysische Erklärung nimmt. Gegen die Uebertragung der Eigenschaften, welche die Menschheitsentwicklung zeigt, auf die gesamte organische Entwicklung, wird die Kritik geltend machen: daß selbst, wenn die biologische Niedergangsbewegung der Menschheit besteht, wie Nietzsche sie annimmt, und die biologisch Minderwertigen seit Tausenden von Jahren über die Starken Herr wurden, dennoch wegen der unendlich kleinen Strecken, die wir hier beobachten, eine Ausdehnung dieses Verhaltens hinter die Menschheit zurück als unzulässig erscheint und jedenfalls die anderweitig gestützte evolutionistische Hypothese nicht zu erschüttern vermag. In dem Falle würde aus dem Verhalten der Menschheit nicht das biologische Grundgesetz, vielmehr aus diesem der Befund einer historischen Epoche als Ausnahme zu folgern sein (wie es auch Nietzsche G 381 gelegentlich getan hat). Daß aber jede Art (z. B. die Menschheit) dauernd im Aufstieg begriffen sei, und daß es keinen Stillstand, keine Verkümmerung, kein Aussterben von

[1]) Daher habe ich z. B. in meinem Buche: Fr. Nietzsche, Sein Leben und sein Werk, Leipzig 1903, die biologische Ethik Nietzsches im evolutionistischen Sinne dargestellt.

Arten in der Natur gäbe, hat wohl noch kein besonnener Evolutionist behauptet.

Völlig zuzustimmen ist der Erwägung, daß der Begriff des Fortschritts relativ sei und von der Skala (eventuell der Wertskala) abhänge, an der man ihn mißt. Die Evolutionstheorie mißt den Fortschritt an den Graden der Differenzierung und enthält sich entweder jeder ethischen Bewertung oder bewertet seine Beförderung als sittlich. Nietzsche hat nicht gezeigt, daß ein solcher Fortschritt in der organischen Welt nicht besteht; falls er aber besteht, so müßte gerade er vom Standpunkt seines biologischen Wertprinzips und seiner Lehre vom Willen zur Macht aus die Arbeit an diesem Fortschritt aufs höchste bewerten, der Stufe auf Stufe zu immer stärkeren Willenseinheiten und Machtorganisationen führt, von der Macht der Amöbe, die eine Zelle beherrscht, bis zur Macht der Organismen, die Milliarden solcher Zellen für sich arbeiten lassen. Für die Auffassung vom Uebermenschen ergibt sich, daß die Abschwächung der Anzahl nach, daß der Singularismus mit der Evolution gänzlich unverträglich ist. Solange man keine triftigen Gründe beibringt, welche die These von der Entwicklung der Arten bis zum Menschen widerlegen, oder solange man nicht zeigt, daß die differenzierteren späteren Arten keine biologischen Höherstufen sind, hat man als biologischer Ethiker kein Recht, ein neues Prinzip einzuführen, das entgegen dem Evolutionsgesetze die Erhöhung Einzelner als End- und Selbstzweck und nicht nur als Mittel zum Zweck der Erhöhung der Gattung (denn dies lehrt die wohlverstandene Evolutionstheorie auch!) für die Menschheit hinstellt. Dagegen schließt die qualitative Annäherung des Uebermenschen an den Menschen keine Verleugnung der Evolutionsprinzipien ein. Wenn der Uebermensch vom Menschen nicht soweit wie Ueberart von Art (also etwa wie Mensch und Affe) unterschieden gedacht, ja selbst wenn er mit einzelnen großen Menschen gleichgesetzt wird, so bedeutet das noch keinen Bruch mit dem Evolutionsprinzip, sondern höchstens eine weise Einschränkung. Gerade der Darwinismus lehrt uns ja, Varietäten und Arten als flüssige Begriffe zu betrachten. Die Hoffnung auf eine, wenn auch noch so geringe organische Steigerung der Menschheit ist deshalb nicht weniger evolutionistisch, weil sie weniger überschwänglich ist als der Traum von Ueberarten in fernster Zukunft.

Für die Weiterarbeit im Geiste Nietzsches ist es einzig entscheidend, wie sich uns das Wesen des Lebens offenbart. Denn sein ganzes Sinnen war darauf gerichtet, wie das Leben zu bejahen sei. Nur dürfen wir uns im Interesse dieser Aufgabe nicht von den verschiedenen Strömungen in Nietzsches Lehre zugleich fortreißen lassen. Denn diese führen nicht nur zu verschiedenen Endzielen und Idealen, sie weisen auch den biologischen Ethiker für die Erforschung der Mittel und Unterwerte in getrennte Richtungen: In einem Fall sind die lebenfördernden Werte aus den Gesetzen der organischen Entwicklung, wie sie die moderne Biologie zu erkennen glaubt, zu ermitteln und auf die Menschheitsentwicklung zu übertragen. Im andern Fall sind sie aus den Bedingungen, die bei der Erzeugung willensmächtiger Persönlichkeiten bisher obgewaltet haben, zu gewinnen und die Lebensgesetze in den niederen Reichen sind danach zu deuten.

III.

1. Die Entwicklung der Unterwerte, d. h. der Mittel, welche dem höchsten Wert und Ziel des Menschenlebens zu dienen haben, offenbart das enge Verhältnis der Nietzscheschen Philosophie zu den Forderungen und Ergebnissen der modernen Anthropologie. Hat auch Nietzsche selbst seiner geisteswissenschaftlichen Vorbildung entsprechend vor allem die seelischen Eigenschaften der Individuen und Völker auf die lebenschwächende und lebenfördernde Wirkung hin untersucht, so betonte er doch stets auf das eindringlichste den innigen Zusammenhang dieser Eigenschaften mit der leiblichen Konstitution ihrer Träger. Nachdem er auf die Notwendigkeit etymologischer und philologischer Studien für die Kenntnis der Entwicklungsgeschichte unserer moralischen Begriffe hingewiesen, fährt er fort: „Andererseits ist es freilich ebenso nötig, die Teilnahme der Physiologen und Mediziner für diese Probleme (vom Werte der bisherigen Wertschätzungen) zu gewinnen ... in der Tat bedürfen alle Gütertafeln, alle »du sollst«, von denen die Geschichte oder die ethnologische Forschung weiß, zunächst der physiologischen Beleuchtung und Ausdeutung, eher jedenfalls noch als der psychologischen: alle insgleichen warten auf eine Kritik der medizinischen Wissenschaft" (G 338).

Nietzsche ist überzeugt, daß der geistigen Minderwertigkeit, wie er sie versteht, auch eine physiologische Minderwertigkeit entspreche; daß daher die biologisch wertvollen Herrentugenden des Muts, der Vornehmheit, der Heiterkeit, der Persönlichkeitssteigerung, kurz, daß die Werte der Seelenstärke stets mit physischer Lebenskraft gepaart, und daß umgekehrt die Ideale der Sklavenmoral, Demut, Niedrigkeit, Trübsal, Entpersönlichung aus physiologischen Erschöpfungszuständen geboren sind (Gö 143). Er fordert von den Eheleuten, einen „höheren Leib" zu schaffen und ein Kind „rechtwinklig an Leib und Seele" (Z[1] 102). Ja, er hat gelegentlich selbst versucht, den von ihm wegen geistiger Mängel bekämpften Persönlichkeiten körperliche Gebrechen zuzuschreiben, und zu diesen die lebenfeindlichen Wertungsweisen der Männer in ursächliche Beziehung zu setzen. Für die „Mischung von Sublimem, Krankem und Kindlichem" in dem geistigen Charakter Christi wird „die verzögerte und im Organismus unausgebildete Pubertät als Folgeerscheinung der Degenereszenz" vermutungsweise verantwortlich gemacht (A 255/56); Sokrates wird „Rachitikerbosheit" zugeschrieben, sein Dämonium durch Gehörshalluzinationen erklärt (Gö 70). Den Aerzten wird eine gewichtige Mitarbeit an der Moral der Zukunft zugedacht: eine neue Verantwortlichkeit für alle Fälle, „wo das höchste Interesse des Lebens, des aufsteigenden Lebens, das rücksichtslose Nieder- und Beiseitedrängen des entartenden Lebens verlangt", d. h. also wo Konzeptionsverhinderung, Abtreibung, Tötung der Frucht, ja selbst Erwachsener verlangt wird (Gö 144).

2. In letzter Linie aber gibt für die geistigen und körperlichen Beschaffenheiten eines Subjekts nicht seine individuelle Anlage, sondern seine Zugehörigkeit zu einer Rasse (oder mehreren) den Ausschlag. „Es ist gar nicht möglich, daß ein Mensch nicht die Eigenschaften und Vorlieben seiner Eltern und Altvordern im Leibe habe: was auch

der Augenschein dagegen sagen mag. Dies ist das Problem der Rasse" (J 251).

Zwischen Rasse als einer res nata und Volk (Nation) als einer res facta wird streng geschieden. „Menschen, die eine Sprache sprechen und dieselben Zeitungen lesen, heißen sich heute »Nationen« und wollen gar zu gern auch gemeinsamer Abkunft und Geschichte sein: was aber auch bei der ärgsten Fälscherei der Vergangenheit nicht gelungen ist" (XIII, 359). So sind z. B. die Deutschen „ein Volk der ungeheuerlichsten Mischung und Zusammenrührung von Rassen" (J 209). Trotzdem verschloß sich Nietzsche nicht der Einsicht, daß auch die Nationen und Völker wiederum sekundäre Einheiten anderer Art bilden, und daß der Durchschnitt ihrer Angehörigen durch Klima, Tradition, Vorherrschen bestimmter Rassen oder was immer bestimmt, gemeinsame Merkmale des Geistes, Gemüts, Temperaments, kurz einen ähnlichen psychologischen Charakter zeigt. Ja, Nietzsches völkerpsychologische Ausführungen sind zahlreicher als seine rassentheoretischen Bemerkungen. Man weiß, welch harte Worte er zur Charakterisierung der heutigen Deutschen fand (ohne übrigens die großen Eigenschaften der Deutschen zu verkennen, J 204), wie er ihrer Schwerfälligkeit und Unvornehmheit die Grazie und Vornehmheit der romanischen Nationen entgegenhielt (Gö 108 ff.). Aber für den großen Prozeß, den die Kulturgeschichte durchlaufen hat, und, nach Nietzsches Willen, noch durchlaufen soll, also auch für die Züchtung des Uebermenschen ist das Verhalten nicht der Völker, sondern der Rassen der entscheidende Faktor. „Man kann es von vornherein als wahrscheinlich ansetzen, daß von Zeit zu Zeit an bestimmten Stellen der Erde fast notwendig ein physiologisches Hemmungsgefühl über breite Massen Herr werden muß, welches aber, aus Mangel an physiologischem Wissen, nicht als solches ins Bewußtsein tritt, sondern dessen »Ursache«, dessen Remedur auch nur psychologisch-moralisch gesucht und versucht werden kann (dies nämlich ist meine allgemeinste Formel für das, was gemeinhin Religion genannt wird). Ein solches Hemmungsgefühl kann verschiedenster Abkunft sein: etwa als Folge der Kreuzung von zu fremdartigen Rassen (oder von Ständen — Stände drücken immer auch Abkunfts- und Rassendifferenzen aus); oder bedingt durch eine fehlerhafte Emigration — eine Rasse in ein Klima geraten, für das ihre Anpassungskraft nicht ausreicht (der Fall der Inder in Indien); oder die Nachwirkung von Alter und Ermüdung der Rasse (Pariser Pessimismus von 1850 an)" (G 444).

3. Fragt man nun, in welcher Weise sich Nietzsche die Bedeutung der Rasse für die Kulturentwicklung gedacht hat, so wird man, wie es von einem Philosophen nicht anders zu erwarten steht, zwar fruchtbare Anregungen und große Gedanken, aber keine Ergebnisse einzelwissenschaftlicher Untersuchungen zur Antwort erhalten. So hat er — um bei den Grundlagen zu beginnen — uns nirgends eine genaue Bestimmung des Rassebegriffs, noch eine feste Einteilung der Rassen gegeben. Im allgemeinen erkennt er zwei grundverschiedene Rassen an, die er als arische (auch a potiori germanische genannt) und vorarische bezeichnet. Hauptsächlich sind ihm beide durch psychologische Bestimmungen charakterisiert, kraft deren die eine als Herren-, die andere als Sklavenrasse geboren ist. Daß damit nicht

nur faktische Eigentümlichkeiten, sondern auch verschiedene Wertgrade ausgesprochen werden, ist bei der Art des biologischen Moralstandpunktes unseres Denkers selbstverständlich. „Die Träger der niederdrückenden und vergeltungslüsternen Instinkte, die Nachkommen alles europäischen und nichteuropäischen Sklaventums, aller vorarischen Bevölkerung insonderheit — sie stellen den Rückgang der Menschheit dar“ (G 324). Physiologisch ist die arische Rasse durch blondes Pigment und langen Schädel, die nichtarische durch dunkles Pigment und kurzen Schädel gekennzeichnet. (Auf die Augenfarbe legt Nietzsche nirgends Gewicht.) In allen vornehmen Rassen, zu denen in der Vorahnung allermodernster Ideen der römische, arabische, germanische, japanische (!) Adel, homerische Helden, skandinavische Wikinger gezählt werden (G 322), fließt arisches Blut, das Blut der germanischen prachtvollen, nach Beute und Sieg lüstern schweifenden Bestie mit dem Raubtiergewissen (G 322—24, 382), wie der Typus für die prähistorischen Zeiten beschrieben wird, das Blut der „Wohlgeratenen, der Mächtigen an Leib und Seele“, wie der nämliche Gedanke für geschichtliche Zeiten und empfindlichere Ohren formuliert wird. Von nichtarischen Rassen in Europa (und nur die in Europa eingebürgerten Rassen interessieren ihn vorzugsweise als die biologisch zur Führung auserlesenen) erwähnt Nietzsche eigentlich nur die Juden, „die stärkste, zäheste und reinste Rasse, die jetzt in Europa lebt“ (J 219) und die Slawen. Die von ihm so hart mitgenommene christliche Moral ist im wesentlichen die Sklavenmoral der Juden, von diesen gegen die Herrenmoral der Arier ausgespielt. Das Christentum ist die „antiarische Religion par excellence“ (Gö 106). Daß seine lebensfeindliche Wertungsweise gesiegt hat, daß sich die Menschheit also seit zweitausend Jahren in der décadence befindet, ist letzten Endes ein Zeichen von dem Verdrängtwerden der arischen Rassen durch die nichtarischen. „Im wesentlichen hat in Europa die unterworfene Rasse schließlich wieder die Oberhand gewonnen in Farbe und Kürze des Schädels... wer steht uns dafür, ob nicht die moderne Demokratie ... in der Hauptsache einen ungeheueren Nachschlag zu bedeuten hat ... und daß die Eroberer und Herrenrasse, die der Arier, auch physiologisch im Unterliegen ist“ (G 309). Als das Grundübel der germanischen Rasse nennt Nietzsche die Alkoholvergiftung, die bisher streng mit dem politischen und Rassenübergewicht der Germanen Schritt gehalten hat (G 461).

4. Um von diesen Blicken in die Vergangenheit der Rassen einen Ausblick in die Zukunft zu gewinnen, ist es notwendig die Durchgangsfrage zu beantworten: nach der Beschaffenheit der Rassen in der Gegenwart und, da die ausschlaggebenden Faktoren für Rassenmischung an politische, d. h. Völkerschicksale in absehbarer Zeit gebunden sind, nach dem gegenwärtigen Verhältnis von Rasse und Volk. Daß Nietzsche weit davon entfernt ist, beide Begriffe laienhaft durcheinander zu werfen, hatten wir gesehen. Andererseits erkennt er an, daß die meisten heutigen Nationen vorwiegend gewisse Rassenbestandteile gegenüber andern Nationen aufweisen. Da aber die einzelnen Rassen (bis auf die obige Zweiteilung) nicht scharf bestimmt werden, und ihr geschichtliches Verhalten nicht näher verfolgt wird, so tragen die Ergebnisse hier ganz besonders nur den Charakter

vorläufiger Aperçus. In den nordischen Völkern Europas überwiegt das arische, bei den Südländern das nichtarische Blut. Daher der religiöse Unglaube bei den lateinischen Völkern „eine Art Empörung gegen den Geist der Rasse“, bei den Nordländern aber „eine Rückkehr zum Rassengeiste“ bezeichnet (J 74). Immerhin hält Nietzsche die Mischung der Rassen im deutschen Volke für eine so starke, daß ihm gelegentlich der Satz entschlüpft, „zwischen alten Germanen und uns Deutschen besteht kaum eine Begriffs-, geschweige eine Blutsverwandtschaft“ (G 323), und daß er ein „Uebergewicht des vorarischen Elements“ in Deutschland für möglich ansieht (J 209). Die Hauptveränderung, „die dem Untergang einer früheren Rasse gleichkommt“, ging mit den Deutschen im 17. Jahrhundert vor sich: die „wahren Germanen unter ihnen wanderten aus, Mischung mit wenig verwandten Rassen verdarb den Rest (XIII, 345). Dessen Auffrischung geschah durch Slawenblut, das z. B. auch Bismarck den anthropologischen Typus verlieh (XIII, 347). Und ähnliche Prozesse machten die andern Nationen durch. Daher ist der „Nationalitätswahnsinn“ ebenso zu bekämpfen wie der „Rassenschwindel“, der das Vorhandensein reiner Rassen behauptet (J 228, XIII, 349).

5. Aus alledem ergeben sich Zukunftsperspektiven, die Nietzsches kühner Geist dem biologischen Ethiker entschleiern will. Ruhen die Bedingungen für die Züchtung des Uebermenschen auf dem Grunde der Rasse und sind reine Rassen (wenigstens europäische d. h. kulturfähige Rassen) nicht wieder herzustellen, da das dazu erforderliche Material nicht mehr vorhanden ist, so entsteht die Aufgabe, auf eine möglichst günstige Mischung der vorhandenen anthropologischen Typen hinzuarbeiten. Rassenmischung ist an sich kein Hinderungsgrund für die Höherentwicklung der Menschheit. Im Gegenteil. „Wo Rassen gemischt sind, der Quell großer Kulturen“ (XIII, 356). Es kommt nur darauf an, daß die Mischung nicht zu plötzlich und zwischen zu fremden Rassen geschieht. Allerdings kann gerade ein solches Zeitalter, das „die Rassen durcheinander wirft“ und gewöhnlich schwache gebrochene Menschen erzeugt (J 153/54), auch jene „Art Uebermenschen“ aus sich hervorgehen lassen, in denen der Gegensatz der Triebe, der die Mehrzahl schwächt, „als Lebensreiz und Kitzel mehr“ wirkt. Solchen Epochen verdanken wir z. B. Cäsar und Alcibiades, in solcher Epoche leben wir heute (J 107/08), wo das eine Europa, wo der Europäer der Zukunft über die nationale Beschränktheit der Vaterländer und Patrioten sich erheben will (J 267, XIII, 357). Aber das Mittel ist zweischneidig. Im allgemeinen wird die langsame Kreuzung einander ergänzender Rassen das ersehnte Ziel, den höheren Typus sicherer und gefahrloser erreichen. „Es wird von nun an günstigere Vorbedingungen für umfängliche Herrschaftsgebilde geben, deren gleichen es noch nicht gegeben hat. Und das ist noch nicht das Wichtigste; es ist die Entstehung von internationalen Geschlechtsverbänden möglich gemacht, welche sich die Aufgabe setzen, eine Herrenrasse herauszuzüchten, die zukünftigen Herren der Erde“ (Biogr. IIb, 543, XIII, 359). Aus ihr erst entspringt der Uebermensch (XIV, 413). Die besten Ingredienzien zu der neuen Rassenmischung geben deutsche (germanische), slawische und jüdische Bestandteile ab. Der Hauptanteil fällt dem germanisch-slawischen Element dabei zu.

Die Juden müssen aufgesaugt werden; noch mehr als bisher von ihnen in Deutschland vorhanden sind, hineinzulassen, wäre von Uebel. „Ihre Aufgabe, in das deutsche Wesen hineinzuwachsen, ... darf nicht immer wieder durch die schauerliche und verächtliche Häßlichkeit neu einwandernder polnischer und russischer, ungarischer und galizischer Juden ins Unlösbare zurückgeschoben werden ... Aber freilich, es ist Zeit, ja die höchste Zeit" (XIII, 353, J, 219). Als ein Beispiel und ersten Ansatz solcher Züchtungsversuche einer Herrenrasse empfiehlt Nietzsche die Ehe zwischen märkischem Adel (er und der norddeutsche Bauer enthält gegenwärtig die männlichsten Naturen Deutschlands) und jüdischer Intelligenz. „Es wäre von vielfachem Interesse zu sehen, ob sich nicht zu der erblichen Kunst des Befehlens und Gehorchens ... das Genie des Geldes und der Geduld und vor allem etwas Geistigkeit ... hinzutun, hinzuzüchten ließe. Doch hier ziemt es sich, meine heitere Deutschtümelei und Festrede abzubrechen, denn ich rühre bereits an meinen Ernst, an das „europäische Problem", wie ich es verstehe, an die Züchtung einer neuen über Europa regierenden Kaste" (J 220/21). Politisch aber wird dies Eine Europa vielleicht das Kulturzentrum unter der Herrschaft Rußlands werden, wie Griechenland es unter der Herrschaft Roms gewesen ist (XIII, 359).

6. Die Aehnlichkeit dieser Anschauungen mit denen Gobineaus, Wagners, Chamberlains und deren Anhänger springt in die Augen: die Betonung der ursprünglichen und daher unaufhebbaren Ungleichheit der Menschen, welche in den konstanten Eigenschaften der Rasse begründet ist, der ein Individuum zugehört; die hohe Bewertung des Ariers gegenüber dem Nichtarier und die Anerkennung und Beklagung der Vergiftung arischen Bluts durch das Blut der niederen Rassen. Nietzsche eigentümlich, ja im Gegensatz zu der Theorie der erwähnten Männer stehend, ist der ihm zugleich wichtigste Gedanke von der Einordnung der spezifisch christlichen Wertkette in die ungermanische Empfindungsweise. Freilich darf man nicht übersehen, daß Gobineau, Wagner und Chamberlain das Wesen des Christentums anders fassen als Nietzsche und daß damit dieser wichtige Trennungspunkt aus dem rassenpsychologischen in das religionsphilosophische Gebiet zu verweisen ist. Die Bevorzugung der „Herrenmenschen" hat Nietzsche sogar mit Gobineau gemein, der sich des Gegensatzes dieser Wertungsweise zum Christentum nicht scheint bewußt geworden zu sein. Mit Wagner und Chamberlain verbindet ihn die Hoffnung auf eine Regeneration der Menschheit auf physiologischem Wege, die Gobineau nicht teilt, während das Ziel, das er dieser Regeneration steckt, die aristokratische mitleidfeindliche Moral den Hauptgrund seiner Absage an Wagner bildet[1]).

Das anthropologische Rasseproblem bedeutet für Nietzsche nur einen Punkt, allerdings vielleicht die Spitze eines umfassenden Gedanken-

[1]) Die Theorien seiner beiden Vorgänger kannte Nietzsche; für seine Lektüre der Schriften R. Wagners bedarf es keiner Belege. Gobineaus Essai sur l'inégalité des races hat Nietzsche zwischen 1875 und 78 in Basel gelesen und war sehr entzückt davon. Vergl. Kretzer, Graf Gobineau in „Männer der Zeit", Bd. XI, 1902, S. 149 ff. und Frankfurter Ztg. vom 22. Juli 1902, sowie in Le Temps vom 3. 9. 05 den Artikel „Nietzsche, Gobineau et le Gobinisme", der auch weitere Literaturangaben zu dem fraglichen Verhältnis bringt.

baues, aber nicht das Feld einzelwissenschaftlichen Spezialistentums. Welch reiche streng wissenschaftliche Früchte solch' „dilettantische" Entwürfe genialer Männer zu zeitigen vermögen, ist bekannt. Es zeugt von undankbarer und kleinlicher Geistesart, dem Erschließer neuer Arbeitsgebiete Unwissenschaftlichkeit seiner Ansichten über vermutlich auf diesen Gebieten zu erzielende Ergebnisse vorzuwerfen; es ist aber nicht minder verkehrt, von der Notwendigkeit ihrer Berichtigung durch die moderne Forschung nichts wissen zu wollen. Nietzsche hat als erster in großem Maßstabe die enge Verbindung von Rassenanthropologie und biologischer Ethik (ja Religion) gefordert; während vor ihm wohl die Bedeutung der Rasse für die Ethik, aber im antibiologischen Sinne (von Wagner), und für die Biologie, aber ohne den ethisch-religiösen Einschlag (von der modernen Anthropologie) geltend gemacht worden war. Im einzelnen bedürfen seine Ausführungen gar sehr der Korrektur, Erweiterung, Einschränkung und Ergänzung. Diese werden sich hauptsächlich auf die unbestimmte und willkürliche Einteilung der Rassen und auf die Unterschätzung der erblichen Konstanz relativ reiner Rassenmerkmale im Lauf der Geschichte zu beziehen haben — Aufgaben, an deren Erfüllung heute so wacker gearbeitet wird und deren Lösungsversuche diese Blätter durch die letzten drei Jahre uns deutlich vor Augen geführt haben. In viel weiterer Ferne aber liegt die Zuordnung der sublimsten Aeußerungen des Menschengeistes, einer bestimmten Religion, Philosophie, Moral, Kunst, deren biologische Bewertung das Hauptarbeitsgebiet Nietzsches bildete, zu den Eigentümlichkeiten des Bluts und der Rasse, zu der Lebenstüchtigkeit des Menschen als organischen Gebildes.

Dazu bedarf es gewiß, wenn überhaupt optimistische Hoffnungen hier berechtigt sind, „planmäßig zusammenarbeitender Geschlechter von Gelehrten". Sollte die Zukunft sie uns bescheren, so müßten sie als einen ihrer Patrone den Mann anerkennen, der die Probleme in ihrer ganzen Wucht und Schwere dem Gewissen der Zeit eingegraben hat. Daß er sie nicht gelöst hat, wußte er wohl. „Ein Einzelner, ach nur ein Einzelner und dieser ganze Wald und Urwald" (J 69).

Ueber den Ursprung der vorgeschichtlichen Kultur Europas.

Professor Karl Penka.

Wohl die wichtigste und schwierigste Frage der vorgeschichtlichen Archäologie ist die Frage nach dem Ursprunge der ältesten und älteren Kultur Europas, wie sie in Tausenden und Tausenden von Funden aus den Hinterlassenschaften aus der Urväter Zeiten bekannt geworden ist und noch täglich in immer größerem Umfange bekannt wird. Die wissenschaftliche Welt ist in dieser Frage in zwei große Lager geteilt: eine ältere Schule von Forschern führt die allmählich zutage tretenden Fortschritte im Bereiche der vorgeschichtlichen Kulturentwicklung auf den Orient zurück, während eine jüngere Schule die Ansicht vertritt,

daß die älteste vorgeschichtliche Kultur Europas ganz selbständig und unabhängig vom Orient in diesem Erdteile selbst und zwar in wesentlichen Teilen im Norden desselben entstanden ist.

Die Ansicht von dem orientalischen Ursprung der vorgeschichtlichen Kultur Europas hat nun neuerdings in dem letzten Werke Sophus Müllers, des hochangesehenen Direktors des National-Museums in Kopenhagen, einen ebenso entschiedenen wie klar formulierten Ausdruck gefunden. In diesem Werke mit dem nicht ganz zutreffenden Titel „Urgeschichte Europas“[1]) sucht nun der Verfasser nachzuweisen, daß in der ganzen Vorzeit der Norden Europas in dem Verhältnis zum Süden gestanden ist, daß der Süden die leitende und spendende Kulturmacht, das eigentliche Kulturzentrum gewesen, dem die außerhalb gelegenen Teile, besonders der Norden, gefolgt seien und von dem sie empfangen hätten; daß der Inhalt der südlichen Kultur nur vermindert und im Auszuge übermittelt worden sei; daß er gleichzeitig Aenderungen und Umbildungen erfahren habe; daß er jedoch in den ferneren Gebieten oft in großer Fülle und mit neuer Eigenart auftrete, doch erst in anderer und späterer Zeit als der, in welcher dieselben Elemente im Süden sich ursprünglich geltend gemacht hätten.

So führt derselbe im einzelnen schon die Anfänge der ältesten paläolithischen Zeit, der Chellesschen Periode, auf den Orient zurück. Dieser Periode gehe eine noch ältere, ganz kulturlose Zeit voraus; der Fortschritt, den die Chellessche Periode zeige, sei jedoch schwerlich in Europa vor sich gegangen und ebenso unwahrscheinlich sei die Annahme, daß die älteste Kultur in Europa sich gebildet habe. „Die ältesten Werkzeuge teilt Europa mit Nord- und Ostafrika, mit Vorderasien und Indien und bildet somit nur einen kleinen abseits liegenden Teil eines mächtigen einheitlichen Kulturgebietes. Es ist daher mindestens sehr ansprechend und naheliegend anzunehmen, daß der breite Kulturstrom aus dem Orient, der sich über Europa in sämtlichen älteren Zeiträumen der gegenwärtigen Erdperiode ergossen und zuletzt das Christentum über alle Länder verbreitet hat, auch in der noch weiter zurückliegenden Zeit der ältesten erkennbaren Menschenwerke aus der gleichen Richtung gekommen ist. Die erste Kultur, die auf dem kleinen Gebiet von Europa uns entgegentritt, kam wohl aus dem Orient.“

Auch die Kultur der auf die Chellessche Periode folgenden Solutrézeit mit ihren Wurfwaffen, sowie ihren ornamentalen und bildlichen Darstellungen gehe auf die östlichen Mittelmeerländer zurück, wo den in Frankreich gefundenen ähnliche Figuren gefunden wurden. „Die ägyptischen Figuren dieser Art findet man in den vorgeschichtlichen Gräbern, die nicht weiter zurückreichen als bis in das fünfte oder sechste Jahrtausend v. Chr.: man möchte da wohl annehmen dürfen, daß die entsprechenden europäischen Figuren aus der Solutrézeit gleich alt oder etwas jünger sind. So kurz erscheint die Geschichte der Menschheit, wenn solche Zusammenhänge ins Auge gefaßt werden.“

---

[1]) Der vollständige Titel des Werkes lautet: Urgeschichte Europas. Grundzüge einer prähistorischen Archäologie von Sophus Müller. Deutsche Ausgabe unter Mitwirkung des Verfassers besorgt von Otto Luitpold Jiriczek. Mit 160 Abbildungen im Text und drei Tafeln in Farbendruck. Straßburg 1905.

Als Ausgangspunkt der nach der Chellesschen Periode in der Solutré- und Madelaine-Zeit in West- und Mitteleuropa eingetretenen Kulturentwicklung betrachtet Sophus Müller Italien, dessen Solutré- und Madelaineformen unmittelbar aus dem Orient gekommen seien. Aus dem Orient habe auch Italien die Kultur der ältesten neolithischen Zeit empfangen, die sich dann nach der Renntierzeit zunächst nach Frankreich und dann weiter nach dem Norden Europas verbreitet habe, wo wir sie zuerst und am genauesten aus den dänischen Muschelhaufen kennen gelernt haben. Doch sei das, was dem Norden zur Zeit der Muschelhaufen zugekommen, nur ein Auszug aus einem reicheren Kulturinventar gewesen, das bereits damals Italien besessen habe. Andererseits weise Dänemark aus derselben Zeit auch ein reichhaltiges Inventar von ererbtem Kulturbesitz aus früheren Perioden, insbesondere der mitteleuropäischen Renntierzeit auf.

Was die jüngere Steinzeit anlangt, in der auf das nur zugeschlagene Beil das geschliffene folgt, so glaubt Müller gleichfalls annehmen zu müssen, daß die Erfindung des Steinschleifens im Orient gemacht worden sei. Ebenso glaubt er, daß wenigstens ein großer Teil der zahlreichen in Mitteleuropa gefundenen Beile aus Nephrit, Jadeit und Chloromelanit durch den Handel aus dem Orient eingeführt wurde. Nach dem Oriente weise auch das andere Hauptkennzeichen der jüngeren Steinzeit, die namentlich durch Tongefäße überlieferte Ornamentik, die in Aegypten sowie allgemein in Europa trotz zeitlicher und örtlicher Nuancen einen ganz gleichartigen Charakter habe, der auf einen gemeinsamen Ursprung hinweise. Auch der Ackerbau und die Viehzucht, die für die neolithische Zeit Europas durch zahlreiche Funde nachgewiesen sind, verdanke Europa dem Osten. „Ueberall wurden Weizen, Gerste und Hirse gebaut, dieselben Getreidearten, die in Aegypten und Asien in den ältesten Zeiten vorhanden waren. Was immer die Untersuchungen der Naturforscher über die ursprüngliche Heimat der Getreidearten und der Haustiere zuletzt ergeben mögen: wenn es sich um die Frage handelt, ob der mächtige Kulturfortschritt zum Ackerbau und zur Viehzucht in Europa erfolgt ist oder vorher im Orient, so muß doch von vornherein klar sein, daß nur der letztere Schluß richtig sein kann. Andernfalls könnte man höchstens an Südeuropa denken; doch war der Orient ja auch sonst die Quelle der Kultur in den ältesten Zeiten, wie aus vorliegendem Buche an so vielen Stellen zu ersehen ist."

Auch die Vorstellung vom Leben im Jenseits sei aus dem Orient gekommen und habe zur Anlegung der mit Sorgfalt eingerichteten Einzelgräber, die den Toten in liegender Stellung mit eigentümlich gegen den Leib eingezogenen Beinen aufgenommen, geführt, wie man ja auch dieselbe Grabform mit gleicher Ausstattung und mit derselben Lage der Leiche aus der Steinzeit Aegyptens kenne (Hockergräber).

Dem Orient verdanke Europa auch die Kenntnis des Metalls; diese sei zuerst nach Griechenland gedrungen und habe sich von dort über die nächsten benachbarten Länder und dann darüber hinaus unter den Völkern der Steinzeit verbreitet. In Aegypten seien ferner nicht nur die vorher erwähnten Einzelgräber, sondern auch die späteren Steinkammern zur Aufnahme mehrerer Leichen, die sich in wachsender Größe bis nach Skandinavien verfolgen lassen, zuerst aufgekommen.

„Die Verbreitung dieser Grabform über die Küstenländer vom Schwarzen Meere bis zur Ostsee ist sehr merkwürdig und eines der gewichtigsten Zeugnisse für die Einheit der Kulturentwicklung, zugleich auch für ihre Unterschiede; denn von der prämykenischen Bronzezeit zeigen die Steingräber den Weg zur nordischen Steinzeit. Schon dieser große Kulturunterschied an den Außenpunkten, wo Steingräber errichtet wurden, zeigt, daß nicht, wie man früher angenommen hat, ein einzelnes Volk durch Wanderungen den Brauch, Steingräber zu errichten, über alle diese Länder verbreitet haben kann. Was der Nachahmung für wert befunden wurde, verbreitete sich durch Verkehr und Verbindungen. Und diese Verbindungen gingen über Meere und Küstenländer, nicht quer durch das Innere Europas.“ „Man hat auf Grund der Menge und Größe der nordischen Steingräber angenommen, daß diese Grabbauten zuerst im Norden aufgekommen seien und die Bewegung sich von hier aus nach Süden ausgebreitet habe; man wollte einen Beweis dafür sogar in dem Umstande finden, daß die Steingräber des Nordens vollständig in die Steinzeit fallen, während sie in Frankreich bereits einige Metallaltertümer enthalten, und die Kammern im westlichen Mittelmeergebiet aus einer Stein-Bronzezeit, im östlichen aus einer Bronzezeit herrühren; die südlichsten Gräber sollten danach die jüngsten sein. Natürlich ist das Entgegengesetzte der Fall; der Norden stand in der Entwicklung zurück und hatte noch immer bloß eine Steinkultur, als der Süden bereits Metall besaß.“

Zum Schluß sei noch erwähnt, daß Müller auch den Spiralschlingen, die in der Ornamentik der Gefäße eine so große Rolle spielen, ägyptischen Ursprung zuschreibt.

Doch nicht allein prähistorische Einzelheiten sollen seine Grundanschauung bestätigen; derselbe versucht es auch noch, die Richtigkeit derselben durch das Zeugnis der Geschichte zu beweisen. „Soweit die Geschichte zurückreicht, zeigt sie, daß in der Vergangenheit die vorwärtsschreitende Kultur Europas im Süden ihre Heimstätte hatte; das Ergebnis der prähistorischen Studien, daß auch in noch früheren Zeiten dasselbe der Fall war, steht in vollkommener Uebereinstimmnng damit.“ Als Beispiel zu dem Vorgang, wie er sich die vorgeschichtliche Kulturübertragung aus dem Süden nach dem Norden denkt, führt er an die Einführung des Christentums, der Buchstabenschrift, der Münzprägung, der Ziegelbrennerei, der Töpferscheibe, des Wirtels.

Müller findet also die Hauptstützen für seine Lehre von dem südlichen Ursprung der ältesten vorgeschichtlichen Kultur Europas in der Tatsache, daß analoge Vorgänge auch in der geschichtlichen Zeit stattgefunden haben, in der Aehnlichkeit einer Reihe von archäologischen Formen, sowie endlich in den günstigen Naturverhältnissen des Südens. Und in der Tat erscheint der Nachweis einer der neolithischen Kultur Europas ganz ähnlichen Kultur in Aegypten, wie sie die Ausgrabungen der letzten Jahre zutage gefördert haben, auf den ersten Blick vollkommen geeignet, seiner Lehre eine feste Grundlage zu geben. „Die Uebereinstimmung“, sagt R. Forrer, der diesem Nachweise eine eigene Monographie (Ueber Steinzeit-Hockergräber zu Achmim, Naqada usw. in Ober-Aegypten und über europäische Parallelfunde. Straßburg 1901) gewidmet hat, „erstreckt sich nicht nur auf die Fundgegenstände, sondern auch auf die Fundumstände und auf die parallel gehenden

tief eingewurzelten typischen Volkssitten und Gebräuche, vor allem auch auf die Art der Totenbestattung. Wir sehen ebenso in Aegypten während einer ganz gewissen Zeit die Sitte der Hockerbestattung üblich, wie wir sie auch in Kleinasien finden, in Oesterreich-Ungarn, in Italien, in der Schweiz, in Deutschland, in Frankreich, in Spanien, in Portugal und in England, überall während ein und derselben Epoche. Und nicht nur ein und dieselbe Bestattungsart finden wir hier, wir finden auch genau denselben Bestattungsritus: in Aegypten wie in Europa werden dem Toten Weihgeschenke beigegeben, die den Glauben an ein Fortleben nach dem Tode oder eine Auferstehung dokumentieren; hier wie dort ist die Wahl der Totenbeigaben ein und dieselbe und hier wie dort werden diese Weihgaben in ein und derselben Anordnung im Grabe plaziert... Die geschilderten Parallelfunde und Parallelverhältnisse lassen auf gemeinsame Abstammung der ägyptischen wie der europäischen Neolithiker schließen, sie müssen eines Stammes gewesen sein."

Ist dies aber der Fall, dann hat sich gewiß nicht in Aegypten unsere neolithische Kultur aus primitiven Verhältnissen entwickelt; denn ihre Träger gehörten keineswegs der mittelländischen Rasse, zu der die geschichtlichen Aegypter gehören, oder überhaupt einer Rasse Afrikas oder Asiens, sondern der in Europa einheimischen arischen (nordischen oder blonden) Rasse an. Nicht nur sind, wie schon Forrer, der sie gleichfalls für Arier (Indogermanen) hält, hervorgehoben hat, die ägyptischen Hocker von Naqada, Ballas usw. großenteils ebenso dolichocephal wie die Hocker von Lengyel, Hinkelstein, Stützheim usw., sondern sie erscheinen auch, was noch wichtiger für ihre rassenanatomische Bestimmung ist, als eine große, gut gebaute Rasse, von einer Körpergröße, die völlig den wohlgebauten Schädeln entspricht. Auch J. Kollmann (Die Gräber von Abydos. Korrespondenzblatt der Deutschen anthrop. Ges., No. 11 und 12, 1902) erkennt unter den in den vorgeschichtlichen Gräbern Ober-Aegyptens ausgegrabenen Schädeln neben anderen Schädelformen auch Langschädel mit schmalem Gesicht, Merkmale, die auch den im Westen Aegyptens seßhaften, auf den ägyptischen Denkmälern vielfach abgebildeten hellfarbigen Libyern zukommen, so daß derselbe wie auch andere Forscher die so beschaffenen Menschen der jüngeren Steinzeit Aegyptens für Libyer (ägyptisch Temenhu = Volk der Nordländer) halten, wie ja auch die Sitte der Hockerbestattung auch westlich von Aegypten über Afrika verbreitet ist.

Doch nicht allein diese Sitte der Hockerbestattung nebst andern Eigentümlichkeiten der neolithischen Kulturperiode (der Tätowierung, dem Rotfärben der Knochen, der Keramik, der Trepanation) sind, wie Bertholon in seinen „Origines néolithique et mycénienne des tatouages des indigénes du nord de l'Afrique" (Archives d'Anthropologie criminelles. N. s. III, No. 130. Paris 1904) nachgewiesen hat, europäischen Ursprungs, sondern auch die Errichtung der großen und kleinen Steinkammern, von denen ich bereits an einer anderen Stelle („Die ethnologisch-ethnographische Bedeutung der megalithischen Grabbauten." Mitteil. d. Wiener anthropol. Ges., 1900, XXX, S. 25 fg.) eingehend nachgewiesen habe, daß sie von den aus ihrer südskandinavischen Urheimat sich allmählich ausbreitenden Ariern in einem großen Teile

der von ihnen besiedelten Länder Europas, Asiens und Afrikas errichtet worden sind, wie denn seither auch der bekannte dänische Archäologe L. Zinck (Det Nordeuropaeiske Dysse-Territoriums Stengrave og Dyssernes Udbredelse i Europa. Kopenhagen 1901) ohne Rücksichtnahme auf die anthropologisch-ethnologischen und historisch-linguistischen Tatsachen, die nebst den geographischen und archäologischen Tatsachen mich zur Aufstellung der südskandinavischen Hypothese geführt haben, bloß durch Vergleichung aller in Betracht kommenden archäologischen Merkmale, sowohl der Formen der megalithischen Grabbauten an und für sich wie ihres Inhaltes an Geräten und Schmuckgegenständen, sowie der Form und Ornamentation der Gefäße und der Bestattungsarten den Nachweis geführt hat, daß nur Nordeuropa und in diesem wieder das Gebiet der altdänischen Lande als ihr eigentliches Heimatland und keineswegs der Orient betrachtet werden könne.

Auch Müller sieht von der anthropologisch-ethnologischen Seite unserer Frage vollständig ab und begeht damit einen schweren methodischen Fehler. Für ihn gibt es keine arischen Völkerbewegungen, die doch in erster Linie den Gegenstand einer Urgeschichte Europas bilden sollten und durch die man doch am leichtesten die im großen und ganzen einheitliche neolithische Kultur Europas, Nordafrikas und Vorderasiens erklären kann, für ihn gibt es nur Kulturübertragungen auf dem Wege des Verkehrs von Volk zu Volk. Stellen sich schon dieser Ansicht an und für sich mit Rücksicht auf die außerordentlichen Verkehrshindernisse (Meere, Hochgebirge, Wälder und Sümpfe) die ernstesten Bedenken gegenüber, so müßte sich auch, wäre die Ansicht richtig, nach allen Beobachtungen, die wir in der Gegenwart an barbarischen Völkern zu machen Gelegenheit haben, die „periphere“ Kultur der nördlichen Barbaren anders darstellen als die „zentrale“ Kultur im Süden sich tatsächlich darstellt. Wir wissen, wie gierig von barbarischen Völkern Schmuckgegenstände, Waffen und Geräte aus blinkendem Metall aufgenommen werden, während überall nur höchst ungern und zögernd Nomaden ihre Lebensweise mit der von seßhaften Ackerbauern vertauschen. Und da wird uns zugemutet zu glauben, daß die nördlichen Barbaren das Kupfer und die Bronze nicht aufgenommen hätten, trotzdem sie in dem Bernstein ein vielbegehrtes Tauschmittel besaßen, daß sie dagegen ausnahmslos im weiten Bereiche Süd-, Mittel- und Nordeuropas zum Ackerbau übergingen.

Auch vom Standpunkte der Chronologie stellen sich der Ansicht Müllers von dem ägyptischen Ursprunge der neolithischen Kultur Europas Bedenken entgegen. Demselben erscheint es als das wahrscheinlichste, daß die Königszeit in Aegypten etwa um 4000 v. Chr. begann. Er nimmt dann weiter mit Rücksicht auf die langen Zeiten, die die Kulturübertragungen über die großen Länderstrecken beansprucht hätten, an, daß in Südeuropa die Zeit des geschliffenen Beiles im vierten Jahrtausend, im Norden aber erst um etwa ein Jahrtausend später begonnen habe. Es ist aber durchaus nicht sicher, daß die Königszeit in Aegypten um 4000 v. Chr. begonnen hat. Es sind nämlich im Gegensatze zu den früheren Aegyptologen, welche die Bedeutung Manethos für die ägyptische Chronologie überschätzten

und dadurch, daß sie ihn allen historischen Untersuchungen zugrunde legten, zu Irrtümern verleitet wurden, die späteren Aegyptologen zu ganz anderen Zahlen für den Beginn der Regierungszeit des ersten ägyptischen Königs Menes gekommen, wie aus folgender Zusammenstellung hervorgeht: es fand Champollion das Jahr 5867, Böckh 5702, Mariette 5004, Brugsch 4455, Lauth 4157, Chabas 4000, Lepsius 3892, Bunsen 3623, Ed. Meyer 3180, Wilkinson 2320, Palmer 2224 v. Chr. Erweisen sich aber die letzten Zahlen als richtig, dann hätten wir überhaupt im Sinne der Müllerschen Anschauungen keinen Platz, um in der skandinavischen Chronologie das jüngere Steinzeitalter unterzubringen, da in Skandinavien nach der übereinstimmenden Meinung aller um das Jahr 1000 das Bronzealter bereits in vollster Blüte stand.

Müller findet, daß während der ganzen Vorzeit bis in die geschichtlichen Zeiten hinein der Norden in seiner Kultur gegenüber dem Süden zurückgeblieben sei, und glaubt, daß dieser Unterschied im tiefsten Grunde auf den Naturverhältnissen während und nach der Eiszeit beruhe. Soweit Dänemark in Betracht kommt, das überhaupt erst nach der Eiszeit seine ersten Bewohner aus West- und Mitteleuropa erhalten hat, so zeigt, wie jüngst wieder Kraitschek in diesen Blättern (IV. Jahrg., Heft 4, S. 190 fg.) dargelegt hat, seine ältere neolithische Steinzeit eine ununterbrochen aufsteigende, von außen unbeeinflußte Entwicklung, die nur in den allmählich günstiger werdenden Naturverhältnissen ihre Erklärung findet. Dadurch allein erscheint schon Dänemark im Vorsprung gegenüber dem südlich von ihm gelegenen Deutschland, in dem die ältere neolithische Kultur gar nicht vertreten ist (Periode des Hiatus) und das seine jüngere neolithische Kultur erst viel später von Dänemark aus erhalten hat, ebenso wie Italien gegenüber, dessen neolithische Kultur nach dem Urteile Pigorinis, wohl des besten Kenners der vorgeschichtlichen Kulturperioden dieses Landes, durchaus nicht als eine Fortsetzung der paläolithischen Kultur betrachtet werden darf, sondern als eine von auswärts durch neue Einwanderer eingeführte Kultur angesehen werden muß. In den Funden von Rivole und Breonio, auf Grund deren Müller auch für Italien eine ältere neolithische Steinzeit annimmt, deren Kultur sich dann im Wege des Verkehrs über Frankreich (Champignyzeit) bis nach Dänemark (Zeit der Muschelhaufen) verbreitet habe, sieht derselbe keineswegs das Produkt einer aus dem Paläolithikum hervorgegangenen Entwicklung, sondern eine durch Berührung mit der neolithischen Kultur entstandene Umbildung der paläolithischen Kultur (Pigorini, Continuazione della civiltà paleolitica nell' età neolitica. Bolletino di paletnologia italiana. XXVIII, 1902, p. 181).

Was die jüngere neolithische Kultur anlangt, so dürfte sich in ganz Europa nicht leicht ein zweites Gebiet finden, das allen Bedingungen, von denen wir annehmen können, daß sie mit einer gewissen Notwendigkeit zu ihrer Entstehung führen mußten, so entspricht wie das der altdänischen Lande.

Es ist das Verdienst Ernst Grosses, den inneren Zusammenhang, der zwischen der Form der Wirtschaft als maßgebendem Faktor einerseits und der Form der Familie, der Form der Kultur und der künstlerischen Leistungen andererseits besteht, erkannt zu haben. „Der Wirtschaftsbetrieb“, sagt derselbe (Die Anfänge der Kunst. Frei-

burg im Breisgau und Leipzig 1894, S. 34), „ist gleichsam das Lebenszentrum jeder Kulturform; er beeinflußt alle übrigen Faktoren der Kultur auf die tiefste und unwiderstehlichste Art, während er selbst nicht sowohl durch kulturelle als durch natürliche Faktoren — durch geographische und meteorologische Verhältnisse — bestimmt wird. Man könnte mit einem gewissen Rechte die Produktionsform das primäre Kulturphänomen nennen, neben dem alle andern Zweige der Kultur nur als abgeleitet und sekundär erscheinen; freilich nicht etwa in dem Sinne, als ob diese andern Zweige aus dem Stamme der Produktion entstanden wären, sondern weil sie sich, obwohl sie selbständig entstanden sind, stets unter dem übermächtigen Drucke des herrschenden wirtschaftlichen Faktors geformt und entwickelt haben."

Solange die Menschen, mochten sie auch noch so tüchtig sein, sich ihre Nahrung durch die Jagd und die Fischerei beschafften, konnte eine höhere Kultur, wie es die jüngere neolithische Kultur ist, nicht entstehen. Bei dieser Form der Nahrungsbeschaffung haben die Völker nur eine geringe Kopfzahl, leben in zerstreuten Sonderfamilien und entbehren dadurch der Möglichkeit einer höheren Entwicklung, weil es bei ihnen nur eine einzige Form der Arbeitsteilung gibt, nämlich die von der Natur erzwungene, unter allen Umständen notwendige zwischen den beiden Geschlechtern. Die Möglichkeit einer höheren Kulturentwicklung gewährt erst der Ackerbau, der die Menschen zum seßhaften Leben zwingt und gleichsam von selbst zur Entstehung der Großfamilie führt, die mit ihrer Gemeinwirtschaft die Möglichkeit einer größeren Arbeitsteilung gewährt (E. Grosse, Die Formen der Familie und die Formen der Wirtschaft. Freiburg im Breisgau und Leipzig 1896). Es ist selbstverständlich, daß der Ackerbau nur in einem Gebiete aufkommen konnte, das einen fruchtbaren Boden und günstige klimatische Verhältnisse besitzt. In dieser Hinsicht war jedenfalls Dänemark, besonders seit der Litorina-Zeit, zur Aufnahme des Ackerbaues vorzüglich geeignet. Trotzdem hätte daselbst der Ackerbau nicht aufzukommen gebraucht, da wir wissen, wie schwer sich an ein unstetes Leben gewohnte Jäger, aus denen nebst am Meere wohnenden Fischern (den bereits seßhaft gewordenen Kjökken-Möddinger-Menschen) die Bevölkerung Dänemarks in der älteren neolithischen Zeit bestand, oder auch nomadisierende Viehzüchter entschließen zum Ackerbau überzugehen, und zwar hauptsächlich aus dem Grunde, weil er sie zur Seßhaftigkeit zwingt. Es mußten noch andere Gründe und zwar zwingender Art hinzukommen, um die Bewohner Dänemarks zur regelmäßigen Feldbestellung zu bestimmen, und solche Gründe waren tatsächlich vorhanden, wie ich bereits in dieser Zeitschrift (III. Jahrg., Heft 4, S. 245 und IV. Jahrg., Heft 3, S. 170) ausgeführt habe; diese Gründe waren geographisch-geologischer Art.

Beruht es so wirklich im tiefsten Grunde auf Naturverhältnissen, daß Dänemark schon in sehr alter Zeit ein Kulturzentrum geworden ist, indem die so im Lande entstandene neolithische Kultur von den sich allmählich von dort aus sich wachstumsähnlich ausbreitenden Ariern nach allen Richtungen hin verbreitet wurde, so liegt es keineswegs in Naturverhältnissen begründet, wie man im Sinne der Müllerschen Anschauungen glauben sollte, daß Griechenland weit früher als Dänemark und die angrenzenden nördlichen Länder zu einer höheren Kultur,

wie es die mykenische mit Recht als Anakten-Kultur bezeichnete Kultur ist, gekommen ist. Dieselbe beruht einerseits auf der Eigenart ihrer Schöpfer, insofern diese gleich den neolithischen Bewohnern Dänemarks zu der unter allen Rassen am höchsten stehenden arischen Rasse gehörten, anderseits auf den durch sie geschaffenen neuen sozial-politischen Verhältnissen, die zur Bildung einer Adelsklasse führten, die, wie ich bereits in dieser Zeitschrift (III. Jahrg., Heft 4, S. 251) ausgeführt habe, um ihre Sonderstellung auch äußerlich zum Ausdruck zu bringen, der Kunst und dem Gewerbe neue Aufgaben stellte, die in den zunächst zu politisch-militärischen Zwecken angelegten Städten leicht gelöst werden konnten, nachdem diese allmählich auch Zentren des industriellen Lebens geworden waren und so eine weitgehende Arbeitsteilung ermöglichten. Erst auf dieser Stufe der politisch-sozialen Entwicklung kann man die Bedeutung des Rassencharakters recht erkennen; denn Völker, die höheren Rassen angehören, schaffen auch in den Ländern, deren Naturverhältnisse wenig günstig sind, höhere Kulturen, dadurch ihre Ueberlegenheit zeigend, die sich bei denselben Völkern, solange sie auf der Stufe einer niederen Wirtschaftsform geblieben waren und keine Ständegliederung hatten, ungleich schwerer erkennen läßt, so daß Grosse zu der unrichtigen Ansicht kommen konnte, daß der Rassencharakter von nur geringem Einflusse auf die Gestaltung der Kultur sei und daß man eher mit größerem Rechte die verschiedenen Rassencharaktere für die Wirkungen verschiedener Kulturformen erklären könnte; sind doch umgekehrt Völker, die niederen Rassen angehörten, unter denselben sozial-politischen Verhältnissen und in denselben Ländern, in denen ihre arischen Vorgänger eine höhere Kultur geschaffen hatten, in dieser Hinsicht tief unter ihnen zurückgeblieben.

Aus diesen Darlegungen kann man ersehen, daß es nicht angeht, aus der höheren Kultur Griechenlands und derjenigen Länder, welche unter ähnlichen Verhältnissen eine höhere Kultur geschaffen haben, Analogieschlüsse für die Vorzeit anderer Länder mit anderen Verhältnissen zu ziehen und ihren Bewohnern von vorneherein die Fähigkeit einer selbständigen Kulturentwicklung abzusprechen, wie dies Müller tut. Verglichen können nur Kulturen werden, die unter ähnlichen sozial-politischen Verhältnissen entstanden sind, und da zeigt es sich, daß das nördliche und mittlere Europa seit der Zeit, als es eine ähnliche sozial-politische Organisation erhalten hat, an Fülle und Großartigkeit seiner Leistungen auf dem Gebiete der Kultur Griechenland und dem Oriente in keiner Hinsicht nachsteht.

Ebensowenig wie der in Europa seit der Steinzeit betriebene Ackerbau orientalischen Ursprungs ist, ebensowenig haben unsere wichtigsten Haustiere den Orient zur Heimat. Wenn sich auch, wie Konrad Keller (Die Abstammung der ältesten Haustiere. Zürich 1902, S. 31) bemerkt, Asien am fruchtbarsten für die Viehzucht erwiesen habe, so fruchtbar, daß man einst fast allen unseren Haustieren eine asiatische Urheimat zuschreiben wollte, und Europa, geographisch aufgefaßt, eigentlich nur eine Dependenz von Asien sei, so habe es doch eigenartige Haustiere erzeugt. „Europäischen Ursprung besitzen unsere alten Landschweine, die nordischen Schafe, das langköpfige, okzidentale Pferd und vorab die großen Formen der Rinder.“

Was den Beginn des neolithischen Zeitalters in Skandinavien anlangt, so fällt derselbe in eine viel frühere Zeit, als man ihn für das neolithische Zeitalter Aegyptens annehmen darf, selbst wenn man den Beginn der Regierungszeit des Königs Menes auf das Jahr 4000 v. Chr. ansetzt. Wenigstens berechnet Karl Wibling, daß die geologischen Veränderungen an der Südostküste Schwedens (Provinz Blekingen) seit ihrer ersten Besiedelung durch Menschen des jüngeren Steinzeitalters einen Zeitraum von mindestens 10000 Jahren erfordert hätten (K. Wibling, Tiden för Blekings första bebyggande. Karlskrona 1895. S. 5; zitiert von A. H. Keane, Man past and present. Cambridge 1899. S. 11).

Sieht man von dem Grundirrtum ab, der in der Auffassung liegt, nach der die ganze ältere vorgeschichtliche Kultur Europas auf den Orient zurückgehe, so verdient das mit Abbildungen reich ausgestattete Werk Müllers wegen der aus voller Sachkenntnis geschöpften, übersichtlich gehaltenen und in klarer Sprache abgefaßten Darstellung der einzelnen vorgeschichtlichen Kulturphasen Europas alle Anerkennung.

Die indischen Kasten.

Hans Fehlinger.

Zu den schwierigsten Problemen der historischen Anthropologie gehört die Erforschung des Wesens und der Entstehung der indischen Kasten. Geschichtliche Quellen sind äußerst spärlich vorhanden und geben uns nahezu gar keine Aufschlüsse über die früheste Entwicklung der indischen Gesellschaftsordnung. Die soziale Evolution hat sich hier ganz anders gestaltet, als in den Kulturländern Europas, die gesellschaftlichen Gebilde sind so abweichend von jenen, mit welchen sich die moderne Soziologie bisher hauptsächlich befaßte, daß die Versuche, ihre Entstehung zu erklären, zumeist fehlschlugen. Will man zu einem befriedigenden Ergebnis gelangen, so muß vor allem die anthropologische Geschichte Indiens herangezogen werden, denn nur mit ihrer Hülfe ist es möglich, das Problem richtig zu erfassen und die Irrtümer zu vermeiden, die sich aus der oberflächlichen Betrachtung der Kastenorganisation ergeben.

Es ist nicht leicht, sich einen zutreffenden Begriff von der außerordentlichen Kompliziertheit des sozialen Systems zu machen, das im indischen Reiche herrscht und in der Geschichte seiner Völker begründet ist. — Die gewöhnliche Auffassung geht dahin, die Kaste als eine mehr oder weniger umfangreiche Gruppe von Familien zu betrachten; ihre Angehörigen geben in der Regel vor, von einem gemeinsamen menschlichen oder göttlichen Ahnen abzustammen und derselben Beschäftigung nachzugehen. Die Kasten sind fast ausnahmslos endogam, nicht bloß in dem Sinne, daß Heiraten auf die Mitglieder der Kaste untereinander beschränkt sind, sondern es bestehen auch innerhalb ihres Kreises selbst wieder kleinere endogame Gruppen. Jede Kaste hat eine bestimmte traditionelle und unabhängige Organisation

und eine bedeutende Macht über alle ihr Angehörigen. Die leitenden Körperschaften der Kasten (Panchayats oder Matbars) haben darüber zu wachen, daß keines ihrer Mitglieder ein Weib aus einer niedrigeren Kaste heiratet, einer erniedrigenden Beschäftigung obliegt, verbotene Nahrung ißt, für geringeren Lohn arbeitet als die andern usw. Verstöße gegen die Regeln der Kaste werden in letzter Linie mit dem Ausschluß bestraft, was der gesellschaftlichen Isolierung gleichkommt.

Gelegentlich des letzten indischen Census vom Jahre 1901 waren die Bemühungen des verdienstvollen Leiters desselben, des englischen Gelehrten H. H. Risley, auch darauf gerichtet, neue Kenntnisse über das Kastensystem und seinen Ursprung zu erlangen; er ist dabei, gestützt auf umfassende Kenntnis der anthropologischen Verhältnisse Indiens, zu bemerkenswerten Resultaten gekommen[1]), auf die im folgenden hingewiesen wird. — Vorher seien die älteren Theorien der Entstehung der Kasten kurz erwähnt.

Die Entstehung der Kasten.

a) Die indische Theorie.

In der indischen Literatur selbst finden sich verschiedene Theorien der Entstehung der Kasten. Die meistbekannte gilt als ein Glaubensartikel aller orthodoxen Hindus; sie ist am klarsten im zehnten Kapitel der Gesetze des Manu[2]) enthalten. Hier lesen wir, wie der Weltgeist, der alle Wesen in sich schließt und unfaßbar ist, ein goldenes Ei schuf, aus dem er selbst als Progenitor der Welt geboren wurde, um hierauf aus seinem Munde den Brahmanen, aus seinen Armen den Kschatriya, seinen Lenden den Vaisya und seinen Füßen den Sudra hervorgehen zu lassen. Der Brahmane hatte zu studieren, zu lehren, zu opfern und Gaben zu empfangen; der Kschatriya das Volk zu verteidigen und sich sinnlicher Vergnügungen zu enthalten; der Vaisya hatte das Vieh zu pflegen, Land zu kultivieren und Handel zu treiben, während dem Sudra vorgeschrieben war, den anderen zu dienen. Von dieser Basis ausgehend, verfolgt die indische Tradition die Evolution des Kastensystems aus einer Reihe komplizierter Kreuzungen, zuerst zwischen den vier Gruppen und dann zwischen den Nachkömmlingen dieser Vereinigungen. In den Gesetzbüchern ist bestimmt, daß Männer aus jeder der drei höheren Kasten Weiber aus jeder niedereren Kaste heiraten können (obwohl im praktischen Leben solche Heiraten bei den höheren Kasten nicht gern geduldet werden). Wenn das Weib der nächstniederen Kaste angehört, so gehören auch die Kinder ihr an und es wird keine neue Kaste gebildet; stammt es aber aus einer noch mehr untergeordneten Schicht, so gehören die Kinder zu keiner der elterlichen Kasten, sondern sie formen eine neue unter einem eigenen Namen. Der Sohn eines Brahmanen und eines Vaisya-Weibes ist ein Ambastha, der die Heilkunst ausübt, während dann, wenn die Mutter eine Sudra ist, der Sohn zur Kaste der Nischada gehört und in einem bestimmten Zweige der Fischerei seinen Erwerb zu suchen hat. Eheliche Vereinigungen, bei welchen die Mutter einer höheren Kaste angehört, sind verdammt.

[1]) Census of India, 1901. Generalbericht (Bd. 1). Calcutta 1904.
[2]) Pol.-Anthr. Revue, 3. Bd., S. 264 ff.

Das extreme Beispiel davon ist der Chandala, der Sohn eines Sudra und eines Brahmanen-Weibes, der als der „Niedrigste der Sterblichen“ bezeichnet wird; er hat außerhalb der Ansiedelung zu wohnen, sich in die Gewänder Verstorbener zu kleiden, aus gebrochenem Geschirr zu essen, Verbrecher zu exekutieren usw. Eine ähnliche verachtete Stellung nimmt der Ayogava ein, der Sohn eines Sudra und einer Kschatriya. Eine weitere Reihe von Komplikationen entsteht durch den Vratya, den Wiedergeborenen, der seine heiligen Pflichten vernachlässigt; seine Nachkommen gehören zu niederen Kasten.

Man darf sich nicht wundern, daß dieses groteske Schema von den europäischen Kritikern ohne weiteres beiseite geschoben wurde; so phantastisch als es scheint, gewährt es uns aber doch einen lehrreichen Blick auf die alte indische Gesellschaft: Es zeigt uns, daß zu der Zeit, als die Gesetze des Manu niedergeschrieben wurden, schon ein äußerst verwickeltes soziales System bestand. Auch Dr. R. Fick[1]) kommt zu dem Schluß, daß die soziale Organisation in Bihar und den östlichen Distrikten der Vereinigten Provinzen zur Zeit Buddhas im Grunde wenig von der heutigen abwich. Damals wie jetzt bestand die indische Gesellschaft aus zahlreichen heterogenen Gruppen, die zwar wahrscheinlich nicht so strikt endogam waren als die heutigen Kasten, aber den Keim des modernen Systems enthielten.

Die Theorie der vier ursprünglichen Kasten findet sich nicht bloß in den Gesetzen des Manu, die nach G. Bühler aus dem zweiten Jahrhundert unserer Zeitrechnung stammen, sondern auch in viel älteren Gesetzbüchern, wie Baudayana und Apastamba. Risley hält es für wahrscheinlich, daß die brahmanische Theorie nichts anderes ist als eine modifizierte Version der Teilung der Gesellschaft in vier Klassen, Priester, Krieger, Ackerbauer und Handwerker, wie sie in der religiösen Literatur des alten Persien durchgeführt erscheint. Es wird aber nicht angenommen, daß die iranische Legende einen Teil der Ueberlieferungen bildete, welche die Arier mit nach Indien brachten, sondern sie ist, wie Risley hervorhebt, erst später von den Verfassern der Gesetzbücher als Grundlage einer Erklärung des sozialen Chaos angenommen worden[2]). Die vier „Varnas“ (oder Farben), wie die Klassen der indischen Mythe bezeichnet wurden, scheinen eine Mittelstellung einzunehmen zwischen den reinen Berufsklassen des alten Persien und Aegypten und den scharf abgegrenzten Kasten der Gegenwart. In Persien war bloß die höchste Klasse, die Priester oder Athravans, endogam, während sonst keine Heiratsbeschränkungen bestanden. Die Ausscheidung der Sudras als eine Klasse von viel mehr untergeordneter gesellschaftlicher Stellung als die Handwerker Persiens und die Heranziehung des Wortes „Farbe“ im indischen System sind zweifellos deutliche Hinweise auf die Rassengegensätze, welche demselben zugrunde liegen.

b) Moderne Theorien der Entstehung der Kasten.

Die soziale Evolution ist ein langsamer und verwickelter Prozeß; viele Ursachen wirken zusammen, um das endgültige Resultat hervor-

[1]) Die soziale Gliederung im nordöstlichen Indien zu Buddhas Zeit. Kiel 1897.
[2]) Census of India, Bd. 1, S. 548.

zubringen. Das muß auch bei allen Betrachtungen über die Entstehung des indischen Kastensystems beachtet werden und gerade in diesem Fall ist es schwer, eine kurze und befriedigende Erklärung zu geben. Von den Forschern, welche sich mit der Frage der Entwicklung des Kastensystems befaßten, seien E. Senart, Denzil Ibbetson, Nesfield und H. H. Risley besonders erwähnt. — Senart[1]) ist der Anschauung, die Kaste sei als ein normales Entwicklungsprodukt altarischer Institutionen zu betrachten; sie ist in dem Bestreben der erobernden Rasse, sich den in Indien vorgefundenen Zuständen anzupassen, entstanden. Er verweist auf gewisse Parallelen, die sich zwischen der Organisation der indischen Gesellschaft und jener der Griechen und Römer in den früheren Stadien ihrer nationalen Entwicklung ergeben. Gens, Kurie und Stamm der Römer korrespondieren in mancher Beziehung mit der indischen Familie, Gotra und Kaste. Weiter sucht Senart an der Hand der Rekorde des klassischen Altertums zu zeigen, daß die leitenden Prinzipien, welche dem Kastensystem unterliegen, auch einen Teil der Tradition aller Zweige der arischen Rasse bilden. In Athen war zur Zeit des Demosthenes die Zugehörigkeit zu einer Phratrie auf die Nachkommen jener Familien beschränkt, welche diesen sozialen Gruppen ursprünglich angehörten. In Rom gehören die Kämpfe der Plebejer um das Eherecht mit Patrizierfrauen zur selben Kategorie von Tatsachen. Warum hat sich nun in Indien eine von der europäischen grundverschiedene gesellschaftliche Organisation ausgebildet? Senart findet das begründet in der Ausbreitung der Indo-Arier über ein weites Gebiet, die zur Zersplitterung in einzelne Gruppen führte; es mangelte jede Macht, um die Gruppen zu einer politischen Einheit zu formen. Die Berührung mit den Eingeborenen hob den Rassenstolz; die Idee der zeremoniellen Reinheit führte zur Beschränkung der Betätigung der Eingeborenen auf untergeordnete Berufe usw. Wäre aber wirklich die Kaste ein normales Entwicklungsprodukt altarischer Gesellschaftsordnung, so fällt der Umstand auf, daß in den Vedas jede Spur mangelt, die auf eine solche Tendenz hinweist.

Sir Denzil Ibbetson[2]) sucht die Grundlage der Kasten in der Stammesorganisation, die allen primitiven Völkern gemein ist, in der Entstehung erblicher Zunftzugehörigkeit, in der Erhebung des Priesterstandes, wie sie in keinem andern Lande bekannt ist, in der dem brahmanischen Einfluß folgenden willkürlichen Regelung der Eheverhältnisse und aller andern Angelegenheiten des Lebens.

Nerfields Ansicht über das Kastensystem wurde bereits von C. v. Ujfalvy in der Pol.-Anthr. Revue erörtert. (2. Bd., No. 10). Der Autor ist der Meinung, daß die Kaste rein gewerblichen Ursprunges sei, und nichts mit Rasse und Religion zu schaffen habe; er nimmt an, die Arier seien spurlos in der übrigen Bevölkerung Indiens aufgegangen und nur ihre religiösen und sozialen Einrichtungen überdauerten die Vermischung. Diese Anschauung ist ganz unhaltbar; wäre die Kaste gewerblicher Natur, so würde sie alle gleichen Berufe eines Gebietes in sich vereinigen, was durchaus nicht der Fall ist. Derselbe Beruf ist vielmehr einer großen Zahl von Kasten gemein und

[1]) Senart, Les castes dans l'Inde, S. 182—205.
[2]) Report on the Census of the Punjab, 1881, S. 172—341.

oft sind zahlreiche Berufe in einer Kaste vertreten. Von mindestens ebenso großer Wichtigkeit als die erbliche Berufszugehörigkeit der Kastenmitglieder sind die Regeln betreffend die Eheschließung, den gesellschaftlichen Verkehr usw.; sie können sich nicht als Folge eines verknöcherten Zunftsystems ergeben haben.

* * *

Wenn sich herausgestellt hat, daß die vornehmste Grundlage der Kaste nicht die Berufsverschiedenheit ist, sollen wir sie etwa in der alten Stammesorganisation suchen? Die Urgesellschaft, soweit wir sie zurückverfolgen können, bestand aus einem Netzwerk von Stämmen; und in Indien ist es leicht, den Prozeß der Umwandlung von Stämmen in Kasten zu beobachten. Im ersten Augenblick scheint diese Konjektur plausibel, aber bei näherer Betrachtung zeigt sich, daß die Umformung von Stämmen in Kasten auf solche beschränkt ist, die in Kontakt mit dem regulären Kastensystem kamen und sich seine charakteristischen Eigenschaften aus religiösen oder sozialen Motiven aneigneten. Wo der Einfluß des Hinduismus mächtig ist, treffen wir stets diese Erscheinung. In Belutschistan andererseits, wo ein solcher Einfluß nicht besteht, zeigen die Stämme keine Neigung, dem Beispiel der indischen Mohammedaner zu folgen; von Endogamie ist hier keine Spur und der Frauenraub sogar häufig. Wo die Stämme sich selbst überlassen bleiben, läßt sich mit Gewißheit feststellen, daß keine Tendenz zur Evolution von Kasten vorhanden ist.

Die Basis des Kastensystems ist vielmehr ganz anderer Art; Risley gibt folgende treffende Erklärung: Wo immer ein Volk von einem andern unterworfen wurde, sei es durch aktive Invasion oder durch langsame Besiedelung des fremden Gebietes oder auf andere Weise, haben die Eroberer sich Frauen von den Unterworfenen genommen, ihre eigenen Töchter aber nicht an diese verheiratet. Waren die zwei Völker Zweige derselben Rasse, so bildete dieser Zustand, der als Hypergamie bezeichnet wird, nur ein Uebergangsstadium und bald trat die völlige Verschmelzung ein. Die Sieger werden von den Besiegten absorbiert, sie nehmen ihre Sitten und Gebräuche, wie ihre Sprache an. Wenn aber andererseits Rassenunterschiede bestehen und wenn sich unter dem erobernden Volk eine genügende Anzahl weiblicher Personen befindet, so geht die Entwicklung einen anderen Weg. Die Eroberer suchen die Verschmelzung mit den Unterworfenen durch Aufstellung endogamer Eheregeln zu vermeiden. „Irreguläre Verbindungen" sind nicht vermeidlich; die daraus hervorgehenden Mischlinge heiraten jedoch meist untereinander und repräsentieren wieder eine mehr oder minder abgeschlossene Schicht, die sich in allen Lebensgewohnheiten von den anderen Teilen der Bevölkerung unterscheidet; sie ist die Grundlage der Kaste. Derselbe Vorgang ist dann anzunehmen, wenn es der eindringenden fremden Rasse an Frauen mangelt und eine Vermischung mit den Eingeborenen stattfinden muß. Die gesellschaftliche Absonderung auf Grund der Rassenunterschiede ist nicht auf Indien beschränkt; sie ist in ausgesprochener Deutlichkeit z. B. in den amerikanischen Südstaaten zu beobachten, wo sich unter den Mischlingen bereits eigene, scharf

umschränkte jus connubii herausgebildet haben; die Scheidung des negroiden von dem europäischen Rassenelement wird in der jüngsten Zeit immer mehr intensiv. Aehnliche Erscheinungen sind in andern Ländern mit Mischlingsbevölkerung wahrzunehmen.

Die Tradition der Entstehung von Kasten durch Rassenkreuzung ist besonders im Himalaya erhalten, wo mehr als irgendwo in Indien die mit großer Präzision in den Gesetzbüchern vorgeschriebenen Verhaltungsmaßregeln beachtet werden. Die Dogras der Kangraberge und die Khas von Neapel gelten als die Abkömmlinge ehelicher Vereinigungen zwischen den erobernden Radschputs und Frauen mongolischer Rasse.

Die anthropologischen Verhältnisse Indiens lassen Risleys Erklärung der Entstehung der Kasten als richtig annehmen. Was heute an dem indo-arischen Typus des Pandschab, Radschputanas und Kaschmirs am meisten auffällt, ist, daß er keine Spur der Vermischung mit Drawidas erkennen läßt, während die Hindustani, im Tal des Ganges und Jumna, von der Ostgrenze des Pandschab bis nach Bihar einerseits und von der Grenze Nepals bis südlich des Ganges andererseits, sich deutlich als eine Mischrasse, die aus der Kreuzung von Ariern und Drawidas hervorgegangen sein muß, repräsentieren[1]). „Niemand würde einen solchen, selbst der oberen Kasten, für einen Indo-Arier halten[2])".

Es muß als wahrscheinlich gelten, daß das Vordringen der Arier in zwei verschiedenen Perioden erfolgte, daß die ersten Ankömmlinge, die sich im äußersten Westen: Radschputana, Pandschab, Kaschmir, niederließen, ihre Frauen mitbrachten und nicht gezwungen waren, von den Eingeborenen Weiber zu nehmen. Die unwirtliche Natur der indischen Grenzgebiete hätte jedoch eine Wanderung in geschlossenen Familien nicht gestattet; nur die stärksten Mitglieder der Gemeinschaft wären in der Lage gewesen, die Hindernisse zu überwinden, Frauen und Kinder hätten zurückbleiben müssen, wenn auch vor Jahrtausenden Wüsten den Nordwesten Indiens begrenzten. Geologische Forschungen haben jedoch den Beweis bedeutender Klima-Aenderungen, die hier in vorhistorischer Zeit vor sich gingen, erbracht. W. T. Blanford stellte im Quarterly Journal of the Geological Society (Bd. 29, 1873) fest, das Klima Zentralasiens und Persiens sei in moderner Zeit viel trockener geworden, als es ehedem war, und E. Vredenburg[3]) gelangte zwanzig Jahre später zu dem Ergebnis, daß der gegenwärtige Zustand Belutschistans und des östlichen Persien durch abnehmenden Regenfall veranlaßt wurde. In den nun wüsten Tälern von Kharan hat er hunderte alter Feldterrassen entdeckt und eine ehemals ausgebreitete Landwirtschaft nachgewiesen. Mit der zunehmenden Austrocknung dieser Gebiete erfolgte die langsame, Jahrhunderte hindurch andauernde Abwanderung der hier ansässig gewesenen arischen Bevölkerung nach Indien.

Es wird angenommen, daß diesem ersten Eindringen arischer Stämme eine zweite arische Invasion folgte, zu einer Zeit, da die Wanderung von Familien infolge der geänderten klimatischen Ver-

---

[1]) Vergl. den Anhang zu diesem Aufsatz.

[2]) Risley im indischen Census-Bericht, Abschnitt XI des 1. Bandes.

[3]) Geological Sketch of the Baluchistan Desert etc. Memoirs of the Geol. Survey of Indica, XXXI, 2.

hältnisse nicht mehr möglich war. Diesmal drangen die Eroberer bis ins Tal des Ganges und Jumna vor, wo sie in Kontakt mit den Drawidas kamen und eingeborene Frauen nahmen. Auf diese Weise ging die Reinheit ihrer Rasse rasch verloren, während sie sich im Pandschab, Radschputana usw. zu erhalten vermochte. Durch den Kontakt mit den Drawidas entwickelte sich aber auch das Kastensystem. Hier, in den Ebenen des Ganges und Jumna, dem heiligen Madhyadesa, sind die Vedas entstanden, ebenso wie die orthodoxen Riten und Gebräuche, welche das Kastensystem kennzeichnen und für die weitere Entwicklung der indischen Kultur bestimmend waren. Trotz der Kreuzung mit eingeborenen Rasse-Elementen lebte in den Nachkommen der Arier ein gewisser Stolz des Blutes fort; sie schufen Heiratsregeln, die dazu angetan waren, fernere Mischehen zu verhindern und wurden damit zur Kaste, in eben derselben Weise, wie wir es bei gegenwärtig entstehenden Kasten noch zum Teil beobachten können. In jedem Fall wurde die komplette Verschmelzung mit den Eingeborenen durch die Hypergamie verhütet, welche es diesen unmöglich machte, Frauen von den arisch-drawidischen Mischlingen zu bekommen.

Ist man nicht geneigt, einen zweiten, zeitlich getrennten Zug arischer Einwanderer anzunehmen, sondern wird vorausgesetzt, die am meisten ostwärts gedrängten Teile eines und desselben Einwandererstromes hätten sich mit den Drawidas vermischt, so würde ein Typus mehr in den andern übergehen, während aber tatsächlich ein auffallender Wechsel des physischen Typus der Bevölkerung etwa in der geographischen Länge von Sirhind eintritt.

Verschiedene Typen der Kasten.

Im einzelnen bestehen in dem Wesen der Kasten sehr große Verschiedenheiten. Auf der Entwicklungsstufe, welche die Gesetzbücher kennzeichnen, hat sich das indische Gesellschaftssystem nicht erhalten; es ist noch jetzt in der Umwandlung begriffen und der Prozeß der Kastenbildung ist keinesweg abgeschlossen. Es sei hier auf die bereits erwähnte Verwandlung von Stämmen in Kasten hingewiesen, die seit Jahrhunderten in allen Teilen Indiens vor sich ging und auch gegenwärtig andauert. Damit werden noch immer neue Elemente dem Kastensystem angegliedert. Viele Stämme behalten ihren ursprünglichen Namen bei, modifizieren jedoch ihre Lebensgewohnheiten nach und nach so, daß sie den Anforderungen des orthodoxen Hinduismus entsprechen. Durch diese eigenartige Form der Evolution begibt sich eine zahlreiche Bevölkerung ihrer Freiheit, um dafür einen Zustand einzutauschen, der als drückend empfunden werden muß; denn die Stämme, welche in der Gegenwart sich dem Kastensystem anschließen, nehmen eine untergeordnete Stellung in demselben ein. Es handelt sich hier vornehmlich um Verwandlung exogamer in endogame Gemeinschaften, wodurch Eindringen fremden Blutes vermieden werden soll[1]).

Fälle des individuellen Emporsteigens leitender Männer der Eingeborenenstämme sind ebenfalls zu verzeichnen, und zwar sind es

[1]) Ueber indische Eheverhältnisse vergl. m. Aufsatz in der Zeitschr. f. Sozialwissenschaft, Bd. 7, Heft 11.

zumeist unabhängige Landbesitzer, die durch Vermittlung brahmanischer Priester in angesehene Kasten aufgenommen werden. Anfänglich hält es allerdings schwer, für die Töchter dieser Emporgekommenen Männer zu finden — denn diese dürfen nur aus der gleichen oder einer höheren Kaste stammen; im Laufe der Zeit schwindet jedoch die Erinnerung an die Abkunft der betreffenden Familie und damit ist die Möglichkeit des Eindringens fremden Blutes in die höheren Kasten gegeben.

Die sektarianische Type umfaßt bloß eine geringe Anzahl Kasten; sie begannen ihre Existenz als religiöse Sekten, auf Grundlagen, die völlig von jenen der Kasten abweichen; nichtsdestoweniger bildeten sie sich zu solchen aus. Ein Beispiel hierfür ist die Lingayat-Gemeinschaft in Bombay und Südindien, mit 2600000 Anhängern. Sie wurde im 12. Jahrhundert von einem religiösen Reformer gegründet, der die Doktrin der Gleichheit predigte; zu Ende des 17. Jahrhunderts begannen sich innerhalb dieser Kommune endogame Gruppen auszubilden, auf Grundlage eben jener gesellschaftlichen Unterschiede, die ihrem Begründer so verhaßt waren. Gegenwärtig ist die Transformation in Kasten vollständig vollzogen. Aehnliches war der Fall bei den Sarahs von Westbengalen, Chota Nagpur und Orissa, die als ein hinduisierter Ueberrest der früher hier ansässigen Jain gelten; die Spuren ihres ehemaligen religiösen Bekenntnisses sind noch deutlich vorhanden, die Kastenorganisation ist aber ebenfalls durchgeführt.

Gerade die existierenden sektarianischen Kasten sind ein Beweis dafür, daß die Religion bei der Entstehung des indischen Gesellschaftssystems eine sehr geringe Rolle spielte, daß die Kasten sich auch dort entwickelten, wo die Religion viel mehr hindernd als fördernd für sie war. Risley sagt: „Rasse dominiert über Religion; Religion ist schwächer als Kaste."

Verhältnismäßig häufig sind Kreuzungskasten, die sich aus der Nachkommenschaft ehelicher Vereinigungen zusammensetzen, bei welchen die endogamen Heiratsregeln außer acht gelassen wurden. Eine solche Kaste sind die bereits erwähnten Khas von Nepal, die Nachkommen eingewanderter Brahmanen oder Radschputs und der mongolischen Frauen des Landes. Die arischen Väter verhinderten das Hinabsinken ihrer Kinder auf die tiefe soziale Stufe der Mütter durch Schaffung einer neuen Kaste, der heutigen Kriegerkaste Nepals. Bei den hohen Kasten von Orissa, welche die Wiederverheiratung der Witwen nicht gestatten, ebenso wie bei den eingewanderten Kayasth von Bengalen, ist es die gewöhnliche Praktik, sich Konkubinen aus niederen „reinen" Kasten zu nehmen; ihre Nachkommen bilden die Kaste der Schagirdpeschas, die wieder, entsprechend der Abstammung von väterlicher Seite, in mehrere endogame Gruppen geteilt sind.

Bei den exogamen animistischen Stämmen der Drawidas macht sich der Einfluß des Kastensystems auch darin bemerkbar, daß vielfach dort, wo das Eheweib nicht demselben Stamme angehört wie der Mann, aus den Kindern dieser Ehen Stammes-Subgruppen gebildet werden; damit ist die Entstehung von Kasten eingeleitet. Bei den Mundas finden wir neun solcher Subgruppen, bei den Mahilis fünf usw.

Als Kasten nationaler Type werden solche Bevölkerungsgruppen betrachtet, bei welchen die Ueberlieferung früherer nationaler Selbständigkeit erhalten blieb, wie die Newars, mongoloide Mischlinge, die ehemals das herrschende Volk im eigentlichen Nepal waren. Sie bekennen sich teils zum Hinduismus, teils zum Buddhismus und die Anhänger beider Religionen sind in zahlreiche Kasten geschieden. Die Marathas (fünf Millionen Personen in Bombay, Madras, Haiderabad, Mysore, Zentral-Indien, Zentralprovinzen und Berar) gelten gleichfalls auf Grund ihrer Geschichte und Tradition als eine nationale Kaste, die in mehrere Klassen geteilt ist.

Wenn Angehörige einer Kaste dauernd ihren ursprünglichen Wohnsitz aufgeben und sich in einem andern Teil Indiens niederlassen, so besteht die Tendenz zur Bildung neuer Kasten (Migrationskasten), besonders deshalb, weil die Fortgewanderten zumeist aus der Stammkaste keine Frauen mehr zu bekommen vermögen, was darin begründet ist, daß sie der Kontrolle entgehen und in den Verdacht geraten, in der Fremde die Verordnungen der Kaste nicht zu achten. Dieser Abtrennungsprozeß ist leicht zu beobachten.

Kommt ein Hindu seinen religiösen Pflichten nicht nach, so geht er seiner gesellschaftlichen Stellung verloren; nehmen hingegen Angehörige niederer Kasten strengere Lebensregeln an, so kann dies zu ihrem gesellschaftlichen Emporsteigen führen. Die Bildung neuer Kasten infolge derartiger Aenderungen der zeremoniellen Gebräuche ist ein häufiges Vorkommnis. Die Babhans oder Bhuinhars in den Vereinigten Provinzen und Bihar sind der Ueberlieferung nach Brahmanen, die ihre soziale Position durch Betätigung in der Landwirtschaft einbüßten. Gegenwärtig führt besonders die strenge Beachtung des Verbots der Wiederverheiratung der Witwen seitens der Mitglieder niederer Kasten zu höherer gesellschaftlicher Achtung und Entstehung neuer Kasten. Andererseits berichtet Sir Denzil Ibbetson im Punjab Census Report 1881, daß die Gaurwa-Radschputs von Gurgaon und Delhi, seit sie die Wiederverehelichung der Witwen zulassen, in jeder Form aufgehört haben, als Radschputs zu gelten, obwohl sie damals, kurz nach vollzogener Aenderung der Eheregeln, den Namen noch beibehalten hatten. In Südindien wurden ebenfalls Fälle der Bildung neuer Kasten infolge der Aenderung der Lebensgebräuche beobachtet.

Die funktionelle oder berufliche Type der Kaste ist am weitesten verbreitet; es darf aber keineswegs angenommen werden, daß diese Kasten der beruflichen Gliederung der Bevölkerung ihre Entstehung verdanken. Die Proportion der Angehörigen einer Kaste, die tatsächlich dem traditionellen Berufe obliegen, ist nicht immer gleich; so sind in Bengalen 80 pCt. der Ahir (traditionell Viehzüchter) Ackerbauer; von den Brahmanen Bengalens üben bloß 17 pCt., von jenen Bihars sogar nur 8 pCt. priesterliche Funktionen aus; von den Chamars in Bihar, die traditionell Lederarbeiter sind, obliegen bloß 8 pCt. diesem Berufe; von den bengalischen Kayasths (traditionell Schreiber) sind zwei Drittel Ackerbauer usw. Die Annahme eines neuen Berufes führt aber doch vielfach auch zur Ausscheidung neuer Kasten oder Subkasten.

Zahl der Individuen	Kaste oder Stamm	Lokalität	Kopfindex			Nasalindex			Körperlänge in mm		
			Durchschnitt	Maximum	Minimum	Durchschnitt	Maximum	Minimum	Durchschnitt	Maximum	Minimum
		Indo-arischer Rassentypus									
420	*Radschput	Radschputana	72,4	81	64	71,6	91	53	1748	1924	1654
80	*Sikh	Pandschab	72,7	81	66	68,8	85	56	1716	1905	1625
100	*Meo	Radschputana	73,0	81	67	75,5	92	59	1690	1852	1536
100	Mina Chaukidar	„	73,2	81	61	74,2	96	61	1703	1820	1570
80	Chuhra	Pandschab	73,4	82	68	75,2	94	60	1666	1803	1524
		Ario-drawidischer Rassentypus (Hindustani)									
100	*Brahmanen	Vereinigte Provinzen	73,1	84	76	74,6	100	60	1659	1879	1422
100	Kurmi	„ „	73,3	81	66	79,2	98	60	1642	1966	1349
100	Dom	„ „	74,8	84	64	83,0	122	62	1655	1778	1524
100	Chamar	„ „	72,8	81	67	86,0	109	64	1630	1765	1524
		Drawidischer Rassentypus									
25	*Brahmanen (Pattar)	Madras	74,5	81	69	76,5	95	65	1643	1750	1534
100	Kurmi	W.-Bengalen	75,7	83	66	82,6	98	69	1608	1720	1500
100	Bhuiya	„	76,0	85	67	88,7	113	69	1577	1700	1470
		Mongoloider Rassentypus									
108	Tibetaner	Oestl. Himalaya	81,0	93	73	73,9	103	58	1633	1760	1520
81	Kasia	Assam	78,6	84	72	86,3	108	73	1569	1700	1417
		Mongolo-drawidischer Rassentypus									
68	*Brahmanen	Ost-Bengalen	79.0	88	70	73,0	85	56	1653	1792	1474
100	*Kayastha	Bengalen	78,2	88	70	73,0	89	56	1636	1810	1544
100	Kaibarta	Ost-Bengalen	77,3	87	70	76,2	103	63	1629	1770	1490
		Scytho-drawidischer Rassentypus									
100	*Nagar-Brahmanen	Ahmedabad	79,7	90	71	73,1	90	57	1643	1788	1513
100	Kunbi	Poona, Bombay	77,4	92	69	79,2	93	67	1600	1776	1420
100	Koli	Thana, „	77,5	85	71	76,4	93	62	1601	1760	1482
		Turko-iranischer Rassentypus									
271	Baloch	Belutschistan	80,4	90	70	72,5	94	57	1678	1850	1506
76	Dehwar	„	81,7	91	72	73,3	98	60	1642	1808	1488
112	Kakar	„	81,9	90	74	69,6	88	60	1683	1882	1570

Anhang.

Aus dem umfangreichen anthropometrischen Material, das in den Ethnographic Appendices des indischen Censuswerkes[1]) enthalten ist, kann hier nur weniges angeführt werden. Die Verschiedenheiten im physischen Typus der Indo-Arier des Pandschab, Radschputanas und Kaschmirs einerseits und der Hindustani (oder Ario-Drawidier) andererseits kommen in den folgenden Messungsresultaten klar zum Ausdruk.

	Hindustani[2])	Indo-Arier[3])
	Prozent aller Individuen	
Kopfindex		
Hyperdolichocephal (unter 70)	16	17
Dolichocephal (70—75) . . .	58	62
Mesocephal (75—80)	24	20
Brachycephal (über 80) . . .	2	1
Nasalindex		
Leptorhin (60—70)	27	35
Mesorhin (70—85)	62	62
Platyrhin (über 85)	11	3
Körperlänge		
unter 160 cm	12	—
160—165 „	18	—
165—170 „	37	14
über 170 „	33	86

Die Hautfarbe ist beim indo-arischen Typus ein sehr lichtes transparentes Braun, mit einer Tendenz zu dunkleren Schattierungen bei niederen Gesellschaftsschichten. Haare und Augen sind meist dunkel, doch werden bei den höheren Kasten auch blonde Haare angetroffen, in einzelnen Fällen rote Haare, graue und blaue Augen.

Unter den Hindustani überwiegen dunkelhäutige Individuen; die Nase ist namentlich bei den niederen Kasten von erheblicher Breite.

Die vorstehende Tabelle gibt einen Auszug aus den Resultaten der an Angehörigen verschiedener Rassentypen und Kasten vorgenommenen Messungen. Die höheren Kasten sind durch Beifügen eines Sternchens in der Tabelle kenntlich gemacht.

Außer den in der Tabelle verzeichneten physischen Charaktermerkmalen kamen für die ethnische Gruppierung noch in Betracht die Farbe der Haut, Haar- und Bartwuchs, die Gesichtsform usw. Im Rahmen dieses Aufsatzes kann hierauf jedoch nicht weiter eingegangen werden. Zu bemerken ist, daß jede Rassentype für einen gewissen Teil Indiens charakteristisch ist; doch kommen Uebergangsformen häufig vor.

[1]) Nicht im Buchhandel.
[2]) 100 Brahmanen der Vereinigten Provinzen.
[3]) 420 Rajputs.

Der Schintoismus und die moderne Psychiatrie.

Medizinalrat Dr. P. Näcke.

Michel Revon, der jahrelang Rechtslehrer an der Universität zu Tokio war und die Gelegenheit wahrnahm, auf das gründlichste das Volk der Japaner zu studieren, hat schon vor wenigen Jahren ein sehr gelehrtes Buch über die japanische Malerei, speziell über Hokusai geschrieben, und früher bereits — merkwürdigerweise in lateinischer Sprache! — eins über die Blumenkunst der Japaner. Seit seiner Rückkehr nach Frankreich hält er an der Pariser Universität Vorlesungen über die Geschichte der Zivilisationen des äußersten Ostens. Er hat nun in der Revue de l'Histoire des Religions 1904 und 1905 in zwei großen Artikeln den Schintoismus, also die alte Religion der Japaner, behandelt und sie jetzt in Paris (Leroux 1905) als Buch von 229 S. veröffentlicht. Nicht bloß, wer sich für Japan und seine Kultur interessiert, muß dies ganz hervorragende Werk lesen, sondern vor allem, wer sich mit dem Ursprunge der Religion überhaupt und ihrer weiteren Entwicklung abgibt. Verfasser bezeugt in den Noten — die an Masse den Text weit überragen — eine immense Belesenheit, speziell bezüglich der alten japanischen Chroniken, Ritualbücher, theologischen Kommentare, der Legenden und Mythologien, was ja alles zunächst berücksichtigt werden mußte. Er zieht aber ferner alle möglichen primitiven Religionen zum Vergleiche heran, ebenso die Arbeiten über vergleichende Kultur- und Religionsgeschichte. Dadurch gewinnt das Buch natürlich sehr an Wert, noch mehr freilich durch die feine psychogische Analyse der Erscheinungen, die manchen Irrtum früherer Beobachter freilegt. Das Buch Revons: Le shinntoïsme, ist daher geradezu als ein Muster für alle ähnlichen Arbeiten anzusehen und wäre einer Uebersetzung in fremde Sprachen, besonders ins Deutsche, wohl wert.

Doch will ich hier nicht in eine eigentliche Analyse des Werkes eingehen, so verlockend dies auch wäre. Ich will vielmehr nur einige Punkte daraus hervorbeben, die speziell dem weiter blickenden Psychiater wertvoll erscheinen, aber auch dem Laien, wie wir sofort sehen werden.

Es ist zunächst auffallend, daß unsere jetzigen Psychosen gewisse Züge des primitiven Denkens zum Verwechseln wiedergeben. Das heißt: ein in seiner natürlichen Entwicklung aufgehaltenes Gehirn wiederholt den Denkmodus des Menschen in seiner Kindheit. Wir stehen dann scheinbar einer wirklichen Regression gegenüber, einer Rückkehr zu den entferntesten Vorstellungen unserer Vorfahren. Natürlich handelt es sich hier, wie auch im folgenden, nur um Analogien, nicht Identitäten.

Revon läßt z. B. vor uns die Zeit wieder erstehen, als die Insulaner Japans die ganze objektive Welt beseelten, alle Dinge so auffaßten, als ob sie ein unserer menschlichen Natur ähnliches Wesen besäßen und so jedem Dinge eine Seele beimaßen, eine innere Kraft, gleich der, welche sie selbst in sich fühlten. Das war die Zeit, wo, wie sie selbst sagten, „die Felsen, die Bäume und die Gräser sprachen"[1]).

Mit Recht weist der Verfasser darauf hin, wie diese Theorie sich mit dem allgemeinen Naturismus der primitiven Völker deckt, d. h. der „allgemeinen Apotheose", der Vergöttlichung aller Dinge. Finden wir nun nicht ein Wiederaufleben derselben Theorie in der besonderen Philosophie, die unsere Kranken mit Wahnsystemen sich schaffen? Solche Kranke „bezeichnen mechanische Apparate (z. B. Wanduhren), denen sie eine Art von Seele, von Willen beimessen ... Es scheint, als ob bei ihnen die Fähigkeit zu abstrahieren und eigene Phantasiewesen zu erzeugen,

---

[1]) Revon: Le shinntoïsme, p. 37, Verfasser macht übrigens einen scharfen Unterschied zwischen Naturismus = Beseelung der sichtbaren Welt und Animismus = Beseelung der unsichtbaren Welt.

abgestumpft wäre; sie schreiben den Körpern direkt Phänomene zu, welche sie in deren Macht wähnen. Fällt ein Stein, so geschieht dies z. B. nicht durch den Willen eines Kobolds; er, der Stein, will es von selbst"[1]).

Diese Vorstellung, welche wir soeben darlegten und durch ein Beispiel erläuterten, ist sehr allgemeiner Art. Wir finden aber in dem gelehrten Werke Revons viel speziellere Beobachtungen und solche sehr merkwürdiger Art. Darunter besonders eine, nämlich die der Vielheit der Seelen bei einem und demselben Menschen, welche der Verfasser sehr eingehend untersucht und die er selbst gewissen Erscheinungen vergleicht, welche die neueste Psychiatrie lehrt.

Nachdem er darauf aufmerksam gemacht hat, daß die Idee der Vielheit von Seelen sich auch bei anderen Völkern vorfindet, aber in Japan eine ganz eigenartige Entwicklung genommen hat, bespricht er (S. 47, Note) die schintoistische Lehre, welche unterscheidet: die ara-mi-tama (die rauhe Seele); nigi-mi-tama (die sanfte Seele) und die saki-mi-tama (die gütige Seele). Unter der Herrschaft einer heftigen Leidenschaft kann die rauhe Seele sich vom Körper trennen, um fortan selbständig zu handeln. So kann z. B. eine verlassene Frau eine ihrer Seelen außerhalb schicken, um den Treulosen zu züchtigen. Oder die Seele der Betrogenen kann sogar ohne deren Wissen sich loslösen, ihre sichtbare Gestalt annehmen und vor den Augen des Betrügers erscheinen, derart, daß solchermaßen eine der Seelen sich in der Ferne zeigt, ohne daß die andere Seele, die in Ruhe verblieb, davon etwas weiß.

„Man könnte glauben, fügt Revon (S. 48) hinzu, daß das abstrakte Dogmen sind, die auf einiger Beobachtung der Seelenkräfte beruhen, oder aber auf ziemlich frischem Aberglauben; es ist aber nicht der Fall, und die ältesten Dokumente zeigen uns denselben Glauben, mit derselben Klarheit. Zum Beweise will ich nur die alte Legende erwähnen, wo der Gott O-Kuni-nuschi, als er einst am Meeresstrande spazieren geht, einen andern Gott auf sich zugehen sieht, dessen Glanz das Meer erleuchtet; er erkennt nicht dies geheimnisvolle Wesen, das trotzdem nichts anderes ist, als eine seiner Seelen und er fragt nach seinem Namen; der Geist antwortet: „Ich bin dein saki-tama". Auf sein Bitten erbaut ihm O-Kuni-nuschi auf dem Berge Mimoro einen Tempel, wo er von jetzt ab sich aufhalten wird. In gleicher Weise überlassen die Götter Také-mika-dzutschi und Futsu-nuschi, nachdem sie das Land erobert haben, welches der künftige Kaiser regieren soll, dem Hitatschi ihre Teilseelen in Tempeln, die sie zu diesem Zwecke erbauen. Man begreift also, daß eine der Seelen eines Gottes ein neuer Gott werden kann; und die japanesischen Erklärer werden es z. B. ganz natürlich finden, daß die Gottheiten Kamu-naho-bi und O-nako-bi, die in den Ritualbüchern als die großen Verbesserer (correctrices) der menschlichen Irrtümer gelten, nur die zwei Namen eines einzigen Gottes sind, nämlich des Ibukido-nuschi, der selbst wieder nur die ara-mi-tama der Göttin der Nahrung vorstellt, der Toyo-uké-himé. Die auf die besagte Göttin bezüglichen Legenden führen uns endlich zu der interessanten Lehre, daß ein göttliches Wesen, welches aus sich heraus Teile seines geistigen Lebens projiziert, das durch Teilung erzeugt, was man die waki-mi-tamas nennt, d. h. „getrennte Geister", die fortan eine eigene Existenz führen. So kommt es denn, daß zwei waki-mi-tamas, die aus der Göttin der Nahrung entstanden, zu Kuku-notschi, dem Gott-Erschaffer der Bäume und Kajamu-himé, der Gott-Erzeugerin der Gräser, werden. So hat denn die Vielheit der Seelen zur möglichen Folge ihre Trennung, sei es zeitlich oder definitiv: die Seelen eines Gottes können sich nach außen begeben (épanouir), wie

[1]) Marie: Etude sur quelques symptômes des délires systématisés. Paris 1892, p. 16—17.

die Teile eines entfalteten Fächers, ohne also ihre ursprüngliche Befestigung zu verlieren; oder sie können gegenteils sich ganz ablösen, um sofort andere unsterbliche Wesen zu werden; in gleicher Weise können sich auch die Seelen eines Menschen nach außen objektieren, für eine gewisse Zeit oder an Zahl sich durch Blödsinn (démence)[1]) vermindern, oder endlich sich ganz unter den Streichen des Todes teilen, der sie ausfallen läßt, wie die Perlen einer zerrissenen Halsschnur; und man begreift dann den wahren Sinn eines berühmten Gedichts, in welchem eine japanische Prinzessin (Schokuschi, 12. Jahrhundert) ihre sterbende Seele apostrophiert und sie tama-no-o-jo: »o Halsband kostbarer Sterne« nennt."

Wenn wir nun die historischen Dokumente oder die klinischen Beobachtungen von Psychosen untersuchen, so finden wir eine Menge von Tatsachen, die derselben Vorstellung entsprechen. Der Pater Surin, der in der berühmten Sache der Nonnen von Loudun mitbeteiligt war, fühlte in sich zwei Seelen, manchmal drei[2]). Ein anderer von Esquirol beobachteter Priester glaubte aus drei Personen zu bestehen, wie das Geheimnis der heiligen Dreieinigkeit[3]), also ganz so, wie wir oben sahen, daß die Schintoisten den Menschen aus drei Seelen bestehend denken, nach dem Vorbilde ihrer Götter. Man hat übrigens in einer noch allgemeineren Art bemerkt, daß „die motorischen Reaktionen, die dem Ich nur schwach anhängen, infolge ihres automatischen Charakters, und welche sogar bisweilen unbewußt sind"[4]), sich ganz und gar davon ablösen können und daß diese Dissoziation besonders bei den religiös Melancholischen sehr ausgeprägt ist.

Eines der merkwürdigsten Details unter diesen alten japanischen Ideen ist die Begegnung des Gottes O-kuni-nuschi mit seinen Teilseelen, die er anfänglich nicht erkennt. Revon vergleicht diesen Umstand sehr richtig mit der hysterischen „Autoskopie", die kürzlich durch Sollier (Société de psychologie de Paris, 1904) studiert ward.

Man kann nur wünschen, daß andere Gelehrte dem Beispiele Revons folgen und auf gleiche Weise die alten religiösen Traditionen der verschiedenen Völker analysieren werden, indem sie dabei die psychologische Kritik anwenden. Solche Annäherungen zwischen primitiven Vorstellungen und Psychosen könnten beide Gebiete erhellen und die Irrenärzte würden sicherlich den Religionshistorikern zu Dank verpflichtet sein.



Berichte und Notizen.



Die Beziehungen zwischen Vererbung und Erkrankung. Die hereditäre Uebertragung abnormer Hinfälligkeit bestimmter Gewebe — zum Beispiel bei hereditärer Ataxie — oder von morphologischen Störungen blastogenen Ursprungs, zum Beispiel Hämophilie (Bluterkrankheit), Polydaktylie (Vielfingrigkeit), gibt die besten Beispiele für den Mechanismus der Vererbung von Krankheiten. Vererbte Tendenz zu Stoffwechselstörungen und herabgesetzter Dauerhaftigkeit der Gefäßwände in ihren Beziehungen zu frühzeitigem Altern und Arteriosklerose (Arterienverkalkung)

---

[1]) Dies ist ein interessanter Umstand, wie hier scheinbar ein Parallelvorgang zwischen Krankheit und Seele gebracht wird, also, daß durch Zerstörung eines Teiles des Körpers (Gehirn) durch Blödsinn ein Teil der Seele verloren geht. Das steht allerdings wieder mit der alten schintoistischen Idee der Unsterblichkeit der Seele und der Seelenwanderung in Widerspruch. (Näcke.)

[2]) Brief an den Pater Altichi, 3. Mai 1639. Siehe: Toulouse, le délire mélancolique, 1897, p. 42.

[3]) Vallon und Marie: Des psychoses religieuses d'évolution progressives et à systématisation dite primitive. p. 19.

[4]) Cotard: De l'origine psycho-motrice du délire, p. 422.

sind gleichfalls von Bedeutung. Die Krankheiten können in vererbte, das heißt von den noch nicht konjugierten Keimzellen übermittelte, als angeborene, das heißt während der intrauterinen Entwicklung erworbene, und als postnatale Erkrankungen (nach der Geburt entstehende) unterschieden werden. Es frägt sich, ob die tiefgreifenden biochemischen Veränderungen des Blutes und der Lymphe, welche durch Tuberkulose, Syphilis, Alkoholismus, Bleivergiftung etc. hervorgerufen werden, die männliche Keimzelle in dem Maße beeinflussen können, daß die das gesunde Ei befruchtenden Spermatozoen pathologische Zustände auf die Nachkommenschaft zu übertragen imstande sind. Es ist bemerkenswert, daß die Mehrzahl der von syphilitischen Eltern stammenden Kinder eine gewisse Immunität gegen Syphilis aufweist, indem sie von der Erkrankung, falls sie dieselbe im späteren Leben akquirieren, nur in leichtem Grade befallen werden oder überhaupt vollständig verschont bleiben. Die Krankheit zeigt gleichsam die Tendenz, sich hinsichtlich ihrer Wirkungen selbst zu eliminieren. Andrerseits ist aber die Syphilis auch eine wichtige Quelle der Degeneration der Nachkommenschaft. Die lebensfeindliche Wirkung der chronischen Bleivergiftung kommt unter anderem dadurch zur Geltung, daß dieselbe bei Frauen das Auftreten von Abortus, beziehungsweise Frühgeburt begünstigt, bei Männern oft Sterilität hervorruft. Es herrscht die Ansicht vor, daß der Alkohol eine wichtige Quelle körperlicher und geistiger Degeneration der Nachkommenschaft darstellt, doch muß die Möglichkeit erwogen haben, daß der Alkoholismus der Eltern selbst schon der Ausdruck einer pathologischen Tendenz ist und daß diese Tendenz übertragen wird. Zweifellos ist der Alkohol ein schweres Gift für neuropathische Familiengruppen. Die Tuberkulose ist eher der Ausdruck einer herabgesetzten Residenz geschwächter und degenerierter Familiengruppen, dagegen kommt sie für die erbliche Uebertragung der Geisteskrankheiten nicht wesentlich in Betracht, da tuberkulöse Psychopathen jüngeren Lebensalters früh sterben und ihre Erkrankung daher weniger auf die Nachkommen übertragen können. Bezüglich der Bedeutung der Heredität bei Psychosen (Seelenkrankheiten) gehen die statistischen Angaben weit auseinander, doch scheint die Bedeutung der Vererbung hier unter allen Umständen noch größer zu sein, als aus den Statistiken hervorgeht. (Dr. Mott, Vortrag auf der 72. Jahresversammlung der British Medical Association. Wiener Klinisch-therapeutische Wochenschrift 1905, No. 38.)

Erblichkeit bei Nerven- und Geisteskrankheiten. In einer Untersuchung über den heutigen Stand der Erblichkeitsfrage in der Neuro- und Psychopathologie (Neurologisches Zentralblatt 1904, 18—19) kommt Hähnle zu folgenden Ergebnissen: 1. Die Hauptursache für viele Nerven- und Geisteskrankheiten ist die ererbte psychopathische Disposition, 2. die Vererbung auch erworbener Krankheitszustände erscheint möglich, 3. die Bedeutung der ererbten Disposition läßt sich zahlenmäßig noch nicht ausdrücken. Gesetze über das Wesen der Vererbung lassen sich noch nicht aufstellen; eine Förderung der Fragen ist von der Analyse der einzelnen Familien-Krankengeschichten zu erwarten, 4. sichere Unterscheidungsmerkmale zwischen erworbener und auf ererbter Disposition beruhender Geistes- und Nervenkrankheit gibt es für den einzelnen Fall noch nicht, 5. gegenüber der Lehre von der fortschreitenden Degeneration ist unter günstigen Verhältnissen eine Regeneration möglich.

Pigmentierung des Auges bei dunkelfarbigen Rassen. Bei Negern und Papua findet sich im Epithel der Augenbindehaut braunes oder schwarzes Pigment, hauptsächlich in der Gegend des Hornhautrandes und am reichlichsten in den tiefen Epithellagen. An einer sehr großen Zahl von Augen (auch dunklen) aus Baden fand sich nie eine Spur solcher Pigmentierung, ebensowenig an dem Auge eines Italieners. Bei Malaien ist Pigmentierung der Bindehaut schon früher beschrieben worden; bei Javanern kommen umschriebene Pigmentflecke vor. Vergleiche mit der Säugetierreihe zeigen, daß hier genau dieselbe Pigmentierung in weiter Verbreitung auftritt, und zwar auch bei Affen und Anthromorphen (Orang, Semnopithecus, Macacus). Die weiße Rasse hat also bei ihrem vermutlichen Depigmentationsprozeß auch an der Bindehaut das Pigment verloren, das sonst offenbar die Sklera gegen diffuses durchdringendes Licht schützen soll. — In den innerhalb des Augapfels gelegenen Teilen hat der Weiße ebenfalls weniger Pigment. Bei Negern und Melanesiern ist der Ciliarkörper so pigmentreich, daß man den Ciliarmuskel kaum erkennen kann; das Auge der Italiener zeigt hier viel weniger Pigment, das der Badener fast gar keines. Ebenso sind beim Neger und Papua einzelne Pigmentkörnchen hier und da in die Sklera eingestreut, die bei unserer Rasse fehlen. Am Sehnerveneintritt haben wir auch Skleralpigment, der Neger bedeutend mehr. (E. Fischer, Naturf.-Ges. Freiburg i. Br., 30. Mai 1905.) — R. W.

Das Gehirngewicht hervorragender Männer. Im Zentralblatt für Anthropologie (1905, 1) berichtet Laufer über eine Arbeit von E. A. Spitzka, in welcher die Beziehungen des Gehirngewichts zu höheren Berufen, Künsten und Wissenschaften untersucht werden. Spitzka hat aus der Literatur Hirngewichte von 114 hervorragenden Männern gesammelt, von denen 18 ausgeschieden werden mußten, teils wegen Unzuverlässigkeit der Angaben oder der Wägung, teils wegen anerkannter Geisteskrankheit der Träger des betreffenden Gehirns. Aus der Zusammenstellung der übrigen 96 Gehirngewichte ergibt sich zunächst, daß das mittlere Hirngewicht derselben 1473 g beträgt, mithin die verschiedenen für Europäer berechneten mittleren Hirngewichte um 75 bis 125 g übertrifft; dabei ist das vorgeschrittene Alter, in dem sich die 96 hervorragenden Männer bei ihrem Tode befanden — nämlich im Mittel 63 Jahre — nicht berücksichtigt. An einer Kurve wird die relative Häufigkeit hoher Hirngewichte unter den bedeutenden Leuten im Verhältnis zur geringeren Zahl solcher bei gewöhnlichen Leuten (800 Gehirngewichte von Bischof und Marchand) dargetan. Eine zweite Kurve zeigt, daß die durch die senile Involution bedingte Abnahme des Hirngewichts bei gewöhnlichen Sterblichen früher (im 55. Lebensjahr im Mittel) als bei den hervorragenden Leuten (im 65. Lebensjahr) eintritt. Der Nationalität nach stehen die Vereinigten Staaten und Kanada mit dem mittleren Gehirngewicht ihrer großen Männer obenan: 1580 g, dann folgt Britannien mit 1473 g, Deutschland und Oesterreich mit 1443 g, Frankreich mit 1440 g. Bei der Gruppierung nach Berufen zeigte sich, daß die Vertreter der mathematischen Wissenschaften das höchste Gehirngewicht besaßen; die zwölf Mathematiker und Astronomen hatten alle ein Gehirngewicht über 1400 g, mit Ausnahme des im 80. Lebensjahre gestorbenen Gant; das Mittel beträgt 1532 g. Dann kamen die Männer der Tat (Staatsmänner, Militärs usw.) mit einem mittleren Gehirngewicht von 1490 g. Die Vertreter der schönen Künste, Philosophie usw. folgen mit 1482,2 g und zuletzt die der Naturwissenschaften mit 1444,3 g, einer Gewichtsziffer, die immer noch höher ist als das gewöhnliche mittlere Hirngewicht.

Der physische Typus Beethovens. Ludwig van Beethoven war von geringer Körpergröße, hatte einen „derben, gesunden" Teint und schwarzes Haar. Die Augen waren dagegen blau und der Schädel dolichocephal. Die größte Länge des Schädels betrug 19,5 m, die größte Breite 15,5, der Index war 79,4, der Umfang 57 cm. Beethoven ist demnach ein Mischling zwischen der nordisch-germanischen und der brünetten Rasse. Die Schädelform und die blauen Augen hat Beethoven von seiner Mutter geerbt, die nach ihrem Bildnis im Beethoven-Museum in Bonn den Typus rein germanischer Rasse zeigt, während die Verdunkelung des Pigmentes vom Vater herrühren mag. Die kleine Gestalt ist vermutlich pathologisch, da Nachrichten über seine Kinderzeit und abnorme Bildungen am Schädel auf rachitische Knochenerkrankung hinweisen. — L. Wltn.

Weibliche Kopfverunstaltungen bei den Germanen? Man hat lange gezweifelt, ob die 1820 zuerst gefundenen, in germanischen Reihengräbern vielfach vorkommenden turmartigen Schädel mit Quereindruck und niedriger Stirn künstliche Mißbildungen seien. Man hat auch gedacht, ob es sich nicht dabei vielleicht um Avarenschädel handelt. Jetzt ist ein solcher Schädel bei Heilbronn in einem dem fünften Jahrhundert angehörenden germanischen Grabe gefunden worden. Man kann jetzt nicht mehr zweifeln, daß die Sitte der Kopfverunstaltung von Germanen geübt wurde, und zwar wohl ausschließlich an Weibern. (Schlitz, Vortr. im anthrop. Verein zu Stuttgart 1905.) Man wird wohl zunächst an ein an Sklavinnen geübtes Verfahren denken müssen. — A. K.-H.

Die Probleme der griechischen Urgeschichte behandelte Dr. Gößler (Eßlingen) in einem Vortrag des Württembergischen anthropologischen Vereins. Die historische Forschung kann in der griechischen Urgeschichte heute ziemlich weit zurückgehen, da ihr ein ausgezeichnetes archäologisches Material für die Prähistorie zur Verfügung steht. Aber man kommt dann, was das Ethnologische anlangt, zu einer Kluft, die den homerischen Griechen von der indogermanischen Zeit trennt. Allgemein anthropologische Forschung, orientalische Parallelen und Sprachwissenschaften füllen die große Lücke etwas aus, ohne sie aber irgendwie schließen zu können. Im Gegenteil, die griechische Urgeschichte ist überreich an Problemen, ja sie wird, seitdem Kreta ungeahnte Schätze aus dem dritten und zweiten Jahrtausend v. Chr. gespendet hat, immer verworrener. Zu diesen monumentalen Quellen kommt Homer, eine archäologisch-literarische Quelle. Hier ist

die Forschung immer positiver und realer geworden. Homers Schilderungen liegt im allgemeinen die „mykenische Kultur" zugrunde. Ueberaus schwierig ist die Frage ihres Ursprungs; aber die Eigenart und das Verbreitungsgebiet ist deutlich erkennbar. Und vor allem ist sie datierbar und gibt dadurch einen festen Punkt in der Prähistorie. Für die Datierung bietet ein ausgezeichnetes Hülfsmittel die datierbare Schichtenfolge auf Troja-Hissarlik. Hier sieht man auch deutlich, daß der mykenischen Kultur an den Küsten des ägäischen Meeres eine andere, die sogenannte ägäische vorausgegangen ist. Die zweite Schicht daselbst, etwa um 2500—2000 v. Chr., zeigt im Gegensatz zu der ersten, noch rein steinzeitlichen, einen starken Fortschritt, der jedoch das neolithische Zeitalter noch nicht überwunden hat. Diese ägäische Kultur setzt aber keinen Rassenzusammenhang voraus. Allem Anschein nach sind die Bewohner von Troja aus Thrakien gekommene indogermanische Verwandte der Phrygier, die im dritten Jahrtausend v. Chr. vor einem Druck von Norden hierher auswichen, da der Süden der Balkanhalbinsel schon durch die Griechen besetzt war, die demnach schon in dieser Frühzeit ihre historischen Sitze auf der Balkanhalbinsel erreicht haben. Sprachgeschichtliche Untersuchungen besonders zeigen, daß damals weder eine indogermanische noch semitische Urbevölkerung sich um das ägäische Meer verbreitete. Dazu gehörten Völker wie die Karer, die antike Historiker als die ältesten Bewohner der ägäischen Inseln nennen, Lyder, Myser; ferner die Lykier Pisidier, Kilekier. Zwischen diesen beiden Gruppen schoben sich die indogermanischen Phryger ein. Der Uebergang der ägäischen Kultur in die mykenische ist lokal ganz verschieden gewesen. Eine ganz besondere Art ist jetzt in Kreta konstatiert, wo zwischen die älteste neolithische Schicht sich eine neue einschiebt: die frühminoische oder Kamareskultur. Ihre Eigenart zeigt sich vor allem in der durchaus originellen Keramik, die einen etwas mehr bäuerlich-barbarischen Charakter gegenüber der feineren mykenischen Dekoration zeigt. Die Frage, wie sich die letztere daraus entwickelt hat, muß behandelt werden im Zusammenhange mit der allgemeinen Frage: Was hat uns Kreta überhaupt neues gebracht? Es hat alle Wahrscheinlichkeit für sich, daß die früher als Träger der mykenischen Kultur vermuteten Karer die Schöpfer und Träger dieser älteren kretischen Kultur gewesen sind: daß die „Eteokreter" Angehörige der großen kleinasiatischen Völkergruppe sind, dafür spricht auch die Aehnlichkeit der Gesichtstypen z. B. auf einer Vase in Hagia Triada mit Darstellungen dieser ägäischen „Meeres- und Inselvölker" auf ägyptischen Wandgemälden und Pylonen. Im 16. und 15. Jahrhundert v. Chr. schufen dann die Griechen aus diesen Elementen unter energischer Aufnahme der orientalischen Beziehungen die mykenische Kultur, trugen sie nach dem Festland hinüber und bildeten sie zu einer freien Herrenkunst aus, bis diese in den Stürmen der von Norden her erfolgenden Völkerwanderungen am Ende des zweiten Jahrtausends unterging. (Korresp.-Blatt der deutschen Ges. für Anthropologie 1905, No. 4, S. 45.)

Vorgeschichtliche Hafenbauten in Dänemark. Die wissenschaftlichen Forschungen an dem Grenzwall Danewerk, die der Kustos Dr. Knorr vom Kieler Museum vaterländischer Altertümer leitet, haben jetzt, wie das Berliner Tageblatt berichtet, ein hochinteressantes prähistorisches Werk zutage gefördert. Die Ausgrabungen legten ein Bohlenwerk bloß, das eine bedeutende Ausdehnung besitzt. In der Nähe der Oldenburg lag das ehemals berühmte Hethaby, ein Handels- und Stapelplatz für den Warenaustausch in grauer Vorzeit. Das Bohlenwerk bildet nach seiner ganzen Herstellung eine Art Kai-Anlage. Es ist somit anzunehmen, daß es sich um vorgeschichtliche Hafenbauten handelt, die für die Einrichtungen einer altnordischen Seestadt, wie es Hethaby war, charakteristisch sind. Das freigelegte Stück besteht aus zwei nebeneinander stehenden Bohlen, die durch starke, kurze Balken verbunden sind.

Afrikanische Probleme. Im vorigen Jahre hielt der frühere politische Sekretär des Oberkommissars Milner in Galsgow einen Vortrag über: Das Problem unserer afrikanischen Besitzungen. Er führte darin aus, wie das englische afrikanische Reich an Ausdehnung nicht mehr zunehmen könne, daß es heute vielmehr Englands Pflicht sei, nicht zu erobern, sondern zu organisieren und zu entwickeln. Augenblicklich ständen zwei Probleme im Vordergrund. Einmal als bedeutendstes die Eingebornenfrage und dann das Problem, auf welche geeignete Weise das Land selbst erschlossen werden könnte. Die Zahl der farbigen Bewohner Südafrikas stände im Verhältnis wie sechs zu eins. Es sei daher die Hauptaufgabe Englands, dahin zu streben, diese gewaltige Eingebornen-Bevölkerung nicht zu einer beständigen

Bedrohung des Weißen sich auswachsen zu lassen. Dies könne nur geschehen durch eine verständige Erziehung des Volkes und durch ein Arbeitsgesetz, das die ganze Art des Lebens des Schwarzen umforme und ihm die ersten Grundbegriffe des bürgerlichen Lebens beibringe. Würde bei den Missionen sich die Erkenntnis durchringen, wie erst dieser Grund bearbeitet werden müßte, ehe sie an die Lehre vom Christenglauben herantreten, würden sie das Volk zur Arbeit und Wohlanständigkeit anhalten, so dürfte man in ihnen eine zivilisierende Macht erkennen, mit der keine weltliche Organisation in Wettbewerb treten könnte. (Koloniale Zeitschrift VI, 2.)

Der siebente Zionisten-Kongreß fand am 27. Juli d. J. in Basel statt. Es waren Vertreter des Judentums aus allen Teilen der Welt erschienen, darunter fast 100 Delegierte aus außereuropäischen Ländern. Die Eröffnungsrede hielt M. Nordau, der nach dem Tode Theodor Herzls, des geistigen Urhebers der zionistischen Bewegung, Führer geworden ist. Er bezeichnete als Ziel des Zionismus die Rückkehr in die alte Heimat und die Erstrebung von normalen Daseinsbedingungen für das gesamte jüdische Volk. „Das Ideal der zionistischen Bewegung bleibt die nationale Wiedergeburt im Lande der Väter." — Der wichtigste Gegenstand der Beratungen war das sogenannte Ostafrika-Projekt, das von dem Kongreß nach langen und schweren Diskussionen abgelehnt wurde. Die Entscheidung war: Ablehnung des Angebots und Ablehnung jedes eventuellen anderen Angebotes, das nicht eine Siedelung in Palästina oder seinen Nebenländern betreffen sollte. Der Antrag des Aktionskomitees, der mit außerordentlich großer Mehrheit angenommen wurde, hatte folgenden Wortlaut: I. Der siebente Zionistenkongreß erklärt: Die zionistische Organisation hält an dem Grundprinzip des Baseler Programms, das „die Schaffung einer öffentlichrechtlich gesicherten Heimstätte für das jüdische Volk in Palästina" erstrebt, unerschütterlich fest und lehnt — sowohl als Zweck wie als Mittel — jede kolonisatorische Tätigkeit außerhalb Palästinas und seiner nächsten Nachbarländer ab. — II. Der Kongreß beschließt: Der Regierung Seiner britischen Majestät für das Angebot eines Territoriums in Britisch-Ostafrika zum Zwecke der Etablierung einer jüdischen Siedlung mit autonomen Rechten den tiefgefühlten Dank auszusprechen. — Nachdem eine Kommission zur Erforschung des Territoriums ausgesendet wurde und Bericht erstattet hat, beschließt der Kongreß, daß sich die zionistische Organisation mit dem Vorschlage nicht weiter befassen kann. — Der Kongreß nimmt mit großer Genugtuung die Anerkennung zur Kenntnis, welche die britische Regierung in ihrem Streben, eine Lösung der jüdischen Frage herbeizuführen, der zionistischen Bewegung zuteil werden ließ, und spricht die Hoffnung aus, daß ihr die guten Dienste der britischen Regierung auch dort zuteil werden, wo zugleich eine Uebereinstimmung mit dem Baseler Programm erzielt werden könnte. — III. Der siebente Zionistenkongreß bringt in Erinnerung und betont, daß § 1 des zionistischen Organisationsstatutes die zionistische Organisation derjenigen Juden umfaßt, welche sich mit dem Baseler Programm einverstanden erklären. — Im engsten Zusammenhang mit diesem Beschluß steht ein zweiter, der sich mit Palästina selbst beschäftigt: Daß parallel der politisch-diplomatischen Tätigkeit als reale Unterlage und zur Stärkung derselben, entsprechend dem ersten Punkt des Baseler Programmes, die systematische Ausgestaltung der jüdischen Positionen in Palästina erfolgen müsse, und zwar durch folgende Mittel: 1. Allseitige Erforschungsarbeit; 2. Förderung von Agrikultur, Industrie usw. in möglichst demokratischem Geiste; 3. Kulturelle und ökonomische Organisation und Hebung der palästinensischen Judenheit durch Arbeit im Lande und durch Heranziehung neuer intellektueller Kräfte; 4. Erstrebung der für die Hebung Palästinas notwendigen Reformen in bezug auf Verwaltung. — Der siebente Zionistenkongreß lehnt jede planlose, unsystematische und philanthropische Besiedlungstätigkeit im Sinne der Kleinkolonisation ab. — In bezug auf den jüdischen Nationalfonds wurde folgendes beschlossen: Jede Landeszentrale ist verpflichtet, ein Nationalfondsbureau einzusetzen, welches die Aufgabe hat, in jedem Orte des Landes, wo Juden wohnen, Nationalfondskommissionen, beziehungsweise Kommissäre zu bestellen, welche für den Nationalfonds die erforderliche Arbeit zu leisten haben. 2. Jeder zionistische Verein ist verpflichtet, mindestens 5 pCt. der Einnahmen an Mitgliedsbeiträgen dem Nationalfonds abzuführen. 3. Es ist Pflicht eines jeden Zionisten, sich zugunsten des Nationalfonds selbst zu besteuern; selbst die Dürftigsten sollen so im Laufe eines Jahres wenigstens 1 Krone, 40 Kopeken, respektive den entsprechenden Wert in ihrer Landesmünze dem Nationalfonds zuwenden. 4. Alle jüdischen Zeitungen werden aufgefordert, aufklärende Artikel über den Nationalfonds zu bringen, ihre

Leser zu Sammlungen für den Nationalfonds anzueifern, selbst Spenden entgegenzunehmen und sie auszuweisen. 5. Die zionistischen Organe haben dafür zu sorgen, daß Kultusvorstände und Rabbiner bei allen rituellen Anlässen Zuwendungen für den Nationalfonds veranlassen. 6. Es ist Pflicht eines jeden bemittelten Zionisten, in seinem Testamente den Nationalfonds zu bedenken.

Selbstmord bei den Juden. Ueber die Selbstmörder hat der englische Arzt Dr. Westcott, der seit langer Zeit in einem Londoner Bezirk die Leichenschau ausübt, auf Grund zwanzigjähriger Erfahrungen interessante Statistiken aufgestellt. Er bezeichnet als die gewöhnlichsten Veranlassungen zum Selbstmord chronische Krankheiten, Armut, Alkoholismus, unglückliche Liebe und dergleichen, glaubt aber feststellen zu können, daß die Neigung zum Selbstmord mit dem Bildungsniveau des Menschen zunehme. Im besonderen findet er in Ländern mit weit verbreiteter Tagespresse, die eine ständige Selbstmordchronik führt, die Zahl der Lebensmüden höher als anderswo. Die Protestanten scheinen ihm leichter zur Begehung des Selbstmordes bereit zu sein als die Katholiken und die griechisch-katholischen wiederum mehr als die römisch-katholischen. Am seltensten kommt dagegen der freiwillige Tod unter den Juden vor. Unter den Weltstädten steht Paris an Zahl der Selbstmörder obenan; es kommen ihrer dort jährlich auf jede Million Einwohner an 400, in London dagegen nur 90. Unter Soldaten und Seeleuten ist Selbstmord häufiger als unter Privatpersonen, unter Männern dreimal so häufig als unter Frauen. Der höchste Prozentsatz fällt auf das Lebensalter von 40—50; nach dem 55. Jahre nehmen die Fälle sehr rasch ab. Unter dem Alter von 20 Jahren jedoch kommt der Selbstmord beim weiblichen Geschlecht öfter vor als beim männlichen. Die Kinderselbstmorde befinden sich zurzeit im Zunehmen. Unter den Männern findet man mehr Selbstmorde bei den unverheirateten, bei den Frauen ist dieses Verhältnis umgekehrt. Ebenso legen Witwen öfter Hand an sich als Witwer; dagegen geschiedene Männer öfter als geschiedene Frauen. (Jüdisches Volksblatt 1905, No. 36.)

Die gelbe Gefahr. Der russisch-japanische Krieg hat in weiten Kreisen das größte Erstaunen über das Vorgehen des kleinen Inselreiches hervorgerufen. Vorwiegend in den Köpfen derjenigen, welche Japan seine unerwartet großen Erfolge nicht zugetraut hatten, ist nun das Gespenst der gelben Gefahr aufgetaucht, und von einem Extrem ins andere fallend, sehen dieselben die Zukunft voll dunkler Wolken. Franzosen sehen ihre indischen Besitzungen gefährdet, die Japaner sollen den Besitz von Hawai und der Philippinen erstreben, der Präsident des japanischen Senates soll vor Ausbruch des Krieges erklärt haben, es wäre die Mission Japans, als Bannerstaat der asiatischen Kultur, die asiatischen Völker vom Joche der Europäer zu befreien. Doch ist es zwecklos, den Jahrhunderten vorauseilen zu wollen. Was die gegenwärtige Gefahr anbetrifft, so hat Rußland seinen Gegner unterschätzt, ein Fehler, dessen sich keine andere Nation mehr schuldig machen wird, und neben der eigenen Tüchtigkeit ist dies ein entscheidender Faktor für die japanischen Erfolge gewesen. Es soll nun die „große gelbe Gefahr“ darin bestehen, daß Japan nach Einimpfung kriegerischer Tugenden bei allen Stämmen des chinesischen Reichs sich an die Spitze dieser dann etwa 400 Millionen zählender Völker setzt, um sich, wie seinerzeit die Horden des Dschengis-Chan, lawinenartig gegen den Westen in Bewegung zu setzen. Aber die Geschichte Chinas zeigt, daß dieses Volk selbst immer unkriegerisch gewesen ist, und es ist unwahrscheinlich, daß eine allgemeine nationale Erregung und Begeisterung die Völker Chinas zu gemeinschaftlichem Streben in Bewegung setzen könnte. Zudem wird China schwerlich glauben, Japan habe in der Mandschurei für die Interessen der gelben Rasse gekämpft und es ist daher übereilt, aus den Sympathien der Chinesen für Japan während des Krieges zu schließen, daß nunmehr ein engeres Bündnis zwischen den beiden gelben Nationen zustande kommen müßte. Japan wird nach dem Kriege darauf bedacht sein müssen, seine Einnahmen durch Hebung von Handel und Industrie zu vergrößern. Die Chinesen werden aber in den Japanern — ebensowenig wie vorher in den Europäern — den Führer oder Protektor anerkennen wollen, und wenn die Einsicht für die Notwendigkeit eines gänzlichen Bruches mit den veralteten Institutionen zur Herrschaft kommen sollte, so werden sie versuchen, die Reorganisation nach japanischem Vorbild mit eigenen Kräften durchzuführen. Die Nähe des plötzlich zu großer Macht gelangten Inselreiches wird bei ihnen bald ein Gefühl der Furcht und Unsicherheit hervorrufen, und eher als die gelbe Rasse in ihrer Gesamtheit unseren Frieden in fernem Westen bedroht oder unsere Interessen in

Ostasien vernichtet, wird China früher oder später den Schutz der rothaarigen Barbaren gegen die Söhne der aufgehenden Sonne anrufen. Gewiß hat die unerwartete Entfaltung bis dahin ungekannter Kräfte, das plötzliche Erstarken zu achtunggebietender Macht Japan gegenüber neben Bewunderung auch Neid und Mißtrauen hervorgerufen. Japan wird aber noch lange Zeit gebrauchen, um seine Eroberungen zu wirklichen ertragsfähigen Teilen des Reiches umzugestalten und da Korea dem Bedürfnis für Auswanderung in größter Ausdehnung Genüge bietet, so ist kaum zu glauben, daß das japanische Volk aus Ehrgeiz oder phantastischen Motiven sich in eine ernste Verwickelung stürzen sollte. Von allen in Ostasien interessierten Nationen wird natürlich die Entwicklung Japans aufmerksam zu verfolgen sein, aber da die Deutschen dort in dritter Stelle stehen, trifft dies die Engländer und Amerikaner mehr wie uns. Ueber Konkurrenz im Handel sich beklagen zu wollen, wäre mehr wie töricht und für die Deutschen besonders inkonsequent, weil sie selbst auf verschiedenen Gebieten den Engländern erfolgreiche Konkurrenz gemacht haben und deren Gereiztheit und Klagen mit Recht als unbegründet zurückweisen. Im Handel, in der Arbeit und in allen Zweigen des öffentlichen Lebens entscheidet die größere Tüchtigkeit. Unsolidität kann wohl vorübergehende Erfolge zeitigen, rächt sich aber früher oder später in schärfster Weise. Schwierigkeiten werden daher nicht durch kriegerische Unternehmungen, sondern nur durch verschärften Wettbewerb entstehen, denn neben der Sicherstellung als ostasiatische Großmacht muß Japan die Ausdehnung seines Handels ins Auge fassen. Vermutlich wird aber nicht Deutschland, sondern in erster Linie England, der Verbündete Japans, dadurch in Schwierigkeiten geraten. Sehen wir daher dem Aufblühen des japanischen Reichs mit Wohlwollen in der Ueberzeugung entgegen, daß uns dadurch nur solche Schwierigkeiten erwachsen, denen wir durch Tüchtigkeit und Selbstvertrauen gewachsen sein werden. (Vize-Admiral Valvis, Deutsche Kolonial-Zeitung, 1905, No. 17.)

Die Sprachbewegung in Südafrika. In der Burenpresse Südafrikas nimmt die Frage der Schaffung einer besonderen südafrikanischen Schriftsprache, die sich an den in Südafrika gesprochenen holländischen Dialekt anschließen soll, einen immer weiteren Raum ein. Nun ist eine Vereinigung im Entstehen, die diese Bewegung organisieren soll. So wie die Dinge gegenwärtig liegen, bedeutet dies jedenfalls eine Stärkung des Burentums, das sich für eine engere Verbindung mit dem holländischen Volk in Europa nie recht begeistern konnte, während diese Bewegung vor allem an das bei den Buren stark ausgeprägte Heimatsgefühl anknüpft.

Die Größe der ruthenischen Nation. In Rußland gilt als offizieller Maßstab bei der Volkszählung nicht die Nationalität, sondern die Konfession. Deshalb ist die Zahl der im moskowitischen Reiche lebenden Ruthenen (sog. Kleinrussen) aus der offiziellen Statistik nicht zu ersehen. Doch kann man annehmen, daß sie schon 1890 nicht weniger als 24 Millionen betragen hat. Hierzu kommen nach Zählungen aus dem Jahrzehnt 1890—1900 in Galizien 3,074 Millionen, in der Bukowina 0,299 Millionen, in Ungarn 0,429 Millionen und in Amerika etwa eine Viertel Million. Professor Nierderle in Prag schätzt die gegenwärtige Gesamtzahl der Ruthenen auf 32 Millionen, so daß sie nur wenig der der Italiener nachsteht. (M. R. Ruthenische Revue 1905, No. 1.)

Eheverbot und Geschlechtskrankheiten. Gegen das staatliche Eheverbot im Falle einer Geschlechtskrankheit äußerte Dr. Chotzen in einem Referat vor dem Zweigverein Schlesien der Gesellschaft zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten: Die Verbreitung der Syphilis oder die Uebertragung des Trippers durch den ehelichen Verkehr ist nicht für alle Fälle, in welchem Geschlechtskranke nach Abheilen des ersten, gefährlichsten Infektionsstadiums die Ehe eingehen, festgestellt. Ein jeder Arzt kennt Fälle, in welchen — auch ohne daß sie in ausreichender Weise behandelt wurden — eine Uebertragung auf die andere Ehehälfte oder die Nachkommen nicht stattgefunden hat; er kennt auch Fälle, in welchen selbst nach einer oder mehreren Fehlgeburten schließlich eine gesunde Nachkommenschaft erzeugt wurde. Ein generelles Verbot, daß Individuen, welche irgendwann einmal vor ihrer Eheschließung mit Syphilis oder Tripper behaftet waren, von der Ehe ausgeschlossen werden müßten, ist also nicht gerechtfertigt. Man muß sich auch gegenwärtig halten, daß die Eheschließung nicht allein den Endzweck der Erzeugung von Nachkommen hat; sondern viele, seien es im Alter vorgeschrittenere, seien es in noch nicht völlig gesicherter Lebensstellung befindliche Personen, in der ehelichen Lebens-

vereinigung als solcher bereits eine Lebensbefriedigung finden. Wenn auch der Staat an einer fruchtbaren (aber auch die Nachkommenschaft bis zu einem gewissen Selbständigkeitsalter erhaltenden) Ehe das größte Interesse hat, so ist doch auch die Eheschließung an sich hier dem Staat von Wert, weil sie Seßhaftigkeit, einen schärferen Ansporn zur Entwicklung der schlummernden Arbeitskräfte, die Erwerbung von Besitz, also die Förderung des Volkswohlstandes herbeizuführen vermag. Aus rein theoretischen Erwägungen entstehendes, nach ärztlichen Anschauungen zuweitgehendes staatliches Eheverbot würde also durch die Vernichtung des Lebensglücks die Einzelwesen mit unnützer Härte bedrücken und das Staatswesen schädigen. (Zeitschrift für Sozialwissenschaften 1905, S. 59.)

Ueber Alkohol und Schulkind referierte Dr. Hecker auf der 77. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte in Meran: Im Prinzip ist der Alkohol ein scharfes Gift für die Kinder. Nach Kraepelin wird dadurch ihre geistige Arbeitsfähigkeit herabgesetzt. Von Menge und Form des Alkoholgenusses hängt die Schulqualifikation der Kinder ab. Hecker hat über 6000 Kinder in vier Schulen untersucht, und zwar mit Hülfe von Fragebogen, auf denen die Schüler selbst einzutragen hatten, was für Getränke sie zu Hause erhielten. Das Ergebnis bildeten fünf Kategorien: Abstinente, zuweilen Trinkende, prinzipiell zweimal täglich Trinkende, kranke Kinder und eigentliche Trinker. Redner demonstriert eine Reihe von Tabellen, die auf Grund verschiedener Beziehungen des Alkohols zu Körperlänge, Geschlecht, Fleiß, Intelligenz, Beruf der Eltern usw. angelegt sind. Es ergab sich, daß manche Kinder nicht nur täglich ein Quart Bier, sondern auch Schnaps bekommen. 13 pCt. waren abstinent, 55 pCt. täglich Trinker. Fleiß und Aufmerksamkeit waren bei den Abstinenten größer als bei den Trinkern. Interessant waren die Beziehungen zwischen Alkohol und Längenwachstum: bis zum elften Lebensjahre tritt Hemmung des Wachstums ein, nach diesem mit Zunahme des Alkoholgenusses eine solche der Körperlänge. Diese tabellarischen Resultate sollten für den Schularzt maßgebend werden.



Bücherbesprechungen.



A. Heilborn, Der Mensch. Sechs Vorlesungen aus dem Gebiete der Anthropologie. Mit zahlreichen Abbildungen. Sammlung: Aus Natur- und Geisteswelt. Leipzig 1904, Verlag von B. G. Teubner.

Das vorliegende Büchlein ist aus einer Reihe von Vorlesungen hervorgegangen, die der Autor als Dozent an der Humboldt-Akademie gehalten hat. Es gibt in durchaus wissenschaftlicher Haltung und dabei in allgemeinverständlicher Sprache einen Ueberblick über die wichtigsten Tatsachen und Theorien der Anthropologie. Es behandelt unser gegenwärtiges Wissen vom Ursprung des Menschen, seine embryonale Entwicklung, den Kanon der menschlichen Gestalt und die anthropologischen Maßmethoden, die Rasseneinteilung des Menschengeschlechts, die anatomischen Rassenverschiedenheiten und schließlich den tertiären Menschen.

Der Verfasser unterscheidet deutlich zwischen „Rasse" und „Volk". Unter der ersteren versteht er eine „Gemeinschaft Gleichgearteter desselben körperlichen Typus", unter dem letzteren eine „Gemeinschaft Gleichgesitteter derselben Sprache".

In dem Kapitel über die anatomischen Rassenverschiedenheiten werden die Körperproportionen, die Körpergröße, die Skelettbildung, Schädelform, Hautfarbe, Farbe des Haares und der Augen, der Rassengeruch besprochen. Mit Recht betont der Verfasser, daß die einzelnen Merkmale nur bedingter Weise als konstante Rasseneigenschaften angesehen werden können; doch vermißt man die wichtige Bemerkung, daß erst die korrelative Zusammenordnung mehrerer Merkmale einen Rassetypus ausmacht.

Wir möchten das Büchlein allen angelegentlich empfehlen, die sich mit den Elementen der allgemeinen und speziellen Anthropologie vertraut machen wollen. Es ist eine gut orientierende Einführung in dieses grundlegende Wissensgebiet, das für Geschichte, Soziologie und Politik immer größere Bedeutung gewinnt.

Dr. Ludwig Woltmann.

St. Kekule von Stradonitz, Ausgewählte Aufsätze aus dem Gebiete des Staatsrechts und der Genealogie. Berlin 1905, Carl Heymanns Verlag. Preis Mk. 5,—.

Der Verfasser vereinigt in dem vorliegenden Werk eine Reihe von Aufsätzen über staatsrechtliche und genealogische Fragen, die in verschiedenen Zeitschriften schon veröffentlicht wurden. Für diese Sammlung muß man ihm dankbar sein, da das Interesse für Genealogie neuerdings stärker hervortritt und namentlich durch die naturwissenschaftlichen Untersuchungen über die Vererbung körperlicher und geistiger Eigenschaften bedeutsam gefördert wird.

Die Aufsätze lassen sich in drei Gruppen scheiden; die einen behandeln Abschnitte aus der Geschichte der Genealogie, die anderen einzelne staatsrechtlich-genealogische Fragen, die gegenwärtig die Erbfolge in einigen deutschen Staaten betreffen, und die dritten kann man als selbständige Beiträge zur genealogischen Wissenschaft bezeichnen.

Unter der ersten Gruppe interessiert besonders der Abschnitt über „Ph. J. Spener in seiner Bedeutung für die Heraldik und die Genealogie" (S. 181). Fragen der Ebenbürtigkeit werden unter anderen an dem Beispiel der deutschen Kaiserin behandelt. Der Autor sucht diese Ebenbürtigkeitsfragen vor den Aufklärern und Liberalen durch folgenden Hinweis zu rechtfertigen: „Den tatsächlichen Unterschied zwischen den Regierenden und den Regierten wird kein noch so eingefleischter Liberaler leugnen wollen; und wenn er auch nur noch Vernunftmonarchist ist, d. h. zu denen gehört, die die Monarchie zurzeit für die beste Staatsform ansehen, so wird er nicht leugnen können, daß je angesehener, unabhängiger, unparteiischer die regierende Familie ist, desto besser sie ihren Aufgaben gerecht werden kann." — Das mag so sein, aber der ursprüngliche genealogische Sinn der Ebenbürtigkeit ist diese Auffassung sicher nicht.

Einige Aufsätze behandeln die Abstammung Kaiser Wilhelms II. von Karl dem Großen, von Admiral Coligny, von Cid. Man kann in solchen Untersuchungen nur genealogische Spielereien sehen, wenn sie beweisen sollen, daß von diesen Ahnen her etliche „Blutströpfchen" in in in irgend jemandes Adern fließen. Es ist eine ganz abenteuerliche Vorstellung, wenn es heißt, daß in Wilhelms II. Adern „so mancher Tropfen vom Blute merkwürdiger Personen der Geschichte rollt, wie Karls des Großen, der heiligen Elisabeth, der heiligen Hedwig, des heiligen Ludwig, des Admiral Coligny, der Marie Stuart, des Cid". — Derartige genealogische Tafeln haben nach unserer Meinung nur den einen Wert, zu zeigen, daß es sicheres historisches Material gibt, wodurch Familienzusammenhänge bis über einen Zeitraum von 1000 Jahren sich exakt verfolgen lassen.

Unseren ungeteilten Beifall findet der Autor in den Beiträgen, wo er sich als Schüler von Ottokar Lorenz zeigt, der die genealogische Wissenschaft in enger Fühlung mit der modernen naturwissenschaftlichen Vererbungslehre neu begründete. Hierher gehören die Aufsätze über „Ziele und Aufgaben der wissenschaftlichen Genealogie" (S. 101) und namentlich über „die Untersuchung von Vererbungsfragen und die Degeneration der spanischen Habsburger" (S. 221). Dieser vor einigen Jahren im „Archiv für Psychiatrie" veröffentlichte Aufsatz hat den Autor in weiten Kreisen der Mediziner und Biologen als einen tüchtigen Forscher bekannt gemacht. Hier ist auch von der traditionellen „Bluttröpfchen-Theorie" nicht mehr die Rede, denn die Forschungen sind ganz im Geiste der exakten Vererbungs-Physiologie gehalten. Diese Studie ist für die Biologen besonders lehrreich, da sie auf das deutlichste zeigt, daß Vererbungsprobleme ohne Anwendung genealogischer Gesichtspunkte nicht gelöst werden können. Dr. L. J. Lange.

Ludwig Gumplowicz, Grundriß der Soziologie. Wien, Manz, 1905, 384 S.

Die zweite Auflage des „Grundrisses" gibt den Text der ersten 1885 erschienenen Auflage fast unverändert wieder und berücksichtigt die inzwischen verflossenen 20 Jahre nur durch Ergänzungen, die da und dort eingefügt sind, ohne mit dem älteren Text in eine innigere Verbindung gebracht zu sein. Nach dem Vorwort scheint das Verfahren auf einer Art Pietät des Verfassers gegen sein Werk zu beruhen, dem er eine führende Rolle in dem siegreichen Kampfe um die Existenz-

berechtigung der Soziologie als einer eigenen Wissenschaft beimißt. Vielleicht wäre diese Pietät besser bei Seite gesetzt worden. G. ist ohnehin kein Systembauer; es fehlt ihm dazu etwas vom Künstler. Durch die zusammenhanglos eingestreuten Ergänzungen wird der Mangel einer übersichtlichen Gliederung des Werkes noch fühlbarer. Dazu kommen sprachliche Mängel, über die sich nicht jeder ganz gleichgültig hinwegsetzen kann. Indes dürfen Fehler der Form einer sachlichen Würdigung des Inhaltes nicht im Wege stehen.

Das einleitende erste Buch des in fünf Bücher eingeteilten Werkes gilt der Geschichte der Soziologie. Hervorstechend darin ist die abfällige Beurteilung, die Schäffle und Lilienfeld als Vertreter der organischen Methode erfahren. Der späteren Interpretation, die Schäffle seiner Lehre gegeben hat, ist Verfasser mit einer kurzen Erwähnung, die er eingefügt hat, wohl nicht ganz gerecht geworden. Eine bessere Note erhalten, ungeachtet ihres Wandels auf biologischen Pfaden, Comte und Spencer, besonders letzterer, von dem eingehend gehandelt wird, und dem nachgerühmt wird, er lasse sich beim Gebrauch biologischer Analogien keinen Augenblick verleiten, das Wesen einer sozialen mit dem einer organischen Erscheinung zu verwechseln. Besonderes Lob wird dem Ethnologen Bastian gezollt, in dessen Arbeiten G. eine wesentliche Stütze für seine Lehren findet.

Alles in allem erblickt G. in den Vorgängern, die schon in der ersten Auflage gewürdigt wurden, nur Vorläufer der Soziologie, die erst zu jener Zeit zu erwachsen begann aus Anthropologie, Ethnographie, Prähistorie und Kulturgeschichte und, auf jene lediglich deskriptiven Wissenschaften sich stützend, ihrerseits keineswegs deskriptiv ist, sondern zur Aufstellung wissenschaftlicher Gesetze gelangen will.

Es ist selbstverständlich, daß die seit der ersten Auflage verflossene Zeit gerade in der geschichtlichen Einleitung des Werkes die erheblichsten Nachträge erforderte. Denn die neue Wissenschaft, die ihren belebenden Hauch von Comte, Spencer, Bastian und Lippert erhalten hatte, ist inzwischen mächtig gewachsen und des Verfassers eigenem Buch ist eine Flut von soziologischen Schriften gefolgt. Einzeln behandelt G. zunächst die Leistungen von L. H. Morgan, Sumner Maine, Kidd, Letourneau, Tarde und Le Bon, denen er manches nachzurühmen weiß, dann summarisch nach Ländern die übrigen. In Deutschland findet er, abgesehen von einigen Ausnahmen, nur ein langsam dämmerndes Verständnis für die Soziologie und spricht mit großer Bitterkeit von der „in Jena und Berlin herrschenden Clique" der Nationalökonomen, die sich erst ganz ablehnend verhalten habe, dann widerwillig und ohne richtiges Verständnis umgeschwenkt sei und schließlich nicht umhin gekonnt habe, gelegentlich des Jenenser Preisausschreibens eine „Soziologie" (Eleutheropulos) zu prämiieren und damit das Eingeständnis zu machen, daß ihre bisherige Renitenz gegen die neue Wissenschaft unhaltbar sei. Anerkennung finden beiläufig die Arbeiten von Platter, Kleinwächter, P. Barth; auch der „Rassetheoretiker" wird gedacht (H. St. Chamberlain, Woltmann). Ein besonderes längeres Kapitel ist noch Ratzenhofer gewidmet, dem das Verdienst nachgerühmt wird, daß er als erster im Geltungsbereiche der deutschen Sprache die hohe Bedeutung der Soziologie als Grundlage aller Staatswissenschaft und die Politik als einen Teil der Soziologie erkannt habe, und aus dessen letztem Vortrag über die Probleme der Soziologie ein längerer Auszug gegeben wird.

Auch das zweite Buch ist noch gewissermaßen Einleitung. Es erörtert die Grundlagen und Grundbegriffe, auf und mit denen zu operieren ist. Zunächst wird eine Klassifikation der Erscheinungen gegeben, deren Kritik hier zu weit führen würde, aus der ich aber die Aufstellung akzeptieren kann, daß die sozialen Erscheinungen eine Klasse für sich bilden und nicht restlos unter die psychischen eingeordnet werden können. Weiterhin fragt der Verfasser nach den Gesetzen, die der Welt der Erscheinungen zugrunde liegen. Er bekennt sich zum Monismus und zeigt in einer „beispielsweisen Aufzählung" eine Reihe von Gesetzen, die gleicherweise für alle Arten von Erscheinungen Geltung haben. Neben den unanfechtbaren Grundgesetzen, wie dem der Kausalität, dem der Entwicklung, erscheinen in bunter Reihe auch fragwürdige, deren Darstellung uns nicht weiter bringt, als zu einem Blick auf gewisse Erscheinungen, hinter denen ein Gesetz zu suchen ist, ohne daß wir aber zu dem Gesetze selbst vordringen, ohne daß wir klar darüber werden, ob wir es nur mit einem Ausfluß eines der bereits aufgezählten Gesetze zu tun haben, oder ob tatsächlich ein besonderes zu suchen ist. Ein „Gesetz des Parallelismus" bezeichnet G. selbst als ein „vorläufiges". Mit dessen Annahme

glaubt er den Schwierigkeiten zu begegnen, die die Erklärung der auf allen Erscheinungsgebieten hervortretenden Parallelismen mache, indem man sie auf physischem Gebiete der Identität der wirkenden Kräfte zuschreibe, auf geistigem und sozialem aber geneigt sei, sie als Folge geschichtlicher Beziehungen aufzufassen. Nun gibt es aber doch eigentlich nur zwei Möglichkeiten: Entweder wird nur die erstere Ursache anerkannt und damit die Erscheinung auf bekannte Gesetze zurückgeführt; dann ist ein neuer Name nicht vonnöten. Oder es können alternativ die beiden Ursachen in Betracht kommen; dann ist das „Gesetz des Parallelismus" ein Gesetz von zwei Paragraphen, in denen es sich mit zwei gar nicht verwandten Vorgängen befaßt und sie unzulässigerweise unter einen gemeinsamen Titel stellt. Ein ganz bedenkliches Gesetz ist das der allgemeinen „Zweckmässigkeit der Entwickelung". Wenn man genau zusieht, findet man, daß es nicht so schlimm gemeint ist; aber es gibt auch in der Wissenschaft Dinge, in denen man den bösen Schein meiden soll.

Was G. über die Anwendung der allgemeinen Gesetze auf das soziale Gebiet sagt, läßt sich im allgemeinen unterschreiben. Es ist richtig, daß man vorsichtig ausscheiden muß, was jenen Gesetzen selbst nicht inhärent, sondern nur eine Modalität ihres Wirkens auf einem bestimmten andern Gebiet ist. Gleichwohl ist die scharfe Abweisung einer organischen Betrachtungsweise nur verständlich, wenn man den Begriff „Organismus" enger faßt, als er von den „Organikern" selbst verstanden wird.

Aus der Betrachtung der Substrate der sozialen Gesetze sei nur hervorgehoben, daß G. hier auf der auch im „Rassenkampf" vertretenen Ansicht fußt, daß die Menschen von einer Menge verschiedener Paare abstammen, daß der Mensch als ein Dauertypus zu betrachten sei, endlich daß die sozialen Erscheinungen primär mit dem Individuum nichts zu tun haben, sondern daß die Elemente des sozialen Lebens in primitiven Horden zu suchen seien und daß das Individuum erst sekundär in Betracht komme infolge der Einwirkung der sozialen Vorgänge, der es unterliegt.

Entsprechend dieser Auffassung steckt G. der Soziologie ihr Tätigkeitsgebiet in der Weise ab, daß sie es zu tun habe einerseits mit den Verhältnissen, die durch das Zusammenwirken von Menschengruppen zustande kommen, anderseits mit den daraus resultierenden „Einwirkungen auf den individuellen Geist", den „sozialpsychischen Erscheinungen".

Nach dieser Betrachtung der Grundlagen, von denen G. ausgeht, kann ich mich über den eigentlichen Inhalt seiner Lehre kurz fassen, denn sie entwickelt sich folgerichtig aus ihnen.

Das dritte Buch behandelt die sozialen Elemente und deren Verbindungen von der primitiven Horde bis hinauf zum Staate in seinen kompliziertesten Formen. Den Anstoß zur Entwicklung bildet regelmäßig feindselige Berührung heterogener Horden und Unterjochung der einen unter die andere. Wie dabei das ursprüngliche Mutterrecht verdrängt wird, wie — infolge der Raubehe — die Vaterfamilie auftritt, wie das Eigentum sich bildet, wie der Staat in Erscheinung tritt und in ihm eine Stände- und Klassenbildung, wie die Rechtsordnung als eine „Ordnung der Ungleichheit" entsteht, wie die Minderberechtigten dann heraufdrängen und ihren Emanzipationskampf kämpfen, endlich wie der Staat die Grenze seines Wachstums findet u. s. w., das kann hier nicht näher verfolgt werden. Die Triebfeder der ganzen Entwickelung ist nach G. lediglich der Egoismus der Horden, Stände, Staaten, ist Drang nach Befriedigung von Bedürfnissen, Geltendmachung von Interessen, und in dem Kampfe, der daraus resultiert, vollzieht sich lediglich ein blindes Naturgesetz; Individuen beherrschen ihn nicht, ja sie spielen in ihm keine Rolle.

Man braucht der von G. mit Recht verworfenen Willensfreiheit durchaus keine Konzessionen zu machen und kann doch einen erheblichen Einfluß der Individuen auf das soziale Geschehen annehmen. Zugegeben, daß das Individuum „nur die Rolle eines Prismas spielt, das die Strahlen von außen empfängt und nachdem es dieselben nach festen Gesetzen gebrochen hat, sie wieder in einer bestimmten Richtung und bestimmten Farbe durchläßt"! Wer sagt aber, daß die Strahlen aus der Gruppe stammen müssen, der das Individuum angehört? Sie können aus entlegenen Ländern und Zeiten stammen, ja aus der Tier- und Pflanzenwelt, selbst aus dem Anorganischen. Und der Anstoß, der durch ein Individuum einer Gruppe gegeben wird, braucht nicht einmal so gewaltig zu sein, um zu wirken. Es genügt, daß im gegebenen Augenblick ein Gleichgewicht innerhalb der Gruppe

sich widerstreitender Antriebe besteht, so daß sie unschlüssig ist, wohin sie sich neigen soll. — Auch die dominierende Rolle, die der Polygenismus in G.'s System spielt, erfordert noch eine Bemerkung. Gewiß spricht viel für die Abstammung der Menschen von verschiedenen Paaren. Aber es ist nicht einzusehen, weshalb nicht auch durch Differenzierung innerhalb der Nachkommenschaft eines einzigen Paares jene heterogenen Gruppen hätten entstehen können, die die notwendige Voraussetzung für die von G. gegebene Erklärung der sozialen Gestaltungen sind.

Das vierte Buch beschäftigt sich mit den sozialpsychischen Erscheinungen, die durch die Einwirkung der sozialen Beziehungen auf das Individuum entstehen, wie Sprache, Sitte, Recht, Religion etc. Auf die einzelnen Kapitel kann auch hier nicht eingegangen werden. Es sei deshalb von einigen Punkten, die Widerspruch herausfordern, nur einer herausgegriffen. Wie schon gesagt, das Individuum steht für G. nicht am Anfange des sozialen Geschehens; es ist umgekehrt das Produkt seiner sozialen Gruppe. „Die Quelle seines sozialen Denkens liegt gar nicht in ihm, sondern in seiner sozialen Umwelt". Und die Gruppe assimiliert auch ein fremdes Individuum, wenn es nur früh genug in sie hineinkommt. Letzteres vollständig zu erklären, vermag G. nicht, aber es ist ihm eine feststehende Erfahrungstatsache, die nicht nur für die engeren Gruppen, die Klassen, die Stände gilt, sondern auch für die Völker. Selbst ein Nationaltypus ist ihm keine anthropologische Tatsache, sondern nur eine soziale. Die Rasse, wofern sie überhaupt eine Rolle spielt, tritt tief in den Hintergrund. Auch hier scheint mir G. wieder einseitig. Gewiß werden Individuen assimiliert. Aber vielleicht doch nur in Aeußerlichkeiten. Gerade für die Gruppe, die sie assimiliert hat, bleibt das Fremde in ihnen kenntlich. Der Deutsche, der in seiner Jugend nach Frankreich, nach Spanien ausgewandert ist, erscheint uns freilich wie ein echter Franzose oder Spanier; aber der echte Franzose oder Spanier erkennt in ihm immer noch den Fremden. Und wenn wirklich einmal eine Assimilation vorkommt, die für alle menschliche Wahrnehmung vollständig ist — wer weiß, ob da nicht im Stammbaum des betreffenden Individuums ein besonderer Grund für sie zu finden wäre. — Ungeachtet solcher tief in das Ganze eingreifenden Bemängelungen, die zu machen wären, kann man dem Verfasser doch in vielen, ja den meisten Einzelheiten seiner Darstellung zustimmen. Er ist eben glücklicher in seinen Positionen, als in seinen Negationen. Was er gibt, ist meist richtig, was er verwirft, aber, wenigstens teilweise, auch. Bemerkt sei noch, daß diesem Buch ein von beifälligen Bemerkungen begleiteter Auszug aus Ratzenhofers „Positiver Ethik" angehängt ist.

Den Gegenstand des fünften Buches bildet die „Geschichte der Menschheit als Leben der Gattung". Daß und wie der Verfasser eine Gesetzmäßigkeit in allem Geschehen der menschlichen Geschichte nachzuweisen unternimmt, ergibt sich von selbst aus den Grundlagen, auf denen er baut. Der größte Unterschied zwischen seinem Standpunkt und dem der meisten Vertreter verwandter Weltanschauungen beruht auf seiner Auffassung des Menschen als Dauertypus, der zufolge er keine Entwickelung der Menschheit, sondern nur eine solche im Bereiche der Gattung Mensch anerkannt. Er will nur einen Kreislauf sehen, kein Fortschreiten der Menschheit im ganzen, kein Fortschreiten der physischen und psychischen Qualitäten, keine wesentlich neuen Gedanken in der Philosophie usw. Nur das Eine erkennt er selbstverständlich an, daß die Späteren die von den Früheren hinterlassenen Kulturgüter weiter verwerten und aus ihnen Vorteile ziehen, die sie für sich allein nicht hätten erlangen können. Was an G.'s Ansicht wahr ist, das ist nicht neu, nämlich daß jede Nation, auf ihre höchste Kulturstufe gelangt, ihrem Untergange entgegenreift und daß die Entwicklung immer wieder an anderer Stelle, in Bevölkerungen niedrigerer Kultur- und Wohlstandsstufe von neuem anheben muß. Ein Fortschritt der Menschheit liegt aber doch schon in dem allmählichen Verdrängen der minderwertigen, nicht weiter entwickelungsfähigen Völker. Und die jetzt vor sich gehende Auslese wird auch kein Ende finden, wenn die europäischen Kulturnationen und ihre Tochternationen — neben ihnen vielleicht noch die eine oder andre sonstige Nation von besonderer Tüchtigkeit — den ganzen Erdkreis bevölkert haben werden. Denn dann geht die Auslese unter den Ausgelesenen weiter. Zum mindesten heben sich dabei die Durchschnittsqualitäten der Gesamtmenschheit. Und wenn man das zugibt, dann wird man auch ein Hinaufrücken der Obergrenze für die Fähigkeiten des Individuums nicht für unmöglich erklären können, wenn auch die Wandlung so langsam vor sich gehen mag, daß ein sicherer Nachweis in den paar tausend Jahren menschlicher Geschichte, die wir kennen, nicht möglich ist.

Etwas pessimistisch klingt das Werk aus. Wenn der Verfasser glaubt, daß die Soziologie neben der Feststellung der Tatsachen eine vorsichtige Voraussagung künftiger Entwickelungen vielleicht versuchen dürfe, so steht er doch sehr zweifelnd der Hoffnung anderer gegenüber, auch eine Einwirkung auf die Gestaltung des Künftigen als Frucht der Soziologie reifen zu sehen. Grundsätzlich muß ich auch hier widersprechen. Das Kausalitätsgesetz nötigt uns geradezu, einen Einfluß der soziologischen Forschungsresultate auf das künftige soziale Geschehen anzunehmen. Für die Schätzung des Umfanges dieses Einflusses allerdings ist ein fast unendlicher Spielraum gegeben.

Ich habe mich in vorstehendem zu einseitig mit dem beschäftigt, was meinen Widerspruch herausforderte und zu wenig mit dem, was ich für zutreffend halte. Ich möchte das zum Schlusse betonen, damit es nicht scheint, als ob ich das Werk unterschätze. Wenn ich allerdings auch zu dem, womit man übereinstimmen kann, zuweilen zu bemerken hätte, daß es von etwas eigenartigen Gesichtspunkten betrachtet und dargestellt ist, so soll darin kein Tadel liegen. Denn es kann zur richtigen Erkenntnis einer Erscheinung nur beitragen, wenn sie von verschiedenen Seiten und mit verschiedenen Mitteln untersucht worden ist.

Dr. J. G. Weiß.

Heinrich Pudor, Babel-Bibel in der modernen Kunst. Berlin 1905, O. Baumgärtel. 59 S. 28 Abbildungen.

Der Verfasser sucht zu beweisen, daß der neue, in Deutschland etwa seit 1897 gepflegte Stil in Baukunst, Gerätkunst und Plastik über den Weg des deutschen Biedermeierstils und des französischen Empirestils vom altägyptischen und damit auch indirekt vom altbabylonischen Stil herzuleiten ist.

Nun kann man zugeben, daß die junge Kunst der Gegenwart gewisse Aehnlichkeiten mit der ägyptisch-vorderasiatischen besitzt, man kann ferner zugeben, daß der Empirestil eine Vorahnung des gegenwärtigen war, und man kann drittens zugeben, daß mehrere Empirekünstler ägyptische Motive, die ihnen durch Bonapartes Feldzug nahegelegt waren, verwandten. Trotzdem aber kann man die ganze Schrift für verfehlt halten, verfehlt insofern, als die Kausalität in einer verkehrten Richtung gesucht wird.

Eine kunsthistorische Herleitung hat nur dann Sinn, wenn die ältere Kunst die aktive, die überwältigende war, die die neuere sklavisch in ihren Bann gezogen hat. Anders war es z. B. mit der Renaissancekunst, die man vor Jakob Burckhardt aus der römischen herleitete, während man jetzt allgemein weiß, daß sie eine völlig originale Schöpfung war, die in souveräner Gestaltungskraft auch altrömische Formen, wenn sie ihr als geeignete Werkzeuge erschienen, zum Ausdruck ihrer eigenen neuen Kunstgedanken und Stilempfindungen verwandte. Aehnlich, nur noch ungleich selbständiger ist das Verhältnis der impressionistischen Malerei um 1870 zu Japan und das Verhältnis des auf sie seit 1897 folgenden Dekorationsstils zum alten Orient. Uebrigens geschieht die Verwendung altorientalischer Motive, etwa eines babylonischen Cherubs oder einer ägyptischen Sphinx nur ganz ausnahmsweise. Denn mehr als irgend ein anderer europäischer Dekorationsstil seit Jahrtausenden sucht der moderne seine Wirkung durch Stilisierung heimischer Naturformen zu erreichen. Die beabsichtigte Wirkung selbst aber ist meist die Monumentalität (im Gegensatz zur Kunst der vorhergehenden Generation, die mehr nach Intimität strebte). Deshalb zeigt die gegenwärtige Kunst ästhetische Verwandtschaft mit allen spezifisch monumentalen Stilen auf der Erde, und unter diesen sind die Stile Altägyptens und Babyloniens, die künstlerischen Antipoden der anti-monumentalen japanischen Kunst, allerdings mit die wichtigsten. Die großartige, nach inneren ästhetisch-psychologischen Gesetzen vor sich gehende Entwicklung der impressionistischen Kunst vom Extrem-Intimen zum Extrem-Monumentalen bringt eine zeitweise Vergleichbarkeit mit der japanischen und dann mit der ägyptisch-vorderasiatischen Kunst zustande, und zwar deshalb, weil, um mit Kant zu sprechen, die apriorische Gleichheit der Anschauungsformen aller vernunftbegabten Wesen dies verlangt. Mag der Inhalt zweier Kunstwerke noch so verschieden sein, Monumentalität oder das Gegenteil läßt sich nur immer wieder durch dieselben formalen Mittel erreichen.

Wie wenig dem Verfasser diese Grundtatsachen der historischen Aesthetik klar sind, beweist der Umstand, daß er eine Blutsverwandtschaft zwischen babylonischer

und japanischer Kunst, diesen entgegengesetzten Polen, zwischen denen jede Kunstentwicklung, wenn auch kaum je wieder mit so starken Pendelschlägen, wie die impressionistische, sich hin- und herbewegt, als Erklärungsmöglichkeit für ihren gemeinsamen Einfluß auf unsere moderne Kunst bezeichnet.

Dr. Alexander Hesse.

H. Oldenberg, Vedaforschung. Stuttgart und Berlin 1905, Cottas Nachf.

Seit etwa 60 Jahren werden die Veden, insbesondere das Rigveda, „durch die nahen und tiefen Zusammenhänge des alten Indien mit Europa" beachtenswert, ernstlich erforscht, und doch kann man, nach dem Zugeständnis eines so besonnenen und erfahrenen Gelehrten wie der Verfasser ist, von den Erfolgen „nur in recht bescheidenem Tone sprechen". Ebenso unsicher und schwankend wie die Bedeutung der einzelnen Wörter ist auch das Bild der altindischen Gesittung, Götterlehre und Heldensage, das wir aus dem ältesten Schriftdenkmal der arischen Inder gewinnen. Aus der Geschichte der Vedaforschung geht hervor, daß man im Rigveda sehr verschiedenes zu sehen geglaubt hat, von „einfacher, rührender Naturpoesie" bis zu einer „dürren Häufung rhetorischer Spitzfindigkeiten". Auch über die Entstehungszeit bleibt „nichts übrig als allervagste Schätzungen"; nur soviel steht fest, daß sie vor „der Zeit Buddhas um 500 v. Chr." liegen muß. Obwohl der Verfasser über die Herkunft der Arier keine bestimmte Ansicht äußert, faßt er doch „die Eroberung des Landes" und die Unterwerfung „dunkler Urbewohner" als einen „Zusammenstoß letzter Ausläufer europäischen und vielleicht melanesischen oder australischen Volkstums" auf. Anthropologie und Völkerkunde können sich damit einverstanden erklären, auch damit, daß außer „der zeitlichen Entwicklung" in Indien „das Anderswerden der Rasse" mit „ganz anderer Macht als in Griechenland oder in Deutschland" eingreift: In der alten Zeit die „Arier im Nordwesten Vorderindiens", noch nicht weit von den Einfallstoren entfernt, „die Brüder, fast noch die Nachbarn" der persischen Iranier, in späterer Zeit das durch die ganze „Halbinsel verbreitete Hindutum mit dem immer mehr sich abschwächenden arischen Charakter", den unaufhaltsam „einfließenden Strömen von Eingeborenenblut". Es kann darum für die Indologie keine größere Aufgabe geben, „als das schrittweise Anderswerden der Seele, das sich hier vollzogen hat, aus dem Anderswerden ihrer Aeußerungen herauszulesen". Bemerkenswert ist das Schlußwort: „Die alte Philologentechnik kann für sich allein den neuen Aufgaben nicht überall gewachsen sein. Und oft, allzuoft müssen wir, wo die Grenzen unserer Kraft uns dazu zwingen, mit fremden Augen sehen, auch mit fremden Händen anfassen." Für diese Auffassung kämpfe ich, zumeist gegen des Verfassers Fachgenossen, seit einem Vierteljahrhundert. Die naturwissenschaftliche Rassenforschung muß den Grund legen für eine auf der Höhe der Zeit und Wissenschaft stehende Völkerkunde, und erst von dieser sicheren Stellung aus kann die Sprachforschung, die vergleichende Sprachwissenschaft Ersprießliches und Dauerndes leisten.

Dr. Ludwig Wilser.

M. Hirschfeld, Jahrbuch für sexuelle Zwischenstufen. VII. Jahrgang. Leipzig 1905, Verlag von Max Spohr.

In den gewöhnlichen Lehrbüchern der Psychologie liest man sehr wenig über den Geschlechtstrieb und das Geschlechtsleben, obgleich dieselben einen großen Einfluß auf die seelische Verfassung und das geistige Schaffen ausüben. Das liegt einmal an einer gewissen Prüderie, dann aber besonders an dem Umstand, daß hier direkte Beobachtung und die Experimentalmethode versagen. Nun macht uns die Natur ein solches Experiment vor, indem krankhafte und entartete Zustände des Geschlechtstriebes vor unseren Augen dieses komplizierte Phänomen in seine einzelne Bestandteile zerlegen oder durch Steigerung bestimmter Seiten und Beziehungen diese uns besonders deutlich bemerkbar machen. Aus der Pathologie der Geschlechtspsyche heraus ist so ein Verständnis für die Psychologie des normalen und intakten Geschlechtslebens erwachsen.

In der diesbezüglichen Literatur nimmt „Das Jahrbuch für sexuelle Zwischenstufen“ eine hervorragende Stellung ein. Wenn man auch mancherlei nicht veröffentlicht sehen möchte, was in den Bänden steht, so hat die Redaktion doch durchweg den ernsten wissenschaftlichen Charakter des Ganzen gewahrt. Der vorliegende neue Band enthält eine Reihe bemerkenswerter Beiträge, die sich zum großen Teil mit den Ursachen und dem Wesen der Homosexualität beschäftigen, aber zugleich mancherlei Einsicht in den psychischen Mechanismus der heterosexuellen Liebe gewähren.

Daß das Jahrbuch neben diesem wissenschaftlichen Zweck sich auch eine praktische Aufgabe stellt, nämlich die naturwissenschaftlichen und juristischen Gründe für Aufhebung der strafrechtlichen Verfolgung homosexueller Vergehungen darzulegen, muß man mit in den Kauf nehmen. Uebrigens sprechen zahlreiche gewichtige Gründe für Abschaffung oder Veränderung des betreffenden Strafgesetzparagraphen, der in gewissem Sinne größere Uebel schafft, als er bekämpfen will. Es ist getadelt worden, daß die „Revue“ die Bestrebungen des wissenschaftlich-humanitären Komitees gebilligt hat. Soviel ich sehe, haben die betreffenden Mitarbeiter lediglich den Standpunkt vertreten, der in allen vorurteilslosen juristischen und medizinischen Kreisen geteilt, und der neuerdings auch von solchen gebilligt wird, die früher für Beibehaltung strafrechtlicher Ahndung waren. Wltn.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Ludwig Woltmann. Redaktion: Leipzig, Lindenstraße 20.
Thüringische Verlagsanstalt Leipzig, Lindenstraße 20.
Druck von Dr. L. Nonne's Erben (Druckerei der Dorfzeitung) in Hildburghausen.

Politisch-anthropologische Revue

IV. 11. — 1906.

Monatsschrift für das soziale und geistige Leben der Völker.

Gibt es eine Vererbung erworbener Eigenschaften?

Dr. L. J. Lange.

In seinem Aufsatz „Kritische Bemerkungen über Vererbungstheorien" hat B. Rawitz eine lehrreiche Uebersicht über die verschiedenen Theorien der Vererbung gegeben, daran kritische Bemerkungen geknüpft und schließlich eine eigene „Korrelationstheorie" vorgetragen. Bei der großen Bedeutung, welche das Vererbungsproblem für die Lehre von der Entstehung der Arten hat, dürfte es von Wichtigkeit sein, darauf näher einzugehen. Auch die Biologie der Menschenrassen erfordert eine klare und sachliche Stellungnahme zu den Vererbungsfragen, denn von hier aus gewinnen sie ihre große Bedeutung für Geschichte und Soziologie. Es leuchtet ein, daß das theoretische Bild von der sozialen und geistigen Entwicklung des Menschengeschlechts und von dem kulturellen Fortschritt der einzelnen Menschenrassen ein ganz anderes wird, je nachdem man auf dem Standpunkt der Lamarckschen Theorie von der Vererbung erworbener Eigenschaften steht oder dieselbe mit Galton, Weismann und anderen leugnet.

Rawitz will die Lehre von der Kontinuität des Keimplasmas nicht anerkennen. Bekanntlich besteht dieselbe darin, daß die Keimzelle, aus der ein neues Individuum hervorgeht, keine besondere Neubildung des elterlichen Organismus ist, sondern eine eigenartige Substanz darstellt, die in embryonaler Zellenform von einer Generation zur anderen sich überträgt. Diese Lehre ist schon vor Weismann von anderen Forschern aus theoretischen Gründen aufgestellt worden, so von Galton, der annahm, daß in den Geschlechtszellen zahlreiche Keimchen als Anlagemassen für das neue Iudividuum eingeschlossen seien. Er nahm ferner im sogenannten „stirp" oder der Anlagemasse zwei Gruppen von Keimchen an. Die eine ist aktiv und leitet die Ontogenese des Individuums, in dem die sich entwickelten Keimchen den Charakter einzelner Zellen, Gewebe und Organe bestimmen. Die zweite Gruppe beharrt in einem gebundenen Zustande, geht in die Geschlechtsprodukte des von der ersten Gruppe gebildeten Individuums über und stellt so den „stirp" der folgenden Generation dar. Eine ähnliche Auffassung vertrat G. Jäger. Er weist darauf hin, daß die Embryonalzellen nicht als Knospungen aus anderen schon fertigen Organen sich entwickeln,

sondern gleich anfangs als isolierte Klumpen von Embryonalzellen des mittleren Keimblattes auftreten. Er nahm eine „Reservierung von Keimzellen“ an, die bis in die frühesten Entwicklungsstadien des Embryo heraufreicht. Aus ihm erklärt er die außerordentliche Zähigkeit der Vererbung, da die Keimzellen so früh von den ontogenetisch sich fortentwickelnden Zellen losgelöst werden, zu einer Zeit, wo den abändernd wirkenden Einflüssen der Außenwelt noch wenig Spielraum gegeben ist. Er unterschied daher eine „ontogenetische Gruppe“ und eine „phylogenetische Gruppe“, und sprach von einer „Kontinuität des Keimplasmas durch alle Generationen hindurch“.

Was die anatomischen Untersuchungen angeht, die für eine direkte Kontinuität der Keimsubstanz sprechen, so ist eine solche von Boveri an einer Varietät des Spulwurms deutlich dargelegt und von Weismann bei Zweiflüglern und Krebsen nachgewiesen worden. Boveri studierte an den Eiern des Spulwurms den Vorgang der Befruchtung und Zellteilung bis zum Acht-Zellenstadium. Während in den hermetischen Zellen die Chromatinfäden Veränderungen durchmachen, bewahrt auf diesem Stadium nur eine Zelle die ursprüngliche Form des Keimes und des Kerns. Im folgenden Stadium teilt sich diese Zelle, und ein Teil der Tochterzellen geht dieselben Veränderungen ein, bis schließlich ein Stadium der Ruhe eintritt. Dann teilt sich die unverändert gebliebene Sexualzelle in gleichartige Tochterzellen, die allmählich entweder in Spermatozoen oder Eier sich umwandeln und das ursprüngliche indifferente Chromatin der ersten befruchteten Zelle unverändert bewahren. Nach Weismann trennt die erste Teilung der Eizelle das Kernmaterial der späteren Keimzellen des Embryo von dem Kernmaterial der Körperzellen ab, so daß also das Keimplasma der kindlichen Sexualorgane direkt von der elterlichen Keimzelle herstammt.

Die Entstehung der Keimzellen aus denjenigen der vorhergehenden Generation läßt sich bei den höheren Tieren wegen der Schwierigkeit der Untersuchungsweise nicht so deutlich feststellen. Beim Menschen z. B. bildet sich nach Gegenbaur der Geschlechtsapparat aus der Cölomwand und zwar an der die Urniere überkleidenden Fläche. Hier bildet sich medial von der Urniere eine Wucherung des Ueberzugs derselben in Form einer Längsleiste der Keimfalte, auf der das Kölomepithel eine mächtige Schicht darstellt. Aus dieser entsteht die Anlage der Keimdrüse, ihr Epithel ist das Keimepithel. Anfänglich von dem übrigen Kölomepithel nicht verschieden, behält es seine höheren Zellenformen bei, während die anderen sich abglatten. Aus dem Keimepithel gehen dann die Keimzellen hervor.

Rawitz unterschätzt die Bedeutung dieser Tatsachen in einer fast unverständlichen Weise, aus welcher sein Vorurteil unverkennbar hervorblickt. Wenn diese direkte Kontinuität noch nicht bei allen Tierarten nachgewiesen ist, so will das bei der Schwierigkeit der Untersuchung nichts besagen. Es ist sehr wahrscheinlich, daß die „Keimbahnen“ bei allen Organismen vorhanden sind, und daß sie, wie das Beispiel des menschlichen Körpers zeigt, in einer bestimmten Periode der embryonalen Entwicklung erst wieder anatomisch unterscheidbar und sichtbar in die Erscheinung treten.

Woher nun die Keimzellen nach Rawitz Meinung stammen sollen, darüber läßt er uns vollständig im unklaren, obgleich dies ein funda-

mentaler Punkt in der Vererbungslehre ist. Es kann aber kein Zweifel darüber bestehen, daß, wie alle anderen Organe, die Leberzellen, die Blutzellen, die Gehirnzellen usw., so auch die Geschlechtsdrüsen und ihre Zellen von der befruchteten Keimzelle der elterlichen Generation direkt abstammen, nur mit dem Unterschied, daß sie die embryonale Struktur bewahren, während jene sich in die verschiedenen Arten der Körperzellen differenzieren.

Abgesehen von den embryonalen und anatomischen Beobachtungen, die für eine Kontinuität der Keimsubstanz sprechen, sind es ganz besonders die Tatsachen und Regeln der Vererbungserscheinungen selbst, welche zu der Annahme einer solchen Kontinuität führen. Schon Jäger konnte sich nur auf diese Weise die „außerordentliche Zähigkeit der Vererbung" erklären. Der Umstand, daß die Kinder die körperlichen oder geistigen Eigenschaften von Großeltern oder Verwandten der Seitenlinie ganz oder teilweise erben können, daß Mißbildungen, wie Sechsfingerigkeit oder Sechszehigkeit, Muttermale oder ähnliche auffallende Merkmale sich ganze Generationen hindurch erhalten können, daß ganze „Familienzüge" bis ins Detail Jahrhunderte hindurch wieder auftreten, alles dies zwingt zu der Annahme, daß dieser Konstanz der Eigenschaften auch eine materielle Kontinuität der Keimsubstanz zugrunde liegt. Wenn daher irgend eine Lehre durch empirische Untersuchung und zugleich durch theoretische Erfordernisse hinreichend begründet ist, dann ist es diejenige von der Kontinuität der Vererbungssubstanz.

Rawitz meint, wie viele andere Autoren, daß die Deszendenzlehre unumgänglich die Annahme einer Vererbung erworbener Eigenschaften nötig mache. Er ist zwar mit Weismann der Ansicht, daß „in letzter Instanz die Keimeszellen neue Eigenschaften erwerben", doch glaubt er im Gegensatz zu Weismann, daß „ein veränderter Gebrauch der Organe, wenn er nur lange genug anhält, und die ihm folgende morphologische Umgestaltung schließlich dank der Korrelation der Organe Samen und Ei in einem der neuen physiologischen Beanspruchung und Umwandlung adäquaten Sinne abändern". Er glaubt an eine „vollkommene Korrelation" zwischen Geschlechtsdrüsen und Organismus.

Bekanntlich war es Lamarck, der zuerst eine solche Theorie der Vererbung erworbener Eigenschaften aufstellte. Es ist nützlich, an seine Sätze zu erinnern, die er in der „Philosophie zoologique" folgendermaßen formulierte: 1. Bei jedem Tier, welches das Ziel seiner Entwicklung noch nicht überschritten hat, stärkt der häufigere und bleibende Gebrauch eines Organs dasselbe allmählich, entwickelt und vergrößert es, und verleiht ihm eine Kraft, die der Dauer dieses Gebrauchs entspricht, während der beständige Nichtgebrauch eines Organs dasselbe allmählich schwächer macht, seine Fähigkeiten fortschreitend vermindert und es endlich zum Verschwinden bringt; 2. alles, was die Tiere durch den Einfluß der Verhältnisse, denen sie längere Zeit ausgesetzt sind, und durch den Einfluß des vorherrschenden Gebrauchs oder beständigen Nichtgebrauchs eines Organs erwerben oder verlieren, wird durch die Fortpflanzung auf ihre Nachkommen vererbt, vorausgesetzt, daß die erworbenen Veränderungen beiden Geschlechtern gemeinsam sind.

Die Veränderungen, welche einen Organismus treffen können, sind 1. mechanischer Art, indem Teile seines Körpers durch Stoß, Druck, Schnitt verlagert, umgeformt oder ganz entfernt werden können, 2. Einflüsse von Licht, Wärme, Kälte, 3. Einflüsse der Ernährung, 4. Einflüsse der Uebung und des Gebrauchs der Organe.

Durch zahlreiche Experimente ist erwiesen worden, daß mechanische Veränderungen, wie Verstümmelungen, Narben usw. sich nicht vererben. Es hätte dazu auch nicht des Experimentes bedurft; man braucht nur an die zahllosen Verletzungen und künstlichen Verunstaltungen zu denken, welchen das Menschengeschlecht im Laufe seiner Geschichte unterworfen gewesen ist und die spurlos an seiner körperlichen Gestalt vorübergegangen sind. Wenn solche Veränderungen sich vererbten, müßte das ganze Menschengeschlecht zu einem Geschlecht von Krüppeln entartet sein. Davon ist aber keine Spur zu finden.

Es ist nicht zu bezweifeln, daß das natürliche Milieu, wie Wasser, Luft, Licht, Wärme und Kälte Veränderungen in den Organismen hervorrufen können. Versuche mit Kälte- und Wärmeeinflüssen sind namentlich an Schmetterlingen gemacht worden. Besonderes Aufsehen haben vor einiger Zeit die Experimente und Beobachtungen von E. Fischer gemacht. Frische Puppen, die von der Sonne mehrere, d. h. 3—5—10 Stunden lang beschienen worden waren, ließen in Farbe und Zeichnung abweichende Schmetterlinge hervorgehen, und die Paarung solcher abgeänderter Individuen ergab entsprechend abgeänderte Nachkommenschaft, auch wenn die Eier und Puppen sich unter normalen Verhältnissen entwickeln. Fischer, Weismann usw. sehen aber hierin keineswegs eine Bestätigung der Lamarckschen Lehre, sondern erklären diesen Vorgang dahin, daß die Kälte gleichzeitig die Flügelanlagen im Keim veränderte und auf diese Weise eine gleichartige Farbenänderung in zwei Generationen hervorrief. Es handelt sich also hierbei gar nicht um eine natürliche „Vererbung“. Es wird in diesem Falle nur ein Schein von Vererbung erweckt. In Wirklichkeit handelt es sich um eine gleichartige Reaktion gleicher Anlagen auf gleiche Reize.

Weismann und seine Anhänger haben nie geleugnet, daß die Ernährungsverhältnisse des Organismus einen Einfluß auf die Keimzellen haben, daß gute und gesunde Säfte auch kräftige Keime und daraus hervorgehende kräftige Nachkommen bedingen, und umgekehrt; ferner daß Flüssigkeiten und Gifte (Alkohol, Morphium usw.), die den Organismus verändern, auch Veränderungen im Keim hervorrufen können. Aber diese Veränderungen brauchen durchaus nicht gleichartig zu sein, überdies kann z. B. Alkohol die Keime schädigen, ohne daß am Organismus selbst Einwirkungen nachweisbar sind.

Derjenige Faktor, der in der Stammesentwicklung die größte Rolle spielt, ist der Gebrauch und Nichtgebrauch der Organe. Die Vererbung ihrer Wirkungen leugnet Weismann, und wenn der verstärkte Gebrauch auch noch so lange andauert. Außerdem haben wir keinerlei physiologisch-anatomische Vorstellung davon, wie die Wirkungen, welche der Gebrauch an Knochen, Muskeln, Nerven, Drüsen usw. hervorruft, in analoger und spezifischer Weise gleiche Wirkungen im Keime hervorrufen können. Weder die Nervenbahn noch die Blutbahn, oder sonstige geheimnisvolle Bahnen, welche man sich ausgedacht hat, können eine solche Korrelation verständlich machen. Aber das Sonder-

barste an dieser Theorie ist, daß die Anhänger einer Theorie der Vererbung von erworbenen Eigenschaften Dinge und Vorgänge erklären wollen, die in Wirklichkeit gar nicht existieren. Hier handelt es sich nur um den Schein einer Vererbung.

Es ist richtig und unbestreitbar, daß der Gebrauch und Nichtgebrauch ein Organ stärken und schwächen kann, aber die funktionelle Erhöhung seiner Leistungsfähigkeit hat ein bestimmtes Maß, das vom Keim her angeboren ist. Gebrauch und Uebung können die angeborenen Anlagen nur enthalten und nichts hinzufügen, also „neu erwerben", was nicht näher prädisponiert war. Das ist z. B. in bezug auf die Muskeltätigkeit funktionell erwiesen worden. B. Riedel hat durch genaue Zählung der Fasern eines und desselben Muskels von neugeborenen und erwachsenen Kaninchen festgestellt, daß das Wachstum der Muskeln nach der Geburt allein auf Vergrößerung der bei der Geburt vorhandenen Gewebselemente beruht. Höchstens ist es möglich, wie Henneberg gezeigt hat, daß die Muskelmasse bei noch wachsenden Tieren durch Vermehrung der Muskelfasern sich vergrößern könne, was jedoch bei erwachsenen Tieren ausgeschlossen ist. Aber auch diese ist eine erblich begrenzte.

Wenn in den Nachkommen nun ein gleiches Maß von Uebungsfähigkeit der Organe auftritt, so stammt diese von der gemeinsamen Keimesanlage her. Wo diese nicht vorhanden ist, bleibt auch die „Vererbung" aus, die in den vorgenannten Fällen also nur eine scheinbare ist.

Die Beobachtungen in den Menschen-Familien zeigen wieder und immer wieder, daß es eine Vererbung von Leistungen, die durch besonders starken Gebrauch der Muskeln und Nerven hervorgerufen werden, nicht gibt. Dafür sprechen auch die Erfahrungen der Tierzüchter, für welche die Leistungen eines Tieres nur den Selektionswert für das Ueberleben und Nachzüchten abgeben. Wären die Leistungen der Muskeln und Nerven beim Menschen erblich, dann müßte die Ständebildung, das Zunftwesen usw. ganz anders auf die organische Anlage-Vervollkommnung eingewirkt haben, als es tatsächlich der Fall ist, und der geistige Fortschritt in bezug auf individuelle Leistungsfähigkeit müßte ein ganz enormer sein.

Es gibt keine direkte Anpassung und direkte Vererbung erworbener Eigenschaften, sondern nur eine indirekte, durch die Keimanlage und Keimauslese ermittelte. Das vollständig entwickelte und angepaßte Organ ist der Selektionswert, das unentbehrliche Mittel für das Ueberleben des Tüchtigsten im Kampf ums Dasein und — seine gleichartig und besser veranlagten Keime und Nachkommen. So hat der Gebrauch und die Uebung der Organe nicht nur für die Erhaltung des Individuums, sondern auch für die Erhaltung und Vervollkommnung der Art schöpferische Bedeutung, doch nicht im Sinne Lamarcks, sondern im Grunde vererbt sich nur die gleichartige Keimanlage, und zwar durch Vermittlung des durch Uebung und Gebrauch entfalteten Organs, das die entscheidende Instanz im Kampf ums Dasein ist.

Die Keimanlage und Keimvariation ist die Ursache für die Brauchbarkeit und Uebungstüchtigkeit eines Organs, aber der Gebrauch und die Uebung ist die Ursache der natürlichen Auslese im Kampf ums Dasein. An dem gebrauchten Organ erkennt der Tierzüchter den

Selektionswert des Individuums, an dem gebrauchten Organ setzt sein Vertreter in die Natur, der Daseinskampf, ein, um die Auslese der Variation zu vollziehen. Ohne Entwicklung der Anlage durch Uebung und Milieu wird diese nicht vererbt, aber es kann dieses Organ nur dann vererbt werden, wenn der neue befruchtete Keim dieselbe Anlage ab origine besitzt. Kurz: Vererbung und Anpassung führen nur durch die Wechselwirkung von Keimauslese und Personalauslese zu Umwandlungen der Art.

W. Wilckens hat vom Standpunkt der Tierzucht diese Theorie zu widerlegen versucht. Er argumentiert folgendermaßen: „Jeder Tierzüchter richtet seine Haustiere ab für bestimmte mechanische oder geistige Aufgaben, und er glaubt, daß die Eigenschaften und Fähigkeiten, die er seinen Haustieren anerzogen hat, oder die sie im Verkehr mit Menschen erworben haben, auf die Nachkommenschaft vererbbar sind. Dieser Glaube der Tierzüchter beruht auf Erfahrungen, die nach Jahrtausenden zählen. Wenn die in der Tierzucht erworbenen, bezw. die den Haustieren von Menschen angezüchteten Eigenschaften und Fähigkeiten nicht vererbbar wären, dann wäre jeder Fortschritt auf dem Gebiete der Tierzucht unmöglich, und jeder Tierzüchter müßte mit der Zähmung und Abrichtung, bezw. mit deren Anpassung an seine wirtschaftlichen Zwecke von neuem beginnen“ (Biol. Zentralblatt 1893, S. 421). Wilckens lehnt auch die Vererbung äußerer oder künstlicher Verlegungen ab, dagegen nimmt er sie für funktionelle, klimatische und nutritive Veränderungen an. Er behauptet z. B. in bezug auf die Entstehung des englischen Flottblutpferdes, daß durch fortdauernde Uebung auf der Rennbahn und Weiterzüchtung der schnellsten Pferde die Nachkommen der Begründer der Rasse, dreier orientalischer Hengste, in ihrer Körperform ganz verändert worden seien. Weismann erwidert darauf mit Recht, daß nicht das Rennen als solches jene Pferde in 200 Jahren zu Rennpferden gemacht habe, sondern die Auswahl der für das Rennen vorteilhaften Variationen unter den Nachkommen ausgezeichneter Schnelläufer. Die Keimesvariationen seien es, welche in allen diesen Fällen ausgewählt und gezüchtet wurden, und diese boten sich dar, unabhängig von jeder Beeinflussung durch die Art der Funktionierung.

Unter den Tierzüchtern waren bisher noch die meisten und strengsten Anhänger des Lamarckschen Prinzips zu finden. Doch kehrt jetzt auch in ihre Reihen der Zweifel ein. Ein kürzlich erschienenes Schriftchen von Zuchtinspektor A. Hink über „Befruchtung und Vererbung“ (1905) legt dafür deutliches Zeichen ab. Er schließt seine Arbeit mit dem Satz: „Ohne Selektion, ohne strenge Beachtung der natürlichen Variabilität des von Generation zu Generation vererbten Keimplasmas, welches die Wurzel aller vererbbaren Abänderungen des Keimplasmas ist, kann die Tierzucht nicht fortschreiten.“

Die Gründe, welche von seiten der Botaniker für die Lamarcksche Auffassung vorgebracht werden, sind neuerdings von C. Detto in seinem bemerkenswerten Buch über „Die direkte Anpassung“ (1903) in überzeugender Weise zurückgewiesen worden. Was von Wettstein und anderen für direkte Anpassung und Vererbung ausgegeben wird, ist ganz anders zu deuten. Es sind Anpassungen an das Milieu, welche das Individuum immer wieder von neuem erwerben muß, die

nicht erblich werden oder höchstens nur einige Generationen fortdauern. Für die Artbildung kommen sie nicht in Betracht. Ueberdies können die an niederen Pflanzen, wie Bakterien und Algen, gemachten Versuche für den Vererbungsmodus bei höheren tierischen Organismen und beim Menschen keinerlei Beweiskraft haben, da hier die große Differenzierung zwischen Keimzellen und Körpersubstanz ganz andere physiologische Verhältnisse hervorruft.

Es ist also durchaus richtig, wenn man sagt, daß ohne „Vererbung erworbener Eigenschaften" keine Artumwandlung stattfinden kann. Nur kommt alles darauf an, den Modus richtig zu deuten, wodurch und wie neue Eigenschaften erworben und vererbt werden.

Die Biologie der Menschenrassen und ihre Entfaltung in der Kulturgeschichte ist eine wichtige Bestätigung dieser Auffassung der Evolutionstheorie. Einmal zeigt sie auf das deutlichste, daß eine Vererbung neu erworbener Eigenschaften im Sinne Lamarcks nicht vorkommt, und zweitens lassen gerade die Untersuchungen der historischen und sozialen Anthropologie keinen Zweifel daran, daß die Auslese der Individuen, Familien, Stämme und Rassen, sowie die darauf basierende Ständebildung mit nachfolgender Inzucht die physiologischen Wurzeln für die Steigerung geistiger Fähigkeiten sind.

Die Variabilität des Keimplasmas, die Ursachen der Keimabänderungen und die Gesetze, die dabei in die Erscheinung treten, bilden ein spezielles Problem der Biologie, das einer besonderen Untersuchung und Betrachtung bedarf. So viel steht aber fest, daß die erblichen Keimvariationen nicht durch „funktionelle Reize" seitens der gebrauchten und geübten Organe entstehen, daß speziell die Wirkungen der Muskel- und Nervenübungen beim Menschen sich nicht vererben, eine Erkenntnis, die für die biologischen Grundfragen der Soziologie und Geschichtstheorie von der größten Bedeutung ist.

Kelten und Römer, Germanen und Slawen in den Ostalpenländern.

Professor Dr. Otto Kaemmel.

Kein großes europäisches Kulturvolk kann sich reines Blutes rühmen. Auch wir Deutsche wissen, daß wir am Rhein und an der Donau auf altem keltisch-römischen Grunde angesiedelt sind, im Osten starke slawische Bestandteile mit uns verschmolzen haben und wir müssen annehmen, daß unser eigenes Volkstum namentlich da, wo die fremde Beimischung stärker ist, wie im Osten, physisch und geistig gewisse Veränderungen erfahren hat, daß dadurch neue Schattierungen unserer Nationalität entstanden sind, die von dem ursprünglichen Stammescharakter in mancher Beziehung abweichen. In der lebhaften Art des Rheinländers wird man die Nachwirkung des keltischen Blutes erkennen dürfen, der Deutsch-Oesterreicher ist ein anderer als der Alt-Bayer, obwohl er doch überwiegend bayrischen Stammes ist.

Hier in den Donau- und Alpenländern haben sich noch vor der großen deutschen Kolonisation, die mit dem neunten Jahrhundert

begann, verschiedene Völkerschichten übereinander geschoben[1]). Der älteste Grundstock scheint illyrisch (albanesisch) gewesen zu sein, wie im Süden der Alpen die Veneter, im Osten ein Teil der pannonischen Stämme Westungarns. Ueber diese wahrscheinlich nur strichweise und dünn angesiedelte Bevölkerung schoben sich seit dem fünften vorchristlichen Jahrhundert die vom Rhein her einwandernden Kelten, die damals ebenso die Mitte des Potieflandes erfüllten und 390 Rom eroberten. Der Stamm der Taurisker, dessen Name sicherlich mit den Tauern zusammenhängt und erst damals als Gesamtname der verschiedenen keltischen Gaue aufgekommen sein mag, besetzte das Land zwischen dem Inn, der Donau, der pannonischen Ebene und den Karawanken, das dann nach dem wie es scheint mächtigsten Gau, der um die alten Stätten des Eisenbergbaus bei Noreja (um Neumarkt und Hüttenberg) saß, Noricum genannt wurde.

Die reichen Naturschätze, die sich hier fanden, neben dem Eisen auch Gold, Silber und Salz, in Verbindung mit dem uralten südlich-nördlichen Verkehr auf der großen Bernsteinstraße nach der Ostsee, die vom adriatischen Meere herauf durch die Ostalpen, von der Drau nach der obern Mur, von dort zur Leitha und diese hinab zur Donau bei dem ursprünglich norischen Carnuntum (Petronell) führte, trieb rasch eine ansehnliche Kultur hervor. Nach ihrer Gewohnheit gründeten die Kelten auf dem Lande Einzelhöfe, aber auch, wie in Gallien, mit Vorliebe städtische Niederlassungen: Pötovio (Pettau), Celeja (Cilli), Virunum (im Zollfeld nördlich von Klagenfurt), Teurnia (St. Peter im Holz) und Aguontum (bei Lienz) im Draugebiete, Solva (Leibnitz) an der Mur, Carnuntum (St. Petronell), Vindobona (Wien) und zahlreiche kleinere Orte an der Donau, Ovilava (Wels) an der Traun, Juvavum (Salzburg) an der Salzach, Emona (Laibach) im Gebiet der Carner (Krain). Sie gruben um Noreja nach Eisen, in den Hochtauern zu beiden Seiten der Zentralkette nach Gold und Silber, an all den Orten, die auf hall, das keltische Wort für Salz (ἅλς) anlauten, wie Reichenhall, Hallein, Hallstatt, Hall in Ober-Oesterreich, nach Salz, sie schlugen Gold- und Silbermünzen auf nordgriechisch-makedonischem Fuße, sie entwickelten ein blühendes Gewerbe, kurz, sie brachten eine wesentlich naturalwirtschaftliche, mittelalterliche Kultur hervor, die hinter der gallischen zur Zeit Cäsars kaum zurückstand und etwa mit der Kultur Deutschlands im zehnten nachchristlichen Jahrhundert verglichen werden kann. Dem entsprach die soziale Gliederung, die Scheidung der Stände. Das alles lehren uns weniger die geschichtlichen Ueberlieferungen, als die Gräberfunde bei Hallstatt u. a., das damals, trotz seiner abgeschiedenen Lage im Hochgebirge, ein bedeutendes Kulturzentrum gewesen sein muß.

Staatlich unter einem Stammeskönigtum zusammengefaßt, hat das norische Keltentum doch weder politisch noch militärisch nachhaltige Kraft entwickelt und ist deshalb den Römern ohne erheblichen Wider-

---

[1]) Vergl. im allgemeinen meine Entstehung des österreichischen Deutschtums I (1879); M. Vancsa, Geschichte Nieder- und Ober-Oesterreichs I (1905); S. Riezler, Geschichte Bayerns I (1878); Alfons Huber, Geschichte Oesterreichs I (1885); J. Jung, Die romanischen Landschaften des römischen Reichs (1887); A. Meitzen, Siedlung und Agrarwesen der Westgermanen und Ostgermanen (1895). Anderes wird an dem betr. Orte zitiert.

stand erlegen. Seitdem diese im Jahre 183—181 v. Chr. Aquileja als Ausgangspunkt ihrer Unternehmungen nach den Ostalpen- und Donauländern gegründet hatten, knüpften sie im Anschluß an den alten italischen Bronzehandel auch rege wirtschaftliche Beziehungen zu Noricum an, beteiligten sich vor allem an dem blühenden und ergiebigen Goldbergbau so stark, daß die Noriker sie schließlich auswiesen. Aber kurz vor 113 v. Chr. bestand schon ein Schutzverhältnis zu Rom (publicum hospitium), und als die Scharen der Kimbern auf der alten Bernsteinstraße von Norden heranfluteten, um Land zu suchen, da traten ihnen die Römer, von den Norikern gerufen, auf norischem Boden bei Noreja 113 zum erstenmal entgegen, so daß die Germanen, obwohl siegreich, doch wieder nach Norden abzogen. Eine neue Gefahr stieg herauf, als um 60 v. Chr. die keltischen Bojer Böhmen räumten und sich zunächst auf Noricum warfen. Noch gelang es sie abzuwehren, aber der Staat war tief erschüttert, der Handel durch die Gefährdung der Handelsstraßen auf lange gestört, so daß damals Hallstatt seine alte Bedeutung verlor, und als nun die Römer zwischen 35 und 30 v. Chr. das Saveland bis zur untern Drau und Mösien unterworfen hatten, also Noricum auch von Südosten her faßten, da genügte im Jahre 15 v. Chr. ein kurzer Sommerfeldzug, um zugleich mit Rätien (Tirol) auch Noricum dem Reiche einzufügen, zunächst noch nicht als Provinz, sondern als ein abhängiges Königreich (regnum Noricum), dessen Landesherr der Kaiser war und das ein kaiserlicher Prokurator regierte. Um 17 und 18 n. Chr. rühmt Strabo die Noriker als ruhige und gehorsame Untertanen Roms, und in der Tat haben sie sich niemals wieder gegen die römische Herrschaft erhoben. Schon im Jahre 6 n. Chr. konnte deshalb Tiberius zur Operationsbasis gegen die Markomannen ohne Besorgnis das norische Carnuntum nehmen. Dagegen wurde das südliche Pannonien, das Land zwischen Save und Drau, sofort kaiserliche Provinz mit dem starken Legionslager Pötovio (Pettau) an der untern Drau und unter einen kaiserlichen Legaten gestellt (10 v. Chr.), der auch über das Land nördlich von der Drau, ohne es militärisch zu besetzen, eine gewisse Aufsicht ausübte. Zu Pannonien gehörte auch das Land der Carner.

Die Romanisierung Noricums und des im Osten angrenzenden Oberpannonien (bis zur Raab) vollzog sich in sehr verschiedener Art und mit verschiedenen Mitteln. Die römischen Garnisonen kommen dabei in der Hauptsache nur für Pannonien und überhaupt direkt nur für die Donaulinie in Betracht, denn an dieser errichtete, wenn nicht schon Claudius, so doch sicher Vespasianus (69—79) die beiden großen Standlager Carnuntum und Vindobona gegenüber dem Marchfelde, wo sich am ehesten feindliche Heeresmassen sammeln konnten; vermutlich wurde dabei dieser ursprünglich norische Strich bis an den Wiener Wald zur Provinz Pannonien geschlagen. Weiter hinauf, wo das meist gebirgige und mit Wald bedeckte linke Ufer des Stromes einen feindlichen Angriff so gut wie ausschloß, wurden zunächst nur einige kleine Kastelle angelegt und mit barbarischen Provinzialtruppen (auxilia) besetzt; im übrigen sorgte für die Ueberwachung der Donau die seit Claudius (41—54) bestehende Donauflottille. Erst Marc Aurel schob um 170 nach den Erfahrungen des Markomannenkrieges eine dritte Legion, die zweite italische, an die norische Donaustrecke vor

und legte für sie das große Standlager Lauriacum westlich von der Ennsmündung an, dessen mächtiges Wallviereck heute von der Kaiserin Elisabethbahn durchschnitten wird; außerdem wurden jetzt zahlreiche kleine Kastelle an den Flußmündungen bis Bojodurum (Innstadt bei Passau) hinauf errichtet. Im ganzen mag die Zahl der Truppen längs der Donaustrecke Passau-Carnuntum um 200 n. Chr. gegen 36000 Mann betragen haben. Die Legionen waren Bürgertruppen und bestanden in der ersten Kaiserzeit meist aus Italikern, bildeten also Militärkolonien im Lande und führten eine Menge von römischen Geschäftsleuten mit sich, die sich hinter der Porta decumana des Standlagers in ihren Buden (canabae, canipae) ansiedelten.

Zur Verbindung dieser festen Lager und Kastelle unter sich und mit Italien waren nun die Militärstraßen bestimmt. Von Aquileja aus zog die pannonische Heerstraße schon in der ersten Kaiserzeit, die Alpen möglichst umgehend, über Emona (Laibach), Celeja (Cilli), Pötovio (Pettau), Savaria (Steinamanger) und Oedenburg (Scarbantia) nach Carnuntum und Vindobona (Wien); von Celeja zweigte sich davon schon unter Claudius die große ostwestliche Draustraße über Virunum nach Teurnia (St. Peter im Holz) und Aguontum (Lienz) ab. Bei Virunum kreuzte sich mit ihr die südlich-nördliche Linie, die, von Aquileja das Tal des Tagliamento und der Fella herauf kommend, bei Santicum (Villach) die Drau erreichte. Von Virunum aus ging der westliche Strang ebenfalls seit Claudius weiter nordwärts über den niedrigen Sattel zwischen der Drau und dem oberen Murtal, dann in diesem hinauf durch den Lungau und über den Radstädter Tauern, dem ersten fahrbaren Tauernpaß östlich vom Brenner, nach dem Enns- und dem Salzachtale und endete in Juvavum (Salzburg), dem großen nördlichen Eingangstore der Ostalpen. Der östliche Strang lief, der alten Bernsteinstraße zunächst weiter folgend, das Murtal abwärts, ging über den Rottenmanner Tauern nach dem Tale der obern Enns und über den Pyrnpaß hinunter nach Gabromagus (Windisch-Garsten). Der Endpunkt war zunächst Ovilava (Wels) an der Traun; erst nach der Errichtung des Standlagers Lauriacum wurde von hier und von Juvavum aus die Verbindung mit dieser Donaufestung hergestellt. Die Vollendung der Donaustraße von Carnuntum bis Lauriacum gehört vielleicht schon der Regierung Trajans, sicher der Zeit Marc Aurels an, der sie auch bis Bojodurum (Castra Batava, Passau) fortsetzte. Von geringerer Bedeutung als jene drei großen südlich-nördlichen Straßen mit den Endpunkten Carnuntum, Juvavum und Ovilava (Lauriacum) waren zwei andere weiter im Westen durch das Hochgebirge laufende Linien. Die eine ganz von Teurnia das Tal der Lieser aufwärts und über den Katschberg nach dem Lungau, wo sie sich an die Straße über den Radstadter Tauern anschloß. Die andere folgte dem Mölltale nach den Bergwerksdistrikten der Hochtauern und stieg über den Hoch(Korn)tauern ins Gasteiner Tal hinunter. Verbindungslinien zwischen den Hauptsträngen verstehen sich von selbst und sind auch mehrfach nachgewiesen.

Diese Straßen mit den Stationen (mansiones, z. B. Gabromagus, Windisch-Garsten) und Wechselstellen (mutationes) der kaiserlichen Post (cursus publicus) verknüpften die Militärgrenze an der Donau fest mit Italien, und zugleich flutete auf ihnen die überlegene römische

Kultur ins Land. Die Militärkolonien am Strome wurden dadurch zu Kristallisationspunkten römischer Sitte und römischer Sprache. Südländischer Komfort und südländische Kunst suchten das Leben in dem rauhen Klima und an der Grenze auch dem geborenen Italiker erträglich zu machen. Bei Carnuntum entstanden z. B. seit dem Ende des ersten Jahrhunderts mit Benutzung der dortigen Quellen ausgedehnte Thermenanlagen, die besonders für Offiziere und Soldaten der dortigen Legionen bestimmt waren und bis in die Mitte des dritten Jahrhunderts benutzt wurden. Zentralheizung der Wohnräume durch die äußerst praktischen Hypokausten (unter dem Fußboden) waren auch in den Standlagern vorhanden. Ferner gewannen allmählich die canabae der Geschäftsleute, die oft an ältere keltische Siedlungen anknüpften, den Charakter ansehnlicher Ortschaften. So entstand das heutige Petronell westlich vom Standlager Canuntum, so hinter der Porta decumana des Lagers Vindobona eine bürgerliche Niederlassung um das heutige Arsenal, von der eben jetzt sehr ansehnliche Reste zutage gekommen sind, eine ebensolche an der westlichen Rückseite des Lagers Lauriacum um die spätere Lorenzkirche, bei Castra Batava Bojodurum am rechten Ufer des Inn (Innstadt). Diese als Korporationen organisierte vici canabarum erlangten bald dadurch noch größere Bedeutung, daß die Legionen, da in den Standlagern keine legitimen Frauen geduldet wurden, Konkubinate mit eingeborenen Frauen eingingen und deren illegitime Kinder wahrscheinlich unter Claudius als Angehörige der Tribus Pollia legitimiert, also in das römische Bürgerrecht aufgenommen wurden. Alexander Severus gestattete dann das bisher nur geduldete Konkubinat ganz offiziell. Aber auch die von den Legionen nach 20, von den Auxiliar nach 25 Dienstjahren entlassenen Veteranen siedelten sich meist in der Nähe ihrer alten Standlager an, da sie hier mit Land, und was die Auxiliaren betrifft, auch mit dem Bürgerrecht ausgestattet wurden.

Von der andern Seite wirkte das römische Heerwesen dadurch romanisierend, daß die Provinzialen zu den Hülfstruppen ausgehoben wurden, vor allem die tapferen Pannonier, die zahlreiche Cohorten und Reitergeschwader stellten, die freilich meist nicht in der Heimat garnisonierten, sondern in der weiten römischen Welt zerstreut vom Euphrat bis zum Piktenwall. Dagegen dienten die Noriker seit dem Anfange des zweiten Jahrhunderts meist in den Legionen (später namentlich in der zweiten italischen), schon seit dem ersten Jahrhundert bei den Prätorianern, also in den Bürgertruppen und wurden auch in der ganzen Welt herumgeworfen, kamen auch wohl zu höheren Ehren. So begann T. Varius Clemens aus Celeja als Präfekt einer gallischen Cohorte, war dann Tribun in der XXX. Ulpischen Legion, Präfekt im zweiten pannonischen Reitergeschwader (Ala, Regiment), machte unter Antoninus Pius einen Feldzug in Mauretanien mit, trat dann in eine britannische Ala über, fungierte endlich als kaiserlicher Prokurator (Chef der Finanzverwaltung) in Kilikien, Lusitanien, Mauretanien, Rätien, Belgien und Germanien und stieg schließlich unter Marc Aurel zum kaiserlichen Sekretär (ab epistulis) empor.

Wenn die Noriker in den Bürgertruppen auftraten, so besaßen sie das römische Bürgerrecht. Dieses aber wurde gewissermaßen als Prämie für die vollzogene Romanisierung einzelnen (so in Celeja schon

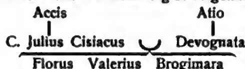
von Augustus dem C. Julius Vepo) oder ganzen Gemeinden verliehen, und diese Romanisierung war in Noricum ganz überwiegend das Ergebnis friedlichen Verkehrs, nicht der militärischen Institutionen, die hier erst im zweiten Jahrhundert und soweit Standlager in Betracht kamen, nur an der Donau recht wirksam wurden. Ursprünglich wurden Pannonien und Noricum als Gruppen von ländlichen Gauen (civitates) organisiert wie Gallien nördlich der Sevennen. Diese Organisation blieb im innern Pannonien immer bestehen, weil es niemals zu einer städtischen Kultur gelangte; im Carnerlande wich sie schon im ersten Jahrhundert vollständig der städtischen Organisation, denn Augustus machte Emona zur Kolonie, die flavische Dynastie Neviodunum (Durnowo an der Sawe) und die Stadt der Latobiker (Treffen) zu Municipien, worauf wahrscheinlich Hadrian die ganze Landschaft als völlig romanisiertes Gebiet zu Italien schlug. Auch in Noricum und im angrenzenden westlichen Pannonien, wo sich städtisches Leben schon in den alten keltischen Städten wirtschaftlich vorgebildet fand, drang sehr bald die römische Stadtverfassung durch, nicht durch Entsendung römischer Kolonien, von denen nur eine, das pannonische Pötovio als Colonia Ulpia seit Trajan bestand, sondern als eine Folge der Romanisierung der Eingeborenen in Sprache und Sitte, wie sie eben der rege Verkehr mit Italien und mit Italikern mit sich brachte. Italienische Zuwanderer aus Aquileja, Verona, Patavium, Placentia, Ariminum, Siena, Rom, Campanien, Afrika lassen sich inschriftlich in Celeja, Virunum, Juvavum, Carnuntum nachweisen, ebenso Noriker z. B. aus Aguontum, Solva u. a. als Ansiedler in Tergeste (Triest) und Verona. Auch Zwischenheiraten sind nachweisbar (so eines Mädchens aus Virunum mit einem evocatus in Rom), und begüterte Noriker schickten wohl auch einen Sohn zur Ausbildung in die Welthauptstadt (so ein Vater in Arlape an der Erlaf seinen Sohn Successianus, der übrigens in Rom starb). Die geringe Stärke des Stammesbewußtseins, der völlige Mangel einer einheimischen literarischen Bildung und das wirtschaftliche Interesse mochten diesen Uebergang zu der römischen Kultur erleichtern. Wer höher hinauf wollte, wer ein gebildeter Mann sein wollte, der konnte das nur, wenn er in diese Kultur und ihre Sprache einging, so gut wie den dalmatinischen Slawen noch heute eine italienische Ausbildung unentbehrlich ist.

So wurde eine Stadt nach der andern als Municipium mit römischem Bürgerrecht bewidmet und das sie umgebende Gebiet ihr attribuiert, so daß seine Einwohner außerhalb der eigentlichen Stadtflur in ihren vici als peregrini ohne Bürgerrecht blieben und von der Stadt aus regiert und besteuert wurden, wie in Italien. Die Stadtverfassung wurde eine Nachbildung der altrömischen mit duumviri (Consuln) für die Rechtsprechung, aediles für die Polizei und quaestores für die Finanzen, mit einem Senat (ordo) von gewöhnlich 100 Decurionen, den possessores (den in der Stadt lebenden größern Grundbesitzern) und der plebs mit Priesterschaften und Genossenschaften (collegia, Zünfte), von denen sich die Augustalen von dem Kultus der Laren und Penaten, da dieses Amt erblich war, allmählich zu einem besondern Stande entwickelten. So erhielten Stadtrecht unter Claudius (41—54) Celeja, Virunum, Teurnia, Aguontum, Juvavum, Savaria, unter den Flaviern (69—96) Flavia Solva (Leibnitz in Steiermark) und Scarbantia,

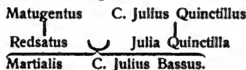
unter Hadrianus (117—138) Aelium Cetium (St. Pölten), unter Antoninus Pius (138—161) oder Marc Aurel (161—180) Ovilava als Colonia Aurelia Antoniniana, was in dieser Zeit nur noch eine Auszeichnung, aber keine römische Besiedlung bedeutete. Auch die bürgerlichen Niederlassungen bei den großen Standlagern folgten teilweise dieser Entwicklung zu Stadtgemeinden, Carnuntum (St. Petronell) als municipium Aelium unter Hadrian, seit Septimius Severus (193—211) mit dem Range einer Kolonie, Vindobona unter Caracalla (211—217) als Municipium. Damit zogen auch die römischen Götterkulte, die römische Kunst und die römischen Lebensformen in die alten Keltenstädte ein; auch die Heilquellen des Landes benutzten die Römer eifrig (Aquae = Baden bei Wien, Römerbad bei Tüffer, südlich von Cilli). Diese Romanisierung der Städte zeigt sich schon äußerlich in der Annahme römischer Namen, und zwar so, daß als Familienname (nomen gentile) der des regierenden Kaiserhauses diente (daher die Julii, Claudii, Flavii, Ulpii, Aelii z. B. in Virunum), der einheimische Name als Zuname (cognomen) hinzugefügt wurde (z. B. C. Julius Cisiacus, Ti. Julius Buccio, Claudia Attnia, Cornelius Arogus, Ti. Publicius Atunus u. a. m.). Auch die mit den Generationen fortschreitende Romanisierung läßt sich bei einzelnen Familien verfolgen[1]).

Für die Frage, inwieweit die Romanisierung durchgedrungen ist, gibt es drei Kriterien: das Vorkommen der Inschriften, die zu setzen eben eine römische Sitte war, die Fortdauer der keltischen Personennamen und das Weiterbestehen keltischer Götterkulte. Von den 876 Inschriften des innern Noricum im C. J. L. (abgesehen von den Meilensteinen) entfallen auf die römisch organisierten Städte und ihre nächste Umgebung 554 (Virunum 318, Celeja 129, Flavia Solva 88), von den übrigen 322 auf Kärnten im Draugebiet und an den großen Straßen nach Norden durch den Lungau 127, auf das südliche Steiermark zwischen Drau und Save 70, auf das übrige Steiermark (Murtal von Leibnitz bis Judenburg) 74; die übrigen sind zerstreut auf das Ennstal und auf die Täler der Raab und ihrer Zuflüsse. Das norische Donauland bis zum Inn aufwärts weist 157 Steine auf, davon die Gebiete von Ovilava und Juvavum zusammen 105, die kleinern Donauorte 42, die pannonische Strecke um Vindobona und Carnuntum 202, von denen 145 allein auf Carnuntum kommen. Daraus folgt: im heutigen Kärnten und in Südsteiermark auf der einen, im Salzburgischen und im südlichen Ober-Oesterreich, sowie an der Militärgrenze längs der Donau war die Romanisierung bis zu einem gewissen Grade durch-

[1]) C. J. L. III. nr. 4854 aus Virunum ergibt folgenden Stammbaum:



Noch interessanter ist nr. 4962a aus Virunum, der die Romanisierung einer norischen Familie durch Eheschließung mit einer schon romanisierten zeigt:



gedrungen, in den dazwischen liegenden Territorien erhielt sich das keltische Volkstum wenig verändert.

Dieselbe Schlußfolgerung erlauben die Personennamen der Inschriften. In den Städten und ihrer nächsten Umgebung ist der Prozentsatz keltischer Namen nur gering, in den ihnen attribuierten Landschaften überwiegen sie, am meisten in den oberkärntischen Tälern. Es gibt zahlreiche Steine, wo sämtliche auf ihnen erwähnte Familienglieder mehrere Generationen durch ihre einheimischen Namen beibehalten haben[1]), also auch peregrini geblieben sind, obwohl sie lateinisch verstanden und deshalb auch ihren Namen eine lateinische Endung gaben, sie auch lateinisch deklinierten; sehr viele aber haben auch die keltischen Endungen beibehalten, sogar in den Städten, bezeichnenderweise namentlich die Frauen (Buttu, Canru, Dresiu, Manu, Titiu u. a. m. in Virunum), mehr noch auf dem Lande (Caletiu aus dem obern Murtale, Julia Littu aus dem Feistritztale in Ober-Steiermark, Mottu in Seewalchen am Attersee, Cattu in Noreja u. s. f.), ein ganz sicherer Beweis von der Fortdauer der keltischen Sprache. Auch die einheimischen Götter fesselten nach wie vor ihre Verehrer, wurden nur zuweilen mit römischen identifiziert: der Sonnengott Belenus, der Schutzgott der norischen Eisenminen mit Apollo, der grimmige Kriegsgott Toutates mit Mars, Sirona mit Ceres; undeutlich ist das Wesen der Alounae. Im ganzen überwogen allerdings die römisch-griechischen Gottheiten und neben ihnen der iranische Lichtgott Mithras, der vor allem von den Soldaten, also in der Nähe der Standlager verehrt wurde. Ein norisches Nationalbewußtsein war gewiß nirgends mehr vorhanden, der gebildete Noriker war nach Sprache und Kultur zum Römer geworden, er sprach in allen höheren Beziehungen des Lebens lateinisch, hatte aber seine einheimische Mundart schwerlich vergessen, und in den abgelegeneren Gegenden war sie als ein schriftloser Bauerndialekt die herrschende geblieben, wie auch um Trier, eine der Kaiserresidenzen des vierten Jahrhunderts, noch im fünften Jahrhundert keltisch gesprochen worden ist.

Vollendet worden ist die Romanisierung Noricums und Ober-Pannoniens wohl erst wie in Gallien durch die Verleihung des römischen Bürgerrechts an alle Provinzialen freien Standes unter Caracalla im Jahre 212 und durch die christliche Kirche; denn während diese im

---

[1]) C. J. L. III, n. 5350 aus der Gegend von Flavia Solva:

Vepotalus | Vervicus
Adiatullus ∪ Tatuca
Ruma

n. 4732 aus dem Liesertale:

Amuro | Vercombogus
Ategnata ∪ Ateboduus

nr. 5523 aus dem untern Pinzgau (Taxenbach):

Atevalus | Elvisso
Atitto ∪ Uttu | Quordaio
Mommus ∪ Conginna.

hellenisierten Orient die vom Hellenismus zurückgedrängten alten Volkssprachen, wie das Aegyptische (Koptische) und Syrische wieder aufnahm, weil sie Kultursprachen waren, ließ sie im Westen die literaturlosen Dialekte überall fallen und trat als lateinische Kulturmacht auf (außer in Irland, wohin das Lateinische niemals gedrungen war). Nach den Ostalpenländern kam das Christentum, wie seit dem Ende des ersten Jahrhunderts der Mithrasdienst, dessen Ausbreitung im dritten Jahrhundert die Kaiser begünstigten[1]), durch Händler, Soldaten und Sklaven, als einer der vielen orientalischen Kulte, und als eine Erlösungsreligion für „die Mühseligen und Beladenen", die kleinen Leute; deshalb blieb auch sein Vordringen lange Zeit unbemerkt. Aber christliche Grabsteine bekunden seine Existenz z. B. in Carnuntum und Savaria, der Heimat des hl. Martinus (geb. 335), und so stark war es schon um 260 auch im inneren Noricum, daß das Mithrasheiligtum in Virunum damals verlassen wurde und aus dem Verfall erst 311 durch den Statthalter (praeses) von Binnen-Noricum Aurelius Hermodorus wieder hergestellt werden mußte. Zur Zeit der Diocletianischen Verfolgung um 300 tauchen dann überall Christen und christliche Gemeinden auf. In Lauriacum starb der Veteran Florianus mit 40 Gefährten den Märtyrertod, in Pötovio der gelehrte Bischof Victorinus, in Siscia (Sissek) der Bischof Quirinus, in Sirmium vier christliche Steinmetzen, die quatuor coronati, denen später sogar in Rom auf dem Cälius eine Kirche geweiht wurde, in Scarbantia gab es eine christliche Gemeinde. Im vierten Jahrhundert, als unter Konstantin dem Großen 312 die entscheidende Wendung eingetreten war, saßen Bischöfe außer in Pötovio auch in Emona, Teurnia und Lauriacum, am Mönchsberge in Salzburg hat man christliche Katakomben entdeckt, und in Sopianae (Fünfkirchen) sind solche im Geschmack der römischen Katakomben ausgemalt worden. Zum erstenmal waren Noricum und Pannonien auf der Synode von Serdica (Sophia) vertreten (343—4), für Pannonien war Sirmium (Mitroviza bei Belgrad) die Metropolis, für Noricum Aquileja, der alte Ausgangspunkt römischer Kultur für beide Landschaften, die um d. J. 400 durchaus als christliche erscheinen, wenn auch das nunmehr verfemte Heidentum hier und da noch als „Bauernreligion" (paganismus) fortlebte. Ueberall gab es damals Kirchen und geordneten Gottesdienst.

Aber die römische Kultur hat auch über die Donau hinübergewirkt. Dort saßen nach der Auswanderung der Bojer germanische (suebische) Stämme, im nordöstlichen Nieder-Oesterreich und in Mähren die Quaden, den Markomannen nächst verwandt und seit dem Zusammenbruche ihres Reichs mit Marbods Sturze 19 n. Chr. ein römischer Klientelstaat, dem Rom die Könige setzte und die Stellung von Hülfstruppen auferlegte. Bewohnt wurde von den Quaden nur der östlichste Teil Nieder-Oesterreichs, das offene Land zwischen dem unteren Kamp und der March. Dort saßen sie in geschlossenen Dörfern

[1]) Vgl. Cumont, Les Mystères de Mithra (1900), dazu A. Harnack, Die Mission und die Ausbreitung des Christentums in den ersten drei Jahrhunderten (1902), 534 ff. Der Mithrasdienst ist in die hellenistische Welt gar nicht eingedrungen, wohl aber in alle Grenzprovinzen des Westens und später auch in Italien, weil er eine Religion der Soldaten und deshalb des Kaisers war, der in Rom als consubstantivus soli galt.

aus runden Hütten um zahlreiche starke, ringsförmige Verschanzungen, die als Zufluchtsorte im Kriegsfalle dienten und z. B. an der March bei Dürnkrut und Stillfried nachweisbar sind. Neben der Viehzucht trieben sie Ackerbau in der Form der wilden Feldgraswirtschaft. Um mächtige tumuli (Hausberg bei Stronegg, Hornberg bei Groß-Rußbach u. a. m.) sammelten sie sich zum Opferdienst, in solchen bestatteten sie ihre Fürsten. Mit den römischen Provinzen standen sie in lebhaftem Handelsverkehr. Aber als es ihnen mit der wachsenden Bevölkerung bei ihrer höchst extensiven Wirtschaft an Land zu fehlen begann, da drängten sie über die Donaugrenze, im ersten Jahrhundert schon unter Domitianus (81—96), im zweiten in dem furchtbaren Markomannenkriege 161—180, im dritten unter Gallienus (260—268), endlich im vierten unter Valentinianus I., der noch einmal die Militärgrenze an der Donau wiederherstellte, dabei auch Carnuntum, das zerstört worden war und „verlassen und verwildert" (desertum et squalens) lag, wiederaufrichtete († 375). Aber um 400 war die starke Festung endgültig aufgegeben, die Münzfunde enden hier mit Maximus (383—388). Was mit den Waffen nicht auf die Dauer zu erreichen war, das hatten manche Kaiser durch Ansiedlung quadischer und anderer germanischer Scharen auf römischem Boden in Pannonien zu erreichen gesucht. Schon Kaiser Claudius hatte im Jahre 50 das Gefolge des vertriebenen Quadenkönigs Vannius in Pannonien angesiedelt, Marc Aurel wies den gefangenen Quaden ebenfalls dort Land an und nahm 3000 Narister (Varisker) in der Gegend von Carnuntum auf. Zu diesen Germanen gehörte auch der „König" (rex Germanorum) Septimius Aistomodius, der sein Bürgerrecht von Septimius Severus erhielt und dem seine Brüder Septimius Philippus und Heliodorus bei Carnuntum einen Grabstein setzten, ebenso der Narister Nävius Primigenius in Carnuntum mit seiner Frau Nävia und seiner Tochter Creusa. Die römischen Namensformen in beiden Familien bezeugen, wie rasch diese Germanen sich bemühten, Römer zu werden. Die dakischen Karper freilich, die im dritten Jahrhundert, und die asdingischen Vandalen, die im vierten Jahrhundert unter Konstantin im Innern Pannoniens angesiedelt wurden, waren viel zu zahlreich, um so schnell im Römertum aufzugehen.

So war Pannonien in der Barbarisierung und teilweise im Westen an der norischen Grenze in der Germanisierung begriffen. Die Vorstellung aber, daß nun während der Völkerwanderung auch Noricum von den nachrückenden Quaden in Besitz genommen und germanisiert worden sei, ist nichts weiter als eine patriotische Phantasie, keine historische Tatsache. Es stände besser um das Deutschtum in Oesterreich, wenn es so wäre, wie man geträumt hat, aber es ist nicht so. Vielmehr schiebt sich zwischen die römisch-keltische Zeit eine wüste Zeit der Verwilderung und Verödung, in der im größten Teile Noricums mit der römischen Kultur auch die einheimische Bevölkerung zugrunde geht und fremde, ganz barbarische Stämme das menschenarme Land in Besitz nehmen.

Seit dem dritten Jahrhundert muß auch hier der Rückgang der Volkswirtschaft, der Rückfall in die Naturalwirtschaft, die damit zusammenhängende Fesselung der Bauern an die Scholle durch das Kolonat, die Vernichtung der städtischen Selbstverwaltung durch die Erblichkeit des Dekurionats und das neue Beamtentum Diokletians,

und die Erschlaffung der Volkskraft, die überall im Reiche hervortrat, die seine Städte entvölkerte, die Körperkraft seiner Bewohner herabbrachte, wirksam geworden sein. Seit Konstantin drängten die Monopolisierung wichtiger Gewerbzweige und der vermehrte Steuerdruck (Grundsteuer, Gewerbesteuer, Kopfsteuer) in derselben Richtung weiter. Um sich behaupten zu können, mußte der römische Staat seine Bewohner zugrunde richten. Und nun brachen über diese verarmte und schwindende Bevölkerung die Stürme der ostgermanischen Wanderung herein.

Schon 401 rückten die Westgoten unter Alarich über Aquileja in Ober-Italien ein und räumten es erst 403 wieder; ein Teil der Ostgoten mit vandalischen und alanischen Haufen unter Radagais brachen im Jahre 404 durch Rätien in Italien ein, wo sie bei Fäsulä meist zugrunde gingen. Das alles berührte Noricum nur wenig (wenn nicht Radagais von Pannonien aus die Drau aufwärts marschiert ist). Aber diese schwere Gefahr Italiens zwang Stilicho schon 402, die Truppen von der Rhein- und Draugrenze zurückzuziehen, und nun wanderte im Jahre 403, besonders um sich dem steigenden Drucke der vorwärts drängenden Goten zu entziehen, mit den Vandalen und Alanen auch die Hauptmasse der Quaden nach dem Westen, wo sie später in Spanien als Sueben auftraten, aber ihre Stelle in der Nachbarschaft Noricums nahmen die Rugier (von der Ostsee) ein. Sodann quartierte sich seit 406 auf Jahre hinaus Alarich mit seinen Westgoten in Noricum ein, von hier aus rückte er 408 in Italien ein, und Noricum samt Pannonien und Dalmatien forderte er noch 409 von Honorius. In dieser Position zwischen den beiden Reichshälften würde er eine beherrschende Stellung eingenommen und seinem Volke Wohnsitze verschafft haben, wo es seine Nationalität hätte bewahren können. Es sollte nicht sein, er nahm Rom 410 und fand in Süd-Italien einen jähen Tod, seine Goten aber zogen nach Gallien und Spanien ab. Noch einmal stellte Generidus die römische Herrschaft wieder her, aber nicht die zerfallende Militärgrenze an der Donau, wozu die Mittel fehlten, und bald nach 434 fiel Pannonien den Hunnen anheim. Der letzte Statthalter Noricums, Primitus, wird 448 erwähnt; kurz nachher, 451, wälzten sich Attilas Heeresmassen auf der Donaustraße durch das Land, und nach Attilas Tode 454 nahmen die Ostgoten mit Bewilligung Roms 457 Pannonien in Besitz. Neben ihnen drängten die wilden Heruler nach Westen, von der andern Seite drohten die Alamannen und die Thüringer, von Norden die Rugier; an der ganzen Donaugrenze aber lag nur noch in Batavis (Castra Batava, Passau) eine schwache Besatzung, die man in Rom vergessen hatte und deshalb ohne Besoldung ließ. Schließlich wurde auch Passau aufgegeben, und vor den plündernden und zerstörenden Einfällen der Germanen zogen sich die verzweifelnden Bewohner hinter die festen Wälle der großen Standlager Lauriacum und Vindobona zurück, die offenen Ortschaften Ufer-Noricums verödeten und sanken in Trümmer. In dieser Zeit schrecklichster Not trat der hl. Severinus, der sein Kloster bei Faviana (Mautern) hatte (vielleicht auf dem Berge von Göttweih), tröstend und fürsorgend unter die hülflose Bevölkerung, er vermittelte zwischen ihr und den Rugier- und Alamannenfürsten, er bewog endlich die kläglichen Reste, die sich noch in Lauriacum hielten, sich

unter rugischen Schutz in die Gegend von Faviana zurückzuziehen. Aber Juvavum wurde von den Herulern durch nächtlichen Ueberfall genommen (Vita Sev. c. 25) und sogar in Binnen-Noricum Teurnia (Tiburnia) von den Ostgoten, die auf der großen Donaustraße bis dorthin vorgedrungen waren, vergeblich berannt (Vita Sev. c. 18). Da befahl nach Severinus Tode 482 der neue Herr Italiens, König Odoaker (seit 476), im Jahre 487 die Räumung des unhaltbaren Ufer-Noricum und den Abzug der Romanen nach Italien (Vita Sev. c. 39). Auch das rugische Reich gewann indes keinen Bestand, es wurde gleichzeitig von Odoaker vernichtet. An seine Stelle trat die Herrschaft der Heruler. Doch Odoakers italisches Reich selbst brach 489 vor dem Angriffe der Ostgoten unter Theoderich zusammen. Dem Ostgotenreiche verdankte auch Binnen-Noricum einige Jahrzehnte der Ruhe, aber zur Wiedereroberung Ufer-Noricums machte Theoderich keinen Versuch, und dort wurde 512 auch die Herrschaft der Heruler von den Langobarden zerstört. In dem Markgrafen Rüdiger von Bechlaren (der Nibelungensage), der noch in der ältesten Fassung der nordischen Thidreksaga Rodulf heißt, lebt der letzte Herulerkönig Rudolf fort. Als das Ostgotenreich nach dem Tode Theoderichs 526 seinem Schicksale verfiel, trat sein Ueberwinder, Kaiser Justinianus I., 546 Noricum und Pannonien den Langobarden ab, und nochmals schien es, als ob sich in diesen Landschaften ein germanisches Staatswesen einrichten und behaupten werde.

Doch schon drängten von Osten her neue unbekannte wilde Völker heran, die Slawen und die ural-altaischen Awaren, die nächsten Verwandten der Hunnen. Ihrem Drucke wichen, wie es scheint, die Markomannen in Böhmen und wanderten südwestwärts über die obere Donau nach dem menschenleeren Vindelicien und nach Ufer-Noricum aus. Um 551 erscheinen sie unter dem neuen Namen Bajoaier, d. h. die Männer aus der Bojerheimat (Bojohaemum, Böhmen), in dem weiten Land zwischen Lech und Enns angesiedelt, übrigens in einer gewissen Abhängigkeit von dem aufstrebenden Frankenreiche, dessen Besatzungen unter König Theudebald (547—555) an der Etsch standen. So knüpfte hier wirklich, also auch in dem nordwestlichen Drittel des alten Noricum, die germanische Besiedlung unmittelbar an die römische Periode an, und damit war auch weiteren Zerstörungen ein Ziel gesetzt, denn ein hochbegabtes, bildungsfähiges Volk übernahm die Erbschaft.

Auch das nordwestliche Noricum fanden die Bayern verwüstet und entvölkert. Javavum war zerstört, der einst blühende vicus Bedajum (Seebruck am Nordende des Chiemsees) an der Straße von Salzburg nach dem Inn verödet, Ovilava, wie es scheint, verlassen (der letzte Münzfund stammt von Anthemius 467—472), von der Traun überschwemmt; im neunten Jahrhundert war es, wie so manche alte Stadt der römischen Campagna im Mittelalter, zu einem Gutshofe zusammengeschwunden (curtis regia 885). Lauriacum war in dem Umkreise des alten Standlagers erhalten und stand bis auf Heraclius (610—641), vielleicht noch länger, in einem gewissen Verkehr mit dem Orient. Noch 791 ist Loriachi ein oppidum, also ein befestigter Ort, 805 Sitz eines Grafen, erst 977 zu einem Königshofe (villa regia) herabgekommen (Loracho), der aber außerhalb des Walles um die uralte Lorenzkirche

gelegen zu haben scheint, wie jetzt das Dörfchen Lorch. Lentia hat als Linz (Lintza 799) wohl Namen wie Bestand durch alle Stürme gerettet. Besser als die Städte, die immer die Plünderungslust besonders gelockt hatten, waren kleine Ortschaften und Dörfer im und am Gebirge erhalten geblieben, vor allem in der Gegend von Juvavum, dessen Andenken im Jobacensium pagus noch im siebenten Jahrhundert fortlebte. Dort ist die örtliche Nomenklatur teilweise noch heute romanisch (Marzoll-Marciolae, Morzig-Marciago, d. i. Marciacum, Gut des Marcus mit keltischer Endung -acum, Muntigl-Monticulus, Grödig-Crethica, Alben oder Alm-Albina, Vigaun-Fuginas, Kuchel-Cucullae, weiter Feldkirchen übersetzt aus Campus, der Quartinsbach-Schwarzbach bei Golling, Schmiedenstein-Cudicus Alpis und Alpicula Cucullana). Dazu kommt eine Reihe Walchenorte um Salzburg (Wals-Walahovis, vicus Romaniscus), im Traun- und Attergau (dort z. B. Traunwalchen nordöstlich vom Chiemsee, Katzelwalchen, Lützelwalchen, Oberwalchen, Reitwalchen, Walchenberg an der Traun), hier Seewalchen, Straßwalchen, Walchhausen, Walchegg, Walchhof, Walchofeld, bei Steier an der Enns die jetzt abgekommenen, aber noch im 13. Jahrhundert bestehenden Orte Walchenberg, Walchengraben, Walchenbach, endlich die alten Salzfundorte (Reichen) Hall, Hallein, Hallstatt, Hall. Die Flüsse und Seen vollends haben alle ihre keltisch-römischen Namen bewahrt (Donau-Tuonove, Danuvius, Inn-Oenus, Traun-Truna, Enns-Anisus, Glan, Sur, Ischl-Iscula); die Salzach hieß noch im achten Jahrhundert Juvarus oder Isonta, die Bergseen haben alle noch die alten Namen (Abersee-Abria lacus, Attersee-Atra-se, Fuschlsee-Labusculo, der Wallensee d. i. Walchensee, Römersee). Was aber schon diese geographischen Namen bezeugen, die Fortdauer romanischer Bevölkerung, das wird auch urkundlich erhärtet: gerade um Salzburg, im Salzburg-, Atter- und Chiemgau lebten noch gegen Ende des achten Jahrhunderts zahlreiche romanische Kolonen als Zinsbauern oder Hörige (tributarii, tributales) des Herzogs der Bayern, der über sie und ihren Boden frei verfügte, damals zugunsten der Salzburger Kirche nach dem Güterverzeichnis (Indiculus) des Bischofs Arno im ganzen über mehr als 300 Höfe und Hofstätten (mansi), also über einen recht beträchtlichen Teil des Grund und Bodens. Auch einzelne freie romanische Grundbesitzer kommen vor, und eben unter diesen Romanen, die christlich geblieben waren, pflanzte um 700 Ruprecht die ersten kirchlichen Stiftungen, die Kirche beim Wallersee (Seekirchen) und das Peterskloster auf den waldüberwachsenen Trümmern von Juvavum, den Keim des Bistums Salzburg. Später noch wurden diese von romanischen Grundbesitzern (Santolus, Maternus, Dignolus, Severinus) durch Schenkungen gefördert, andere Romanen (Amandus) traten in den Priesterstand ein, und noch in Salzburgischen Totenbüchern des 12. Jahrhunderts kommen einzelne Latini, teilweise deutschen Namens, also offenbar in der Germanisierung begriffen, vor (Ulricus, Marquardus, Mediolanus, Johannes, Vominia, bei Meiller im Archiv für österreichische Geschichtsquellen 1857). Aber auch tiefer in den Tälern des Hochgebirges haben sich einzelne Reste der romanischen Bevölkerung noch lange erhalten. Im Pinzgau (Pinuzgave) wird gegen das Ende des achten Jahrhunderts ein Bisonzio locus erwähnt, in dem offenbar der Name der alten keltischen Ambisontier (der Anwohner der Isonta)

erhalten ist; dort kommt bei Salfelden 1228 eine Walcheneinöde (d. h. Einzelhof, Einödhof eines Romanen) vor, ein Walchen liegt bei Zell am See, eine Walcheralm und ein Walcherbach westlich vom Fuschtale; romanisch klingen auch die Talnamen Rauris und Gastein (Gastuna), und der Menschenschlag im Salzachtale zeigt mannigfach einen romanischen Typus (Meitzen I, 449 ff.), hat auch die romanische Sitte, Körbe und andere Lasten auf dem Kopfe zu tragen, die auf deutschem Boden überall da bemerkbar ist, wo einmal die Römer gewesen sind, bis heute bewahrt.

Zu welcher Zeit alle diese romanischen Reste in den Bayern aufgegangen, germanisiert worden sind, läßt sich natürlich nicht bestimmen; aber wie ihre Existenz das schonende Verfahren der Bayern beweist, so haben diese stolzen, freien Krieger zwar nicht das Christentum von ihren romanischen Untertanen angenommen, wohl aber den Bergbau, die Almwirtschaft, den Weinbau von ihnen übernommen und den Steinbau, ja überhaupt den Hausbau von ihnen gelernt. Das große breite Einheitshaus mit steinernem Erdgeschoß, das in den Mittel- und Ostalpen wie im Alpenvorlande herrscht, geht auf das keltisch-römische Haus zurück (Meitzen I, 451 ff., III, 224 ff.). Ganz ähnlich haben die Bayern in Tirol, wo sie auf der Brennerstraße bis tief ins Etschtal hinunter vordrangen und ihre deutsch benannten Burgen bauten, sogar in den nördlichen Seitentälern der Zentralkette, wie im Stubai-, Ziller- und Duxertale und nicht minder in den Tälern der Rosanna und Trisanna (westlich von Landeck) die Romanen ungestört gelassen. Sie lebten dort übrigens nach bayrischem, nicht nach römischem Recht.

Ganz anders war das Schicksal des Donaulandes unterhalb der Enns. Hier sind von acht altrömischen Kastellen zwischen Enns und Wiener Wald nicht einmal die Namen erhalten geblieben, andere Orte haben ihren alten Namen damals oder später verändert, dauerten aber eine Zeitlang noch verkümmernd fort, Trigisamum (Traismauer), Comagenae am Wiener Walde (791), Citium (Zeizinmure 990), vielleicht auch Aelium Cetium (976 Treisima civitas St. Ypoliti) d. i. St. Pölten. Oestlich vom Wiener Wald war Vindobona (Vindomina), d. h. das frühere Standlager um den hohen Markt, noch 551 eine der ansehnlicheren Städte Pannoniens. Dann verschwindet es und taucht erst 1030 unter dem neuen Namen Vienni, der mit dem Wienflusse zusammenhängt, aber auf der Stätte des Standlagers, wieder auf. Das mächtige Standlager Carnuntum war schon um 400 aufgegeben, und sein Boden verwandelte sich in Ackerland; doch die bürgerliche Niederlassung westlich davon dauerte fort und nahm später von der Schutzheiligen seiner Kirche den Namen St. Petronell an (1083 parochia ad Sanctam Petronellam). Andere Kastelle und Niederlassungen sind mitsamt dem Namen verschwunden. Savaria, 455 von einem schweren Erdbeben betroffen, wird zuerst 791 wieder genannt und 861 als civitas bezeichnet, dagegen heißt Scarbantia in derselben Zeit nur noch Odenburch, d. i. die öde, verlassene Burg. Erhalten haben sich die meisten Flußnamen (Ips-Ipusa, antik Ise, mundartlich noch jetzt Ois, Erlaf-Arlape, Kamp, Traisen [vergl. Trigisamum, 828 Dreisma], Raab-Arrabo), und somit müssen sich zunächst auch hier und da romanische Reste als Träger der Ueberlieferung behauptet haben.

Im übrigen verfiel das Land den Awaren und ihren slawischen Untertanen, als die Langobarden jenen 568 bei ihrem Aufbruche nach Italien Pannonien vertragsmäßig überlassen hatten. Als nomadisierendes Reiter- und Herrenvolk saßen die Awaren in den Ebenen, konzentriert in neun riesigen ringförmigen Verschanzungen, von denen die am weitesten nach Westen vorgeschobenen im Tullnerfelde und an der Mündung des Kamp zur Beherrschung der Donau und der Donaustraße lagen. Den Anbau des Landes überließen sie in Pannonien und in dem von ihnen beherrschten östlichen Teile Ufer-Noricums den Slawen. Diese knüpften dabei fast nirgends an die städtische antike Besiedelung an, übernahmen nicht einmal die antiken Ortsnamen, vermieden das Donautal möglichst und gründeten ihre Niederlassungen, die sie meist nach der Beschaffenheit der Oertlichkeit in ihrer Sprache benannten, im Hügellande, in den Tälern der Bielach, der Traisen, der Erlaf, der Ips, ja sogar zwischen der Enns und der Traun am Unterlauf der Steier, wo noch 777 in der Gegend von Kremsmünster geschlossene slawische Niederlassungen erscheinen, und in den Bergtälern rings um Windisch-Garsten (so zuerst 1125). Auf dem meist noch mit Urwald bedeckten nördlichen Ufer der Donau siedelten Slawen nördlich und nordöstlich von Linz, zwischen dem Strudel von Grein und der Kremsmündung, dann im untern Tale des Kamp. Auch weiter östlich, im alten Gebiete der Quaden und der Rugier siedelten sich Slawen an, jedenfalls nicht Slowenen, sondern Tschechen, längs des Manhartsberges, namentlich um Meissau, am Mittellauf der deutschen Thaja, an der Schmida, an der Göllers und an der Zaya. Das offene Marchfeld mieden sie[1]). So entschieden drückten sie, obwohl ihre Siedlungen nur strichweise und dünn gesät waren, dem ganzen Lande das slawische Gepräge auf, daß es bei den Deutschen später kurzweg Sclavinia, Sclavinica (terra), Winidorum marca hieß. Von romanischen Bewohnern war im achten Jahrhundert keine Spur mehr vorhanden.

Von Ufer-Noricum war Binnen-Noricum durch die Geschicke dieser Jahrhunderte ganz getrennt worden. Um die Mitte, ja bis gegen das Ende des sechsten Jahrhunderts muß es ganz oder wenigstens teilweise fränkisch gewesen sein, denn im Jahre 552 verweigerten die Franken dem byzantinischen Feldherrn Narses den Durchmarsch nach Italien, 565 war Aguontum eine Stadt des Frankenreichs, um 591 klagten die istrischen Bischöfe dem Kaiser Mauricius, daß die Franken in Tiburnia und Pötovio Bischöfe eingesetzt hätten und somit die Verbindung dieser Kirchen mit der alten Metropolis Aquileja zu lösen drohten, eine Verbindung, auf die Aquileja noch 811 Anspruch machte. Also bestanden beide Bischofssitze damals noch, in Teurnia reichen die Münzen bis auf Justinian I. (527—565), und Aguontum wird noch um 565 von Venantius Fortunatus als Station der Draustraße erwähnt. Aber gerade um diese Zeit brachen die Slawen ein. Schon um 595 brachten sie, von den Awaren unterstützt, den Bayern — wahrscheinlich im oberen Drautale — eine schwere Niederlage bei, 600 siegten sie über den Bayernherzog Garibald bei Aguontum (in Agunto, Paul. Diac. Hist. Langobard, IV, 10, 40). Seitdem verschwinden Aguontum

[1]) Von mir nachgewiesen in dem Aufsatze: „Die slawischen Ortsnamen im nordöstlichen Teile Niederösterreichs", Archiv für slawische Philologie, VII, 1883, 256 ff.

und Teurnia aus der Geschichte. Aguontum verscholl völlig, den Untergang Teurnias in Feuer und Rauch bezeugen seine Reste. Also müssen beide damals von den Slawen zerstört worden sein. Sind aber diese beiden Römerstädte von ihnen vernichtet worden, so sind sie aller Wahrscheinlichkeit nach die Zerstörer auch der andern norischen Städte gewesen, denn daß diese in großer Feuersbrunst ihr Ende gefunden haben, ergibt sich aus Brandspuren und Brandresten. Die öde Stätte von Celeja, wo der letzte Münzfund Justin I. († 527) angehört, wurde von dem Geröll der Saan überschüttet und liegt 1—1,50 m unter der heutigen Stadt; einen Teil des Stadtbodens von Flavia Solva, dessen letzte Münze von Leo I. (457—474) stammt, spülte die Mur weg; Virunum verschwand allmählich mit seinem Brandschutt unter der Erde, und der Pflug ging darüber hinweg. Von ihm, von Teurnia und Aguontum verscholl auch der Name; der von Solva lebt vielleicht in dem Namen der Sulm (Sulpa 860) noch fort; das Andenken Celejas erhielt sich auch bei den Slawen (Celje), und der vicus Juenna hat dem Jauntale südlich von Völkermarkt den Namen gegeben. Emona wurde von Attila 452 zerstört, von Narses 456 wieder hergestellt, aber der Name verscholl, ebenso wie bei Noviodunum und der Latovikerstadt. Nur Pötovio trotzte allen Stürmen, es blieb mit dem Orient in Verbindung, taucht 860 als Bettovia wieder auf und ging später in den Besitz des Erzstifts Salzburg über.

Trotz aller Zerstörungen müssen sich aber schwache Reste der romanischen Bevölkerung auch in Binnen-Noricum noch eine Zeitlang zwischen den Slawen erhalten haben. Daher sind nicht nur einige wenige Ortsnamen übrig geblieben, sondern auch manche größere Flüsse dieses Landstrichs, außer der Drau (und Sawe) die Glan, die Gurk, die Lavant, vielleicht auch die Mur, haben ihre alten Namen bewahrt, in abgelegenen Gegenden, wie im oberen Gailtale und im Lienzer Bezirk finden sich noch hunderte von romanischen Flur- und Ortsnamen[1]), und Tarvis an der großen Straße nach Italien verrät den romanischen Charakter. Sogar einzelne Walchendörfer gibt es oder gab es im Murtale (Wolsdorf, Walchesdorf 1165 bei Preding westlich von Graz, Walensdorf um 1148 bei Leoben, Walchesdorf bei Judenburg um 1150) und im mittlern Ennstale (Walchesbach bei Admont um 1180, Walchern bei Gröbming), romanische Siedlungen also, die noch die Deutschen als solche vorgefunden und benannt haben müssen.

Die Siedlungen der Slawen schlossen sich an die keltisch-römischen Städte auch hier niemals an; es waren kleine Dörfer, die manchen verlassenen keltisch-römischen Einzelhof benutzt haben mögen, aber ihre Namen niemals von den antiken ableiteten. Vielmehr benannten die Slawen sie nach der Lage zu Berg (gora, gorica), Tal (dolĭ, dolina), Fluß (rěka, potok), wohl auch nach der Beschaffenheit des Flusses (běly, weiß, bystry, schnell, mutny, schmutzig), Wald (gvozdĭ, lěsŭ, hrvastŭ), Sumpf (blato, łąka), Bruch (lomŭ luža), oder nach einzelnen Waldbäumen: Birke (brěza), olša (Erle), Eiche (dąbŭ), Buche (grabŭ), Esche (jasenŭ), Linde (lipa), Ahorn (javorŭ), Tanne (jedla, jela), Fichte (smrŭkŭ), borŭ (Kiefer), Eibe (tisŭ) oder auch nach gesellig auftretendem Strauchwerk: Haselnuß (lěska), Rohr (trustĭ), Dorn (trŭnŭ), Weißdorn

[1]) G. J. Bidermann, Die Romanen in Oesterreich (1877).

(glogŭ), Brennessel (koprivna), Beifuß (metlika), Sauergras (štava), Heidekraut (vrĕsŭ). Namen, die von dem roden (třebiti) und schlagen (sĕkati), von laz und raz (Rodung) abgeleitet sind, entsprechen den deutschen auf — rode — eut — schlag — schwend und bezeugen die rodende Tätigkeit slawischer Siedler; andere von ruda (rote Erde, Erz) und žel̆eso (Eisen) gebildete Ortsnamen lehren, daß sie auch den Bergbau betrieben haben. Die Slawen haben also nicht nur zerstört, sondern auch die verfallene antike Kultur in manchen Beziehungen wieder aufgenommen und weiter ausgebreitet.

So siedelten sie im Draugelände besonders dicht in der Talweitung zwischen der Lavantmündung und Villach und in den nördlichen Nebentälern, an der Lavant, der Glan, der Gurk, der Mötnitz, der Olsa, wie am Wörther und am Ossiacher See, und sie haben die südliche Hälfte dieses schönen Landstrichs noch heute inne. Sie drangen an der oberen Drau hinauf bis zur Wasserscheide der Rienz, sie folgten ihren Seitentälern, der Lieser, der Möll, der Isel bis an die Zentralkette der Hochtauern, ja bis ins Gebiet des Groß-Glockners und des Groß-Venedigers hinein; noch 770 gründete Herzog Tassilo II. von Bayern an den Drauquellen das Kloster Innichen (Inticha, India) in Campo gelau (romanisch = campus gelatus) als Missionsstation für die heidnischen Slawen, und dem Pustertale (Pustrissa, von pustŭ wüst) haben diese den Namen gegeben. In der untern Hälfte des steierischen Murtales, namentlich in dessen Weitungen, waren ihre Niederlassungen dünn gesät. Doch drangen sie an der Mürz (Muorica, d. i. die kleine Mur) bis zu dem von den Römern nicht benutzten Semmering (d. h. Fichtenberg) und über ihn weiter nach Norden vor. Etwas dichter saßen sie im und am obern Murtale bis in den Lungau hinauf, schwächer wieder im obern Ennstale und um Aussee; einzelne Vorposten schoben sie sogar bis ins mittlere Salzachtal vor.

Indem die Deutschen seit dem achten Jahrhundert das Donauland und die Täler der Ostalpen bemeisterten und die fremden Volksstämme germanisierten, nahmen sie auch keltisch-romanische und slawische Elemente in sich auf. Damit veränderte sich nicht nur die physische Rasse, sondern auch der geistige Gehalt in Sprache und Kultur, auf dem das Wesen der Nationalität beruht, und es entstand eine neue Abart des deutschen Volkstums.

Weltpolitik, Sozialdemokratie und Pangermanismus.

Jos. L. Reimer.

Zwischen den Theorien vom sozialen Internationalismus und der Notwendigkeit eines einheitlichen Wirtschaftsgebietes gähnt eine Kluft, die im Verhalten der deutschen sozialistischen Reichstagsfraktion zur auswärtigen Politik kraß zum Ausdrucke kommt. Der theoretischen Großzügigkeit im Gedanken, dem weltumspannenden Ideal — sei es nun wissenschaftlich haltbar oder nicht — entspricht in der Praxis starre Negation und vollständige Unklarheit über die ersten Schritte

zum Ziele des Allerweltstaates ohne Krieg und Militarismus. Die außenpolitischen Kraftanstrengungen der deutschen Sozialdemokratie beschränken sich darauf, dem Imperialismus, d. h. dem militärischen Ausdehnungsdrange der preußisch-deutschen Regierung durch Agitation gegen militärische Forderungen derselben und durch die Ablehnung eines Offensivkrieges hemmend in den Weg zu treten; dabei hofft man wohl, daß irgendwo anders (etwa in Rußland) das Proletariat die Herrschenden stürze und sich dann ein Wald von Proletariern in Waffen zur Unterstützung einer generalstreikartigen Bewegung der deutschen Genossen zum Umsturze der bestehenden Ordnung über die Grenzen wälze. Man kann sagen, die deutsch-sozialistische Reichstagsfraktion treibe überhaupt nicht auswärtige Politik, denn der Sozialdemokratie fehlt das praktische politische Programm zur Erreichung der großen Staats- und Wirtschaftseinheit! Wie sehr dieser Mangel angesichts der imperialen, auf Landgewinnung bedachten Stimmung im deutschen Volke der Partei schadet, kann aus dem Echo eines jeden Rencontres zwischen Bebel und Bülow, das sich um auswärtige Politik dreht, herausgehört werden. Und weil in auswärtigen Angelegenheiten die sozialistisch-freisinnige Opposition versagt, gewöhnt sich das Volk darin an die Initiative von oben, so daß die moralische Stärke der deutschen Regierung nicht daraus entspringt, daß das Proletariat in der auswärtigen Politik nichts sagen darf, sondern daß es nichts zu sagen weiß, was dem instinktiven Gefühle des Volkes von der Notwendigkeit der Landgewinnung Gestalt und Form gebe! Die starke Stellung der deutschen Regierung hat im Vertrauen des Volkes auf die äußere Politik derselben ihren Hauptgrund, wenn man in bürgerlichen Kreisen auch so manches unbegreiflich findet; eine Reichstagsauflösung militärischer Forderungen wegen, begründet mit der militärischen Weltlage, wird auch fernerhin der Regierung Erfolg bringen, wenn sie taktisch nicht ungeschickt ist und genug schwarz in schwarz zu malen versteht, was bekanntlich nicht schwer ist. Vertieft werden die rednerischen Niederlagen der sozialistischen Fraktion im Parlament noch dadurch, daß das Gebiet der auswärtigen Politik in den täglichen und periodischen Parteiorganen arg vernachlässigt ist, die Gedanken, eines zielbewußten, positiven Zuges entbehrend, sich in fortwährender gehässiger Kritik verlieren und in längst abgetanen Phrasen plätschern, so daß man unmutig solche Schriften beiseite legen muß, wenn es an die auswärtige Politik geht. Ich behaupte, daß sozialistische Zeitungen von bürgerlichen Kreisen, die sonst zu einer sozialen Weltauffassung neigen, zum gut Teil deshalb nicht beachtet werden, weil sie dort einer ermüdenden Einseitigkeit, zumal in außerpolitischen Angelegenheiten, begegnen.

Aus diesem Versagen der deutschen Sozialdemokratie erwächst für die innerpolitische Situation des Reiches der sehr große Nachteil, daß sich die Regierung ihre militärischen Forderungen ausschließlich von den reaktionären oder rechtsbürgerlichen Parteien gegen eine entsprechende reaktionäre Frontmachung bewilligen lassen muß. Darauf erhebt man dann wieder auf der linken Seite großen Lärm gegen angebliche reaktionäre Gelüste der Regierung und so geht es unfruchtbar im Zirkel weiter, zum Gaudium von Zentrum und Junkerschaft. Man verlangt die Demokratisierung des Heeres, läßt aber durch-

schimmern, daß man eine militärische Anarchie à la Rußland damit erreichen will; das militärische Instrument gegen den inneren Feind soll zerstört werden, ohne daß den Patrioten die Gewähr gegeben wird, daß dieses Versagen nach innen eine Schärfung des Schwertes gegen den äußeren Gegner bedeute! Die militärische Offensivkraft des Reiches nach außen würde dadurch nur geschwächt. Denn, während seines ganzen zivilen Berufes erfüllt von den Lehren eines kriegs- und militärfeindlichen universalistischen Klassenglaubens, verfügt der einzelne sozialistische Soldat, im Kampfe auf sich selbst angewiesen und selbständig gemacht, nicht über den genügenden Enthusiasmus für die Sache, für welche er kämpft, um so aus eigenem Antrieb sein Leben einzusetzen und zu opfern: Sei es doch nur die bürgerliche Gesellschaft, um die es sich handle, die Klasse, die ihn auch nach siegreicher Heimkehr ebenso ausbeute wie nach einer Niederlage! Man kann sich kaum vorstellen, wie wichtig hier eine gründliche ideelle Aenderung und wie dringend sie ist; denn was (mangelnde) Begeisterung für ein Heer bedeutet, hat gerade der russisch-japanische Krieg drastisch gezeigt. Erst wenn der Proletarier für ein selbständiges Wirtschaftsgebiet kämpft, die Grundlage aller seiner weiteren Bestrebungen, erst wenn er erkannt hat, daß er seine Sache, für welche er streitet, gründlich nur auf dem Boden einer begrenzten Menschheit und des Reiches lösen kann, erst wenn er sicher ist, nach dem Siege auch bei der Regelung der eigenen Angelegenheiten sich gut vertreten zu wissen, erst bei solch natürlichen Gründen zur Ausübung des höchsten Altruismus, wie sie ihm eine überlebte christliche Weltanschauung nur mehr selten zu bieten vermag, wird er im Kampfe freiwillig siegen oder sterben.

Da ist es nun sehr zu begrüßen, daß endlich von dem sozialistischen Abgeordneten Richard Calwer in den „Sozialistischen Monatsheften", II., 9 (im Artikel: „Weltpolitik und Sozialdemokratie"), der Versuch unternommen wird, in Form einer Kritik der Jaurèschen deutsch-französisch-englischen Annäherungspläne der deutschen Sozialdemokratie das positive, auswärtige Ziel zu zeigen, welches die Realisierung des der sozialistischen Weltanschauung zugrunde liegenden einheitlichen Wirtschaftsgebietes bedeutet. Fände Calwer Anklang, so könnte man endlich von einem Ansatz zum Programm einer positiven Außenpolitik der deutschen Sozialdemokratie sprechen! Ich sage Ansatz, denn der Artikel zeigt nur ein vorläufiges reales Ziel, einen Weg zum Ziele, noch nicht aber, wie dieser Weg zu gehen ist: „Der Weg zum Sozialismus führt für die deutsche Arbeiterklasse über die Voraussetzung eines wirtschaftlichen Zusammenschlusses der europäischen Staaten mit Ausnahme von England und Rußland. Ob und wann diese Voraussetzung aber geschaffen wird, hängt von der Gestaltung der Beziehungen zwischen Frankreich und Deutschland ab. Für beide Länder muß klar werden, daß sie näher zueinander gehören als eines von beiden zu irgend einem dritten Land." Calwer beschränkt das dem theoretischen Universalismus (fälschlich Internationalismus genannt) zugrunde liegende Gebiet der ganzen Erde auf jenen Teil derselben, der dem deutschen Proletariate näher liegt und vorläufig praktisch einzig zugänglich ist — auf Europa mit Ausschluß von England und Rußland. Er führt aus, daß England ebenso wie Amerika über

unermeßliche Länderstrecken verfüge, groß genug, um auf Grundlage dieser enormen Länderkomplexe und der Vielseitigkeit ihrer Produkte den Versuch zum gerechten und unabhängigen Ausgleich von Produktion und Konsumtion zu unternehmen. Daneben stehe Deutschland vor der Notwendigkeit, seinen Export zu vermehren, ohne aber das dazu nötige aufnahmsfähige Land zu besitzen! Für Deutschland sei die Ausdehnungsmöglichkeit insofern ungünstiger, als es zwischen Staaten eingekeilt ist, die wirtschaftlich und politisch ebenso oder doch fast ebenso hoch entwickelt sind wie es selbst. Nichtsdestoweniger bleibe für Deutschland nur ein Weg übrig, seine wirtschaftliche Position zu behaupten und zu kräftigen: es muß auf eine Beseitigung der wirtschaftlichen, politischen und nationalen Schranken zwischen den europäischen Ländern — ausgenommen bleiben England und Rußland — hinarbeiten und den großen Markt, den es außerhalb Europas nicht finden kann, sich in Europa selbst zu schaffen suchen! Auch zwischen den europäischen Staaten existieren starke Gegensätze wirtschaftlicher Natur. Aber im Vergleich zu den Kontrasten, die zwischen der englischen, respektive amerikanischen Wirtschaftsweise und der mitteleuropäischen bestünden, erscheinen die Länder in Mitteleuropa einander nahe verwandt. Ihre heutige Wirtschaftsverfassung, ihre politische und wirtschaftliche Geschichte, ihre Kulturideale sprächen dafür, daß sie im Gegensatz zu den anderen, als da sind England, die Vereinigten Staaten, Rußland und Japan, enge zusammengehören. — Mehr Land ist also notwendig, wenn Deutschland nicht politisch und wirtschaftlich abdanken und den Fortschritt zum Sozialismus der Führung Englands, Amerikas usw. überlassen wolle, die bei weitem nicht so sehr für den Sozialismus gewonnen seien als eben Deutschland; es litte also auch die Idee des Sozialismus unter einer bleibenden territorialen Beschränktheit Deutschlands. —

Wie aber erlangen wir „mehr Land"? Betrachten wir den Weg dazu! Im Glauben an eine sogenannte „internationale" proletarische Interessengemeinschaft und infolge der Bekämpfung des Militarismus „als Ausflusses und Machtmittels der gegenwärtig herrschenden Klasse" beginnt die sozialistische Demokratie sich allmählich zu einer Organisation des Völkerfriedens um jeden Preis auszuwachsen; sie will den Frieden schlechtweg, ohne zu zeigen, wie sie derart in absehbarer historischer Zeit zum einheitlichen Wirtschaftsziele gelange! Nun ist die sozialistische Partei ihren heutigen Ansprüchen nach eine Kampforganisation, die in richtiger Beobachtung der Natur von allem Anfang an nicht den Kampf und die Anwendung von Gewalt an sich verworfen hat. Kampf ist ja die Losung auf Erden, in der organischen und unorganischen Welt, und ein unpraktischer Schwärmer ist, wer von Frieden faselt, hülle er sich nun in das Kleid des Priesters und Philosophen oder sentimentaler Demokratie. Indem sie aber die herrschende Militärmacht bekämpft, gerät die revolutionäre, sozialistische Demokratie, weiter getrieben durch die moderne Humanitätsphraseologie, mit sich selbst in den Widerspruch, nur den Völkerkrieg als humanitätswidrig zu verdammen, Waffengewalt zur Erreichung ihres Zieles aber nicht nur nicht zu verpönen, sondern sogar zu verherrlichen (Beispiel: Rußland)! Es ist das eine Hauptfolge des uferlosen und undefinierten Internationalismus, der den Gedanken an die Notwendigkeit auch

völkischer Gewaltanwendung als widersinnig von sich weist. Ich glaube, daß die logische Unmöglichkeit dieses Gedankens von den führenden Sozialisten noch nicht genug berücksichtigt wird. Auch ist eine solche Politik ein Schlag ins Antlitz der Geschichte. Entsprechend solcher Politik hätte beispielsweise das Deutsche Reich auf sein Zustandekommen so lange warten müssen, bis die einzelnen Fürsten und Staaten sich freiwillig Preußens Führung untergeordnet hätten! Die geschichtliche Erfahrung zeigt aber, daß die Macht der Tradition zu groß ist, um ohne kriegerische Auseinandersetzung aus mehreren kleineren staatlichen Einheiten eine größere, selbst nur in losem Zusammenhange befindliche entstehen zu lassen, zumal wenn es sich um national und zivilisatorisch-kulturell unterschiedliche Einheiten handelt, die sich — wie im alten traditionellen Europa — gegenseitig mißtrauisch und feindselig zu betrachten gewohnt sind. Da gibt es nur ein kräftiges Zugreifen und das ist im Völkerleben der Krieg. Nicht die Vermeidung des Krieges an sich ist anzustreben, sondern eine möglichst humane, dabei aber energische Führung desselben, die in wenigen, raschen Schlägen die Entscheidung bringe! Ein solcher Krieg ist der Opfer wert; was sind beispielsweise die paar tausend Mann an Toten des 66er und 70er Krieges im Vergleich zu der kolossalen Entwicklungsmöglichkeit, die allein der Sozialismus aus einem einheitlichen Deutschland gezogen hat, was sind die 150 000 japanischen Opfer des letzten Krieges im Vergleich zu dem kolossalen Gewinn, den das ganze japanische Volk, das vor dem Untergange stand, aus seiner siegreichen Beendigung ziehen wird?! Bei Verzicht auf den Krieg hätte die rasche Zunahme des japanischen Volkes auf seinem engen Gebiete eine gleich große Anzahl infolge wirtschaftlichen Elends jährlich elendiglich erdrückt, die jetzt in Korea und in China Ellbogenfreiheit haben. Solange also ein Genosse nicht klipp und klar zu zeigen imstande ist, um welche nahe Zeitwende man in tiefstem Frieden und ohne Waffengewalt durch Selbstbestimmung der Völker freiwillig zum notwendigen größeren und einheitlichen Wirtschaftsgebiet kommen werde, müssen wir nach den Lehren der Geschichte den Krieg als das einzige und sicherste Mittel dazu betrachten. Die Identifizierung von sozialistisch-demokratischen Bestrebungen mit einem internationalen Friedensbunde ist daher so lange eine für die soziale Demokratie gefährliche Inkonsequenz, als das einheitliche Wirtschaftsgebiet in der Tat nicht besteht. Sie verlegt nur den historischen Weg zur Erreichung desselben, ohne zugleich einen anderen als Ersatz praktisch klar zu erweisen!

Man verweist nun in sozialistischen Kreisen auf eine Allianz Deutschland-Frankreich. Zur Erreichung des einheitlichen Wirtschaftsgebietes ist aber mehr als eine Allianz dieser zwei Länder nötig! Erstens müßte die Verbindung beider eine so enge sein, daß sie über den Rahmen einer Allianz hinausginge und zu einer, wenn auch losen wirtschaftlichen Reichsgenossenschaft würde. Und darf ein Realpolitiker wirklich darauf rechnen, daß der dazu nötige wirtschaftliche Ausgleich zweier so großer und völkerreicher Länder bei der enorm verschiedenen wirtschaftlichen Struktur, Leistungsfähigkeit und Bevölkerungsvermehrung unter zukunftssicherer Herrschaft von junkerlich-bourgeoisen-

kapitalistischen Kreisen und bei der traditionellen, im Volke liegenden Feindschaft beider friedlich-schiedlich möglich sei, in absehbarer historischer Zeit noch möglich sei?! Auch liegt es durchaus nicht im Interesse des Deutschen Reiches, das heute in jeder Beziehung der Stärkere ist, sich mit gleichem Anteile zu begnügen; das würde nur die einheitliche Leitung und den Ausgleich erschweren; werden uns aber die Franzosen eine tatsächliche Hegemonie freiwillig zugestehen, und wenn das, wird dadurch zwischen zwei rechtlich Gleichen, aber tatsächlich an Stärke Ungleichen nicht die traditionelle Feindschaft zum Durchbruch kommen? Und wie kolossal umständlich und schwierig wäre die politische Organisation einer solchen losen Verbindung! Zum zweiten aber bilden Frankreich und Deutschland zusammen immer noch kein einheitlich schließbares Wirtschaftsgebiet, sondern wird dazu von Calwer selbst noch das übrige Europa ohne England und Rußland verlangt. Glaubt man aber auch zu diesem Ziele durch die einfache Erweiterung der fraglichen deutsch-französischen Allianz über die betreffenden Teile Europas zu gelangen? Wenn sich der deutsch-französische Bund nach Südosten ausdehnen sollte und dabei auf Widerstand stieße, was zu erwarten wäre, so hätte Deutschland an seiner Front Oesterreich und in zweiter Linie Rußland, Frankreich aber bliebe, allerdings alliiert, im Rücken! Die Sache läge also dann so, daß Deutschland vor sich das zu unterwerfende Lande hätte, das militärisch starke Oesterreich und das militärisch starke, an dem Stand der Dinge sehr interessierte Rußland, hinter sich aber Frankreich, in voller Rüstung und nur durch eine schwierige Allianz an Deutschland gebunden! Dieser Zustand widerspricht aber dem ersten militärischen Grundsatz, sich den Rücken nicht durch einen papierenen Vertrag zu decken, sondern durch die Unmöglichkeit eines Angriffes. Deutschland riskierte also im Falle von Schwierigkeiten an der Front ein Wanken des neuen Bundesgenossen und eine tatsächliche Kriegsisolierung in Europa! Deutschland muß darum ein für allemal dadurch rückensicher werden, daß es das unsichere Frankreich entwaffnet! Das ist das erste Ziel, alles andere geht dann Schritt für Schritt von selbst! Gelänge es aber wirklich, Europa im Wege von wirtschaftlichen Allianzen unter einen Hut zu bringen, so würden die oben genannten Schwierigkeiten zwischen Deutschland und Frankreich sich für dieses größere und noch weniger einheitliche Gebiet bis zur Un(v)erträglichkeit komplizieren und eine verstärkte Auflage des heutigen Oesterreich-Ungarns wäre uns beschert! Und wer sehnt sich wohl danach! Wohl niemand! Heute liegt also die Notwendigkeit eines kriegerischen Aufbaues der Wirtschaftseinheit Europas durch einen die Hegemonie ausübenden Staat ebenso vor, wie eine solche vor einem Menschenalter für die politische Einigung Deutschlands bestand!

Damit können wir zum anderen Punkte übergehen, den Calwer mit den Worten berührte: „Ist man aber mit mir der Meinung, daß in der von mir angedeuteten Richtung die künftige Entwicklung liegt, so hat man damit den Boden gewonnen, von dem aus zu den Fragen der Weltpolitik Stellung genommen werden muß. Die zahlreichen Perspektiven, die sich von diesem Hintergrunde aus für die Behandlung rein politischer Fragen, wie z. B. der Militär- und Marine-

fragen, der Kolonialpolitik usw., eröffnen, mögen hier unberücksichtigt bleiben."

Was da zu ergänzen ist, habe ich bereits im Beginne des Artikels berührt. Nachdem die Politik der sozialdemokratischen Reichstagsfraktion auf den Boden eines positiven außenpolitischen Programms, das die Durchsetzung der skizzierten kontinentalen Wirtschaftseinheit bezweckt, gestellt ist, muß sie zu Militär- und Marinefragen, Kolonialpolitik usw. programmäßig im Sinne einer wenn nötig gewaltsamen Errichtung des europäisch-kontinentalen Wirtschaftsgebietes Stellung nehmen und alles mit eigener Initiative unterstützen, was dazu diene, mit Hülfe des militärisch übermächtig starken als auch zugleich sozialistisch am meisten durchtränkten Deutschen Reiches zum notwendigen einheitlichen Wirtschaftsgebiet zu gelangen, das die Voraussetzung jeder weiteren Entwicklung im sozialen Sinne erst abgibt; zu bewilligen wären alle Vorlagen der Regierung auf Verstärkung und innere Kräftigung des deutschen Heeres und der Marine, wenn auch vielleicht mit ausdrücklicher Verwahrung einer Aenderung der Prinzipien, da nur eine vorläufige Gemeinsamkeit des Weges Reich und Sozialdemokratie auf dem begrenzten Gebiete der Militärmacht zusammenführte. Dann erst könnte die Reichsregierung ohne Gefahr für die Schlagfertigkeit des Heeres einer Demokratisierung desselben nähertreten, dann hätte auch eine Abwälzung der militärischen Lasten auf die wohlhabenden Klassen Aussicht auf Unterstützung durch die Regierung!

* * *

Im Augenblick, wo durch die drängende Anteilnahme des deutschen Proletariats an einer Reichsvergrößerung zwecks Herbeiführung des einheitlichen Wirtschaftsgebietes das größere Deutschland in ein aktuelles Stadium träte, würde eine andere Frage akut, welche erst neuesten wissenschaftlichen Datums ist, aber mit dem Internationalismus und unserem modernen maschinellen Milieu, der Quelle des Sozialismus, enge und ursächlich zusammenhängt: die Rassenfrage. Ich habe mich nun in meinem Buche „Ein pangermanisches Deutschland" zu zeigen bemüht, daß Rasse und Internationalismus sich nicht widersprechen, sondern letzterer durch erstere sogar erst wissenschaftlich fundiert wird! Ferner betonte ich, daß der Sozialismus seine Grundgesetze von dem in der Welt durchaus einzig dastehenden Zivilisationsmilieu einer einzigen Rasse, und zwar der germanisch-nordländischen herleitet, welche deshalb als die Rasse des Sozialismus schlechtweg genommen werden muß! Wolle deshalb jemand auf sicherer, natürlicher und wissenschaftlicher Basis einen zukünftigen Idealstaat errichten, so muß er sich vorläufig auf jene Menschheit beschränken, welche an der germanischen Rasse als Schöpferin und Trägerin unserer Kultur und Zivilisation teil hat! Internationaler Sozialismus bedürfe zu seiner wissenschaftlichen Ergänzung und Fundierung noch der Rasse, und zwar der germanischen Rasse, mit deren Tätigkeit und Dasein das fälschlich „europäisch" genannte Kultur- und Zivilisationsbild wirklich zusammenhängt. Es ist irreführend und begrifflich falsch, von „euro-

päischer" Zivilisation zu reden, da es sich einzig nur um „germanische" (nordländische) Zivilisation und Kultur handelt; denn überall, wohin sich die nordländische Rasse durch Wanderungen verbreitet hat, dort (siehe Nordamerika und Australien, welch letzteres beispielsweise schon am weitesten im Sozialismus fortgeschritten ist) herrscht oder ist allgemein auch „europäische" Kultur und Zivilisation verbreitet, überall dort aber in Europa selbst, wo wir die germanische Rasse nicht stark genug enthalten finden (Balkan, Pyrenäische Halbinsel usw.), da vermissen wir auch alle jene Charakteristika des germanischen, wahren Europäertums, wie maschinelle Zivilisation und Industrialismus, Ordnung und Kraft, Initiative und Fähigkeit zu staatlich individueller Selbstregierung, Freiheit und ferner alle jene Eigentümlichkeiten, die auf das Konto der tief im Menschenherzen schlummernden kulturellen Anlagen (Kunst, Religion usw.) zu setzen sind! — Bezüglich der wirtschaftlichen und politischen Einigung Europas habe ich mich weitläufig zu zeigen bemüht, daß bei der heutigen politischen Weltlage nur durch den Arm des militärisch übermächtigen Deutschen Reiches der Sozialismus das große, sozial schließbare Wirtschaftsgebiet neben England, Rußland und Amerika erlangen kann, wobei mir ein neuer Bund: Deutschland, Rußland (Italien) vorschwebt. Und da sich der Sozialismus zugleich seiner im Wesen germanisch zivilisatorischen Grundlage besinnen muß, damit nicht allgemeinste Panmixie die naturgeschichtliche und organische Grundlage der europäischen Entwicklung, die germanische Blutsgemeinschaft oder Rasse, zerstöre, sich also Sozialismus und germanische Rasse wissenschaftlich und realpolitisch ergänzen, ist das eine ohne das andere ein Torso[1]). Der Boden aber, auf dem sich beide zum vorläufig gemeinsamen Ziele der Schaffung eines rassig und wirtschaftlich einheitlichen weltumfassenden Staates treffen, ist das jetzige Deutsche Reich, das anderseits wieder nur mit Hülfe positiver Mitarbeit des sozialistischen Proletariats auf moderne und modernste Grundlagen gestellt werden könne, um sich dann erst zum sozial feinstorganisierten germanischen Weltreiche deutscher Nation zu entwickeln!

Man glaube nicht, daß ein wissenschaftlicher Rassevertreter (denn Mißbrauch des Wortes Rasse zu reaktionären und oberflächlichen Unternehmungen gibt es genug) sich von der ersten Begeisterung für den neuen Wert zu nicht berechtigten Extremen dauernd hinreißen lassen wird, so daß wir neben der germanischen Rasse alle Rassen der Welt als schlechtweg minderwertig betrachten! Doch kommt es nicht darauf an, daß ein agermanisches Volk (Beispiel: Japaner) unser Milieu nachzuahmen verstehe, sondern darauf, daß sie es originär

---

[1]) Ein Analogon dafür und zugleich ein Beweis für das durchaus Realpolitische des Gedankenganges liefert uns Europäern die Entwicklung der angelsächsischen Arbeiterschaft von Nordamerika und zumal Australiens, welch letzterer Weltteil heute bereits von einer sozialistischen Arbeiterpartei beherrscht wird! Dieser große Teil der „internationalen" Sozialdemokratie hat den rasselosen, universalen Internationalismus Europas bereits definitiv abgelehnt und die „Erhaltung der Rassenreinheit" in sein Programm aufgenommen! In einer zu Melbourne abgehaltenen Versammlung der sozialistischen Arbeitervertreter wurde beschlossen: „Die Pflege des australischen Selbstgefühles auf Grundlage der Erhaltung der Rassenreinheit..."! Exempla trahunt! Hoffentlich auch in diesem Falle in Europa, wo doch so viele wissenschaftliche Beweise dem Instinkte zu Hülfe kommen!

mitgeschaffen habe und damit uns Zeitlichen auch die Gewähr einer sicheren, harmonischen, einheitlich ineinandergreifenden Weiterentwicklung gebe[1]). Auch hat die Wissenschaft im allgemeinen und die historische Anthropologie im besonderen gezeigt, daß extreme Rassenkreuzungen den edleren Teil verschlechterten, den weniger edlen aber nicht viel heben und daß die Vermischung mit Asiaten und ähnlichen Rassengruppen hochstehende arische staatliche Einheiten und Kulturen wie die der Griechen, Römer, Perser, Inder, welche sämtlich der germanisch-arischen Rassengruppe angehörten, schon einmal in der Geschichte gestürzt hat. Anderseits ist der so außerordentliche, mit Recht bewunderte Aufschwung kultureller Aeußerungen in der sogenannten Renaissancezeit in Italien und auch in neuerer Zeit fast einzig und allein ein Werk der germanischen Rasse und derselben nahestehender Mischlinge gewesen! (Siehe L. Woltmann, „Die Germanen und die Renaissance in Italien".) Gegenüber den ständigen Einwürfen der Rassengegner, daß Folgerungen aus der historischen Anthropologie für die Praxis noch nicht zeitgemäß und spruchreif seien, ist also scharf zu betonen, daß die Rassenanhänger nicht alle durch Rasse aufgeworfenen und angeschnittenen Probleme auch sofort erschöpfend lösen müssen, sondern daß man zu fragen hat: „Was zeigt uns bereits die junge Wissenschaft der Anthropologie?" — Beispiel: ursächlicher Zusammenhang von europäischer Kultur und Zivilisation mit germanischer Rasse; weiters: Gefährlichkeit extremer Kreuzung für jede höherstehende Rasse, also auch für die germanische, welche dadurch nur zu verlieren hätte — und daß man dann aus diesem Festgestellten die Konsequenzen ziehe. Auch handelt es sich nicht darum, ob die junge Wissenschaft anfangs noch Fragen offen lassen muß, was ja natürlich der Fall sein wird, sondern darum, daß sie vorerst einiges positiv und sicher zu beantworten vermag, folglich insoweit von der politischen Praxis berücksichtigt werden muß. Geradezu als höchst erfreulich aber glaube ich es bezeichnen zu dürfen, wenn sie uns als erste Frucht für die Politik gleich die Erkenntnis beschert, daß Rasse der wahren Internationalität nicht nur nicht widerspricht, sondern sie ergänzt, erst auf sichere naturgeschichtliche Basis stellt und damit dem Bedürfnis der internationalen sozialen Realpolitik nach der Wirtschaftseinheit in einem gemeinsamen pangermanischen deutschen Weltreiche als real naheliegendes und durchaus greifbares Ziel entgegenkomme!

Die Rasse träte also derart zum vorläufig skizzierten einheitlich schließbaren Wirtschaftsgebiet ergänzend hinzu, daß durch Einbeziehung der germanischen Staaten von Skandinavien und der Niederlande die germanische Rassengrundlage des Reiches gestärkt wird, womit die inneren, das Menschenmaterial betreffenden Schwierigkeiten der angestrebten sozialen Reformen vermindert würden[2]). Um die Aufnahme des in den rückständigen Völkerfamilien enthaltenen erdrückend zahlreichen minderwertigen Blutes und die dadurch drohende Gefahr

[1]) Einzelindividuen verschiedener Rassen können ja bei der großen individuellen Variabilität eines allgemeinen Rassenkörpers schon an und für sich ganz aus dieser Betrachtung fallen.

[2]) Für einen idealen sozialen Zukunftsstaat ist das beste und geschlossenste Menschenmaterial immer noch miserabel genug!

der Entkräftung und des Verlöschens der unserer Kultur und Zivilisation zugrunde liegenden germanischen Rasse zu verhindern, wäre die Vermeidung einer geschlechtlich dauernd fruchtbaren Vermischung mit diesen bei gleichen sozialen und bürgerlichen Rechten zwischen germanisierten und nichtgermanisierten Volksbestandteilen im allgemeinen wünschenswert[1]). Eine solche Verhinderung der Erzeugung von Bastarden hätte kaum eine Erschwerung unserer sozialen Struktur im Gefolge, höchstens für einige Zeit eine solche der rein gesellschaftlichen, wenn auch nicht so kraß wie in den Vereinigten Staaten, während sie für die natürliche Fundierung einer fortschreitenden Bewegung zum Sozialismus von einziger zwingender Folgerichtigkeit ist! Die aus wirtschaftlichen Gründen notwendige Ausdehnung und die wirtschaftliche Einverleibung von fremden Völkern und Länderbestandteilen träte — entsprechend den warnenden Lehren der Geschichte — in keinen Gegensatz mehr zu den Erfordernissen des Schutzes der das Reich gründenden und erhaltenden Rasse; der Weg des Unterganges Griechenlands, Roms, Persiens und Indiens und nunmehr Frankreichs, wenn dieses selbständig bleibt, wäre vermieden und die Zukunft unserer Entwicklung, soweit Rasse an sich in Betracht kommt, gesichert. Die Frage Calwers, ob das alte Europa, das man so gerne auch das alternde nenne, noch Elastizität genug besitze, dem russischen, britischen, amerikanischen und ostasiatischen Reiche gegenüber die europäische Kultur zu erhalten und weiter zu entwickeln, ist also gleichbedeutend mit der Frage nach der Erhaltung von Europas bestimmender und originär stets weiter treibender germanischer Grundrasse, die durch extreme Panmixie ohne gesetzlichen Schutz gefährdet wäre. Wie die Erhaltung von Europas Bedeutung in der Welt aber aus Gründen des Vorwärtsschreitens zum Sozialismus eine auch von der europäischen Sozialdemokratie anerkannte Notwendigkeit ist, so muß es auch das andere, die Berücksichtigung unserer germanischen Rasse sein, die damit wesentlich und ursächlich zusammenhängt.

Ich habe in meinem Buche alle Seiten der in Betracht kommenden Faktoren und Fragen beleuchtet und kann hier nur darauf verweisen. Ich hoffe aber schon jetzt dem Skeptiker gezeigt zu haben, „daß an der Sache etwas sei" und daß meine Behauptung von der Möglichkeit einer Versöhnung des sozialen und des Rassegedankens für Europa wohl zu Recht bestehe, ja daß der Sozialismus in seinen Grundlagen davon wesentlich gewinnen muß, ohne daß eine besondere Verschärfung der sozialen Praxis damit einzöge. Im Gegenteil. Ist nur einmal mit Hülfe des militärisch so starken Klassenstaates, genannt das Deutsche Reich, das notwendige einheitliche Wirtschaftsgebiet auf gemeinsamer Rassenbasis errungen und fällt mit der Niederringung der auswärtigen Gegner dem deutschen radikalen Bürgertume und Proletariate diese Sorge vom Herzen, dann ließe sich mit um so frischerer Kraft der Ansturm gegen solche mittelalterliche und kapitalistische Grundlagen des Reiches, die bis zur Stunde das Individuum der Masse am Ausleben hemmten, fortsetzen.

[1]) Von Negern, Indianern usw. abgesehen.

Die Ehe nach Mutterrecht.

Professor Dr. Christian v. Ehrenfels.

In meinem letzten Aufsatz („Sexuale Reformvorschläge“, IV. Jahrgang, Heft 8 dieser Zeitschrift) habe ich darauf hingewiesen, daß mit der von Ruth Bré befürworteten Gründung von „Familien nach Mutterrecht“ die gesuchten ersten Ansätze gefunden seien, durch welche die zur Sexualreform erforderlichen sozialen Neugestaltungen an das Bestehende angegliedert werden könnten.

Indem ich mich nun anschicke, des näheren auszuführen, wie ich mir die Gründung einer „Familie nach Mutterrecht“ vorstelle, muß ich nochmals hervorheben, daß die in Aussicht genommene Reform unsere gegenwärtige sexuale Institution, die Monogamie, durchaus nicht zu bekämpfen, geschweige denn aufzuheben oder abzuschaffen beabsichtigt, sondern nur gegen ihre moralische Alleinherrschaft Protest erhebt, indem sie Lebensluft und sittliche Anerkennung auch für andere Arten von Sexualverbänden in Anspruch nimmt, sofern sich diese als kulturell und biologisch einwandfrei erweisen. — Daß die Monogamie für einen erheblichen Teil der sexual bedürftigen Menschheit auf unabsehbare Zeiten hin die beste und zweckmäßigste Form der Vereinigung der Geschlechter abgeben wird, kann niemandem zweifelhaft erscheinen, der den vitalen Kern ihres Wesens erfaßt hat. — Monogamie ist in ihrem letzten und eigentlichen Grunde sexuale Versorgung zweier Personen verschiedenen Geschlechtes durch gegenseitige ausschließliche und vertragsmäßige Zusicherung der Kohabitation. Unsere Sitte, die alles Geschlechtliche prinzipiell maskiert und mit fremden Namen belegt, sucht zwar auch diesen Kern der Sache zu verdecken und unserem Oberbewußtsein fern zu halten. Statt sexualer Versorgung sagt man Seelengemeinschaft, und die vertragsmäßige Zusicherung des Koitus haben schon rohere Zeiten mit dem Ausdruck „Gemeinsamkeit von Tisch und Bett“ ziemlich durchsichtig umschleiert. Unser Ohr ist auch für diese Formel (welche die Gesetzbücher noch vielfach festhalten) zu empfindsam geworden. Tatsächlich ist ja auch der Gebrauch der allnächtlich gemeinsamen Schlafstelle der Ehegatten in Abnahme begriffen. Wir begnügen uns mit der Betonung des negativen Teiles der Vertragsverpflichtung, nämlich der Enthaltung beider Gatten von sexualem Verkehr mit dritten Personen, und stellen überdies die Gemeinsamkeit ihres Wohnungsaufenthaltes unter die argwöhnisch überwachende Kontrolle der Klatschsucht und des guten Leumundes, — woraus sich dann bei sexual einigermaßen bedürftigen Menschen das übrige wohl von selbst ergibt. — Die Monogamie bleibt darum natürlich auch in unserer Zeit das, was sie ist und immer war.

Es kann nun gar nicht bezweifelt werden, daß für einen großen Teil der sexual aktiven Personen die Zusicherung eines regelmäßigen, mühelosen, aller Aufregung, aller Unsicherheit, aller Gefahren und allen Kraftaufwandes des Suchens und Wechselns enthobenen Sinnengenusses, ausgehend von einer sympathischen und befreundeten Persönlichkeit, eine Sache des allergrößten Wertes bedeutet, — höheren Wertes als alle Schönheit der Erscheinung, alle Poesie des Werbens und Wagens, des Hoffens und Bangens, als alle Freudigkeit des

Kampfes, aller Stolz des Besiegens und Ueberwindens, wie nur der Vielliebende sie erringt, — höher selbst gar häufig als das Bewußtsein der Lebenzeugung (welches ja in manchen Ehen fehlt, und überdies dem Manne in der Monogamie nur bis zu einem, seiner Fähigkeit gegenüber sehr kleinen Bruchteil überhaupt verbürgt zu werden vermag). Auf einer so begründeten Solidarität vitalster Interessen baut sich leicht ein Verhältnis der Beteiligten auf, welches nach der Kunstsprache unserer Sitte „Seelengemeinschaft" genannt werden kann, besonders bei „Seelen", welche ganz und gar in ihren „Interessen" aufgehen; — womit indessen nicht bestritten werden soll, daß unter hundert guten Ehen im Durchschnitt eine auch wirklich auf uninteressierter Sympathie beruhen mag. — Für alle Personen also, die in der gekennzeichneten Art fühlen und werten, ist und bleibt die Monogamie, natürlich nach dem bestehenden „Vaterrecht", die tauglichste Form des Sexualverbandes.

Nicht alle Personen aber fühlen und werten auch tatsächlich in der gekennzeichneten Art; vornehmlich nicht alle Männer. Freiheit in der Liebesausschau und Liebeswerbung gilt uns mehr als die Wiederholung eines vertragsmäßig zugesicherten Genusses. Schönheit entweicht, wo Gewohnheit in sattem Behagen sich niederlassen möchte; die Gestalt der Geliebten selbst scheint wie entwürdigt in ihrem Bereich, und mit heillos gesteigerten Reizen winkt und lockt von außen, was um des stumpfen Genusses willen für immer dahingegeben sein sollte.

Es ist fraglich, ob, wenn jene Männer nicht wären, dann noch von weiblicher Seite her irgendwelche erhebliche Opposition gegen die Alleinherrschaft der monogamischen Sexualordnung erhoben werden würde. Man darf nicht vergessen, daß die normal veranlagte und natürlich empfindende Frau in der Monogamie volles Genügen und volle Erfüllung ihrer Bestimmung als Geschlechtswesen zu finden vermag, während dies beim normal veranlagten Manne von vornherein ausgeschlossen ist. Schon die Befriedigung der rein sinnlichen Bedürfnisse, die „sexuale Versorgung"[1]), ist in der Monogamie von seiten der Frau eine vollkommene, von seiten des Mannes aber durch die Perioden der Kohabitationsunfähigkeit der Frau bei Schwangerschaft und im Kindsbett oft sehr empfindlich geschmälert und unterbrochen. Desgleichen findet in der Monogamie die Frau — sie wäre dann zufällig an einen sterilen Mann verheiratet — ein volles Ausleben ihrer Zeugungskräfte, während der normale Mann in der Betätigung der seinen jedenfalls auf ein Bruchteil herabgesetzt wird. Denn allerdings ist es physiologisch undenkbar und wäre durch keinerlei Sexualreform zu erreichen, daß die hundertfach überwiegenden Zeugungspotenzen aller Männer auch zur Entfaltung gelangten; — wohl aber ist es die biologische Funktion der in ihnen aufgehäuften Energie, den Mann zum Werbekampf um vielfältigen Weibesbesitz aufzustacheln, aus dem dann der Sieger mit um so höherem Zeugungsanteil hervorgeht. Solcher Werbekampf aber wird dem Manne durch die Mono-

---

[1]) Der Ausdruck stammt von S. Freud, dessen mündlichen und brieflichen Mitteilungen ich wichtige Aufschlüsse über das Sexualleben verdanke. Vergl. auch dessen letzte Publikation „Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie", Leipzig und Wien 1905, Franz Deuticke.

gamie abgeschnitten, und somit er selbst in seiner natürlichen Bestimmung als Geschlechtswesen auf ein Mindestmaß eingeschränkt. — Die Monogamie ist also jene Art des Sexualverbandes, welche auf rein geschlechtlichem Gebiete einseitig den Bedürfnissen und Fähigkeiten der Frau, auf Kosten derer des Mannes, Rechnung trägt; — kein Wunder, daß die Frauen sich fast durchwegs als ihre Anwälte bekunden, und daß weibliche Opposition gegen ihre Herrschaft fast nur durch Vermittlung männlicher Unbefriedigtheit ins Leben gerufen wird.

Und zwar ist der Weg hier folgender: — Der normale Mann wird durch die ihn als Geschlechtswesen unnatürlich beengende Monogamie dazu genötigt, den Ueberschuß seiner sexualen Expansionsbedürfnisse auf andere Gebiete der Betätigung überzulenken (auf „Sekundärbahnen abzureagieren")[1]). Als nächstliegendes Ziel ergibt sich hier für den Durchschnittsmenschen die Eigentumserwerbung. Der unbefriedigte Sexualtrieb verwandelt sich in Eigentumsfanatismus, mit welchem der Mann nicht nur wirtschaftliche Güter zu erraffen strebt, sondern auch alles Menschliche, das er sein nennt, seine Frau, seine Kinder umfängt. Nur das unbedingte Besitzgefühl seiner Familie gegenüber, die energischeste Ausprägung seiner Persönlichkeit in seinem Hause, vermag ihn für den Entgang an lebenzeugenden Betätigungsmöglichkeiten außer demselben schadlos zu halten. Darum verlangt der Mann in der Einehe Unterordnung der Frau unter seinen Willen, Anpassung der Familie an seinen Stil — und muß dies verlangen, sofern er nicht zu den mesquinen Naturen zählt, denen die Fessel des monogamischen Bündnisses keine Selbstbeschränkung auferlegt. — Eine Ahnung dieser Verhältnisse ist unter den Frauen lebendig. Wenn wir diese im allgemeinen so willig dabei sehen, sich dem Manne — sofern er nur einen guten Ehemann abgibt — auch bis zur Verleugnung ihrer eigenen Persönlichkeit unterzuordnen, so dürfen wir hierin nicht nur eine Kapitulation vor der rohen Gewalt, sondern ebensosehr einen Tribut der Rechtlichkeit erblicken, hervorgehend aus dem dunklen Bewußtsein davon, daß der Mann als Geschlechtswesen in der Monogamie einen ungleichen Handel eingeht und daher Anspruch darauf hat, die Expansionsbedürfnisse seiner Persönlichkeit auf andere Weise zu befriedigen. So läßt sich die Proletarierfrau vom Manne zeitweise willig prügeln und weist die Nachbarn, die sich darob skandalisieren, mit der scharfen Entgegnung ab: „Mischt euch nicht in unsere Familienverhältnisse!" Die gutherzige und sexual veranlagte Frau der mittleren und höheren Stände aber huldigt ihrem Eheherrn gegenüber in weitestgehendem Maße dem Grundsatz: „Cujus regio, ejus religio", und ist — als Entgelt für ihre ehelichen Rechte — gern bereit, für wahr zu halten, was jener für wahr hält, schön und häßlich, gut und schlecht zu finden, was jener für schön und häßlich, für gut und schlecht erklärt, den Freunden ihres Mannes freund und seinen Feinden feind zu sein, — ebensosehr, ja oft noch mehr, als ihr Mann selber es ist.

Ein tiefblickender und hochsinniger Anwalt unserer gegenwärtigen Sexualordnung sagte mir einmal: „Die Empfindungsweise der Frau

---

[1]) Vergl. über diesen — von Breuer und Freud („Studien über Hysterie") geschaffenen — Terminus meinen Aufsatz „Sexuales Ober- und Unterbewußtsein", II. Jahrgang, Heft 6 dieser Zeitschrift.

dem Manne gegenüber hat etwas und soll etwas haben von der Liebe eines edlen, treuen Hundes zu seinem Herrn"; — und ich konnte mich dem Eindruck des Treffenden bei diesem Vergleiche nicht entziehen. — Gib einem gutgearteten Hund aus edler Rasse Einlaß in deine Wohnstube, gib ihm die tägliche Nahrung und eine warme, weiche Schlafstelle, und nimm ihn bisweilen mit auf deinen Streifzügen durch Wald und Feld, — so wird bald ein Ausdruck unbegrenzter Treue und Hingebung aus seinen Augen dich darüber in Betroffenheit setzen, welch heilige Güter durch solch äußerliche Gaben erkauft werden können; eine Scham wird dich erfassen vor jenem Lebendigen, wie der Beschenkte sie vor dem verschwenderischen Geber empfindet, — zugleich aber auch eine Scham für jenes Lebendige, das ohne Rückhalt im Austausch gegen Kost und Wohnung seine Seele preisgibt.

Hier ist nun der Punkt, wo die Opposition der modernen Frau einsetzt: — sie schämt sich davor, ihre Persönlichkeit, ihre Seele preiszugeben im Austausch gegen die „Gemeinsamkeit von Tisch und Bett" in der Ehe. Die moderne Frau weist jenen gutgemeinten Vergleich ihrer Empfindungsweise mit der eines edlen, treuen Hundes mit Entrüstung von sich. Sie erhebt den Anspruch, sich selbst auszuleben, selbst Persönlichkeit zu sein, ihr Haus, ihre Kinder nach den Geboten des eigenen Stiles zu gestalten und zu erziehen, sie will mindestens vom Manne hier wie überall als gleichberechtigt anerkannt und respektiert werden und weiß allerdings noch nicht, daß sie mit diesen Ansprüchen über die monogamische Sexualordnung hinausgreift. Sie weiß es noch nicht, weil die Frauenbewegung gegenwärtig noch in den Kinderschuhen steckt und, wie alle sozialen Reformbestrebungen in ihren Anfängen, nicht Realpolitik treibt, sondern sich noch damit begnügt, dem Wunsch und der Sehnsucht durch utopische Postulate Ausdruck zu geben. Und so verkünden denn die reformierenden Frauen, daß sie alles dieses, die eigene Persönlichkeit, und Haus und Kind nach ihrem eigenen Stil, haben wollen — oder vielmehr gern haben möchten — und dazu aber auch noch den Mann ihrer Wahl, und zwar selbstverständlich monogamisch, das heißt ganz für sich, — wenn auch vielleicht nicht für immer, so doch jedenfalls für so lange, bis sie einen anderen — noch lieber haben möchten. — Man darf den fortschrittlichen Frauen diesen Uebermut nicht übel nehmen. Die junge Bewegung hat das Recht, übermütig zu sein, bis sie sich die Hörner abgelaufen. Dann werden die Frauen einsehen, daß ihnen die Natur des Mannes ein bestimmtes Entweder — Oder setzt: — Entweder Unterordnung unter seine Persönlichkeit in der Einehe, — oder Einwilligung in eine Form geschlechtlicher Genossenschaft, die nicht einseitig die männlichen den weiblichen Instinkten unterordnet.

Wie aber müßte eine derartige Genossenschaft beschaffen sein? —

Es ist ein Zeichen arger Oberflächlichkeit in dem Erfassen sozialer Beziehungen — und zudem enger Befangenheit der Phantasie in den Typen des Gegenwärtigen und Gewohnten, wenn unsere Sexualreformer uns als Heilmittel für allen Schmerz und als Wunschziel für alle Sehnsucht immer wieder und wieder, und bis zum Ueberdruß nichts anderes, als die leichte Lös- und Schließbarkeit monogamischer Eheverbände — im übrigen ganz nach dem Zuschnitt der gegen-

wärtigen Dauer-Einehe gedacht — in Aussicht zu stellen wissen. — Alle schönen Worte können nicht über die Tatsache hinwegtäuschen, daß jede Ehescheidung, das heißt also jede Aufkündigung einer einmal begründeten „Gemeinsamkeit von Tisch und Bett", eine Brutalität ist, — manchmal ein notwendiges Uebel zwar, unvermeidlich, um noch Aergeres hintanzuhalten, jedenfalls aber eine so schlimme Prozedur, daß die Gesellschaft sie nur in beklagenswerten Ausnahmsfällen dulden darf[1]). — Dann aber bedeutet das Zugeständnis mehrmaligen Eheschlusses für den Männertypus, auf den es bei der Sexualreform ankommt, und für seine Art zu leben und zu lieben ungefähr ebensoviel, wie für einen Waldvogel, der sich den Kopf an den Gitterstäben seines Gefängnisses wundstößt, die weitherzige Erlaubnis bedeuten würde — alle drei Jahre einmal wieder einen neuen Käfig beziehen zu dürfen. — Man würde den unserer sexualen Sitte widerstrebenden und darum doch kulturell und generativ wertvollen, hohen und edlen Männertypus durchaus verkennen, wenn man sich nicht gegenwärtig hielte, daß ihm die mit der monogamischen Lebensgestaltung gegebenen positiven Anforderungen ebensosehr wider die Natur gehen, wie der negative Teil der ehelichen Vertragsverpflichtung, das Verbot vielfältigen Sexualgenusses. — Unsere monogamische Moral geht von dem Grundsatz aus, daß nur der Mann ein Recht habe, die Sehnsucht nach dem Weibe zur lebenzeugenden Tat werden zu lassen, der sich bereit findet, eine bestimmte Frau als Gattin in seine Wohnung aufzunehmen, alle Ereignisse des Lebens, die offenen ebenso wie die intimen, die erhebenden wie die banalen, die alltäglichen wie die überraschenden, mit ihr zu teilen, seine eigenen Interessen, die höchsten wie die gemeinen, zu den ihrigen und die ihren zu den seinigen zu machen, alle Entscheidungen und Wertabwägungen von vitaler Bedeutung entweder gemeinsam mit ihr zu treffen, oder doch mindestens ihrer Einwirkung auszusetzen, und die physiologische Resonanz aller Lebenseindrücke auf ihre Natur, vermittelt durch die wirksamste suggestive Beeinflussung der ausschließlichen sexualen Vereinigung und des steten Beisammenseins, gleich den Regungen eines anderen Ich, mitzuempfinden. An diesen positiven Forderungen würde durch die Lizenz mehrmaligen Gattenwechsels im Leben nichts Wesentliches geändert werden. — Nun steht aber fest, daß Mannesliebe für ein Weib tief und echt und lebensstark sein und für eine freudige und erfreuliche, kräftige und aufrechte Nachkommenschaft Gewähr geben — und doch diesen Forderungen auf das bestimmteste widerstreben kann. Ja, es ist nicht abzustreiten, daß es hochwertige Mannesnaturen gibt, die durch Erfüllung dieser Forderungen geradezu etwas wie einen psychischen Selbstmord begingen. — Niemand hat uns dies — durch sein Leben wie durch seine Werke — eindringlicher nahe gebracht, als unser größter deutscher Dichter, er, der sich selbst mit Stolz den „Befreier der Deutschen" nannte.

Goethes intensive Ehescheu ist als charakteristische Emanation seines Wesens um so bedeutungsvoller, als sie durchaus unprinzipiell geblieben ist, ja ihn sogar mit seiner eigenen Moral in den schwersten

[1]) Vergl. hierüber meinen Aufsatz „Die sexuale Reform", II. Jahrgang, Heft 12 dieser Zeitschrift.

Konflikt gebracht hat; denn er stand in dieser Beziehung mit seinen Ueberzeugungen ebenso bestimmt auf dem Boden seiner Zeit, wie er mit seinen Instinkten ihr widerstrebte. Bis zu welcher Tiefe Goethe diesen Konflikt empfunden haben muß, begreift nur der, der die Genesis seiner lebensvollsten Schöpfung, der Gretchentragödie, aus dem Sühnungsbedürfnis einer durch manch freie Liebeserlebnisse schuldbeschwerten Dichterseele mitzuempfinden vermag. Der Dichter hat sich die Sühnung seiner Freuden wahrlich nicht leicht gemacht; er hat es sich auferlegt, die Schrecken der sittlichen Verurteilung seines Liebens, mitfühlend mit der gequälten Seele des geliebten Weibes, selbst durchzuleben bis in ihre äußersten Folgen, Gift, Wahnsinn, Kindesmord und Hochgericht. — Und dennoch — und das ist das Größte an dem unvergleichlichen Werke — gibt uns die Dichtung das deutliche Bewußtsein davon, daß in der Welt unseres moralischen Dogmatismus die Opferung des armen Gretchen eine Notwendigkeit gewesen ist, — daß sie sich vollziehen mußte, — entweder in der Art, wie die Tragödie uns dies vorführt, durch Gretchens und ihres Kindes persönlichen Untergang, oder — auf einem zweiten möglichen Wege — durch Preisgabe der moralischen Schönheit ihres überpersönlichen Abbildes in der Phantasie der beschauenden Mit- und Nachwelt.

„Gretchen als Frau Professor Faust!" — Welchen Umschwung in den sympathischen Regungen unseres ethisch-ästhetischen Wertmessers bewirken diese wenigen Worte! — Statt der rührenden Gestalt der verratenen Geliebten, die der Weltdurchstürmer in des Herzens tiefsten Schrein verschlossen hegt, bis sie, zu seinem Lebensende in Verklärung sich aufschwingend, ihn zu himmlischen Höhen hinanzieht, — böte das gute Gretchen uns nun plötzlich ein Bild durchaus entgegengesetzten Aspektes dar. — Den Arm ihres kirchlich angetrauten Gatten ergreifend, eifersüchtig an seine Seite geschmiegt, sehen wir sie bald zum Bewußtsein ihrer ehelichen Pflichten und Rechte erwachen und es sich in Faustens Urväterhausrat häuslich einrichten. Ein Stil nüchterner Sauberkeit hält seinen Einzug in das poesievoll verstaubte Gerümpel der alten Hallen. Nett und „akkurat", so wie Grete es von ihrer Mutter gelernt, sieht es nun in Faustens Studierstube aus, und derselbe Geist einer haushälterischen Ordnungsliebe gewinnt allmählich auch Herrschaft über die Tageseinteilung des genialen Schwärmers. — Das viele Nachtwachen war ja gewiß ungesund; — und ist es nicht eine Wendung zum Besseren, wenn — statt wie früher durch den Famulus, den „trocknen Schleicher" — die „Fülle der Gesichte" nun durch das kluge Frauchen gestört wird, wie es mit leisem Pochen den einsam Entrückten zu sich ruft, in den traulichen Frieden der gemeinsamen Schlafstube? — Klug ist das Frauchen, — das muß man ihm lassen! — Die „Physiognomie" verstand sie ja „meisterlich", schon als Mädchen, und mit sicherem Instinkt wendet sie sich nun als Gattin und Herrin des Hauses nicht nur gegen den verdächtigen Genossen an ihres Mannes Seite, sondern gegen alle und gegen alles, was auch nur von ferne an ihn gemahnt, — sowie an die Neigungen in Fausts Wesen, die jenen zu solchem Einfluß gelangen ließen. Aber seltsam! — Während uns dieser feine Spürsinn früher an dem holdseligen Geschöpf entzückte, daß wir aus vollem Herzen in Faustens

verliebten Ausruf einstimmten: „Du ahnungsvoller Engel du!“ — lernen wir die Sache jetzt von ganz anderer Seite her ansehen. — Es liegt doch etwas Enges, Beschränktes in dem Verfolgungseifer solch unbeirrbarer Frauenseelen! Sie „sind doch sehr interessiert, ob einer fromm und schlicht nach altem Brauch. Sie denken, duckt er da, folgt er uns eben auch“. Alle Divination läuft bei ihnen am Ende doch stets auf denselben Schlußreim hinaus: „Steht aber doch immer schief darum; denn du hast kein Christentum“ — und das wird mit der Zeit eintönig — für uns und für den gefesselten Faust, — eintönig wie die nachmittägigen Spaziergänge vor die Stadtmauer an der Seite der treuen Gattin, — eintönig wie die abendlichen Gastereien, deren Tafel sie so trefflich zu besetzen, zu schmücken und zu bedienen versteht, und auf deren Besuch sie den Verkehr des unheimlichen pferdefüßigen Gesellen in ihrem Hause taktvoll zu beschränken wußte. — Ja, wenn die junge Frau Professor nach beendetem Mahle, bedeutet durch einen stummen Blick ihres Gatten, den Kreis der Männer verläßt, und diese bei Wein und männlichem Gespräch endlich unter sich allein bleiben, so drängt sich uns — es ist schrecklich zu sagen — mit einer Art sympathischen Verständnisses die Erinnerung an ein freches Wort des unverschämten Mephisto auf, durch welches er einst — bei ähnlicher Gelegenheit, aber zu besseren Zeiten — unsern hellen Zorn entfacht: „Der Grasaff! ist er weg?“ — Nein nein, so despektierlich möchten wir uns auch heute noch nicht ausdrücken! Der Affe ist überdies auch gar nicht treffend gewählt. Viel näher läge — eingedenk jenes immer wiederkehrenden christlichen Schlußreimes — der Vergleich mit einem reizend einfältigen Gänschen. — Mit den Jahren verfliegt allerdings der Reiz, auch das Diminutivum verliert seine Berechtigung, und zurückbleibt — die Einfalt und — ... Aber das wollen wir doch lieber nicht aussprechen. — Die gute Frau verdiente vielmehr unsere rücksichtsvolle Schonung. Hat sie ja doch ihre liebe Not mit dem unbeständigen Manne! — Eines schönen Tages nämlich war dieser verschwunden, — hat Weib und Kind, Studierstube und Amtspflichten schnöde im Stich gelassen, und ließ sich selbst von dem Zaubermantel seines ränkevollen Genossen ins Weite tragen, — man munkelt, gar an des Kaisers Hof, wo er als Schwarzkünstler und Nekromant anrüchige Dienste leistet, bei Mummenschänzen mit artigen Frauen charmiert, und, des greifbar Lebendigen nicht zufrieden, mit mystischem Schlüssel die Erscheinungswelt versunkener Zeiten vor die Augen des schaulustigen Herrschers heraufbeschwört. — Nun irrt ihr aber groß, wenn ihr meint, eine brave christliche Ehefrau fände nicht Einlaß überallhin, wo der Teufel den Schlüssel hat; — zumal dessen Zauber ja doch auf nichts anderes hinausläuft, als lüderlichen heidnischen Weibspersonen den Weg aus der Traumnacht der Vergangenheit an den sonnigen Kraftquell unserer gegenwärtigen, lebendigen Gotteswelt zu weisen. — In dieser Gotteswelt hat die Ehefrau das Hausrecht, und niemand vermag ihr den Einlaß zu wehren. — Von der Warte des Türmers Lynkeus tönt plötzlich gellender Hornruf, der Chor der gefangenen Trojerinnen flattert auseinander wie ein Flug scheuer Tauben, — selbst die fürchterliche Phorkyas faßt bleiches Entsetzen; — denn hereinstürmt — nicht etwa rittlings auf steifem Besenstiel eine nordische Schwester vom

Brocken — sondern — auf eigenen Beinen, in voller Leibhaftigkeit und höchst leibhaftiger Formenfülle: — Frau Margarete Faust. — Funkelnden Blickes stellt sie sich vor der erschrockenen Helena und deren betroffenem Beschützer in Positur, stemmt die Fäuste in die Hüften, — und ihren beredten Lippen entströmt ein Redeschwall, den aufzuzeichnen eine unbestimmte Scham mich zurückhielt, da er mir allzuviel Stilverwandtschaft mit Frau Martha Schwerdtleins rührendem Nachruf an ihren verstorbenen Gatten aufzuweisen schien. Auch ließ ich über diesem Bild den Vorhang fallen und weiß nicht zu berichten, wie das Drama in der supponierten Variante seinen Fortgang nimmt. Ich fürchte aber fast, es führt bis zu einer Stelle, wo der mit dem Helden des Stückes mitleidende Beschauer alle uns Deutschen für die liebliche Gretchengestalt eingepflanzte Zärtlichkeit sich zu Herzen nehmen muß, um nicht die „gute Seele“, die ja doch berufen ward, uns dereinst noch zum Himmel hinanzuziehen, — in aufwallendem Jähzorn vielmehr — zum Teufel zu wünschen.

Nein! Gretchen war zur Lebensgefährtin für Goethe-Faust nicht geschaffen; und wenn dieser die Geliebte verließ, so geschah es ebenso wie im Instinkt der Selbsterhaltung in dem vielleicht recht bewußten Widerstreben dagegen, ihr Bild in den eigenen und in den Augen der Mit- und Nachwelt zu entstellen. — Wenn wir sie aber nach der modernen Reform-Einehe verheiraten und die arme Frau auch noch mit der Sorge beschweren, jeden Tag auf Knall und Fall — oder wenn auch nicht früher als auf einjährige Kündigung — fortgeschickt werden zu können, — so wird sie sich uns dadurch gewiß nicht in liebenswürdigerem, und das Los des Mannes an ihrer Seite nicht in begehrenswerterem Lichte darstellen.

Wohl aber war Gretchen in hohem Maße dazu befähigt, ein warmes, inniges Liebesverlangen in Goethe-Faust zu erwecken; sie war aller Voraussicht nach dazu befähigt, ihm eine Reihe prächtiger Kinder zu gebären, sie war befähigt, diese Kinder auf- und großzuziehen, — in des Vaters hinterlassenem „Häuschen und Gärtchen vor der Stadt“, — in gesunderer Luft und Atmosphäre nachbarlichen Umgangs, als die finsteren Hallen von Fausts unwohnlichem Hause und der tägliche Verkehr mit dem oft schrullenhaften und seltsam traumverlorenen Mann sie bieten konnten. — Ja, Gretchen wäre auch befähigt gewesen — und dies behaupte ich auf eigene Verantwortung, während alles früher Gesagte für jeden, der lesen kann, in der Dichtung und in der Biographie des Dichters geschrieben steht — ... Gretchen wäre auch befähigt gewesen, die Liebe Faust-Goethes sich zu erhalten, wenn die Umgebung es ihr erlaubt hätte, bescheiden mit ihren Kindern in dem Häuschen vor der Stadt zu verbleiben, als Geliebte des hochstrebenden Mannes, froh der Stunden, in denen er bei ihr Einkehr hielt, und dankbar des Schutzes, des Unterhalts, den er ihr und den Ihren gewährte. Gretchen hätte ihrem Heinrich die Treue gewahrt, auch wenn dieser zu Zeiten für lange in die Ferne schweifte, und ihr Reiz, im heimischen Stilbezirk ihres Wesens, wäre ihm nicht verblichen, auch wie sie Mutter ward, ja gerade weil sie es ward. Die Geschichte der Liebe Fausts und Gretchens wäre, statt zur Tragödie, zum Idyll geworden, und kräftige, gesunde, frohe Menschen wären dieser Liebe entstammt. — Aber das alles durfte und darf ja nicht sein! — Sich anschmieden lassen muß

der Mann an das Weib, das er liebt, und paarweis gekoppelt wie vor kurzem noch sibirische Sträflinge müssen die, welche Leben zeugen wollen, durchs Leben schreiten. Wes Herz aber zu hoch schlägt, wessen Brust zu frei und zu voll atmet, um solcher Knechtschaft sich zu fügen, — der mag (falls ihm vor Menschenopfern für seine Liebe graut) nur mit Dirnen und Huren scherwenzen, die Zeugungskraft für gleich stolzen, freudigen Lebensmut, wie den seinen, in den Schoß der Venus vulgivaga ergießen, oder ins Bettlaken; aus dem Kreis der Fortpflanzungsberechtigten bleibt er ausgeschlossen, und sein Stamm sei dem Untergange geweiht; — so will es Frau Ehe, die Beherrscherin unserer Sitten. — Einen Typus aber für die nach diesem Machtspruch ertötete und jahraus jahrein, und Generation um Generation aus dem Lebensprozeß unserer abendländischen Kulturvölker ausgejätete Manneskraft — gibt uns Deutschen unser größter Dichter.

Man erwidere nicht, Goethes Ehescheu sei vom Standpunkt einer aparten Künstlermoral aus zu beurteilen. — Das könnte vielleicht Geltung haben, wenn Goethe als Dichter seine Subjektivität unterdrückt und seine Schöpfungen aus der — ob auch nur in der Phantasie vorgestellten — Empfindungsweise des Monogamen heraus gestaltet hätte. Das tat er nun aber ganz und gar nicht, vielmehr ist all sein Dichten erfüllt von seiner höchst subjektiven Lebens- und Liebeswärme; nicht minder als sein dramatisches Hauptwerk seine ganze Lyrik, die beiden Romane Wilhelm Meister und die Wahlverwandtschaften, und desgleichen jenes zweite, Goethes ureigenen Instinkten entsprossene Liebespoem, in dem entzückende Schönheit und schlichte Natürlichkeit den innigsten Bund eingehen: — Das Egmont-Klärchen-Idyll, — ein Idyll diesmal wirklich zu nennen, weil der Untergang der Liebenden hier nicht aus ihrer Liebe hervorgeht, sondern aus einem mit ihrer Liebe in keinerlei Beziehung stehenden politischen Konflikt. Ohne diesen könnte man sich einen durchaus erfreulichen Verlauf des Liebeverhältnisses recht wohl vorstellen, weil der vornehme und von der Volksgunst getragene Egmont wohl die Macht gehabt hätte, seiner Geliebten und ihren Kindern eine bürgerlich geachtete Stellung zu schaffen, ohne jene als angetraute Gattin an seiner Seite in eine falsche Position zu bringen. Egmonts und Klärchens Liebe ist frei von aller Tragik, und das Verhängnis zuckt auf die beiden nieder, wie ein Blitzstrahl aus heiterem Himmel. Deshalb ergänzt und vervollständigt dies Gedicht in mancher Beziehung das Bild Goethescher Art der Lebensbejahung, das wir aus dem „Faust“ kennen lernten. — Wir sehen vor uns eine Mannesliebe, ganz beseelt von dem Verlangen, die Gestalt der Geliebten zu erfassen in der vollen Schönheit ihrer besonderen Eigenart, mit allen Fähigkeiten einer schöpferischen Phantasie einzudringen in das Heiligtum ihres stillen Heimes, beglückt und beglückend dort zu schauen und mit männlicher Triebkraft zur Entfaltung zu bringen, was „Natur in leichten Träumen“ vorgebildet, — nicht aber die Geliebte dem Bereich ihres Wachsens und Gedeihens zu entreißen, in die eigene Heimstatt sie einzupflanzen, mit sanfter Gewalt oder Vergewaltigung ihr eigene Denkungs- und Gefühlsweise aufzunötigen, und zum Danke dafür einen schwachen Abklatsch der eigenen Persönlichkeit aus ihrem Wesen wieder zu empfangen. — Indem Goethe seine Subjektivität in Dichtung und Wahrheit auslebte,

hat er aber bekanntlich mehr geschaffen, als seine eigenen Werke. Er hat der deutschen Lyrik überhaupt erst die Zunge gelöst. — Dies hätte er mit dem Ausdruck einer der Volksseele fremden Gefühlsweise sicherlich nicht vermocht. Goethes Lebens- und Liebesimpulse können uns für die den Forderungen der Monogamie widerstrebenden Mannesnaturen geradezu als typisch gelten; und wenn wir nun die Lebensbeziehungen zwischen den Geschlechtern festhalten und in Vertragsform bringen, wie sie Goethes Mannesinstinkten homogen gewesen wären und ihn vor den mancherlei Ausartungen bewahrt hätten, denen er unter dem Druck einer naturwidrigen Sitte tatsächlich verfiel, — so wird sich bald zeigen, daß wir hiermit gefunden haben, was wir suchten.

Das Haupt- und Grundmotiv dieser Art des Sexualverbandes hat sich uns bereits erschlossen. — Es besteht darin, daß das Mädchen, — die Frau, die sich dem Manne hingibt, statt in dessen Haus einzuziehen, um sich seinem Wesen, seiner Denkungs- und Empfindungsweise, seinen Neigungen und Gewohnheiten unterzuordnen, — ihn bei sich zu Hause als Besucher empfängt, — im Mutterheim, im Stilbezirke des eigenen Wesens, mit der Absicht, hier auch fernerhin zu verbleiben, als Persönlichkeit hier sich zu entwickeln und auszuleben, und auch hier die der Verbindung entsprossenen Kinder groß zu ziehen.

Die notwendigen Vertragsbestimmungen einer auf dieser Grundlage zu errichtenden geschlechtlichen Vereinigung ergeben sich gleichsam von selbst. Es versteht sich, daß der Mann als der wirtschaftlich kräftigere Teil auch den Hauptanteil an der materiellen Fürsorge für die Kinder — in Form von vorher festzusetzenden und der Lebenshaltung der Frau anzupassenden regelmäßigen Alimentations- und Erziehungsbeiträgen — zu leisten haben wird. — Hierfür wird er ein Mitverfügungs- und Ueberwachungsrecht bei der Erziehung der Kinder — ähnlich dem des gegenwärtigen Vormundes — beanspruchen, während die eigentliche elterliche Gewalt in den Händen der Mutter liegt. — Daß die Frau, so lange sie dem Manne sexuell hingegeben bleibt, ihm auch ausschließliche Treue wahre, ist ein Gebot jeder höheren weiblichen Empfindungsweise an sich ebensowohl wie ein Erfordernis für die Sicherstellung der Vaterschaft des Mannes an den seiner materiellen Fürsorge anheimgegebenen Kindern. — Endlich ist es klar, daß, solange in unserer Gesellschaft die wirtschaftliche Selbständigkeit der Frau noch nicht erkämpft, ihre wirtschaftliche Versicherung bei Ausübung der Mutterpflichten noch nicht durchgeführt ist, und daher die Ehe noch als Hauptversorgungsanstalt der Frau, auch im wirtschaftlichen Sinne, fungiert, — der Mann die ihm zur ausschließlichen Treue verpflichtete Frau während der Dauer dieser Verpflichtung nötigenfalls auch wirtschaftlich wird unterhalten, oder doch unterstützen müssen. — Ein Kündigungsrecht dieses wechselseitigen Verhältnisses kann — mindestens in den Fällen, wo die Frau als Jungfrau sich ihm hingab — der Mann nicht beanspruchen. Seine materiellen Verpflichtungen der Frau gegenüber währen so lange, als diese ihren Treueverpflichtungen nachkommt. Andernfalls wäre das Los der Frauen zu sehr gefährdet, und der männlichen Flattersucht zu viel Vorschub geleistet. Auch ist ja der Mann hierdurch nur wirt-

schaftlich, nicht, wie bei der gegenwärtig vertragsmäßig bedungenen „Gemeinsamkeit von Tisch und Bett“, auch sexual verpflichtet und gebunden. — Dagegen muß es das Selbstbestimmungsrecht der Frau bleiben, dem Manne, dem ihre Liebe nicht mehr gehört, auch ihre sexuale Hingebung zu verwehren, — damit aber freilich auch seiner materiellen Fürsorge für eigene Person verlustig zu gehen, — während natürlich die Alimentations- und Erziehungsverpflichtungen des Vaters für seine Kinder hierdurch unberührt bleiben.

Der hiermit bestimmte Sexualvertrag unterscheidet sich von allen bisher üblichen Eheverträgen dadurch, daß er dem Manne überhaupt nur materielle, der Frau auf sexualem Gebiet nur die negative Verpflichtung der Ausschließlichkeit während der Dauer ihrer Hingabe, — keinem Teil also positive sexuale Verpflichtungen auferlegt und daher — ohne das Sexualleben der Anarchie preiszugeben und das Los der Kinder zu gefährden — dem Ideal der Freiheit in der Liebe am nächsten kommt. Er könnte daher zutreffend als „freie Ehe“ bezeichnet werden, — während mit Bezug darauf, daß er die elterliche Gewalt in die Hände der Mutter legt und damit dieser das Vorrecht bei der Familienbildung erteilt, die Benennung „Ehe nach Mutterrecht“ die zukömmliche wäre.

Eine Vorstellung von den Lebensblüten, die sich — zunächst für die Liebenden selbst — an dem Stamme solcher Ehebestimmungen zu entfalten vermöchten, können wir, die unter der Herrschaft der gegenwärtigen Sitten aufgewachsen, wohl am besten noch aus den Erfahrungen des Brautstandes gewinnen, — wenn wir in der Phantasie auszuführen vermögen, wie jene Zeiten einer durch keinerlei Trivialitäten des Alltags gestörten Liebeserhebung sich gestaltet hätten, falls ihnen jene periodischen Entspannungen der erotischen Steigerungszustände, welche die Natur verlangt, nicht vorenthalten, sondern in weiser Beschränkung zugeteilt worden wären. — Bürgerlich wohlanständigen Brautleuten sind allerdings — wenn sie nicht das Glück haben, an getrennten Orten zu wohnen und nur immer nach längeren Pausen auf kurze Besuche zusammenzukommen — die Tage des reinen, menschlich harmonischen und für Leib und Seele wohltätigen Glückes nur karg bemessen. Nach den Wonnen des Findens und Werbens, wenn die Fernsinne, Aug und Ohr, ihres Amtes gewaltet, die jungfräuliche Scheu vor der ersten Berührung bezwungen ward, und die Küsse immer heißer und brünstiger werden, erwacht bald jene nagende Pein, die das Verbot der innigsten leiblichen Annäherung erst als Hemmung, dann als Unnatur, endlich als physische und moralische Insulte empfindet und mit einer ins Krankhafte gesteigerten Begier die Stunde der Vereinigung herbeisehnt. — Die Stunde schlägt. Es kommen die Stürme der Leidenschaft mit dem unschönen und ungesunden, oft verderblichen Uebermaß des plötzlich freigegebenen Genusses, — es folgt die schwere physische und psychische Depression (die einst in meinem Beisein einen erfahrenen Arzt dazu veranlaßte, in aller Harmlosigkeit der Objektivität und ohne irgend eine aggressive Tendenz gegen die herrschende Sitte, die Wirkungen der „Flitterwochen“ auf das Nervensystem namentlich des jungen Ehemanns, denen schwerer Schicksalsschläge im Leben, wie etwa eines materiellen oder beruflichen Bankerotts, des Todes nächster Familienangehöriger und ähnlicher Katastrophen

und Unglücksfälle gleichzusetzen), — es folgt die tiefe Ernüchterung, das scheinbare Abwelken aller Phantasie- und Schönheitsblüten, — es kommen die äußerlichen Sorgen und Geschäfte bei der Gründung des neuen Hausstandes, — mit ihnen erwacht und gesundet die Natur zu neuer Hoffnung und Lebensfreude, — Mann und Frau finden einander wieder, als Ehegatten, im eigenen Heim. Eine tiefe, unüberbrückbare Kluft trennt sie vom sentimentalen Ueberschwang, vom Liebes- und Lebensgehalt des Brautstandes. — Es ist alles so ganz, ganz anders gekommen, — und — „wir sind doch recht einfältige Kinder gewesen!" — Jetzt aber — hat man Erfahrung gewonnen und strotzt von Lebensweisheit. — Und so täuschen sich die beiden mit altklug überlegenem Lächeln über das Geständnis hinweg, daß doch der beste Teil der Erwartungen aus den Blütetagen der Liebe — unerfüllt geblieben. — Ja, diese Zeiten der gläubigen Erwartung, sie sind doch — trotz der nagenden Pein der Ungeduld und des dürstenden Begehrens — die größten, die schönsten, die einzigen gewesen, — das verlorene Paradies, in das kein Weg mehr zurückführt! — Aber: — „So ist ja nun doch einmal das Leben! — Es bleibt uns immer die Hauptsache schuldig. Ein Tor, wer sich dagegen stemmt und das Leben anders haben möchte, als es ist!"

Ich aber getraue mich zu erwidern: — „Nein, — das Leben ist nicht so, oder brauchte doch nicht so zu sein! — Toren seid vielmehr ihr, — und Sklavengläubige der Despotin Frau Sitte, wenn ihr die trübseligen Litaneien nachbetet, — den alten Ammengesang, mit dem die Zwingherrin eure Väter schon in frommen Schlaf gelullt! Ganz anders ließe sich das Leben gestalten, mit etwas mehr Freiheit in der Verfügungswahl, mit etwas mehr Vernunft und Aufrichtigkeit in der Anerkennung der eigenen Bedürfnisse, — und mit viel, viel weniger Aufhebens und Aufwandes an Aeußerlichkeiten jeder Art, an Anschaffen und Umsetzen, Verrücken und Verschieben des Angewöhnten, Eingelebten, Liebgewordenen, — vom Geräte und den greifbaren Gegenständen der Wohnstatt bis zum Familiennamen selbst der jungen Frau, den diese nach eurem Gebot zu vertauschen hat, — nur um recht wirksam und offenkundig alle Brücken abzubrechen, die das Diesseits mit dem Jenseits der Brautnacht verbinden. — Denn ihr Sklavengläubige wißt gar nicht — oder wollt es nicht wissen, wie viele der Männer sind, denen all der Aufwand am liebsten — gestohlen werden möchte, und die statt der glänzenden neuen Behausung mit ihrem verwirrenden Kleinkram an Schränken und Kommoden, an Tischen und Stühlen, Schüsseln und Tellern — und dem prunkenden Ehebett inmitten dieser aufdringlichen Pracht — sich gar nichts anderes wünschten, als ein bescheiden Gastkämmerchen, Tür an Türe dem Schlafgemach der Geliebten, — ein Gastkämmerchen, nicht für alle Tage und Nächte, — nur für Tage und Nächte der großen Sehnsucht und des unstillbaren Begehrens, — ein Gastkämmerchen, aber auch nichts mehr als dieses, — ja selbst um den Preis, daß — für die Zeiten des ersten Liebesrausches — den Schlüssel zu seiner Türe nicht die Hand der Geliebten selbst verwahre, sondern jene andere, mild schirmende und verständnisvoll führende Hand, von der geleitet die Geliebte den Garten der Kindheit durchwandelt und das Land der Jugendträume, bis hierher, vor das Tor der Erfüllung!

Hat dies Bild irgend etwas Verletzendes an sich, außer seiner Neuheit? — Stimmen nicht alle natürlichen Regungen viel mehr dafür als dagegen, daß die Hand, die einst das wimmernde Kindlein gebettet, die das Töchterchen ernährt, gewaschen, bekleidet, gepflegt und erzogen, bis der schmächtige Leib zu jungfräulicher Fülle erblühte, — daß die treue Mutterhand nun auch das Schloß verwahren soll zum hochzeitlichen Gemach der Tochter, um — während der ersten Wochen und Monde — dem sinnlichen Ungestüm des Geliebten Maß und Schranken zu ziehen? — Ist es etwa mütterlich, — ist es väterlich gehandelt, so gehandelt, wie Eltern an ihrem Kinde handeln sollen, die Tochter, so lange sie über geschlechtliche Dinge nur vom Hörensagen unterrichtet ist, mit einem Mal aus dem schirmenden Elternhaus zu entlassen und sie einem Manne an den Hals zu hängen, als sein lebenslänglich Eigentum: — „Jetzt mach mit ihr, was du willst! Lege sie in dein Bett und gebrauche sie zum Pfühl deiner Wollust, wie du es für gut hältst, und sie es geschehen lassen muß. — Uns geht das nichts mehr an. — Hiervon bleibe das Heiligtum unseres Hauses unberührt; denn wir Eltern haben getan, was unseres Amtes. Nun seht ihr Jungen zu, wie ihr miteinander auskommt!“ — — Um wie vieles besser die Jungen miteinander auskämen, falls die Eltern mit freierer und liebreicherer Einsicht erkennten, was ihres Amtes!

Es ist eine nicht hinwegzuleugnende Folgeerscheinung unserer psychophysischen Naturveranlagung, daß das Verhältnis zweier Menschen sich unter übrigens gleichen Umständen um so erfreulicher gestaltet, nicht nur, je besser die beiden einander psychisch verstehen, sondern auch je mehr sie sich physisch zur Quelle des Wohlergehens werden. Und es ist nicht eben eine günstige Einleitung des Schutz- und Trutzverhältnisses für die Reise durchs Leben, wenn man diese damit zu beginnen genötigt wird, einander gegenseitig krank zu machen, — erst durch Nervenüberreizung aus unbefriedigtem Verlangen, und dann, mit der plötzlichen Ankoppelung vom Tage der Trauung an, durch erzwungenes Uebermaß der Kräfteverausgabung. — Die „Ehe nach Mutterrecht“ würde vor allem eine gesunde physiologische Grundlage schaffen für den Aufbau der zarteren und zartesten psychischen Beziehungen zwischen den Liebenden. Da mit dem Eheschluß kein unwiderruflicher Schicksalsspruch zu fällen, von den jungen Leuten kein neues Heim einzurichten wäre, und der Mann nicht die Verpflichtung zur Seßhaftigkeit auf sich zu nehmen hätte, brauchte im allgemeinen die Wartezeit des Brautstandes auch nicht, wie gegenwärtig, in die Länge gezogen zu werden. Die Instinkte der physischen Annäherung könnten bald nach dem Erwachen auch zu ihrem Rechte gelangen, — und mit ihnen auch jene anderen, durch unsere gegenwärtige Sitte so ganz verleugneten und unterdrückten Keuschheitsinstinkte der Zurückhaltung, die nach dem ersten Sturme der Sinnenlust den Liebenden Stille und Einkehr gebieten, die Wonnen innigster Vereinigung nicht anders zulassen, denn als Preis einer bis zur erotisch-ästhetischen Hellsichtigkeit gesteigerten Spannkraft des Liebeverlangens, und wie vor einem Sakrilegium davor zurückschaudern, wo die „Sitte“ des Ehebettes uns mit zäher Beharrlichkeit hindrängt: — den Geschlechtsakt als etwas Gewöhnliches, Gemeines, rein Physiologisches zu betrachten, dem man in jeder Regung eines faulen Begehrens sich

hinzugeben das Recht besäße. — So wird für die nach Mutterrecht Verehelichten jeder Einlaß des Mannes in das Gastkämmerchen der Geliebten einen Feiertag und eine Feiernacht bedeuten, ein erotisches Schönheits- und Jubelfest, und Labsal und Erquickung zugleich für Leib und Seele, — auf lange hin, — auf Jahre hinaus! — Und während dieser Jahre wird dem jungen Weibe vollauf Zeit geboten sein zu jenem Umwandlungs- und Entwicklungsprozeß vom „Mädchen" zur „Frau", den unsere gegenwärtige Sitte wie auf Kommando mit einem Schlag durch den Trauungsakt erledigen zu können glaubt. — Allmählich, ungezwungen und organisch würde dieser Prozeß sich vollziehen, innerlich, und ungetrübt durch die Sturmflut losgelassener Begierden, ungestört auch durch den aufdringlichen Rumor eines plötzlichen Wandels aller äußeren Beziehungen: — das Erwachen des Weibes als Geschlechtswesen, aus knospenhaft jungfräulicher Scheu zum entfalteten Selbstbewußtsein der freierkorenen Priesterin des Gottes Eros. — Nicht, wie heute, — nachsichtigen Lächelns ob des reizenden Ungeschicks, mit dem die neugebackene „Frau" sich in ihre ungewohnte Würde hineinfindet, — stände der Mann in aufgezwungener Solidarität aller Interessen diesem Vorgang zur Seite; — ungebunden, mit der stolzen Freude des Befreiers betrachtete er jenes unvergleichliche Wunder der Natur: — das Keimen und Sprießen der aus dem Schlummer geweckten Leibes- und Seelenkräfte des Weibes. — Und nun wollten wir zusehen, ob denn das Leben wirklich uns immer die Hauptsache schuldig bleiben muß, — ob nicht vielmehr wir es waren, die in engherziger Beschränktheit die zartesten und duftigsten Lebensblüten immer wieder der Tyrannei einer barbarischen Sitte hingeopfert haben!

Organisch und ungezwungen vollzöge sich auch das miteinander Vertrautwerden der Liebenden. — Es ist eine unheilvolle Fiktion, daß die für Lebzeiten angetretene „Gemeinsamkeit von Tisch und Bett" allein schon zwei Menschen miteinander vertraut mache, — ebenso wie es eine Fiktion ist, daß zwei Menschen durch das Verhältnis des korrekten Brautstandes miteinander vertraut gemacht werden können. — Diesen Fiktionen steht vielmehr das wohlbegründete Sprichwort entgegen, daß jeder Eheschluß der Hauptsache nach einem Glücksspiel gleich zu achten sei. Auch nach dem längsten Brautstande bringt die Ehe noch immer große Ueberraschungen im gegenseitigen Verhältnis der Gatten mit sich. Sind diese nun, wie tatsächlich oft, unliebsamer Natur, so fördert das Bewußtsein der Gebundenheit auf Lebzeiten alles andere eher als eine unbefangene und selbstvergessene Vertrautheit. Vielmehr krampft sich das erschreckte Herz zusammen und sucht nun erst recht seine Rettung darin, sein Innerstes um so eigensinniger und selbstbefangener mit dreifacher Wehr zu umschließen. — Vor unliebsamen Ueberraschungen wäre natürlich die Ehe nach Mutterrecht ebensowenig gefeit wie die andere. Das Bewußtsein der Freiheit aber benähme ihnen ihren empfindlichsten Stachel und ihre verderblichen Wirkungen auf das Verhältnis der Liebenden. Wirklich unhaltbare Verbindungen würden sich lösen, ohne daß damit eine Existenz vernichtet zu werden brauchte. Oefter aber würde die Unbefangenheit, mit der die menschlichen Schwächen des anderen Teiles erkannt würden, eine allmählich immer innigere Annäherung und schließliche wahrhafte Vertrautheit nicht behindern. — Wenn dann die Neigungen

es verlangen und die Verhältnisse es gestatten, so kann recht wohl auf Grund dieser bewährten Vertrautheit die „Ehe nach Vaterrecht", unsere gegenwärtige Monogamie immer noch geschlossen werden, — nicht mehr als Einsatz auf eine Glückskarte, sondern mit gut begründeter Anwartschaft auf gedeihliches Gelingen. — In diesen Fällen würde die „freie Ehe" sich nur als wohltätiges Uebergangsglied zwischen den Brautstand und die gebundene Ehe einschalten. Keineswegs aber wäre dies etwa die Regel. Vielmehr würden die Segnungen der „Ehe nach Mutterrecht" vom Manne, dem sie die Freiheit läßt, und von der Frau, der sie Selbständigkeit bietet, so freudig und dankbar anerkannt werden, daß beide Teile wohl nur selten den Antrieb fänden, sich in ihren gegenseitigen Beziehungen den gegenwärtig gültigen Eheforderungen unterzuordnen.

* * *

Ich weiß, daß diese Schilderung von dem kritischen Leser nicht widerstandslos angenommen werden kann, und daß sie bei dem Beurteiler, der gewohnt ist, praktische Vorschläge auch in die praktische Welt mit all ihren Engheiten, Beschränkungen und Anstößen zu übertragen, eine Fülle von Fragen, Zweifeln, Bedenken und Einwänden hervorrufen muß. — Ich beabsichtige auch nicht, diesen Objektionen aus dem Wege zu gehen, sondern werde vielmehr — in einer folgenden Abhandlung — versuchen, sie möglichst vollständig aufzuführen und eingehend zu beantworten. Ich will hier nur noch kurz auf zwei Punkte hinweisen, welche jetzt schon nicht übersehen werden dürfen: — Erstens sei meinen Opponenten sogleich und von vorneherein zugestanden, daß die würdige Durchführung einer „Ehe nach Mutterrecht" — in der widerstrebenden Umklammerung durch Sitte und Vorurteil unserer gegenwärtigen Gesellschaft — von den Beteiligten einen höheren Grad von ethischer Kultur verlangt, als der Durchschnitt — und zwar auch der „Gebildeten" — ihn besitzt, und daß es daher — zunächst noch — eine Eheform für Ausnahms- oder Elitemenschen ist, deren Vorzüge hier dargestellt wurden. Die Sexualreform unterscheidet sich eben hierin nicht von allen anderen sozialen Fortschritten, die von ihren Vorkämpfern immer die Betätigung eines erhöhten Maßes an moralischen Potenzen erfordert haben. — Und zweitens muß ich in Erinnerung bringen, worauf schon zu Beginn dieses Aufsatzes hingedeutet wurde, — daß die „freie Ehe" für sich noch keineswegs das Um und Auf der Sexualreform ausmacht, — daß vielmehr der Begründung von isolierten „Familien nach Mutterrecht" nur die Bedeutung eines ersten Ansatzes zur Schaffung jener sozialen Neubildungen zukäme, in denen die Sexualreform sich erst zu einem organischen, allen Bedürfnissen angepaßten Ganzen ausgestaltete: — zur Schaffung der Frauenkongregationen oder Mutterheime. — Auch hierüber soll eine folgende Abhandlung ausführlichen Aufschluß erteilen.

Zur Rassengeschichte Asiens und Osteuropas.

Dr. phil. Alexander Koch-Hesse.

Europa scheint bei flüchtiger räumlicher Betrachtung nur ein kleines Anhängsel am asiatischen Riesenkontinente zu sein. Dieser oberflächlichen geographischen Ansicht entsprach eine oberflächliche historische Ansicht, nach der Europa ihre Lieblingskinder, die arischen Völker, vom nachbarlichen Riesen empfangen haben sollte. Nun ist dieser historische Irrtum in den letzten Jahrzehnten von den Fachleuten fast einstimmig aufgegeben worden, die Geographen aber halten an der ihm geistig entsprechenden Gliederung des eurasiatischen Landkomplexes meist noch fest, trotzdem z. B. ihr Begriff des Mittelmeerklimas, den sie in einem andern Kapitel zu behandeln und bis über Mesopotamien auszudehnen pflegen, sich in keiner Weise mit der Scheidung: „hie Asien — hie Europa“ verträgt.

Es ist daher sehr erfreulich, daß das neue große Werk von dem Münchener Privat-Dozenten Dr. Albrecht Wirth: „Zur Geschichte Asiens und Osteuropas“[1]) nicht nur in der Arier-„Frage“ für die Selbständigkeit unserer Weltgegend eintritt, sondern auch den Schlendrian der alten, auf assyrisch-griechische, mangelhafte Erkenntnis zurückgehenden geographischen Einteilung schon in der Abgrenzung des Stoffes aufgibt.

„In unserer Zeit der Massen sind Fanatiker der Gleichheit erstanden, Leute, die ein unsägliches Vergnügen darin finden, den Menschen möglichst klein zu machen. Ebenso haben viele Geschlechter eine selbstmörderische Lust darin gefunden, Europa herabzusetzen und Asien zu schwindelnden Höhen zu erheben.“ Aber es wird jetzt klar, „daß der Geist des Westens mächtiger als der des Ostens, und daß Asien viel von Europa entlehnt hat“. Indem man diese Sätze auf der ersten Seite liest, werden die zahlreichen asiatischen Probleme von vornherein in die richtige Beleuchtung gerückt. Die Herkunft der Arier „aus der Gegend zwischen Nordsee und Uralflusse“ (S. 31) gilt ihm mit Recht als das bei weitem Wahrscheinlichste. Den bekannten Gründen für diese Theorie glaubt er als „neu“ folgenden Grund hinzufügen zu können: „Erwägt man, daß in Madagaskar die altertümlichsten Formen der malaiischen Sprache, in Siebenbürgen und den Sette Comuni der deutschen, in Kanada der französischen, in Island der dänischen …, in Kanton, das erst kurz vor Christus … gegründet wurde, der chinesischen, und bei den Jakuten, die erst in der Mongolenzeit nach Nordasien zogen, der türkischen Sprache zu finden sind, … daß mithin, je archaischer eine Form, desto entfernter sie von ihrem Ausgangspunkte ist: so wird man auch das Orsetische und die Hindukusch-Mundarten[2]) … als die letzten Ausläufer einer Wellenbewegung auffassen, die weit entfernt vom Pamir und Kaukasus ihren Anfang nahm“ (S. 31). Dieser Gesichtspunkt ist allerdings von großer Wichtigkeit, aber er ist nicht so neu, wie Wirth glaubt, denn er ist schon von

[1]) 668 S. Verlag von Gebauer-Schwetschke, Halle a. S. 1905. Preis broschiert 12 Mk., gebunden 14 Mk.

[2]) Altertümliche indogermanische Dialekte in Asien, früher fälschlich als Dialekte des arischen Heimatlandes angesehen.

Wilser[1]), wenn auch ohne die trefflichen Beispiele, dafür aber mit noch erweitertem Ausblicke, angegeben worden.

Das ist die anthropologische Selbständigkeit unseres Erdabschnittes gegenüber dem Osten. Was aber die kulturgeographische Einteilung Eurasiens anlangt, so hat schon das andere hervorragende Werk über Asiens Geschichte, das uns die letzten Jahre geschenkt haben — ich meine den betreffenden Teil der Helmoltschen Weltgeschichte[2]) — den ersten entscheidenden Schritt getan, indem in Band II M. v. Brandt, H. Schurtz und E. Schmidt Japan, China, Hochasien, Indien und Indonesien, also den ganzen Osten, in Band III dagegen H. Winkler und H. Schurtz den Westen von „Asien" (mit Recht ohne Kleinasien) behandelt haben. Wirth aber tut den zweiten entscheidenden Schritt, indem er ganz „Osteuropa" mit der Geschichte von Westasien verknüpft. Denn wenn auch für die eigentliche Urzeit der hellhäutigen Menschheit wohl nur die eine, mitten durch Asien (und zwar durch den Pamir) gehende Scheidelinie zwischen den Kurzköpfen des Ostens und den Langköpfen des Westens in Betracht kommt, so bildet doch für spätere Zeiten jene mitten durch Europa gehende Grenze, bis zu der Wirth sein Thema rechnet, und die auch im Helmoltschen Werke in der Trennung zwischen Band V (Osteuropa) gegenüber den westeuropäischen Bänden (VI—VIII) zum Ausdruck kommt, eine Scheidelinie zweiter Ordnung. Dagegen ist die populäre Grenze zwischen „Europa" und „Asien" höchstens eine solche dritter Ordnung. Es gereicht dem Werke Wirths zum Verdienst, daß es sie beseitigt hat.

Richtig angesehen ist Europa kein Anhängsel an „Asien", sondern es ist der bestgegliederte, charaktervollste Teil der ganzen einen Hälfte von Eurasien, und damit das prädestinierte Ausstrahlungsgebiet dieser Hälfte, von dem frühzeitig Strahlen sogar nach China und nach Indien, also in die andere Hälfte hinüberdrangen. Eine Einteilung ist aber durchaus nichts so Unwichtiges, als es manchem, der naturalistisch zu denken gewohnt ist, scheint; denn eine falsche Einteilung oder Stoffabgrenzung bildet oft die unbewußte Triebfeder für eine ganz falsche Theorie. Ich glaube z. B. nicht, daß Wirth zu der Rassenübersicht gekommen wäre, die er für die Zeit „um 3000 v. Chr." angibt, wenn er auch den letzten entscheidenden Schritt getan und seinem Werke eine, der übrigen Knappheit des Stils angepaßte, kurze Uebersicht der westeuropäischen Geschichte hinzugefügt hätte. Vielleicht holt er dies in der zweiten Auflage, die dem durch ein enorm vielseitiges Wissen ebenso wie durch kühne Kombinationsgabe ausgezeichneten Werke ja nicht fehlen kann, nach und nennt diese dann einfach „Geschichte Eurasiens". Denn „nur Eurasien ist ein natürlicher Begriff, der keine künstliche Begrenzung nötig hat" (Ratzel)[3]).

In jener Rassenübersicht (S. 6) stellt er außer den „Zwergen", die schwerlich eine einheitliche Rasse bilden, sondern eher als Degenerationsprodukte der verschiedensten Rassen anzusehen sind, den „Schwarzen", den „Arktikern", die doch ebenfalls keine Urrasse, sondern

[1]) „Die Germanen", Leipzig, Thüringischer Verlag, u. a. auf S. 76 — Wirth gibt übrigens später (S. 188) an, daß auch Ratzel und Hirth schon dasselbe Argument betont haben.

[2]) Leipzig 1901 und 1902, Bibliographisches Institut.

[3]) „Die Erde und das Leben." Leipzig 1901, Bd. I, S. 275.

ein klimatisches Degenerationsprodukt der Mongoloiden bilden, und den „Kolariern", jener noch ganz rätselhaften vordrawidischen Bevölkerung Indiens, — folgende drei Hauptrassen Asiens auf: Turanier, Semiten und Arier. Ich kann mir nicht helfen, aber diese Einteilung erinnert mich an die Uebersicht, welche ein biederer Landpastor von den Religionen der Erde zu geben pflegt, nämlich: Heidentum, Judentum und Christentum. Wie dort in den Begriff Heidentum, so ist hier in den Begriff „Turanier" alles mögliche hineingepackt. Man beachte nämlich, welche vier Rassen Wirth als „turanisch" zusammenfaßt: es sind Dravida, Uralaltaier, Alarodier und „Isolierende Hoch- und Südostasiaten".

Da die große Masse hier offenbar von Uralaltaiern und „Isolierenden" gebildet wird, so könnte man denken, Wirths Begriff des „Turaniers" entspräche einfach dem anthropologischen Begriffe der „Mongoloiden". Daß er die Drawida dazu rechnet, mag angehen, da deren Rasse noch nicht feststeht. Nun aber die Alarodier!

Ihr Entdecker Hommel versteht darunter „die vorindogermanischen Sprachen Kleinasiens, Nordsyriens, Armeniens und Elams"[1]) und stellt sie neben die Semiten einerseits und neben eine große in Sumerer, Indogermanen und Uralaltaier zerfallende Gruppe andererseits. Diese Ansicht ließe sich mit anthropologischen Resultaten vereinigen. Denn das Sumerische und das Uralaltaiische sind in dieser Einteilung offenbar (durch Mischung mit Mongoloiden, etwa mit dem Homo alpinus entstandene?) Abzweigungen des Rein-Indogermanischen. Das Semitische andererseits stellt nach der (mit Recht oder Unrecht) verbreitetsten Anschauung einen Uebergang zu den kafrischen Sprachen der Negroiden dar; auch Wirth meint (S. 6): „Die Semiten sind wohl aus einer Mischung von Weißen und Schwarzen zusammengerührt." Unter diesen Voraussetzungen würden für die alarodischen Sprachen als Träger entweder der Mittelländer (homo mediterraneus) oder der Chetiter (homo syriacus) noch in Betracht kommen. Wirth, der die Alarodier „den ganzen Norden Vorderasiens" (S. 26) einnehmen läßt, für den sie gelegentlich aber auch in Italien oder Spanien auftauchen, hätte also die methodische Pflicht gehabt, zu versuchen, ob man sie mit einer dieser beiden anthropologisch feststehenden Rassen identifizieren könnte. Dann wäre freilich die Subsumierung unter den Begriff „Turanier" unmöglich geworden. Tatsächlich sind die alarodischen Sprachen nach Wirths eigener Angabe mit den verschiedensten mongoloiden Sprachelementen gekreuzt: „das tibetische b oder p als Pluralzeichen kreuzt sich mit dem k der Finnen, dem li der Türken und dem n und t der Mongolen" (S. 27). Daraus möchte ich als Laie die Vermutung ableiten, daß die Alarodier ursprünglich überhaupt kein Pluralzeichen gehabt haben. Sollte Wirth im andern Falle die „turanische" d. h. mongoloide Eigenart der alarodischen Ursprache wirklich beweisen können, so sollte er es versuchen, ihre Träger mit dem Homo alpinus zu identifizieren[2]). Irgendwie muß dieser linguistische Begriff des Ala-

[1]) „Geschichte des alten Morgenlandes." Leipzig 1904, S. 35.

[2]) Diesen Versuch hat Wirth nachträglich gemacht, nämlich in dieser Zeitschrift, IV. Jahrg., No. 5 („Die kaukasische Rasse"). Der Homo alpinus soll aus dem Kaukasus stammen und alarodisch gesprochen haben! Trotz der gänzlich verschiedenen Gesichtsbildung soll er auch mit dem Hethiter identisch sein. Die

rodiers dort Halt bekommen. Statt dessen erklärt er einmal, „von Schädelmessungen halte ich sehr wenig". Das heißt doch wohl: „um die (biologische) Anthropologie bekümmere ich mich nicht". Es wird ihm nur nicht viel helfen! Pferd und Esel gehören zur Gattung Equus. Wenn nun ein Sprachforscher sagen wollte: das Wiehern des Pferdes scheint mir mit dem Brüllen des Rindes viel näher verwandt, als mit dem I—a des Esels, so würde das auf vernünftige Hörer keinen sehr großen Eindruck machen.

Wirth wird vielleicht antworten, einfache Schädelmessung und wissenschaftliche Anthropologie sei nicht dasselbe. In der Tat kann man zugeben, daß nicht nur der Schädel, sondern der ganze Organismus berücksichtigt werden muß, und daß ferner die übliche Methode aus dem Längendurchmesser und dem Querdurchmesser eines Schädels den Retziusschen Index zu berechnen und nur diesen Index in die für die Oeffentlichkeit bestimmten Tabellen einzutragen, ihre großen Mängel hat. Denn für sehr viele Probleme kommt es viel mehr auf die absoluten Schädelmaße, als auf den Index an, namentlich, wenn es sich um eine rassengemischte Bevölkerung handelt. Der Index kennt keinen Unterschied zwischen dem kleinen Kurzschädel (Brachycephalen) eines reinen, niedrig stehenden Mongoloiden und dem langbreiten Riesenschädel (Eurycephalen), wie ihn Luther und Goethe, Bismarck und Napoleon hatten, und wie er sich am natürlichsten aus einer ausnahmsweise günstigen Kreuzung zwischen den an sich schon großen Langschädel des blonden Ariers, von dem in diesen Fällen die Länge, und dem Rundschädel des brünetten Alpiniers, von dem die Breite vererbt wird, erklären läßt[1]). Erst durch Befolgung dieser Gesichtspunkte wird meines Erachtens die Schädelmessung auf die volle Höhe wissenschaftlicher Brauchbarkeit gehoben. Aber hat gerade Wirth das Recht, so hohe Ansprüche an die Schädelmessung zu stellen?

Man kann nämlich den Spieß umkehren und sagen: „Von Sprachvergleichung halte ich sehr wenig." Dieser Satz ist genau so viel und genau so wenig berechtigt, wie Wirths Satz über die Schädelmessung. Denn um auf die volle Höhe wissenschaftlicher Brauchbarkeit zu gelangen, müßte die Sprachvergleichung ganz anders gehandhabt werden, als es Wirth in seinem ganzen Buche tut. Historische Beweise

---

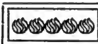
alpin-kaukasische Unterschicht der Europäer soll „zum großen Teil erst in historischer Zeit entstanden" sein. Ein Blick in die vorgeschichtlichen Fundtabellen aber hätte Wirth belehren können, daß der Homo alpinus in Europa sehr, sehr viel älter ist, als jene „historischen Zeiten", an welche Wirth denkt. So geht Mögliches und Unmögliches in Wirths Rassen-Hypothesen immer durcheinander.

[1]) Demgegenüber ist die vielfach gegebene Erklärung des Eurycephalen als einer „Eigen-Variation" kaum mehr eine Ausflucht, zu der man erst dann greifen sollte, wenn jede bessere Erklärung gescheitert ist. Man sollte allerdings in solchen Fällen nicht von „Mischung", sondern von „Kreuzung" sprechen. Denn „mischen" hat stets den Beiklang des Verschlechterns. Der Arier kann sich mit dem Alpinier also sowohl „mischen" als „kreuzen", mit dem Mediterranen aber, welcher ebenfalls einen Langschädel, jedoch einen kleineren, besitzt, immer nur „mischen". Denn bei dem letzteren Vorgange ist jede Schädelvergrößerung ausgeschlossen, nur für ihn gilt Woltmanns Frage in No. 10, S. 542: Wie „sollte die Mischung von etwas Gutem mit etwas relativ Schlechterem eine Quelle von Genie und Kultur sein?" In der Mischung mit Gleichartigem, aber weniger Hochgezüchtetem kann das Edle nur verlieren, durch Aufnahme von etwas Verschiedenartigem aber kann es auch gewinnen. Das gilt für die ganze Natur, z. B. auch für die Legierungen.

kann die Sprachwissenschaft nämlich nur dann bringen, wenn sie nicht einzelne Worte, die etwa ähnlich klingen, sondern den ganzen Organismus zweier Sprachen zum Vergleiche heranzieht. Erst wenn auf diese Weise die Zusammengehörigkeit zweier Sprachen und die Regeln der gegenseitigen Abweichungen festgestellt sind, kann man mit wissenschaftlicher Beweiskraft auch die Wanderung von Völkern aus den hinterbliebenen Ortsnamen und dergleichen erschließen. Wirth aber geht anders zu Werke: Er findet z. B. auf den malaiischen Inseln, in Tibet und in Japan eine Anzahl Namen, die ihm ähnlich klingen. Daraus leitet er dann 1. die Zusammengehörigkeit der Sprachen, 2. die wahrscheinliche Auswanderung sowohl der Japaner als der Malaien von Tibet her ab. Statt also aus zwei Beziehungen eine dritte abzuleiten, leitet er aus einer (dem Namensgleichklang) zwei Beziehungen ab. Das ist methodisch höchst bedenklich.

Aber allerdings muß stets in der Wissenschaft die Hypothese dem Vergleiche vorangehen. Besser eine fruchtbare Hypothese als gar nichts! Und in der Fähigkeit, interessante Hypothesen aufzustellen, dürfte Wirth unter den lebenden Historikern kaum einen Ebenbürtigen finden. Aber eine jede Hypothese verlangt Wohlwollen von seiten des Lesers, und wer so viel Wohlwollen erwartet, wie Wirth, der hat kein Recht, die Resultate der Schädelmessungen, weil sie heute noch nicht immer volle Beweiskraft haben, zu verachten. Und das Wichtigste an der Schädelkunde ist denn doch ganz anders gesichert, als Wirths Namens-Vergleich-Hypothesen.

Ueberdies ist die „Rasse“ ein spezifisch-biologischer Begriff, für dessen Erforschung die Sprachvergleichung immer nur die Rolle der Hülfswissenschaft spielt. Nun kann die Biologie die Historie niemals irgendwie ersetzen. Aber wohl kann sie die Grenzen zeigen, mit denen sich historische Hypothesen abfinden müssen. Dies ist im vorliegenden Buche, vielleicht dem tatsachenreichsten gleichen Umfangs, was ich je gesehen habe, trotz des weiten Blickes, trotz des bewunderungswürdigen Fleißes, den man von der ersten bis zur letzten Seite spürt, versäumt worden, nicht nur in der Alarodier-Frage, sondern noch in mancher anderen Richtung.



Berichte und Notizen.



Spuren des vorgeschichtlichen Menschen in Australien. Aus Sydney wird der Frankf. Ztg. geschrieben: Prof. Hermann Klaatsch aus Heidelberg hat bei Warrnambool im Staate Victoria Gesteinsplatten mit den Abdrücken eines jetzt längst ausgestorbenen großen Vogels, der augenscheinlich größer als der Emu gewesen sein muß, aufgefunden. Eine ähnliche Platte, die im hiesigen Museum aufbewahrt wird, zeigt nach Professor Klaatschs Ansicht Abdrücke der Füße und Spuren des Körpers eines vorgeschichtlichen Menschen. Der Gelehrte hat die Einwohnerschaft von Warrnambool aufgefordert, sorgfältig nach etwa noch vorhandenen ähnlichen Zeugen einer längst vergangenen Zeit Umschau zu halten. Er geht von der Anschauung aus, daß die unter der Stadt befindliche ausgedehnte Sandsteinformation vor vielen tausend Jahren ebene Sandbuchten gebildet hat, die den prähistorischen Menschen jener Zeit als Lagerplätze gedient haben. Es war dies die Zeit, in der Australien mit Tasmanien noch Bestandteile jenes großen antarktischen Festlandes bildeten, das sich bis zum Indischen Ozean erstreckt und

Australien mit Asien und Afrika verbunden hat. Die nimmer rastenden Fluten haben auf diese Sandbuchten immer neue Schichten Sand abgelagert, wobei die auf einer Schicht hinterlassenen Spuren von der neuen Schicht zwar bedeckt, aber nicht zerstört worden sind. Dann kam die große Erdsenkung, durch welche Tasmanien von Australien und dieses letztere gleichzeitig von Asien und Afrika geschieden worden sind, eine Periode, der später die gewaltigen vulkanischen Erschütterungen gefolgt sind, welchen Town-Hill und die anderen einstmals in Victoria in Tätigkeit gewesenen feuerspeienden Berge ihre Entstehung zu verdanken gehabt haben. Aus Vorstehendem ergibt sich, daß Professor Klaatsch ein Gegner der von Professor Gregory verfochtenen Ansicht ist, wonach das erste Auftreten des Menschen in Victoria verhältnismäßig neueren Datums sei. Auch die zahlreichen Funde, die Professor Klaatsch während seiner Forschungen an der Küste gemacht hat — steinerne Werkzeuge und Geräte, menschliche und tierische Knochenüberreste — scheinen mehr gegen, als für die Theorie des englischen Gelehrten zu sprechen.

Ethnologische und prähistorische Verhältnisse in Amerika. Die amerikanischen Ethnologen und Prähistoriker sind mit äußerst dankenswertem Eifer dabei, die Verhältnisse der indianischen Urbevölkerung zu erforschen und festzulegen, ehe die immer schneller verschwindende Eigenart ihrer Kultur unwiderbringlich verloren gegangen ist. Bis jetzt heben sich immer klarer zwei Punkte hervor. Das ist die Ueberzeugung, daß einerseits die einheimische Urbevölkerung eine verhältnismäßig sehr einheitliche ist und daß andererseits Amerika, nach prähistorischen Maßstäben gemessen, erst seit verhältnismäßig sehr junger Zeit von Menschen bewohnt ist. Der enge ethnologische Zusammenhang ist schon von vielen Forschern auf Grund zahlreicher somatischer wie kultureller Eigentümlichkeiten immer wieder betont worden. Gegenüber diesen Tatsachen fallen die Verschiedenheiten in den Schädeltypen ebensowenig ins Gewicht, wie die große Mannigfaltigkeit der Sprachentwicklung. Es haben offenbar, wie das Kollmann bereits nachgewiesen hat, schon seit paläolithischer Zeit verschiedene Rassen nebeneinander existiert und sich gemischt. Immer deutlicher zeigt es sich auch, daß von paläolithischen Menschen keine sicheren Spuren in Amerika nachgewiesen werden können. Dieses Ergebnis erfährt aber auch eine Stütze in den Untersuchungen über die Herkunft der einheimischen Bevölkerung Amerikas. Ein Zusammenhang mit der Bevölkerung der alten Welt in prähistorischer Zeit könnte nur im Norden mit größerer Wahrscheinlichkeit angenommen werden. Der so oft betonte mongoloide Typus der Indianer läßt sich nicht leugnen und für den kulturellen Zusammenhang mit Nord-Ostasien spricht eine Menge von Erscheinungen. Nach allem gewinnt heute die Ueberzeugung immer mehr an Boden, daß der Mensch erst in einer verhältnismäßig jungen Zeitperiode, als er bereits im Besitz einer neolithischen Kultur war, von Ostasien her in die bis dahin menschenleeren Ländermassen eingewandert ist. (Verworn, Korr.-Blatt der deutschen Ges. für Anthropologie 1905, 4.)

Die anthropologischen Verhältnisse im Okawangoland. Die Kenntnis von der Verbreitung der Völker und ihrer Geschichte gibt uns den Schlüssel zu dem Verständnis ihrer körperlichen Beschaffenheit. Für das Okawangosumpfland kommen zwei Rassen vor allem in Frage, die Buschmänner und Bantuneger. Die Buschmänner sind kleine (140—160 cm), dünne, feinknochige, muskelschwache Leute mit kindlichem Körperbau. Die Haut ist bräunlich-gelb bis gelbbraun, völlig haarlos, wie gegerbtes Leder. Das Gesicht ist länglich, aber nie so spitz wie beim Hottentotten. Der Nasenrücken flach, die Nasenflügel mäßig breit, die Lippen mäßig fleischig. Die Haare stehen in Gruppen und sind spiral zu Knötchen gedreht. Die Neger haben große (165—190 cm), plumpe, starkknochige, muskulöse, zu Fettansatz neigende Körper von tiefdunkelbrauner Farbe. Das Gesicht ist rund, fleischig, die Lippen wulstig, die Nase breit und flach. Das Haar ist das des Buschmannes. Buschmänner und Neger sind, wenn rein, sehr leicht zu unterscheiden. In der Photographie verschwinden merkwürdigerweise die Unterschiede sehr. Es ist schwer zu sagen, warum. Denn außer dem Haar ist fast alles abweichend. Wenn Vermischung zwischen den Rassen eingetreten ist, mischen sich natürlich auch die somatischen Eigentümlichkeiten. Mischlinge pflegen gelbbraun zu sein, heller als die dunkelbraunen Neger, die Gesichter werden länger, die Backenknochen trotzdem breiter, der Körper größer, muskulöser und starkknochiger, die Betschuanen sind augenscheinlich ein Mischvolk von Negern mit Hottentotten und Buschmännern. Mindestens haben sie viel mehr von diesen Rassen assimiliert als die Kaffern und Sulustämme. Bemerkenswert ist, daß Mißbildungen nie beobachtet wurden, nur

einmal ein Albino vom Stamme der Makuda, mit fleischfarbener Haut und weißem Haar. Er bot einen schauderhaften Anblick dar. (P. Passarge, Zeitschrift für Ethnologie, 1905, 5.)

Ueber Rassengehirne. Von seiten der Psychologie und Soziologie setzt man zumeist voraus, daß das Gehirn der Naturvölker eine andere morphologische Beschaffenheit besitze als dasjenige der Kulturvölker. Auch manche Anatomen und Physiologen neigen dieser Auffassung zu. Eine Entscheidung ist noch nicht erreicht in dieser interessanten Frage, die noch eine andere weit zurückgreifende Bedeutung hat. Die Gehirne unserer europäischen Vorfahren lassen sich nicht mehr zur Stelle schaffen, und doch liegt die Frage zu nahe: wie verhielten sich gerade die Stammeltern in dieser Hinsicht? Läßt sich in den Zustand des Gehirns der sogenannten wilden Rassen ein genauer Einblick gewinnen, dann ist davon auch ein Licht zu erwarten für unsere eigene Vorgeschichte. Von diesem Gesichtspunkte aus sei auf die Ergebnisse eines kompetenten Beobachters hingewiesen, der vier Gehirne an Feuerländern genau untersucht und mit Europäergehirnen verglichen hat. Die Untersuchungen sind an der Universität an Buenos Aires von Dr. Chr. Jakob gemacht worden. Das allgemeine Ergebnis stellt sich nun in folgender Weise dar. Die vier Gehirne der Feuerländer befinden sich vollständig auf gleicher Höhe mit dem mittleren Entwicklungszustand der Europäergehirne. Sie variieren um einen idealen Typus, wie alle Gehirne. Diese Angaben stimmen mit denen von Seitz und Manouvrier überein und zeigen aufs neue, daß alle Nationen, die man heute als zivilisierte bezeichnet, seit 2000 Jahren die gleiche Beschaffenheit aufweisen wie die Feuerländer. Zwar ist das Organ des Geistes in seinem Aufbau und in seinem Gewicht sehr variabel, aber Rasseunterschiede hat man bis jetzt auch bei den europäischen Völkern vergebens gesucht. Die Gehirne der Esten, Letten, Polen verglichen mit der Gehirnform anderer Völkerschaften lassen keine Unterschiede erkennen. Die übereinstimmenden Züge in dem Oberflächenbau des Gehirns sind von so eklatanter Art, daß man versucht sein könnte, auf Grundlage der Beobachtung zwei einander so fremd gegenüberstehende Volksstämme, wie die Letten und Polen, geradezu als rassenverwandt, ja unmittelbar als Brüder zu erklären. Man darf den fundamentalen Satz nicht vergessen, daß Nationen nicht durch physische Zeugung entstehen, sondern durch historische Erziehung (J. Kollmann, Zeitschrift für Ethnologie 1905, IV., S. 601). — Wir bemerken dazu: Rasseunterschiede in der Gehirnform bei Europäern können nur dann festgestellt werden, wenn möglichst rassereine Individuen der nordischen, alpinen und mediterranen Rasse untersucht werden. Daß Esten, Letten, Polen keine Unterschiede zeigen, ist nicht zu verwundern, denn diese bedeuten keine Rasseunterschiede. Solange man nicht lernt, Völker und Rassen genau zu unterscheiden, sind alle derartigen Untersuchungen und die daraus gezogenen Schlüsse wertlos. Nur umfangreiche Reihen von rassereinen Individuen können daher darüber entscheiden, ob in der äußeren Gehirnform der Papuas, Neger, Mongolen, Alpinen, Mittelländer und der Nordländer typische Unterschiede bestehen.

Das Rad als religiöses Symbol in vorchristlicher und christlicher Zeit. Der bekannte schwedische Altertumsforscher O. Montelius zeigt in dieser gründlichen, durch reichen Bilderschmuck erläuterten Abhandlung, daß das Rad, „ein uraltes Symbol der Sonne“, seit den ältesten Zeiten bei den Völkern Vorderasiens, Aegyptens und Europas im Gebrauch war und, mit entsprechender Umdeutung, auch vom Christentum beibehalten wurde. Daß es ursprünglich die als Scheibe gedachte Sonne darstellte und darum, wie der Donnerkeil (Doppelaxt, Torshammer), dem Sonnen- und Himmelsgott heilig war, unterliegt nicht dem geringsten Zweifel. Nur darüber läßt sich streiten, wo die Verehrung der Sonne herstammt und von wo sich mit ihr auch ihre Sinnbilder, außer Rad und Donnerkeil auch das Hakenkreuz (Svastika) und das Dreibein (Triquetrum) verbreitet haben. Bekanntlich sucht Montelius immer noch den Ursprung der ganzen nordischen Kultur, sogar der großen Steingräber, im Morgenlande, eine Ansicht, die ich keineswegs teilen kann und seit einem Vierteljahrhundert mit naturwissenschaftlichen, archäologischen, sprachlichen und geschichtlichen Gründen bekämpfe! Unter diesen Gründen spielt die Verbreitung der Sonnenverehrung nicht die letzte Rolle, denn es liegt im Wesen der Sache, daß gerade im Norden die lebenspendende Sonne als wohltätige Kraft gefeiert und ihre Wiederkehr mit dankbarer Freude begrüßt wurde. Auch der Sonnendienst der Chaldäer und Aegypter läßt deutliche Spuren seines nordischen Ursprungs erkennen. Die Tatsachen widersprechen überall der Ansicht des schwedischen Forschers: „in Skandinavien“, sagt er selbst, „treten die ersten symbolischen Räder mit vier Speichen im jüngeren Steinalter (3. Jahr-

tausend v. Chr.) auf", während das älteste von ihm angeführte ähnliche Sinnbild aus der Stadt Sippara in Chaldäa, „aus der Zeit um 900 v. Chr. zu stammen scheint". Auch der Umstand, daß das sinnbildliche Rad in der nordischen Eisenzeit seltener wird als in der Bronzezeit, spricht doch entschieden nicht für einen auswärtigen Ursprung. Montelius nimmt allerdings eine zweimalige Einführung an, in der Steinzeit und mit der Annahme des Christentums. „Als die nordischen Völker zum Christentum bekehrt wurden, wurde dies Symbol auch bei ihnen eingeführt." Es ist aber ein uraltes heidnisches und hat sich als solches, wie der Verfasser selbst anführt, im Norden noch bis auf unsere Zeit als Weihnachtsgebäck (zur Feier der Wintersonnenwende) und als Feuerrad zur Begrüßung des Frühlings, bei Hochzeiten u. dgl. erhalten. „Solche Gebräuche", heißt es mit vollem Recht am Schluß, „bilden Bindeglieder zwischen Vorzeit und Gegenwart . . . . Namen und Formen wechseln, aber der Sinn lebt fort. Das Rad bezeichnete lange Zeiten hindurch den Sonnengott unter den wechselnden Namen, die er bei den verschiedenen Völkern der Erde führte. Das Rad ist noch heute das Symbol des Christengottes." (O. Montelius, das Rad als religiöses Symbol in vorchristlicher und christlicher Zeit. Prometheus XVI., 16—18.) — L. Wlsr.

Alte Rassedarstellungen in Sendschirli. Im Jahre 1888 wurden im äußeren Burgtor von Sendschirli große Reliefs ausgegraben, deren Darstellung großes anthropologisches Interesse erwecken. Das Burgtor von Sendschirli gehört ungefähr dem 13. vorchristlichen Jahrhundert an, vielleicht auch dem 14., aber jedenfalls ist es älter als die erste große semitische Einwanderung in Nordsyrien, für die Abraham der Heros eponymos ist. An den Monumenten von Sendschirli macht sich semitischer Einfluß erst im neunten Jahrhundert bemerkbar; was älter ist, scheint bodenständig, und es ist sehr wahrscheinlich, daß wir auf den älteren Reliefs verhältnismäßig zuverlässige Darstellungen von dem physischen Habitus der vorsemitischen Bevölkerung finden. In diesem Falle sind es die außerordentlich großen Nasen und die extrem kurzen und hohen Schädel, welche bemerkenswert erscheinen. Schon 1892 hat Luschan darauf hingewiesen, daß das, was der Laie sich gewöhnlich als semitischen Typus vorstellt, in Wahrheit der jüdische Typus ist, und daß die großen Nasen nicht der semitischen, sondern der vorsemitischen Bevölkerung von Vorderasien angehören. Dieser Typus ist noch heute überall in Vorderasien vertreten, am meisten unter den Persern und Armeniern, aber auch in recht großem Prozentsatz unter den Bewohnern mohammedanischen und griechisch-orthodoxen Glaubens. Diese alten Vorderasiaten haben in ihrem ganzen Habitus und auch in ihrer Kopf- und Schädelform zweifellos Aehnlichkeit mit der sogenannten alpinen Rasse. Man mag über die Herkunft der übrigen Rassenelemente von Europa denken wie man will, die alpine Rasse wird man wohl aus Vorderasien ableiten müssen. (Von Luschan, Ztschr. für Ethnologie, 1905, 4, S. 623.)

Die mykenische Kultur und die Etrusker. Auf dem internationalen archäologischen Kongreß in Athen hielt Montelius zwei Vorträge: Ueber die mykenische Zeit und über die Etrusker (Zeitschrift für Ethnologie 1905, Heft 4, S. 545). Nach seiner Ansicht entstand die mykenische Kultur in Kreta unter Einfluß von Asien und Aegypten; sie wurde von dort durch eingewanderte Mykenäer auf das griechische Festland verpflanzt und diese zuletzt durch die Wanderung der Dorier aus Griechenland vertrieben. Die Blütezeit der Mykenekultur in Griechenland fällt in das 15. Jahrhundert, das Ende in das 12. Jahrhundert. Als die Träger der mykenischen Kultur aus Griechenland verjagt wurden, wanderten sie zum kleinen Teil nach den Inseln des Aegäischen Meeres, zum größeren Teil nach Etrurien ein und das sind die Tyrrhener und Etrusker. Eine Inschrift aus Lemnos zeigt daher ganz ähnliche Zeichen wie die etruskische Schrift. Die Ansicht Herodots und anderer alter Schriftsteller, daß die Etrusker auf dem Seewege und nicht von Norden her in das Land gekommen seien, ist ganz richtig und wird durch die Archäologie bestätigt. In der Bronzezeit ist die Kultur in Nord- und Mittelitalien nämlich gleich, mit dem Auftreten des Eisens zeigt sich dagegen eine verschiedene Entwicklung in beiden Landschaften in der Weise, daß in Norditalien eine kontinuierliche Fortentwicklung der Kultur besteht, während in Mittelitalien, in Etrurien eine große Verschiedenheit zu beobachten ist. Am Ende der Bronzezeit herrscht der Leichenbrand und die Brunnengräber allgemein; in Norditalien bleiben dieselben auch in der Eisenzeit, während in Etrurien Bestattungsgräber auftreten, welche ganz den mykenischen Gräbern gleichen, wenn auch einige Brunnengräber nebenbei noch vorkommen. Nach Montelius ist die ganze etruskische Kultur nur

die Fortsetzung der letzten Epoche der Mykenekultur in Italien. Die Etrusker selbst waren eine herrschende Minorität von hoher Kultur und suchten sich daher auch in Italien durch Ansiedlungen auf hohen Punkten und durch feste Mauern zu schützen, während die angesessene Bevölkerung in der Ebene sitzen blieb. So in Florenz, wo die Etrusker sich in Fiesole festsetzten, so in Orvieto und in den anderen Städten Etruriens. Die Etrusker hatten ferner eine eigene Zeitrechnung, welche mit dem 11. Jahrhundert beginnt, und das entspricht dem Erlöschen der Mykenekultur in Griechenland. Schließlich sind die Etrusker in der ganzen italienischen Bevölkerung aufgegangen; ihre Nachkommen sind die hochbegabten Künstler der späteren Zeit des Cinque-cento bis auf den heutigen Tag (??). — Montelius, der um seine Fachwissenschaft hochverdiente Forscher, steht in bezug auf den Ursprung der europäischen Kultur ganz im Banne des „Trugbild des Ostens"; ebenso unbegründet und willkürlich ist die Behauptung, daß die Renaissance Italiens von den Abkömmlingen der Etrusker hervorgebracht worden sei. Wann werden unsere Gelehrten einmal erkennen, daß Europa eine eigene selbständige, wenn auch vom Orient beeinflußte Kultur hervorgebracht und daß die nachrömische Geistesgeschichte Europas ein Werk der Germanen ist?

Von den Juden in Bombay. Ueber die Juden in Bombay teilt eine Korrespondenz der Londoner Jewish Chronicle nachstehende noch sehr wenig bekannte Einzelheiten mit. Danach gibt es in Bombay drei Arten von Juden, welche durch Ursprung, Aussehen, Sitten und Gewohnheiten sich streng unterscheiden. Am interessantesten sind die schwarzen Benri Israel, die zurzeit in einer Anzahl von einigen hunderten Familien in Cochin wohnen und von denen 25 gegenwärtig als Köche in Bombay beschäftigt sind. Die zweite Kategorie von Juden bilden die weißen Beni Isriel, die fast sämtlich in Bombay wohnen, wo sie eigene Synagogen besitzen. Ihre Vorfahren waren schiffbrüchige Juden, welche nach ihrer Landung sich einheimische Frauen nahmen. Ursprünglich widmeten sie sich in so großer Anzahl dem Militärdienst, daß sie ehemals bei der Ostindischen Kompagnie eigene Regimenter bildeten und in den früheren Kriegen mit den Eingeborenen eine hervorragende Rolle spielten. Nach erfolgter Verstaatlichung der Gesellschaft und der hiermit verbundenen Neuorganisation der Militär- und Zivilverwaltungen in Indien wurden diese Regimenter aufgelöst und die einzelnen jüdischen Soldaten über die ganze Armee verteilt. Dieses hat im Verein mit der Tatsache, daß die Offiziersstellen in Indien fast ausschließlich an Engländer vergeben werden und die Juden sehr geringe Chancen zur Beförderung haben, bewirkt, daß die Beni Isriel nach und nach die Militärkarriere gänzlich aufgegeben haben und zum Handwerk und Handel übergegangen sind. Obwohl sie sich im Laufe der Jahrhunderte den Sitten und Gewohnheiten der Eingeborenen völlig angepaßt haben, halten sie sich von diesen streng abgesondert. Der Grund für diese Erscheinung ist nebst ihrer Religion auch die Tatsache, daß sie stark die Schulen frequentierten und der überwiegenden einheimischen Bevölkerung geistig sehr überlegen sind. Außer diesen alteingesessenen Juden, welche mehr oder weniger heidnisches Blut in ihren Adern haben, leben noch in Bombay 500 Familien rein jüdischen Ursprungs. Dieselben treiben meist Handel und zählen viele reiche Familien in ihrer Mitte. Sie sind fast alle sephardischen Ursprungs und meist über Bagdad in Indien eingewandert. Der Korrespondent weiß auch einiges über die Afghanen mitzuteilen, die von vielen für jüdische Abkömmlinge angesehen werden. Sie selber wollen Nachkommen der zehn Stämme sein und nennen sich mit Stolz Jehudim. Bekanntlich behauptet die afghanische Aristokratie, von einem Enkel des Königs Saul, Namens Afghan, abzustammen. Vielleicht haben sich diese Aristokraten nur den jüdischen Ursprung angemaßt, um sich über die Massen erheben zu können. Wohl zeigen die Afghaner den spezifisch jüdischen Typus. Da aber auch die Perser starke semitische Beimengungen haben, so werden sie wohl eher persischen als jüdischen Ursprungs sein. Es muß jedoch hervorgehoben werden, daß englische Offiziere, darunter auch Männer wie Sir G. H. Rose und Sir Alexander Burnes, welche jahrelang in Afghanistan gelebt haben, an dem jüdischen Ursprung der Afghaner festhalten. Der Korrespondent teilt endlich mit, daß der von den Schanghaier Juden gemachte Versuch zur Rettung der Ueberreste der chinesischen Juden völlig gescheitert ist. Die drei von Kaisungse nach Schanghai gebrachten jüdischen Familien haben sich trotz aller Bemühungen in Schanghai nicht akklimatisieren können und mußten, nachdem auf ihre Erziehung viel Geduld und große Summen verschwendet wurden, in ihre Heimat zurückgeschickt werden. (Jüdisches Volksblatt, 1905, No. 28.)

Die weiße Gefahr und die Neger. In einem Aufsatz der North American Review gibt W. Garrott Brown seine Erfahrungen wieder, die er auf einer Erkundigungsreise von Virginien nach Texas über das Zurückdrängen des farbigen Elements durch die Weißen gemacht hat. Als besonders bemerkenswert erscheint ihm die Wanderung des schwarzen Elements vom flachen Lande nach der Stadt, oder aber vom Süden nach dem Norden, und das anscheinend wachsende Nachströmen der Weißen in das frei gewordene Land. Eine wirklich weiße Gefahr für den Neger besteht in der Tatsache seiner Verdrängung aus Beschäftigungen, die er früher ausschließlich inne hatte, während es ihm heute unmöglich ist, in der Industrie ein Unterkommen zu finden, namentlich nicht in den Baumwollspinnereien. Ueberall wird infolge der Negerwanderung nach Norden und in die Städte ein Mangel an landwirtschaftlichen Arbeitern beklagt. Allgemein wird behauptet, der Neger werde als Farmarbeiter von Jahr zu Jahr weniger brauchbar. Aber auch in den Städten nehmen die Weißen mehr und mehr die Beschäftigungen auf, die früher Gemeingut der Neger waren. Die ärmeren Klassen der dort geborenen Weißen reißen die industrielle Arbeit an sich. Alles weist darauf hin, daß dort die Vorherrschaft in der Zukunft dem Weißen zufallen wird. G. Brown glaubte anfangs, gegen den von den Arbeiterverbänden ausgeschlossenen Neger werde das Rassenvorurteil den Haß des weißen Arbeiters hervorrufen, die in milderen und gefährlicheren Ausbrüchen sich betätigen werde, als im Norden. Man fand aber, daß der Neger niemals in eine irgendwie nennenswerte Konkurrenz mit dem weißen Manne getreten ist. Die farbigen Arbeiter vereinigen sich allerdings untereinander, ihre Gewerkschaften sind aber von denen der Weißen durchaus abhängig und werden auch von den Weißen geleitet. Die Schwarzen werden selten oder nie wagen, an die Stelle von weißen Streikern zu treten. Die Erklärung dafür liegt in der Tatsache, daß sie die weißen Arbeiter ärger fürchten, als die Arbeitgeber und Kapitalisten. Die meisten Arbeiter aus dem Norden wollen übrigens noch weniger mit dem Neger zu tun haben, als die eingeborenen Weißen aus dem Süden. Alle Anzeichen im Südwesten deuten darauf hin, daß die Weißen, sobald sie imstande sind, das Handwerk in den Städten für sich allein in Anspruch zu nehmen, den Neger gänzlich aus diesem ausschließen werden. Auf dem Lande tritt deutlich die Tendenz in Erscheinung, den farbigen Arbeiter und Pächter auszumerzen, selbst in Gegenden, wo die Negerbevölkerung sich schneller vermehrt als die weiße. Dies geschieht selbst da, wo der afrikanische Arbeiter früher ausschließlich vorherrschte wie im Black Belt vor Georgien und Alabama, dem Yazoo-Mississippi-Delta und im Tale des Brasos in Texas. Hier verdrängt nicht der arme eingeborene Weiße den Neger, sondern der Einwanderer, besonders der Italiener und Böhme und in Texas der Mexikaner. Eine große Eisenbahngesellschaft hat bereits damit begonnen, den Neger durch den Italiener bei Erdarbeiten zu ersetzen. Man darf wohl annehmen, daß der Platz, den der Schwarze in der Industrie der Südstaaten eingenommen hat, nicht mehr sicher für ihn ist. B. T. Washington (der geistige Führer der Neger) sagte vor fünf Jahren, die nächsten zwanzig Jahre würden außerordentlich ernst für seine Rasse sein. Innerhalb dieser Zeit, meinte er, würde es sich entscheiden, ob der Neger die Stelle, die er in der Industrie der Südstaaten inne hat, für sich bewahren, oder sie an die Weißen abzutreten haben wird. Trotzdem man als gewiß annehmen kann, daß die wirtschaftliche Stellung des Negers stark erschüttert ist, so liegt doch noch kein Grund vor, an seiner Widerstandsfähigkeit zu zweifeln. Washington behauptet, der Verlust sei nur ein relativer, keineswegs aber ein absoluter. Eine Erklärung dafür sei vielmehr in der schnellen Entwicklung der Südstaaten und der Zunahme der Weißen der Zahl nach zu suchen. Washington glaubt, einen Ausgleich in der steigenden Menge der farbigen Schreiber, Stenographen und Kommis zu sehen. Meistens sind es aber Mulatten, die diese Stellungen einnehmen. (Koloniale Zeitschrift VI, 4.)

Ueber die Behandlung der schwarzen Arbeiter bemerkt Dr. K. Peters in einem Vortrag über die Ziele der deutschen Kolonialpolitik (National-Zeitung 1905, Nr. 605), daß die Eingeborenen bis auf weiteres lediglich als Unterworfene behandelt werden müßten, um sie allmählich zu höherer Kultur und vor allem zur Arbeit zu erziehen. Die erste Pflicht einer jeden Kolonialverwaltung ist es, die schwarzen Arbeiter so zu organisieren, daß sie der Unternehmer verwerten kann. Wie wir in europäischen Ländern in den Heeren unsere Bevölkerung zur Landesverteidigung organisieren, so müßten in den Kolonien die Eingeborenen ein Heer der Arbeit bilden. Dabei müßten natürlich diese Arbeiter möglichst gut behandelt werden. Den Schwarzen soll man nun aber nicht gleich, um ihn zivilisiert zu

machen, in Schulen zwingen. Es ist das gar nicht so human, wie man sich das immer einredet; man erzieht nur Unzufriedenheit dadurch. Wohl aber soll man ihm, wenn er es will, es erleichtern, sich Schulen zu gründen; aber mit seinen eigenen Mitteln. Das klingt hart. Aber wie ist es uns selbst denn in den letzten zwei Jahrtausenden gegangen? Weshalb sollen wir denn den Schwarzen, abgesehen davon, daß das nicht gelingen würde, die Entwicklung ersparen! Praktisch erziehen wir durch die Schulen den Neger höchstens zu jenem Dünkel, der die äthiopische Bewegung verursacht hat. Neben der äthiopischen Gefahr entsteht in letzter Zeit die asiatische. Mit der Bedürfnislosigkeit der Asiaten kann der auf hoher Zivilisation stehende Weiße nicht konkurrieren. Deshalb müssen wir, wie gesagt, liberal gegen die Weißen sein, dürfen aber nie den Farbigen als Gleichberechtigten behandeln.

Die Bevölkerung Transvaals. Die anläßlich der bevorstehenden Wahlkreiseinteilung der Kolonie Transvaal angestellten Erhebungen über die Anzahl der in Stadt und Land vorhandenen Wahlberechtigten bieten einen ziemlich zuverlässigen Anhalt für das Stärkeverhältnis der britischen und der holländischen Bevölkerung von Transvaal. In siebzehn Städten wurden 48 700 Briten und 9400 Buren, d. h. wahlfähige, über 21 Jahre alte Männer, gezählt. Von ersteren sind weitaus die meisten, nämlich 36 400, in Witwatersrand ansässig; es folgen Pretoria mit 5800 und Potchefstroom mit 1300. In denselben Städten ist auch die burische Bevölkerung am stärksten vertreten, in Witwatersrand rund mit 4400, in Pretoria und Potchefstroom mit 1400 bezw. 1100 wahlfähigen Männern. Dazu kommen noch für die genannten siebzehn Städte 12 371 „Ausländer“. Während in den Städten die Briten gegenüber den Buren eine mehr als fünffache Ueberlegenheit haben, überwiegt auf dem flachen Lande die burische Bevölkerung. In den zu den siebzehn Städten gehörigen Landdistrikten sind 8900 wahlfähige Briten und 24 400 Buren vorhanden. Die Zahl der landwirtschaftlich tätigen „Ausländer“ beträgt 2400, ist also nur ein kleiner Bruchteil der Ackerbau und Viehzucht treibenden Bevölkerung, während in den Städten die Buren mit 9400 Köpfen gegenüber 48 700 Briten und 12 400 „Ausländern“ an letzter Stelle stehen. (Süd-Afrika, 1905, Nr. 9.)

Sozialpathologie als Wissenschaft. Zu wissenschaftlichem Ansehen kam das Wort „sozialpathologisch“, als F. von Liszt es zur Charakterisierung seiner Auffassung des Verbrechens im Gegensatz zur anthropologischen Kriminaltheorie Lombrosos gebrauchte. Sonst ist der Ausdruck zur Bezeichnung der verschiedensten sozialen Erscheinungen gebraucht worden. Die einen rechnen die ansteckenden Krankheiten dazu, andere benennen damit solche Erscheinungen, die das Gesellschaftsleben schädigen und gefährden. In diesem Sinne hat z. B. Oppenheimer das Großgrundeigentum eine Krankheit genannt. Eher kann der Alkoholismus eine sozialpathologische Erscheinung genannt werden. Ueberhaupt ist darunter eine solche psychische Abnormität zu verstehen, die in sozialpsychischen Erscheinungen ihre Ursache hat. Geistesstörungen aus sozialpsychischer Ursache ist der eigentliche Gegenstand der Sozialpathologie. Denn alle Sozialwissenschaft ist im Grunde Sozialpsychologie. Diese Auffassung umspannt auch die geographischen und anthropologischen Möglichkeiten der Gesellschaftsbetrachtung. Der Raum z. B. kann nur sozialwissenschaftliches Problem werden, indem er auf seelische Verhaltungsweisen der Raumbewohner einwirkt, also nicht der Raum, sondern Verhältnis zum Raum, Raumgefühl, Raumschätzung, Raumbedürfnis usw. machen die sozialwissenschaftliche Fragestellung aus. Die Rasse kann ferner nur dann sozialwissenschaftliches Problem werden, sofern sie psychophysisches Moment ist, also bestimmte psychische Qualitäten bedingt, die wiederum eine besondere Art des Gemeinschaftslebens dieser Rasse im Gegensatz zu einer anderen bewirken. Die Sozialwissenschaft hat es überall mit psychischen Erscheinungen und ihrer Herleitung aus psychischen Ursachen zu tun. Es ist z. B. nicht ihre Sache, darüber zu räsonieren, daß der Alkoholismus zur Degeneration der Rasse führt. Sie würde damit in das Gebiet der Biologie hinübergreifen. Denn nicht die phylogenetischen, sondern die historischen Effekte haben sie zu beschäftigen, weil allein die historischen von psychologischem Charakter sind. Die biologische und sozialpsychologische Forschung sollten getrennt vorgehen, doch dabei gegenseitig in steter Berührung bleiben. (W. Hellpach, Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik 1905, 2. Heft.)

Alkoholismus und Verbrechen. Der siebente internationale Kongreß für Gefängniswesen, der vor kurzem in Budapest tagte, hat unter andern folgende Forderungen aufgestellt. Die Statistik weist nach, daß über 50 pCt. der Ver-

brechen durch den Alkoholismus verschuldet sind, besonders die Sonntags, Sonnabend abends und Montags begangenen. Der Kongreß spricht daher folgende Forderungen aus: 1. Es sollen darüber genaue statistische Untersuchungen gemacht werden und der Verkauf alkoholischer Getränke soll am Sonntag, am Sonnabend Abend und am Montag beschränkt werden. 2. Alle gebrannten und gegorenen Getränke (Wein, Bier und Obstwein eingeschlossen) sind in Straf- und Korrektionsanstalten gänzlich zu untersagen, besonders auch als Belohnungen, und durch Milch oder andere alkoholfreie Getränke zu ersetzen oder durch eine Geldspende, die nicht für den Ankauf alkoholischer Getränke verwendet werden kann. 3. Belehrende Vorträge über den Alkohol und seine Wirkungen sollen in den Strafanstalten gehalten werden, und ebenso sind gemeinverständliche Schriften über die Alkoholfrage zu verteilen, so daß in diesen Häusern ein eigentlicher alkoholgegnerischer Unterricht gegeben wird. 4. Die Hülfsvereine für entlassene Sträflinge sollen sich mit den Enthaltsamkeitsvereinen zur Heilung der Trinker verständigen, damit die früher trunksüchtigen Gefangenen nach ihrer Entlassung durch den Eintritt in solche Vereine vor Rückfall bewahrt bleiben. 5. Die Gesetzgebung bedarf einer Verbesserung in dem Sinne, daß die Verurteilten, die Alkoholiker sind, statt gewöhnlicher Einsperrung auf längere Zeit in einer öffentlichen Anstalt für heilbare Trinker (oder auch in einer von den Behörden überwachten Privatanstalt) untergebracht werden. 6. Die Gesetzgebung soll die Möglichkeit bieten, Gewohnheitstrinker, die eine Plage für die Gesellschaft geworden sind, mit Entmündigung zu bedrohen, wenn sie sich nicht freiwillig während eines angemessenen Zeitraums in eine Trinkerheilstätte begeben.

Zur Frage der Verheiratung früherer Geisteskranker oder Belasteter macht Schüle praktische Vorschläge als einstweilige prophylaktische Maßnahmen, bis ärztlicherseits unsere statistischen Untersuchungen zu einer genaueren Stellungnahme und zu besonderen Ratschlägen befähigen. Diese Maßnahmen sollen sich ausdehnen: 1. Auf die Fürsorge seitens der Fachärzte und deren Organe, und zwar durch Verbreitung von Aufklärung über die einschlägigen Punkte, 2. durch staatliche Mitwirkung. Hier wären Bestimmungen anzustreben, wonach die zu jungen Heiraten möglichst vermieden resp. eingeschränkt würden. Es wäre schon jetzt für eine künftige Revision des Bürgerlichen Gesetzbuches die gründliche Erwägung der Jahresreife zum Eingehen eines Ehebündnisses ins Auge zu fassen; auf männlicher Seite sollte die Jahresreife nicht unter 23 Jahren, auf weiblicher nicht unter 18 Jahren festgesetzt werden. Die finanzielle Auskömmlichkeit des künftigen Ehepaares muß als zureichend zu erachten sein. Der Ehepartner muß das Recht haben, sich über die Gesundheitsverhältnisse des anderen zu erkundigen, resp. von diesem ein Gesundheitszeugnis zu verlangen, welch letzteres sich auf alle in Betracht kommenden Fragen, namentlich auch über bestehende oder früher bestandene Infektionskrankheiten zu verbreiten hätte, desgleichen über früher überstandene Psychopathien, alkoholistische Tendenzen, Perversitäten usw. Dieses Zeugnis soll aber nicht von einem einzelnen Arzt, sondern von einem staatlich angestellten und in seinen Befugnissen geschützten Gesundheitsrate ausgefertigt werden und namentlich auch die genealogischen Verhältnisse vom Standpunkt der Vererbbarkeit enthalten. Auf dieses Attest hin lautet das Votum des Gesundheitsrates entweder zustimmend, oder es erhebt Bedenken in der Steigerung: mahnend, warnend, abratend. — Häufig rezidivierende Psychopathien rechtfertigen eine fürsorgliche Entmündigung, eventuell schon während des Anstaltsaufenthaltes. Ein Heiratsverbot wäre zu erlassen: bei schweren periodischen und zyklischen Geisteskranken; bei Paralytikern; bei eingewurzelten chronischen Hysterischen und Epileptikern; bei degenerierten chronischen Alkoholikern; endlich bei Geistesschwäche, welche ein soziales Fortkommen nicht ermöglicht. — Grundsatz für den Begutachter resp. Aussteller des Attestes sei: nicht zu engherzig und nicht zu streng; gegenteils aber fest und bestimmt bei ärztlicherseits gesicherter Sachlage. — Die erwähnte Maßnahme soll keine obligatorische, sondern eine fakultative sein, kann aber einzelstehenden Personen, die durch ihr geistiges Verhalten oder durch frühere Erkrankungen suspekt sind, auch seitens der Behörde verlangt werden. Die Zeugnisse sind kostenlos auszustellen. — Beim Zuwiderhandeln seitens des Ehepartners verwirken diese die rechtlichen Ansprüche auf alle Konsequenzen, die aus einer Mißheirat sich ergeben, speziell das Recht auf Ehescheidung. Nicht eine prinzipielle Ablehnung der letzteren, welche gegenteils vom ärztlichen, die Nachkommenschaft beachtenden Standpunkt oft unterstützt werden muß, wohl aber Verzicht auf die soziale Vergünstigung durch Auflösung der Ehe, besonders auf das eventuelle Recht der Wiederverheiratung. — Gegenüber den Kommunen, die trotz Belehrung über das

Votum des Gesundheitsrates ignorierend hinweggehen und den Ehekonsens auch im Falle des Abratens erteilen, könnte in Aussicht gestellt werden, daß bei einer etwaigen, später nötigen Aufnahme in die Anstalt nicht auf finanzielle Erleichterungen oder staatliche Beihülfen zu den Verpflegungskosten sicher zu rechnen wäre. (Allgemeine Zeitschrift für Psychiatrie 1905, Heft 4.)

Zum Studium des Wertes der alkoholischen Getränke für das Heer hat man schon öfter Kompagnien und Bataillone mit und ohne Alkohol marschieren und üben lassen, auch in Deutschland. Die besseren Leistungen waren immer auf der enthaltsamen Seite. Dr. Pfleiderer in Ulm schlägt als eine ständige Einrichtung die Zusammenlegung ganzer Kompagnien oder Bataillone aus grundsätzlich enthaltsamen Soldaten vor, Offiziere eingeschlossen. Dabei wird sich bald herausstellen, wer mehr leistet, der enthaltsame oder der mäßige Soldat. Man sieht diesem lehrreichen Versuch mit Spannung entgegen.



Bücherbesprechungen.



Kurt Graeser, Der Zug der Vögel. Eine entwicklungsgeschichtliche Studie. Zweite vermehrte Auflage. Berlin 1905. H. Walthers Verlagsbuchhandlung. Preis Mk. 2,00 br.

In der modernen Psychologie spielt die Erforschung der menschlichen Instinkte nur eine geringe Rolle. Meist werden nur die Reaktionen der Empfindung und der Aufmerksamkeit experimentell untersucht. Die Erforschung des Trieb- und Instinktlebens überläßt man den Psychiatern. Leider hat die evolutionistische Methode in der Universitäts-Psychologie wenig Geltung; damit hängt die Vernachlässigung der Tierpsychologie zusammen, deren sich die Universitäts-Gelehrten schuldig machen, und doch ist hier für das Verständnis der menschlichen Psyche so viel zu lernen. Vorliegendes Buch, dessen erste Auflage schon in dieser Zeitschrift besprochen wurde, sucht eines der merkwürdigsten tierpsychologischen Probleme, den Zug der Vögel, uns verständlich zu machen. Von allgemeiner Bedeutung sind die einleitenden Kapitel über unbewußte Vorstellungen, die Entstehung und Abänderung der Instinkte, das Wesen der Instinkte.

Dr. Th. Zell, Ist das Tier unvernünftig? Neue Einblicke in die Tierseele. 198 S. 8°. Franckhsche Verlagshandlung, Stuttgart. Brosch. M. 2,00, geb. M. 3,00.

Der Verfasser verneint die von ihm aufgeworfene Frage und stützt sich bei der Begründung seiner Ansicht zunächst auf die Tatsache, daß der Mensch seiner seelischen Veranlagung nach und in bezug auf seine Ausrüstung mit Sinnesorganen zu verschieden vom Tiere ist, als daß er über dessen Handlungen ohne weiteres ein maßgebendes Urteil fällen könnte. Diese Auffassung ist zweifellos richtig. Unser Standpunkt der Tierwelt gegenüber ist entschieden zu einseitig; unsere Logik ist eine anthropozentrische. Schon bei der Beurteilung unserer Mitmenschen leidet unser Urteil fortgesetzt an diesem Uebermaß von Subjektivismus; ganz besonders tritt dies aber bei unseren Anschauungen von der uns so fern liegenden Seelentätigkeit der Tiere hervor.

Bei seiner Beweisführung stellt der Verfasser den fundamentalen Satz auf, daß die Natur bei der Ausrüstung der Lebewesen für den Kampf ums Dasein im allgemeinen sparsam zu Werke gehe und in der Regel nur ein einziges Sinnesorgan zur Wahrnehmung des Feindes und nur ein einziges Organsystem zur Abwehr der Gefahr ausbilde. Für den ersteren Zweck werde je nachdem das Seh-, Hör- oder Riechvermögen entwickelt; für den letzteren entweder Abwehrwaffen, wie Zähne, Hörner, Klauen, Stinkdrüsen usw., oder die Fähigkeit, zu entfliehen (durch Laufen, Fliegen, Klettern, Schwimmen, Tauchen, Graben usw.). Deshalb sei es auch stets das dem betreffenden Tiere eigentümliche hochentwickelte und lebenswichtige Sinnesorgan und das damit korrespondierende Abwehr- bezw. Rettungsorgan, unter deren Herrschaft alles Tun und Lassen stünde, und von diesem Standpunkt betrachtet, gebe es bei Tieren keine schlechthin unvernünftigen Handlungen. Die Richtigkeit

dieser Auffassung belegt der Verfasser durch eine große Zahl von Beobachtungen aus dem Tierleben, denen eine hohe Beweiskraft nicht abzusprechen ist.

Wenn man die Seelentätigkeit der Tiere unter diesem veränderten Gesichtswinkel betrachtet, dann kommt man auch mit dem Autor zu dem Schluß, daß der Darwinismus das Prinzip der Auslese für die Entwicklung der Organismen etwas zu hoch veranschlagt hat. So überschätzt er z. B. die Bedeutung der Schutz- und Trutzfarben, die das betreffende Tier vor seinen mit hervorragendem Witterungsvermögen ausgezeichneten bezw. mit einem schwachen Gesicht ausgestatteten Feinden nicht im geringsten zu schützen vermögen. — Auch arbeitet dasselbe Prinzip keineswegs, wie vielfach angenommen wird, auf eine universelle Steigerung der tierischen Qualitäten hin: denn besitzt das Tier nur einen einzigen Sinn, auf den es sich in allen Lebenslagen unbedingt verlassen kann, dann bleiben die übrigen unentwickelt, so sehr sie auch individuell variieren und theoretisch einer Vervollkommnung fähig sein mögen. Dr. F. Landmann.

G. Güttinger, Die Entwicklung der menschlichen Gesellschaft. Mit besonderer Berücksichtigung der deutschen Geschichte. Stuttgart 1905. Verlag von Strecker & Schröder. XXIV und 254 S.

Im Vorwort zu dieser Schrift wird gesagt, über die Entstehung und Entwicklung der menschlichen Gesellschaft existiere wohl eine hinlänglich umfangreiche Literatur; doch habe diese Literatur den Fehler an sich, daß die einzelnen Werke entweder zu kostspielig oder „so trocken wissenschaftlich und unverständlich“ sind, um sie „für das große Publikum einfach ungenießbar“ zu machen. Diese Aeußerung erweckt die Meinung, Güttinger werde mit seinem für „weite Kreise der Bevölkerung“ bestimmten Büchlein in gedrängter Form etwas außerordentlich Vollkommenes bieten. Dabei wird man gründlich enttäuscht; denn schon die Schreibweise läßt alles zu wünschen übrig, und es gehört ein gewisses Maß von Selbstüberwindung dazu, die stilistischen Kunststücke des Verfassers zu „genießen“. Dem Stil entsprechend ist auch der Inhalt; die Ergebnisse der neueren Forschungen auf dem Gebiete der Anthropologie, der Soziologie und der Nationalökonomie sind nicht berücksichtigt und was älteren Schriften über die Entwicklung der menschlichen Gesellschaft entnommen wurde, ist in ganz unzureichender Weise verarbeitet. Das Versprechen, „keinen einseitigen Parteistandpunkt einzunehmen“, wird gleichfalls nicht gehalten. Das wäre schließlich entschuldbar; nicht aber ein Ton, wie er hie und da angeschlagen wird, z. B. in dem folgenden Satze: „Ueber die äußerliche Gestaltung des Urmenschen liegen keine Anhaltspunkte vor und die Gelehrten sind in dieser Hinsicht nicht viel weiser wie die Laien auch, obwohl der eine oder der andere unter ihnen geglaubt hat, das Bild eines Urmenschen aus sich selbst herstellen zu können.“ In dieser Weise wird vermieden, „trocken wissenschaftlich“ zu sein. — Der Inhalt ist folgendermaßen gegliedert: „Der Mensch“ (S. XI—XXIV); „Ursachen und Anfänge der menschlichen Gesellschaft“ (S. 2—23); „Historische Entwicklung der Volkswirtschaft und Gesellschaft bis zur französischen Revolution“ (S. 25—192); „Die Gestaltung der Gesellschaft von der französischen Revolution bis Ende des 19. Jahrhunderts“ (S. 195—250). Hans Fehlinger.

C. Spielmann, Arier und Mongolen. Halle a. S. 1905. Verlag von H. Gesenius. Brosch. 3,20 Mk.; geb. 4,50 Mk.

Der Krieg zwischen Rußland und Japan und die Erfolge des letzteren haben eine Reihe von Schriften und Aufsätzen über die „gelbe Gefahr“ hervorgerufen, unter denen das vorliegende Buch insofern eine eigenartige Stellung einnimmt, als es die historische Seite des Problems zu beleuchten sucht. Der Verfasser will „dem Vaterland und der Rasse dienen“ und unternimmt die undankbare Aufgabe, gegen die herrschende Japanerbegeisterung in Deutschland anzukämpfen. „Der Mongole beginnt sich seiner Macht durch die Masse bewußt zu werden und sich zum Widerstand gegen die ihn bedrängenden Arier zu rüsten.“ — Die große Menge auch der Gebildeten kennt nicht den ewigen Gegensatz von gelb und weiß; sie weiß nicht, daß Stoß und Gegenstoß von Arier- und Mongolentum seit uralten Zeiten konstant abwechselten. Sie weiß nicht, daß nur die Superiorität der Arier in den letzten Jahrhunderten den Waffenstillstand zwischen beiden Rassen aufrecht

erhielt, und merkt nicht, daß die Mongolen nun daran gehen, ihrerseits die Superiorität zu erlangen, nicht die des Geistes und der Geistesmacht, sondern die der bloßen Technik und der großen Masse.

Von diesem Standpunkt aus sucht der Autor die Beziehungen zwischen Ariern und Mongolen übersichtlich und allgemein verständlich vorzuführen, daraus die entsprechenden Schlüsse zu ziehen und Ausblicke in die Zukunft zu gewähren. Er ist augenscheinlich in der einschlägigen Literatur gut bewandert. Leider werden gar keine Quellen angegeben. Dr. J. L. Lange.

M. Engelmann, Das Germanentum und sein Verfall. Eine rassenpolitische Studie. Stuttgart 1905. Verlag von Friedrich Funcke. 389 S. Preis 6,50 Mk.

Wie erfreulich es ist, daß die Rassenidee immer mehr in die Geschichtsbetrachtung eingeführt wird, so muß doch immer wieder betont werden, daß Uebertreibungen und bloße Räsonnements den Fortschritt dieser Anschauungsweise nur hemmen können. Der Verfasser des vorliegenden Buches ist sicher ein kenntnisreicher und gedankentiefer Mann, und manche Zusammenhänge des Völkerlebens werden von ihm in geistreicher Weise aufgehellt, aber hinsichtlich der Methode muß das Werk die größten Bedenken hervorrufen. Zwar will der Autor mit Bewußtsein und Absicht tendenziös sein, wogegen man an sich nichts haben kann, solange die Tendenz die Wahrheit nicht verdeckt und entstellt. Doch allzu häufig wird der Autor von seiner überspannten germanisch-aristokratischen Tendenz verführt, Urteile aufzustellen und Dinge zu behaupten, die vor einer sachlichen Kritik nicht stand halten.

Der „Germane“ reinster urarischer Art ist ihm Genie und Tugendbold, ein Vertreter „vernünftiger Einsicht und Selbstbeherrschung“: Alles, was diesem Typus widerspricht, ist entartet infolge Mischung mit minderwertigen Rassen-Elementen, mit „Finnensprößlingen“ und „finnischem Pöbel“, worunter mit Gobineau die dunkle Bevölkerung Europas verstanden wird. „Ich habe anderweitig deutlich nachgewiesen“, heißt es S. 392, „daß überall, wo noch keine wesentliche Rassenmischung stattgefunden, alle führenden größten Denker der Erde einzig aus königlichem, fürstlichem und adligem Geschlechte, also aus hocharischer Edelrasse hervorgingen. Treten nun in einer Zeit der Vermischung aller Stände wahrhaft edle führende Denker und Täter scheinbar aus dem gebildeten Bürgerstand hervor, so ist damit bewiesen, daß sie von verborgener adliger Abkunft sind, welche durch Mangel an Stammbaum nur nicht mehr nachweisbar ist. Damit ist nicht gesagt, daß Fürsten und Adlige unbedingt Großes und Edles vollbringen müssen. Aber das ist im Laufe der Menschengeschichte unumstößlich klar geworden, daß einzig Hochadel und Rassenadel „erlösende Weltentaten“ vollbringen können, wenn sie sich aufraffen und den Entschluß dazu fassen.“ — Nur der deutsche Adel und das hohe pfadfindende Denkertum stellt Germanentum dar, während der „deutsche Chinese“ so gern „Deutschtum und Germanentum“ verwechselt. Die Gedichte der Meistersänger sind „slawokeltisch und chinesisch beschränkt“. Die alkoholische Unmäßigkeit beruht auf unserer „eigentümlichen Rassenmischung“.

Alles Schlechte, Feige, Niedrige ist die Art der Finnensprößlinge, alles Gute, Mutige, Hohe die Art des germanischen Ariers. Das Christentum, die Kirche und das Dogma ist für den chinesischen Pöbel gut genug, und die Edelarier sollen diese Institutionen als Herrschaftsmittel benutzen. „Vor allem muß die Geistlichkeit es ertragen lernen, daß Adel, Gelehrte, Denker und Künstler außerhalb ihres Einflusses stehen. Jeder gebildete Freigeist wird dann seinerseits die Geistlichkeit als eine notwendige Körperschaft anerkennen, welche zur Beherrschung des Volksgemütes notwendig ist und wird ihr mit Wohlwollen begegnen“ (S. 250). Im Verkehr mit den höheren Ständen sollen die Geistlichen gebildete Philosophen und Gelehrte sein, „während sie dem Volke gegenüber ruhig ihren Götzendienst versehen“. Alle demokratischen Bestrebungen sind Ausfluß des entfesselten frechen „Finnentums“. Der hohenzollersche Herrscher besitzt „arische Einsicht und Energie“, welcher der „unmaßgebliche Stumpfsinn einer gelben Stimmenmehrheit“ gegenübersteht.

Alle diese und ähnliche Behauptungen enthalten einen Teil Wahrheit, sind aber maßlos übertrieben. Dabei ist der Autor selbstgewiß genug, unverhüllt die entsprechenden Konsequenzen zu ziehen. Dem Leser bleibt es nicht verborgen, daß außer Gobineau auch Nietzsche dem Autor die Feder geführt hat. Mit letzterem stimmt er auch darin überein, daß er für den arischen Adel eine Blutauffrischung durch Edel-Semiten empfiehlt. Dr. Ludwig Woltmann.

Sophus Ruge und Ingvar Nielsen, Land und Leute, Monographien zur Erdkunde. Verlag von Scobel. Norwegen 1905.

Dem Zwecke der Scobelschen Monographien entsprechend, ist die vorliegende Arbeit weder als streng wissenschaftliche Publikation noch als bloße Reiseschilderung zu bezeichnen. Die Verfasser haben es in geschickter Weise verstanden, beide Gesichtspunkte zu verbinden und so ein Werk zu schaffen, das, ohne durch gelehrten Ballast für ein größeres Publikum ungenießbar geworden zu sein, doch auch weitergehende Ansprüche befriedigt. Freilich soll nicht verschwiegen werden, daß doch einzelne Partien eine etwas eingehendere wissenschaftliche Vertiefung vertragen hätten, ohne dadurch schon den Charakter pedantischer Gelehrsamkeit zu erhalten. Insbesondere ist der Abschnitt über die Bevölkerung etwas dürftig ausgefallen, erfahren wir doch nicht ein Wort über ihre physische Beschaffenheit, was besonders vom Standpunkt dieser Zeitschrift aus zu bedauern ist. Auch über das so interessante Lappenvolk würde man gerne mehr erfahren, als in den wenigen ihm gewidmeten Zeilen zu finden ist.

Im ganzen aber muß das Buch als eine gute und angenehm geschriebene Uebersicht der geographischen und anthropogeographischen Verhältnisse Norwegens bezeichnet werden; seine Lektüre ist besonders zur Vorbereitung auf eine Nordlandsreise empfehlenswert. Ein prächtiger Schmuck ist die reiche Fülle von ausgezeichneten photographischen Abbildungen, deren Betrachtung den, der das schöne Land aus eigener Anschauung kennt, mit innigster Freude erfüllt.

Von allgemeinerem Interesse sind die sechs ersten der physischen Geographie und Anthropogeographie gewidmeten Abschnitte. Wir finden hier einen Ueberblick über die Theorien von der Entstehung der Fjorde, eine Besprechung der für Norwegen so charakteristischen alten Strandterrassen und der damit zusammenhängenden Hebungsfrage. Ferner wird auch der für die Verteilung der Bevölkerung so wichtigen Strandebenen sowie des der Schiffahrt ungemein förderlichen Skjaergaards gedacht. Bemerkenswert ist, daß die Fläche aller norwegischen Inseln 22 228 □km beträgt, also etwa der des österreichischen Kronlandes Steiermark gleichkommt. Dem durch den Golfstrom bedingten warmen Klima entsprechend, gehen sehr viele Pflanzen hier weit nördlicher als sonst wo auf der Erde. Besonders bemerkenswert ist, daß am Altenfjord unter 70° noch Korn, Hanf, Lein und Hopfen, die Kartoffel aber fast bis zum Nordkap gebaut wird.

Dieser Gunst des Klimas, die besonders in den inneren Fjordtälern zur Geltung kommt, steht die entsetzliche Oede des Gebirges gegenüber. Zwei Drittel des Landes sind unproduktiv und nur der 136. Teil der Fläche dient dem Ackerbau. Infolgedessen beträgt die relative Bevölkerung nur 7; allerdings schwankt sie zwischen 45 in der Umgebung des Christianiafjords und 0,7 in Finmarken. 641 000 Menschen wohnen in Städten, während die Gesamtbevölkerung 2 221 477 beträgt, Dörfer gibt es sehr wenige, da der Einzelhof als Siedlungsform vorherrscht. Das Baumaterial ist auch in den meisten Städten noch Holz, wenn auch seit 1904 für Neubauten Ziegelstein verlangt wird. Holz ist, besonders in den südlichen Landesteilen, in sehr großen Mengen vorhanden.

An den allgemeinen Teil schließt sich eine Einzelbeschreibung der verschiedenen Landschaften, die zusammen mit den schönen Bildern ein anschauliches und lebendiges Bild des Landes gibt. Die Darstellung ist wohl frei von Ueberschwenglichkeit, doch merkt man es ihr an, daß sie aus der Feder eines patriotischen Norwegers stammt, der durchdrungen ist von der Wahrheit der Worte Nansens: Es ist doch herrlich für ein Volk, ein schönes Land zu besitzen, wenn es auch arm ist.

Professor Dr. Gustav Kraitschek.

Dr. Albert Penzias, Die Metaphysik der materialistischen Geschichtsauffassung. Wien 1905. C. W. Stern. 57 S.

In der lesenswerten Studie wird der „ökonomische Materialismus" von Marx und Engels ebenso bekämpft, wie der ihn aus moralischen Bedenken verwerfende Idealismus. Verfasser ist namentlich von Mach und Gumplowicz, aber auch von Darwin beeinflußt und er rechnet es Marx hoch an, daß er es erkannt habe, daß „alle Geschichte eine Geschichte von Klassenkämpfen" sei.

Er bestreitet es aber, daß die Klassenkämpfe, und damit das politisch-soziale Leben von der Produktionsweise abhängig seien. Marx könne das nur durch einen Trugschluß beweisen, indem zwei verschiedene Dinge, nämlich einmal die Tatsache,

daß der soziale Kampf ökonomischen Zielen diene, und zweitens die Produktionsweise, mit dem gleichen Namen: „ökonomisches Faktum" bezeichnet würden. „Daraus", sagt Penzias, „daß für den Menschen das Essen und Trinken, die Kleidung und Wohnung notwendig und wichtig sind, daraus folgt doch nicht, daß auch die Art und Weise, wie dieses Essen und Trinken, diese Kleidung und Wohnung bereitet werden, daß auch die Technik der Produktion dieser Güter eine so ungeheuer große Rolle im Leben des Menschen spielen, die ganze soziale Struktur der Gesellschaft bestimmen und gestalten solle. Man stürzt sich in den tiefsten Sumpf der Metaphysik, wenn man diesen Gedanken akzeptiert." (S. 45.)

Man sieht, daß es im Grunde die übertriebene Skepsis Machs ist, die Penzias verhindert, an die ökonomische Geschichtsauffassung zu glauben. Mach hat (im vollen Rechte) den Begriff der „Metaphysik" sehr viel weiter gezogen, als es vor ihm geschah. Aber er hat dabei (mit Unrecht) an dem Vorurteil der meisten Naturwissenschaftler, daß jede Metaphysik falsch und nur aus Gefühlsinteressen entstanden sei, festgehalten. Aehnlich zeigt Penzias einen metaphysischen Einschlag in der Geschichtstheorie von Marx und glaubt, damit sei die Beweisführung geschlossen, während sie doch hier erst zu beginnen hätte. Penzias' Behauptung, das soziale Leben sei wesentlich unabhängig von der Produktionsweise, ist genau ebenso unbewiesen, wie die entgegengesetzte von Marx.

Noch viel weniger bewiesen ist der von Penzias akzeptierte Satz, daß alle Geschichte, also auch die von Kunst und Wissenschaft, von den Klassenkämpfen abhängig sei. Dr. A. Koch-Hesse.

 **Wir kaufen** 

 **Zur Beachtung.** 

Die Redaktion befindet sich **Leipzig,** Lindenstraße 20.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Ludwig Woltmann. Redaktion: Leipzig, Lindenstraße 20.

Thüringische Verlagsanstalt Leipzig, Lindenstraße 20.

Druck von Dr. L. Nonne's Erben (Druckerei der Dorfzeitung) in Hildburghausen.

Politisch-anthropologische Revue

IV. 12. 1906.

Monatsschrift für das soziale und geistige Leben der Völker.

An unsere Freunde und Leser.

Indem wir unsere Abonnenten bitten, den Bezug der Zeitschrift frühzeitig zu erneuern und uns neue Freunde zu gewinnen, weisen wir zugleich darauf hin, daß es auch in dem neuen — fünften — Jahrgang unser Bestreben sein wird, das Programm der Politisch-anthropologischen Revue nach besten Kräften zu erfüllen. Wie bisher werden wir Abhandlungen über die biologischen und anthropologischen Grundlagen der Kulturgeschichte, Soziologie und Politik bringen, ferner aber unsere Aufmerksamkeit noch mehr den praktischen Fragen der Gegenwart zuwenden, der Arbeiter-, Frauen- und Judenfrage, ferner den Problemen der schwarzen und gelben Gefahr, sowie den Konkurrenzkämpfen der weißen Völker untereinander. In den ersten Heften des neuen Jahrgangs werden folgende Beiträge erscheinen: Prof. Dr. Gustav Schwalbe, Ueber das Verhältnis der Körpergröße zu Rasse und Milieu. — Prof. Karl Penka, Ueber die Urheimat der Germanen und Indogermanen. — Prof. Dr. G. Kraitschek, Anthropologie und historische Entwicklung. — Rasse und Kultur in der Urgeschichte Europas. — Prof. Dr. G. de Lapouge, Die Rassenkritiker Finot, Manouvrier & Cie. — Dr. Ludwig Wilser, Die Rassengliederung des Menschengeschlechts. — Felix Dahn und das deutsche Altertum. — Die Bedeutung der kretischen Ausgrabungen für die Rassentheorie. — Dr. L. Woltmann, Die biologische Methode in der Sozialwissenschaft. — Anthropologie und Sozialismus. — Die Probleme der Rassenpsychologie. — Einfluß der germanischen Rasse auf die französische Kultur. — Dr. R. Weinberg, Ueber die Anwendung anthropologischer Gesichtspunkte in der Kulturgeschichte. — Prof. Dr. J. Kollmann, Skeptische Bedenken gegen die historische Rassetheorie. — Dr. Gößler, Probleme der griechischen Urgeschichte und die Rassefrage. — Dr. A. Koch-Hesse, Milieu und Kultur. — Dr. Paul Näcke, Zur Methodik der folkloristischen Forschung. —

Hans Fehlinger, Untersuchungen über die physische Entartung des britischen Volkes. — Rassenverhältnisse in Südamerika. — Dr. H. Gerhard, Das Negerproblem in Nordamerika. — Die äthiopische Bewegung in Afrika. — Dr. J. Beddoe, Ethnologie und Politik in der englischen Geschichte. — K. Jentsch, Kultur und Zivilisation. — E. Kraus, Krieg und Kultur in der Lebensgeschichte der Rasse. — Dr. Leo Sofer, Chuettas, Maiminen und Falascha. — Dr. A. Reibmayr, Ueber die Züchtung des Nationalcharakters. — Prof. Dr. Weidenreich, Die Judenfrage. — Dr. G. Lomer, Rasse und geistige Abnormität. — Dr. M. Brahn, Probleme der Entwicklungspsychologie. — Moderne Geschichtstheorie. — Dr. B. Scharlitt, Das Polentum in Nietzsches Persönlichkeit. — Prof. Dr. L. Kuhlenbeck, Heimatpolitik und Weltpolitik. — Dr. J. G. Weiß, Organismus und Gesellschaft. — Dr. W. Weleminsky, Die Anpassung in den Großstädten. — Dr. A. Dannenberger, Das Problem der Entartung. — Dr. Béla Révész, Die Wahnideen im Gesellschaftsleben. — Prof. Dr. Kinkel, Biologie und Ethik. — Dr. E. Riecke, Die Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten. — Dr. W. Borgius, Ideen über Sexualpolitik. — Leo Fried, Wirtschaft und Entartung. — Dr. H. Popert, Alkohol und Strafgesetz.

Der Herausgeber.

Darwinismus und Lamarckismus.

Dr. R. F. Stieler.

Im Zeitalter des Darwinismus, wie man das letzte Viertel des vergangenen Jahrhunderts bezeichnen kann, war fast allgemein die Meinung verbreitet, daß die Darwinsche Theorie die Fragen der organischen Entwicklung im wesentlichen gelöst habe. Dieses mehr populäre als wissenschaftliche Bewußtsein hatte wohl seinen hauptsächlichsten Grund in der freudigen Empfindung, daß nunmehr eine natürliche Weltanschauung ohne theologischen Hintergrund oder sonstige unbegreifliche metaphysische Kräfte möglich sei. Aber Darwin selbst war weit davon entfernt, endgültige Antworten gegeben zu haben. Er hatte sich außerdem nicht das Gesamtproblem des Lebens zur Aufgabe gestellt, sondern wesentlich nur eines der wichtigsten Probleme, das der Entstehung der Arten. Seine Lehre ist daher keine vollständige „Theorie des Lebens", sie setzt vielmehr eine Reihe von fundamentalen Lebenstatsachen als gegeben voraus, die Fortpflanzung, die Variabilität und die Vererbung, was seine Tadler meist zu übersehen pflegen. Ueber diese hat er bestimmte Meinungen, die als mehr oder minder begründete Hülfshypothesen in seine epochemachende Lehre von der Entstehung der Arten durch Zuchtwahl im Kampf ums Dasein eingehen. Diese wichtigste wissenschaftliche Absicht darf man nicht vergessen, wenn man Darwins Stellung in

der Geschichte der Entwicklungslehre zutreffend charakterisieren, wenn man zu seinen Lehren Stellung nehmen und seine Kritiker und Verbesserer, die in den letzten Jahren in großer Zahl erstanden sind, richtig einschätzen will.

Bekanntlich hält die Weismannsche Schule die Lehre von der natürlichen Auslese unerschüttert aufrecht. Sie hat dieses Prinzip noch weiter ausgebildet und seine Wirksamkeit durch die ganze Natur und auf allen Stufen der Lebenseinheiten nachzuweisen gesucht. Sie hat zugleich in der Lehre von der anatomischen Kontinuität des Keimplasmas ein sicheres Fundament der Vererbungslehre geschaffen und den Faktor der Vererbung individuell erworbener Eigenschaften aus der Art-Entwicklung mit triftigen Gründen ausgeschaltet.

Während wir so den spezifischen Darwinismus auf der einen Seite erstarken und seine Herrschaft ausbreiten sehen, gibt es auf der anderen Seite eine Reihe angesehener Forscher, die vom „Weismannismus" nichts wissen wollen und dem Problem der Entwicklungslehre andere Seiten und neue Aufgaben abzugewinnen suchen.

Diese Forscher können drei Richtungen zugeteilt werden. Die erste stellt namentlich das Problem der Variabilität, das Auftreten von Abänderungen in den organischen Formen, in den Vordergrund und sucht die Ursachen und Gesetze sowie den Spielraum der Variationen näher zu erforschen und von hier aus das Problem der Art-Entwicklung zu beleuchten. Ihr Hauptvertreter ist neuerdings Hugo de Vries, der in seiner Mutationslehre diese Fragen zum erstenmal systematisch in Angriff genommen hat, wobei man jedoch viele seiner Einzelausführungen recht skeptisch beurteilen muß.

Eine zweite Gruppe bilden die Neo-Lamarckianer. Sie gehen auf Darwins großen Vorläufer Lamarck zurück und suchen namentlich dessen Lehre von der Vererbung der durch das Milieu und die Funktion erworbenen Eigenschaften tiefer zu begründen. Zu ihnen gehören besonders Paläontologen, die aus den Beobachtungen an den Skeletten ausgestorbener Tiere einen Beweis für diese Hypothese herleiten, ferner zahlreiche Botaniker, welche durch Experimente verschiedener Art glauben, zeigen zu können, daß es eine sogenannte direkte Anpassung — ohne Vermittlung der Auslese — gibt, welche Arten ihrem Milieu entsprechend umgestaltet und ihre Wirkungen durch eine direkte Vererbung — ohne Dazwischentreten der Weismannschen Keimauslese — auf die Nachkommen überträgt.

Eine letzte Gruppe von Gegnern darwinistischer Ideen bilden die Neo-Vitalisten. Sie halten die Versuche der modernen Physiologen, die Lebensvorgänge restlos mechanisch zu erklären, für unzulänglich oder gescheitert. Ihr zentrales Interesse ist, das Wesen des Lebendigen überhaupt zu erforschen und von einer begründeten Theorie des Lebens aus die Entstehung zweckmäßiger Organe und Formen und schließlich die Entwicklung der Arten zu erklären. Ihr Hauptbegriff, mit dem sie arbeiten, ist die Zweckmäßigkeit, worin sie den spezifischen Charakter der lebenden Substanz sehen, und in einer tieferen und genaueren Zergliederung dieses Begriffes und seiner Anwendung auf das organische Geschehen besteht unzweifelhaft ein großes Verdienst dieser Forscher. Am meisten Aufsehen hat mit seiner neovitalistischen Dominanten-Theorie vor einigen Jahren der

Botaniker Reincke hervorgerufen. Er ist aber keineswegs der bedeutendste unter diesen Gelehrten und überdies wissenschaftlich nicht ganz ernst zu nehmen, da „theologische" Interessen und Hintergedanken seine wissenschaftlichen Absichten in den Augen der exakten Forscher verdächtig machen müssen. Viel bedeutender sind die Arbeiten von H. Driesch, der in glücklicher Weise experimentelle Beobachtungsgabe und spekulativen Scharfsinn miteinander verbindet. Freilich hat seine eigenartige, manchmal etwas eigensinnig verzwickte Ausdrucksweise, sowie seine unentschuldbar plumpe und ungehörige Polemik gegen den Darwinismus, für den er nur Witzeleien und überlegenes Lächeln hat, die Wirkung seiner Schriften nicht wenig beeinträchtigt. Im Anschluß an Roux' Ideen über funktionelle Anpassung und über den Kampf der Teile im Organismus stellte er eine immanente Zweckmäßigkeitslehre auf, welche in fortwährender Berührung mit Experiment und Beobachtung den physiologischen Lebensbetrieb und die Formgestaltung des Organismus von innen heraus zu erklären sucht. Alle mechanische Erklärung des Organismus führt nach Driesch auf einen letzten unauflösbaren Rest, der nur psychologisch und teleologisch nach Analogie mit menschlichem Bewußtsein und Handeln verstanden werden kann. Nach ihm ist das Seelische, das Seelenähnliche, oder das „Psychoid" ein elementarer Naturfaktor. Dieser Begriff des Seelischen als eines „elementaren Naturfaktors" schließt alle Metaphysik und Theologie im überlieferten Sinne aus; sein Dasein und seine Wirkungen sind danach ebenso sehr der wissenschaftlichen Erkenntnis zugänglich, wie alle anderen Naturtatsachen und Naturgeschehnisse.

Neuerdings hat Drieschs Auffassung eine bedeutsame Stütze durch ein Buch von A. Pauly erhalten, das über „Darwinismus und Lamarckismus" handelt und den „Entwurf einer psychophysischen Teleologie" darstellt[1]). Doch ist Paulys Werk nicht durch Driesch veranlaßt worden, da seine Ideen weiter zurückreichen, als die Veröffentlichungen des genannten Forschers. Das Buch ist aus Vorlesungen hervorgegangen, welche der Autor seit mehr als 15 Jahren an der Münchener Universität gehalten und denen der Referent selbst einst beigewohnt hat. Schon damals trat die große Bedeutung der Paulyschen Ideen klar hervor, zugleich aber auch die Einseitigkeit, mit der sie vorgetragen und begründet wurden, und die namentlich in eine oft unverständliche Feindschaft gegen den Darwinismus ausartete. Es ist nun eine nicht seltene Beobachtung in der Geschichte der Wissenschaften, daß die Entdeckung eines neuen Prinzips und seine konsequente Anwendung blind macht gegen die Gegengründe und namentlich die Uebersicht über das Gesamtproblem verdunkelt. Diese Vorzüge des neuen, konsequent und rücksichtslos durchdachten Prinzipes und diese Mängel der Einseitigkeit, die zuweilen bis zum Eigensinn und zur Ungerechtigkeit sich steigert, finden wir in Paulys Buche in gleicher Weise hervortreten. Nicht, als wenn der Autor persönlich scharf polemisierte, im Gegenteil, ruhig und sachlich trägt

---

[1]) Der vollständige Titel lautet: Darwinismus und Lamarckismus. Entwurf einer psychophysischen Teleologie von Dr. August Pauly, Professor der angewandten Zoologie in München. Mit 13 Textfiguren. München 1905, Ernst Reinhardt, Verlagsbuchhandlung. Brosch. 7 Mk., geb. 8,50 Mk.

er in einem klaren und teilweise schönen Stil seine Ansichten vor; mein Lob bezieht sich vielmehr auf den bewundernswürdigen Scharfsinn, mit dem er in die teleologischen Beziehungen der organischen Vorgänge einzudringen sucht, mein Tadel auf die anspruchsvolle Behauptung, mit seiner „psychophysischen Teleologie“ die Bedeutung der Lehren Darwins und Weismanns gänzlich abgetan zu haben.

Doch hören wir zunächst den Autor selbst; denn sein Werk verdient eine ausführlichere Analyse. Erst danach sollen einzelne kritische Bedenken zum Ausdruck gebracht werden.

Ueber dem Fortschritt der morphologischen Erkenntnisse, führt Pauly aus, wurde das physiologische und noch mehr das psychologische Problem in der Entwicklungslehre vernachlässigt, und damit die Zweckmäßigkeit des Organismus, die das Zentrum aller Biologie bilden muß, und in der das Wesen alles Lebens besteht. Wir finden das Zweckmäßige in sichtbarer Form als Organ, d. i. als von der Natur geschaffenes Werkzeug, in allen Graden der Verwicklung in beiden organischen Reichen. Daneben erkennen wir es als Leistung, als physiologisches Vermögen der Organe in ihren Verrichtungen. Weiter finden wir das Zweckmäßige im Tierreich schon auf tiefster Stufe beginnend als Handlung, entweder als Instinkt mechanisiert, oder, bei den höheren Tieren, deutlich aus freien Urteilen entspringend, und nach allgemeiner Anschauung in das geistige Wesen des Menschen übergehend. In uns selbst endlich lernen wir es durch innere Erfahrung in einer weiteren Form kennen, im Gedanken, einer Art von innerer Handlung. Neben allem diesen objektiviert es sich als künstliches Erzeugnis — mit geringen Vorläufern im Tierreich — im Menschentum: in der Unermeßlichkeit von Werkzeugen, Maschinen, Instrumenten, Gebäuden, Kunstwerken usw., welche dessen Kulturbesitz ausmachen.

Dies sind die Stufen zweckmäßigen Verhaltens, die Pauly aufstellt. Die psychologische Selbstbesinnung läßt erkennen, daß der Begriff des Zweckmäßigen aus dem Vorgang des Denkens und Handelns gewonnen ist, und daß aus der Analyse des künstlich Zweckmäßigen sein Begriff überhaupt zu abstrahieren ist. Aus der Empfindung des Bedürfnisses und der Beurteilung des Mittels, das Bedürfnis zu befriedigen, entspringt die elementare Funktion des Zweckmäßigen. Diese elementare Fähigkeit liegt im Vermögen der Organismen selbst. Es ist ein denkendes und urteilendes Prinzip in den Organismen selbst enthalten, und „da dieses Prinzip auf der Voraussetzung der zweckmäßigen Reaktionsfähigkeit des Subjekts beruht, also auf der Annahme, daß physiologische Vorgänge zweckmäßige Handlungen sind, gewährt es uns die Möglichkeit, die Frage nach dem Vorhandensein und dem Grade dieser Fähigkeit an jede Art von Subjekt in der Form des Versuches zu richten, bei welchem durch künstlich gewählte Bedingungen, seien sie äußerer Art oder Veränderungen an dem zweckmäßigen Apparate selbst, eine Veränderung der Bedürfnisse erzeugt werden kann und dadurch die Mittel und somit der Umfang des Urteils, welcher einem konkreten Subjekte zukommt, festgestellt zu werden vermögen“. In diesem Satz liegt das Schwergewicht des neuen methodischen Gesichtspunktes, den Pauly in die Biologie einführt. Die Teleologie wird zu einem Gegenstand der Beobachtung und des Experimentes.

Der Autor gibt an, mit diesem Gesichtspunkt von Darwin auf Lamarck zurückzugehen. Denn Lamarck habe die Lehre aufgestellt, daß die Funktion die besondere Form der Organe schaffe. Der Beginn einer neuen Funktion gehe aber auf ein neues Bedürfnis zurück, also auf einen seelischen Faktor. „Der erste Schritt in der Physiologie wird so unmittelbar zu einem Schritt in die Psychologie, indem das Bedürfnis, d. i. die Empfindung eines Zustandes, als Ursache des Vorgangs erkannt wird“ (S. 56). Die Art und die Größe des Bedürfnisses reguliert von innen heraus die positive Entwicklung der Organe wie auch ihre negative, d. h. ihre Verkümmerung (Rudimentärwerden). Später hat Pflüger in seiner Schrift „Die teleologische Mechanik in der Natur“ (1877) einen ähnlichen Standpunkt vertreten, indem er das teleologische Kausalgesetz dahin formulierte: „Die Ursache jedes Bedürfnisses eines lebendigen Wesens ist zugleich die Ursache der Befriedigung des Bedürfnisses“, und „Als Ursache des Bedürfnisses bezeichne ich jeden veränderten Zustand der lebendigen Organismen, der im Interesse der Wohlfahrt des Individuums oder der Art in einen anderen Zustand übergeführt werden muß“.

Zwischen dem Bedürfnis und seiner Befriedigung steht das Mittel, ein Begriff, den Lamarck und Pflüger nicht erkannten und dessen teleologische Bedeutung für die Entwicklung des Organismus Pauly umsichtig darzustellen sucht. Wie gelangt die lebendige Materie überhaupt zu der Anwendung von Mitteln, d. h. dazu, Material zu bestimmten Zwecken zu verarbeiten? Keine Vorausbestimmung des Mittels, sondern die zufällige nutzbare Qualität, über welche der Organismus Erfahrungen macht, schafft das Zweckmäßige. Und gerade dieser erfahrungsmäßige Charakter des Mittels macht diese Art Teleologie zu einer natürlichen und immanenten, die aus der Reaktionsfähigkeit der lebendigen Materie hergeleitet werden kann. „Um ein zusammengesetztes Organ teleologisch abzuleiten, haben wie für jedes in ihm verwendete Gewebe von besonderer Funktion den Zeitpunkt und den Ort seiner Erfindung, den Inhalt des Bedürfnisses, durch welches die Erfindung verursacht wurde, und die Veranlassung des Bedürfnisses zu suchen. Diese Untersuchung führt uns für jede Erfindung auf ein besonderes Bedürfnis mit besonderem Inhalt, das die Initialempfindung ausmacht und die Ursache des Organs genannt werden kann. Diese Initialempfindungen sind so mannigfaltig als die Mittel, die wir in den Organismen verwendet sahen, und sie sind das ursächliche Prinzip in allen Bildungen“ (S. 124).

Die „Initialempfindungen“ und „Erregungen des Erfindungsgefühls“ führen direkt in die Grundfragen vitalistischer Betrachtung, und zwar der speziellen Auffassung, daß das Seelische ein natürlicher Entwicklungsfaktor ist. Dieser Faktor wirkt als ursächliches und urteilendes, also handelndes Prinzip, und der teleologische Vorgang ist demnach als eine „Assoziation zwischen dem Bedürfnis und der Erfahrung eines Mittels“ aufzufassen.

Dieses Prinzip, das in unserem eigenen Bewußtsein tätig ist, durchsetzt auch die ganze tierische und pflanzliche Welt. In einem längeren Kapitel über „Pflanzenpsychologie“ setzt Pauly alle die merkwürdigen Tatsachen des Pflanzenlebens auseinander, die auf psychologische Vorgänge in ihrem Lebensbetrieb hinweisen. Auch die

Pflanzen sind „urteilende Subjekte", die über Leitungsbahnen für Reize verfügen und ihre Mittel den veränderten Bedürfnissen anpassen, was an zahlreichen Beispielen aus der Pflanzenphysiologie gezeigt wird, die unmöglich „mechanisch" verstanden werden können.

Während man bisher immer von dem Einfluß der Naturwissenschaften auf die Geisteswissenschaften sprach, sehen wir hier das Umgekehrte eintreten, einen Einbruch der Psychologie in die Biologie. „Da steht also Empfindungsfähigkeit als etwas Immanentes, auf dem Gegensatz von Zuständen Beruhendes, Reizbarkeit Bedingendes, als ursächliches Moment den äußeren Bedingungen gegenüber, mit denen sie zusammentreffen kann, d. h. es steht die innere Beschaffenheit der Individuen — Individuen im allerweitesten Sinne genommen — den mannigfaltigen Wirkungen der sie umgebenden Welt gegenüber, und aus diesem Verhältnis allein, ohne Zuhülfenahme eines weiteren Prinzipes, muß die Teleologie nicht nur des Organischen, sondern aller Dinge des Universums deduziert werden können. Da ist also Leben Selbstzweck, Selbstzweck jede Form, ob hoch oder niedrig, vollkommene Gleichwertigkeit aller Individuen, in welche keine ihnen fremde Macht eingreift, um die Entwicklungsrichtung einiger von ihnen zu bevorzugen, die uns wertvoller erscheinen als die anderen, weil sie auf uns zuführen" (S. 304).

Derart ist der Gedankengang des Verfassers. Alle polemischen Erörterungen wie auch die zahlreichen Beispiele und Tatsachen, auf die sich Pauly beruft, sind in diesem kurzen Bericht übergangen worden. Es kam uns nur darauf an, seinen methodischen Standpunkt darzulegen, und von hier aus seine Stellungnahme zu den Problemen der biologischen Entwicklungslehre zu kennzeichnen. Im Prinzip muß man Pauly, Driesch und den anderen modernen Teleologen beistimmen, daß die bloß mechanischen Erklärungsversuche des lebendigen Geschehens versagt haben, dem Wesen der Sache nach auch unmöglich sind. Die Abneigung der mechanistischen Biologen gegen alle teleologische Betrachtung hat seinen letzten Grund in dem Mißtrauen gegen theologische Metaphysik, welche den Fortschritt und die Anerkennung der Naturwissenschaft so unheilvoll gehemmt hat. Aber hier, in den Schriften von Pauly, Driesch usw. handelt es sich um etwas ganz anderes (und darüber sollten sich die Gegner der Teleologie endlich klar werden), nämlich um eine empirisch begründete und experimentell kontrollierbare, kurz, um eine induktive naturwissenschaftliche Teleologie. Freilich ist uns Seelisches und Logisches unmittelbar nur in unserem Subjekt gegeben, aber niemand kann im Ernste daran zweifeln, daß in jedem anderen Menschen ein Gleiches wirksam ist, das der Beobachtung und dem Versuch zugänglich ist. Weiterhin kann niemand im Ernste daran zweifeln, daß in jedem Tiere und schließlich in jedem organischen Wesen, sofern es sich durch sein Verhalten als Subjekt ausweist, ein Gleiches notwendigerweise anzunehmen ist. Den subjektiven Zustand selbst können wir natürlich nicht direkt wahrnehmen, sondern nur, daß er wirksam ist, und wie er wirksam ist, können wir an seinen Wirkungen in Form, Leistung und Verhalten mittelbar erkennen.

Der Autor ist sich dieses methodischen Zusammenhangs wohl bewußt. „Auf diesem Wege", schreibt er, „ist es nicht der Faktor

der Empfindung, durch dessen Verfolgung wir in das Innere anderer organischer Wesen einzudringen hoffen dürfen. Es ist auch gar nicht unser nächstes Ziel, die Empfindungszustände anderer Wesen subjektiv zu begreifen, sie uns fühlend verständlich zu machen, als wären sie unsere eigenen, sondern wir haben einen ganz anderen Weg, um in das seelische Innere anderer Organismen jeder Entwicklungsstufe Einsicht zu erlangen. Er liegt in den Erscheinungen offen, deren Ursachen die Empfindungen sind, in den aus Empfindungen hervorgehenden zweckmäßigen Reaktionen. Diese Erscheinungen enthalten ein konkretes, wissenschaftlich faßbares Element, welches an seinen Qualitäten die psychischen Kräfte ablesen läßt, die sie bestimmt haben. Dieses Element ist das Mittel. Durch das Mittel gelangen wir zur Einsicht in die Bedürfnisse, in die Wahrnehmungen, in die Assoziationen und somit Urteile und in die damit verbundenen energetischen Verhältnisse anderer Wesen und erschließen uns damit deren gesamtes inneres und äußeres Handeln, ohne es dabei als störend zu empfinden, daß uns die subjektive Wiederholung der in ihnen vorausgesetzten Zustände unmöglich ist. Durch ein objektives Element erschließen wir uns ihre Subjektivität. Dieser Weg, der uns in das Urteil anderer Subjekte eindringen läßt, kann nicht nur reflektierend, sondern auch experimentell verfolgt werden, da sich das Urteil auf die Probe stellen läßt durch Fragen, die wir an das urteilende Wesen richten, und kann demnach soweit verfolgt werden, als wir überhaupt imstande sind, durch unsere Versuche fremde Empfindungszustände zu verändern, d. h. über das Organische hinaus" (S. 193).

In diesen Sätzen hat der Verfasser seinen methodischen Standpunkt kurz und treffend zusammengefaßt, und in dieser methodischen Zergliederung des teleologischen Denkens liegt auch das große Verdienst seiner Schrift. Indem dies rückhaltlos anerkannt werden muß, ist dagegen seine Stellungnahme zum Artproblem, zur Selektionstheorie und zur Vererbungslehre höchst einseitig und unzulänglich, und hier treten uns die großen Schwächen und Mängel der Schrift entgegen, sofern sie eine Theorie des Lebens und seiner Entwicklung sein will. Es sind die gleichen Ausstellungen und Vorwürfe, die man gegen Driesch erheben muß, nur daß dieser in seiner Polemik gegen den „Darwinismus" taktlos bis zur Besinnungslosigkeit ist.

Pauly wirft der Theorie Darwins vor, daß die Vorstellungen „Kampf ums Dasein" und „Naturauslese" zwei Aeußerlichkeiten oder gewichtlose Begriffe wären, daß sie das Hauptproblem in den Begriff der Art verlegten, der nicht das Zentrum der Frage sein könne, sondern einen peripheren Punkt derselben bedeute. Und indem Pauly den psychologischen Quell der Zweckmäßigkeit in dem Organischen nachweist, erklärt er damit die Darwinsche Theorie für falsch, für einen Irrtum.

Es wurde schon früher darauf hingewiesen, daß Pauly wie so viele Kritiker und angebliche Verbesserer Darwins gar nicht mehr wissen, was Darwin eigentlich gelehrt hat. Es ist z. B. falsch, daß Darwin nur das einzige Vermögen der Fortpflanzung vorausgesetzt hat, er hat vielmehr Variabilität und Vererbung als zwei nicht minder elementare Funktionen der lebendigen Substanz anerkannt, um von hier aus die zweckmäßige Struktur und unterscheidende

Form der Arten und ihre Entwicklung zu erklären. Ferner bedeutet das Artproblem keineswegs eine nebensächliche Aufgabe für die Biologie. Es wird auch in Zukunft ihre zentrale Frage bilden, auf die alle anderen Gesichtspunkte bezogen werden müssen. Schließlich sind Daseinskampf und natürliche Auslese harte Tatsachen der Natur, die in ihrem organischen Haushalt eine große Rolle spielen. Pauly kennt nur eine Analyse des entwickelten und fertig funktionierenden Einzelorganismus, und da kann es keinem Zweifel unterliegen, daß in ihm zweckmäßige Organe, zweckmäßige Funktionen und Reaktionen stattfinden. Wie sind aber diese Zweckmäßigkeiten historisch und gattungsmäßig entstanden, und welche Ursachen führen zur Sonderung der Organismen in verschiedenartige und verschieden hoch organisierte Gattungen, Familien und Arten? Was bewirkt die Anpassung der Arten an ihr Milieu und ihre Existenzbedingungen?

Ueber diese bedeutungsvollen Fragen spricht sich Pauly nicht klar aus. So viel läßt sich aber aus seinen Ausführungen erkennen, daß er die Anpassung für eine aktive, direkte und individuelle hält und daß er eine Vererbung funktioneller Anpassungen im Sinne Lamarcks annimmt. Er hält es demnach für erweisbar, „daß die Zweckmäßigkeit organischer Körper einzig (!) das unmittelbare (!) Produkt eines urteilenden, in den lebendigen Körpern selbst wohnenden Prinzips ist", und „daß die Fortpflanzungszellen die ganze Reihe von Zuständen, welche sich in und zwischen den Organen eines lebendigen Körpers während des Lebens abspielten, also das aus Millionen und Billionen von Zellen bestehende Ganze, dem sie angehören, vollkommen zu reproduzieren vermögen" (S. 75). Hier ist der schwächste, aber auch der entscheidende Punkt seines ganzen Gedankengebäudes. Denn die unumstößliche Tatsache embryologischer Erfahrung über die Kontinuität des Keimplasmas und die Beobachtung, daß funktionell erworbene Eigenschaften in Wirklichkeit nicht vererbt werden, bringen die Selektionstheorie und die mit ihr innig zusammenhängende Lehre von der Nichtvererbung erworbener Eigenschaften wieder zur vollsten Geltung. Es erübrigt, die erdrückende Fülle von Tatsachen und Erwägungen zu wiederholen, die man in Darwins und Weismanns Schriften über die Wirksamkeit der natürlichen Auslese im Daseinskampf hinsichtlich der Anpassungserscheinungen findet. Aber nach Pauly sind das alles — Illusionen!

Und doch halten wir auch die Darwinsche Erklärung nicht für hinreichend, um eine allseitig begründete biologische Entwicklungslehre darzustellen. Was sie außer Fortpflanzung, Vererbung und Variabilität als eine elementare Eigenschaft organischer Substanz voraussetzen muß, das ist die teleologische Reaktionsfähigkeit, ein „Psychoid" und „Logoid". Es ist im Grunde das Problem über die Ursachen und Gesetze der Variation, das hier in neuer Beleuchtung auftaucht. Darwin sprach in leider mißverständlicher Weise von der Zufälligkeit der Variation. In bezug auf das Einzelindividuum innerhalb der Art mögen die Variationen zufällig sein — auch nach Pauly bietet sich das „Mittel" zufällig dar — aber in dem Gesamthaushalte der organischen Entwicklung, in dem die Variationen Mittel zu einem Zweck werden, zum Zweck der Selbsterhaltung und der Steigerung der Lebensleistungen, da müssen Kräfte und Zusammenhänge wirksam

sein, die nur teleologisch verstanden werden können. Mit Recht betont nun Pauly, daß es sich dabei nicht um „vorausbestimmende Ursachen“ handeln kann, und doch sind diese teleologischen Ursachen nach Analogie mit menschlichem Denken und Handeln zu deuten. Nur darf man dabei nicht den Fehler begehen, das zweckmäßige Handeln und Urteilen des Menschen als ein fertiges und absolutes Verfahren aufzufassen, sondern es muß selbst in seinem Stadium der Entwicklung belauscht werden. Und da erkennt man, daß die fertige und voraussehende Zweckhandlung das Ergebnis einer unzähligen Menge von Versuchen und Erfahrungen ist, bis schließlich die nützliche Assoziation zwischen Bedürfnis und Mittel der Befriedigung zu einer gewohnheitsmäßigen Handlung schematisiert wird. Gerade die genetische Auffassung des Bewußtseins berechtigt uns, in ähnlicher Weise die biologische Orientierung in den organischen Gestaltungen, Leistungen und Reaktionen auszudeuten. Darwin hat einmal den tiefen Ausspruch getan: „Die Natur wirkt nur in der Weise eines Versuchs.“ Das gilt sowohl für die bewußten wie die organischen Reaktionen. Unter den unzähligen mehr oder minder zweckmäßigen oder unzweckmäßigen Variationen und Reaktionen trifft die natürliche Auslese im Daseinskampf eine Auslese der bestangepaßten Individuen und durch ihr Ueberleben und ihre gleichartig variierenden Keime bezw. Nachkommen kann durch eine progressive Variation und Züchtung die Art verändert und im günstigen Falle gesteigert werden. Die Selektion ist daher unerläßlich für die Anpassung der Arten (wenn auch nicht der Individualorganismen) an das Milieu, und ebenso unerläßlich für die Steigerung der organischen Differenzierung. Pauly, Driesch usw. haben nur die Struktur und die Reaktionen der fertigen Einzelorganismen vor Augen; sie übersehen das genealogische und ökologische Problem in der Wissenschaft vom Leben, von seinen Formen und Leistungen; aber wenn man die historische und die generelle Seite des Problems in gleicher Weise berücksichtigt, muß das Darwinsche Prinzip als positiv wirksames Moment der Organ- und Form-Entwicklung anerkannt werden. Es ist daher grundfalsch, wenn Pauly sagt: „Für einen unbefangenen Geist gibt es zwischen diesen beiden Faktoren — Zuchtwahl und psychisches Vermögen — überhaupt keine Konkurrenz, da der eine impotent, der andere omnipotent ist“ (S. 75). Im Gegenteil, in der Konkurrenz dieser beiden Faktoren liegt das Verständnis für die Art, wie die Natur aus inneren und äußeren Kräften und ihren Wechselwirkungen den tatsächlichen Verlauf des organischen Geschehens beherrscht. In der organischen Gesamtentwicklung verlaufen daher Anpassung und Vererbung als indirekte, durch Auslese vermittelte Vorgänge. Und ich muß gestehen: Paulys glänzende Analyse des Zweckmäßigkeitsbegriffs in der Biologie würde viel wirksamer und eindrucksvoller sein, wenn er sich auf diese eine Seite des Problems beschränkt und nicht die Fragen der Artentwicklung, der Anpassung und Vererbung in unzulänglicher und dazu rein polemischer Weise hineingezogen hätte. Denn hier zeigt er sich nicht nur über die Lehren Darwins und Weismanns mangelhaft orientiert, sondern über dem starken Interesse für das teleologische Problem vergißt er, daß das Hauptproblem der Biologie immer „der Ursprung der Arten“ bleiben wird, in dem alle anderen Fragen einmünden müssen.

Die Zweckmäßigkeit im Organismus sowohl wie im Bewußtsein ist keine „omnipotente“ (wie Pauly annimmt), sondern eine relative, sie ist eine Möglichkeit. Zu einer Wirklichkeit wird sie erst durch die Naturzüchtung, der man aber (mit Weismann) ebensowenig eine „Allmacht“ zuschreiben kann, wie der immanenten Teleologie. Eine solche Auffassung entspricht auch dem universellen Wesen der Natur, in welcher Zweckmäßigkeit und Mechanismus, Harmonie und Chaos, Sinn und Unsinn im ewigen Kampfe liegen.

Das Aussterben der talentierten und genialen Familien im Mannesstamme.

Dr. Albert Reibmayr.

In einem früheren Artikel dieser Zeitschrift „Zur Naturgeschichte der talentierten und genialen Familien“ (II. Jahrg. No. 8) wurde die Tatsache hervorgehoben, daß alle talentierten und genialen Familien früher oder später in männlicher Linie aussterben. Es ist nun Aufgabe dieser Arbeit, den Nachweis für dieses eigene Schicksal der talentierten und genialen Familien zu liefern und auch den Ursachen nachzuforschen, welche dieses Schicksal bedingen.

Einer der interessantesten Mythen des Altertums ist der Mythus vom sogenannten Sündenfall. Doch darf man diesen Mythus nicht vom theistischen Gesichtspunkte auffassen, von dem aus er sehr lange nach seiner Entstehung erst durch eine Priesterkaste gedeutet wurde, welche etwas ganz anderes darin gefunden hat, als die ursprünglichen Verfasser jedenfalls beabsichtigten. Dieser Mythus enthält nichts anderes, als die Naturgeschichte der ersten Kulturmenschheit, er allegorisiert die ersten Schritte der Menschheit auf dem Wege der Kultur und schildert die Emanzipationsbestrebungen des Menschen, welcher es versucht, mittelst der Erkenntnis der Natur sich von den Banden derselben zu befreien. Er faßt auch die Folgen dieser Emanzipationsbestrebungen in lapidarischer Kürze zusammen. „Und Gott der Herr gebot den Menschen und sprach: Du sollst essen von allen Bäumen im Garten, aber vom Baume des Erkenntnisses Gutes und Böses sollst du nicht essen; denn solchen Tages du davon ißt, wirst du des Todes sterben.“

Damit ist das Schicksal des höheren Kulturmenschen in wenigen Worten ausgesprochen, welches nichts anderes bedeutet, als den historischen Tod der Familie, der Kaste, welche vom Baume der Erkenntnis ißt, d. h. den Weg der Kultur betritt und auf demselben Hervorragendes leistet. Es ist im Wesen des Mythus begründet, daß unter dem als Strafe für die Emanzipationsbestrebungen des Menschen von der Gottheit angedrohten Tode nicht der individuelle Tod gemeint gewesen sein kann. Ueber den individuellen Tod haben die alten Völker viel zu natürlich gedacht und es ist ihnen gewiß nie eingefallen, in Wahrheit anzunehmen, daß es je eine Zeit gegeben haben könnte, wo das Individuum unsterblich gewesen wäre, ließen sie ja oft genug selbst ihre Götter sterblich sein. Aber es gab einen Glauben an eine Unsterblichkeit und der betraf die Familie, den Volks-

stamm. Wegen des so wichtigen Zusammenhanges mit dem Ahnenkultus gab es bei jenen alten Völkern, wo dieser Kultus besonders hoch gehalten wurde — und das waren eben gerade die strengen Inzuchtvölker, die Kulturträger, — nichts Schrecklicheres als den Tod der Familie, d. h. das Aussterben in männlicher Linie. Dem individuellen Tode konnte kein lebendes Wesen entrinnen, hier waren alle gleich, auch hatte das Leben des Einzelnen in jenen Zeiten wenig Wert. Aber in bezug auf den Tod der Familie konnte es bei Kulturvölkern einem aufmerksamen Beobachter nicht entgehen, daß hier der Tod der Familie bei den in bezug auf die Intelligenz hervorragenderen Familien, also bei den oberen führenden Ständen, eher eintrat, als bei den unteren Ständen, welche der Natur noch näher standen. Eine solche Beobachtung setzt vor allem ein bereits hohes Kulturleben voraus, ferner eine über viele Generationen sich erstreckende Erfahrung und traditionelle Mitteilung, wie das alles in den ältesten Kulturzentren am Nil und im Zweistromlande der Fall war. In Aegypten waren bereits achtzehn Dynastien in männlicher Linie ausgestorben, als Moses die Priesterschule von Heliopolis besuchte. Das Nämliche konnte man sicher häufig bei den adeligen Familien und vor allem in der Priesterkaste selbst, welche hierüber Aufzeichnungen machte, beobachten. So lag also für die in solchen Kasten bereits seit Jahrtausenden aufgestapelte Weisheit und Erfahrung der Schluß nahe, daß es für jede Familie und Kaste gefährlich, ja tödlich ist, „vom Baume der Erkenntnis zu essen", d. h. den führenden Kasten anzugehören, für die eben die höhere Intelligenz, die bessere „Erkenntnis" der unterscheidende Charakter stets gewesen ist. Heute sind wir freilich nicht mehr auf eine solche uralte Priesterweisheit angewiesen; die Geschichte aller Kulturträger des Altertums und der späteren Zeiten liefert uns fortwährend den Beweis, daß das allegorische Bild der Genesis die Wahrheit spricht, und daß alle Familien, welche auf dem Gebiete der „Erkenntnis" Hervorragendes geleistet haben, die Familien, welche wir die talentierten und genialen Familien nennen, früher oder später dem Aussterben im Mannesstamme unterliegen. Den naturgeschichtlichen Grund dieser merkwürdigen Tatsache müssen wir vor allem in zwei Faktoren suchen, welche eben stets mit dem Kulturleben der Menschheit verbunden sind. Erstens sind dies äußere Ursachen, d. h. solche Schädlichkeiten, welche mit dem höheren Kulturleben und seinen Folgen im Zusammenhang stehen, wie z. B. der schädliche Einfluß, den Reichtum und Luxus auf die Lebensführung der Menschen stets haben, zweitens innere Ursachen, nämlich die Folgen einer exklusiven lange dauernden Inzucht und der disharmonischen Züchtung einzelner Charaktere, wodurch der Boden für pathologisch konstitutionelle Prozesse vorbereitet wird.

Wir können aber sehen, daß das Aussterben der talentierten und genialen Familien in etwas verschiedener Weise vor sich geht. Während das Aussterben der talentierten Familien einen mehr chronischen langsamen Verlauf nimmt und dem Sterben des Einzelindividuums infolge Marasmus gleicht, sterben die männlichen Linien der Genies häufig rasch und wie durch eine akute Krankheit dahingerafft, aus. Die Erklärung dieser auffallenden Erscheinung scheint darin zu liegen, daß bei den talentierten Familien mehr die Inzucht und ihre schädlichen

Folgen, d. h. vor allem die allmähliche langsame Abnahme der geschlechtlichen Reproduktionskraft, die vorherrschende Ursache ist, während bei den genialen Familien die extreme Züchtung einzelner Charaktere und die dadurch herbeigeführte körperliche und geistige Disharmonie und die pathologischen Folgen derselben die Hauptursache bilden. Daß hier noch außerdem neben den gemeinsamen Schädlichkeiten des höheren Kulturlebens verschiedene andere Ursachen wirksam sind, dafür spricht schon auch der Umstand, daß die talentierte Anlage fast immer durch mehrere Generationen sich vererbt und die männlichen Linien des Talentes mindestens durch acht bis zehn Generationen, ja unter günstigen Umständen viel länger am Leben bleiben, während die geniale Anlage sich in der männlichen Linie fast niemals vererbt, ja oft schon in der nächsten Deszendenz des Genies ein auffallender Rückschlag bis zur Mittelmäßigkeit und darunter eintritt und die männliche Linie, wie wir sehen werden, schon in der zweiten oder dritten Generation ausstirbt.

Aber bei diesem Aussterben der männlichen Linie des Talentes und Genies ist noch ein Moment besonders zu berücksichtigen. Wenn es auch sicher zu sein scheint, daß die inneren und äußeren Schädlichkeiten, welche mit dem höheren Kulturleben unter allen Verhältnissen verbunden sind, das Aussterben der männlichen Linie des Talentes und Genies früher oder später doch unabwendbar machen würden, so ist es doch sicher nicht notwendig, daß die Lebensdauer dieser Familien eine so kurze ist und häufig mit so schweren finanziellen und körperlichen Katastrophen verbunden ist. Hier spielt, wie wir deutlich sehen können, der dem Talent in der Regel zuströmende Reichtum und die mit demselben verbundene unnatürliche luxuriöse Lebensführung, besonders wenn dieselbe durch mehrere Generationen ihre schädigende Wirkung auf die körperliche und geistige Konstitution auszuüben Gelegenheit hat, die perniziöse Rolle und beschleunigt zweifellos das Aussterben sowohl als auch den Eintritt eines unnatürlichen, frühzeitigen Marasmus der Familien des Talentes. Wir können überall dort, wo die talentierten Familien durch äußere Verhältnisse vor dem schädlichen Einfluß des Reichtums und eines luxuriösen Lebens geschützt waren, eine viel längere Lebensdauer und eine größere Konstanz in der Vererbung der talentierten Anlage konstatieren, während dort, wo eine talentierte Familie oder Kaste rasch zu großem Reichtum gelangt, das biologische Ende derselben gewöhnlich sehr schnell eintritt.

Wenn man sich die Ahnentafeln oder Stammbäume der durch Rang und Vermögen hervorragenden Familien ansieht, so stößt man fast regelmäßig auf einen talentierten Ahnen, durch dessen über die Mittelmäßigkeit hervorragende Tätigkeit auf irgend einem Gebiet des Kulturlebens, sei dies nun in den primären oder sekundären Künsten, das gesellschaftliche Aufsteigen der Familie bedingt ist. Deren Stellung und Reichtum wurde dann durch nachfolgende Talente gefestigt und vermehrt. Fürstengunst und Protektion sind, wie man aus der Naturgeschichte des Talentes und Genies deutlich sehen kann, in gesunden Zeiten eines Volkes viel weniger die Ursache des Aufsteigens der Familien als man gewöhnlich glaubt. Das wahre Talent in irgend einer Kunst ist immer die Leiter gewesen, auf der die Familien aus den unteren Ständen in höhere Stände und zu Macht und Ansehen aufgestiegen

sind, und mit deren Aussterben in männlicher Linie wir uns hier zu beschäftigen haben. Die verschiedene Art und Weise des Aussterbens der talentierten und genialen Familien erfordert auch eine gesonderte Betrachtung.

A. Das Aussterben der männlichen Linien des Talentes.

Das Aussterben der männlichen Linien des Talentes kann man am besten übersehen, wenn man das Schicksal der Familien des politisch führenden Talentes, also die oberen Kasten der alten Kulturvölker in den großen Zügen, wie sie uns in der Geschichte erhalten sind, beobachtet. Wir haben im Altertum zwei Staaten, wo das politische und kriegerische Talent in hervorragender Weise in der führenden Kaste gezüchtet wurde: Sparta und Rom. In Sparta sehen wir die führende Kaste von einer Zahl von 8000—9000 Familien im Verlaufe von 600—800 Jahren (also 20—30 Generationen) auf wenige hundert Familien zusammenschmelzen. Aristoteles selbst sagt, daß Sparta hauptsächlich an der immer geringer werdenden Zahl seiner Krieger zugrunde gegangen ist. In keiner Adelskaste wurde aber das Inzuchtprinzip so streng eingehalten, wie bei den Spartanern und darum tritt auch hier das Nachlassen der geschlechtlichen Reproduktionskraft so auffallend zutage. Hier kann auch von dem Einfluß pathologischer Momente infolge verhinderter natürlicher Auslese nicht die Rede sein, da Luxus und Reichtum bei den Spartanern keine Rolle spielten und die natürliche Auslese, welche so wie so durch ein sehr naturgemäßes und kriegerisches Leben in fortwährender Tätigkeit blieb, auch noch durch eine strenge künstliche Auslese der etwa schwächlichen Kinder (Aussetzen am Taygetus) unterstützt wurde.

Etwas langsamer ging das Aussterben beim römischen politischen und kriegerischen Talent vor sich, obwohl die Zahl der patrizischen Familien, in denen das römische Talent vorwiegend repräsentiert war, eine viel kleinere war als in Sparta. Wenn auch in Rom die Inzuchtschranken anfangs zwischen plebejischem und patrizischem Blute unübersteigbar waren, so wurden hier doch durch das Canuleische Gesetz im Jahre 445 v. Chr. diese Schranken beseitigt, und es waren besonders die weiblichen Linien plebejischer Häuser, die mittelst des goldenen Schlüssels — großen Reichtums — sich die Pforten der stolzen, aber doch schon häufig verarmenden Patrizierburgen eröffneten. Hemmte auch das Eindringen des plebejischen und später sogar des Blutes von Freigelassenen die Erstarrung und das Nachlassen der geschlechtlichen Reproduktionskraft, so konnte bei der doch vorwiegenden Inzucht das Aussterben dieser Familien um so weniger aufgehalten werden, als hier noch später der Einfluß eines außerordentlichen Luxus und Reichtums die schädlichen Wirkungen der Inzucht verstärkte. So kam es, daß zur Zeit Augusts, also ebenfalls nach 600—700 Jahren oder 20 bis 30 Generationen, fast alle berühmten Patriziergeschlechter ausgestorben waren und die Namen derselben trotz Adoption in der Kaiserzeit fast ganz verschwinden. So sehr war das früher in dieser Kaste und im Volke so zahlreich vertretene politische und kriegerische Talent um diese Zeit versiegt, degeneriert und ausgestorben, daß der Kaiserthron nur mehr durch wenige Generationen mit römischem Vollblute besetzt

werden konnte (Julier und Flavier), dann kamen sowohl als Kaiser als auch als hervorragende Feldherren und Staatsmänner nur noch Blut aus den Provinzen an die Reihe, und aus dem Verzeichnis der Namen der Konsuln und Senatoren verschwinden, wie gesagt, die berühmten Familien trotz Adoption und Bemühungen einzelner Kaiser, dieselben zu erhalten. Ebenso ergeht es den Familien des kriegerischen und Herrschertalentes im Mittelalter. Wie rasch die königlichen und fürstlichen Familien im Mittelalter in männlicher Linie ausstarben, ist bei der noch so barbarisch einfachen Lebensweise und der noch scheinbar unverbrauchten körperlichen und geistigen Kraft jener Zeiten fast tragisch zu nennen. Ebenso ergeht es aber den adeligen Familien, in denen das politische und kriegerische, ja so lange kein Mittelstand existierte, fast das Talent aller Künste konzentriert war. Wir haben diesbezüglich einen Anhaltspunkt in dem raschen Uebergang der Manneslehen. Aus den alten Chroniken kann man ersehen, wie auffallend schnell hier die berühmten Familien im Besitze wechselten, und daß daran das Aussterben in männlicher Linie den stärksten Anteil hatte. Der beste Beweis für das fast vollständige Aussterben des mittelalterlichen politisch führenden Talentes in männlicher Linie aber ist, daß es heute sehr wenige Adelsfamilien gibt, die imstande sind, in Wirklichkeit ihren Adel auf das Mittelalter zurückzuführen, und bei denen die Ansprüche auf ein so hohes genealogisches Alter auch einer strengen Kritik gegenüber standhalten würden. Wir haben aber hierüber auch genauere statistische Daten.

Lukas sagt: Die aufsteigende Bewegung der hohen Begabung einer ziemlich großen Zahl von Gründern von berühmten Geschlechtern macht fast immer bei der dritten Generation Halt, setzt sich selten auf die vierte Generation fort und überschreitet fast nie die fünfte. Dasselbe gilt für die absteigende Bewegung.

Benoiston de Chateauneuf weist nach, daß berühmte Adelsfamilien selten länger als durchschnittlich 300 Jahre, also beiläufig zehn Generationen dauern. Dasselbe Resultat ergeben seine Untersuchungen über das Aussterben der wohlhabenden talentierten Kaufmannsfamilien. Infolge von Adoptionen und Namensübertragungen haben viele solche hervorragende Familien wohl ihren Namen, aber nicht ihr Blut bis auf uns gebracht oder wenigstens nicht das Blut der männlichen Linie, sondern das der weiblichen Linie. Denn sehr häufig ist es Sitte gewesen, daß die weibliche Linie nach dem Aussterben eines berühmten Geschlechtes den Namen desselben ihrem neuen angehängt und daß dasselbe im Verlaufe der Generationen als der berühmtere auch der siegreiche und wieder alleinherrschende geworden ist. Die so zahlreichen Doppelnamen in unseren Adels- und auch in hervorragenden bürgerlichen Familien rühren fast immer daher, daß der eine Name davon ein altes, einst talentiertes oder geniales und darum berühmtes, aber in männlicher Linie ausgestorbenes Geschlecht repräsentiert, dessen Blut in der weiblichen noch fortdauernden Linie der Familie erhalten ist. Ein Beispiel bieten uns hierfür die heutigen Habsburger, ferner die weibliche Linie des Dichters Schiller usw.

Chateauneuf hat unter 230 berühmten Männern nur 20 gefunden, bei denen der Titel ununterbrochen neun- bis zehnmal auf den Erst-

geborenen überging. Bei der Noblesse de robe, also bei den talentierten Familien des Richterstandes, hat er im Durchschnitt eine Dauer von 170 Jahren für eine Familie gefunden. Venetianische Nobili gab es um 1569 2219 und im Jahre 1581 noch 1843; zu Addisons Zeiten 1705 nur noch 1500, obschon zu wiederholten Malen neue Familien in den großen Rat aufgenommen waren, so um 1643 81, zwischen 1684 und 1699 38. In der luchesischen Aristokratie, die von 1554—1799 herrschte, waren zuletzt so wenig Familien, daß man die Aemter nicht mehr voll besetzen konnte. Im neueren England sterben durchschnittlich jedes Jahr drei bis vier Peersfamilien aus, von den Baronetsfamilien sind 1611—1819 753 ausgestorben, 635 dauerten damals noch fort, 139 waren zur Pairie erhoben. Geradezu katastrophenartig gestaltete sich das Aussterben bei den degenerierten Familien des politischen Talentes in Italien im Zeitalter der Renaissance, wozu wohl die sehr ungünstigen politischen Verhältnisse und das tiefe Verderbnis, welches besonders zur Zeit der Renaissance-Päpste in allen Staaten Italiens herrschte, beigetragen hat. Bei Markantonio Altieri[1]) kann man die große Zahl der in wenigen Generationen ausgestorbenen hervorragenden Geschlechter Roms lesen und wie in Rom, so erging es damals allen Familien des politischen und kriegerischen Talentes in den Staaten Italiens.

Noch schneller als bei den hervorragenden talentierten Familien des Adels geht das Aussterben in den politisch talentierten Familien des Bürgerstandes vor sich, welche infolge ihres politischen oder Handels-Talentes in den Rang patrizischer Männer und zu großem, wenn auch mehr mobilen Reichtum und Besitz gekommen sind.

Die Reichsstadt Augsburg zählte im Jahre 1368 51 ehrbare Geschlechter. Nach 100 Jahren waren von diesen nur noch 13 und im Jahre 1538 noch 8 vorhanden. In diesem Jahre mußten die Geschlechter, da sie den Rat nicht mehr besetzen konnten, selbst um eine Vermehrung bitten. Es wurden 39 und nach einiger Zeit noch drei Familien neu aufgenommen. Von diesen 42 Familien waren nach 100 Jahren noch 12 übrig, während von den alten Familien noch 6 existierten.

Im ganzen gab es in Augsburg nach und nach 124 Geschlechter, von denen im Jahre 1649 noch 28 vorhanden waren.

Hansen hebt an dieser Stelle sehr richtig hervor, daß der Umstand, daß sich einzelne dieser Geschlechter so lange und sogar bis in die Gegenwart erhalten haben, sich nur dadurch erklären läßt, daß hervorragende Glieder derselben durch Handel und städtische Gewerbe ein großes Vermögen erworben, dann aber dieses durch Ankauf von Landgütern dem Wettbetrieb entzogen und sich dadurch länger vor dem finanziellen Tod, der beim mobilen Besitz schneller eintritt, geschützt haben. Alle heute noch existierenden Patriziergeschlechter sind schon seit Jahrhunderten in den Landadel übergegangen und dadurch auch der engeren Inzucht entrückt, wie sie in den wenigen Familien solcher Reichsstädte geherrscht hat.

In Nürnberg sind die Ehrbaren von den Patriziern unterschieden. Die letzteren sind der engere ratsfähige Kreis, also die eigentlich

[1]) Zitiert bei Gregorovius „Geschichte der Stadt Rom“ VII, S. 385.

führende Kaste. Im Jahre 1390 verzeichnet Ulmann Stromer 118 ehrbare Familien. 1490 vermerkt Hans Haller 112 Familien, von denen sich nur 49 bei Stromer finden, während 63 neue dazugekommen sind. 1511 hat Lazarus Holzschuher 82 ehrbare Familien, darunter nur 37, die schon bei Stromer vorkommen, und 23 neue.

Aus den gleichen Gründen, wie bei den Augsburger Familien, ist auch hier das Verhältnis bei den eigentlichen Patrizierfamilien etwas günstiger. Gerade in Nürnberg hielt der Stadtadel sehr auf seine Gleichberechtigung mit dem Landadel und suchte schon früh Güter zu erwerben, was durch das bedeutende Nürnberger Gebiet begünstigt wurde. Ja, im 17. Jahrhundert gaben diese Geschlechter auch den Großhandel auf und wurden faktisch zu einem abwechselnd in der Stadt und am Lande wohnenden Adel. Die Zahl des ratsfähigen Adels, des eigentlichen Patriziats betrug 1521 43, 1619 waren noch 33 vorhanden. Im 18. Jahrhundert wurden sieben Familien neu aufgenommen. Dennoch bestand ihre Zahl 1797 nur noch aus 23 Familien. Von diesen existieren heute noch zwanzig, von welchem Ulmann Stromer im 14. Jahrhundert aber nur 11 bekannt waren. Die hohe künstlerische Bedeutung und Beanlagung dieses Adels, die sich in zahlreichen Kunstdenkmälern der Stadt Nürnberg ausprägte, mag nicht zum wenigsten in dieser engen Inzucht und was noch wichtiger ist, in der Vorzucht der ehrbaren Geschlechter seinen tiefen Grund haben, da durch diese Einteilung in Patrizier und Ehrbare für die ersteren auch ein enges Sieb für die Auslese aus dem Bürgerstand sich einschob.

In anderen Reichsstädten sind die einst zahlreichen und mächtigen patrizischen Familien meist vollständig ausgestorben. So läuteten im Jahre 1848 in Lübeck bei einer Beerdigung zum letzten Male die sämtlichen Glocken, um der Stadt zu verkünden, daß der letzte Sproß aus patrizischem Geschlechte zu Grabe getragen wurde. Er war als Vereinsdiener gestorben.

Wie mit den Familien des politisch führenden und des kriegerischen Talentes, so geht es auch mit den talentierten Familien der übrigen Künste, nur daß uns hier keine solchen statistischen Notizen zu Gebote stehen. Doch haben wir auch bezüglich des Aussterbens des Talentes für bürgerliche Kreise keine so genauen Nachweise wie beim Adel, so genügt doch die Tatsache, daß es in allen größeren Städten nur sehr wenig hervorragende Familien gibt, die sich nachweisbar über einige Jahrhunderte erhalten haben. Dies läßt darauf schließen, daß es sich hier ebenso verhält, wie bei den Familien des politischen Talentes. Wie wir aber bei Lorenz sehen können, existiert auch hier ein sehr bemerkenswertes Beispiel an dem erst in neuerer Zeit hergestellten Stammbaum der Familie Triller. Es ist dies die Familie des durch den sächsischen Prinzenraub berühmt gewordenen Köhlers, dessen Nachkommen bekanntlich im Genuß einer für die Familie Triller bestehenden Stiftung, des sogenannten Triller-Korns sind. Hier ist — freilich lückenhaft — eine Nachkommenschaft vorgeführt, welche sich aus sehr tiefstehenden Berufen in mannigfachen Zweigen als Talente emporarbeitet. Da zeigt sich uns in wiederholten Fällen die Tatsache, daß diejenigen Nachkommen, die sich in den untergeordneten Lebens- und Beschäftigungszweigen halten, die Familie Triller fort-

pflanzen, während die in höhere Stände aufgestiegenen Familien in männlicher Linie aussterben.

An dieser Stelle ist es notwendig, über ein merkwürdiges Phänomen, welches sich beim Aussterben talentierter Familien in männlicher Linie nicht selten zeigt, zu sprechen. Es ist dies eine Erscheinung, wie sie auch häufig beim Tode des Einzelindividuums zu beobachten ist. Bevor nämlich das Leben endgültig erlischt, tritt oft ein merkwürdiges Aufflackern der Lebenskraft ein, welches sich durch ein auffallendes Wohlbehagen und eine Zunahme der bereits dahinschwindenden Kräfte manifestiert. Es gleicht diese Erscheinung dem letzten Aufflackern einer Flamme vor ihrem endgültigen Erlöschen. Es ist das natürlich keine Erscheinung, welche nur für die talentierten Familien charakteristisch wäre, aber sie tritt hier in etwas auffallenderer Weise auf. Es geht nämlich dem Aussterben einer Familie in den vorausgehenden Generationen sehr häufig eine merkwürdige geschlechtliche Ueberproduktion voraus, oder die Kraft eines bereits in Degeneration begriffenen talentierten Geschlechtes flammt noch in einer genialen Persönlichkeit, die alle guten und schlechten Charaktere der Familie in höchst potenzierter Weise besitzt, auf, um mit dieser Persönlichkeit selbst oder nach ein oder zwei Generationen darauf endgültig zu erlöschen. Die oben erwähnte geschlechtliche Ueberproduktion vor dem endgültigen Aussterben hervorragender Familien läßt sich natürlich nur wieder aus den Familien des politisch führenden Talentes nachweisen, da nur von diesen genau statistische Daten vorliegen. Bei Lorenz findet man eine derartige Zusammenstellung über dieses auffallende Phänomen.

So erzeugte Maximilian II. mit seiner Cousine 15 Kinder, worunter kräftige und zahlreiche Männer sich befanden, die jedoch keine männlichen legitimen Nachkommen mehr erzielten. Kaiser Leopold I. von 3 Frauen 10 Töchter und 5 Söhne, von welch letzteren bei voller Mannbarkeit wieder nur je ein Söhnlein abstammte, welche frühzeitig starben. Noch häufiger trifft man diese Erscheinung bei den zahlreichen Linien des Hauses Wittelsbach. So war es mit der Landshuter Linie unter Georg dem Reichen. Karl VI. verhinderte trotz 7 Kinder nicht das Aussterben des Mannesstammes. Die Pfälzischen Linien haben, bevor sie ausstarben, alle ungemein zahlreiche Familien gezeigt. Philipp von der Pfalz hatte 14 Kinder, darunter 9 Söhne, und mit 4 Enkeln erlosch der Stamm. In Pfalz-Neuburg besaß Philipp Wilhelm mit 2 Gemahlinnen 8 Töchter und 9 Söhne, von denen nur 8 Töchter und kein Sohn stammten. Ebenso starb Sulzbach nach zweimal wiederholter Generationsreihe von 9 Kindern aus. Karl Ludwig von der Pfalz hatte von 3 Frauen 6 Töchter und 11 Söhne, mit denen die Linie Simmern erlosch, der letzte Pfalzgraf von Velding hatte 6 Schwestern und 4 kinderlose Brüder, 6 Töchter und 5 kinderlose Söhne[1]).

Dies ist also das gewöhnliche Schicksal, welches die talentierten Familien in ihren männlichen Linien trifft. Es treten aber besonders für die politisch führenden talentierten Familien Zeiten auf, wo das sonst langsame Aussterben dieser Familien eine akutere Form annimmt

[1]) Siehe weitere Beispiele bei Prof. Lorenz, Lehrbuch der Genealogie, S. 483.

und diese Familien durch eine Katastrophe geradezu dezimiert oder wirklich fast ausgerottet werden. Man hat solche Katastrophen der talentierten politisch führenden Familien „die Ausrottung der Besten" genannt, und diese Phrase hat, seit sich die Geschichte dem Einfluß einer naturgeschichtlichen Auffassungsweise nicht mehr entziehen kann, auch in die Werke neuerer Geschichtsforscher Eingang gefunden. Sie ist aber streng genommen unrichtig, weil es naturgeschichtlich eine Ausrottung des wahren gesunden Talentes nicht gibt. Ist ein Volk und sein politisch führendes Talent in den oberen Kasten noch gesund, so ist es, auch wenn es ein kleines Volk ist, fast unbezwingbar. Meistens sind aber bei diesen Katastrophen die talentierten Familien bereits in einem Degenerationsstadium begriffen, sind also im wahren Sinne des Wortes keine „ἄριστοι" mehr, sind vielmehr unwürdige Epigonen talentierter Vorfahren und die Katastrophe ist eben nichts anderes, als das gewöhnliche naturgesetzliche Schicksal des in Degeneration begriffenen Talentes, nur in etwas akuterer Form. Ein gesundes Volk mit noch gesunden oberen Kasten ersetzt das Talent, welches in solchen politischen Katastrophen dezimiert wird, sehr rasch, weil ja die weiblichen Linien des Talentes gewöhnlich erhalten bleiben, also die wichtigere Erbschaftsmasse durch die Katastrophen nicht tangiert wird und die zur Regeneration notwendigen Wurzelcharaktere im Volke stets vorhanden sind. Hat aber die Degeneration den Mittelstand und den Bauernstand ergriffen, dann wird eine solche Katastrophe für ein Volk tödlich sein, weil damit die Züchtung des führenden Talentes nachläßt, also bei einer Katastrophe eine Regeneration der talentierten Familien nicht mehr so leicht möglich ist. Ein gesunder kräftiger Bauernstand und ein ebenso beschaffener Mittelstand das sind eben die Wurzeln für die Züchtung der talentierten Familien in allen Künsten, und solange diese Wurzeln intakt bestehen, wird es einem Staat nie an wahren Talenten fehlen.

Die naturgeschichtliche Katastrophe, welche die talentierten Familien dahinrafft und mit dem Aussterben in männlicher Linie endet, beginnt gewöhnlich mit der finanziellen Katastrophe, d. h. die Familie verliert infolge Nachlaß des Talentes ihren Reichtum und rückt in niedere Stände herab. Diese Katastrophe ist natürlich dort am auffallendsten, wo das größte mobile Vermögen sich ansammelt, in den Häusern der talentierten Kaufleute. Hier fürchtet man, wie Roscher sagt, von jeher die dritte Generation, was schon das alte Sprichwort über solche Häuser ausdrückt: Der Vater (das Talent) erwirbt, der Sohn erhält und der Enkel vertut. Wenn auch die finanziellen und biologischen Katastrophen in diesen Familien des kaufmännischen Talentes in der Regel etwas langsamer vor sich gehen, so wissen wir doch heute nach den statistischen Forschungen Hansens (Die drei Bevölkerungsstufen), daß der Verbrauch und der finanzielle Ruin in den oberen Ständen, dort, wo keine künstlichen Schutzwehren bestehen, ein viel rascherer ist, als man gewöhnlich glaubt. Das Gesetz der natürlichen Auslese waltet hier zu Zeiten mit seiner ganzen Schärfe. Und wenn es auch das politische Talent und der Kapitalismus verstanden hat, in dem Fideikommiß und in den Aktiengesellschaften eine Art von finanzieller Schutzwehr gegen solche Katastrophen zu schaffen, und sich dadurch die talentlosen und degenerierenden Nachkommen solcher politischer und finanzieller

Talente länger in Machtstellungen erhalten, als ihnen naturgemäß zukommt, so ist dies doch nur eine kurze Täuschung, da der politische und finanzielle Tod in der Regel dadurch doch nur verzögert und nicht aufgehalten wird. Vor allem aber gibt es keinen Schutz gegen das Aussterben in männlicher Linie, ja der Reichtum und die Macht bei solchen degenerierten Familien beschleunigt infolge des unnatürlichen Lebens geradezu das Aussterben.

Hätten wir ein anschauliches Bild von dem raschen Umschwunge des sogenannten „Glücksrades", auf dem von jeher die Familien der führenden Kasten, also des Talentes, auf- und absteigen, so würde selbst ein fanatischer Anhänger der Sozialdemokratie sich wundern, wie gründlich und rasch die Naturgesetze hier ihre unaufhaltsamen Wirkungen ausüben, und daß es eigentlich ganz überflüssig ist, das Tempo desselben besonders zu beschleunigen. Naturgeschichtlich gibt es keine lächerlichere Phrase, als die zwei Hauptschlagworte der Sozialdemokratie „Gleichheit und Brüderlichkeit". Denn das erste würde die Aufhebung der Züchtung des Talentes und Genies bedingen, ja zur Voraussetzung haben. So lange das aber nicht möglich ist, ist es auch nicht möglich, ein anderes Verhältnis unter den Menschen zu erhalten, als das des Herrn und des Knechtes. Mag auch das Verhältnis in Wirklichkeit unter tausend verschiedenen Formen verschleiert und verdeckt werden, das Talent wird doch stets der natürliche Herrscher bleiben. So lange es weibliche Linien des Talentes gibt — und die werden nie aussterben — so lange wird es also auf der Erde auch immer eine Herren-Schicht geben. Zu den talentierten Familien wird auch stets die Macht und der Reichtum sich hinziehen und wird das natürliche Recht der geistigen Führung dieser Familien dadurch unterstützt werden. Aber es ist das unbestrittene und naturgeschichtlich begründete Recht jedes Volkes, zu verlangen, daß alle künstlichen Hemmungen im Auf- und Absteigen der talentierten Familien und Kasten entfernt und dem von der Natur so wie so stets eingeleiteten Ausleseprinzip der Unfähigkeit freier Lauf gelassen wird. Das Volk hat stets das naturgesetzlich begründete Recht, vom wirklichen Talent geführt zu werden, sei dies nun ein selbstgezüchtetes oder ein fremdes, durch Eroberung ihm aufgezwungenes. Alle Revolutionen in der Naturgeschichte der Kulturmenschheit sind im Grunde genommen niemals etwas anderes gewesen, als Reaktionen gegen die unnatürliche Tatsache, daß die Führer- und Herrenrechte, und die nur dem wahren Talente von Natur aus zugehörige größere Menge der Güter von talentlosen und bereits degenerierenden Familien und Kasten auf Grund der Verdienste talentierter Vorfahren und künstlicher Gesetze beansprucht, und der berechtigte Anspruch aufstrebender Talente auf die Führerschaft dadurch gehemmt wird. Solche Revolutionen können schon darum nicht aufgehalten werden, weil sie eigentlich nichts anderes darstellen, als einen nur künstlich etwas beschleunigten Naturprozeß, der also unter allen Verhältnissen, wenn auch weniger stürmisch, vor sich gehen würde. Dieses „sich am-Ruder erhalten-wollen" unfähiger talentloser Familien, das ist das Unrecht aller oberen Kasten in Degenerationszeiten derselben gewesen. Die Geschichte lehrt uns aber, daß dieses Unrecht, wenn das Volk noch gesund und willenskräftig war, niemals lange geduldet worden ist.

B. Das Aussterben der männlichen Linien des Genies.

Ich habe bereits auf den Unterschied hingewiesen, der bezüglich des Aussterbens der männlichen Linie zwischen Talent und Genie besteht. Schon den Alten fiel die akute tragische Art und Weise des Schicksals auf, dem die Nachkommen des Genies verfielen. Sie hielten diese für eine Strafe der Götter und eine Folge des Neides derselben für die Anmaßung des Genies, ihnen in dem Hervorragen gewisser Charaktere ähnlich sein zu wollen; „dieser Zorn der Götter treffe das Geschlecht des Genies wie ein Blitz einen hohen Baum trifft und strecke es dahin“ (Aelian).

Wenn wir nun nach der Ursache dieser auffallenden Erscheinung forschen, so kommen wir bald zur Ueberzeugung, daß hier viele Ursachen zusammenwirken müssen, um das in der Geschichte der menschlichen Kultur so merkwürdige Phänomen zu erklären. In dem früheren Aufsatze habe ich das Genie als die extremste Züchtung der menschlichen Intelligenz, die jeweilig erreichbar ist, bezeichnet, welche gleichsam die Marke angibt, bis zu welcher Höhe in einer bestimmten Kulturepoche die Züchtung der wichtigsten menschlichen Charaktere der Intelligenz getrieben werden kann. Solche extreme Züchtungen einzelner Charaktere sind in der ganzen organischen Welt mit der Gefahr verbunden, daß sie die Grenze der harmonischen Bildung leicht überschreiten und in das Disharmonische, Pathologische hinüberschwanken. Da sich in der Natur die Extreme überall berühren und darum gerade bei extremen Züchtungen Rückschläge bei der Deszendenz sehr leicht eintreten, so erklärt sich hieraus schon der auffallende Unterschied, der gewöhnlich zwischen der Intelligenz des Genies und der seiner Nachkommen besteht, und der ohne die Annahme einer bereits disharmonischen Züchtung bei letzteren nicht leicht erklärlich wäre. Wenn es auch keinem Zweifel unterliegt, daß disharmonische oder pathologische Prozesse lokaler oder allgemeiner Natur eine Unfruchtbarkeit zuweilen wohl hervorrufen können, so könnte dies aber nicht so regelmäßig der Fall sein, — abgesehen davon, daß wir genug Genies kennen, bei denen wir nichts Pathologisches nachweisen können und deren Deszendenz doch dem gleichen Schicksal unterliegt.

Wenn auch bei der Züchtung des Genies, wie wir wissen, die Inzucht wenigstens von einer Seite der Ahnenreihe vorhanden sein muß, so können wir hier doch nicht, wie beim Talent, die Folgen der Inzucht, also das Nachlassen der geschlechtlichen Reproduktionskraft für das Aussterben der männlichen Linie beschuldigen, weil wir beim Genie in der diesbezüglich maßgebenden letzten Ahnenreihe stets eine Blutmischung verschiedener Stände, Stämme oder Nationen vor uns haben, welche unter normalen Verhältnissen gerade das Gegenteil — eine Zunahme der geschlechtlichen Reproduktionskraft — hervorrufen müßte, wie wir dies ja bei Blutmischungen im ganzen Tierreich regelmäßig beobachten können. Es muß also hier noch ein anderer Faktor zur Geltung kommen, welcher dieses rapide Aussterben der männlichen Linie des Genies bewirkt. Wie wir aus den Erscheinungen beim Eintreten der Pubertät und den Folgen der Kastration bei Menschen und Tieren beobachten können, besteht zwischen Gehirn und Geschlechtsdrüsen ein gewisser Zusammenhang, dessen physio-

logische und biologische Bedeutung aber noch nicht genügend erkannt ist. Das Gehirn sowohl als die Geschlechtsdrüsen sind zweifellos diejenigen Organe des Körpers, welche zu ihrer physiologischen Tätigkeit die intensivsten und feinsten Kräfte des Organismus beanspruchen und darum auch als die zwei wichtigsten Konkurrenten im Kräfteverbrauch des Organismus sich gegenseitig am ehesten zu hemmen imstande sind, besonders wenn das normale Gleichgewicht einmal gestört ist. Im ganzen Tier- und Pflanzenreich kann man nun die Beobachtung machen, daß zwischen physiologischer Hochzucht und Geschlechtsreproduktion ein antagonistischer Zusammenhang besteht, und daß auf diesem Felde das überall beobachtete lex parsimoniae naturae ganz besonders zur Geltung kommt. Durch die extreme Züchtung schon des Talentes, aber noch mehr des Genies scheint also im Wege der Wirkung dieses Gesetzes eine derartige Schwächung der geschlechtlichen Reproduktionskraft einzutreten, daß schon eine Kinderlosigkeit beim Genie eine nicht seltene Erscheinung ist, noch mehr aber, daß die männliche Eizelle im Kampfe mit der weiblichen bei der Tendenz, das eigene Geschlecht durchzusetzen, immer seltener Siegerin bleibt und diese Tendenz bei der Deszendenz fast ganz unmöglich wird, wodurch entweder nur mehr weibliche Nachkommen erzeugt werden oder Unfruchtbarkeit eintritt. Das häufige Auftreten pathologischer Zustände beim Genie selbst oder bei seiner Deszendenz macht sich, wie das in allen Familien zu beobachten ist, auch noch durch eine größere Kindersterblichkeit geltend, was natürlich bei der an und für sich wenig zahlreichen Nachkommenschaft des Genies und bei dem Umstande, daß dabei die männliche Deszendenz auch noch als die weniger widerstandsfähige sich erweist, für die Erhaltung der männlichen Linie um so deleterer sein muß.

Für diese Annahme würde auch sprechen, daß Ausnahmen von dieser Regel am ehesten noch bei den Genies jener Künste und jener Zeiten vorkommen, wo die Lebensführung eine mehr einfache, die disharmonische Züchtung zwischen Körper und Geist eine nicht so unnatürliche ist, wie dies in den Zeiten eines höheren Kulturlebens der Fall ist und darum auch die geschlechtliche Entwicklung nicht auf Kosten der Entwicklung des Intellektes gehemmt wird. Wir sehen, daß dies in den gesunden Jugendzeiten der alten Kulturvölker, z. B. bei den Griechen, vorgekommen ist und auch in jenen Ständen, wo man die Pflege des Körpers nicht auf Kosten des Geistes vernachlässigt hat. Immerhin bleibt aber auch in solchen Fällen die längere Lebensdauer der männlichen Linien des Genies eine der seltensten Erscheinungen.

Es scheint nun, daß das Genie eine instinktive Ahnung von dem unaufhaltsamen Schicksal hat, welches seiner Nachkommenschaft beschieden ist. Dies würde uns die merkwürdige Tatsache erklären, welche aus den Biographien zahlreicher Genies hervorgeht, daß für das Genie die sonst jeden Menschen so wichtige Frage des Fortpflanzungstriebes und der Erzeugung einer legitimen Nachkommenschaft keine so hervorragende Rolle spielt. Während sich das Talent in dieser Frage ganz normal verhält, bemerken wir beim Genie nicht selten eine starke Abneigung gegen die Ehe und ist auch sein Verhalten gegen das weibliche Geschlecht mitunter von Eigenheiten begleitet, die es auch hier von der gewöhnlichen Menge der Menschen unter-

scheidet. Diese Erscheinung ist um so auffallender, als wir dabei die Beobachtung machen können, daß die hervorragende Erbschaftsmasse sowohl des Talentes als des Genies für die Zuchtwahl einen das weibliche Geschlecht sonst sehr anziehenden sekundären Geschlechtscharakter darstellt, wodurch es bedingt ist, daß das weibliche Geschlecht besonders dem Genie mehr entgegenkommt, als dies sonst dem männlichen Geschlecht gegenüber der Fall ist.

Auffallend ist, wie gesagt, auch beim Genie, wenn es sich entschließt, eine Ehe einzugehen, die nicht seltene Kinderlosigkeit oder ein im Verhältnis zur Norm schwacher Kindersegen. Man könnte nun versucht sein, dieses Symptom auf das widrige Schicksal zu schieben, unter welchen das Genie sehr häufig, gerade in besten Mannesjahren zu leiden hat, wodurch möglicherweise die Freude am Hervorbringen einer zahlreichen Nachkommenschaft beeinflußt wird. Wenn wir aber sehen, daß auch die Genies auf dem Throne, wo doch alle Verhältnisse die Wünsche nach einer zahlreichen Nachkommenschaft begünstigen, diesen auffallenden Mangel an Kindersegen aufweisen, so müssen wir zugeben, daß hier tiefere somatische Gründe diese Erscheinung hervorbringen. Wenn auch die Nachkommenschaft des Genies bei Lebzeiten desselben unter dem widrigen Schicksal und dem Hasse der zahlreichen Gegnerschaft zu leiden hat, so tritt doch, wie wir sehen können, gewöhnlich schon in der nächsten Generationsfolge der Umschlag zugunsten des Genies ein und durch den steigenden Ruhm, welcher nicht selten auch von materiellen und anderen Vorteilen begleitet ist, wird der Kampf ums Dasein den Nachkommen des Genies häufig erleichtert, wozu auch noch der Wunsch kommt, den nun berühmten Namen am Leben zu erhalten. So wurden z. B. die Enkel Goethes baronisiert und der Sohn des Columbus zum Herzog erhoben, obwohl sie ganz gewöhnliche Durchschnittsmenschen waren und kein anderes Verdienst besaßen, als das Genie zum Ahnen gehabt zu haben.

Alles das kann aber das eherne Naturgesetz nicht hindern, seinen Weg zu gehen und wir sehen, daß selbst unter solchen günstigen Verhältnissen die männliche Linie des Genies selten die dritte Generation, noch seltener aber eine längere Generationsreihe erreicht.

Da die talentierte Anlage vererbbar und gewöhnlich in einer und derselben Familie in mehreren Linien zur Erscheinung kommt, so ist auch die künstlerische Erbschaftsmasse in zahlreichen weiblichen Linien vertreten und man kann, so schwer oder unmöglich auch der genealogische Beweis hierfür im einzelnen Fall zu erbringen ist, doch es als ein Naturgesetz hinstellen, daß eine talentierte Familie in weiblicher Linie sehr selten ausstirbt, also die künstlerische Erbschaftsmasse einer talentierten Familie fast nie ganz verloren geht. Auch hierin unterscheidet sich die geniale Familie von der talentierten. Da das Genie beinahe nur auf e i n e Erscheinung in e i n e r Generationsreihe beschränkt bleibt und ein zweimaliges Auftreten des Genies in ein und derselben männlichen Linie zu den größten Seltenheiten in der Naturgeschichte des menschlichen Geistes gehört, so ist bei der schwachen Kinderzahl, die in den genialen Familien herrscht, die Gefahr groß, daß auch die weibliche Linie des Genies ausstirbt. Wir sind nun leider diesbezüglich meistens nur auf die Nachrichten über die erste Generation angewiesen, und über die weiblichen Linien

des Genies fehlen sehr häufig die späteren Nachrichten. Aber aus dem, was hierüber vorhanden ist, ergibt sich, daß beim Genie die weibliche Linie auch wirklich nicht selten dem Aussterben unterliegt.

Wir haben uns nun noch etwas eingehender mit der Frage zu beschäftigen, warum das Schicksal des Aussterbens der talentierten und genialen Familien vorwiegend die männlichen Linien derselben betrifft und die weiblichen Linien, wenigstens die des Talentes, regelmäßig am Leben bleiben. Ich habe früher erwähnt, daß die männlichen Linien hauptsächlich darum aussterben, weil bei der Deszendenz der talentierten und genialen Familien wahrscheinlich die Fähigkeit der männlichen Eizelle erlischt, ihr Geschlecht im Kampfe mit der weiblichen Eizelle durchzusetzen. Dies dürfte beim Genie wenigstens nicht der einzige Grund sein, sondern wir müssen, wie gesagt, hier schon tiefere somatische Veränderungen annehmen, denen die männlichen Linien des Genies mehr ausgesetzt sind, als die weiblichen. Wir können sehen, daß zwei Organe im Kulturleben besonders dem Mißbrauch unterliegen und darum auch vorzugsweise der pathologischen Degeneration verfallen. Es sind dies das intellektuelle Organ das Gehirn und die Geschlechtsorgane. Wir können auch konstatieren, daß sowohl in bezug auf die Hochzüchtung der mit diesen Organbetätigungen zusammenhängenden Charaktere, als auch in bezug auf den Mißbrauch der Organe im Kulturleben eine Arbeitsteilung bei beiden Geschlechtern eingetreten ist. Wenn auch durch die zweielterliche Vererbung der Nutzen dieser Hochzucht sowohl als auch der Schaden des Mißbrauches beiden Geschlechtern zukommt, so partizipiert doch jedes Geschlecht aus biologischen Gründen in verschiedener Weise an den Folgen derselben und wir können deutlich sehen, daß der Schaden des höheren Kulturlebens und der Mißbrauch desselben das männliche Geschlecht weit mehr trifft, als das weibliche.

Da das intellektuelle Zentralorgan nicht nur biologisch das wichtigste, sondern auch somatisch das empfindlichste Organ ist, so muß auch unter der Schädigung desselben durch Mißbrauch das männliche Geschlecht mehr leiden, als das weibliche. Dies zeigt sich schon in dem verschiedenen Verhalten der Geschlechter bei Erkrankungen des Zentralnervensystems im Kindesalter, ferner durch die viel geringere Beteiligung des weiblichen Geschlechtes an den Geisteskrankheiten, besonders an den schweren Formen derselben. Dazu kommt noch die im allgemeinen bessere hygienische Lebensweise des weiblichen Geschlechtes, die seltenere Schädigung des Organismus durch Nervengifte, Alkohol usw., vor allem aber der größere Schutz desselben vor den Schädlichkeiten des harten Kampfes ums Dasein, die vorzugsweise das männliche Geschlecht treffen. Durch alle diese Verhältnisse ist es bedingt, daß in Degenerationszeiten die weiblichen Linie viel weniger von den Degenerationssymptomen (welche ja hauptsächlich das Gehirn und seine Fähigkeiten betreffen) leidet, als das männliche Geschlecht. Die Frauen fangen darum in diesen Zeiten, wie schon Aristoteles bemerkt hat, an, gegen das wirtschaftliche Abhängigkeitsverhältnis vom mehr degenerierten Manne zu revoltieren. Emanzipationbestrebungen des weiblichen Geschlechtes hängen daher stets mit Degenerationsperioden des intellektuellen Organs beim Manne zusammen. Aber auch von dem Schaden

bei der disharmonischen Hochzüchtung der geschlechtlichen Sphäre fällt dem männlichen Geschlecht der größere Teil des Schadens zu, obwohl hier die Hochzüchtung hauptsächlich eine Arbeit des weiblichen Geschlechts ist. Denn beim weiblichen Geschlecht wird der Mißbrauch und die Betätigung disharmonischer Geschlechtstriebe durch strengere Sitten und Gebräuche, die auch die Männer im eigenen Interesse aufrecht halten, im Zaume gehalten, während es für die Betätigung krankhafter, erhöhter und perverser Triebe beim männlichen Geschlecht durch seine größere Freiheit viel geringere Hemmnisse gibt. Dadurch kommt es, daß das männliche Geschlecht gerade in Degenerationszeiten auch in geschlechtlich perverser Richtung sich mehr hervortut als das weibliche, obwohl das letztere als die eigentliche Quelle der Züchtung und Vererbung des bis in das Pathologische gesteigerten Geschlechtstriebes naturgeschichtlich angesehen werden muß. Es ist damit natürlich nicht gesagt, daß die weiblichen Linien des Talentes und Genies in Degenerationszeiten nicht auch stark von der Degeneration berührt werden, ja einzelne Erscheinungen dieser Degeneration beweisen das in sehr auffallender Weise, da das Weib, wenn einmal entartet, auch hier, wie im Guten den Mann zu übertreffen imstande ist. Die Geschichte der Degenerationszeiten hat uns das Andenken solcher Messalinen in nicht wenigen Exemplaren aufbewahrt. Doch sind dies immer nur starke Minoritäten und im ganzen und großen ist das Gesetz, das in der ganzen belebten Natur gilt, daß das weibliche Geschlecht bei der natürlichen Auslese stets das geschontere ist, auch beim Menschen in Wirksamkeit. Also auch die weiblichen Linien des Talentes und Genies unterliegen in solchen Zeiten einer schärferen natürlichen Auslese; aber diejenigen, die übrig blieben und sich mit den aufstrebenden, noch gesunden männlichen Linien der unteren Stände verbinden, erfahren regelmäßig in ihrer Deszendenz eine Regeneration und erhalten auf diese Weise in ihren Linien den erworbenen Kulturschatz an höher gezüchteten Gefühlen.

Fragen wir uns nun, welche kulturhistorischen Wirkungen dieses Naturgesetz des Aussterbens der männlichen Linien des Talentes und Genies haben muß, so mag der oberflächliche Beobachter da leicht zur Meinung kommen, daß durch diese „Ausrottung der Besten" der Kulturmenschheit im allgemeinen und einer bestimmten Nation und deren Kulturblüte im besonderen ein unersetzlicher Schade erwachsen müsse. Dieser Glaube müßte um so stärker sein, je mehr man der Ansicht wäre, daß die Hauptvererbung der künstlerischen Anlage bei der männlichen Linie liege und mit dem Aussterben der männlichen Linie die wichtigere Erbschaftsmasse verloren ginge. Der Meinung waren, wie wir sehen können, alle alten Kulturvölker und wenn das Aussterben einer berühmten talentierten Familie in der männlichen Linie als ein nationales Unglück und als ein unersetzlicher Verlust für das ganze Geschlecht angesehen wurde, so hat neben den religiösen Einflüssen bezüglich des Ahnenkultus auch gewiß diese Meinung ihren Teil dabei. Wir sind aber heute in der Lage einzusehen, daß das Aussterben der männlichen Linien des Talentes und Genies weder ein besonderer Verlust für die Menschheit im allgemeinen, noch für die Kulturblüte einer Nation im besonderen ist. Erstens sterben die talentierten Familien in der Regel, wie gesagt, erst dann aus, wenn

sie die Höhe ihrer künstlerischen Beanlagung längst überschritten und bereits im Niedergang und in der Erstarrung, Rückbildung und Degeneration begriffen sind.

Diese Degeneration betrifft aber, wie wir sehen können, mehr die Wurzelcharaktere des Talentes und Genies, die Energie des Willens, den Fleiß, das Orientierungsvermögen usw., welche Charaktere leichter durch die aus dem Volke aufstrebenden männlichen Linien ersetzbar sind. Dagegen bleibt die viel langsamer zu züchtende und darum auch schwerer zu ersetzende Erbschaftsmasse der künstlerischen Gefühle in den weiblichen Linien des Talentes und Genies, wenn auch häufig in latenter und abgeschwächter Form, erhalten. Diese weiblichen Linien unterliegen auch, wie wir konstatieren konnten, nicht nur weniger der körperlichen und geistigen Degeneration, sondern auch der natürlichen Auslese bei Krankheiten usw. Für die weitere Uebertragung dieser künstlerischen Erbschaftsmasse auf spätere, wieder regeneriertere Generationen ist aber auch der Umstand wichtig, daß diese aus einer Degenerationsperiode herübergeretteten höheren Kulturganglien durch die übrig gebliebenen weiblichen Linien des Talentes eine viel intensivere Verbreitung in verschiedenen Ständen und Nationen finden, als dies durch männliche Linien der Fall sein könnte.

Nur wenn eine talentierte Familie in der Höhe ihrer gesunden Züchtung durch eine Vis major dahingerafft würde, könnte man von einem Verlust für die Kaste oder das Volk sprechen. Ein noch geringerer Verlust ist in der Regel das Aussterben der männlichen Linien des Genies. Nicht nur, daß hier der intellektuelle Niedergang bei der Deszendenz ein viel rapiderer und auffallender ist, die geniale Anlage in der Regel so wie so sehr selten vererbbar ist, so erfährt auch die Züchtung des Genies durch das Aussterben der männlichen und auch der weiblichen Linien gar keine Unterbrechung, solange es Stände gibt, wo tüchtige Wurzelcharaktere gezüchtet werden und solange die weiblichen Linien des Talentes ihre künstlerische Erbschaftsmasse an hochgezüchteten Gefühlen rein erhalten. Erst mit dem Ruin des Bauern- und Mittelstandes und mit einer fortwährend ungünstigen Vermischung der weiblichen Linie des Talentes beginnt der Nachlaß der Züchtung des Talentes und damit auch der Nachlaß der Züchtung des Genies.

In den gesunden Zeiten dieser beiden Stände und bei Reinhaltung der nationalen künstlerischen Erbschaftsmasse in den weiblichen Linien des im Mannesstamme ausgestorbenen oder noch blühenden Talentes in den oberen Ständen ist daher das Aussterben der männlichen Linie des Talentes und Genies ohne den geringsten Einfluß auf den Kulturzustand eines Volkes, weil stets für einen raschen Ersatz derselben gesorgt ist.

Wie aber für den individuellen Menschen der natürliche Tod und der natürliche Marasmus senilis nichts Schreckliches an sich hat, wenn die Lebensführung eine naturgemäße war und die Qualen des Alters und des Sterbens fast immer eine selbstverschuldete Folge seiner eigenen unnatürlichen Lebensführung oder der seiner Vorfahren sind, so verhält es sich auch mit dem Aussterben der männlichen Linien der talentierten Familien. Nicht in dem natürlichen Altern und dem Tode der männlichen Linie einer talentierten Familie liegt das biologische

Unglück, sondern in der selbstverschuldeten Voreiligkeit dieses Todes und in der häufig schrecklichen Art und Weise, in der das Altern und der Tod der männlichen Linie der talentierten Familien eintritt. Würden die männlichen Linien der talentierten Familien in hygienischer und sozialer Beziehung ein natürlicheres Leben führen, so würde das Altern und der notwendige Ausleseprozeß zwar auch nicht aufgehalten werden, aber viel langsamer und auf eine natürlichere Weise vor sich gehen. Auch die sozialen Katastrophen, wenn sie auch besonders bei den Familien des primären politischen Talentes nicht ganz vermieden werden könnten, würden viel von ihrer natürlichen Schärfe verlieren und nicht von so fürchterlichen Folgen für das Volk sowohl als die führenden Kasten selbst begleitet sein, wie dies leider die Regel bei diesen sozialen und politischen Revolutionen ist.

Bis jetzt lehrt aber die Geschichte, daß gerade jene talentierten Kasten und Stände, denen die Lebensdauer ihrer Familien am meisten am Herzen liegt und welche die Erhaltung derselben durch alle möglichen äußeren staatlichen und finanziellen Vorsichtsmaßregeln anstreben, die wichtigste Bedingung hierzu, eine naturgemäße Lebensführung, am meisten vernachlässigen und dadurch gerade das Gegenteil von dem herbeiführen, was sie mit so großer Sorgfalt verhüten wollen und wofür sie sich im scharfen Kampfe ums Dasein so sehr bemühen. Wie beim einzelnen Individuum in der Regel, wenn wir von den Sünden der Väter absehen, die Lebensdauer und das Schicksal seines Alters eine Folge seiner vernünftigen oder unvernünftigen Lebensführung ist, so haben auch alle Familien und Kasten im Alter das Schicksal und den Tod, welche sie durch ihr soziales und hygienisches Leben durch Generationen sich verdient haben. Auch bei diesen Katastrophen der degenerierten Familien des Talentes und Genies haben die Menschen stets das grausame Schicksal und die Ungerechtigkeit der Götter und der Natur angeklagt. Aber wie wir deutlich sehen können, geht alles hier seinen natürlichen und gesetzlichen Weg und wenn hier von einer Grausamkeit gesprochen werden kann, so ist es nur die Grausamkeit und Rücksichtslosigkeit, mit der der Mensch durch Generationen mit seinem sozialen und hygienischen Erbschaftskapital verfährt und dasselbe zum Schaden seiner Deszendenz verschwendet, wobei er sich dann nicht wundern darf, wenn endlich die Natur ihre Konsequenzen zieht und die scharfen unerbittlichen Auslesegesetze trotz aller menschlichen Hemmungen wieder einmal katastrophenartig in ihr natürliches Recht treten.

Es obliegt mir noch, das rasche, fast plötzliche Aussterben der männlichen Linie des Genies statistisch nachzuweisen.

Wir sind über das Aussterben der männlichen Linien des Genies darum besser unterrichtet, weil sich ja von der Zeit an, als der Ruhm des Genies gesichert ist, die Menschen für die Nachkommen desselben mehr interessieren, als dies beim Talent der Fall ist. Bei dem geringen Bestand der Literatur, die uns aus dem Altertum gerettet wurde, ist es begreiflich, daß auch die Nachrichten über die Nachkommen des Genies aus dieser Zeit sehr mangelhaft sind. Bei dem hochentwickelten genealogischen Sinne der alten Kulturvölker ist aber das Schweigen der späteren Generationen auch wenigstens indirekt als Zeugnis zu verwenden, daß die männliche Linie ausgestorben ist. Wenn z. B. von

Moses Nachkommen in der ganzen Bibel nie mehr die Rede ist, während wir von Nachkommen des Aron, seines Bruders, hören und sonst überall in der Bibel die Gewohnheit herrscht, die Stammbäume möglichst hoch hinauf an berühmte Namen anzuknüpfen, so werden wir auch ohne direkte Nachrichten nicht irre gehen, wenn wir annehmen, daß die männliche Linie der zwei Söhne Moses, von denen die Rede ist (2. M. 2, 22), bald ausgestorben ist. Wir sehen ja auch sonst, daß sich ein Volk um den Ruhm eines nationalen Genies wegen auch der Nachkommen liebevoll annimmt, und wir können beobachten, daß manches sehr mäßige Talent eines Sohnes oder Enkels nur des genialen Vaters oder Großvaters wegen in der Halle des Nachruhms zur Aufzeichnung gekommen ist.

Etwas reichlicher fließen die Nachrichten aus dem späteren Mittelalter. Aber ganze Gewißheit über das Schicksal der männlichen Linien des Genies erhalten wir erst aus der Neuzeit. Erst in dieser Zeit können wir mit Sicherheit das Gesetz erkennen, daß die männlichen Linien des Genies in der Regel die dritte oder vierte Generation nicht erreichen. Aus einzelnen Fällen im Altertum und dem Mittelalter könnte man zwar annehmen, daß unter ganz günstigen Verhältnissen und bei einer großen ererbten Gesundheitsanlage die männlichen Linien des Genies sich länger am Leben erhalten. Aber wie man sehen kann, sind die wenigen Beispiele hierfür keine Genies ersten Ranges und müssen wir dabei denken, daß Unterschiebungen und Ehebruch auch nicht zu den Seltenheiten in der menschlichen Ehe gehören. Aus dem Altertum konnte die lange Dauer der männlichen Linie des genialen Davids angeführt werden. Mit Sicherheit ist dieselbe in der Bibel bis zur 16. Generation erwähnt, das neue Testament hat diese aus bekannten Gründen aber bis zur 26. Generation künstlich verlängert. Aus dem Mittelalter und der Neuzeit war es mir nur möglich, zwei Fälle zu entdecken, wo die Nachkommen der männlichen Linie des Genies noch heute leben. Es ist das die männliche Linie des großen Kurfürsten und des Malers Lukas Cranach. Die männliche Linie des letzteren war bis auf den einzigen Polykarp Lukas von Cranach zusammengeschmolzen, der aber 14 Kinder hatte, von denen einzelne männliche Linien nach Lindau[1]) heute noch leben sollen. Auch in China sollen von der männlichen Linie des Confucius zahlreiche Nachkommen heute noch leben. Dieses wäre aber dadurch zu erklären, daß Confucius nach allem, was wir von ihm wissen, kein religiöses Genie, sondern nur ein hervorragendes Talent war, und daß in China wegen der sehr naturgemäßen und hygienischen Lebensführung auch die Lebensdauer der Familien der oberen Kaste im allgemeinen eine überaus lange sein soll.

Diese sind die wenigen Fälle, die mir als Ausnahmen von der Regel, daß die männlichen Nachkommen des Genies die dritte Generation selten überleben, bekannt geworden sind. Wie man aus nachfolgender Liste sehen kann, betrifft der statistische Beweis, den ich hier beifüge, fast nur erstklassige Genies und die Zahl derselben kann beliebig vermehrt werden. Ich habe nur die allgemein bekannten ausgewählt.

---

[1]) Lindau, Lukas Cranach, S. 54.

Bezüglich der philosophischen Genies des Altertums sei nur hier gelegentlich bemerkt, daß fast alle, mit sehr wenigen Ausnahmen, unverehelicht waren. Bei den Kynikern verstand sich die Ehelosigkeit von selbst. Ebenso waren fast alle religiösen Genies des Altertums und Mittelalters unverheiratet. Von den weiblichen Linien des Genies ist es mir nur in wenigen Fällen gelungen, das am-Leben-bleiben nachzuweisen. Es kommt zweifellos, wie oben gesagt, besonders beim pathologischen Genie vor, daß auch die weiblichen Linien ganz aussterben. Aber der Nachweis der weiblichen Linien ist nach mehreren Generationen überhaupt schwer, sie verlieren sich regelmäßig in das ungewisse genealogische Dunkel. Ein solcher Nachweis ist nur beim Herrschergenie, wo genealogische Nachweise auch der weiblichen Linien vorliegen, möglich. Da aber Professor Lorenz nachgewiesen, daß das Blut der weiblichen Linien Karls des Großen und Ottos des Großen heute noch nachweisbar ist, so dürfen wir nicht zweifeln, daß die weiblichen Linien des Genies unter günstigen Verhältnissen nicht selten erhalten bleiben.

Genie	Stand	Kinder	Anmerkung
Moses	verheiratet	1 Sohn	Von diesem Sohn kommt nur eine Bemerkung in der Bibel vor. Bei der großen Verehrung Moses würde die Nachkommenschaft, wenn sie weiter existiert hätte, sicher Spuren in der Bibel zurückgelassen haben, wie die Arons.
Kyros	verheiratet	2 Söhne	Sein Sohn Cambyses war eine geistig pathologische Natur. Da er seinen Bruder Smerdes töten ließ und selbst ohne männliche Nachkommen starb, so starb mit ihm die männliche Linie des Kyros aus.
Buddha	ledig	keine	
Homer	ledig ?	keine ?	Man hört nichts von Ehe und nichts von Nachkommen, was bei der Berühmtheit Homers, wenn solche vorhanden, nicht möglich ist.
Thales	ledig	keine	
Pythagoras	ledig	keine	
Solon	ledig	keine	
Plato	ledig	keine	
Perikles	verheiratet	2 Söhne	Beide eheliche Söhne waren Taugenichtse und starben vor ihm. Ein lediger Sohn von der Aspasia war ein mäßiges Talent, man hört weiter nichts von ihm.
Demosthenes	ledig	keine	
Sokrates	verheiratet	mehrere Kinder	Von den Kindern des Sokrates sagt Plutarch und Aristoteles, daß sie einfältig gewesen. Man hört nichts weiter von ihnen.
Aristoteles	verheiratet	keine	Er hatte einen außerehelichen Sohn Nikomachos, von dem nichts weiteres bekannt ist.
Hippokrates	verheiratet	Söhne	Kurze Zeit nachher erlosch die berühmte ärztliche Familie.
Thukydides	verheiratet	keine ?	Wenigstens hören wir nichts von Nachkommen.
Herodot	ledig	keine	

Genie	Stand	Kinder	Anmerkung
Alexander der Große	verheiratet	1 Sohn	Dieser Sohn wurde einige Jahre nach dem Tode Alexanders ermordet.
Scipio Africanus	verheiratet	1-2 Söhne	Einer seiner Söhne war ein Taugenichts, der aus dem Senat gestoßen wurde. Wir hören bald von Adoption, damit das Haus der Cornelier nicht aussterbe. Sicher war das zur Zeit Augustus der Fall.
Hannibal	verheiratet	?	Man hört nichts von Kindern.
Cäsar	verheiratet	keine	Die weibliche Linie, die auf den Thron kam, war die Linie seiner Schwester. Sein angeblich unehelicher Sohn Cäsarion von der Cleopatra wurde von Augustus getötet.
Vergil	ledig	keine	
Horaz	ledig	keine	
Ovid	verheiratet	keine	
Paulus Apostel	ledig	keine	
Constantin der Große	verheiratet	4 Söhne	Seinen ältesten Sohn Flavius Julius ließ er frühzeitig ermorden, aber auch die drei übrigen hatten keine männlichen Nachkommen.
Theodosius der Große	verheiratet	Söhne	Seine männliche Linie starb mit seinem Enkel Valentinian III. aus.
Karl der Große	verheiratet	Söhne	In Deutschland erlosch die männliche Linie mit Ludwig dem Kind. In Frankreich dauerte sie etwas länger bis 1005. Weibliche Linie heute noch nachweisbar.
Otto der Große	verheiratet	Söhne	Die männliche Linie erlosch in der dritten Generation mit Kaiser Otto III. Weibliche Linie heute noch nachweisbar.
Ludwig der Große von Ungarn	verheiratet	1 Tochter	Hatte nur eine Erbtochter Maria.
Mohammed	verheiratet	1 Tochter	Hinterließ nur eine Tochter Fatime. Auch diese weibliche Linie scheint ausgestorben zu sein.
Friedrich II. von Hohenstaufen	verheiratet	Söhne	Mit seinem Enkel Konradin erlosch die männliche Linie.
Walther von der Vogelweide	ledig	keine	
Dante	verheiratet	Kinder	In männlicher Linie erlosch das Geschlecht im Jahre 1547, die weibliche soll heute noch leben in der Familie Graf Serego-Alighieri.
Columbus	verheiratet	Söhne	Sein jüngerer Sohn starb kinderlos im Jahre 1539. Die männliche Linie seines älteren Sohnes erlosch 1574. Die weibliche Linie hat sich noch längere Zeit fortgepflanzt, wenn ich nicht irre, so lebt sie heute noch.
Kopernikus	ledig	keine	
Machiavelli	verheiratet	Kinder	Die männliche Linie ist ausgestorben, die weibliche Linie lebt noch in der gräflichen Familie Serristori.
Spinoza	ledig	keine	
Raphael	ledig	keine	
Michel Angelo	ledig	keine	
Leonardo da Vinci	ledig	keine	

Genie	Stand	Kinder	Anmerkung
Bacon Berulam	verheiratet	Kinder	Die männliche Linie starb bald aus. Ueber die weibliche konnte ich nichts in Erfahrung bringen.
Johannes Kepler	verheiratet	Kinder	Von seinen Söhnen überlebte ihn nur Ludwig, der als Arzt in Königsberg starb. Jedenfalls starb die männliche Linie bald aus.
Galileo Galilei	ledig	unehe-liche Kinder	Von seinen drei illegitimen Kindern gingen die zwei Mädchen ins Kloster, der Sohn war Regierungsbeamter in Florenz. Die Linie dieses Sohnes soll nach Woltmann mit einem Pfarrer im florentinischen Distrikt Chianti gegen Ende des 18. Jahrhunderts erloschen sein.
Cervantes	ledig	keine	
Calderon	ledig	keine	
Lorenzo Medici	verheiratet	Kinder	Die männliche Linie des Lorenzo starb bald aus.
Rubens	verheiratet	Kinder	Er hatte vier Söhne, deren Linien bald ausstarben. Von den Töchtern hat sich nur eine, Klara Johanna, verheiratet, und zwar mit Philipp von Parys und diese weibliche Linie lebt heute noch.
Torquato Tasso	ledig	keine	
Albrecht Dürer	verheiratet	keine	
Luther	verheiratet	Kinder	Die männliche Linie starb im Jahre 1759 mit dem Advokaten Martin Gottlob Luther in Dresden aus.
Peter der Große	verheiratet	Kinder	Einige Söhne starben in der Jugend. Der einzige, der älter wurde, war eine pathologische Natur, der vor dem Vater im Gefängnis starb.
Friedrich der Große	verheiratet	Töchter	Friedrich hatte keine männlichen Nachkommen.
Josef II.	verheiratet	Töchter	Josef II. hatte keine männlichen Nachkommen.
Molière	verheiratet	Kinder	Die männliche Linie starb in der ersten Generation aus, ebenso die weibliche.
Pizarro	ledig	unehelich. Kinder	Ein Sohn starb in jungen Jahren, eine Tochter heiratete den Onkel Hern. Pizarro; ob diese Linie lebt, ist mir nicht bekannt.
Sebastian Bach	verheiratet	Kinder	Die männliche Linie starb in wenigen Generationen aus; ob die weibliche lebt, ist bei der großen Zahl der Bachschen weiblichen Linien nicht zu eruieren gewesen.
Voltaire	ledig	keine	
Rousseau	ledig	unehelich. Kinder	Von diesen unehelichen Kindern, die dem Findelhause anvertraut wurden, hört man nichts mehr.
Beethoven	ledig	keine	
Napoleon I.	verheiratet	Sohn	Die männliche Linie starb mit dem Sohne, dem Herzog von Reichstadt, aus.
Schopenhauer	ledig	keine	
Goethe	verheiratet	Kinder	Goethes Sohn war eine pathologische Natur. Beide Enkel starben unvermählt und ohne Nachkommen.
Schiller	verheiratet	Kinder	Die männliche Linie starb im Jahre 1877 aus. Seither nennt sich die weibliche Linie, die noch besteht, von Schiller-Gleichen-Rußwurm.
Lessing	verheiratet	ein	Das einzige Kind starb gleich nach der Geburt.

Genie	Stand	Kinder	Anmerkung
Byron	verheiratet	Töchter	Er hatte keine männlichen Nachkommen, die weibliche Linie von seiner Tochter (zwei Söhne, eine Tochter) lebt heute noch in mehreren Linien.
Mozart	verheiratet	Kinder	Er hatte zwei Söhne, welche im Jahre 1844 und 1859 ohne männliche Nachkommen starben.
Haydn	verheiratet	keine	
Freiherr von Stein	verheiratet	Töchter	Freiherr von Stein hatte keine Söhne, die weibliche Linie lebt noch.
Immanuel Kant	ledig	keine	
Johann Georg Hamann	ledig	unehelich. Kinder	Die männliche Linie starb in der dritten Generation aus, die weibliche lebt in zahlreichen Köpfen heute noch (Stammbaum bei Pohl).
Schubert	ledig	keine	
Schumann	verheiratet	keine	

Sind die Etrusker Indogermanen?

Professor Dr. A. Kannengießer.

Auf die Frage nach der anthropologischen Stellung der Etrusker glaubt Ludwig Wilser in seinem vor etwa zwei Jahren erschienenen Buche „Die Germanen“ die ganz bestimmte Antwort geben zu können, daß sie zu den Indogermanen gehören. Er hält diesen Standpunkt auch im Oktoberheft dieser Zeitschrift in dem Artikel „Rassenlehre und Völkerkunde“ aufrecht. Wilser läßt die Etrusker „aus den Ländern zwischen Donau und Balkan, dem Stammsitze der Thraker“, in Italien einwandern. „Ihrer Abstammung nach“, sagt er in dem genannten Buche S. 145, „gehören die Tyrsener-Etrusker zum thrakischen Stamm und sind daher die nächsten Verwandten der Achäer, Dardaner, Troer, Phryger und Lyder, der Hellenen und Makedonier, wie auch der diesseits der Alpen zurückgebliebenen rhätisch-norischen Völker.“ Dieser Satz enthält mehrere noch gar nicht bewiesene Behauptungen, die ich indessen hier auf sich beruhen lassen will; nur zu der Behandlung der etruskischen Frage von seiten Wilsers möchte ich einige Bemerkungen machen. Ich will ganz davon absehen, daß die Alten selbst das ganz entschiedene Gefühl hatten, die Etrusker seien Fremdlinge auf italischem Boden und keinem der anderen Völker Italiens in Sprache und Sitten gleich, will auch über manche gewagte Gleichsetzung von etruskischen mit griechischen und anderen indogermanischen Wörtern, wie sie Wilser vornimmt, hinweggehen und nur die Hauptargumente, die er vorführt, etwas näher beleuchten.

Das erste ist ein anthropologisches. Wilser beruft sich auf Nicolucci, Zanetti usw. zum Beweise dafür, daß das etruskische Volk einer langköpfigen Rasse angehört habe, und darauf, daß die bemalten Bildnisse verstorbener Etrusker vielfach die helle Komplexion aufweisen. Aber ebenso sicher ist, daß andere Forscher (cf. Pauli in

den Altitalischen Forschungen II) zu dem entgegengesetzten Ergebnisse gekommen sind und gerade die Langschädel in den etruskischen Gräbern für Sklaven oder Eingewanderte, die Rundschädel für die eigentlichen Etrusker erklären. Auf anthropologischem Wege kann eine Entscheidung dieser Frage einstweilen noch nicht gesucht werden.

Entschieden unrichtig ist die Behandlung, welche Wilser den etruskischen Zahlwörtern angedeihen läßt, deren angeblich nahe Verwandtschaft mit den griechischen die zweite Hauptstütze seiner Beweisführung bildet. Wilser konstruiert sich eine Reihe von etruskischen Zahlwörtern, von denen die Hälfte überhaupt gar keine Zahlwörter sind, und denjenigen Wörtern, die als Zahlwörter anzuerkennen sind, verleiht er ganz beliebige Zahlwerte. Er kennt folgende Zahlwörter (Seite 141): 1 un, 2 thu, 3 trin, 4 zathrum, abgekürzt sa, 5 cialchus, abgekürzt ci, 6 hechz, 7 huth, 8 uceti, 9 nunthen, 10 zal, 100 cntn, 1000 cilth, 40 zathrumis, 70 huthis, 2 mal thunem, 5 mal ciem, 10 mal eslem usw. Von diesen Wörtern sind un, trin, hechz, uceti, nunthen, cntn und cilth überhaupt keine Zahlwörter, bei allen übrigen ist die Bedeutung falsch angegeben. Charakteristisch für Wilsers Willkür ist es, wie er die von dem Italiener Campanari in der Gegend von Toscanella in Südetrurien gefundenen Würfel behandelt, auf deren sechs Seiten sich in Buchstabenschrift folgende sechs kurze Wörter finden: thu, zal, ci, sa, mach, huth. Was konnte natürlicher sein, als daß diese sechs Wörter die etruskischen Zahlwörter von eins bis sechs darstellen? Hieran hat bisher auch noch kein Etruskologe gezweifelt; nur über die Reihenfolge, wie diese Wörter zu gruppieren sind, ist ein langer Streit geführt worden, der eine ganze Literatur hervorgerufen hat. Wilser dagegen vermutet, daß diese Würfel „für ein besonderes Spiel bestimmt waren", wirft eins der auf den Würfeln stehenden Wörter, mach, hinaus und setzt die übrigen mit ganz beliebigen Zahlen, 2, 4, 5, 7 und 10 ohne einen Grund bloß deswegen gleich, weil sie dann einigermaßen mit indogermanischen Zahlwörtern verglichen werden können. Die richtige Ordnung dieser wirklichen etruskischen Zahlwörter von 1—6 hat Alf Torp in seinen „Etruskischen Beiträgen" definitiv festgestellt und sie so geordnet, wie ich sie oben angegeben habe: thu = 1, zal = 2, ci = 3, sa = 4, mach = 5, huth = 6. Allerdings hat Fr. Hommel eine etwas abweichende Ordnung vorgeschlagen (Grundriß der Geogr. u. Geschichte des Alten Orients, S. 67), so daß thu, zal, ci dieselben Werte wie bei Torp erhalten, mach aber 4, huth 5 und sa 6 bedeutet. Zu dieser Ordnung hat ihn der Umstand bestimmt, daß bei mehreren kaukasischen Völkern 5 chuth bezw. chuthi heißt. Allein diese Uebereinstimmung einer Zahl in kaukasischen Sprachen mit einer etruskischen scheint zufällig zu sein; eine nähere Verwandtschaft des Zahlensystems mit dem etruskischen läßt sich für keine einzige kaukasische Sprache erweisen. Gegen die Hommelsche Anordnung spricht auch, daß er für sie nur ein Exemplar eines Würfelpaares im faliskischen Museum der Villa Papa Julio in Rom anführen kann, während Torps Anordnung der bei etruskischen Würfeln am häufigsten vorkommenden entspricht, bei welcher die Summe der gegenüberliegenden Seiten = 7 ist. Torp hat auch, wie mir scheint endgültig, festgestellt, daß die Partikel em in zusammengesetzten Zahlwörtern eine subtrahierende Bedeutung hat,

so daß ciem cealchus = 30—3, also 27, eslem cealchus = 28 und thunem cealchus = 29 ist.

Ebenso willkürlich verfährt Wilser, indem er Wörter aus der Zahlenreihe hinausweist, die mit voller Sicherheit als Zahlwörter erkannt sind, nämlich muvalchl, semph, semphalchl, cezp, cezpalchl. Auf Grund der von Torp festgestellten Zahlenreihe ergibt sich, daß zwischen den indogermanischen und den etruskischen Zahlwörtern keinerlei Verwandtschaft besteht. Das gleiche gilt von den bisher bekannten etruskischen Verwandtschaftsnamen, einige Lehnwörter wie nefts = nepos, prumfts = pronepos ausgenommen.

Falsch ist auch die von Wilser als „sicher" angesehene Gleichung von etruskisch mi = griechisch ἐιμί; jenes ist ein Fürwort und bedeutet dies, es gehört älteren Inschriften an, während die jüngeren dafür an der gleichen Stelle eca zeigen, welches allgemein als hinzeigendes Fürwort anerkannt ist.

Diese Proben mögen genügen, um das allgemeine Urteil zu rechtfertigen, daß Wilsers Behandlung der etruskischen Frage, soweit sie in das Gebiet der Linguistik gehört, als verfehlt anzusehen ist. Eine positive Ansicht über die ganze Streitfrage, welche jetzt ungefähr hundert Jahre die Sprachforschung beschäftigt hat, will ich nicht äußern, darf aber vielleicht einige Andeutungen machen, in welcher Richtung sich meiner Ansicht nach die weitere Forschung zu bewegen hat. Als endgültig erledigt dürfen die Versuche von Corssen, Deecke und den italienischen Gelehrten angesehen werden, welche die Etrusker den Italikern zuzählen wollten. Die Italiener, welche diesen Standpunkt am zähesten festgehalten haben, waren in dieser Frage in einer Art nationalem Vorurteil befangen; es widerstrebte ihnen innerlich, als ihre, d. h. der heutigen Italiener Vorfahren die Angehörigen einer wildfremden Rasse anzuerkennen. Seitdem aber auch ihr bedeutendster Vorkämpfer, Elia Lattes, seinen verlorenen Posten aufgegeben hat, wie Skutsch im 124. Bd. der Jbb. für die Fortschritte der kl. Altertumsw. S. 320 f. mitteilt, herrscht unter den Linguisten völlige Uebereinstimmung darüber, daß die Etrusker keine Indogermanen sind. Dagegen ist nicht zu leugnen, daß Sophus Bugge, der eine nähere Verwandtschaft des Etruskischen mit dem Armenischen zu erweisen suchte, eine Reihe höchst beachtenswerter Uebereinstimmungen in diesen beiden Sprachen aufgedeckt hat. Die frappanteste der von ihm gefundenen Parallelen ist folgende: Auf einer Wurfkugel (glans missilis), die auf etruskischem Boden gefunden ist, steht das Wort harc. Da dies sicher kein Eigenname ist, hat es schon Poggi dem auf römischen glandes missiles häufig vorkommenden feri = triff gleichgesetzt. Nun gibt es im Armenischen ein Zeitwort harkanem (anem ist Präsensendung) = ferio, von welchem ein anzunehmender Imperativ Aoristi II ebenfalls genau hark lauten würde. Daß in dieser Uebereinstimmung nichts als das bloße Spiel eines Zufalls vorliegt, erscheint völlig ausgeschlossen. Es muß daher irgend eine Beziehung zwischen Etruskisch und Armenisch bestehen; aber welcher Art ist sie? Für die Annahme einer Urverwandtschaft scheint das Vergleichungsmaterial, das Bugges scharfsinnige Untersuchungen geliefert haben, doch kaum auszureichen. Wohl aber ist denkbar, daß in uralter Zeit ein etruskisches Volk und Armenier nebeneinander gewohnt

haben oder miteinander verschmolzen sind, und daß daher die Sprache des einen Volkes von der des anderen mancherlei Bestandteile in sich aufgenommen hat. Von dieser Voraussetzung aus bietet sich die Möglichkeit, noch weitere Verwandte der Etrusker zu finden, einerseits in den Kaukasusvölkern, andererseits in den Hettitern.

Die erste dieser Gruppen, die kaukasischen Völker im engsten Sinne dieses Wortes, zerfällt in eine Reihe von kleinen Völkerschaften, welche zum Teil nur wenige Tausend Köpfe zählen; sie sprechen etwa 30 verschiedene Sprachen, die mit keiner der bekannten großen Sprachfamilien verwandt sind, aber einen gemeinsamen Ursprung zu haben scheinen. Daß nun diese Kaukasusvölker die Trümmer einer besonderen Rasse bilden, zu welcher auch die Etrusker gehörten, hat schon Carl Pauli, der erste Herausgeber des Corpus inscriptionum etruscarum, und neuerdings wieder Vilhelm Thomsen vermutet. Es ist auch nicht zu leugnen, daß in einzelnen Sprachen der vielen kleinen Kaukasusvölker sich Flexionsendungen finden, denen man im Etruskischen wieder begegnet; aber bisher ist es noch nicht gelungen, auch nur ein einziges spezifisch etruskisches Wort aufzufinden, dessen nahe Verwandtschaft mit einem kaukasischen mit Sicherheit behauptet werden könnte.

Was endlich die Hettiter betrifft, so waren sie ja eine Zeitlang selber die Herren Armeniens, während Indogermanen erst später das Land besetzten. Eine wie große Rolle dieses Volk etwa in der zweiten Hälfte des zweiten Jahrtausends v. Chr. gespielt hat, haben wir erst neuerdings aus ägyptischen und assyrisch-babylonischen Urkunden, besonders aus den sogenannten Tel-Amarna-Briefen erfahren. Sicher ist, daß sie in ihrer Blütezeit sich über große Teile Vorderasiens und über ganz Griechenland erstreckt haben, möglich, daß auch die Etrusker zu ihnen gehörten, eine Hypothese, für welche Reinach, De Cara und Hommel seit Jahren mancherlei wertvolle Beiträge geliefert haben. Die Entzifferung der hetthischen Inschriften, die neuerdings Sayce geglückt sein soll, wird vielleicht auch neues Licht auf die etruskische Frage werfen, welche ebenso gewiß einmal völlig gelöst werden wird, wie die Quellen des Nils haben entdeckt werden müssen.

Volkstum und Sprache der Etrusker.

Dr. Ludwig Wilser.

In dem langen und hartnäckigen Kampfe um eine naturwissenschaftlich begründete Geschichtsauffassung habe ich stets einen offenen und ehrlichen Angriff dem beliebten Totschweigen vorgezogen; denn gegen dieses ist man vollkommen wehrlos, während aus dem Widerstreit der Meinungen, wenn alle Gründe und Gegengründe ins Treffen geführt werden, die Wahrheit hervorgeht, um die es mir einzig und allein zu tun war und ist. Sachliche Einwände weiß ich zu schätzen und bei der großen Ausdehnung der von mir bearbeiteten Wissensgebiete bin ich für jeden brauchbaren Hinweis, für jede Anregung und Belehrung dankbar. So begrüße ich auch die vorstehenden Aus-

führungen als willkommenen Anlaß, auf das in mancher Hinsicht rätselhafte, zweifellos aber wissenschaftlich und künstlerisch hochbegabte Kulturvolk der Tyrsener, Tusker oder Etrusker, insbesondere die heißumstrittenen etruskischen Zahlwörter, zurückzukommen, und alle die Forschungen und Funde, auf die ich bei der etwas eiligen Fertigstellung meines Buches „Die Germanen“ im Winter 1903 auf 1904 nicht mehr eingehen konnte oder die in die beiden letzten Jahre fallen, gebührend zu würdigen. Seit mehr als zwanzig Jahren habe ich, unbeirrt durch die schwankenden und widerspruchsvollen Ansichten der Sprachforscher, an der Ueberzeugung festgehalten, daß die Etrusker oder, wie sie sich selbst nannten, Rasener (Rasna) nahe Verwandte ihrer nördlichen Nachbarn, der Rhäter, waren und als solche zum großen thrakischen Volksstamm gehörten, aus dem, als jüngerer Zweig, auch die Hellenen hervorgegangen sind, und ihr auch neuerdings in dem Aufsatz „Rassenlehre und Völkerkunde“ (IV., 7, S. 375 u. ff. dieser Zeitschrift) Ausdruck gegeben. Die in den letzten Jahrhunderten vor unserer Zeitrechnung von keltischen Völkern zurückgedrängten und durchsetzten Rhäter haben, wie ich zuerst nachgewiesen, in der Schweiz eine Anzahl ans Griechische anklingender Fluß-, See- und Bergnamen zurückgelassen, Rotten, Rhein, Leman, Bodensee, Jura (*ῥοδανος, ῥην, λιμνη, ποταμος, ὀρος*), und das gleiche finden wir auch jenseits der Alpen, Padus (fundo carens, mit anderem Namen auch Eridanos gleich Rhodanos), Rhenus, Lambrus, Athesis, Poeninus, Apenninus (*βαθυς, ῥην, λαμπρος, αἰθων, φοινος*). Welch außerordentliche Schwierigkeiten die sprachliche Seite der berühmten Streitfrage selbst denjenigen bietet, die sich ausschließlich und lebenslänglich damit beschäftigen, das lehren die hundertjährigen Anstrengungen der Etruskologen, darüber besteht überhaupt keine Meinungsverschiedenheit.

Ganz gewiß kann auch die Anthropologie für sich allein ebensowenig wie die Sprachwissenschaft die Entscheidung herbeiführen; indem sie aber aus den in altetruskischen Gräbern gefundenen Gebeinen, aus den farbigen Bildnissen Verstorbener in Grabkammern, auf Särgen und Aschenkisten die Rasse des Volkes feststellt, schafft sie eine sichere Grundlage für alle weiteren Untersuchungen und zeigt uns den Weg, auf dem wir hoffen dürfen, zur langgesuchten Wahrheit zu gelangen. Nach den übereinstimmenden Forschungsergebnissen von Nicolucci, Zanetti, Calori, Tappeiner u. A. sind die Schädel der alten Etrusker in der großen Mehrzahl von länglicher Gestalt, und die erwähnten Bildnisse lassen vorwiegend helle Farben, gelbliche Haare, blaue Augen und rosige Haut erkennen. Eine solche Vereinigung von Langschädel und lichter Farbe findet sich aber nur bei einer Menschenrasse, nämlich der nordeuropäischen, Homo europaeus, aus deren fruchtbarem Schoße nacheinander alle indogermanischen oder arischen Völker hervorgegangen sind und deren kennzeichnende Merkmale sich bei diesen um so reiner und unverfälschter erhalten haben, je näher sie zeitlich und örtlich ihrem gemeinsamen Ursprung stehen. Allerdings gibt es auch eine Reihe von Mischvölkern mit nichtarischen Sprachen und mehr oder weniger beträchtlichen Beimengungen hellfarbiger Rassenbestandteile: Basken, Finnen, Magyaren, Türken. Bei diesen läßt sich aber anthropologisch oder geschichtlich der Nachweis führen, daß nordische Eroberer den Sauerteig, den geistigen

und kriegerischen Adel bilden, und zahlreiche Lehnwörter verraten auch in der Sprache deren tiefgehenden Einfluß. Wären auch die Etrusker solch ein fremdsprachiges Mischvolk, so dürften wir darum doch nicht mit Kannengießer annehmen, daß die blauäugigen Langköpfe den unteren und dienenden Ständen angehört haben, denn diesen läßt man nicht die Ehre sorgfältiger, ja prunkvoller Bestattung zuteil werden. Die Meisterwerke etruskischer Kunst, der Mars von Todi, das Standbild eines jungen Kriegers, der Knabe mit der Gans, zeigen, wie sie überhaupt in jeder Hinsicht den Vergleich mit der griechischen aushalten, durchaus dieselbe edle Gesichtsbildung und Leibesgestalt.

Daß Dionys von Halikarnaß die Etrusker „keinem anderen Volke an Sprache und Sitte gleich“ nennt, hat insofern eine gewisse Berechtigung, als weder Griechen noch Römer, weder Perser noch Gallier ihre Rede verstehen konnten, aber Götter- und Heldensage, Kunst, Schrift, Tracht und Bewaffnung sind ohne Frage auffallend griechenähnlich, und Livius wie Plinius, die vermöge ihrer Herkunft mit den Verhältnissen dort vertraut sein mußten, erklären übereinstimmend das Volk für stammverwandt und gleichsprachig mit den Rhätern (Alpinis quoque ea gentibus haud dubie origo est, maxime Raetis .... Raetos Tuscorum prolem arbitrantur). Wenn der Verfasser des vorangehenden Aufsatzes meint, ich habe „manche gewagte Gleichsetzung von etruskischen mit griechischen und anderen indogermanischen Wörtern .... riskiert“, so darf ich wohl daran erinnern, daß die Etruskologen von Beruf sicherlich nicht weniger kühne Gleichungen aufgestellt haben; bezeichnet doch der besonders erwähnte Torp seine Uebersetzungsversuche der Agramer Mumienbinden (Etruskische Beiträge II, 1903) als „plenum opus aleae“, als reines Würfelspiel. Daß er dabei immer eine glückliche Hand bewiesen, kann man nicht behaupten, und tatsächlich hat er manche seiner früheren Deutungen später selbst widerrufen.

Die Hauptfrage der Zahlwörter auf den Schluß verschiebend, will ich zuerst einige andere sprachliche Streitpunkte erledigen. Der Verfasser hält meine „als sicher angesehene Gleichung“ mi = ἐιμι für „falsch“; dazu ist zu bemerken, daß früher meine Ansicht die allgemein anerkannte war; „daß aber mi oder me im Etruskischen sum bedeutet“, schrieb Cuno 1878 (Vorgeschichte Roms I), „ist durch zahlreiche Beispiele längst festgestellt“. Später hat allerdings Pauli (Etruskische Studien III) eine andere Deutung, nämlich „dies“, versucht, die er auch, obwohl von verschiedenen Seiten angefochten, „noch immer für die allein richtige“ hält (Altital. Forsch. III, 1891). Seine Gründe sind aber keineswegs überzeugend, und ich habe daher keinen Anlaß, meine Meinung zu ändern, die durch das in griechischen, lateinischen und venetischen Inschriften so häufige ἠμι, sum, echo oder m'echo gestützt wird. Das mit mi oft verbundene ma übersetze ich demnach mit „ich“ (μου, mein), während Pauli und seine Anhänger es für „ist“ halten. Da die Inschriften mit beiden Erklärungen einen guten Sinn geben, hätte ich vielleicht statt „sicher“ besser „höchst wahrscheinlich“ geschrieben. Daß eca ein hinweisendes Fürwort ist, gebe ich zu, bestreite aber die Behauptung, die mit ihm beginnenden Inschriften seien jünger als die mit mi, denn eca kommt auf den kürzlich bei Toscanella gefundenen Sarkophagen vor, die zu den ältesten gehören und von Torp (Sitzungsber. d. K. B. Akad. d. Wissensch. II, 1904) ins

fünfte vorchristliche Jahrhundert gesetzt werden. Ebensowenig zutreffend ist die Behauptung, die etruskischen Verwandtschaftsnamen seien durchweg nichtarisch. Das Wort clen, „Sohn“, gehört wie acnas, achnaz, „der Erzeugte“, das lat. gnatus und das keltische cnos zum Stamme γεν; secu, sec, sech, „Tochter“ enthält den abgeschliffenen Kern von θυγατηρ; und nefts, prumfts, „Neffe, Urenkel“, ist nepos, pronepos. Wenn papalser, wie wahrscheinlich, „Enkel“ bedeutet, gehört es zu Bube, Baby; und apa, „Mann, Ehemann“ stimmt mit got. aba überein. Neben clen gibt es aber noch ein anderes Wort für Sohn, fuius oder vuius (inschriftlich Kalairou fuius, Laucinuius = Laucinu vuius), das mit gr. υἱος, slav. vic, nicht aber lat. filius, gleichen Stammes ist. Dem Wörtchen harc auf einer Schleuderkugel möchte ich kein großes Gewicht beilegen; vermutlich ist es nichts weiter als eine Uebersetzung oder Wiedergabe (etr. h steht oft für lat. f, z. B. hapre = faber) des lat. feri, „triff“; der Anklang an das, übrigens auch indogermanische, harkanem ist doch wohl nur zufällig. Armenisch ist ja das Steckenpferd von Bugge, das er bei den verschiedensten Gelegenheiten, z. B. bei seiner ganz verfehlten Herleitung der Runen, tummelt, aber wenn er auch in diesem Falle recht hätte, wäre es wissenschaftlich nicht statthaft, aus einem einzigen Wort weitgehende Schlüsse zu ziehen. Nicht besser begründet sind die von Thomsen vermuteten Beziehungen der etruskischen mit irgend einer kaukasischen Sprache.

Diejenigen etruskischen Zeitwörter, deren Bedeutung man mit ziemlicher Sicherheit festgestellt hat, turce, tece, lupuce, thamce, zichuce[1]), cesu, „schenkte, setzte, schied ab, baute, schrieb, liegt, enthalten fast sämtlich griechische Wurzeln: δωρ, θε, λειπ, δαμ, δειχ, κει, die Endung ce stimmt überein mit dem die Vergangenheit bezeichnenden κα. Auch solche Forscher, die das Etruskische für eine noch „durchaus unverständliche Sprache“ halten (Herbig, Sitz.-Ber. d. K. B. Akad. d. Wiss., II., 1904, S. 283), die nur „aus sich selbst heraus“ zu erklären ist (Torp, Etruskische Beiträge I), können eine Reihe unzweifelhaft indogermanischer Wörter, wie vinum, suthi, mastr, cupe, pruchu, putere (vinum, sedes, magister, κυπη, προχους, ποτηριον) nicht übersehen, erklären sie aber selbstverständlich für „Lehnwörter“ aus dem Lateinischen und Griechischen, aus denen „nichts folgt“ (Pauli, Etrusk. Forsch. u. Stud. III). Ich selbst habe ja eine Anzahl solcher Entlehnungen aus dem Keltischen nachgewiesen. Daneben gibt es aber noch manche andere Wörter, deren indogermanischer Ursprung ebenso sicher ist, die aber nach Bedeutung und Lautstand doch nicht aus einer der drei genannten Sprachen entlehnt sein können, so z. B. usil und tiv, Sonne und Mond, von den idg. Wurzeln: aus und div, „leuchtend“ (von letzterer auch der Name Divana, Diana, ursprünglich Mondgöttin); avils und tiv, Mehrzahl tivr, Jahr und Monat, von αἰων und tiv, Mond; ferner zivas, lebendig, von got. quius, sl. zivu; nes, tot, von got. naus; fleres, Bildsäule, von πλασις; tesne, Gesetze, von θεσεις, u. a. Der etruskische Olymp enthält fast nur altbekannte Gestalten und Namen; meinen früheren Angaben brauche ich nur wenig hinzuzufügen. Der Sonnengott Soulare ist unverkennbar got. sauil, lit. saule, Urform von ὑλιος,

[1]) Diese zwar indogermanische, aber nicht entlehnte Bezeichnung des Schreibens beweist, daß die Etrusker auch ihre Schrift nicht von den Griechen übernommen, sondern wie diese aus der gemeinsamen thrakischen Heimat mitgebracht haben.

Sipna die nordgermanische Sif, slavische Siva, also Demeter, und der so fremdartig klingende Fufluns nichts anderes als der Bacchus von Populonia, Pufluna (inschriftlich Fuflunsul Pachies; bekanntlich unterscheidet die etruskische Schrift weder u und o, noch p und b). Ueberhaupt ist das ganze Namenwesen der Etrusker durchaus indogermanisch und müßte daher, wenn das Volk einen andern Ursprung hätte, in seiner Gesamtheit entlehnt[1]) sein.

Nun aber komme ich zur Hauptsache, nämlich den Zahlwörtern, die nach Pauli „bei Feststellung der Herkunft" einer Sprache „hervorragende Bedeutung" haben und schließlich auch für das Etruskische „der Angelpunkt bleiben" werden. Hier ist es mir nicht besser ergangen, als allen anderen Forschern, die sich mit diesen „Wechselbälgen" befaßt haben; auch ich halte nicht aus „Eigensinn" an jeder früheren Behauptung fest, sondern werde, wie Pauli (Etrusk. Forsch. u. Stud. I), „zur Genüge dartun, daß ich irrige Ansichten bereitwilligst aufgebe". Vor allem nehme ich nach reiflicher Ueberlegung und gewissenhafter Nachprüfung nicht mehr an, daß die Würfel von Toscanella „für ein besonderes Spiel bestimmt waren", sondern gebe zu, daß sie die Zahlwörter 1 bis 6 enthalten, bei deren Anordnung schon der Entdecker Campanari vor bald 60 Jahren nahezu das Richtige getroffen hatte. In der Reihenfolge mach, thu, zal, huth, ci, sa[2]) lasse ich, wie im folgenden begründet werden soll, nur die beiden mittleren Wörter ihre Stelle tauschen; sie entspricht dann, mit der einzigen Ausnahme 1 zu 4, der gerade in Südetrurien, wo die beiden Würfel gefunden sind, üblichen Einrichtung, daß nämlich zwei aufeinander folgende Zahlen sich gegenüberstehen. Im übrigen waren schon im Altertum bei den mit Augen bezeichneten Würfeln die Zahlen meist so wie heutzutage angeordnet, daß die gegenüberstehenden zusammen sieben geben. Wenn aber Pauli (Etr. Forsch. u. Stud. III) behauptet: „Antike Würfel mit anderer Anordnung gibt es durchaus nicht", so irrt er sich; im Britischen Museum befindet sich fast ein Dutzend etruskischer Würfel, deren Zahlen weder nach der einen, noch nach der anderen Art geordnet sind.

Betrachten wir nun die sechs ersten Zahlwörter der Reihe nach, so gibt es, um mach den indogermanischen Sprachformen einzureihen, zwei Möglichkeiten: man kann es entweder als Erweiterung der in *μια* und *μονος* enthaltenen Wurzel betrachten, oder aber, was die Bildungen unach, unuth, unum, unchva wahrscheinlicher machen, als eine durch nachlässige Aussprache entstandene Verschmelzung der Laute u und n. „Daß mach mit eins zu übersetzen sei", schreibt Torp (Etr. Beitr. I), „darüber hat unter den weitaus meisten Forschern eine Meinungsverschiedenheit nicht bestanden." Selbst solche, die anfangs der Reihenfolge Campanaris widersprachen, wie Deecke und Pauli, haben sich später zu derselben bekehrt, und dieser meint (Altit. Stud. III), die Bedeutung „eins" sei so gut wie sicher. Torps Einwand, daß muvalch von mach kaum zu trennen sei, ist, wie wir

---

[1]) „Das ganze Namensystem der Etrusker", sagt Pauli, „ist, formell wie materiell, indogermanischen Stämmen Italiens entlehnt."

[2]) Die etruskische Schrift hat besondere Zeichen für das scharfe und für das stimmhafte s. Das Zahlwort sa hat zwar ein scharfes s, da aber das eine Zeichen mit dem anderen oft verwechselt und die Unterscheidung nicht strenge durchgeführt wird, glaube ich hier von derselben absehen zu dürfen.

später sehen werden, nicht stichhaltig, und es ist zu bedauern, daß sich Bugge (Nachtrag zu Torps Arbeit über die Zahlwörter, a. O.) „im Gegensatz zu seiner früheren Annahme“ ihm angeschlossen hat. Daß thu nicht „fünf“, wie Taylor und Thomsen (Remarques sur la parenté de la langue Etrusque, Bull. Acad. des Sciences de Danemark 1899, 4), „eins“, wie Torp, oder „drei“, wie Pauli und Skutsch (Indog. Fortsch. V) meinen, bedeuten kann, dafür gibt es schwerwiegende Gründe.

Unter zwei männlichen Gestalten (Fabretti: 2095) steht thulutr, neben einem Jüngling, der die Doppelflöte bläst (Fa. 2033), thunsunu, die Mondgöttin heißt Thufltha, „die doppelte“, von den beiden Hörnern des Halbmonds, und tusurthir bedeutet „Ehepaar“. Den Ausschlag aber gibt eine Tonschale von Nola (Fa. 2777), die die Zahl XXII in Zeichen und in Worten, nämlich thutum, trägt; hier ist thu ohne jeden Zweifel „zwei“, tum dagegen, aus thunum, wie wir sehen werden, zusammengezogen, „zwanzig“. Das Wörtchen huth, dem ich jetzt, nicht etwa seines Lautstandes wegen, sondern, weil keine andere Stelle dafür übrig bleibt, die Bedeutung „drei“ beilege, ist offenbar durch schlechte Aussprache bis zur Unkenntlichkeit entstellt und gleich einem alten Groschen durch langen Gebrauch verschliffen; wie auf einem solchen vom Gepräge kaum noch eine Spur zu sehen ist, hat sich seine ursprüngliche Gestalt, thri oder tri, umgewandelt, ja fast zu einem Hauch verflüchtigt. Für zal, entstanden aus zathr, dem griechischen τετρα entsprechend, ergibt sich die Bedeutung „vier“; wie die Namen Tunthl, Tyndareus, und Epure neben Apulu, Apollo, zeigen, kann im Etruskischen r zu l werden und umgekehrt, aus zathr wurde daher zuerst zathl, dann zal. Auch Pauli und Torp stellen zal und zathrum zusammen, geben aber diesem Zehner den Wert „zwanzig“ und lassen zathrum aus zalthrum entstehen, wobei aber th und r unaufgeklärt bleibt. Ich nehme dagegen an, daß die Endung um den ursprünglichen Lautstand des Wortes gestützt und erhalten hat. Daß zathrum nicht „zwanzig“ sein kann, geht aus der Grabschrift (Fa. 388) eines Mannes hervor, der im Alter von avils machs zathrums, nach meiner Deutung 41 Jahren, starb und mindestens einmal die Aemter eines zilath und eines purthsvana — sagen wir, obwohl die Bedeutung nicht feststeht, Richters und Bürgermeisters — bekleidet hat. Das ist doch bei einem Einundzwanzigjährigen, und selbst nach Torps Auffassung, Vierundzwanzigjährigen nicht denkbar. Unter den vor wenigen Jahren bei Toscanella gefundenen Sarkophagen befindet sich einer mit dem Bildnis einer Frau und der Inschrift avils thunem zathrums, d. h. 42 Jahre, nach Torp dagegen 19. Um seiner Theorie nicht untreu werden zu müssen, erklärt er nun in einer von der Münchener Akademie der Wissenschaften (Sitzungsbericht II 1904; Kannengießer noch nicht bekannt) herausgegebenen Abhandlung, er und zwei Arbeiter hätten das Alter der Verstorbenen auf 18—19 Jahre geschätzt. Wo es ihm aber nicht paßt, bei der Grabschrift eines Mannes, den Fabretti (2071) als „uomo vecchio“ bezeichnet und der mit avils ciem zathrums, d. h. 45, nach Torp aber nur 17 Jahren starb, meint er (Etrusk. Beitr. I), „daß man aus solchen Bildnissen nicht viel schließen könne“. Daß ci „fünf“ bedeutet und, wie ich richtig vorausgesetzt hatte, durch Kürzung eines längeren, zweifellos indogermanischen Stammes ent-

standen ist, wird durch eine an gleicher Stelle mitgeteilte und abgebildete (T. IV, Nr. 6) Grabschrift, die in Zeichen, avils[1] ↑ /\, und Worten, celc ceanuth avils, die Zahl 55 als Todesjahr eines „Mannes in mittlerem Lebensalter" angibt, unwiderleglich bewiesen. Dieser Wert geht mit Sicherheit aus dem auch sonst öfter vorkommenden Zeichen ↑ hervor, das nach Nr. 59 derselben Tafel, ril |↓| = a (etatis) LXI, dem lateinischen L entspricht; da I an dieser Stelle unmöglich ist, müssen wir annehmen, daß auf dem „sehr verwitterten" Grabstein die beiden schrägen Seitenstriche undeutlich geworden sind. Das erste Wort, gleich celch, cealch, ist das verkürzte zweite mit der Zehnerendung; ceanuth[2]) steht nach seinem Lautstand zwischen πεντε und quinque ungefähr in der Mitte. Torp muß zu der gekünstelten, seinen früheren Behauptungen widersprechenden Erklärung seine Zuflucht nehmen, das neue Wort enthalte „die beiden Zahlwörter ci und huth" und bedeute „drei mal sechs", mit dem Zehner zusammen 48. Von den Würfelzahlen bleibt nunmehr nur noch sa für „sechs" übrig, dessen Gleichstellung mit den indogermanischen Formen nicht die geringste Schwierigkeit macht. Für die folgenden Einer finden sich dann auf Grabschriften und in den Agramer Mumienbinden die Wörtchen semph, cezp und nunth, von denen das erste, aus sebf = got. sibun, skr. saptan entstanden, seine Stelle als 7 von selbst findet. Einen um so fremdartigeren Eindruck macht das zweite; setzen wir ihm aber ein u vor, das bei der bekannten etruskischen Aussprache leicht abgefallen sein kann, so bekommt es plötzlich ein ganz anderes Gesicht, ucezp, das mit einem Anhängsel die von Bugge (Etrusk. Forsch. u. Stud. IV) und mir vorausgesetzte Wurzel uct, ucet = octo, ὀκτω enthält. Das dritte endlich, nunth (en halte ich jetzt nur noch für eine Endung) kann von den unstreitig aus Etrurien stammenden Nundinae, deren sprachliche Ableitung von nonus dies etwas gezwungen ist, nicht getrennt werden; es kommt auch in einer Inschrift von Tarquinii (Fa. 2339) als Zahladverb vor (statt nupthzi ist nunthzi zu lesen; die Zeichen für p und n sind in der etruskischen Schrift sehr ähnlich) und besagt, daß ein Mann, der fünfmal zilath gewesen, auch „neunmal" ein anderes Amt (canth) bekleidet hat. Fragen wir schließlich mit Pauli (Etr. Forsch. u. Stud. III), „welches denn das etruskische Zahlwort für 10 gewesen sei", so kommen wir allerdings zu einer ganz anderen Antwort, denn „nurth", wie er liest, ist ja schon für die 9 in Anspruch genommen. Ich glaube, das langgesuchte Wort in der Magliano-Inschrift gefunden zu haben, wo ich ichu tevr mit „zehn Monate" übersetze, da die Bedeutung von tivr, tevr ja sicher und demnach das vorhergehende Wort höchstwahrscheinlich ein Zahlwort ist. Deecke hatte ichuteor durch „Priester" wiedergegeben, während es Torp für „vollkommen unverständlich" erklärt. Meine Ansicht wird gestützt durch die zuerst sehr fremdartig erscheinende Endung alch, mit der die Zehner von 50 aufwärts gebildet werden; diese setzt sich nämlich nicht, wie Deecke (Etrusk. Forsch. V) geglaubt hatte, aus einem angeblich litauischen lika, zehn, und dem Bindelaut a zusammen,

---

[1]) So, nicht acilc, ist offenbar das etwas beschädigte Wort zu lesen.

[2]) Ob cianuc, T. III 48, ein Zahlwort ist, scheint fraglich; jedenfalls könnte er nicht „dritte" bedeuten.

sondern aus der so häufigen Ableitungsendung al mit angehängtem ch = ich, ichu, wohl aus zichu entstanden. Auf diese Weise sind die Zahlwörter cialch, cealch, celch, celc 50, semphalch 70, cezpalch 80 und muvalch 90, gebildet; muv ist anscheinend durch Angleichung eines n an die nachfolgenden Laute uv aus nuv, der in nunth steckenden Stammform, entstanden. Das nur einmal auf einer Grabschrift von Tarquinii (Fa. 2340) vorkommende mealch möchte ich von muvalch trennen; da m und scharfes s im Etruskischen leicht verwechselt werden können, halte ich es nicht für unwahrscheinlich, daß hier sealch, 60 von sa, gelesen werden muß; darüber könnte selbstverständlich nur eine genaue Untersuchung und Vergleichung der Inschrift selbst Aufschluß geben. Die Zehner bis 40 einschließlich werden durch eine andere Endung, um von unbekannter Ableitung, bezeichnet, also thunum (zusammengezogen thum, tum), vermutlich huthum[1]) und sicher zathrum. Einer und Zehner werden entweder unvermittelt nebeneinander gestellt, wie in celc ceanuth, mach cezpalch oder durch ein hinten angehängtes c, „und", machs sealchsc, endlich durch die dem Einer angefügte Endung em[2]), wie in ciem cealchus, eslem zathrumis, verbunden. Da für thunum die Bedeutung 20 feststeht, muß das in thunchulth steckende thunch einen andern Zahlwert gehabt haben, ich vermute 12, thun + ich; dem entspricht vielleicht unch in unchva der Mumienbinden als 11. Für 13 haben uns die neuesten Funde von Toscanella in der Grabschrift eines Knaben ein bisher unbekanntes Wort, huthizars[3]), einen Gen. plur., gebracht; es dürfte aus huth + ich entstanden sein. Aus dem Namen der Mondgöttin Thufltha, der „Doppelten", darf man wohl schließen, daß thunchulth „zwölffach" heißt; dazu gehört dann vielleicht unuth statt unulth als „einfach", thufi statt thufulth als „zwiefach". Durch Anhängen von zi, abgekürzt z, werden die Zahladverbien „zweimal, viermal, fünfmal, achtmal, neunmal", thunz, esalz, cizi oder ciz, cezpz, nunthz, vielleicht auch „zehnmal", chis statt chiz, gebildet. Wegen der Verbindung mit cepen (κεφαλη), das nichts anderes als „Haupt" bedeuten kann, muß ich an der Deutung cntn = 100 und cilth = 1000 festhalten. Torp (Etrusk. Beitr. II) hat eingesehen, daß seine Vermutung, cilth sei mit „Gebet" zu übersetzen, „entschieden falsch" war, und legt ihm jetzt den Sinn „Heimat" unter; das würde, ähnlich dem ahd. huntare, zu dem Zahlwort stimmen als das von einer Tausendschaft bewohnte Gebiet.

Es ergeben sich somit, um das Vorstehende nochmals kurz zusammenzufassen, für die etruskischen Zahlwörter folgende Werte: 1 mach, 2 thu, 3 huth, 4 zal, 5 ceanuth oder ci, 6 ca, 7 semph, 8 cezp, 9 nunth, 10 ichu, 11 unch, 12 thunch, 13 huthiz, 20 thunum (thum), 30 huthum oder trinum, 40 zathrum, 50 cealch, 60 sealch, 70 semphalch, 80 cezpalch, 90 muvalch, 100 cntn, 1000 cilth, 2 mal thunz, 4 mal esalz,

---

[1]) Vielleicht auch trinum, das mehrmals in Verbindung mit Zahlwörtern auf den Mumienbinden vorkommt; auch hier hätte dann die Endung den Stamm erhalten.

[2]) Mit der Bedeutung der Zahlwörter thu, zal, ci fällt auch die nach Kannengießer „endgültige" Erklärung Torps von ciem cealchus als 30 — 3 = 27 usw.

[3]) Jeder Kenner der etruskischen Schrift muß das letzte Wort auf T. III, 55 so lesen, richtige Wiedergabe vorausgesetzt. Torp zerreißt den Buchstaben z in zwei Teile und erhält dadurch oben das „höchst auffällige" clanl, unten huthnars, das er ohne zureichende Gründe mit 16 übersetzt.

5 mal cizi oder ciz, 8 mal cezpz, 9 mal nunthz, 10 mal chiz, 1 fach unulth, 2 fach thufulth oder thufi, 12 fach thunchulth. Die bis jetzt bekannten Grabschriften mit dem Lebensalter in Worten sind demnach zu übersetzen: 3, 6, 7, 50, 53, 55, 61, 71, 81, 80, 84, 92, 93, 95, 41, 42, 44, 45, 45, 55, 13 Jahre, 20 Jahre und 6 Monate. Daran ist nichts auffallend als die drei Greise von über 90 Jahren, auffallend, aber nicht unmöglich. Auch Paulis Forderung, daß nach dem Cippus von Perusia zal, huth und ci zusammen 12 geben sollen, ist erfüllt. Bei aller Verschliffenheit ist doch das indogermanische Gepräge unverkennbar. Ich stelle jedoch nicht in Abrede, daß die Rhäter oder Rasener bei ihrem langen Aufenthalt in den Alpenländern mit dem Blut der rundköpfigen Rasse (Homo alpinus) auch manches von einer vorarischen, ausgestorbenen Sprache angenommen haben können.

Die Klagen der Etruskologen, daß ihre Schriften so wenig gelesen werden, „etrusca sunt, non leguntur", kann ich bestätigen: als ich ihre neueren Veröffentlichungen von der Heidelberger Bibliothek holte, waren sie großenteils noch unaufgeschnitten, und hervorragende Sprachforscher haben mir erklärt, sie seien froh, daß sie mit den Etruskern, dieser „crux philologorum", nichts zu tun hätten. Das ist freilich nicht sehr ermutigend, erklärt sich aber durch den langen, ergebnislosen Streit und die stets wechselnden Ansichten. Daß über der etruskischen Sprache noch immer dichte Nebel lagern, verkenne auch ich nicht, doch wird es der unermüdlichen Forschung hoffentlich gelingen, sie allmählich zu zerstreuen. Eines aber wage ich vorauszusagen: die zurzeit herrschende Strömung, die das Etruskische entschieden für „nicht indogermanisch" erklärt, wird nicht zum erstrebten Ziele führen.

Der Rückgang der seemännischen Bevölkerung auf den nordfriesischen Inseln.

Dr. Carl Häberlin.

Die Bevölkerung der nordfriesischen Inseln (Sylt, Föhr, Amrum, Pellworm, Nordstrand, Helgoland und die Halligen) ist nicht nur in der Idee der Binnenländer zur Seefahrt geboren. Lange Jahrhunderte hindurch war jedes männliche Wesen, vom 10.—70. Jahr, im Seemannsberuf tätig. Sehr deutlich spricht sich das auch in der Beschäftigung der Frauen aus. In ihren Händen ganz allein lag die Landwirtschaft, sie trieben den Küstenfischfang, ja waren mehr als einmal genötigt, gegen die Ueberfälle räuberischer Eindringlinge zu den Waffen zu greifen und zwar mit Erfolg. —

Die Schiffahrt der Insulaner geschah teils auf Fischer-, teils auf Handelsschiffen. Im Jahre 1701 stellten die nordfriesischen Inseln 4000 Mann zum Walfischfang. Im 18. Jahrhundert war der dritte Teil aller Hamburger Schiffe und die Hälfte aller niederländischen Grönlandfahrer von Föhrern und Syltern kommandiert. Auch in Kopenhagen und England und andern Orten (z. B. für die spanischen

Walfänger im Südmeer) taten sie Schiffsdienste und zwar zumeist als Kapitäne oder Steuerleute.

Föhr	hatte	um	1769	1600	Seefahrer	unter	6186	Bewohnern,
„	„	„	1792	1000	„	„	6186	„
Sylt	„	„	1771	700	„	„	2814	„
Hoge	„	„	1793	96	„	„	480	„

Dabei waren die Verluste an Mannschaft auf der See außerordentlich hohe. Durch den dänisch-englischen Krieg 1807 trat eine Stockung in dieser fast ausschließlich seemännischen Beschäftigung der Föhrer, Sylter usw. ein. Doch hob sich die Beteiligung alsbald wieder und zwar ergibt eine Statistik (aus den Protokollen des Bürgervereins Wyk vom 5. November 1885), daß zur See gingen von den Föhrer Konfirmanden:

1840—49	von 340 Konfirmanden 235 =	69,12 pCt.
1850—59		66 „
1860—69		48,9 „
1870—76 inkl.		16,7 „
1900—06	von 330 Konfirmanden 40 =	12,5 „

Auf Sylt gingen von den Konfirmanden der Jahre 1830—60 76,6 pCt. zur See, während im Jahre 1877 nur mehr 88, im Jahre 1891 nur 60 Sylter aktive Seeleute waren.

Die Bevölkerung Föhrs betrug im Jahre 1880 4536, im Jahre 1903 4938 und im Jahre 1905 5093 Seelen.

Fragen wir, woher dieser enorme Rückgang in den Jahren nach 1870 kam, und welche Umstände es bewirkten, daß keine Rückkehr zu dem altgewohnten Berufe stattfand, so ist wohl klar, daß nur sehr eingreifende Veränderungen der Lebensbedingungen imstande gewesen sein können, eine durch so alte Tradition gefestigte Berufsgewohnheit zu brechen. Nun finden wir in Föhr ein Analogon eines solchen plötzlichen Absturzes im Prozentsatz der Seeleute. Dieser Absturz betraf nur die östliche Hälfte Föhrs, und seine Ursachen lagen klar zutage. Es war die im Jahre 1772 in Osterlandföhr durch eine Regierungsverordnung gegen den Willen der Besitzer durchgeführte Landaufteilung. Das Land war bis dahin Kommunalbesitz und wurde in regelmäßigen Perioden neu verteilt. Naturgemäß bewirkte der jetzt dauernd gewordene Privatbesitz eine erheblich bessere Bebauung und Ausnutzung und bedurfte dazu einer sehr viel größeren Anzahl von Arbeitskräften. So sehen wir denn die seemännische Bevölkerung zugunsten der ackerbauenden erheblich zurückgehen (nur für Osterlandföhr): Im Jahre 1773 355 Seeleute, 25 Jahre später 133, wieder 25 Jahre später 83.

Hier haben wir also eine durchaus zureichende Erklärung, und es liegt nahe, für den in den siebziger Jahren erfolgten Berufswechsel zunächst auch an die Landwirtschaft zu denken. Wir finden aber, daß die Landwirtschaft vom Beginn des vorigen Jahrhunderts an, auch noch zur Zeit, als die Frauen alleine den Betrieb versahen, in gleichmäßiger Entwicklung nach oben war, nachdem auch in Westerlandföhr 1800 die strenge Feldgemeinschaft aufgehoben war. Der Kartoffelbau wurde allgemein, der schädliche Ackersenf wurde systematisch aus-

gerottet[1]), Bemergelung und künstliche Bedüngung[2]) hob die Ertragsfähigkeit, so daß schon bald Korn und Vieh ausgeführt werden konnten. Einen gewissen Abschnitt in der Landwirtschaft bilden die Jahre 1888 und 1889, wo durch Gründung von zwei Meiereien namentlich die Milchverwertung ungemein viel ausgiebiger wurde, und die bald darauf durch landwirtschaftliche Vereine geförderte Einstellung von Zuchthengsten usw., sowie der zunehmende Uebergang zur Weidewirtschaft. Aber wenn auch jetzt mehr Föhrer als vor 50 Jahren den landwirtschaftlichen Beruf ergreifen, so war doch in jenen Jahren der aufblühenden Landwirtschaft in Westerlandföhr die Folge der intensiveren Bodenbearbeitung — die Einwanderung festländischer (meist dänischer) Arbeitskräfte, während das Gros der Föhrer der See treu blieb oder höchstens, nachdem sie sich im Alter von der Seefahrt zurückgezogen, sich dem Landbau widmeten. Wir können also keineswegs für die kritischen siebziger Jahre in der Landwirtschaft allgemein eine besondere Umwälzung auffinden.

Nun wäre zunächst daran zu denken, der deutsch-französische Krieg könnte den Handel doch so betroffen haben, daß plötzlich zahlreiche Seeleute stellenlos wurden, und auch hierfür hätten wir einen Präzedenzfall anzuführen; der dänisch-englische Krieg 1807—14 zwang fast sämtliche nordfriesischen Seeleute, ihren Beruf aufzugeben. Sie wurden teils von den Engländern gekapert[3]) und in Gefangenschaft gehalten, oder von den Dänen in den Kriegsdienst gestellt. In unserem kritischen Jahr 1870—71 trat eine nennenswerte Schädigung des Handels nicht ein. Die Segelschiffsflotte mit 4316 Schiffen und 33764 Mann Besatzung, dazu noch 218 Dampfer mit 6925 Mann war so groß, daß von einer Stellenlosigkeit infolge Verminderung der Flotte (die Segelschiffe waren allerdings zufolge der Dampfschiffe um etwas zurückgegangen, die Besatzung aber gestiegen) nicht die Rede sein konnte.

Ferner war für die nordfriesischen Inseln mit der Einverleibung in Preußen eine Veränderung eingetreten. Bis dahin waren die Männer de facto (wenn auch nicht de iure) vom Kriegsdienst befreit gewesen. Anno 1867 wurden nun die Jahrgänge 1844, 45, 46, 47 eingestellt, und mußten drei Jahre dienen. Allerdings hatten die in 1867 und 1868 Eintretenden den Vorzug eines sehr erleichterten Einjährigenexamens, das einer recht großen Zahl zu einer nur einjährigen Dienstzeit verhalf. Die allgemeine Dienstpflicht war natürlich eine ganz einschneidende Veränderung. Rufen wir uns in Erinnerung zurück, daß im Jahre 1781 eine förmliche Revolte ausbrach, als zum erstenmal die Verordnung von 1735 (sämtliche Inselfriesen sollten von aller Ausschreibung zu Lande wie auch von allen Soldatendiensten befreit sein, dafür aber auf der Flotte dienen) ausgeführt wurde; zwar dauerten diese Aushebungen nicht allzulange, und später dienten nur noch ganz wenige zur See.

---

[1]) Auch heutigentags noch findet in den nordfriesischen Kögen die althergebrachte Senfschau (das „Sempkieken") statt. Jeder Besitzer muß bis zu einem bestimmten Tage sein Land von Ackersenf säubern. Ehrenamtlich bestellte Senfschauer kontrollieren. Für jeden gefundenen Senfstengel sind 30 Pfg. zu zahlen, bis zum Höchstbetrage von 18 Mark.

[2]) Der Kuhmist wurde früher allgemein und jetzt noch auf den Halligen gesammelt, getrocknet und als Brennmaterial verwandt.

[3]) Flensburg allein verlor von 1807—10 125 Schiffe mit 6023 Kommerzlasten.

Aber die Folgen waren doch bemerklich: Da den Seebefahrenen allein der Dienst zugeschoben wurde, wandten sich viele Knaben von der See ab und der Landwirtschaft zu, manche Seeleute siedelten sich auch infolgedessen in der Fremde an.

So ging es auch in 1867. Man empfand die drei Dienstjahre nicht nur als Unbequemlichkeit, sondern machte sich ganz natürlicherweise übertriebene Vorstellungen von der Einwirkung auf die Laufbahn der Knaben. Es wurde dadurch ohne Zweifel der schon vorhandene Zug zur Auswanderung verstärkt. Doch es ist auffallend, daß nicht die Jahre 1867, 68 und 69 den starken Abstand in der Prozentzahl[1]) der Seeleute zeigen, sondern erst 1870.

Als eine durch die Dienstpflicht stärker vortretende Erscheinung haben wir eben die Auswanderung erwähnt. In den fünfziger Jahren, als die Anziehungskraft der Goldfelder begann, wanderten jährlich etwa 100000 Menschen aus Deutschland aus, ebensoviele 1866—73, während 1881—90 jährlich 130000 die Heimat verließen. Für Föhr war die Ansiedlung in Kalifornien (wo jeder Einwanderer 300 acres besten Landes umsonst erhielt, wenn er es urbar machte) von großer Bedeutung. 1860 gingen die ersten Föhrer dort hinüber; da es ihnen gut ging und sie bei Besuchen in der Heimat Wunderdinge erzählten, so lockten sie natürlich viele Knaben an.

Die Auswanderung von 1840—1890 betrug 40 pCt. der konfirmierten Knaben, während sie von 1860—1890 wohl auf 60 pCt.[2]) geschätzt werden muß. Für die letzten sechs Jahre habe ich 32,5 pCt. konstatiert.

Wenn wir uns nun bei denen, welche die Zeit von 1870 mitmachten, erkundigen, ob denn die Auswanderungslust und die Militärdienstscheu groß genug waren, um den alten, von Generationen vererbten Beruf so vergessen zu machen, so wird man ausnahmslos und mit einer Bestimmtheit, die kein Bedenken kennt, hören: „Ja, im Jahre 1870 wurden die auf Föhr und Sylt bestehenden Navigationsschulen aufgehoben; dort hatten die Jungens ohne Kosten und ohne vom Hause weg zu müssen, sich auf ihr Steuermanns- (und Kapitäns-) Examen vorbereiten können; jetzt müssen sie neun bis zehn Monate nach Hamburg, Altona usw., das kostet so 1000 Mark, und das ist nicht für jeden leicht möglich."

Hier sei ein kurzer historischer Blick auf die Entwicklung des nautischen Unterrichts geworfen (nach dem Nauticus 1902), um die Sachlage richtig beurteilen zu können. — In jedem See-Ufer-Staate hatte sich allmählich den Bedürfnissen entsprechend eine bunte Mannigfaltigkeit von Privatschulen entwickelt, deren Anforderungen an theoretische Kenntnisse meist sehr gering waren, und in denen eine Prüfung nicht verlangt wurde. Allmählich griff der Staat ein, erst durch Subventionen, dann durch Verstaatlichung der Schulen und endlich wurde im Jahre 1860 eine allgemeine, in ganz Deutschland gültige Prüfungsnorm festgesetzt, worauf der nautische Unterricht einen großen Aufschwung nahm. Die erste staatliche Navigationsschule scheint Hamburg im Jahre 1749 bekommen zu haben,

---

[1]) Diese Jahre schickten noch 27 pCt. ihrer Konfirmanden zur See.

[2]) Auf die Jahre 1867, 68, 69 kommen 41,9 pCt. auswandernde Konfirmanden.

aber erst 1827 wurde für alle hamburgischen Schiffe das Bestehen einer Prüfung für Steuerleute als unerläßlich beschlossen. Die in Papenburg seit 1842 bestehende Privatschule wurde 1846 verstaatlicht, und im selben Jahre eine Staatsschule in Timmel errichtet; die 1854 in Leer von der Handelsdeputation gegründete Privatschule wurde 1865 zu einer königlichen Anstalt erhoben. Ferner wurden an der Elbe in Kranz und Wischhafen staatlich subventionierte Schulen gegründet, an der Weser Ende der fünfziger Jahre in Blumenthal eine solche errichtet. Außerdem hatte Emden eine 1781 als städtische Schule gegründete, später staatliche Unterrichtsanstalt[1]). Erst 1847 indes wurde für Hannover die Steuermannsprüfung obligat. In Bremen wurde die seit 1790 bestehende Privatschule 1825 als staatliche wiedereröffnet. Hier wurde 1828 die Steuermannsprüfung obligat. Die in Lübeck 1808 von einem Verein gegründete Schule wurde 1819 staatlich; das Steuermannsexamen 1827 obligat.

In Schleswig-Holstein bestanden an verschiedenen Orten Privatschulen. Im Januar 1796 errichtete der Kapitän H. Brarens mit Konzession der königlichen Regierung von Kopenhagen eine Navigationsschule in Wyk auf Föhr, welche das Vorrecht genoß, Prüfungen abhalten und gültige Prüfungszeugnisse ausstellen zu dürfen[2]). Die Schule wurde 1799 nach Tönning verlegt und sehr rege besucht. Im Januar 1802 erschien eine königliche Verordnung, welche für Schleswig-Holstein die Steuermannsprüfung obligatorisch machte[3]). Die Prüfung wurde von einem eigenen Navigationsexaminator abgehalten. Im Jahre 1833 wurde ein zweites fakultatives Examen hinzugefügt („Längen-Examen") und auch sonst im Laufe der Zeit mancherlei Verschärfungen eingeführt, bis das preußische Regulativ 1870 eine Aenderung brachte. Wie man sieht, war Schleswig-Holstein mit der Einführung eines obligaten Examens selbst dem hamburgischen Seewesen um volle 25 Jahre voraus, während Dänemark noch 20 Jahre früher damit begonnen hatte.

Es geht aus allen Berichten hervor, daß die Periode der privaten Navigationsschulen auch in Hamburg recht lange Zeit sehr geringe Anforderungen stellte. Gerade Föhr aber hatte das Glück, ungewöhnlich tüchtige, ja berühmte Lehrer zu haben. So unterrichtete wohl schon von 1720 an Christian Tönis, dessen Verdienste in Amsterdam große Anerkennung[4]) fanden, und der zwei nautische Lehrbücher verfaßte. Ein Mann von ungewöhnlicher Begabung muß auch der oben erwähnte Heinrich Braren gewesen sein, der Navigations-Examinator für Schleswig-Holstein war, außerdem Lotseninspektor; er schrieb zwei nautische Werke, welche mehrere Auflagen erlebten. Sein ältester Sohn, ebenfalls in Oldsum geboren, war Oberlotsenkommandeur und Mitglied des nautischen Examinations-Kollegiums in Tönning.

---

[1]) Vom Jahre 1795 an war dort auf Beschluß des Magistrats jeder Emdener Seemann, welcher ohne Grund die Navigationsschule versäumte und kein gutes Zeugnis vom Lektor beibringen konnte, für unfähig erklärt, als Steuermann zu fahren.

[2]) Gleich im ersten Halbjahr machten 61 Seeleute dort ihr Steuermannsexamen.

[3]) In Kopenhagen war schon im Jahre 1783 ein Navigationsexamen eingerichtet, dem sich jeder Steuermann im dänischen Staat unterwerfen mußte. — Dies betraf die Herzogtümer zwar nicht im Prinzip, aber doch praktisch sehr wesentlich mit.

[4]) Sein Besteckbuch wurde bis 1783 von den nordfriesischen Seefahrern hauptsächlich benutzt.

Der älteste bekannte Lehrer war Richardus Petri (geboren zu Dagebüll, einem benachbarten Küstenort), 1620—1678 Hauptprediger zu St. Laurentii auf Westerlandföhr, „er war ein guter Mann und in der Navigationswissenschaft wohl erfahren; hat viele hier in der Gemeinde die Navigationswissenschaft und Steuermannskunde gelehret".

Der bedeutendste friesische Mathematiker und Navigationslehrer war Hans Mommsen aus Fahretoft 1735—1811. Er machte Kupferstiche und Holzschnitte, schliff Gläser, verfertigte Teleskope, Sextanten und Oktanten, auch Uhren verschiedener Art. Er lernte fünf Sprachen; vor allem aber beschäftigten seinen Geist Astronomie, Geometrie, Trigonometrie, Algebra, Hydraulik, Optik, Mechanik und Navigation.

Die in Oevenum bestehende Schule hat von 1810—1870 über 1000 Knaben ausgebildet; im letzten Jahrzehnt 150, von denen noch in den letzten beiden Jahren alle 38 bestanden. Auf Sylt bestanden von den 160 Schülern des letzten Lehrers 148 das Examen mit der besten Note. Wie mir die Witwe des letzten Oevenumer Lehrers mitteilte, waren im letzten Jahre (1869) im Sommer und Winter je 20 Schüler im Kurse, dazu kam noch die in Oldsum bestehende Schule mit 7—8 Schülern pro Jahr. Dagegen machten in den Jahren 1870—1876 nur 17 Föhrer das Steuermannsexamen.

Ich glaube, man darf als feststehend betrachten, daß bei der vorzüglichen Veranlagung der Insel-Friesen für Nautik und Mathematik und bei den vorher erzielten Examensresultaten die Einrede wegfallen muß, daß die erhöhten Ansprüche von den Knaben nicht erfüllt werden konnten. Gewiß wurden wie seinerzeit in Hamburg, Emden und anderswo von vielen Seeleuten die gesteigerten theoretischen Kenntnisse für Ballast erachtet und ungern mitgenommen. Dergleichen Feindseligkeiten finden sich bei allen Neuordnungen; zweifellos hätte man sich auf Föhr auch damit abgefunden, und wenn die früheren Lehrer die Ausbildung nicht bis zur geforderten Höhe bringen konnten, so wäre es gewiß sehr der Erwägung wert gewesen, ob nicht eine Schule, die schon 1½ Jahrhunderte so reichlichen Zuspruch und so glänzende nautische Vergangenheit hatte und sich aus so vorzüglichem Ersatz rekrutierte[1]), die Verstaatlichung verdient hätte.

Die Aenderung, welche durch die neue Prüfungsordnung in der Seemannslaufbahn eintrat, bestand nicht in einer Verlängerung der Zeit bis zum Steuermannsexamen. (Früher hatte man vom 14. Jahre an sechs bis sieben Jahre Dienst bis zum Steuermannsexamen rechnen müssen, und konnte dann günstigenfalls in ein bis zwei Jahren Kapitän sein. Nach der neuen Ordnung war zu rechnen: vom 15. Jahr an 3¾ Jahre Dienst, ¾ Jahr Schule, 1 Jahr Militär, vom Steuermannsexamen an 2 Jahre bis zum Kapitän.) Das Einschneidende der neuen Verordnung war also nicht in zu hohen Schulansprüchen oder Verlangsamung der Karriere zu suchen, sondern in der Verteuerung, denn wie schon oben gesagt, kamen die neun Monate Steuermannskurs durchschnittlich auf 1000 Mark zu stehen. —

Resümieren wir: die seit den sechziger Jahren leise beginnende Auswanderung war durch die (sehr entschuldbare) Militärdienstscheu

[1]) „Die ausgezeichnetsten mathematischen Köpfe und Genies in der höheren Mechanik sind unter den friesischen Landleuten von jeher eine gewöhnliche Erscheinung." (Dr. A. Michelsen, Nordfriesland im Mittelalter.)

verstärkt worden, die plötzliche Komplizierung der Seemannslaufbahn durch die neue Prüfungsordnung bewirkte, daß in den sechs Jahren 1870—1876 nicht so viele Knaben das Steuermannsexamen machten, als sonst in einem Jahr die Navigationsschulen besucht hatten, während eine beträchtliche Steigerung der Auswanderung dieser Schulaufhebung auf dem Fuße folgte.

Nun fragt sich, ist die heute noch bestehende Entfremdung vom Seeberuf auf dieselben Gründe zurückzuführen.

Vor allem die Auswanderung. Eine von mir für die Jahre 1900—1906 inkl. veranstaltete Statistik[1]) ergibt: von 330 Knaben gingen 40 zur See, 107 nach Amerika, d. h. 12,54 pCt. zur See, 32,5 pCt. nach Amerika. Wir können also hier schon ein Abnehmen der Auswanderung bemerken. Vor allem fällt aber ins Gewicht, daß Amerika nicht mehr die glänzenden Chancen bietet, wie vor 20—25 Jahren. Wer heute hinüber geht, muß ebenso hart oder härter arbeiten als hier und erreicht mitunter weniger als in Europa. Doch die außerordentlich zahlreichen Beziehungen der Föhrer in New-York und Kalifornien wirken noch stetig nach. Indes darf man wohl sagen, daß ein Umschwung dieser Landflucht nur eine Frage der Zeit zu sein scheint.

Was die Militärdienstscheu anbelangt, so ist diese gründlich verschwunden. Nachdem der Schreck vor dem damals Unbekannten sich gelegt, kehren viele Auswanderer zur Ableistung ihrer Dienstpflicht zurück, die hier wie überall in Deutschland mit Stolz erfüllt wird. —

Somit müßte also die Beschaffung billigen und bequemen Unterrichts allem abhelfen. Nun wurde dieser Versuch vom Staate gemacht. Im Jahre 1886 und 1887 wurde vom Staat eine Navigations-Vorschule in Wyk unterhalten, die aus Mangel an Schülern (sie hatte im ganzen nur 4) einging! Diese Schule bot einen dreimonatlichen Kurs, nach dessen Absolvierung das Examen auf kleine Fahrt (Nord- und Ostsee) gemacht werden konnte; zum Examen auf große Fahrt mußte noch ein voller neunmonatlicher Kursus anderswo genommen werden. Man kann sagen, es war ein wohlgemeinter Versuch, für den man aufrichtig dankbar sein mußte, aber — es war ein Versuch mit unzulänglichen Mitteln. Denn von vorneherein wurde die Schülerzahl durch die Beschränkung auf kleine Fahrt außerordentlich beschnitten. Wer sich auf große Fahrt vorbereiten wollte, würde gewiß nicht vorher noch einen dreimonatlichen Kurs auf Föhr nehmen. — Ferner war wie in ganz Deutschland, so auch hier, in den 1880er Jahren die Auswanderung auf ihrer höchsten Höhe; und gerade damals trat die Verordnung in Kraft, daß die aus Amerika zurückkehrenden Leute, welche nicht gedient hatten, ausgewiesen wurden. Auch noch andere sehr ins Gewicht fallende Umstände, deren Nennung durch gewisse Rücksichten untunlich ist, halfen den Mißerfolg vervollständigen. —

Nach den gemachten Erfahrungen müßte man also bei etwaiger Gründung einer Schule erst zusehen, ob auch junge Seeleute für dieselbe da sind, resp. ob Lust zum Seemannsberuf vorhanden ist.

Hier muß ein wichtiger Punkt zur Sprache gebracht werden: Ist es heutzutage so leicht, einen Knaben als Schiffsjungen unter-

---

[1]) Es ist mir eine angenehme Pflicht, den Herren Pastoren von Föhr für ihre liebenswürdige Beihülfe hierzu bestens zu danken.

zubringen? Im allgemeinen wird dies für recht schwer erachtet, während Kenner es aufrecht erhalten, daß für die Friesen, deren Beziehungen zur Reederei doch noch sehr mannigfaltig sind, die Schwierigkeit nicht allzu groß sei. Immerhin hat sich der größte Teil der Hamburger Segel-Reeder zu einem Abkommen geeinigt, daß Schiffsjungen bei der Aufnahme 350 Mark bezahlen müssen. Da muß es auffallen, daß in festländischen Kreisen, namentlich Süddeutschland, die Meinung aufkommen konnte, daß Mangel an Ersatz junger Seeleute bestehe, und daß die Küstenbevölkerung eine „uferlose" Flotte nicht bemannen könne. Seit zehn bis zwölf Jahren, seit Beginn der Flottenbegeisterung, strömen nun viele Binnenländer dem Seeberufe zu. Früher waren dies meist Knaben, die wegen schwerer Erziehbarkeit die heimatliche Schule verließen, heute ist es anders. Im Gefolge des Umstandes, daß einst besorgte Väter und Erzieher, um die Unterbringung ihrer Sorgenkinder zu sichern, gerne bereit waren, Summen zu opfern, soll sich überhaupt erst der Modus eingebürgert haben, für Unterbringung eines Schiffsjungen etwas zu zahlen (Heuer-Baas!). Zugleich aber mit diesem größeren Angebot von Schiffsjungen fiel die Nachfrage. Denn die Segelschiffe, welche einzig und allein für seemännische Ausbildung in Frage kommen, gingen rapide unter der Dampfer-Konkurrenz zurück. Die Zahlen sind folgende:

Deutschland hatte	1871	4372	Segelschiffe	mit	33 764	Besatzung
	und	218	Dampfer	„	6 925	„
während	1901	2270	Segler	„	12 922	„
	und	1390	Dampfer	„	36 000	„

Von diesen 36 000 Mann auf Dampfern sind nur 15 000 Seeleute. Man denke, daß Deutschlands Bewohnerzahl von 41 Millionen in 1871 auf 56 Millionen in 1900 gestiegen ist und man wird begreifen, daß das Angebot größer ist als die Nachfrage. Trotzdem klagen die Kapitäne über schlechtes, zum Teil unbrauchbares Matrosenmaterial, trotzdem sind eine große Zahl Ausländer unter der Besatzung unserer Schiffe; trotzdem gründen große Dampfergesellschaften Schulschiffe, um sich geeigneten Offiziersersatz zu schaffen. Es tritt hier, wie ich mir von Fachleuten immer wieder sagen ließ, die eigentümliche Erscheinung zutage, daß die Karriere selbst in sozialer wie pekuniärer Beziehung eine sehr aussichtsreiche ist, daß aber der Zugang zu derselben (Segelschiffe!) schwer erscheint[1]).

Das Steuermannsexamen berechtigt zum Einjährigen-Dienst, also Zutritt zum Reserveoffizier; wer seine Examina besteht, kann als Steuermann, Kapitän, Lotse, Inspektor, Navigationslehrer Stellung finden. — Der Knabe braucht vom 15. Jahr an $4\frac{1}{2}$ Jahre bis zum Steuermannsexamen, er kommt nach 2jähriger Dienstzeit als Steuermann und kurzer Schulzeit (die aber auch ganz wegfallen kann) bis zum Kapitänsexamen. Allerdings ist er damit nicht schon Kapitän. Die schönen Zeiten, da der Kapitän selbst Reeder war und sein Schiff ausrüstete, sind dahin. Das Großkapital hat sich der Reederei bemächtigt, und Schiffer und Offiziere sind nur Angestellte, welche jederzeit entlassen werden können. Doch

[1]) Schon Jungen, die nur eine Reise gemacht haben, finden leicht Heuer. Der Jahresbericht der Flensburger Handelskammer für 1905 hebt z. B. den Mangel an Steuerleuten in der Ostsee hervor.

darf man, wie die Fachleute versichern, die Seelaufbahn als eine ziemlich sichere bezeichnen. Die Gehälter stellen sich in allgemeinen Umrissen wie folgt (immer bei freier Station): Leichtmatrose 40 Mark, Vollmatrose 60 Mark, zweiter Steuermann (Segelschiff) 75—90 Mark, erster Steuermann 90—120 Mark pro Monat, Kapitän (Segelschiff) 1000—1500 Mark pro Jahr und $2^1/_2$ pCt. Tantieme. Auf Dampfern: Vierter Offizier 80—115 Mark, erster Offizier 140—320 Mark pro Monat, Kapitän 1500 bis 6000 bis 25000 Mark pro Jahr. Fischdampfer-Kapitäne bei Tantieme 5000—6000 Mark; auch auf ausländischen Schiffen sind diese Stellen gut bezahlt. — Allerdings kommen die mancherlei Unbilden des Berufes, die namentlich dem Verheirateten fühlbar werden, andern Berufen gegenüber in die Wagschale.

Zum Schluß unserer Betrachtung der Seemannskarriere muß noch folgendes erwähnt werden: Die Reedereien haben namentlich auf den Schnelldampfern mit großem Passagierverkehr das Bestreben, gesellschaftlich gewandte Offiziere höherer Stände anzustellen (womöglich Reserveoffiziere, wobei zu bemerken, daß das Steuermannsexamen zum Einjährigendienst mit allen Konsequenzen berechtigt). Das bedeutet wohl in manchen Fällen eine Zurücksetzung für die aus einfacheren Verhältnissen kommenden Seeleute unserer Gegend. Aber einmal ist der natürliche Takt und die Sicherheit des Auftretens bei dem in Betracht kommenden, körperlich durchweg stattlichen Menschenschlag so allgemein anerkannt, daß die verlangte Repräsentation dadurch nicht im Ernste gefährdet werden dürfte. Andererseits bleiben außer den großen Passagierdampfern noch Offiziersstellen genug offen, um tüchtigen Kräften eine gute Karriere zu bieten.

Es kann hier nicht eine Berufsvergleichung vorgetragen werden. Doch darf erwähnt werden, daß jedes Handwerk heute 3—4 Jahre Lehrzeit ohne Gehalt erfordert, und daß der Geselle mit 30—50 Mark pro Monat gelohnt wird, daß ferner akademisches Studium, Maschinenfach und Lehrerberuf im allgemeinen nur für bemittelte Familien in Frage kommt. So viel scheint festzustehen, daß heute nicht einheimischen Berufen (Landwirtschaft, Maschinenfach usw.) der Prozentsatz der Insulaner zuströmt, der früher sich dem Seeberuf widmete, sondern daß der Auswanderung diese Rolle zufällt.

Wäre es nun also wünschenswert, die Knaben wieder dem Seeberufe zuzuführen? Man kann sagen, daß die frühere Schiffahrtsperiode den Inseln reichlichen pekuniären Gewinn brachte, daß die Bewohner, was heute noch deutlich zu bemerken, sozial sehr gehoben wurden; man kann ferner feststellen, daß durch die Auswanderung mehr Geld hinaus geht als herein kommt; es sind endlich die Berufe, welche die Knaben in Amerika ergreifen, oft außerordentlich mühevoll. Es ist keine Rede mehr von dem mühelos zu erwerbenden Reichtum. Der Knabe tritt in einem Grocery-Store, in einem Brennmaterialiengeschäft usw. (allerdings oft bei Verwandten) ein; er wird Kellner oder Aehnliches und unterzieht sich ohne Murren Arbeiten, welche er hier niemals anfassen würde (wie mir vielfach bestätigt wurde). Ist er dabei fleißig und sparsam, so bringt er es zu etwas. Doch ob er mit derselben Mühe dasselbe nicht in Deutschland fände? Ferne liegt mir das sentimentale Bedauern der „Landflüchtigkeit" des Deutschen. Ein Volk, das jährlich um 800000 Seelen zunimmt, braucht ein Abzugs-

ventil. Doch scheint mir, man muß die Auswandernden wägen und nicht zählen. Gerade von diesem Menschenmaterial, dem so hervorragend nautisch-mathematisch begabten, haben wir keinen Mann und keine Frau zu viel.

Es ist gewiß ernsten Nachdenkens wert, ob nicht für die Inseln wie für das deutsche Vaterland die Rückkehr der Inselbewohner zum Seemannsberuf von Vorteil wäre. Und wie ich die Stimmung kenne, würden die Männer von Gewicht und Einsicht es mit Freuden begrüßen, wenn von den Knaben der Beruf der Vorfahren wieder aufgenommen würde. Auch die Knaben selbst würden gerne dazu greifen, wenn ihnen die Laufbahn nur etwas geebnet wird. Es käme vielleicht in Betracht, daß der nautische Verein mit den Reedereien in Verbindung träte zur leichten und kostenlosen Unterbringung von Schiffsjungen. Die Reedereien kennen und schätzen die Kräfte, die ihnen da zugeführt würden. Es ist gewiß bezeichnend, daß die beiden größten Segelschiffe der Welt, die „Preußen"[1]) und die „Potosi", von inselfriesischen Kapitänen geführt werden. Vielleicht würde der Staat es doch im nationalen und speziell maritimen Interesse für nützlich halten, etwa durch eine Art Stipendien eine Anregung zu geben. Es wird viel Geld verexperimentiert. In unserem Falle glaube ich, könnte man es ziffernmäßig belegen, daß die Summe, welche zur Zurückhaltung eines Jungen von der Auswanderung und zu seiner Einstellung auf ein Segelschiff not tut, in kurzer Frist dem Staatswesen wieder zufließt. Und wenn das Interesse an der Seefahrt wieder geweckt ist, dann wäre es an der Zeit, eine volle Navigationsschule auf den Inseln zu gründen[2]). Da wo jahrhundertelang jährlich 20—30 Knaben sich auf ihr Examen vorbereitet haben, wäre es eine große, schöne vaterländische Aufgabe, den gleichen Zudrang wieder zu entfachen.

Ich glaube, dargelegt zu haben, daß es von eminenter sozialer wie ökonomischer Bedeutung für die Inseln wäre, einen hohen Prozentsatz ihrer Söhne zur See zu senden. Wir leben in einer Zeit, die mit Recht bei der Berufswahl auf vererbte Anlagen das größte Gewicht legt. Das Volk wird am glücklichsten und erfolgreichsten sein, dessen Jünglinge nicht unlustig und aufs Geratewohl ihre Tätigkeit sich wählen, sondern ihre angeerbte Begabung entscheiden lassen. Hier bei unserem Friesenvolke tritt, wenn irgendwo, eine starke erbliche Anlage zur Nautik hervor. Je seltener solche ausgesprochenen Anlagen sind, um so mehr wäre es zu begrüßen, wenn es gelänge, den Söhnen dieser Küsten den Lebensweg wieder zu öffnen, auf dem die Ahnen so Großes und Vorbildliches geleistet.

Nachtrag:

Während der Drucklegung kam mit Genehmigung der Regierung durch die überaus dankenswerte Beihülfe des deutschen Seefischereivereins ein vierzehntägiger nautischer Kursus in Wyk zustande. An

---

[1]) Erst unlängst drückte die englische Shipping-Gazette ihre hohe Anerkennung der deutschen Segelschiffahrt aus bei Gelegenheit der trotz schwerer Stürme äußerst schnellen und guten Fahrt der „Preußen" um Kap Horn.

[2]) Eine etwaige Rentabilität der Schule kommt nicht in Frage. Das in den staatlichen Kursen bezahlte Schulgeld von 3 Mark pro Monat deckt kaum die Heizungskosten.

demselben nehmen 32 Personen teil. Für einen event. Kursus im nächsten Jahre wird sich aller Wahrscheinlichkeit nach dieselbe Zahl einfinden. — Ein Beweis, daß die Vorliebe für den Seeberuf noch nicht verschwunden ist.

Literatur:

1. Schriften des Vereins für Sozialpolitik, 54 und 55, Leipzig 1892.
2. Schriften des Vereins für Sozialpolitik, 51 bis 53, Leipzig 1892.
3. Statistik der Provinz Schleswig-Holstein, Altona 1887.
4. Forschungen zur deutschen Landes- und Volkskunde, Stuttgart 1892.
5. Zeitschrift des königl. preuß. statist. Bureaus, 1868.
6. Nautikus, Jahrbuch für Deutschlands Seeinteressen, Berlin 1902.
7. Nautikus, Jahrbuch für Deutschlands Seeinteressen, Berlin 1905.
8. v. Meville, die Handels-Marine und ihre Laufbahnen.
9. Chronik der friesischen Uthlande von C. P. Hausen, Altona 1856.
10. Die Insel Föhr, von O. C. Nerong, Dollerup 1903.
11. Die nordfriesischen Inseln von C. Jensen, Hamburg 1891.
12. Diverse amtliche Original-Urkunden von Föhr.
13. Schleswig-Holst. Provinzial-Berichte 1794 und 1796.
14. Staatsbürgerl. Magazin für Schleswig-Holstein, Schleswig 1824.
15. Jahresbericht der Handelskammer zu Flensburg für 1905, Abt. Schiffahrt.
16. Dr. A. Michelsen, Nordfriesland im Mittelalter, Schleswig 1828.



Berichte und Notizen.



Versuche über Erblichkeit und Tierzüchtung hat Professor Dr. W. E. Castle angestellt, die auch für das Verständnis der gleichen physiologischen Verhältnisse bei menschlichen Rassen und Familien viel Licht verbreiten. Einzelne Tierrassen besitzen eine erbliche Anlage zu großer Fruchtbarkeit, früher Reife, die Neigung zu starkem Fettansatz, reichlicher Milchproduktion, bei anderen sind wiederum große Schnelligkeit, ein scharfer Geruchsinn, feurige oder sanfte Disposition und sonstige Veranlagungen erblich. Wir müssen daraus schließen, daß es voneinander unabhängige erbliche Veranlagungen gibt, die wahrscheinlich in einer verschiedenen Struktur der Geschlechtselemente ihren Ursprung haben. Wir wissen ferner, daß die Gesetze der Uebertragung der unterschiedlichen Charaktere verschieden sind, so daß wir die Stärke der Erblichkeit nicht im Durchschnitt angeben können, sondern unsere Aufmerksamkeit auf jeden einzelnen Charakter und jeden einzelnen Fall zu richten haben. Francis Galton war der erste, der (1889) erkannte, daß gewisse Charaktereigenschaften eine Vermischung von Eigenschaften beider Eltern sind, während bei anderen Charakteren die Erblichkeit derselben oft zwischen Vater und Mutter schwankte. Eine Kreuzung z. B. zwischen Kaninchen mit kurzen und langen Ohren ergeben Tiere mit Ohren von mittlerer Größe, manchmal stehend, manchmal hängend. Die besondere Größe und Gestalt geht bei den Nachkommen verloren und wird auch nicht wieder erlangt, weil die Nachkommen diesen Mischcharakter meist wieder auf ihre Jungen vererben. Bis in die neueste Zeit glaubte man, daß die Vererbung fast stets in dieser Weise vor sich gehe und Abweichungen daran nur Ausnahmen seien. Neuere Untersuchungen bestätigen dies jedoch nicht. Abwechselnde Erblichkeit zeigt sich z. B. bei einer Kreuzung zwischen dem sogenannten belgischen Hasen und einem Albinokaninchen, derart, daß die Abkömmlinge alle die Farbe der belgischen Rasse hatten, keine Albinos darunter waren. Diese Beobachtung über alternierende Erblichkeit machte zuerst vor ca. 40 Jahren G. Mendel bei dem Studium durch Kreuzung erzeugter Gartenerbsen; er fand, daß bei Kreuzungen von verschiedenem Charakter einer davon bei der Nachkommenschaft vorherrscht, während der andere verschwindet. Wie erwähnt, sind in bezug auf Erblichkeit manche Eigenschaften unabhängig voneinander, auch wenn sie demselben Tier angehören. So sind z. B. Färbung und Länge des Haares ganz unabhängige erbliche Eigenschaften und die Haarbildung selbst, z. B. weiches oder rauhes Fell, ist wieder

unabhängig von der Farbe und Länge des Haares. Wenn z. B. ein gewöhnliches kurzhaariges Meerschweinchen mit einem langhaarigen Albino gepaart wird, so werden alle daraus hervorgehenden Jungen kurzhaarig und farbig sein, weil dies der vorherrschende Charakter ist. Wenn aber aus Kreuzungen entstandene Junge wieder gepaart werden, so entsteht eine Nachkommenschaft von vier verschiedenen Arten. Zwei von den vier Sorten gleichen im Charakter den Großeltern; es sind kurzhaarige farbige Tiere und resp. langhaarige Albinos. Die zwei anderen Sorten jedoch zeigen Mischungen; es sind kurzhaarige Albinos und langhaarige farbige Tiere. Durch diese und andere Versuche werden zwei wichtige Prinzipien der Erblichkeit erklärt: Erstens, daß beim Haar eine Verschiedenheit von getrennt erblichen Eigenschaften existiert, daß die Anzahl dieser körperlichen Eigenschaften außerordentlich groß sein muß, und wie gering ferner die Wahrscheinlichkeit ist, daß ein Tier vollständig in allen Punkten irgend einem seiner Voreltern gleicht. Zweitens zeigt der Versuch, daß durch Kreuzpaarung schnell eine Verschiedenheit neuer organischer Formen erzeugt werden kann, wodurch eine Vereinigung von Eigenschaften in einer Rasse entsteht, die sich sonst nur getrennt bei verschiedenen Rassen finden. Was die Wirkungen der Inzucht anbetrifft, so ist dieselbe nicht immer von Uebel. Häufig ist sie sogar erforderlich, um scheinbar verschwundene Charaktere zur Wiedererscheinung zu bringen und unentbehrlich zur Bildung von echter Zucht. Zwei oder drei Generationen von enger Inzucht bei intelligentem Vorgehen genügen gewöhnlich, um praktischen Nutzen aus dem Prozeß zu erzielen. Die Inzucht sollte jedoch, sobald das gewünschte Ziel erreicht ist, ausgesetzt werden, weil sonst Schwäche und Unfruchtbarkeit die Folge sein kann. Was an Meerschweinchen und Kaninchen beobachtet wird, gilt mehr oder weniger für alte Tiere und selbst für den Menschen. Bei Untersuchungen über die Abstammung des Menschen und bei ethnographischen Fragen ist es sogar von nicht zu unterschätzender Bedeutung. (Die Umschau 1905, No. 50.)

Das Gehirn von Orang, Schimpanse und Mensch. Unter den Ergebnissen ihrer Untersuchungen über den Bau des Zentralnervensystems der Affen heben Krause und Klempner als wichtigstes hervor, daß der Orang in bezug auf seinen Hirnbau tiefer steht als der Schimpanse. Der Orang zeigt in mancher Beziehung Verhältnisse, welche wir in dem Gehirn von Neugeborenen oder ganz jungen Kindern vorfinden. Dagegen nähert sich das Schimpansengehirn in den meisten Punkten viel mehr dem Gehirn des erwachsenen Menschen. Es nimmt somit der Schimpanse in bezug auf seinen Hirnbau eine Art Mittelstellung zwischen Orang und Mensch ein. (Zeitschrift für Morphologie und Anthropologie 1905, Heft 1.)

Hirnphysiologie und Willenstheorien. Schon der italienische Arzt C. Varoli erkannte, daß die tierische Seele in der Substanz des Gehirns ihren Sitz habe. Die Fortschritte der hirnphysiologischen Forschung des 19. Jahrhunderts haben diese Idee durchaus bestätigt. Trotzdem gibt es noch eine Menge von Philosophen, die jeden Versuch, die Psychologie als einen Teil der Hirnphysiologie zu behandeln, als ein Attentat auf deren Würde zurückweisen. Aber gerade die Entwicklungsgeschichte, also die Physiologie im weitesten Sinne, vermag die Bedeutung physiologischen Denkens für die Zergliederung zusammengesetzter psychischer Gebilde darzulegen, und hier besonders die Erforschung der physiologischen Grundlagen der äußeren Willenshandlungen. Festgestellt ist, daß alle willkürlichen motorischen Impulse die Großhirnrinde im Bereich der vorderen Zentralwindung verlassen, und zwar gilt dies speziell für zwei Gruppen von Bewegungen, nämlich die der Extremitäten und der Sprachmuskulatur. In der motorischen Rinde sind wir tatsächlich nahe an die Lokalisation psychischer Elementarprozesse vorgedrungen. Ueberblickt man den Gesamtablauf der Entwicklung der Großhirnrinde beim Menschen, so gewinnt man unmittelbar den Eindruck, daß hier die motorische Zone der Extremitäten den eigentlichen Kern bildet, um welchen sich sukzessiv in streng gegliederter Reihenfolge alle übrigen Sinnessphären und Assoziationszentren herum lagern. Verfolgt man ihre Ausbildung phylogenetisch, so fällt dabei helles Licht auf die Entwicklung des Willens in der Tierreihe. Die Knochenfische besitzen nur ein Urhirn, welches das menschliche Gehirn ziemlich vollständig in sich bewahrt hat, und das neugeborene Kind deckt mit Hülfe desselben seine ersten Lebensbedürfnisse, da Hunger und Durst und die Mechanismen, beide zu befriedigen, an das persistierende Urhirn gebunden sind. Die Handlungen der Wirbeltiere, die keine Großhirnrinde besitzen, sind auch im reifen Alter im wesentlichen instinktiver Natur, d. h. beruhen auf ererbten Gewohnheiten oder auf angeborenem Gedächtnis.

Aber diese Wesen sind keineswegs Maschinen im Sinne des Descartes. Einzelne Erinnerungsbilder, worunter diejenigen schmerzhafter Eindrücke wohl das wesentlichste und ursprünglichste Element darstellen, erwerben sie doch und verwerten sie beim Handeln. Nur wenig höher stehen manche Amphibien, welche in ihrer rudimentären Großhirnrinde kaum zwei Sinnessphären bezw. Rindenfelder deutlich unterscheiden lassen. Zahllose Uebergänge führen von hier bis zu der höchstentwickelten Gehirnrinde des Menschen mit seinen 35 entwicklungsgeschichtlich unterscheidbaren Rindenfeldern, aber trotz aller Variation im einzelnen erscheint die ganze Reihe doch nur als die Entfaltung eines einzigen großen Gedankens. Mit der fortschreitenden Differenzierung der Rindenfelder in der Tierreihe wächst die Anlage zu individuellen Erfahrungen, die Summe der erworbenen assoziierten Gedächtnisspuren, die Kapazität des individuellen Bewußtseins, und Hand in Hand damit geht die Beeinflussung der Urinstinkte durch die von der Rinde oder dem Pallium ausgehenden Regungen, die man geradezu im Gegensatz zu ersteren als „Palliumwillen" zusammenfassen kann. Die Ausbildung allgemeiner Grundsätze für das Handeln ist ausschließlich an das menschliche Gehirn gebunden mit seinen auch die höchsten Anthropoiden um mehr als das dreifache an Masse übertreffenden Assoziationszentren und seinem überragenden Stirnhirn. In seinen allgemeinen Umrissen liegt heute schon der ganze gewaltige Entwicklungsprozeß vor uns, welcher von der Herrschaft blinder Triebe hinaufführt bis zu dem nach selbstgewählten Zwecken sich bestimmenden Menschenwillen, bis zur „Freiheit", freilich nur im Reich des Idealen. Nur durch stetig fortschreitende Umwandlungen der Hirnform ist es der Natur gelungen, dieses erhabene Ziel zu erreichen. Der Wille zeigt so durchaus eine organische Entwicklung und unterscheidet sich in dieser Hinsicht nicht von anderen körperlichen Funktionen. Er ist ein Produkt der organischen Natur und hiermit wenigstens seinem allgemeinsten Wesen nach charakterisiert. Gegenüber dieser tatsächlichen Erkenntnis fällt es nicht schwer, zu bekennen, daß die Frage, wie es die Hirnsubstanz fertig bringt, zu denken und zu wollen, für die Physiologen heute nicht viel weniger problematisch ist, als zur Zeit, da Varoli erkannte, daß das Hirnwasser unmöglich dieses Wunder verrichten könne. Bedarf es der Differenzierung weiterer Rindenfelder, bis der menschliche Intellekt das Seelenproblem zu begreifen vermag? (P. Flechsig, Annalen der Naturphilosophie, 1905, No. 4.)

Ueber den Einfluß des Alkohols auf die Nachkommenschaft sprach Professor Forel auf dem 10. internationalen Kongreß gegen den Alkoholismus. Wir wissen, daß sich das Weismannsche Gesetz von der Nichvererbbarkeit erworbener Eigenschaften nicht auf die Schädigung der Keimzellen durch Alkoholvergiftung der Eltern erstreckt, weil bei dieser die Einwirkung des Giftes direkt auf das Keimplasma erfolgt; es handelt sich also gar nicht um Vererbung, sondern um das, was Forel mit dem Namen „Blastophthorie" oder Keimschädigung bezeichnet. Durch diese „Keimverderbnis" erklärt es sich, daß die Nachkommenschaft trinkender Eltern körperlich und geistig minderwertig ist, daß Fehl- und Frühgeburten, Mißbildungen, erhöhte Kindersterblichkeit, Konstitutionskrankheiten, Wahnsinn und Verbrechen bei ihr außerordentlich häufig sind, selbst dann, wenn andere degenerativ wirkende Faktoren mit Sicherheit ausgeschaltet werden können. Aber auch abgesehen von der Blastophthorie wirkt der Alkoholgenuß in hohem Grade schädigend auf das Sexualleben ein, und zwar besonders durch seine engen Beziehungen zur Lues und den venerischen Krankheiten; eine von Forel angelegte Statistik liefert den Beweis dafür, daß die allermeisten venerischen Infektionen unter Alkoholeinfluß zustande kommen, und zwar natürlich nicht im Stadium voller Berauschtheit, in der ja die Potenz aufgehoben ist, sondern in leichter Anheiterung, in der die Libido sehr gesteigert ist, die moralischen und intellektuellen Hemmungen hingegen (Scham, Vorsicht, Angst) beseitigt sind; es kommt dann nicht nur leichter zum sexuellen Akt, sondern es wird leichtsinnigerweise auch auf Schutz- und Reinigungsmaßregeln verzichtet. Der innige Konnex von Prostitution und Alkoholgewerbe ist ja nur zu gut bekannt und findet seine ausreichende Erklärung durch diese Tatsachen. Ein weiterer Zusammenhang liegt aber auch noch darin, daß sehr viele, ja die allermeisten Mädchen unter Alkoholwirkung zu Falle kommen und ihre ersten Schritte auf dem schlüpferigen Wege der Prostitution machen. Forel kommt daher zu dem Schlusse, daß der Einfluß der Trinksitten auf das Sexualleben und auf die Rasse ein durchaus ungünstiger ist und daß die arische Rasse durch die Alkoholisierung einerseits, durch ihre Verweichlichung unter der Herrschaft des Kapitalismus andererseits von zunehmender

Entartung bedroht sei, die auf die Dauer ihre Ueberlegung den Mongolen und Semiten gegenüber in Frage stelle. (Prager medizinische Wochenschrift 1905, No. 42.)

Der Rassetypus der Etrusker. Zu der Polemik von Kannengießer und Wilser möchte ich bemerken: Rasse und Sprache ist etwas Verschiedenes. Arier haben z. B. fremde Sprachen ganz oder teilweise übernommen und nichtarische Rassen arische Sprachen, wie die heutigen Inder und Armenier. Nur aus der Geschichte der Völker läßt sich der ursprüngliche Zusammenhang von Rasseneinheit und Spracheneinheit rekonstruieren. Die etruskische Sprache entbehrt sicher nicht der arischen Elemente. Ohne Zweifel sind aber auch fremdartige Elemente darin, die vielleicht überwiegen und der Sprache der dunklen eingeborenen mediterranen Rasse angehören mögen. Daß die Etrusker den Typus des homo europaeus flavus gehabt, steht für mich auf Grund ikonographischer Studien in den italienischen Museen und Nekropolen außer allem Zweifel. Die Etrusker waren Arier und gehörten zu den Pelasgern, deren „barbarische" Sprache bekanntlich Herodot erwähnt und welche die arischen Vorläufer der Hellenen und Italiker bildeten. Es scheint eine sehr plausibele Erklärung zu sein, wenn Montelius neuerdings die Etrusker für aus Griechenland vertriebene Pelasger hält, welche infolge der dorischen Wanderung nach Italien kamen. Denn daß die Etrusker nicht, wie die anderen italischen Arier von Norden, sondern über See gekommen sind, ist fast sicher. Und daß die Italiker sie für „Fremdlinge" hielten, ist auch ganz natürlich, denn die Etrusker gehören danach zu einem anderen Zweige der Arier als die Italiker, die dem westarischen gallo-italischen Stamme entsprangen. — L. Wltmn.

Keltische Funde in Numantia. Die deutschen archäologischen Ausgrabungen in Numantia haben, wie die Kölnische Zeitung 1905 (No. 1158) berichtet, einen neuen, höchst wichtigen Erfolg zu verzeichnen. Unter dem römischen Numantia wurden mehrere anders angelegte Stadtquartiere und unter diesen eine sich über das ganze Plateau von Numantia ausdehnende vorgeschichtliche Ansiedlung entdeckt. Die vorgeschichtliche Ansiedlung birgt zahlreiche Gefäßtypen. Diese irdene Ware ist nach Koenen in ihrer Gesamterscheinung sowohl als auch in ihrer Form und Technik nicht unterscheidbar von derjenigen, die man in den deutschen, den Kelten zugeschriebenen Burgwallanlagen antrifft. Da nun bekanntlich auch der Name Numantia keltischen Ursprungs ist, die alten Numantiner zum Staate der Keltiberen gehörten, so dürfte nicht nur für den Ursprung der kleinen berühmten Bergstadt, sondern auch für die Herkunft ihres Helden ein wichtiger Anhaltspunkt mehr gewonnen sein. Von noch größerer Bedeutung ist die durch die Ausgrabungen gemachte Beobachtung, daß auf den prähistorischen Ansiedlungsresten eine regelrecht angelegte, durch Brand gewaltsam zerstörte Stadt ruht mit Gefäßen phönizischen Stils und rein phönizischen Sachen, die mindestens bis in das 7. Jahrhundert v. Chr. zurückreichen.

Die südafrikanische Eingeborenenfrage. Da die Eingeborenenfrage in Südafrika auch für Deutschland von der größten Bedeutung ist, so dürften die Leitsätze interessieren, die kürzlich der zweite Bürgermeister von Johannesburg, Howard Pim, einer der hervorragendsten Kenner des Wesens der Eingeborenen, aufgestellt hat. Pim erklärte die Eingeborenenfrage für um so bedeutsamer, als in Südafrika durchschnittlich auf sechs Eingeborene ein Weißer komme und als dieses Zahlenverhältnis sich noch zugunsten der Eingeborenen zu verschieben scheine. Am Schlusse seines Vortrages stellte Pim folgende Leitsätze auf: 1. Die Unterschiede zwischen dem gesellschaftlichen Wesen der Eingeborenen und unserem eigenen sind so groß, daß beide nie Teile einer gesellschaftlichen Einrichtung werden und daß die Rassen nicht ineinander aufgehen (Amalgamate) können. 2. Unsere Aufgabe ist die Regelung der Gewohnheiten der Eingeborenen und die Förderung aller Bestrebungen, die wir als gesund erkennen und die sich selbst als solche kenntlich machen. 3. In einer weisen Ausdehnung des Einhegungswesens (Reservatsystem) liegt das hoffnungsvollste Feld der Entwicklung der Eingeborenen. 4. Diese Einhegungen sollten unter Anlehnung an die Gewohnheiten der Eingeborenen eingerichtet und von ausgesuchten Weißen beaufsichtigt werden. 5. Die Besteuerung, besonders die direkte, sollte eine mäßige Kopfsteuer sein. — Ueber die Erziehung der Eingeborenen sagte der Vortragende, daß der Neger die Ausbildung, die ihm zuteil wird, bezahlen soll, soweit sie über den Elementarunterricht hinausgeht. Für die Heranbildung von Schullehrern und unteren Beamten soll ein Seminar (Normal College) sorgen. Eingeborene Handwerker, die den

Erfordernissen ihres heimischen Marktes entsprechen, sollen auf Gewerbeschulen ausgebildet werden. Elementarschulen müssen überall vorhanden sein. Die Aufsicht über das Schulwesen wird von Weißen ausgeübt. — Wenn der Weiße den Eingeborenen auf gleicher Stufe stehend betrachtet, so ist das ebenso unzutreffend, wie wenn er ihn nur wenig höher als das Tier stellt. Man muß zu ermessen verstehen, welcher Bildungsstufe der Eingeborene fähig ist, und darf weder von einzelnen Fähigkeiten auf die Allgemeinheit schließen noch dem Einzelnen, der sich als tüchtig erweist, das Fortkommen erschweren. Dem Eingeborenen dürfen durch die Erziehung nicht Pflichten aufgezwungen werden, denen er nicht gewachsen ist; andererseits darf der Weiße die von ihm aus seiner herrschenden Stellung entstehende Verantwortlichkeit und Pflicht zur Weiterbildung des Eingeborenen nicht vernachlässigen. Die Lösung der Aufgabe darf nicht überstürzt und der Eingeborene selbst muß zur Mitwirkung herangezogen werden, er muß sich selber versittlichen oder untergehen, und der Weiße muß ihn gerecht, mitfühlend und redlich behandeln. Nur dies ist der Pfad des Fortschritts. (Hamburger Nachrichten 1905, No. 716.)

Stillstand der Bevölkerungsvermehrung in Frankreich. Das Amtsblatt der französischen Republik hat jetzt den üblichen Jahresbericht über die Bewegung der französischen Bevölkerung veröffentlicht. Im Jahr 1904 sind, wie der Bericht feststellt, 818 229 Kinder geboren worden; das ist die schwächste Ziffer, seit diese Statistik existiert. Die Geburtsziffer nimmt von Jahr zu Jahr fast regelmäßig ab; in jedem Jahr ist sie geringer als im vorhergehenden. Das summiert sich gewaltig; nach dem Kriege von 1870 betrug sie noch durchschnittlich 960 000, jetzt nur noch 818 000, das sind 142 000 weniger. Gleichzeitig hat die Zahl der Todesfälle zugenommen, 761 203 gegen 753 606 im vorhergehenden Jahre. Die Differenz ist nicht groß; auch bleibt die Ziffer hinter dem gewöhnlichen Durchschnitt (797 000) immer noch zurück, das Jahr ist also in dieser Beziehung nicht gerade ein schlechtes gewesen. Immerhin ist der Ueberschuß der Geburten über die Todesfälle geringer als im Vorjahre; er beträgt 57 026. Dr. Jacques Bertillon, der im Temps diese Ziffern mitteilt, knüpft daran einen Vergleich Frankreichs mit einigen andern Ländern und stellt fest, daß im Jahre 1903 England mit einer Geburtsziffer von 1 183 607 um 515 642 Seelen gewachsen ist, das ist eine Zahl, die fast zehnmal größer ist als die Zunahme Frankreichs. Die Zunahme Oesterreich-Ungarns beträgt fast ebensoviel (514 442), während das Deutsche Reich mit 1 983 078 Geburten und 1 170 905 Todesfällen um 812 173 Einwohner sich vermehrt hat. In zwei Jahren wächst also die deutsche Bevölkerung um eine Zahl, die so groß ist wie die Zahl der Einwohner Elsaß-Lothringens. „Das ist die Zahl der Armpaare", bemerkt dazu Dr. Bertillon, „die jedes Jahr aus dem Boden wachsen, um zu arbeiten, das Erdreich zu verbessern, neue Werkstätten zu bauen, den Reichtum, den Ruhm und die Macht ihres Landes zu verbreiten. Furchtbare Ziffern! Alle benachbarten Nationen wachsen und vermehren sich, die französische allein bleibt stationär und sieht ihrer Verminderung entgegen. Während Deutschland und Frankreich im Jahre 1850 ungefähr die gleich große Bevölkerung von 35 Millionen besaßen, hat Deutschland jetzt 60 Millionen gegenüber unsern 38—39 Millionen. Es besitzt also heute viel mehr Produzenten, Konsumenten, Gelehrte, Soldaten, viel mehr wirtschaftliche, geistige und militärische Kräfte, mit einem Wort: mehr Leben. So ist es auch in den übrigen Ländern. Alle wachsen, nur Frankreich nicht, und so muß dieses allmählich ein Land zweiten oder dritten Ranges werden." Schließlich stellt Dr. Bertillon fest, daß die Zahl der Heiraten in Frankreich nicht gerade gering sei, aber die Zahl der Kinder, die auf eine Ehe kommen, um so geringer, nämlich 2,7, während sie in England 3,7 (also ein Kind auf die Ehe mehr) und in Deutschland gar 4,4 beträgt; Dr. Bertillon empfiehlt darum alle die Maßregeln, die geeignet sein sollen, die Kinderzahl der Ehen zu vermehren. Bekanntlich werden diese Maßregeln schon seit vielen Jahren empfohlen, aber zum Teil denkt niemand daran, sie einzuführen, zum Teil haben sie sich, wie die Ziffern eines jeden Jahres aufs neue beweisen, als gänzlich wirkungslos erwiesen. Im übrigen mögen die Franzosen sich trösten: auch in Deutschland nimmt die Geburtsziffer bereits merklich ab, was einigen Blättern Anlaß gibt, über das aus Frankreich eingeschleppte „Gift des Neumalthusianismus" zu klagen und dem Deutschen Reiche das Schicksal Frankreichs zu prophezeien. (Frankfurter Zeitung 1905, No. 320.)

Das Negerproblem in den Vereinigten Staaten. Daß die Neger von den Weißen in den Vereinigten Staaten als Menschen zweiter Klasse betrachtet werden, ist bekannt. Der Yankee weist jeden Versuch der Farbigen, sich eine

soziale Gleichstellung mit den Weißen zu erringen, schroff zurück, besonders aber in den Südstaaten. Dort wird der Neger oft brutal unterdrückt, politisch entrechtet von einer Minderheit der Weißen, die allerorten die Herrschaft an sich gerissen haben. Dabei bemüht sich der Amerikaner sehr wenig, die Negerrasse kulturell zu heben. Charakteristisch für die Beurteilung der Neger durch die Amerikaner ist die Botschaft des Gouverneurs Vardaman von Mississippi, die dieser Anfang Januar an die Staatslegislatur sandte. Dieser Gouverneur spricht sich entschieden dagegen aus, daß öffentliche Mittel für die Erziehung der Neger bewilligt werden. Er sagt unter anderem: „Die Negerrasse kommt moralisch jeden Tag weiter herab. Wir wissen alle, daß der Schwarze als freier Mann weit mehr Verbrechen begeht, denn als Sklave. Im Jahre 1890 gab es ein Drittel mehr Verbrechen unter den Negern als im Jahre 1880. Und so geht es weiter; im Süden und besonders in Mississippi wird es immer schlimmer. Man kann kaum noch eine Zeitung ansehen, ohne daß man auf jene unnennbaren Verbrechen (gegen die Sittlichkeit) stößt, welche von diesen schwarzen Bestien verübt werden. Daran ist das Streben nach sozialer Gleichstellung mit den Weißen schuld, und es liegt im Charakter der bestehenden Erziehungsmethoden, daß dies Streben gefördert wird. Somit müssen die Weißen noch Tribut zahlen, wenn sie Gelder bewilligen für den Unterricht der Neger." — In den Nordstaaten werden die Neger etwas liberaler behandelt. Als Roosevelt bei seinem ersten Amtsantritt einen Neger, den Dr. Crum, zum Hafeneinnehmer in Charleston (im Staate Süd-Carolina) ernannte, gab es ein allgemeines Aufsehen, und der Präsident mußte dem Senat fünfmal diese Ernennung vorschlagen, ehe dieser endlich seine Einwilligung gab! Jetzt ist Roosevelt anderer Meinung geworden und soll sich entschlossen haben, keinen Neger für ein Bundesamt zu ernennen; im Gegenteil, man hat bemerkt, daß er Neger gern entläßt und Weiße an ihre Stelle setzt. Es ist dem Präsidenten darum zu tun, den politischen Beistand der Südstaaten zu gewinnen, und dazu hat er keine Aussichten, wenn er Sympathien für die Neger zeigt! (Vorwärts 1906, No. 17.)

Verband der deutschen Juden. Unter den Juden erstreben die Nationalisten die nationale Autonomie unter ihren Wirtsvölkern und als letztes Ziel die Einrichtung eines jüdischen Staates in Palästina. Die Assimilanten wollen dagegen ganz in ihren Wirtsvölkern aufgehen, sei es durch eheliche Mischung oder vollständige Anpassung an die jeweiligen nationalen Sitten. In der Mitte steht jene Gruppe, die zugleich Juden und Deutsche oder Russen, Franzosen usw. sein wollen. Ihr gehört der „Verband deutscher Juden" an, der den Antisemitismus abnehmen und zugleich durch positive Arbeit die Fortentwicklung und Stärkung des Judentums fördern will. „Er will die Gleichberechtigung zur Wahrheit machen." In der letzten Hauptversammlung sagte ein Redner in bezug auf die Rassefrage: „Was gewisse Schwarmgeister über Rassen und Rassendefekte, Völkertugenden und Völkerfehler gesagt, das muß in seiner Ignoranz vom Verbande gebrandmarkt werden." — Die zionistischen Juden denken über die Rassefrage bekanntlich ganz anders, — viel vorurteilsloser.

Die vlämische Bewegung. Im vorigen Sommer haben die Belgier mit großer Begeisterung ihre 75 jährige Unabhängigkeit, ihre Erlösung vom holländischen „Joche" gefeiert. Die belgischen Niederländer — die Vlamen — haben die Trennung der 1815 künstlich geschaffenen Union bald bereut. Denn eine der ersten Taten des neuen Staates war die Erhebung des Französischen zur offiziellen Sprache. Mit aller Macht setzten die Regierungen das während der französischen Herrschaft (1795—1815) begonnene Werk der Romanisierung fort. Erst im Jahre 1840 zeigte sich unter J. F. Willems der erste Widerstand. Eine kleine Anzahl Gebildeter verlangte gleiches Recht für die Sprache. Es währte aber noch bis 1863, bevor das erste vlämische Wort in der Volksvertretung gesprochen wurde. Im Jahre 1849 war in Gent der erste jener niederländischen Sprachen- und Literatur-Kongresse gehalten worden, die seitdem jede zwei Jahre abwechselnd in Nord- und Süd-Niederland zusammenkommen und ein Zentrum der vlämischen Bewegung bilden. Eine Anzahl bedeutender Literaten schuf eine kräftige nationale Dichtung. Zeitungen und Zeitschriften entstanden, Kampfvereine bildeten sich, und das vlämische Volkstum, seit Jahrhunderten mehr oder weniger unterdrückt, begann sich zu entwickeln. Aber erst im Jahre 1898 wurde die vlämische Sprache der französischen gleichgestellt. Aber keines der Gleichstellungsgesetze wird richtig ausgeführt. In ganz Flandern herrscht der wallonische Beamte. Das Jämmerlichste an dieser Vorherrschaft ist, daß es meistens Söhne des eigenen Volkes sind, die

so gegen die Vlamen auftreten. Selbst in der Schule und im Heere werden heute noch die jungen Vlamen systematisch romanisiert. Die Gesetze verbieten das zwar, werden aber verhöhnt. Der mittlere und höhere Unterricht ist nahezu ganz französisch. So ist denn auch die Hauptforderung der Vlamen das Verlangen einer eigenen Hochschule, da sie eine Vorbedingung für die Hebung des vlämischen Volkstums ist. Belgien hat sieben Millionen Einwohner, davon sind vier Millionen Vlamen, außerdem gibt es im französischen Norddepartement immer noch 200 000, die mit Hochdruck romanisiert werden. Von den Vlamen sprechen drei Millionen nur vlämisch, die übrigen auch französisch oder deutsch. Die letzteren — die Gebildeten — verachten ihre eigene Muttersprache. Die höhere Geistlichkeit, die Beamtenschaft, die Lehrerwelt sind von französischem Geist durchdrungen. Die französische Kultur ist aber zu tief eingedrungen und das vlämische Volk zu unentwickelt. Trotzdem lebt in ihm eine wunderbare Kraft. In allen Künsten haben sie Großes geleistet. In diesem Germanenvölkchen schlummert etwas, das noch auf ein frohes Erwachen hoffen läßt. Hier sind noch latente Kräfte, deren Bedeutung wir kaum ahnen. (Hamburger Nachrichten 1906, No. 16.)

Gründung einer Gesellschaft für soziale Medizin. Eine in Berlin kürzlich gegründete Gesellschaft für soziale Medizin, Hygiene und Medizinalstatistik hat sich zum Ziel gesetzt, die Grenzgebiete von Volkswirtschaft und Medizin zu erörtern. Mit Medizin schlechthin ist alles zu bezeichnen, was die wissenschaftliche und praktische Tätigkeit des Arztes umfaßt. Die Volkswirtschaft umfaßt die wirtschaftlichen Vorgänge, die sich innerhalb des gesamten Volkskörpers und unter den gesellschaftlich zusammenhängenden Gliedern desselben abspielen. Der Zweck der Medizin im weitesten Sinne ist die Erhaltung, Förderung oder Wiederherstellung der Gesundheit. Die Gesundheit ist die Voraussetzung für wirtschaftliche Leistungsfähigkeit und das ökonomische Gedeihen — somit ist die Medizin auch ein wichtiger Faktor in der Volkswirtschaft. Wer auf dem Gebiete der Volkswirtschaft sich betätigt, hat also ein großes Interesse daran, zu erkennen, wo, in welcher Beziehung und in welchem Umfange sie durch die Medizin beeinflußt wird. Umgekehrt hat der Mediziner ein Interesse daran, zu erkennen, wo und inwieweit krankhafte Abweichungen von der Norm oder Schwierigkeiten in ihrer Abstellung durch wirtschaftliche, berufliche oder gesellschaftliche Ursachen bedingt werden. Das Gebiet, wo sich so Volkswirtschaft und Medizin berühren und sich gegenseitig beeinflussen, ist das der sozialen Medizin. Besonders bei der Ausführung der Arbeiterversicherungsgesetzgebung trägt auch die praktische Tätigkeit des Arztes einen ausgesprochen sozialen Charakter. Die Verminderung oder das Erlöschen der Erwerbsfähigkeit bei Arbeitern, die Invalidität, infolge von Krankheit oder von Unfällen, haben große wirtschaftliche Folgen, die durch die sozialen Gesetze verhütet oder vermindert werden sollen. Dem Arzt fällt hierbei die Aufgabe zu, die Erwerbsfähigkeit überhaupt oder den Grad derselben zu begutachten, seine Behandlung auf eine rasche Wiedergewinnung der Arbeitsfähigkeit und ihre möglichst langdauernde Erhaltung zu richten. Hierzu bedarf es einer sorgfältigen Ausübung seiner rein ärztlichen Kunst, z. B. wird er durch genaue körperliche Untersuchungen in den Stand gesetzt, frühzeitig aussichtsvolle vorbeugende Behandlungen in Lungen- und Nervenheilstätten, in Erholungsstätten zu beantragen. — In der Erkenntnis der großen sozialen Bedeutung der Säuglingssterblichkeit, des Alkoholismus, der Geschlechtskrankheiten haben sich große Vereinigungen gebildet, die, jede gesondert, auf diesen Gebieten die soziale Wohlfahrt zu fördern bestrebt sind. Die Ergebnisse ihres Wirkens, ihre Beeinflussung der sozialen Wohlfahrt, werden reichliche statistische Materialien liefern. — Das gesamte Gebiet der Seuchenbekämpfung bildet einen integrierenden Teil der Volkswirtschaft. — Auch die Hygiene ist ebenso eine medizinische, wie eine volkswirtschaftliche Wissenschaft. Die Hygiene will einerseits Schädlichkeiten von den Individuen abhalten, andererseits die Konstitution der Individuen und ganzer Gruppen von Individuen und damit die des gesamten Volkskörpers verbessern. Sie kommt dabei zu der Erkenntnis, daß eine große Zahl von Schädlichkeiten, deren Wirkung volkswirtschaftlich von weittragender Bedeutung ist, auf rein natürliche — physikalische, biologische — Ursachen zurückzuführen und nur mit Mitteln, die Naturwissenschaft und Technik liefern, zu bekämpfen sind. Demgegenüber gibt es eine große Reihe von körperlichen Schädigungen, die nicht auf naturwissenschaftlich zu ergründende, sondern auf rein gesellschaftlich-wirtschaftliche Ursachen zurückzuführen sind. Wohnungen z. B. können allen naturwissenschaftlichen Anforderungen genügen, aber durch zu dichte Belegung schädlich wirken. Hier hat die sozial-statistische

Arbeit einzugreifen. — Ueber die volkswirtschaftliche Bedeutung einer großen Reihe dem Arzt wichtiger Fragen, wie Morbidität, Invalidität, Mortalität, Natalität, Nährfähigkeit, Kindersterblichkeit, Wehrfähigkeit muß die Statistik belehrenden Aufschluß geben. Bei ihnen allen ist zu erforschen, inwieweit natürliche und inwieweit soziale Ursachen einwirken. — Die Volkswirte und Sozialpolitiker aber erhoffen ebenso von diesem Verein durch die gemeinsame Arbeit mit den Aerzten überall da, wo ihre Arbeiten in das Gebiet der Medizin übergreifen, Anregung und Aufklärung zum Nutzen dessen, was uns allen gleicherweise am Herzen liegt, zum Nutzen der sozialen Wohlfahrt. (R. Lennhoff, Verhandlungen der Gesellschaft für soziale Medizin 1905, Heft 1.)

Der Zusammenhang von Alkoholgenuß und Epilepsie findet eine interessante Beleuchtung in dem vom Oberarzt Dr. Witten erstatteten ärztlichen Bericht der bekannten Bielefelder Anstalten (siehe Verwaltungsbericht der Anstalten Bethel, Sarepta und Nazareth für das Jahr 1904/05). Es heißt in dem Berichte u. a.: „Vor allem fällt auf die starke Beteiligung des Alkohols als „Krankheitsursache". Der Alkoholgenuß, auch der sogenannte mäßige, wirkt als Protoplasmagift auf sämtliche Zellen des Körpers; die am feinsten organisierten Zellen leiden am meisten, nämlich die Nervenzellen und die Keimzellen. Schädigungen der Keimzellen hat minderwertige, degenerierte Nachkommen zur Folge. Epilepsie ist ein Ausdruck dieser Degeneration. Alkohol schafft also Epilepsie einmal auf dem Umwege über die Eltern. Zum zweiten schafft er Epilepsie, indem die latente Anlage durch den Alkoholgenuß in den Entwicklungsjahren geweckt wird. Danach muß erwartet werden, daß die meisten Kranken in früher Jugend bezw. in den Entwicklungsjahren die ersten Zeichen von Epilepsie aufweisen werden. In der Tat fallen 28 pCt. der Erkrankungen in die alkoholreiche Sturm- und Drangperiode vom 16.—25. Lebensjahre, und 56,6 pCt. in die Kindheitsperiode. Das gibt zu denken. Ist es nicht so, als wenn diese armen Kinder sich fragend an ihre Eltern wenden müßten: warum ist sie nötig, diese mörderische deutsche Trinksitte? — „Unmäßiger" Alkoholgenuß wurde zugegeben 1. vom Patienten selbst in 23,07 pCt. der Aufnahmen, 2. vom Vater des Patienten in 25 pCt. und 3. von anderen Familienmitgliedern in 20,2 pCt. Unter 1. sind einzelne Fälle enthalten, in denen es schwierig war zu entscheiden, ob der Mann trank, weil er epileptisch war, oder ob er epileptisch wurde, weil er trank. In der Rubrik der unbekannten Krankheitsursachen sind wahrscheinlich auch noch manche Alkoholschäden enthalten." In Deutschland wird die Zahl der Epileptiker auf 70000 geschätzt, von denen $^1/_{35}$ in Bethel bei Bielefeld vereinigt sind. Nach einem 1904 gefaßten Vorstandsbeschlusse werden in dieser Anstalt alkoholische Getränke (Bier, Wein usw.) in dem Konsumgeschäfte der Anstalt an Gesunde und Kranke überhaupt nur gegen ärztliches Rezept verabfolgt. Die Kolonie Bethel mit ihren 5000 gesunden und kranken Einwohnern ist also in deutschen Landen die erste größere Gemeinschaft, in welcher eine offene Schank- und Verkaufsstelle für Alkohol nicht besteht.

Zur Leistungsfähigkeit der weiblichen Brustdrüse. In den letzten Jahren ist von verschiedenen Seiten über die zunehmende Unfähigkeit der Frauen zu stillen geklagt worden. Man hat darin ein Entartungszeichen, d. h. ein erbliches Uebel erblicken wollen, eine Ansicht, die neuerdings durch die Beobachtungen von Rommel (Münchener Med. Wochenschrift 1905, Nr. 10) modifiziert werden muß. Bekanntlich ist in Bayern die Unfähigkeit der Mütter zu stillen und die Säuglingssterblichkeit eine sehr große. Im Münchener Säuglingsheim wurde nun folgende Erfahrung gemacht. Die Wöchnerinnen daselbst lieferten zwischen dem siebenten und zehnten Tage des Wochenbetts eine durchschnittliche Milchmenge von nur 400 g täglich. In den meisten Fällen gelang es nun Rommel, die Milchproduktion auf ein Liter, häufig sogar auf zwei, drei oder gar vier Liter täglich zu steigern. Er erreichte diese Leistungen durch methodisches Anlegen stark saugender Säuglinge, durch Massage der Brüste und durch Abdrücken überflüssiger Milchmengen. Nur mit Hülfe der Aerzte, Hebammen und Wärterinnen ist eine Besserung der Verhältnisse erreichbar. Leider aber ist die Ausbildung gerade in diesem so wichtigen Zweige der öffentlichen Gesundheitspflege meist nur sehr oberflächlich. Eine Besserung wird aber viele Jahre dauern. Bis dahin ist es notwendig, besonders durch Aufklärung der Laienkreise für die Verbreitung der natürlichen Ernährung der Kinder zu wirken.

Der sechste internationale Kongreß für Kriminalanthropologie findet am 28. April 1906 in Turin statt. Von den Vorträgen sind zu erwähnen: Von Hamel,

Ueber die Behandlung jugendlicher Verbrecher im Strafrecht und im Strafvollzug nach den Prinzipien der Kriminalanthropologie; Tarnowsky, Die Behandlung der weiblichen Verbrecher; Kurella, Beziehungen zwischen Verbrechen und wirtschaftlichen Verhältnissen; Lombroso, Gleichwertigkeit der verschiedenen Formen der Psychopathia sexualis und des Verbrechens; Brusa, Der psychologische Wert der Zeugenaussagen; Ferri, Verhütung und Heilung von Verbrechen; Garofalo, Ueber Anstalten zur dauernden Einsperrung von geistesschwachen Verbrechern.



Bücherbesprechungen.



A. Hink, Befruchtung und Vererbung. Natürliche und künstliche Zuchtwahl in ihrer Bedeutung für die heutige Tierzucht. Freiburg i. B. und Leipzig 1905. 123 S. Preis 2 Mark.

Wenn man sich erinnert, welch wichtige Stützen seiner Theorie Darwin den Beobachtungen aus der Zucht der Haustiere entnommen hat, so muß man sich wundern, wie wenig seitdem zur Lösung der Fragen über Vererbung und Artbildung aus den Kreisen der Tierzüchter beigetragen worden ist. Hoffen wir, daß die vor kurzem gegründete „Gesellschaft für Züchtungsbiologie" und die geplanten biologischen Versuchsstationen jetzt wieder reiche Ergebnisse für die Biologie liefern und auch das Interesse für allgemeine biologische Probleme bei den Landwirten und Tierzüchtern beleben. Denn dort besteht noch eine Abneigung gegen dergleichen „graue Theorien" und die Ergebnisse der neueren Forschungen sind dort noch fast unbekannt. Dem will der Verfasser vorliegender Schrift, die als eine Erwiderung auf eine Arbeit von Prof. Krämer: „Die Kontroverse über Rassenkonstanz und Individualpotenz, Reinzucht und Kreuzung" entstanden ist, abhelfen. Nach einem Ueberblick über die Geschichte der Deszendenztheorie schildert Hink die Erscheinungen bei der Eireifung und bei der Befruchtung. In der Deutung der Beobachtungen folgt er ganz den bekannten Lehren Weismanns, dessen Determinantenlehre ausführlich dargelegt wird. Hink vertritt auch die Nichtvererbbarkeit erworbener Eigenschaften; die angeblichen Beweise für eine Vererbung erworbener Eigenschaften haben der Kritik nicht stand halten können. So hatte Krämer in seiner erwähnten Schrift behauptet, die abschüssige Kruppe des Kaltblutpferdes sei durch den Zugdienst entstanden, es werde hier also eine erworbene Eigenschaft vererbt. Demgegenüber weist Hink darauf hin, daß die abschüssige Kruppe schon bei dem diluvialen Wildpferd und dem Alpenwildpferd vorhanden ist, demnach nicht erst durch den Zugdienst erworben wurde. Abänderungen, die durch Wärme und Kälte und Ernährung hervorgerufen sind, können jedoch vererbt werden, weil diese Faktoren auch das Keimplasma beeinflussen können. An die Möglichkeit der Entstehung neuer Arten durch Mutation glaubt der Verfasser nicht. Gegenüber den in Züchterkreisen noch herrschenden Lamarckschen Anschauungen betont Hink: „Alle vererbbaren Abänderungen des Tierkörpers haben ihre Wurzel in Veränderungen des Keimplasmas, welches von somatischen Erwerbungen unberührt bleibt, dagegen direkten Einflüssen des Klimas und der Nahrung mehr oder weniger zugänglich ist." Die interessante und klare Arbeit gibt, abgesehen von einigen kleinen Irrtümern (so wird z. B. S. 120 dem Froschei eine Mikrophyle zugeschrieben), eine gute Darstellung der neueren Forschungen über Befruchtung und Vererbung. Die Mendelschen „Gesetze" hätten aber doch eine eingehendere Besprechung verdient. W. Tiefensee.

E. Hasse, Deutsche Politik. München 1905. J. F. Lehmanns Verlag.

In einem in drei Bänden erscheinenden Werk veröffentlicht Professor E. Hasse die Vorlesungen, welche er seit dem Jahre 1888 an der Leipziger Universität über „Deutsche Politik" gehalten hat. Vom ersten Band sind bisher zwei Hefte erschienen, welche „Das Deutsche Reich als Nationalstaat" und „Die Besiedelung des deutschen Volksbodens" behandeln. Es ist ein reichhaltiges Programm, das Hasse sich gestellt hat. Außer den bisher erschienenen Heften werden noch 17 andere veröffentlicht werden, welche die Heimatpolitik, die Welt- und Kolonialpolitik des deutschen Volkes nach den verschiedensten Richtungen beleuchten sollen.

Das erste Heft, das uns vorliegt, enthält Abschnitte über die Entstehung des Deutschen Reiches, den Begriff der Nation, dem Nationalstaat, die Voraussetzungen des Nationalstaates. Besonders wichtig sind die Erörterungen über die Unterschiede der Begriffe Staat, Rasse, Gesellschaft, Nation. Unter Nation versteht der Autor „eine Gesamtheit von Menschen gemeinsamer Abstammung, die eine und dieselbe Sprache sprechen, eine gemeinsame politische und kulturelle Entwicklung durchgemacht haben und das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit besitzen. Diese Voraussetzungen brauchen aber nicht alle gleichzeitig zusammen zu treffen, doch ist die Sprachgemeinschaft die erste und nötigste Bedingung der gemeinsamen Nationalität.

Von hier aus sucht Hasse die Lage der deutschen Nation zu beleuchten, und, soweit andere Länder damit in Berührung kommen, werden auch Italien, Spanien, Frankreich, Großbritannien usw. einer kurzen Betrachtung unterzogen. Zum Schluß wird die „Judenfrage" und die „zionistische Bewegung" behandelt.

Dr. L. J. Lange.

Die österreichischen Deutschen und die Wahlreform. Von s. c. Erstes Heft des österreichischen Flugschriftenmagazins „Ostora", Radaun bei Wien. 8°, 15 S., h. 40.

In ruhiger und sachlicher Sprache deckt der Verfasser, ein angesehener nationaler Politiker Deutsch-Oesterreichs, die Fehler der deutschen Politik auf und unterzieht sie einer strengen und gerechten Kritik. Das Büchlein ist daher vorzüglich geeignet, den reichsdeutschen Leser nicht nur in die österreichische Wahlrechtsfrage, sondern überhaupt in die innere Politik des Donaustaates einzuführen. Der Verfasser tritt mit unwiderleglichen Gründen nicht für das absolut allgemeine und gleiche Wahlrecht ein, das in Oesterreich so viel als den Untergang aller intelligenten und staatserhaltenden Schichten bedeuten würde, sondern er stellt die Forderung auf, daß sich das neue Wahlrecht, wenn es nicht das gesamte Staatsgefüge erschüttern soll, nach den Steuerleistungen richten müsse. So sehr berechtigt in dem von einer anthropologisch ziemlich einheitlichen Staatsbürgerschaft bewohnten Deutschen Reich das allgemeine und gleiche Wahlrecht wäre, so ungerecht wäre es in einem Staat, der wie Oesterreich von einer Minderzahl von Bürgern einer hochwertigen und von einer erdrückenden Majorität rassenmäßig minderwertiger, direkt kulturfeindlicher Staatsbürger bewohnt wird. Oesterreich ist für den politischen Anthropologen das interessanteste Studiengebiet, hier wird man, wenn man Erfolge erzielen will, nur nach den Theorien der politischen Anthropologie vorgehen können.

F. Hueppe, Ueber Unterricht und Erziehung vom sozial-hygienischen und sozial-anthropologischen Standpunkt. Zeitschrift für Sozialwissenschaft VIII 8—9, 1905.

Ein vielerfahrener, ganz auf dem Boden neuzeitlicher Rassenforschung stehender Mann von vaterländischer Gesinnung und freier naturwissenschaftlicher Weltanschauung, zudem Hochschullehrer der Gesundheitswissenschaft, hat in dieser für jeden Freund unseres Volkes und der heranwachsenden Jugend sehr beachtenswerten Abhandlung seine in allerlei Aufsätzen und Vorträgen zerstreuten Aeußerungen über vernunft- und naturgemäße Erziehung in einheitlicher und übersichtlicher Weise zusammengefaßt. Es ist mir immer, das sei gleich vorausgeschickt, eine große Freude, wenn ich mit einem Verfasser mich einverstanden erklären und statt der Geißel der Kritik die Palme der Anerkennung zur Hand nehmen darf.

Die vielerlei Kenntnisse zeitgemäßer Bildung, die nun einmal ersessen werden muß, mit einer gesundheitlichen, möglichst viel Bewegung im Freien erfordernden leiblichen Erziehung zu vereinen, ist eine zwar schwere, bei gutem Willen und dem nötigen Verständnis aber doch nicht unlösbare Aufgabe. Daß außerdem im Zeitalter der Naturwissenschaft eine bloß sprachlich-geschichtliche Bildung eine „allgemeine" nicht mehr ist, daß sie, um diesen Namen zu verdienen, verbunden sein muß mit einer Vorstellung von der nach ewigen Gesetzen sich vollziehenden natürlichen Entwicklung, mit einiger Kenntnis unseres eigenen Wesens und der uns umgebenden belebten und unbelebten Welt, ja daß ohne solche ein richtiges Verständnis der Geschichte überhaupt unmöglich ist, darüber braucht nicht

mehr gestritten zu werden, es fragt sich nur, ob sich in Wirklichkeit alle diese mannigfaltigen Anforderungen vereinigen und erfüllen lassen. Ich bin mit dem Verfasser der Meinung, daß man bei zweckmäßiger Umgestaltung des Lehrplans und der Lehrweise — selbstverständlich nicht mit allen Schülern; die höheren Schulen müssen eben die Auslese der Tüchtigsten bewirken — dies auch von mir seit Jahren ins Auge gefaßte Hochziel erreichen, „vielleicht sogar für die allgemeine Bildung wieder zu einer einheitlichen Mittelschule kommen und doch für verschiedenartige Berufe vernünftig vorbereiten“ könnte. Die jetzige Trennung ist nur ein Notbehelf, „Ausdruck einer Verlegenheit“, nur „ein Uebergang, aber keine Lösung“.

Selbstverständlich müßte man zu diesem Zwecke die ganze Mittelschule von Grund aus umgestalten, unter „Anlehnung an die alte, durch Tradition vielen liebgewordene Form des Gymnasiums“, wobei die Schulmänner die ursprüngliche Bedeutung dieses Wertes nicht vergessen sollten, aber mit einem „von unten auf physiologisch-psychologisch, d. h. entwicklungsgeschichtlich“ gestalteten „Aufbau des Unterrichts“. Die Erfahrung hat gelehrt, daß „eine zu frühe Entscheidung“ für einen bestimmten Beruf bedenklich ist. „Dem Fachstudium muß eine ausreichende allgemeine Bildung vorhergehen.“ Der Bildungswert der alten Sprachen wird noch immer überschätzt, obwohl derjenige „der neuen Sprachen und der Naturwissenschaften sicher eben so hoch ist“. Da das Kind fremde Sprachen „zunächst nur mitsprechend, nicht abstrakt durch die Grammatik auffassen kann“, muß mit einer lebenden — für uns liegt Französisch am nächsten — begonnen werden. In späterem Alter werden die alten Sprachen mit unvergleichlich geringerer Mühe erlernt; ihr Wert liegt „nicht bloß in der Logik des grammatikalischen Aufbaus“, sondern ganz besonders „auch in dem geistigen Inhalt, der durch zu viel Grammatik erstickt wird“. In der Wertschätzung der beiden alten Sprachen weiche ich vom Verfasser, der des „griechischen Geistes“ wegen dem Griechischen den Vorzug gibt, etwas ab; schon durch seinen Wortschatz ist das Lateinische für die Erlernung wichtiger Kultursprachen der Neuzeit wertvoll, dann aber erzieht es durch seinen streng logischen Satzbau zu folgerichtigem Denken, und endlich ist es die Sprache der wertvollsten Quellen — es sei nur an die Germania erinnert — unserer ältesten deutschen Geschichte. In den deutschen Stunden sollten die Kinder nicht lernen, aus einem Sprichwort einen „Bandwurm“ von Aufsatz zu machen, sondern im Gegenteil, den Sinn längerer Ausführungen „kurz und bündig“ wiederzugeben. Ohne Inhalt ist auch kein treffender Ausdruck möglich, denn, wie schon Goethe sagte, „um Prosa zu schreiben, muß man etwas zu sagen haben“. Auf den mündlichen Ausdruck nicht nur in irgend einer fremden, sondern hauptsächlich auch der Muttersprache sollte besonders Wert gelegt werden. Die Naturwissenschaften sind zu pflegen, weil in ihnen „das Ringen nach Wahrheit“ den „ersten unbestechlichen Anhalt“ findet, weil heutzutage niemand mehr gebildet genannt werden kann, „der nicht über ein gewisses Maß naturwissenschaftlicher Kenntnisse verfügt“. Im mathematischen Unterricht sollte man nie vergessen, daß Geometrie „Erdmeßkunde“ bedeutet. Unserer Jugend wird aber die Meßkunst „beigebracht ohne Messen“; hier muß besonders mit dem „Anschauungsbedürfnis“ gerechnet werden. Die Unterweisung in der Erdkunde oder Geographie „könnte durch Wanderungen in der Heimat, durch Ausflüge mit Kartenlesen“, durch Aufnahmen der Gegend viel lebendiger und ersprießlicher gemacht werden. In der Naturgeschichte sollte weniger die beschreibende als die entwicklungsgeschichtliche Seite, das Verständnis der Naturvorgänge gefördert werden. Die Hauptsache aber ist, nicht den Kopf mit Gedächtniskram vollzustopfen, sondern denkende Menschen, „schöpferische Naturen, freie Persönlichkeiten“ zu erziehen. Leider aber herrscht bei uns, ganz besonders im Unterrichtswesen mit seinen vielen Prüfungen, noch allzuviel „Chinesentum“. Freies Denken, „Kraft, Entschlossenheit, Mut, Tatenlust“ sind Eigenschaften unserer Rasse, die wir ja nicht unterdrücken, sondern mit allen Mitteln zur Entfaltung zu bringen suchen sollten. Mit dem bloßen Lehren ist es nicht getan, „Unterricht und Erziehung müssen Hand in Hand gehen. Auf die Dauer kann kein Staat bestehen ohne klares Volksempfinden“; der Deutsche muß wissen, was er wert ist und welche Stellung ihm unter den führenden Völkern kraft seiner Abstammung von der edelsten Rasse gebührt. „Viele der schönsten Gelegenheiten hat unser Volk versäumt und verträumt, es muß endlich für das Leben lernen und aus seinen eigenen Bedürfnissen und Fähigkeiten heraus sich auf seine große Kulturaufgabe vorbereiten.“

Entspricht aber unser heutiges Unterrichtswesen diesem hohen Ziel, dieser großen Aufgabe? Leider nein! Es ist daher die Pflicht „hygienisch denkender Aerzte“, um eine zeitgemäße und vernünftige Umgestaltung des Schulwesens „mit

den Erziehern Schulter an Schulter gegen die bloßen Unterrichtler" zu kämpfen für die „Aufgaben der Zukunft" und für die „Wohlfahrt der Völker".

Auf alle Einzelheiten einzugehen, ist für den Berichterstatter nicht möglich, es sei nur noch die große Wichtigkeit aller Leibesübungen hervorgehoben, denn die Förderung von „Spiel, Sport und Turnen deckt sich vollständig mit den erzieherischen Forderungen, die in den Körperübungen ein unerläßliches Mittel der Menschenbildung erkennen müssen". Noch eines möchte ich erwähnen, weil dabei mein Name genannt ist, die Schriftfrage. Die sogenannte „deutsche" Schrift ist zwar „in der Langeweile des Klosterlebens", aber nicht nur in Südfrankreich entstanden, sondern sie ist zugleich ein Zeugnis des germanischen Stilgefühls. Trotzdem halte auch ich sie für veraltet und überflüssig, zumal ja die lateinischen Buchstaben, besonders die großen, der ältesten Gestalt unserer Schrift, den Runen, am nächsten stehen. „Nur die Deutschen quälen sich bewußt mit diesem Unfug weiter." Auch ich habe, durch Erfahrung belehrt, wiederholt darauf hingewiesen, daß die „deutsche" Schrift der Würdigung deutscher Wissenschaft und Dichtkunst im Ausland hinderlich ist. Unsere Jugend hat genug zu lernen, wozu sie also, da die lateinische Schrift nicht zu entbehren ist, noch mit der entbehrlichen „deutschen" belasten? Der Wettkampf mit den anderen Kulturvölkern, besonders unsern Stammverwandten in England und den Vereinigten Staaten, stellt die größten Anforderungen an das deutsche Volk und macht es uns gewiß nicht leicht, „einen unserer Vergangenheit und unseren Anlagen würdigen Platz unter den Völkern" zu erringen. „Der Weg zu diesem Platze an der Sonne", so schließt die beherzigenswerte Abhandlung, „liegt in der Erziehung der deutschen Jugend zu Gesundheit, Arbeit und Wissen."

Ludwig Wilser.

Zur Beachtung.

Die Redaktion befindet sich **Leipzig,** Lindenstraße 20.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Ludwig Woltmann. Redaktion: Leipzig, Lindenstraße 20.
Thüringische Verlagsanstalt Leipzig, Lindenstraße 20.
Druck von Dr. L. Nonne's Erben (Druckerei der Dorfzeitung) in Hildburghausen.

49